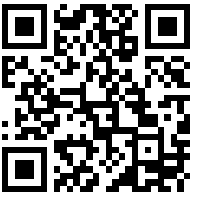
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF WISCONSIN LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Warte.

Dritter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Warte.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1872.

Digitized by Google

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

F
9D4
3

Inhalts-Verzeichniß.

Politik und Geschichte.

Seite

Historisch-politische Umschau, von v. Wydenbrugk 50, 109, 182, 240, 305, 370, 434, 502, 563, 625, 690, 759

Die Wacht am Rhein, von Albert Lindner 1

Das Scheitern der schweizerischen Bundesreform, von Otto Henne-Am Rhyn . . . 33

Die Culturgeschichte und die Aufklärung, von Demselben 193, 269

Zur Erinnerung an Rudolph Köpke, von Hans Prutz 216

Notiz zu diesem Aufsatze 384

Die bevorstehende Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten, von H. Bartling.

1. Grant und sein Cabinet 289, 343

2. Die Parteien im Kampfe 484

Japan in der Gegenwart, von Emil Schlagintweit 595

Die Croaten, eine Episode aus den österreichischen Verfassungswirren, von Dr. Karl Schmeidler*) 667

Historische Aphorismen, von Dr. A. W. 718

Leopold von Ranke**): Die deutschen Mächte und der Fürstenbund 443

August Baur: Deutschland in den Jahren 1517—1525 699

Todtenschau: Erzherzogin Sophie von Oesterreich 61. — Joseph Martin Reichard 191. — Jean Baptiste Philibert Vaillant 192. — Carlos Benito Juarez 253. — Johann Rudolph Thorbecke 254. — Elié Frédéric Forey 255. — von Bechtold 383. — Friederike Serre 383. — Marchese Rodolfo d'Afflitto, Herzog von Castropignano 383. — Karl XV., König von Schweden und Norwegen 574. — William Henry Seward 635. — Georg Ludwig Maurer 637. — Vincenzo Capriolo 640. — Bulwer, Sir Henry, Lord Dalling and Bulwer 766.

Kirche und Schule.

Die religiöse Frage der Gegenwart im Lichte von zwei Erstlingsschriften Schleiermacher's, von Ludwig Fensch, Archidiakonus am Dome zu Soldin 65, 205, 283

Die Krisis der evangelischen Kirche in Preußen 176

Ein französischer Döllinger, von Joseph Schlüter 538

*) Der Name des Verfassers ist im Texte in der Ueberschrift durch ein Versehen fortgeblieben.

**) Der Name des Verfassers ist durch ein Correcturversehen im Texte bei der Anführung des Titels ausgelassen.

Digitized by Google

Seite

Ueber nationale Erziehung, von Dr. C. Burmann 351
Die englische Volksschulgesetzgebung, von Prof. E. Wagner in Karlsruhe 577

Die vierhundertjährige Jubelfeier der Münchener Hochschule und der deutsche Gedanke . . 314

Todtenschau: Johann Jacob Marcus Leberecht Uhlich 446. — Dr. Normann Macleod 639

Philosophie und Sprachforschung.

Ein deutscher Antibarbarus, von Bruno Meyer 223

Ein Prophet des Menschenthums, von Dr. Otto Henne-Am Rhyn 449

Todtenschau: Alexander F. M. Helferding 576.

Literatur.

Umschau in der Literatur Englands mit Berücksichtigung der americanischen, von H. B. 43, 72

Umschau in der Literatur Frankreichs, von H. B. 402, 461
Lafontaine, von Adolph Laun 513

Charlotte Buff, ihre Geschwister und ihre Nachkommen, von Karl Janicke 97
Robert Prutz, † den 21. Juni 1872 321
Ueber metrische Messung, vom Ephorus Ludwig Mezger in Schönthal 705

Der siebente deutsche Journalistentag 316

Paul Lindau: Literarische Rücksichtslosigkeiten. 3. Auflage 252
Alexander Kaufmann: Unter den Reben 378
Paul Lindau: Molière 572

Todtenschau: Hippolyt Schauffert 62. — Eduard Maria Oettinger 125. — James Gordon Bennett 127. — Adolphe Guérolt 319. — Ignazio Tibaldi 320. — Friedrich Gerstäcker 380. — Georg Scheuerlin oder Scheurlin 511. — Johann Carsten von Hauch 575. — Michel Carré 638. — Charles James Lever 703.

Theater und Musik.

Karl und Emil Devrient, von Karl Koberstein 414

Zur musikalischen Literatur, von Dr. H. Deiters 553

Todtenschau: Eduard Sobolewski 127.

Bildende Kunst und Kunstwissenschaft.

Der Pariser Salon, von Friedrich Karl Petersen 79, 149
Julius Schnorr von Carolsfeld, Nekrolog, von Bruno Meyer 104
Umschau auf dem Gebiete der Kunst und Kunstwissenschaft, von Demselben 749
Römische Briefe, von Gustav Floerke.
I. Moderne Malerei. Zur Berliner Ausstellung 233
II. Stadterweiterungspläne und Anfänge 686

Digitized by Google

Seite

Ueber die Akustik großer Räume mit speciellem Bezug auf Kirchen 117
Nachtrag zu diesem Aufsatze 765

L'Art Libre, revue artistique et litéraire 120
Prof. A. Ortwein in Nürnberg: Deutsche Renaissance 249
Wilhelm Lübke: Geschichte der deutschen Renaissance 249

Todtenschau: Eduard Bitterlich 60. — Thomas Buchanan Read 63. — François Forster 318. — Heinrich Tank 512.

Volkswirthschaft.

Schlußabrechnungen zwischen Deutschland und Frankreich, von Dr. Ernst Bruch . . . 15
Die Ursachen der städtischen Wohnungsnoth, mit besonderer Beziehung auf Berlin von Demselben 257, 331
Die Mittel zur Abhülfe der städtischen Wohnungsnoth, mit besonderer Beziehung auf Berlin von Demselben 421, 474, 531
Umschau auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und des Verkehrswesens, von A. Lammers 169, 607
Noch ein Wort über Erfindungspatente, von A. Emmingbaus 297
Katheder-Socialismus und Manchesterthum, von H. von Scheel 363
Der internationale Congreß für Gefängnißwesen in London, von einem Mitgliede . 543, 613
Die Actiengesellschaft, von Dr. Max Weigert 678

Todtenschau: Dr. Nikolaus von Mantel 701.

Naturwissenschaft. Technologie.

Der Ausbruch des Vesuvs im April 1872, von C. A. R. 129
Chemische Forschungen und Theorien, von Professor Dr. Victor Meyer in Zürich . . 641

Dr. Ernst Werner Siemens und seine Mitwirkung zur Ausbreitung und Ausbildung der elektrischen Telegraphen, von Dr. Eduard Zetzsche. Mit 23 Abbildungen 385, 727

Ueber die letzte Katastrophe des Vesuv 119

Dr. Otto Dammer: Kurzes chemisches Handwörterbuch 58

Todtenschau: Woldemar Ludwig Grenser 124. — Karl August von Solbrig 125. — Wilhelm Friedrich Eisenlohr 382.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wacht am Rhein.

Von

Albert Lindner.

Von den westlichen Abhängen des Hindu-Kusch setzte sich in undenklicher Vorzeit aus der Mitte einer großen Völkerfamilie, die wir die indogermanische, besser aber die arische nennen, ein Stamm in Bewegung, dessen größerer Theil seine Richtung am nördlichen Ende des caspischen Meeres vorüber durch Südrußland nahm, hier vielleicht die Slaven zurückließ, die seiner Caravane sich angeschlossen, und schließlich auf die Küsten des baltischen Meeres prallte.

Eine kleinere Hälfte verlor sich vom Hauptheerstrome nach dem Uebergang über den Borysthenes südwärts und besetzte die Gebiete der Donaumündung. Dies waren die von Herodot sog. Geten, und diese, wie längst zweifellos ist, keine anderen als die seit dem 4. Jahrhundert als „Gothen" auftretenden Deutschen. Halten wir einen Moment hier an. Schon vor diesem Stamme, den Germanen, waren die Kelten nach Westen aufgebrochen im Verein mit anderen Verwandten, denen wir später unter dem Namen der romanischen Völker begegnen. Der Weg dieses Schwarmes muß durch Kleinasien gegangen sein; die staatliche Consolidirung, die sie schon von Persien an hinter sich ließen, wird der Grund gewesen sein, weßhalb die Germanen nach Norden ausbogen und über die südrussischen Ströme gingen. Während von diesen zwei großen Völkerwanderungen die letztere das südliche Europa einnahm, wobei die Kelten das mittlere wählten und sich bis an das linke Ufer der Elbe ausdehnten, bevölkerten die Germanen, indem sie über die Ostsee gingen, das südliche Scandinavien und drängten einen Mongolenstamm, der sich vor ihnen aus Asien so weit westwärts gewagt hatte, bis in den äußersten Norden, bis in die Halbinsel Kola zurück.

Von allen diesen Völkern waren die Germanen am schwerfälligsten, die Hellenen am bildungsfähigsten, die Römer zur politischen Gemeinschaft am veranlagtesten, die Kelten am charakterlosesten und oberflächlichsten. Darnach gestaltet sich ihre Geschichte. Civilisirte Staaten, die der übrigen Welt ihre Gesetze geben, haben wir am frühesten nur in Südeuropa; die Kelten haben wohl bisweilen erobert, aber nicht gegründet; sie waren schlechte Bürger, aber gute Reisläufer; der Nationalsinn war nicht ihre Sache.

Nach ihnen Allen haben sich erst die germanischen Staaten herausgebildet, und so groß war das Mißverhältniß zwischen ihrer physischen Kraft und ihrer geistigen Veranlagung, daß keine Erinnerung an ihre asiatische Herkunft haften geblieben war, als sie mit den Römern zum ersten Male zusammen trafen, ja daß sie sich den Gewährsmännern

Digitized by Google

des Tacitus gegenüber für Autochthonen der deutschen Erde erklärten. Woher wir also mit solcher Bestimmtheit über den Weg jener eingangs erwähnten Wanderungen etwas wissen wollen? Aus den Resultaten der vergleichenden Sprachkunde einmal, sodann aus den damit controlirten Berichten griechischer Reisender, von denen z. B. einer schon zu Alexanders des Großen Zeit Teutonen und Gothen an der Ostsee wohnen weiß; endlich aus den Andeutungen der arischen Stammsagen, von denen ich beispielsweise den einzigen Zug anführen will, daß die scandinavische Sigurdsage ihre Heimat, wie längst bekannt ist, in den asiatischen Hochlanden gehabt hat und bis heute noch in der Literatur der Zendvölker zu finden ist.

Es ist ferner bekannt, daß die Ausbreitung der Germanen von Südscandinavien aus über die dänischen Inseln bis in die norddeutsche Tiefebene geschehen ist, und zwar lange vor ihrem Zusammenstoß mit den Römern. Ein flüchtiger Blick auf die Karte von Europa lehrt nun, daß, sobald es zwischen beiden Hauptstämmen dazu kam, sich den Besitz von Mitteleuropa streitig zu machen, es sich geographisch nur um zwei Dinge handeln konnte, um die Alpen und um den Rhein. Es ist sofort begreiflich, daß die Alpen kein kriegerisches Object abgaben und als bedingungslose Naturgränze, an der sich nichts ändern läßt, keine Streitfrage bildeten.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die zwingende Kraft dieser geographischen Logik auch den ersten größeren Heereszug Attila's bestimmt hat. Im Grunde galt derselbe dem weströmischen Hofe, nicht aber Gallien. Indem er sich also an der Donau hinschob, suchte er offenbar an der Alpenmauer die Pforte, die ihn nach Italien führte, und kam so nach Gallien. Der Beweis dafür ist, daß er sich im nächsten Frühjahre denn doch noch zu dem näher gelegenen Durchgange durch das heutige Venetien entschloß.

Daß die Geschichte der Germanen über die Köpfe der dazwischen geschobenen Kelten hinweg ging, begreift sich ferner aus dem Charakter der letzteren. Sie fügten sich entweder dem Sieger, wenn auch mit jener Tücke, die nicht kann, wie sie will, oder sie wurden aus der großen Völkerstraße seitab gedrängt und territorial zersplittert.

Es handelte sich also um ein Umgehen der Alpen. Und in der That finden wir, noch ehe Attila seine Erfahrungen machte, sowohl im Osten wie im Westen derselben germanische Versuche zum Durchbruch nach Süden. Der östliche kann nur von den mährischen Terrassen her über die Donau geschehen und den Norden des adriatischen Meeres zum Ausgangspunkt haben, aber bequem ist er nicht und taktisch von weitaus größerer Schwierigkeit als das Umgehen im Westen. Daher werden uns zwar germanische Stämme wie die Bastarner an der unteren Donau erwähnt, aber zu einem Zusammenstoß zwischen ihnen und den Römern ist es nie gekommen. Der erste und einzige Versuch, den Germanen von Norden her machten, war der der Cimbern und Teutonen, die durch Kärnten und Krain zu brechen versuchten, aber geschreckt durch die himmelhohen Schneegebirge und stutzend über die Leistungen des römischen Heeres unter Pap. Carbo bei Noreja, einen anderen Weg nahmen.

Dieser mißglückte Versuch diente ihnen zur geographischen Lehre; fortan handelte sich's zwischen den beiden Brüdervölkern, die seit dem Wegzug aus Asien ihre Brüderlichkeit längst vergessen hatten, nur um den Rhein. Wie hätten sie sich auch wieder erkennen sollen? Hellenen und Römer hatten, vom Klima ihrer neuen Heimat und von anderer Gunst der Verhältnisse unterstützt, ihre Jahrhunderte gut benutzt, waren Weltenherrscher gewesen, die Letzteren beinahe schon ins Greisenalter ihres historischen Daseins gelangt, die Ersteren

Digitized by Google

schon zu Grabe gegangen. Die Germanen waren Kinder am Geiste geblieben, und so standen sie, als sie aus nordischer Nacht und Barbarei hervortauchten, plötzlich einem Bruder Stirn an Stirn, der, mit allem Raffinement der historischen Bildung ausgestattet, mit allen Vortheilen der Civilisation sie bedrohte oder ihre einfache Seele zu Neid und Beute reizte.

An den Rheinufern also kommt der große weltbewegende Zweikampf zum Austrage, und so gewaltig zwingender Natur ist dieses strittige Object durch seine geographische Lage, daß der Zweikampf zwischen den Germanen und Romanen von Ariovist und Cäsar an bis auf Kaiser Wilhelm und Napoleon III. fortgedauert hat, im Laufe der Jahrhunderte natürlich nicht mehr sich auf territorialen Erwerb beschränkend, sondern genährt durch jene gewaltigen Ideen, die zwischen Germanen und Romanen auch die geistige Kluft rissen, durch die Ideen der Reformation.

Uebersieht man mit einem flüchtigen Blicke die Reihe von Kämpfen, die an den Rheinufern von Cäsar an bis auf den Franken Chlodwig sich abspielten, so läßt sich ein durchgehender Charakter in diesen Kämpfen nicht verkennen. Begonnen werden sie nämlich von beiden Seiten aus Thatendrang und Eroberungslust, und das ist noch nichts Ungewöhnliches. Nachdem aber beide Kämpfer die ersten 50 Jahre lang ihre Waffen gekreuzt haben, tritt bei den Römern wie bei den Germanen ein Factor ins Spiel, der seine verhängnißvolle Tragweite noch bis auf den heutigen Tag nicht verloren. Es ist auf römischer Seite das dunkle Gefühl, daß dieser Gegner dem romanischen Wesen sein geschichtliches Ende bereiten werde; es ist auf germanischer Seite das freudige Bewußtsein jener Kraft, die die Welt zu verjüngen berufen ist, der mit Naturnothwendigkeit in ihnen thätige Trieb, auf den Trümmern vermorschter Reiche und auf den Gebeinen abgelebter Geschlechter neue Staaten auf neuen Ideen zu errichten. Dieser Grundzug erklärt die Kampfweise auf beiden Seiten.

Schon unter Cäsars Führung und noch mehr unter den folgenden Feldherren ist der römische Kampf im Ganzen nur ein Act der Abwehr, ein Ringen um die Sicherung des römischen Staates; andererseits bemerkt man auf germanischer Seite schon seit den Kämpfen der Eburonen und Trevirer das immer schärfer hervortretende Princip, die einzelnen Stämme zu Kriegsbundesgenossenschaften zu verbinden und als Staatenbund gegen den römischen Erbfeind endlich offensiv vorzugehen. Die Eburonen ließen die stolzen Römer zum ersten Male die Bedeutung ihres Gegners ahnen. Sie, von Cäsar selbst ein armseliges Volk genannt, unter ihrem Könige Ambiorix, waren die Einzigen, die Cäsar niemals besiegt hat; sie gaben durch die Vernichtung zweier Legionen im Jahre 54 in den Ardennen das blutige Vorspiel zu dem Schicksale des Lollius im heutigen Limburg und des Varus im Teutoburger Walde; ihr König Cativolcus erregte dem J. Cäsar Grauen und Zittern durch die echt heidnisch-germanische Art seines Todes. Denn als er erkannt hatte, daß dieser Krieg sich zum Verzweiflungskampfe seines Volkes um Freiheit und Zukunft gestaltete, da hielt er sein hohes Alter für ein Hinderniß und gab sich, um einem jüngeren Kopfe und jüngeren Arme in der Führung den Platz zu räumen, mit eigenen Händen hochherzig den Tod.

Das Beispiel der Eburonen ging nicht verloren, seine zündende Wirkung lief von Stamm zu Stamm und weckte in dem einen, in den Sigambern, endlich den Führer, der seinen Bundesgedanken auf die Cherusker und Chatten zeitweilig vererben sollte. Wie Vieles erinnert uns an die zuletzt in dieser, der belgischen, Gegend ausgetragenen Kämpfe!

Digitized by Google

Vor Allem fehlt nicht das l'empire c'est la paix des romanischen Cäsaren. Denn was will es Anderes sagen, wenn Cäsar die jedesmalige Eroberung eines neuen Gebietstheiles nach Rom mit dem unverschämten Euphemismus berichtet „et ita pacati sunt", und ähnlich: „Das Kaiserreich ist der Friede", d. h. wenn wir haben, was wir wollen. Und seit Cäsar erkannt hatte, daß am Niederrhein das Terrain sei, wo Rom bis zum letzten Aufgebot seiner Macht sich gegen den Ansturm der germanischen Jugend zu stemmen habe, da blieb das Geschrei nach dem linken Rheinufer die Parole des Krieges so gut wie heute. In Belgien — wie seltsam! — war Rom zu vertheidigen. An den Abhängen der Arduennen fand das Blutbad der Legionen des Sabinus und Cotta statt, das nach Norden hin der Markstein der römischen Welteroberung bleiben sollte; an den Abhängen der Arduennen liegt auch — Sedan!

Man wird nach dem Schicksale der gallischen Kelten fragen. Ihr Charakter ist oben skizzirt worden. Diese unter ihrer Priesterschaft hinträumenden Menschen, eitel und putzsüchtig, in weiten Hosen und gestreifter Tracht, mit Armketten und Fingerringen, selbst in Waffen mehr auf Schmuck als auf Tüchtigkeit Werth legend, leidenschaftlich und leicht erregt, hochtrabend im Ausdruck, schnell mit prahlerischem Drohen zur Hand, bald tollkühn und bald verzagt, dabei unnatürlichen Lastern nicht fremd — wobei zu bemerken, daß sie Cäsar, Strabo und Diodor also schildern! — waren einzeln leicht zu bewältigen, denn ein Gemeingedanke war ihnen unbekannt, überdies war ihnen Cäsar so schnell über den Hals gekommen, daß sie nicht Zeit fanden, sich Bundesgenossen zu sichern. Und wenn die gallische Bevölkerung jemals eine Ahnung von dem Worte pro patria mori hatte, so haben erst die belgischen Germanen sie dieses Wort gelehrt. Das eburonische Verbrechen, zwei römische Legionen zum Schutze der eigenen Freiheit vernichtet zu haben, strafte Cäsar auf dem Fuße, indem er das Land dieses verhaßten Volkes bis auf den Grashalm verwüstete. Aber damit rief er die Nemesis über Rom wach! Auf den Gebeinen der Erschlagenen erstand der Rächer in den Sigambern!

Es ist hier am Ort auf eine Schrift einzugehen, die sich zur Aufgabe den gründlichen Nachweis gestellt hat, daß der germanische Bundesgedanke von den Sigambern ausgegangen und von diesen auf die Cherusker und Chatten übergeerbt ist; daß *sie* den Grundstein der nationalen Einigung in die Zeit gesenkt und die Hauptbedingung zur Herstellung von Gesammt-Germanien gegeben haben. Die Sigambern waren die *erste Wacht am Rhein*, und ihr Geist hat gesorgt, daß auch nach ihnen immer der rechte Posten den alten ablöse. Die in Rede stehende Schrift führt den Titel: „Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke", von Prof. Dr. *Watterich*. Leipzig 1872.

Was zunächst den Namen betrifft, so kann von der Ableitung Sieg oder Syg (nämlich der bekannte Fluß) und gaum, gam, der „Mann", schon lange nicht mehr die Rede sein. Wir finden vielmehr in der ersten Silbe nichts Geringeres, als jenen in der altgermanischen Mythe bedeutungsvollen Begriff, der im Namen Sigfrid vorhanden ist und sich auf den von Thor und Wodan abstammenden König Sigi zurückführen läßt. Da gambar nun „streitbar" bedeutet, (Cimbern?) so heißt sigi-gambar „bis zum Siege streitbar", und wir haben mehrfache Belege dafür, daß einzelnen germanischen Völkern eine gewisse Bezeichnung erst in Folge ihrer Thaten und ihres Rufes geworden ist, mögen sie selbst sich oder Andere ihnen denselben beigelegt haben. Daß der Name von nur vorübergehender, aber nicht alursprünglicher oder indigener Natur war, bezeugt der Umstand,

Digitized by Google

daß sie ihn im Lauf ihrer Geschichte wieder verlieren konnten, um unter anderem Namen, wie unten berichtet werden wird, aufzutauchen.

Tacitus würdigt, neben den Germanen im Allgemeinen, auch die Sigambern insbesondere der Ehre, ihnen **cantus** beizulegen. Ich habe schon bei Besprechung der Liliencron'schen Volkslieder in den „Ergänzungsblättern" Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, wie leicht man durch ein patriotisches Gefühl verführt wird, altgermanische Zustände zu idealisiren oder in zu hohem Culturlichte zu erblicken. Weder Wackernagel, noch Uhland, noch Liliencron hat in Betreff der **carmina antiqua** bei Tacitus vermocht, an weniger als an rhythmisch und tonisch ausgebildete Kunstgesänge zu denken. Was dagegen spricht, habe ich dort gesagt; aber auch hier, wo speciell von den Sigambern die Rede, beweist die Verbindung der Begriffe klar, wie weit Tacitus unter **cantus** an einen „Gesang" dachte, denn er nennt das Volk **cantuum et armorum tumultu trucem.**

Noch hatten die Eburonen ohne jeglichen Bundesgenossen gefochten, aber die Kunde des kühnen Beispieles hatte bereits ihre Wirkung über den Rhein hinüber gethan, und Cäsar sah sich schrecklich enttäuscht, wenn er geglaubt hatte, daß Belgien durch Ueberwindung der Nervier und Aduaduker von ihm für immer — **pacata** sei. Ein anderer gefährlicher Feind war ihm schon früher in dem Völkerpaare der Usipeten und Tencterer genaht, als sie 430,000 Mann stark über den Rhein gingen, um von den Eburonen zunächst — Waffenbrüderschaft zu verlangen.

Die Gefahr abzuwenden, setzte Cäsar eine echt wälsche Tücke ins Werk. Blitzesschnell, ehe sich die Eburonen besinnen konnten, stand er mitten unter ihnen, nannte sie seine „Freunde" und ließ sie eingeschläfert hinter seinem Rücken zurück. Mit allen Legionen stürmte er nun vorwärts, um den Feind unvorbereitet zu überraschen. Sie knüpfen Unterhandlungen an, er geht darauf ein, aber rückt ohne Aufenthalt vor. Die Germanen werden besorgt, beklagen sich, er spinnt das Spiel der Verhandlungen weiter, und rückt vor. Eine einzelne Reiterabtheilung wirft sich im gerechten Zorne, um ihn aufzuhalten, auf die sechsmal stärkere Cavallerie der Römer und — schlägt sie! Jetzt sah er erst recht, daß nur List und Ueberraschung ihn retten konnten. Es war am Vereinigungspunkte von Waal und Maas. Endlich versprach er, die Verhandlungen zum Abschlusse zu bringen und lud die Fürsten und Aeltesten des Feindes in sein Lager. Sie kamen, die harmlosen Germanen, entschuldigten sich auch noch höflich wegen des gestrigen Gefechtes, und — wurden umringt und gefesselt! Gleich darauf warf sich Cäsar mit aller Macht auf das sorglose germanische Lager selbst und hieb nieder, was nicht entkam.

Der völkerrechtliche Frevel war gelungen. Er hatte freilich eine ernste Gefahr von Rom abgewendet, aber auch eine ernstere heraufbeschworen. Schamroth stellte Cato im Senate den Antrag, daß Cäsar für dieses scheußliche Verbrechen den Germanen ausgeliefert werde. Was galt die Stimme dieses Predigers in der Wüste! Den römischen Staat trieb die Geschichte ja doch unaufhaltsam seinem Verhängniß zu, und wenn kein Cäsar es schon erfüllte, so folgten ihm Drusus, Germanicus und Varus. Daß Cäsar den ungeheuren Frevel an den Usipeten und Tencterern beging, machte ihm kein Gewissen, aber auch, daß die Eburonen ihre Freiheit mit der Niedermetzelung seiner besten Legionen vertheidigten, warnte ihn eben so wenig. Der Völkerrechtsbruch an jenen Stämmen, die mannhafte Abwehr dieses Volkes waren die ersten Thatsachen, die den Rächer auf Posten riefen; und wie Napoleon III. der Gründer der deutschen Einheit gewesen, so hat Cäsar die ewige Wacht am Rhein gegründet. Denn das immer wache Ehrgefühl

Digitized by Google

und Gewissen aller Germanenstämme zu sein, diese Aufgabe übernahmen von jetzt die Sigambern.

Die flüchtigen Reste der Usipeten und Tencterer wurden nämlich zunächst von den ihnen von Alters her befreundeten Sigambern aufgenommen und den Lippefluß entlang angesiedelt. Der Bericht über den erlittenen Mißbrauch germanischer Treuherzigkeit empörte die Sigambern aufs Höchste und veranlaßte zunächst einen festen Waffenbrüderbund unter den drei Stämmen. Cäsar verlangte die Auslieferung der Entronnenen. Da warfen die Sigambern den Schild zwischen die Erschöpften und den Sieger und antworteten diesem: „Zurück vom Rheine! Bis an diesen Strom geht Roms Oberhoheit, aber auch keinen Zoll weiter!“ Damit war der Krieg eröffnet, und nun schlug Cäsar unterhalb Neuwied mit allem Aufgebote römischer Pionirkunst die vielbesprochene Brücke, weil er es der römischen Würde für angemessener hielt, im Bilde einer Brücke dem großen deutschen Strome das erste römische Joch aufzuzwingen, als mit armseligen Flößen überzugehen. Entkleidet man den Bericht Cäsars (IV, 16—19) der römischen Ostentation, so bleibt ein ziemlich lächerlicher Erfolg übrig. Die Sigambern zogen mit Menschen und Habe in die Gebirge, und Cäsar kühlte seine Wuth in der Verheerung der unmittelbar am Rheinufer gelegenen Landstriche.

Die Folge war, daß die germanischen Stämme ihren Bund nur um so enger schlossen, einmal aus Zorn, daß der römische Fuß das germanische Land betreten, und die römische Hand ihre Tapferkeit an verlassenen Wohnungen geübt hatte, sodann aus Vorsicht, weil der 18tägige Aufenthalt Cäsars bei den Ubiern ihnen sagen mußte, er benutze die Zeit, um sich auf germanischem Gebiete zu orientiren! Er trat auf gallisches Gebiet zurück und vollzog nun, da sein Ingrimm noch lange nicht verraucht war, die oben erwähnte Züchtigung an den Eburonen, weil sie gewagt hatten, sich mit allen Mitteln ihrer Freiheit zu wehren.

Nun aber sollte auch der erste ernstliche Zusammenstoß der Sigambern mit Cäsar erfolgen. Es ist blutiger Humor in dieser Episode, die den Enkeln am germanischen Lagerfeuer noch lange Stoff zu behaglichem Gelächter gegeben haben wird. Um nämlich die Verheerung des Eburonenlandes gründlich ins Werk zu setzen, forderte Cäsar alle benachbarten Völkerschaften auf, sich zu einem Plünderungszuge aufzumachen und Beute wegzuschleppen, soviel sie wollten; denn das Werk ging ihm mit seinen eigenen Truppen zu langsam. Das hörten auch die Sigambern, und sie hätten keine Germanen sein müssen, wenn die in Aussicht gestellte Beute sie nicht gelockt hätte. 2000 Reiter gingen über den Rhein und begannen zu plündern, wie Cäsar das haben wollte. Da hörten sie, daß Cäsars Lager selbst, viel reicheren Fang bietend, augenblicklich bei Aduatuca (Tongern) schwach besetzt sei. Mit Jubel wird der Gedanke aufgenommen, das Lager zu überfallen, über 2000 Mann sind schon niedergehauen, als noch zur rechten Zeit Cäsar's Hauptmacht erscheint und die Sigambern verscheucht.

Ueber eine derart erwiesene „Gefälligkeit“ (beneficium) mag Cäsar noch lange nachher den Kopf geschüttelt haben, zu einem Zusammenstoße mit den rechtsrheinischen Deutschen ist es indessen nicht mehr gekommen. Er hatte an den Einzelfällen ihrer Begegnung genug, um Scheu vor einem Entscheidungskampfe zu tragen, und er hatte ausreichend zu thun, die nöthigen politischen Phrasen auszudenken, mit denen er in den Commentarien seine Unmacht verbrämen mußte.

Digitized by Google

Es ist kein Zweifel, daß die Politik Cäsars darauf ausging, am rechten Rheinufer einen Rheinbund zu errichten und damit eine Brücke aus Völkern zu schlagen, die ihn ins Herz Germaniens führen sollte. War somit der erste Napoleon in Vielerlei schon ein Affe des großen Römers, wenn auch ein genialer Affe, gewesen, so war der dritte doch kaum etwas mehr als der Affe vom Affen. Die willigsten für die Pläne Cäsars waren die Ubier, die seitdem wegen ihrer Charakterlosigkeit allen Germanen ein Dorn im Auge blieben, und, in weitem Bogen von den Sigambern umdroht, in diesen ewig das über ihnen hängende Rachesschwert der von ihnen verrathenen Germania zu erblicken hatten. Diese Zustände machten denn endlich auch das Erscheinen Agrippa's an den Rheinufern nöthig. Augustus hatte den Plan der Eroberung Germaniens von Cäsar geerbt, ihm zu Ehren wollte er die germanische Provinz errichten, und es wäre geschehen sagt Florus, **si barbari tam vitia nostra, quam imperia ferre potuissent!** (wenn die Barbaren sich so unseren Lastern wie unserer Herrschaft hätten unterwerfen können).

Die Ubier der germanischen Wuth zu entziehen, blieb nichts übrig, als sie auf das linke Rheinufer überzusiedeln, und so tief hatte sie schon eine 17jährige Freundschaft mit den Römern entartet, daß sie, die Nassau als ein freies Germanenvolk verließen, sich willig ins Eburonenland als „römische Unterthanen" aufnehmen ließen! Aber Ruhe ließ ihnen die Wacht am Rhein nicht, und ewig blieben ihnen die furchtbaren Executoren des beleidigten germanischen Nationalgefühles, die Sigambern, auf dem Nacken. Und so oft Augustus Gallien zur Regelung der Provincialverhältnisse persönlich besuchte, so fand er den Sigambernbund, d. h. sie mit den Sueven, Usipeten, Tencterern, auf der heiligen Wacht. Es erregt Gedanken darüber, daß noch heute die wallonische Bevölkerung dieser Gegenden zwischen Franzosen und Deutschen den Uebergang bildet, mit Sprache, Sitten und Sympathien aber mehr auf französischer Seite steht.

Die Erfolge, die Octavianus während seiner persönlichen Anwesenheit in Gallien erreichte, sind kaum weniger als lächerlich. Indem er sich zur Aufgabe gestellt hatte, das rechte Rheinufer zu romanisiren, nahm er zur Operationsbasis den bisherigen Rheinbund der Ubier und Trevirer. Es ist begreiflich, daß diese Völker der fortwährende Gegenstand des Germanenhasses blieben.

Während die Sigambern sich an die Ubier hielten, warfen sich ihre Bundesbrüder, die Sueven, auf die Trevirer. Ein Executionszug gegen die Ruhestörer hatte keinen anderen Erfolg, als daß der Kaiser einige gefangene Sueven in Rom mit gefangenen Daken kämpfen lassen konnte. Vieles aus dieser persönlichen Anwesenheit des Kaisers am Rhein erinnert lebhaft an diejenige des letzten Napoleon im Elsaß. Denn wenn der Legat M. Vinicius 25 a. C. mit Kriegespomp über den Rhein setzt, einige Greise und Weiber niederhaut und leerstehende Wohnungen verbrennt, um dem gefürchteten (schon längst geahnten) Sigambernbunde einen Denkzettel zu geben, dann aber stolz und befriedigt wieder zurückmarschirt, während bei dem Vorgange der Kaiser als officieller Zuschauer figurirt: was fehlt dann zu dieser „Beschießung von Saarbrücken" noch weiter als ein Lulu mit einigen flennenden Turcos? Nur insoweit war der damalige Augustus klüger, daß er einen Triumph ablehnte, weil er keine lebende Seele gefangen hatte.

Von ernsterer Bedeutung war ein germanischer Vorstoß unter dem Sigamberfürsten Melo 16 v. Ch., der den heranrückenden Lollius in einen Hinterhalt lockte, die Legionen zusammenhieb und einen Adler erbeutete. Das war die erste der zwei großen Niederlagen, die die Regierung des Augustus zu verzeichnen haben sollte; die zweite war die des Varus.

Digitized by Google

Die Bezwingung der Barbaren doch noch zu erleben, mußte ihm an erster Stelle darum zu thun sein, den richtigen Feldherren zu finden, der die nöthige Einsicht mit der nöthigen Energie verband. Das Glück gab ihm jetzt denselben in seinem genialen Stiefsohne, der sich eben mit dem rhätischen Lorbeer geschmückt hatte, in Drusus. Und nun begann ein gewaltiges Werk, das die Stämme von der Ems bis zum Main mit Furcht und Staunen erfüllte. Sein Plan war, Germanien zugleich vom Nordwesten und Südwesten zu fassen. Mit anderen Worten: Er richtete die Rheinlinie durch militärische Stützpunkte und durch den Bau einer Rheinflotte soweit her, daß ihm ein Süd-Invasionsheer, wenn er vom Norden einbräche, die Hand reichen könnte. Dann aber wollte er mit der eigentlichen Kriegsflotte bis an die Mündungen der Ems und Weser dringen, um von da aus den Stoß in das Herz Germaniens zu führen.

Dabei sollten die Stürme und Gefahren der unbekannten Nordsee vermieden werden. Damals waren die hydrographischen Verhältnisse Hollands ganz andere. Wir wissen aus verschiedenen Jahrhunderten, welche Veränderungen die einbrechenden Meeresfluten bewirkt haben. In der Richtung der Yssel nordwärts zog sich eine Kette von Binnenseen, von denen der heutige Zuidersee der größte war, bis an die jetzigen Inseln Vlieland und Ter Schelling. Drusus verband zunächst den Rhein mit der Yssel durch einen Canal, bacherte die Seen bis zur Tragfähigkeit einer Flotte aus und drang in der That zwischen den genannten Inseln hindurch bis in die Nordsee.

Auch jetzt waren die ersten Deutschen, die sich vom Staunen erholt hatten, die Sigambern. Da nur wenige Verbündete den Muth hatten, sich dem verwegenen Beginnen der Wacht am Rhein anzuschließen, setzten die Sigambern allein über, um den verhaßten Canal und das dortige Beobachtungscorps zu vernichten und sich wenigstens, bei der drohenden Gefahr eines Angriffes im Rücken, nach Süden hin Luft zu machen. Aber die Anstalten des Drusus waren zu umsichtig, die römische Kriegskunst siegte über den blindzornigen Ungestüm, Drusus schlug sie bis in ihr Land zurück. Dieser Erfolg hatte aber größere Tragweite. Denn als er nun die Nordseeexpedition in Vollzug setzte, unterwarfen sich, offenbar durch den Schlag erschreckt, den ihr Führervolk erlitten, die Friesen und erboten sich, zur Deckung der Flotte am Gestade hin zu marschiren, bis sie die Emsmündung erreicht hätte. Da aber, weil der deutsche Arm gelähmt war, übernahm es das deutsche Meer, die vaterländische Erde zu schützen. Die Ebbe trat ein, und die römische Armada blieb hülflos in den dortigen Watten sitzen, ein Spielwerk der ewigen Nordseestürme. Wir erfahren nicht, inwieweit die Schiffe gerettet wurden. Selbst Drusus mit aller Mannschaft wäre verloren gewesen, wenn es keine treuherzigen und eidesgetreuen Germanen gegeben hätte! Denn es zeugt von höchster Naivetät, die an Einfalt streift (und wer wirft um solcher Eigenschaften den Stein auf sie?), wenn die Friesen, den römischen Bundeseid respectirend, den germanischen Erbfeind wohlbehalten auf der Yssel hinab und in die sicheren Römercastelle zurückgeleiten!

Nach diesem Mißerfolge des großen römischen Unternehmens athmeten die verbrüderten Stämme auf, und wieder dachten zuerst die Sigambern, dem Jubel der Gegenwart entsagend, an deutsche Zukunft und trafen ihre Maßregeln. Ein Feind wie Drusus, der das unternommen hatte, mußte mehr noch wagen und zur genialen Kühnheit auch wohl die List fügen. Rings umher flogen die sigambrischen Boten an die noch nicht im Bunde begriffenen Völker, an die Marsen und Bructerer, an die Chatten und Rheinsueven, vor Allen aber an die Cherusker, die die nächsten Erben ihres Gedankens und Weiterführer

Digitized by Google

des nationalen Baues werden sollten. Alle traten sie freudig bei. Wie charakterisirt uns die Vereinbarung, die bei dieser Bundesweihe getroffen wurde, die einzelnen Stämme so frappant! Die Cherusker hatten sich die erbeuteten Pferde, die Sueven das erbeutete Gold, die Sigambern aber die erbeuteten Männer ausbedungen! Dies königliche Volk war nicht allein der Feldherr von Allen, sondern es war auch der Oberprieſter, der das heilige Messer schwang über den Opfern, die an den Altären ihrer beleidigten Götter bluten sollten.

Aber in der reifenden Frucht saß ein garstiger Wurm, den eine staunenswerthe Schlauheit hineingesetzt hatte. Die Einzigen, die den Beitritt zum Bunde verweigerten, waren die Chatten! Drusus hatte sie richtig bestochen zu einem Bündnißvertrage, und zwar, was das Schmachvollste war, zu der Aufgabe, ein deutsches Land, das besser als das ihrige sei, am Rhein zu besetzen. Der zweite Rheinbund war fertig, die Schande der Ubier erlebte ihre zweite Auflage! Wie das Gewitter eines rächenden Gottes brausten die Sigambern in blindem Zorne über die Verräther her, — und das hatte Drusus erwartet. Die taktische Lücke benutzend, ging er zwischen Waal und Lippe über den Rhein, warf Usipeten und Tencterer mit einem einzigen raschen Vorstoße beiseite und stand urplötzlich an der Cheruskergränze! Da aber übernahm dieser Stamm die nationale Pflicht für die auf dem Rachezuge abwesenden Sigambern und hielt mit tapferer Wehr den Römer bis zum Eintritte des Winters hin. An der Stange des Feldherrnzeltes ließ ein Bienenschwarm sich nieder. Ob Drusus Auguren bei sich hatte, wissen wir nicht, aber das Zeichen sollte sich erfüllen. Die Sigambern waren mit den Chatten fertig und kehrten heim. Auch Drusus hatte sich auf den Rückweg gemacht. Aber von Meile zu Meile tauchten die Barbarenhaufen aus der Waldung, mehrte sich der Bienenschwarm von hinten, der die Blume der Rache suchte. Von Meile zu Meile sank eine Cohorte nach der anderen unter den Keulen und Aexten der brüllenden Germanen.

Auch hier rettete den Drusus sein bewährter Umblick vor dem gänzlichen Untergange. In einem sumpfigen Terrain umstellt, sah er, daß die feindlichen Haufen, ihrer Opfer schon allzugewiß, sorgloser wurden, sich weniger geschlossen hielten und der Disciplin vergaßen. Wahrscheinlich hatte Drusus in dieser Lage mehrere Tage mit Absicht verharrt, um jene Sorglosigkeit reif werden zu lassen. Nun aber — ein gewaltiger Stoß nach vorn, und der Ring war gesprengt, sein Heer auf freiem Terrain in Sicherheit. Und so hoch schätzte er diesen Sieg römischer Taktik und Disciplin, daß er zum Zeichen seiner Oberherrlichkeit in diesen Landen eine Zwingburg anlegte, ohne zu bedenken, daß diese dem Nationalhasse fortwährend Nahrung bieten, daß sie als ein dauerndes Mal der Schmach im Fleische der Deutschen fortbrennen müsse. Es war Alisо. — Aber noch standen die Sigambern auf ihrer Wacht.

Kaum war Drusus nach Rom abgereist, um den allerdings wohlverdienten Triumph zu feiern, so wurden die Chatten sich auch ihres begangenen Verrathes bewußt und trugen sich dem Sigambernbunde als Genossen an. So ganz freiwillig kann es nicht geschehen sein, und wenn auch nur eine drohende Haltung des Bundesführervolkes sie geschreckt hätte. — Alisо wird in der Geschichte des Drusus nicht mehr erwähnt, es galt für ihn seit dem Rückfalle der Chatten als verlorener Posten, wenn auch dies starke Bollwerk noch lange dem Ansturme der germanischen Wuth widerstanden hat.

Als Drusus auf diese Nachrichten hin zurückkehrte, beschränkte er sich darauf, das Chatten-

Digitized by Google

land von Mainz-Castel aus zu verheeren. Alle diese bisherigen Unternehmen des Drusus aber können nur als Recognoscirungszüge für den Feldzug 9 v. Ch. angesehen werden.

Dieses letzte und gewaltigste Unternehmen des Drusus, mit dem nur der Zug Alexanders nach Indien verglichen werden kann, ließ den Istävonenbund, die Sigambern an dessen Spitze, ganz außer dem Spiele, nahm Mainz-Castel abermals zur Basis und war von diesem Punkte aus durch die Hermionengruppe hindurch nach der Mittelelbe gerichtet. Ein entscheidender Sieg über die Chatten bei Arbalo öffnete ihm den Norden und Osten. Ein gegen die Hermunduren (Thüringer) versuchter Vorstoß nach Südost scheiterte an der Widerstandskraft der Einwohner, die ihre Berge zu benutzen wußten. Daher suchte Drusus schleunigst die norddeutsche Tiefebene auf, weil auf solchem Terrain die römische Taktik immer Siegerin bleiben mußte. Und nun stand er an der Elbe. Aber wie einst die Macedonier am Hydaspes, so überfiel die Römer ein unheimliches Grauen bei dem Gedanken: „So weit vom Rhein und wie weit erst von Italien!“ Dazu jene dämonenhafte Erscheinung des germanischen Riesenweibes, die in die Elbe schreitend zum Feldherren hinüberrief: „Zurück, Unersättlicher! Das Ende deiner Thaten, deines Lebens ist nahe!“

Stumm und scheu wandten sich die Römer zum Rückzuge. Da stürzte Drusus mit dem Pferde und brach den Schenkel. Es mußte ein Lager geschlagen werden (**castra scelerata**). Man war ungefähr in der Naumburger Gegend. Kein Deutscher beunruhigte dieses Lager. Es mag sein, daß eine abergläubische Scheu sie abhielt, hier einzugreifen, wo die heimischen Götter selbst Hand angelegt; aber wahrscheinlicher ist, daß der Germane in diesem Heldenjünglinge, der sich nie einer so falschen Politik wie Cäsar, nie einer verrätherischen Tücke schuldig gemacht, der stets mit offenem Visir ehrlichen Kampf geführt hatte, etwas ihm selbst Verwandtes erblickte, und sich selber ehrte, indem er das unverdiente Loos dieses kühnen Feindes in Ehren hielt. Drusus verschied nach 30 Tagen.

Was sein Nachfolger Tiberius ins Werk setzt, ist von der ritterlichen Weise des Drusus so himmelweit verschieden, daß uns noch heute beim Berichte des Dio der Zorn ergreift. Dieser Mensch hatte sich vorbehalten, die Geschichte der römisch-deutschen Kämpfe mit dem schwärzesten Blatte zu füllen, so schwarz es scheußlicher Verrath nur färben konnte. Man wußte in Rom, daß Germanien in ehrlichem Kampfe nicht zu bezwingen war, man wußte auch, daß die Widerstandskraft ihre Wurzel in dem erlauchten Volke der Sigambern habe. Hier konnte nur ein ähnlicher Verrath helfen, wie Cäsar ihn an den Usipeten und Tencterern schon geübt hatte. Die Sigambern, diesen 50jährigen Dorn im römischen Auge, unschädlich zu machen, sorgte man zunächst dafür, daß römische Saat in ihrem Rücken aufginge. Tiberius warf den Funken der Zwietracht in die Cherusker und zerriß das Volk in zwei politische Parteien, an deren Spitze Segimer auf deutscher, sein Bruder Segest auf römischer Seite stand. Hier ist der Anfang jener Spaltungen zu suchen, die 17 Jahre später im Cheruskerlande in unheilvoller Blüthe stehen.

Den späteren Verräther Segestes verdanken wir also diesem Tiberius, der ihn so jung schon in seine römische Schule genommen hatte. Die Sigambern waren isolirt, dem Bunde fehlte das Haupt und den übrigen Stämmen blieb nichts übrig, als sich vor der in der That diesmal gewaltigen Kriegsmacht der Römer zu beugen. Sie kamen alle, die Usipeten, die Tencterer, die Cherusker, die Chatten, die Rheinsueven; sie kamen nach Aliso, wo Tiberius sie im Imperatorenpompe erwartete. Gleißnerisch freundlich sprach er

Digitized by Google

ihnen Muth ein, behandelte er die edlen Germanenfürsten wie liebe Waffengenossen; aber innerlich kochte der Ingrimm: die Sigambern fehlten! Die Sigambern wollten das Haupt nicht beugen. Tiberius „bedauert aufrichtig", die Verhandlungen ohne die Fürsten der Sigambern nicht eröffnen zu können; „es thäte ihm herzlich leid" u. s. w. Nun galt es die nationale Wohlfahrt, weiterer Widerstand wäre verderblicher Trotz gewesen. Und die Sigambern kamen, den Fürsten Melo an ihrer Spitze. Und auch Augustus kam, den endlichen Triumph mit seiner allerhöchsten Gegenwart zu besiegeln. Hinter ihnen schloß sich das Thor, um sie nie mehr als freie Männer hinauszulassen. In Ketten wurden sie weggeführt, um in römischen Städten Gefangene zu bleiben. Aber kein einziger unter ihnen trug diese Ketten: sie brachten sich Alle ums Leben!

Das Geschick des Volkes war, nachdem man ihm die Fürsten genommen, bald entschieden. 40,000 streitbare Männer wurden versetzt — wohin? Das sei hier noch verschwiegen; keineswegs aber darf hier der Irrthum der Meinung unangetastet bleiben, daß die Sigambern nur eben über den Rhein gebracht und bei Xanten als Gugerni angesiedelt worden seien. Karten und Geschichtswerke haben, das ist das Verdienst Watterichs, fortan ein starkes Mißverständniß an dieser Stelle der Sigamberngeschichte zu berichtigen. „Excisi" nennt sie Tacitus, aber sie waren nur Verschollene mit sammt dem Namen, bis ihre Stunde um so glorreicher von Neuem schlug.

Als Sieggewohnte (Sigambern) waren sie untergegangen, als freie, franke Männer sprangen sie von neuem auf, den neuen Namen wie eine erneute Kriegserklärung ins Gesicht des römischen Erbfeindes schleudernd. Tiberius aber erhielt zum Lohne für seinen scheußlichen Sieg den Namen „Germanicus", und der gekrönte Verbrecher schrieb in seine Memoiren, daß alle Könige der Erde sich ihm geneigt, darunter auch der Sigamber Melo! —

Wir fahren, unserer Aufgabe gemäß, fort, aus der weiteren Entwickelung germanischen Ringens die Schicksale der Sigambern herauszuschälen, bis sie zu einem vorläufigen Ende geführt sind. — „Nun waren sie, sagt Dio Cassius, eine gewisse Zeit hindurch ruhig, hernach aber vergalten sie den Römern ihr Mißgeschick in reichem Maße." Die jetzt Krieg führenden Römerfeldherren gaben die bisherige Politik nicht auf, und besonders lag ihnen daran, die Parteizerrissenheit im Cheruskervolke zu nähren. Wenn Tiberius den großartigen Plan des Drusus doch noch ins Werk setzt, wenn eine Flotte durch die Elbmündung bringt, und das Landheer von Süden her ihr im Lüneburgischen die Hand reicht, so stand der Erfolg in keinem Verhältniß zu dem Unternehmen. Es zeigte den Germanen nur die neuerdings drohende Gefahr und erleichterte dem jetzt erstehenden Führervolke, den Cheruskern unter ihrem Arminius, die Pflicht, alle Stämme von neuem zu einem festen Bunde zu schaaren. Strabo hatte es wohl gesagt: Jeder Versuch, jenseits des Rheines erobern zu wollen, schaffe und stärke den Freiheitsbund. Der Geist der Sigambern, dessen Erbe die Cherusker geworden, ging aufrecht unter der Last der Zeit; wiederum ward, und gründlicher als je, die römische Herrschaft im Teutoburger Walde zertrümmert, und noch galt das stolze Wort der Sigambern: „Bis an den Rhein und nicht weiter!"

Die Führerschaft der Cherusker bewährte sich nur so lange, wie sie selber in Arminius ihr edles Haupt hatten. Die römische Zwietrachtssaat war viel zu gründlich unter ihnen angesät worden, hatte im Verräther Segest ihre giftigste Blüthe getrieben, den edlen

Digitized by Google

Armin hinweggerafft und die Parteiung seit der Einführung des von Rom ihnen gewährten Königes Italicus soweit ausgebildet, daß ein anderer deutscher Stamm einschreiten und dem nationalen Skandal ein Ende machen mußte. Das waren die Chatten, die ihre frühere Verirrung von jetzt ab gründlich wieder gut machten. Sie übernahmen die Wacht am Rhein, und unter ihren schützenden Flügeln erstarkte das nachwachsende Geschlecht der vernichteten Sigambern, die sich den Namen Hattuarier beigelegt hatten. Die Chatten blieben als solche die Führer des Germanenbundes bis 240. Aber alle Kämpfe, die diese Zeit ausfüllen, den Aufstand der Bataver unter Civilis mit einbegriffen, zeigen von Chattischem Verdienst nichts weiter, als daß sie die kriegerische Tradition von Geschlecht zu Geschlecht aufrecht erhielten. Sie wehrten römische Oberhoheit wohl ab, aber germanische Ordnung haben sie nicht in einen Staat zu fassen vermocht. Der Aufstand der Bataver war sogar unsauber in Motiven und Mitteln, indem er sich an die Gallier wandte und ihnen gemeinsam „nationales Handeln" zutraute.

Darnach tritt ein volles Jahrhundert lang Waffenruhe ein. Der Greis Rom kann die verlorenen Kräfte nicht wieder ersetzen, der Jüngling Germanien erstarkt um so mehr und ersetzt die Verluste sehr bald. In dieser Zeit gestalten sich, soweit germanische Bevölkerung reicht, einige große Völkergruppen, von denen wir nur die eine, die uns hier angeht, im Auge behalten. Das zunächst Auffällige daran ist, daß in diesem stillen Jahrhundert die alten Völkernamen auf eine Weise, die wir mit unserem Auge nicht mehr erspähen können, schwinden, und auf einmal ganz neue Bezeichnungen an das Licht der Geschichte treten. Wo sind die Cherusker, Bructerer, Chatten geblieben? Dafür ist plötzlich, neben Alemannen, Gothen und Sachsen, von Franken die Rede!

Warum und unter welchen Umständen dieser Name geschaffen wurde, entzieht sich natürlich jeder Forschung, aber einmal genannt, — und wahrscheinlich ging er von den Chatten und Hattuariern aus — wirkte er wie eine vom Himmel gefallene Parole, zu der sich sofort alle Völker vom Untermain bis an die Yssel bekannten. Der Name, der wie eine Kriegslosung zum ersten Male 240 n. Ch. in das Römerreich hinüber drang, bezeichnete einen Völkerbund, der in den Jahren der Ruhe still und langsam herangereift war. Auch die Cöln gegenüber wohnenden Hattuarii zählten dazu, — wer will es wissen, wieviel Verdienst der hier fortlebende Geist der sigambrischen Ahnen an der Schöpfung des Frankennamens hat. Aber weit bedeutsamer erklingt uns plötzlich der Frankenname ganz wo anders! Gegen die Seeräubereien von Franken und Sachsen wird 287 der Belgier Carausius abgeschickt. Er aber bemächtigt sich Britanniens, macht sich dort zum Herrscher und verbündet sich mit den Franken, die sich auf seinen Anlaß der Batavereinsel bemächtigen. Die Kaiser Maximian, Constantin Chlorus, und endlich Constantin d. G. schicken Heere gegen sie; sie werden gebändigt, stehen wieder auf; sie werden decimirt, und erholen sich! Das deutet auf ein Volk, das die Kräfte von mindestens zwei Jahrhunderten in Ruhe gesammelt und jetzt zu verausgaben hatte. Und der Erfolg der römischen Härte? Ein einziger großer istävonischer Frankenbund! Sie zu schrecken, hatte Constantin einen trotzigen Brückenbau bei Cöln hergerichtet, die Antwort war das fränkische Bündniß! Seltsam! Sie zu schrecken hatte Cäsar seine Brücke geschlagen, und die Antwort war der Sigambernbund! Dies geheimnißvolle Volk, das sich in all diesen Kämpfen des Unterrheines bis an die Maas bemächtigt hatte, in Toxanderloh seine Königsburg besaß und nun wie ein geborener König den Chatten das Führeramt abnahm, als nähme es nur ein zeitweilig abgelegtes Recht wieder auf, dessen Wink sofort die istävonischen Völker wie aus ange-

Digitized by Google

borener Gewohnheit gehorchten — das Volk, das man die *salischen* Franken nannte — wer war es nur? wo kam es her? Und wie merkwürdig, daß neben den salischen Franken ein anderes Frankenland, das der Ripuarier, fast gleichzeitig unterschieden wurde, und daß diese Ripuarier genau da wohnten, wo einst Sigambern an den Rheinufern die germanische Wacht übten? Noch einmal, wer waren diese geheimnißvollen Salier?

Sehen wir uns die Karte an. Zwischen Yssel und Vechte liegt ein unfruchtbares Haideland, Veluwe genannt. Dieses Land hatte zu Cäsars Zeit *noch keinen Bewohner*. Der Beweis findet sich in der Geschichte der Menapier. Wir wissen, daß 430,000 Usipeten und Tencterer, von den Sigambern durch ihr Land gelassen, die Bataverinsel umgingen und die Menapier unvorbereitet überraschten. Daß das Umgehen und das Ueberraschen möglich war, beweist, daß die Veluwe frei war.

Vor dem Bataverkrieg aber wohnt daselbst ein Germanenstamm, wie uns bezeugt ist. Folglich ist die Veluwe zwischen Cäsar und Nero besiedelt worden! Friesisch war dies Volk nicht, folglich ist es nicht von Norden gekommen; Tiberius verbot ferner zwischen Rhein, Yssel und der sog. Landwehr jede Ansiedelung ausdrücklich, folglich ist das Volk *vor* Anlegung dieser Landwehr dahin gekommen. Tiberius hat selbst ein Volk in ein dem Unterrhein nahe gelegenes Land versetzt, und dies Volk waren — *die Sigambern*.

Das ist der scharfsinnige Beweis Watterichs, dem schwerlich etwas entgegenzusetzen, aber auch schwerlich etwas wegzunehmen ist.

Aber die Gugerni, von denen Karten und Historiker melden, daß es der neue Name der versetzten Sigambern gewesen? Auch darüber klärt der Verfasser hinreichend auf, und es ist zum Verwundern, wie man bisher, auf so schwache Anhaltepunkte gestützt, nämlich auf einige unbestimmte Worte Suetons, einen derartigen Widersinn als Thatsache hat ausgeben können. Außer den von Watterich angeführten Gründen müßte schon ein Blick auf die Karte, nämlich auf die geographische Lage dieser Gugerni (links vom Rhein! die unversöhnlichen Sigambern mitten unter die wetterwendischen Gallier!) stutzen gemacht haben. Aber hat man ein Recht zur Anklage? Die Geschichte mit dem Ei des Columbus kann auch dem Klügsten passiren! —

Die Sigambern waren also wieder erstanden, sie waren damals nicht für immer getilgt worden! Es ist, als müsse, wer diese Geschichte mit nationalen Sympathien verfolgt, diese überraschende Thatsache mit einem freudigen Staunen begrüßen; es ist, als sei uns eine gewisse Genugthuung und Beruhigung für die Weiterwanderung auf den Stationen der deutschen Geschichte damit eingeflößt worden. Die meisten Schriftsteller haben bis jetzt gesagt: „Die Franken waren auf einmal da, aber das Woher ist unerfindlich". Einige wagten höchstens die Vermuthung: „Es müssen sich sigambrische Reste mit einem bisher unbekannten Volke am Niederrhein, den Saliern, gemischt haben." Wir wissen jetzt, daß *Sigambern und Franken identisch* sind. —

Keine Führerschaft hat sich der Durchführung des Bundesgedankens so gewachsen gezeigt wie die der Sigambern. Weder Cherusker noch Chatten haben die Parteizerrissenheit, den Hader zwischen Stamm und Stamm — diesen alten eingeborenen Erbfeind der Deutschen! — so niederzuhalten gewußt wie dies berufene Volk. Da standen sie wieder auf — und aller innere Zwist verstummte vor dem sigambrischen Befehlswort, und die Erfolge waren durchschlagend und nachhaltig! Und diese abermalige Bethätigung ihrer königlichen Kraft ist keine unerklärbare. Excisi! Wie schlecht muß der Römer dies

Digitized by Google

Volk verstanden haben, wenn er sie vertilgt wähnt, indem er sie nur auf einen verschollenen Erdwinkel versetzt! Als sie auszogen, die streitbare Wehr, den Rest ihrer Fürsten an ihrer Spitze, die dumpfkochende Wuth im Herzen, da nahmen sie auch die Geschichte ihrer Ahnen, den Cultus ihrer Kriegsgötter und die alten sigambrischen Lieder mit und hegten das Alles stolz und still in den Hainen der Veluwe und hielten sich damit ihr germanisches Bewußtsein warm. Und hätte das Alles auch seine erziehende oder erhaltende Kraft verloren, sollte die Kunde vom Teutoburger Siege nicht mächtig in ihre scheinbare Ruhe geschlagen, Armins Heldengestalt nicht bis in ihre Haide geleuchtet, der Chattenbund ihre Brust nicht mit dem Triumph geschwellt haben, daß ihr fortwirkender Geist hier sichtbar gewesen, daß ihr Bundesgedanke nur eben eine Fortsetzung erlebt habe? Da scholl aus ihrem alten Heimatsitze am Taunus nach einhundertjähriger Rast der Völker die Losung: „Franken!“ Und „Franken!“ lief es zündend am rechten Ufer des Rheines hinab, und „Frank auch hie!“ gellte es über die weite Veluwe hin, und das Volk stand auf, und der erschrockene Römer befestigte seine Lager. Niemand sprach mehr von den Chatten, aber vom Mund zu Munde lief es scheu, und freudig staunend und fragend: „Sigambern?“ Der Name erhielt sich, aber nur in der ehrfürchtigen Tradition. Das Volk selbst, als es sich erhob, schien majestätisch laut umzufragen: „Ich höre Franken rufen, wer nennt sich Frank? Der Nam' ist unser, denn wir sind wieder da, wir führen wieder, und wieder wie sonst beziehen wir die Wacht am Rhein! Ihr Bructerer, Usipeten, Chatten, Chamaver, Cheruster alle, wollt ihr im Schirme und Schilde dieses Namens mit uns leben, wollt ihr mit uns in diesem Namen zu einem Volke werden, so kommt!“ — So verstanden es die Völker, und sie folgten. —

Der Sigambernname behielt, wie schon bemerkt, nur traditionelle Bedeutung und gehörte fortan der gehobenen Feiersprache, um die Erlauchtheit und edelste Abstammung zu bezeichnen. Als Chlodwig 496 getauft wurde, redete ihn der Bischof von Rheims mit den Worten an: „Gesänftigt beuge den Nacken, Sigamber!“

Tiberius hatte die Sigambern zur Ruhe gesetzt um einiger erlittenen Niederlagen willen. Diese Ruhe hat die Sigambern erstarken lassen, bis sie das ganze römische Reich zertrümmerten! Die Geschichte läßt sich nichts nehmen, man kann ihren logischen Gang wohl aufhalten, aber nicht stören. Verschlossen ist unserem Auge das Zukünftige, aber wer rückwärts in die schon beschriebenen Blätter blickt, kann viel herauslesen, was für seine Zeit und darüber hinaus frommen mag. Wenn Cheruster, Chatten und Ampsivarier uns warnen, so mag das Beispiel der Sigambern noch gar manches Geschlecht von deutschem Blute stärken und erheben. Ich will mich glücklich schätzen, wenn ich hiermit nach Watterichs verdienstvollem Vorgange etwas Weniges beigetragen habe, den edelsten der deutschen Stämme aus der bisherigen Verkanntheit zu rücken. Er ist eines Monumentes werth sogut wie Arminius der Cheruster! —

Digitized by Google

Schlußabrechnungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Von

Dr. Ernst Bruch.

Die augenblicklich im Deutschen Bundesrathe schwebenden*) Berathungen über Vorlegung eines Gesetzentwurfes, betreffend die Verwendung der Französischen Kriegsentschädigung, leiten in Verbindung mit den gleichzeitigen Verhandlungen der französischen Nationalversammlung über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Gedanken wieder zurück zu der gemeinsamen Quelle, aus der jene beiden, sehr verschiedenen Aeußerungen der Volksmeinung hervorgegangen sind. Die beati possidentes in Berlin stehen in bemerkenswerthem Contraste mit den nationalen Strebern in Versailles, die gleichfalls glücklich sind in dem Wahne, sie hätten der Superiorität der Preußischen Militärverfassung die Spitze abgebrochen, wenn sie nun auch die allgemeine Wehrpflicht durch ein Gesetz, d. h. durch Worte einführen. Zwischen dem „Wort" und der „That" stehen nach der Faust'schen Uebersetzung des Wörtleins *Λόγος* aber noch der „Sinn" und die „Kraft", d. h. Pflichtgefühl, Zucht, Ordnung und Selbstüberwindung. Diese von Unparteiischen, namentlich Engländern, dem Preußischen Wesen zugeschriebenen Tugenden gestalten sich in dem Munde des Herrn Gambetta zu absonderlichen Vorwürfen: „Man verweise nicht auf das Beispiel Preußens, welches seiner Natur nach ein aristokratisches, feudales Land ist; dort herrscht der Geist der Unterwerfung unter die hierarchische Ordnung und Alles beugt sich willig vor der Entscheidung des Landwehrmajors, während wir es bei uns mit einer leidenschaftlichen und mißtrauischen Demokratie zu thun haben. Es handelt sich bei uns darum, die Klassen einander zu nähern, und dazu ist es gerade nöthig, daß sie sich alle in den gleichen Rechten und Pflichten begegnen". Als ob es in dem „hierarchisch-feudalen" Preußen irgendwie anders aussähe, als in dem utopistischen Frankreich Gambetta'scher Zukunft. Der „große" Dictator hat nur eins übersehen, unseren tüchtigen, gebildeten und sittlich intacten Beamtenstand, während vor der russischen und — französischen Beamten-Corruption noch ganz kürzlich im Deutschen Reichstage ausdrücklich gewarnt ist. Je rigoristischer das Kriegsgesetz angenommen und durchgeführt wird — alle Männer von 20 bis 40 Jahren sollen nach denselben allgemeinen Regeln, ohne persönliche Beurlaubung zum Heeresdienste verpflichtet werden — um so unbeholfener wird das Ganze werden. Im Uebrigen ist die Nachahmung Preußens durchaus an der Tagesordnung und erstreckt sich so ziemlich auf alle wichtigsten Lebensgebiete. Außer der allgemeinen Wehrpflicht sind der Schulzwang, die Provincialarmeecorps und entsprechende Aushebung, das Freiwilligen-Institut Schlagwörter oder Begriffe, welche sich beinahe alle Parteien in Worten angeeignet haben.

Ein kleiner Beitrag dafür, wie weit in der That noch deutsches und französisches Wesen einander ferne stehen, ist in den folgenden Blättern gegeben. Mäßigkeit in der Ausbeutung der Erfolge, Stärke in der Duldung des Leidens ist ein Gebot der Sittlichkeit

*) Bekanntlich inzwischen bereits in ein weiteres Stadium der Gesetzgebung getretenen! Red.

Digitized by Google

und der Klugheit, welches Preußen in seinen Beziehungen zu Frankreich — wir können es ohne Ueberhebung sagen — immer befolgt hat. Das gerade Gegentheil hat sich stets bei den Franzosen gezeigt, die jetzt — in der Periode der Duldung — nicht aufhören, über Preußische Vergewaltigung zu zetern. Ein kleiner Rückblick in die Geschichte wird beiden Theilen gut thun. Heben wir aus den deutsch-französischen Abrechnungen hervor:

1. Die Territorial-Abtretungen.
2. Die Kriegskosten-Entschädigungen.
3. Die Occupation.

Es wird sich dann ohne Weiteres ergeben, auf wessen Conto noch ein Saldo steht. —

Im Frieden zu Tilsit, der ersten vertragsmäßigen Ordnung deutsch-französischer Beziehungen in diesem Jahrhundert, ließ Napoleon dem Könige von Preußen, wie es ausdrücklich heißt, „in Rücksicht auf den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen" etwa die Hälfte seiner Länder übrig. Dagegen mußten alle aus der zweiten und dritten, ja sogar zum Theil noch aus der ersten Theilung Polens herrührenden Preußischen Gebiete, sowie alle zwischen dem Rheine und der Elbe gelegenen Besitzungen abgetreten werden. Vor dem unglücklichen Kriege umfaßte Preußen, einschließlich Hannover, 6174,93 □Meilen mit 10,776,000 Bewohnern. Nach dem Kriege war sein Gebiet auf 2869,76 □Meilen mit 5,040,000 Bewohnern zusammengeschmolzen. Diese letztere Zahl sank in den beiden folgenden Jahren durch die fortdauernden französischen Bedrückungen und verheerende Krankheiten auf etwa $4^1/_2$ Millionen. So war der Staat Friedrich's des Großen durch einen wenige Monate dauernden Krieg zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken, der von Baiern und Sachsen überflügelt wurde. Nicht der Wille, nur die Macht fehlte Napoleon, um Preußen gänzlich zu vernichten. Mit der ausgesprochenen „Rücksicht" auf Rußland harmonirt der von Champagny ausgesprochene Gedanke Napoleon's: „Wenn Preußen auch nur noch 2 Millionen Einwohner übrig behielte, wäre das nicht genug für das Glück der Königlichen Familie?"

Was Preußen verlor, waren seine besten, fruchtbarsten und zum größten Theile rein deutsche Provinzen, wie Magdeburg, Halberstadt, Minden-Ravensberg, Grafschaft Mark, Ostfriesland, Baireuth, Hannover, von den ehemals polnischen Ländern: Danzig, Culm, der Netzedistrict, Cottbus, Neu-Ostpreußen, Südpreußen und Neu-Schlesien.

Wesentlich durch die in der Geschichte aller Zeiten beispiellosen Opfer, welche preußisches Gut und Blut dargebracht hatte, wurde die Napoleonische Macht zertrümmert. Was in dem letzten deutsch-französischen Kriege die Franzosen fälschlich unserer obersten Kriegsleitung unterschoben, daß nämlich — nach einer absichtlich falsch verstandenen öffentlichen Proclamation an das französische Volk — der Krieg nicht mit Frankreich, sondern allein mit Napoleon beabsichtigt werde, das wurde in den Pariser Friedensschlüssen, ohne jeden durch die Lage der Verhältnisse gebotenen Zwang, zur offenkundigen Wahrheit. Frankreich blieb unberührt, nur die Napoleonischen Eroberungen und Eintags-Königreiche wurden gestrichen. Im ersten Pariser Frieden wurde Frankreich auf die Gränzen vom 1. Januar 1792, ja noch mit einem Gewinn an Land und Menschen, und erst in dem zweiten Pariser Frieden auf die Gränzen von 1790 reducirt. Es wurden zwar, namentlich aus dem preußischen Lager, Stimmen laut, welche eine gründlichere Abrechnung mit dem Frankreich Ludwigs XIV. und die Sühnung alten Unrechtes durch die Wiederherstellung der durch die Natur und die Nationalität festgesetzten und früher innegehaltenen Gränzen

Digitized by Google

forderten. Ein geheimer Defensivtractat zwischen England, Oesterreich und Frankreich vereitelte tückisch diese Hoffnungen.

Es wurde nicht eine Abmachung zwischen dem siegreichen deutschen und dem unterlegenen wälschen Volksthum abgeschlossen, sondern mit deutschem Land und Volk zur Befriedigung der verschiedenen Ansprüche, Entschädigungen, Dotirungen in rücksichtslosester Weise umhergeworfen. Deutschland wurde mit seinem eigenen Gebiete befriedigt, die Zerstückelung und Zerreißung innerhalb seiner eigenen Gränzen feierte ihre höchsten Triumphe. Preußen konnte seine berechtigten Ansprüche nur auf Kosten anderer deutscher Staaten befriedigen und erntete statt Dank für seine heroischen Anstrengungen die bittersten Anfeindungen. Das unter den Bourbonen wieder geeinigte, fest centralisirte Frankreich sah von den provocatorischen Wällen von Straßburg und Metz mit schlecht verhehlter Schadenfreude diesem Selbstruinirungsprocesse seines Ueberwinders zu. Der Gedanke an Revanche konnte dem damals ebenso wie jetzt heißblütigen Franzosen nicht zum Bewußtsein kommen, weil nur die ephemeren Schöpfungen des outrirten Größenwahnes verloren gingen, aber das „eine, heilige, untheilbare" Frankreich Niemand anzutasten gewagt hatte. Frankreich hatte mit seinem Despoten gebrochen, weil er kein Glück mehr hatte. Die Napoleonische Legende war schon damals in dem Herzen Frankreichs erloschen. Der selbstmörderischen Kurzsichtigkeit eines Louis Philippe, der prahlerischen Lügen- und Tendenzhistorie eines Thiers und den — leider — echt dichterischen Schöpfungen eines Béranger und der Elsässer Erckmann und Chattrian war es vorbehalten, diese Legende wieder aufzufrischen und — Napoleon dem Letzten die Wege zu ebnen.

Es ist sehr charakteristisch, daß der General Trochu in seiner bei Berathung des Recrutirungsgesetzes in diesen Tagen in der französischen Nationalversammlung gehaltenen Rede das Ende der Napoleonischen Legende erst von den letzten Erfolgen des Deutschthums datirte. „Man erklärt — sagte er — unsere letzten Niederlagen aus der Unzulänglichkeit unserer Rüstungen, der Inferiorität unserer Artillerie, der Unfähigkeit der Führer: alles dies ist richtig, aber der wahre Grund liegt doch noch tiefer. Alle Armeen, welche in der Vergangenheit eine ruhmvolle Legende haben, gehen gerade an dieser Legende unfehlbar zu Grunde. Die Legende Ludwigs XIV. führte zu Roßbach, die Legende Friedrichs des Großen zu Jena (eine schlimmere Katastrophe, beiläufig gesagt, als diejenige, welche uns im Jahre 1870 beschieden war), die Napoleonische Legende, die leuchtendste von Allen, zu Niederlagen, welche in der Kriegsgeschichte aller Zeiten ohne Beispiel sind. *) Es ist also ein

*) Es bleibt der vermuthlich „mit nie gesehenem Fleiße" erstudirten Logik des Generals Trochu überlassen, einem gewöhnlich organisirten Verstande über den tollen Widerspruch in dieser Auslassung hinweg zu helfen. Jena ist eine schlimmere Katastrophe als Sedan, und doch ist Sedan eine Niederlage ohne Beispiel, das heißt doch wohl größer und schlimmer, als jedwede frühere Katastrophe, also auch die von Jena. Wenn General Trochu nicht im guten Glauben an die Gedankenlosigkeit und Gedächtnißschwäche der Nationalversammlung und der französischen Nation die beiläufige Bemerkung nur im Vorbeigehen als linderndes Pflaster auf die tief verwundete Gloire-Eitelkeit seiner Landsleute legen und seiner Rede ein billiges, nur gleißendes Licht aufsetzen wollte, so ist nur anzunehmen, daß er gewagt hat, einmal in vorsichtig sehr verblümter Weise vor der Nation die Wahrheit zu sagen, indem er nämlich, zwischen „Katastrophe" und „Niederlage" unterscheidend, unter jener den Krieg mit allen seinen Folgen, unter dieser lediglich die rein militärischen Erfolge des Kampfes verstand. Ist dem so, dann ist von seinem Zeugniß unsererseits Act zu nehmen, und dasselbe ausdrücklich als vollkommen wahrheitsgetreu anzuerkennen, — wie aus dem ganzen vorliegenden Aufsatze unseres geehrten Herren Mitarbeiters mit Evidenz hervorgeht. Red.

Digitized by Google

allgemeines Gesetz: die Völker, die Armeen, welche eine ruhmreiche Legende haben, ruhen sich auf derselben aus, werden hochmüthig, lernen nichts mehr, kümmern sich nicht um die Fortschritte, welche anderwärts gemacht werden, und plötzlich bricht dann — ebenso gewaltig wie plötzlich — die Vernichtung über sie herein."

Mit großartiger, echt französischer Naivetät ignorirt Herr Trochu in diesem seinem „Schwanengesang" — wie seine Rede von den ihm wohlwollenden Zeitungen genannt worden ist — den Zusammensturz der gesammten Napoleonischen Gloire durch die Freiheitskriege. Das wird in Frankreich Niemanden Wunder nehmen. Haben wir uns doch auch vergeblich bemüht, in dem „à toutes les gloires de la France" ostensibel geweihten Schlosse zu Versailles, demselben, in welchem die Trochu'sche Rede ertönte, als preußischer Soldat und Enkel der Sieger von Leipzig und Waterloo, eine auch nur abgeschwächte Darstellung dieser „petits malheurs" aufzufinden. Aber auch für Deutschland, wenigstens in seiner Gesammtheit, sind die Erfolge jener Tage spurlos vorübergegangen, wenn man sich über die kurze Spanne Zeit von 10 Jahren hinwegsetzt. Das deutsche Kaiserthum von 1804 war dem Deutschen Bunde von 1814 in seinem äußeren Umfange und innerer Misère vollkommen ebenbürtig.

Wenn wir diese Trochu'sche Phrase von der Nothwendigkeit der Vernichtung aller Legenden noch einen Augenblick weiter verfolgen, so wäre bei dem letzten Kriege die Blücher'sche Legende an der Reihe gewesen. Da nun die Bismarck-Moltke'sche dem Verderben geweihte Legende noch hinzugekommen ist, so können die Franzosen — wie Herr Trochu seinen gläubigen Zuhörern prophezeiht — mit aller Sicherheit auf einen günstigen Erfolg bei dem nächsten Versuche rechnen. Sie sind in der außerordentlich glücklichen Lage, absolut gar keine fatalistischen „Legenden" mehr zur Verfügung zu haben. —

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheut,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Das Körnlein Wahrheit in diesen Trochu'schen Expectorationen liegt in der auch von jener Seite ganz richtig herausgefühlten ungebührlichen Milde, mit der Frankreich behandelt ist, nachdem es ganz Europa in ein großes Schlachtfeld und eine halbe Wüstenei verwandelt hat. Man kann daher keineswegs sagen, daß die tiefe Unbill, welche Preußen durch den Tilsiter Frieden erfahren hat, durch die Freiheitskriege wieder ausgeglichen sei. Nicht einmal äußerlich ist das der Fall gewesen, denn trotz der bedeutenden Vergrößerungen, welche Preußen namentlich aus dem aufgelösten Königreiche Westphalen erhielt, die aber wohlweislich von jeder Verbindung mit dem alten Staatskern fern gehalten wurden, war der Territorialbestand des Preußischen Staates nach definitiver Feststellung der neuen Gränzen 5086,02 □Meilen und also noch um 638,89 □Meilen geringer als im Jahre 1803, und um 1088,91 □Meilen geringer als vor dem Ausbruch des preußisch-französischen Krieges. Die erste Volkszählung im Jahre 1816 ergab 10,400,617 Seelen gegen 10,776,000 im Jahre 1806.

Das waren — sagt Keller, dessen „Preußischem Staat" wir diese Zahlenangaben entnehmen, — die Vortheile, mit denen Preußen aus den Freiheitskriegen, in denen es Allen Vorkämpfer gewesen, hervorging, das war die Entschädigung, die es für seine unerhörten, beispiellosen Opfer erhielt. Alle übrigen Großmächte, Rußland, England und Oesterreich und auch etliche deutsche Staaten hatten sich außerordentlich vergrößert, und Frankreich blieb stärker, als jede einzelne der Großmächte war. „Was das Schwert gewonnen, haben die Federfuchser verdorben", sagte Blücher.

Digitized by Google

Freilich lenkte gerade die mißgünstige Behandlung, die Preußen durch die Wiener Congreßdiplomaten erfahren, diesen Staat mit zwingender Nothwendigkeit in die nationalen Bahnen und stellte ihn schließlich an die Spitze des gesammten Deutschlands. Die Auseinandergerissenheit der Staatstheile mußte zum Anschluß der dazwischen liegenden Mittelstaaten führen und, als derselbe kurzsichtiger Weise verweigert wurde, zu deren Vernichtung; die exponirte Lage Preußens, das lange, zum Theil ganz unschützbare Gränzen gegen die drei gefährlichsten und eifersüchtigsten Nachbarn, Rußland, Oesterreich und Frankreich, darbot, mußte zu beständiger Wachsamkeit, möglichster Ausbildung des Heerwesens und kluger, diplomatischer Benutzung immer der einen Großmacht gegen die anderen führen. Der Mann, welchem Preußen seine jetzige Stellung hauptsächlich verdankt, war bekanntlich in dem letzten Punkte Meister. So schlugen denn alle die sorgsam erwogenen zweideutigen Vortheile, die in den Augen der diplomatischen Afterweisheit Preußen zum Verderben führen mußten und sollten, schließlich zum Segen aus.

Aber auch die directesten schwersten Demüthigungen, welche Preußen durch den Tilsiter Frieden erfahren hat, erzeugten durch ihren Druck den Gegendruck der größten Geister, welche der norddeutsche Stamm je hervorgebracht. Die Beschränkung der preußischen Armee auf 42,000 Mann führte zum Krümpersystem, der Landwehr und schließlich der allgemeinen Wehrpflicht. Die Hast, mit der dies edle Gewächs nach den herrlichen Früchten, die es getragen, ohne jede Vorbereitung auf fremden geilen Boden übertragen werden soll, ist etwas lächerlich anzusehen. Und dabei träumen die Franzosen von den wunderbaren Erfolgen dieser allgemeinen Wehrpflicht bei ihrer künftigen Revanche, ohne zu bedenken, daß es kein besseres Mittel gegen die letztere gibt, als eben die allgemeine Wehrpflicht.*)

Ferner aber die unerhörten Erpressungen, welche Napoleon über das unglückliche Preußen nach seinem Falle von Jena verhängte, machten — in sehr erwünschtem Gegensatz gegen die Wirthschaft eines Friedrich Wilhelm II. — eine weise Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung und die sorgfältigste und überlegteste Ausnutzung der vorhandenen Mittel nöthig. Wir verdanken jener Periode eine Finanzgesetzgebung, welche noch heute die Grundlage nicht allein für das preußische, sondern das gesammte deutsche Steuersystem ist. Diese Finanzgesetzgebung stand wieder in innigem Zusammenhange mit der Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte, der Entwickelung der Selbstverwaltung der Gemeinden und der Förderung der Jugendbildung.

Bewußt hat freilich Frankreich stets und ausschließlich nur auf unser Verderben hingearbeitet. Die von Preußen ausgehende Mahnung, das alte Unrecht Ludwigs XIV. zu sühnen, hat, nachdem der Friede geschlossen war, bis zum Jahre 1870 niemals wieder einen Ausdruck gefunden. Wir empfanden den Pfahl im Fleische, die weit in das Herz Deutschlands hineinreichende nördliche Spitze des Elsaß als eine unabänderliche Thatsache, vielleicht auch als ein nothwendiges Uebel. Bei den Franzosen wurde dagegen die Arrondirung an der Rheingränze entlang bald zu einer fixen Idee. Wir sangen schon in den 40er Jahren dasselbe Lied dagegen, das uns im Jahre 1870 zum Siege führte.

---

*) Wenn man sie nämlich ernst nimmt und zur Wahrheit macht. Das ist ja aber äußerst künstlich vermieden; es bleibt in Frankreich trotz des neuen Gesetzes und der hochtönenden Phrasen beim Alten, beim Söldnerheer, recrutirt aus den untersten Schichten der Bevölkerung. Die fünfjährige Dienstzeit war die Cabinetsfrage schon werth. An der Entscheidung hingen die Fragen: Volksheer oder Berufsheer, Cultur oder Gloire, Umkehr und Erneuerung oder Revanche, — d. h. Untergang. Red.

Digitized by Google

Die wirkliche Gränzregulirung an der einzig durch die Natur dazu prädestinirten Wasserscheide, die wir als Forderung aufstellten, war den Franzosen niemals in den Sinn gekommen. Jedes Antasten ihrer Gränzen war für sie eine Ungeheuerlichkeit, eine Blasphemie, während sie selbst, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, jedes Volk Europas zu berauben und zu plündern sich für berufen und berechtigt erachtet hatten. Der einzig richtige Vergleich der gegenwärtigen Abtretung Frankreichs kann nur mit den Preußischen Landesabtretungen im Jahre 1807 angestellt werden. In beiden Fällen ein Zweivölkerkampf ohne Alliirte anderer Nationalität, in beiden Fällen ein Hohenzoller und ein Napoleon. Der erste Napoleon forderte mit cynischem Behagen das halbe Preußen, der Letzte konnte sich den Frieden mit dem 45sten Theile seines Landes erkaufen und hätte wahrscheinlich seine Dynastie gerettet, wenn er nach Sedan auf die damals noch bedeutend mäßigeren Bedingungen hätte eingehen wollen (— und können! Red.).

Die wirkliche „berühmte" Zerstückelung Frankreichs bestand nur in der Abtrennung eines Gebietes, welches kleiner ist als die erst vor einem Decennium von Italien abgezwungenen Gebiete Nizza und Savoyen. Elsaß und Deutsch-Lothringen umfassen 263,79 □Meilen mit 1,598,366 Bewohnern, d. h. den 37sten Theil des alten Frankreichs (ohne Algier und Colonien) nach dem Areal und den 24sten Theil nach der Bevölkerung. Dazu ist das ganze Gebiet lediglich altes deutsches Reichsland, von dem Frankreich immer noch ein gutes Stück besitzt, und ganz überwiegend von deutscher Bevölkerung bewohnt. Kaum der 6te Theil der Einwohnerschaft ist nationalfranzösisch. Das wirkliche Recht der Eroberung ist unzweifelhaft begründet, das behauptete Recht der Selbstbestimmung kleiner, für längere Zeit vom Körper losgetrennter Glieder eines Volksorganismus in seiner ganzen Nichtigkeit treffend von Prof. Adolf Wagner dargestellt worden. Es mehren sich die Anzeichen, daß schon in kurzer Zeit eine wirkliche Volksabstimmung ihre Zufriedenheit mit der neuen Gestaltung der Dinge zu erkennen geben würde. Unsere eigene Erfahrung hat wenigstens für die Elsässische Landbevölkerung im Ganzen diese Wahrnehmung bestätigt. Zudem haben wir lediglich, wie schon hervorgehoben, unsere natürlichen Gränzen, wie sie das deutsche Wasgengebirge anzeigt, wiedergenommen. Trotz alledem ist mit Recht immer nur die Nothwendigkeit eines Schutzes gegen erneute französische Gewaltthat als Motiv für die Forderung einer Landabtretung zur Geltung gebracht. Schon die Thronrede vom 24. November 1870 gibt diese politischen Momente, welche bei der Bemessung dieser Art der Kriegsentschädigung allein maßgebend sein könnten, in ihren Grundsätzen richtig an:

„Die Bedingungen, unter welchen die verbündeten Regierungen zum Frieden bereit sein würden, sind in der Oeffentlichkeit besprochen worden. Sie müssen zu der Größe der Opfer, welche dieser ohne jeglichen Grund, aber mit Zustimmung der gesammten französischen Nation unternommene Krieg unserem Vaterlande auferlegt hat, im Verhältniß stehen; sie müssen vor allen Dingen gegen die Fortsetzung der von allen Machthabern Frankreichs seit Jahrhunderten geübten Eroberungspolitik eine vertheidigungsfähige Gränze Deutschlands dadurch herstellen, daß sie die Ergebnisse der unglücklichen Kriege, welche Deutschland in der Zeit seiner Zerrissenheit nach Frankreichs Willen führen mußte, wenigstens theilweise rückgängig machen und unsere süddeutschen Brüder von dem Drucke der drohenden Stellung befreien, welche Frankreich seinen früheren Eroberungen verdankt."

Hätten wir, wie Napoleon der Erste, lediglich den Gesichtspunkt der persönlichen

Digitized by Google

Willkür und der roheſten Gewalt gegen den Ueberwundenen geltend machen wollen, ſo hätten wir unſere territorialen Anſprüche noch um ein gewaltiges Stück weiter ausdehnen können, freilich nicht, um eine große Maſſe widerhaariger nationalfranzöſiſcher Elemente in das neue Deutſche Reich einzuſperren. Aber wer hätte uns gehindert, Savoyen und Nizza für ein entſprechendes Aequivalent an Italien zurückzugeben? Ein Plebiscit würde ganz unzweifelhaft hier die Wiedervereinigung ſanctionirt haben. Algier gehört von Rechtswegen zu Spanien oder hätte noch beſſer ſich ſelbſt zurückgegeben werden können, ein breiter Gürtel Nordfrankreichs hat von jeher zu Belgien gehört, und hätte unſchwer damit vereinigt werden können. England ſind ſchon lange die franzöſiſchen Ausdehnungsbeſtrebungen in Cochinchina im Rücken ſeiner vorderindiſchen Machtſtellung ein Dorn im Auge. Es hätte ſich nicht genirt hier zuzugreifen. Für Portugal und Holland, vielleicht auch für das Deutſche Reich und Oeſterreich hätte ſich noch manche Auswahl unter den weſtindiſchen und africaniſchen Colonien Frankreichs finden laſſen. Wir würden dann noch lange nicht ſo ſchonungslos gehandelt haben, wie mit uns verfahren worden iſt.

Preußen hat in ſeinen ſämmtlichen Kriegen ſeine Exiſtenz auf's Spiel geſetzt. Friedrich der Große konnte nur Schleſien gewinnen, während Oeſterreich, Rußland, Frankreich und die feindſeligen deutſchen Mittelſtaaten ſich in ſein Reich theilen wollten. Friedrich Wilhelm III. war gezwungen zu dem Kriege von 1806, in dem die Vernichtung Preußens nur „in Rückſicht auf Se. Majeſtät den Kaiſer aller Reußen“ aufgeſchoben wurde. Wer möchte daran zweifeln, daß bei einem anderen Ausgange der Freiheitskriege mit dieſer alten Abſicht Ernſt gemacht worden wäre? Im Jahre 1866 war das Fell des Löwen ſchon lange verhandelt, ehe man ſeine Klauen und Zähne geſpürt hatte. Das „vae victis“, das aus der Stuttgarter Kammer herübertönte, war deutlich genug. Beim Beginne des Krieges von 1870 hatten wir uns auch in dieſer Beziehung keinen Illuſionen hinzugeben.

Trotz aller dieſer glücklich überſtandenen wirklichen Todesgefahren ging das ſiegreiche Preußen nach Niederwerfung jeder Möglichkeit eines weiteren Widerſtandes Frankreichs nicht einen Augenblick über das engſte Maß der eigenen Nothwehr hinaus. Das chauviniſtiſche franzöſiſche Gepolter muß jeden denkenden, geſchichtliche Thatſachen in Rechnung ziehenden Menſchen ſehr gleichgültig laſſen, oder mit Verachtung erfüllen. —

Wir haben ſchon gezeigt, daß ein Vergleich der 1871er Friedensbedingungen nur mit dem Tilſiter Frieden möglich iſt. Dies gilt namentlich auch zweitens in der Bemeſſung der Kriegskoſten-Entſchädigung, die nach Kriegsrecht der Ueberwundene zu zahlen hat. Gegen dieſes Princip haben ſogar die Franzoſen niemals Widerſpruch erhoben. Nur die Höhe der 5 Milliarden Francs hat ihnen ſo wenig behagt, daß ſogar die officiellen Vertreter des gouvernement de la défense nationale die Zahlung einfach für unmöglich erklärten. Nichtsdeſtoweniger haben ſie den entſprechenden Vertrag unterzeichnet, natürlich nur in der Hoffnung, daß eine Erfüllung nicht eintreten würde, weil inzwiſchen die „Revanche“ die Zahlung unnöthig gemacht haben werde.

Auch in dieſer Beziehung ſind die Herren Franzoſen von Europa in wirklich unverantwortlicher Weiſe verwöhnt worden. Im erſten Pariſer Frieden iſt von einer Kriegsentſchädigung überhaupt keine Rede! Erſt der zweite Pariſer Friede legte Frankreich eine Kriegsſteuer von 700 Millionen Francs auf, von denen Preußen gleich den drei übrigen großen Mächten 100 Millionen Francs, im Ganzen an Kapital und Zinſen 157,921,786 Francs, circa 42 Millionen Thaler, — nach Keller — einſchließlich 20 Millionen Francs

Digitized by Google

zur Befestigung des Niederrheins und 25 Mill. Frcs. für die größeren Anstrengungen erhielt, die es gemacht hatte. Bergius, der bedeutendste Kenner des preußischen Finanzwesens sagt hierüber: „Zu Ende 1812 schloß die Summe der Schulden mit 131,765,336 Thlr. ab. Die großen Anstrengungen, welche die Jahre 1813 bis 1815 erforderten, um eine Armee von mehr als 250,000 Mann zu schaffen und mit allen Bedürfnissen zu versehen, die dem Staate gebliebenen, die wiedereroberten Festungen in Stand zu setzen und mit dem Nöthigen zu versehen, sowie die Einrichtung der neuen Verwaltung im Innern waren so bedeutend, daß die von Frankreich gezahlte Contribution von 145 Millionen Francs bei weitem nicht hinreichte, um die außerordentlichen Bedürfnisse zu decken. So hatte sich bis Ende 1819 die Schuld wieder um 85,483,426 Thlr. vermehrt. Unter dieser Summe sind aber begriffen:

1. die mit den neu erworbenen Ländern übernommenen Schulden 34,749,302 Thlr.
2. die Geldabfindungen wegen erworbener Territorialrechte und nutzbarer Gerechtsame . . . . . 10,169,917 „

Zusammen 44,919,219 Thlr.

welche nicht zu den durch die Kriegsrüstungen und die Führung des Kriegs entstandenen Schulden gehören." Hiernach blieben also immer noch 40,564,207 Thlr. directer, reiner Kriegskosten, welche durch die französische Kriegscontribution keine Deckung fanden. Von einer Geldentschädigung für die colossalen Opfer, welche Preußen nach dem Tilsiter Frieden bringen mußte, war gar keine Rede. Hiermit ist bewiesen, daß, ebensowenig in financieller wie in territorialer Beziehung mit dem Pariser Frieden die Rechnung zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossen war. Im Gegentheil muß bei einem wirklichen Vergleich der in den Jahren 1807 und 1871 gegenseitig gestellten pecuniären Forderungen für das letztere Jahr noch der Mindergewinn von 1815 mit in Rechnung gebracht werden, der in jener Differenz noch lange nicht ganz ausgesprochen ist. Die vortreffliche Abhandlung von Max Duncker in der „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde" (abgedruckt auch in der „Zeitschrift des Kgl. preußischen statistischen Bureau's"): „Eine Milliarde Kriegskosten-Entschädigung, welche Preußen an Frankreich zahlen mußte" nimmt hierauf auch keine Rücksicht.

Bevor wir die wesentlichen Resultate derselben wiedergeben, wollen wir uns theoretisch über die mögliche Ausdehnung von Kriegskosten-Entschädigungen verständigen. Wir können nicht besser thun, als hierin einem in der Spener'schen Zeitung im September 1870 veröffentlichten Aufsatz von Prof. F. von Holtzendorff im Wesentlichen zu folgen: Er sagt: „Unsere Forderung an die Französische Nation setzt sich aus folgenden Hauptposten zusammen:

1. Tilgung sämmtlicher deutscher Kriegsanleihen, soweit sie bereits emittirt sind. Die wirkliche Verausgabung dieser Summe ist dagegen von unserer Seite nicht nachzuweisen. Der nicht verausgabte Theil der Kriegsanleihen ist gleichfalls zu erstatten auf Grund jener allgemeinen, materiellen, ökonomischen Schädigungen, die während der Kriegszeit die Steuerkräfte des Staates lähmen und noch für längere Zeit in unserem Volksvermögen fühlbar bleiben müssen.

2. Entschädigung der hinterbliebenen Familien getödteter Krieger und sämmtlicher invalide gewordener deutscher Soldaten. Wir dürfen nicht wieder, wie 1866, die Ver-

Digitized by Google

sorgung der Invaliden von der Privatwohlthätigkeit ergänzen lassen, sondern müssen darauf bestehen, daß dieser Posten auf das Conto des unterliegenden Theiles falle.

3. Ersatz für die auf der See weggenommenen Prisen und den durch die Wegnahme entstandenen Schaden.

4. Ersatz für die während des Krieges begangenen Zuwiderhandlungen gegen das Völkerrecht. Dahin gehört

a. die Beschießung offener, von uns gar nicht vertheidigter Städte,

b. die Ausweisung deutscher Staatsangehörigen aus Frankreich

durch die Regierung.

5. Entrichtung von Strafgeldern für die im Kriege von französischen Staatsangehörigen verübten Verbrechen, z. B. Mißhandlung und Plünderung deutscher Staatsunterthanen auf französischem Gebiet oder die nachweisbar von französischen Truppen gegen verwundete Krieger begangenen Mordthaten . . . Die Verschuldung der französischen Regierung liegt in ihrem Verhalten gegenüber den planmäßig aufreizenden Lügen ihrer Preßorgane.

6. Die Kriegscommunallasten (ausnahmweise Einquartierung, Unterstützung der hinterbliebenen Frauen eingezogener Landwehrmänner und Reservisten, Pferdestellung). Auch diese Communallasten sind nach einem gewissen Durchschnitt leicht zu berechnen und vom Feinde zu ersetzen. Ob dabei die Leistungen der Einzelnen in jedem Falle zurückvergütet werden sollen, kommt nicht in Betracht. Jedenfalls müssen die Summen wiedererlangt und zu gemeinnützigen Zwecken durch Staat und Commune verwendet werden."

Der bekannte Statistiker Dr. Georg Hirth geht bei einer zur selben Zeit aufgestellten Kostenrechnung im Princip noch ein erkleckliches Stück weiter, indem er den „Vorschlag der alleinigen Rückerstattung der directen Kriegskosten als allen vernünftigen volks- und staatswirthschaftlichen Grundsätzen in's Gesicht schlagend" bezeichnet. Von diesem Grundsatz ausgehend, gelangt er trotz der — leider nur zu falschen — Voraussetzung, daß der Krieg ein halbes Jahr nicht überdauern werde, und daß unsere Opfer mit Sedan im Wesentlichen beendigt seien, schon fast genau zu derselben Summe, welche wir nach der weiteren, den ganzen schweren Winter überdauernden colossalen Anstrengung unserer gesammten Volkskraft, endlich in Versailles und Frankfurt gefordert haben. Diese auf statistischer Grundlage beruhende Berechnung ist interessant genug, um sie an dieser Stelle zu reproduciren. Um sie „unsern Schuldnern geläufiger und schmackhafter zu machen, ist sie gleich in ihrem eigenen Münzfuß ausgedrückt".

I. Kosten der militärischen Action:

1. Mobilmachung, Ausrüstung und Transporte der Truppen, Armirung der Festungen	100	Mill. Frcs.
2. Pferdeanschaffung	110	„
3. Gehalte, Löhnung und Verpflegung der Truppen, Fourage ꝛc. pr. Mann und Monat durchschnittlich 40 Thlr. auf 6 Monate	900	„
4. Munition, Abnutzung und Ersatz von Militär-Requisiten ꝛc.	70	„
5. Außerordentlicher Marinebedarf und Küstenvertheidigung .	25	„
6. Verpflegung und Transporte französischer Verwundeter und Gefangener (100,000 Mann à 20 Thlr. monatlich) . .	45	„
Summa I.	1250	Mill. Frcs.

Digitized by Google

II. Unmittelbare Verluste:		
1. Verlust der Arbeitskraft von 700,000 Männern während eines halben Jahres (pr. Kopf zu 200 Thlr. jährlich) . .	260	Mill. Frcs.
2. Verlust von 10,000 Männern (Todte und Ganz-Invalide) was einer jährlichen Einbuße an Arbeitskraft von 2 Mill. Thaler und (bei 4 % Capitalisirung) einem Verlust von Nationalvermögen entspricht von	190	„
3. Pensionen für Invaliden und Wittwen, Erziehungsgelder für Kinder Gefallener ꝛc. jährlich 2 Mill. Thlr. (capitalisirt mit 4 %)	190	„
4. Beschädigung durch Blockade und Bombardement von Kehl und Saarbrücken	500	„
5. Entschädigung der von unseren Truppen occupirt gewesenen Gebiete (Pfalz, Baden, Rheinprovinz) sowie für Beschädigung des Privat-Eigenthums in unsern Festungen . . .	40	„
6. Entschädigung der aus Frankreich ausgewiesenen (ca. 70,000) Deutschen	50	„
Summa II.	1230	„
III. Mittelbare Verluste:		
1. Einbuße der Verkehrsanstalten	100	„
2. Für Schädigung des Nationalvermögens	950	„
3. Für Entwerthung des Nationalvermögens	1200	„
Summa III.	2250	„
IV. Kriegsentschädigung für die zurückeroberten Lande Elsaß und Lothringen, insbesondere Straßburg	200	„
Summa Summarum	4930	Mill. Frcs.

Würde man zu diesen nach dem Maßstabe eines halbjährigen Krieges berechneten circa 5 Milliarden für das weitere Vierteljahr nur die Hälfte davon hinzurechnen, so gelangen wir schon zu $7\frac{1}{2}$ Milliarden. Mit der Länge des Krieges steigen die mittelbaren Verluste desselben aber nicht in einfachem arithmetischen, sondern in geometrischem Verhältniß. Kurze Kriege können freilich auch sehr theuer zu stehen kommen, wenn außerordentliche Kraftanstrengungen damit verbunden sind, wie z. B. in dem Kriege von 1866. Die Kraftanstrengung Napoleon's in dem Kriege von 1806 ist jedoch kaum in Anschlag zu bringen, der Verlust an Menschen war in den beiden Schlachten von Jena und von Auerstedt für ihn unbedeutend, außerordentliche Rüstungen waren nicht nöthig, der ganze Krieg war nur eine erwünschte Beschäftigung für sein stets kriegsbereites Söldnerheer, von Schädigung oder Entwerthung des französischen Nationalvermögens konnte gar keine Rede sein. Wenn daher auch die damalige Kriegsentschädigung nach den extravagantesten Grundsätzen aufgestellt worden wäre, hätte sie doch kaum die Höhe von etwa 50 Millionen Francs erreichen können. Napoleon rechnete aber nicht, wie wir es mit gewissenhafter Sorgfalt thun, sondern nahm, soviel er eben kriegen konnte.

Die dem Staate Preußen ursprünglich von Napoleon auferlegten Kriegscontributionen betrugen nach dem Wortlaute der betreffenden Decrete 152 Millionen Francs, hier-

Digitized by Google

unter 10 Millionen für die Kaufmannschaft von Stettin und 12 Millionen für die Stadt Königsberg. Auf diese Summen sollten jedoch die für die Ernährung, Bekleidung und Remontirung von den französischen Befehlshabern bereits geforderten Requisitionen abgerechnet werden. Diese Erlaubniß wurde später eigenmächtig wieder zurückgezogen oder ungebührlich heruntergedrückt, dazu auf die gesammten Landes-Revenuen Beschlag gelegt. Nach Daru'scher Rechnung lautete die Schlußforderung, nach den gemachten Abzügen, noch auf . . . . . 154,500,000 Francs

die dagegen aufgestellte und überzeugend nachgewiesene preußische Aufstellung belief sich auf . . . . . 115,000,000 „

Nach längeren Verhandlungen, während deren natürlich die ganze französische Armee Grund genug zum Verbleiben im Lande hatte, und die endlich durch persönliche Intervention des Prinzen Wilhelm in Paris im September 1807 zum Abschluß gebracht wurden, wurde jene Forderung ermäßigt auf . . . . . 140,000,000 „

d. h.: einfach die bereits gezahlten Requisitionen wurden nicht berücksichtigt; trotzdem auf diese Contribution bis zum 12. Juli 1807 bereits 98,662,125 Francs 42 Cent. eingezahlt waren, belief sich die Gesammtsumme der Verluste und Leistungen Preußens an jenem Termine bereits nach Sack's Berechnungen auf 207,436,242 Francs 69 Cent.

Unmittelbar nachdem die Behörden wieder in ihre volle Function eingetreten waren, d. h. nach dem Abzuge der französischen Besatzung, wurde durch Decret vom 31. März 1809 eine allgemeine statistische Enquête über die durch den Krieg und die Occupation entstandenen Lasten den Regierungen und Kreisen aufgetragen. Das Resultat derselben belief sich — wie in den einzelnen Berichten wiederholt versichert wird, nach sehr mäßiger Schätzung — auf . . . . . 813,527,422 Frcs. 50 Cent.

Bis zur Räumung des Landes war an Contribution Frankreich baar gezahlt	141,270,222	„ 82	„
Die vom November 1806 bis November 1808 in die französischen Kassen geflossenen Staatseinkünfte Preußens betrugen	59,064,796	„ 92	„
Die Gehalte und Pensionen an preußische Beamte, welche die französische Regierung durch das kaiserliche Decret vom 13. November 1806 zu zahlen übernommen, jedoch nicht gezahlt hatte, betrugen am 15. November 1808	14,321,097	„ 19	„
Durch schlechtere Ausbringung der Münze während der französischen Verwaltung derselben hatte Frankreich einen Preußen zur Last fallenden Ertrag gewonnen von . .	6,430,870	„ —	„
Die Bergverwaltung, die Bank, die Seehandlung und die Holzverwaltung hatten durch Confiscation verloren	23,400,083	„ 18	„
An Eigenthum preußischer Institute war in Warschau confiscirt	63,821,088	„ —	„
An Waisenhaus- und Pupillen-Capitalien waren confiscirt	7,538,636	„ 89	„
Summa	1,129,374,217 Frcs. 50 Cent.		

Digitized by Google

„Niemals," sagt der von Napoleon zum Generaladministrator der preußischen Finanzen bestellte Bignon, „hatte bis dahin eine fremde Occupation so grausam einen Staat gedrückt, wie die Frankreichs Preußen drückte." Napoleon selbst täuschte weder sich noch den Grafen Röderer, als er diesem in einer Unterredung in den Tuilerien am 6. März 1809 sagte: „Ich habe eine Milliarde aus Preußen gezogen."

Duncker fügt hinzu: „Der Verlust, den der Seehandel Preußens, der hauptsächlich in Austausch mit England bestand, die Schädigung, welche der Ertrag des Grundbesitzes, die Lähmung, welche die Industrie Preußens hierdurch erlitt, entziehen sich jeder Schätzung. Der steigende Rigorismus, mit welchem diese sogenannte Continentalsperre französischer Seits durchgeführt wurde, endete mit der Vernichtung des preußischen Handels, der preußischen Handelsmarine." Es würde zu weit führen, alle die raffinirten Vexationen, Erpressungen und willkürlichen Schädigungen des Nationalwohlstandes, die Duncker einzeln angiebt, und denen man häufig die reine Boshaftigkeit und Schadenfreude ansieht, hier einzeln zu verfolgen. Kein Deutscher wird jenen Aufsatz lesen können, ohne Scham über den tiefen Fall des Vaterlandes und tiefes Mitleid mit unseren Vätern zu empfinden. In den damaligen altpreußischen Provinzen lebt die Erinnerung an jene Tage noch lebhaft fort; sie mag nicht wenig zu der Schärfe der Schwerter, welche die Enkel führten, beigetragen haben.

Das volle Maß der Demüthigung für Preußen war aber mit jenem Tilsiter Frieden noch nicht erreicht. Dieses selbe Preußen mußte seinem Todfeinde Vasallendienste leisten gegen seinen einzigen Freund, Rußland. Von Neuem fielen die erschöpfendsten Lasten auf Preußen. Es hatte zustimmen müssen, Cantonnementsbezirk, Operationsbasis und Gesammtmagazin für eine Armee von über 500,000 Mann zu werden. An Contributionen, Lieferungen, Requisitionen, Durchzugskosten leistete Preußen in der Zeit vom November 1808 bis October 1813 . . . . . 583,821,843 Frcs. 58 Cent.
Fügt man hierzu obige Summe von November 1806 bis dahin 1808: . . . . . 1,129,374,217 „ 50 „
so ergiebt sich eine Gesammtleistung Preußens für Frankreich von . . . . . 1,713,196,061 Frcs. 8 Cent.

Den wirklichen Betrag der Lasten und Kriegsschäden Preußens schätzt Duncker auf 2 Milliarden. Was jedoch Frankreich nachweisbar in seinen eigenen Kassen aus Preußen eingenommen hat, beläuft sich nach Daru's Rechnungslegung auf . . . . . 1,020,299,494 Frcs. 11 Cent. Hiermit dürfte jeder Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Worte Napoleon's, als er selbst die Milliarde zugab, zugleich aber auch jeder Zweifel an seiner unerhörten Grausamkeit geschwunden sein.

Er selbst hatte, wie wir bereits gesehen haben, gar keine nennenswerthen Kriegskosten, weshalb diese Contribution lediglich als ein Act der rohesten Willkür, des Faustrechts in des Wortes verwegenster Bedeutung, angesehen werden muß. Sehen wir dem gegenüber die wirklichen Kosten des Krieges von 1870/71 an.

Die Denkschrift, welche dem Bundesrath über die Ausführung der Gesetze, betreffend den Geldbedarf für den Krieg in den Jahren 1870 und 1871, vorgelegt worden ist, giebt interessante Aufschlüsse über die immensen Kosten, welche der Krieg gegen alle Erwartung erfordert hat. So heißt es bezüglich des Kostenaufwandes für das Land-

Digitized by Google

heer u. A. „Wenn schon die bei Beginn des Krieges vorhandene Feldarmee über die im Mobilmachungsplane vorhergesehenen Formationen hinausreichte, so trat im Laufe des Krieges fortgesetzt die Nothwendigkeit hervor, neue Streitkräfte aufzustellen und nach dem Kriegsschauplatze zu schicken. Das Massenaufgebot des Feindes hatte zur Folge, daß sogar der größte Theil der Landwehr in Feindesland verwendet werden mußte. Zum Schutze der Heimat und zur Bewachung der in beispiellos großer Zahl gemachten Kriegsgefangenen mußte die Augmentation der planmäßigen Besatzungstruppen weit über die etatsmäßige Stärke hinaus, ferner die Neuerrichtung von Garnisontruppen in bedeutender Zahl erfolgen. Für diese waren die bereiten Vorräthe an Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen nicht mit bemessen; beträchtliche Neubeschaffungen daher unabweislich. Aber auch noch andere Verhältnisse steigerten den Umfang der Kriegsausgaben. Die große Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Heimat der Truppen und die gebotene Beschleunigung des Aufmarsches und der Verstärkung der Armee bedingte die Benutzung der Eisenbahnen zu Armee-Transporten in einem sehr ausgedehnten Maße. Die im Jahre 1870 n den französischen Districten und in den Rheinlanden eingetretene Mißernte steigerte die Naturalienpreise, während gleichzeitig die Rinderpest große Verluste an Schlachtvieh mit sich brachte, die Fleischpreise in die Höhe trieb und Einrichtungen zur Herstellung von Fleisch-Conserven zur Nachsendung an die Armee nöthig machte." Im Weiteren wird auf den Uebelstand hingewiesen, daß in einzelnen Gegenden die Armeen des Feindes die Lebensmittel-Vorräthe aufgezehrt hatten und den Belagerungs-Armeen Vorräthe aus weiter Ferne zugehen mußten. Die Heranziehung massenhaften Artillerie-Materials und die Verwendung besonders theurer Geschosse war durch die Belagerung von 28 Festungen bedingt. Die außerordentlichen Anstrengungen während des Krieges erheischten besonders Fürsorge kräftiger Verpflegung für Mann und Pferd; die strengen Wintermonate überdies die außeretatsmäßige Gewährung von Wollhemden, Leibbinden, gefütterten Wachtmänteln mit Capuzen ꝛc., während Wind und Wetter die Bekleidung weit über das sonst angenommene Maß hinaus abnutzten. Dazu kamen die Arbeiten in den eroberten Festungen, der Küstenschutz, und endlich die Verpflegung der allein in Norddeutschland internirten 307,159 Kriegsgefangenen, deren Zahl sich Mitte Juni noch auf 116,274 Mann belief."

Schon in den Motiven zu dem Entwurfe des Gesetzes, durch welches der Reichskanzler ermächtigt wurde, zur Bestreitung der durch den Krieg veranlaßten außerordentlichen Ausgaben des Norddeutschen Bundes über die durch die Gesetze vom 21. Juli und 29. November 1870 festgestellten Beträge von 120 und 100 Millionen Thaler hinaus weitere Geldmittel bis zur Höhe von 120 Millionen Thalern im Wege des Credits flüssig zu machen und zu diesem Zwecke in dem zur Beschaffung von 120 Millionen Thaler erforderlichen Nominalbetrage eine verzinsliche, nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 19. Juni 1808 zu verwaltende Anleihe aufzunehmen und Schatzanweisungen auszugeben — heißt es:

„Die durch den Krieg veranlaßten Ausgaben haben bis zum 31. März 1871 im Ganzen 286,493,497 Thlr. betragen." Diese Summe wird, wie folgt, specialisirt:

30,000,000	Thlr.	aus dem Preußischen Staatsschatz,
79,944,785	„	aus der Anleihe von 1870 à 5 %,
15,000,000	„	aus dem Erlös der Schatzanweisungen vom 20. Juli 1870,
Latus: 124,944,785	Thlr.	

Digitized by Google

Transport:	124,944,785	Thlr.
	2,500,000	„ aus der Erhöhung der 1870er Anleihe,
	95,752,500	„ aus dem Erlöse der Schatzanweisungen von 29. Novbr. 1870,
	44,473,983	„ aus der Pariser Contribution,
	394	„ freiwillige Beiträge zu den Kriegskosten,
	17,000,000	„ aus der Darlehnskasse für verpfändete Schatzanweisungen ꝛc.,
	1,821,835	„ durch Kassenbestände,
	286,493,497	Thlr.

Die oben genannte Denkschrift führt in Ergänzung dieser Angaben weiter aus daß bis Ende December 1871 die für die mobile Landarmee allein des Norddeutschen Bundes definitiv verrechneten Ausgaben überhaupt 291,562,054 Thlr. 9 Sgr. 2 Pfg. die vorschußweise gebuchten Ausgaben . . . 64,049,068 „ 8 „ 11 „ betragen haben. Somit sind bis zu jenem Zeitpunkte verausgabt . . . . . 355,611,122 Thlr. 18 Sgr. 1 Pfg. abgesehen von den Ausgaben für die immobile Armee, welche durch den Friedensetat gedeckt werden. Dies sind bereits . . . . . 1,333,541,710 Francs. Ein nach dem Verhältniß der kriegerischen Leistungen zu jener Summe für die deutschen Südstaaten gemachter Zuschlag läßt diese directen reinen Kriegskosten bereits auf nahezu zwei Milliarden steigen. Jene oben wiedergegebene, für ein halbes Jahr berechnete Aufstellung Hirth's führt an reinen Kriegskosten nur 1250 Millionen an. Wir sehen also, daß der wirkliche Zuschlag für die wirkliche Dauer des Krieges sogar noch die Hälfte jener Summe übersteigt. Unter Hinzurechnung der „unmittelbaren und mittelbaren" Verluste kommen wir sonach mindestens zu der schon oben angegebenen Verlustsumme von 7 — 8 Milliarden Nationalvermögen, für welche die geforderte Kriegskostenentschädigung demnach nur ein sehr unvollkommener Ersatz ist.

Abgesehen von diesem Gesichtspunkte der inneren Gerechtigkeit und Verhältnißmäßigkeit der auferlegten Contribution mit den eigenen Opfern kommt es aber auch darauf an, daß die wirkliche Zahlungsverbindlichkeit den Mitteln der überwundenen Nation angemessen sei, insbesondere dieselben nicht in einem die Zahlungsfähigkeit selbst beeinträchtigenden Maße übersteige. Hören wir zunächst aus dem berufenen Munde Duncker's die finanzielle Lage Preußens im Jahre 1807.

„Was die Staatseinkünfte betrifft, die Daru für das Preußen des Tilsiter Friedens nach Abzug der Administrationskosten auf 87,986,625 Frcs. 3 Cent. veranschlagte, so hatte vor Ausbruch des Krieges das höchste Gesammteinkommen des Staates, zu welchem Preußen überhaupt gelangt war, das des Rechnungsjahres 1805/6 gegen 35½ Millionen Thaler, das reine Einkommen gegen 27 Millionen Thaler betragen. Nach Abzug der Administrationskosten, d. h. der Kosten für den Hof und die Civilverwaltung, welche sich auf gegen 7 Millionen Thaler beliefen, waren mithin 20 Millionen Thaler, d. h. 75 Millionen Francs verfügbar. Nachdem Preußen fast die Hälfte seines Umfanges und seiner Bewohner eingebüßt, konnte das gesammte Staatseinkommen nicht mehr als diese Summe, ganz abgesehen von der Erschöpfung des Landes durch den Krieg, der verfügbare Theil demnach nicht mehr, als 40 Millionen Francs betragen. Napoleon selbst

Digitized by Google

wußte das ganz genau; er gab das Brutto-Einkommen Preußens nach dem Kriege auf 73 Millionen Francs an."

Wir müssen billiger Weise erstaunt fragen, wie es möglich war, mit solchen wahrhaft kindlichen Mitteln den unverschämten Napoleonischen Forderungen gerecht zu werden. Duncker selbst giebt auf diese Frage keine authentische Antwort. Die directen Verpflichtungen des Staates wurden durch Prämien-Anleihen, Tresorscheine mit Zwangscours, eine außerordentliche Steuer auf alles Gold- und Silbergeräth und Juwelen, und Cession russischer Forderungen, zunächst nur theilweise gedeckt. Es trat hinzu die Nichterfüllung anderweitiger Pflichten, so namentlich der Zahlung der Beamtengehälter. Natürlich war von einer eigentlichen Erfüllung der Staatsaufgabe keine Rede mehr. Aber trotz dieses wirklichen staatlichen Justitiums mühten sich die schöpferischen Geister, welche an der Spitze Preußens standen, redlich ab, die unersättlichen Franzosen zufrieden zu stellen. Ohne ein von den landschaftlichen Verbänden, dieser weisen Schöpfung Friedrichs des Großen, dem Könige dargebotenes Darlehen von 8 Millionen Thalern in Pfandbriefen, die Napoleon als baares Geld annehmen konnte, für die aber die Fideicommißgüter verpfändet wurden, ohne weitere Veräußerung und Verpfändung von Staatsdomänen, wäre es nicht möglich gewesen, da eine auswärtige Anleihe bei den unsicheren politischen Zuständen nicht den geringsten Erfolg versprach. Ein endlich im Jahre 1810 mit Holland gemachter Versuch einer Anleihe von 32 Millionen Gulden wurde durch die Einverleibung Hollands in das französische Kaiserreich verhindert. Als Alles fehl schlug, wurde am 12. Februar 1810 in dem gänzlich erschöpften und verarmten Lande eine Anleihe von $1^1/_2$ Millionen Thalern mit dem Vorbehalte ausgeschrieben, daß gezwungen aufgebracht werden solle, was nicht freiwillig gewährt werde.

Mit diesem mühseligen ängstlichen Suchen steht nun allerdings das Verfahren, welches in Frankreich zur Deckung der 5 Milliarden eingeschlagen wurde, in einem bemerkenswerthen Gegensatz. Auf die am 17. und 18. Juni 1870 aufgelegte Anleihe von $2^1/_2$ Milliarden wurden $4^1/_2$ Milliarden gezeichnet, darunter allein in Paris $2^1/_2$ Milliarden. Mit den weiteren financiellen Gebarungen, die noch zur Deckung des Restes von 3 Milliarden eingeschlagen werden sollen, haben wir uns nicht zu befassen. Es ist aber nicht der geringste Zweifel, daß Frankreich theils durch seine ordentlichen Mittel, theils durch inländische, theils endlich namentlich auch durch englische Anleihen seinen Verpflichtungen vollkommen und leicht gerecht werden kann, wenn es will. Auf die bei etwa mangelndem guten Willen sich ergebenden Garantien unsererseits müssen wir noch zurückkommen. Es sei vorher gestattet, die Schlußworte des Duncker'schen Aufsatzes zur allseitigen Beherzigung hier wiederzugeben:

„Wenn das Preußen des Friedens von Tilsit, ein Gebiet von 2856 Quadratmeilen mit 4,594,000 Bewohnern, von sehr mäßiger Fruchtbarkeit und sehr mäßigem Wohlstande, dessen Handel und Verkehr auch nach der Räumung des Landes, wie wir sahen, durch Frankreich so gut wie vollständig gehemmt waren, diese Summe aufbringen konnte, so wird das heutige Frankreich, d. h. ein Gebiet von mehr als 9600 Quadratmeilen (ohne die überseeischen Besitzungen) mit einer Bevölkerung von über 36 Millionen, dazu ein sehr fruchtbares und sehr wohlhabendes Land den fünffachen Betrag ohne große Beschwerden aufzubringen vermögen. Frankreichs Staatseinnahme wird auch nach der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen gegen 2 Milliarden jährlich betragen. Die ihm auferlegte Kriegsentschädigung kommt somit noch nicht 3 Brutto-Jahreseinnahmen des fran-

Digitized by Google

zösischen Staates gleich. Die Milliarde Kriegskosten-Entschädigung, welche Preußen damals zu zahlen hatte, betrug fast 12 Brutto-Jahreseinnahmen des Staats im Umfange des Friedens von Tilsit. Nach diesem Maßstabe hätten Frankreich 20 Milliarden Kriegskosten-Entschädigung auferlegt werden können."

Thatsächlich bleiben die Annahmen Duncker's, soweit sie sich auf die französischen Staatseinnahmen beziehen, noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Das kürzlich der Nationalversammlung vorgelegte Budget von 1873 giebt hierüber folgende officiell beglaubigte Zahlen:

Allgemeines Budget	2,406,461,671	Frcs.
Specielle Ressourcen (das sogenannte Departemental-Budget)	333,036,363	„
Im Ganzen .	2,739,488,034	Frcs.
Im Jahre 1872 betrug dieselbe Summe	2,665,383,720	„

Die Einnahmen von 1873 rühren von folgenden Hülfsquellen her:

alte Steuern . . .	1,791,109,071	„
neue Steuern . .	477,904,000	„
dann die Steuern, welche noch votirt werden müssen:	120,000,000	„
Falls die letzteren bewilligt werden, beträgt der Ueberschuß der Einnahmen	18,148,728	Frcs.

Hiernach beträgt die ganze Kriegscontribution kaum 2 Jahres-Einnahmen, nimmt man denselben Maßstab nach dem zwei Jahre nach dem Kriege von 1806 sich ergebenden preußischen Budget, so hätte die Frankreich auferlegte Kriegscontribution 40 — 50 Milliarden betragen können. —

Auch bei den Franzosen ist die Ansicht nunmehr allmählich zum Durchbruch gekommen, daß ihnen die Zahlung der 5 Milliarden nicht schwer fallen wird. Statt der früheren affectirten Verzweiflung ist dann plötzlich nach dem echt französischen Satze: „les extrèmes se touchent" wieder das alte großsprecherische Wesen in unbeschränkter Fülle zurückgekehrt. Da Frankreich „reich genug ist, um seinen Ruhm bezahlen zu können", so muß es natürlich auch reich genug zur Bezahlung seiner Niederlagen sein. Es ist schon unter der Würde eines echten Franzosen, an der Zahlungsfähigkeit zu zweifeln, aber dagegen ist es in beiden Nationen Mode geworden, über die Zahlungswilligkeit zu discutiren.

Dies führt uns zu dem dritten Punkte, zu den Garantien, die wir uns für diesen guten Willen verschafft haben, nämlich zur Occupation. Um auch hier die lediglich auf das unumgänglich Nothwendige sich beschränkende weise Mäßigung der deutschen Regierungen in vollem Maße zu würdigen, müssen wir einige Proben aus der Napoleonischen Praxis nach dem Tilsiter Frieden geben. Zunächst wurde ganz Preußen nach Abschluß des Friedens besetzt gehalten. Die Convention vom 12. Juli 1807 verfügte allerdings, daß das Land am 1. October desselben Jahres geräumt werden solle, jedoch wenn „die dem Lande aufgelegten Contributionen abgetragen sein würden". Wir haben bereits gesehen, in welch perfider Weise dieser Abtragung immer neue Schwierigkeiten entgegengestellt wurden. Endlich am 5. December 1808 verließ die französische Armee Preußen bis auf die Oderfestungen. Die Occupation des gesammten Landes dauerte also 2 Jahre, die Befreiung mußte — wie wir bereits gesehen haben — mit einer Verdoppelung der ursprünglich aufgelegten Contribution, der vollständigen Entwaffnung und der Halbirung des übrig gebliebenen Landes durch die besetzt gehaltenen Festungen Stettin, Küstrin und Glogau

Digitized by Google

erkauft werden. Außer den beiden Etappenstraßen, welche schon in den ersten Verhandlungen zur Verbindung von Sachsen mit dem ihm zugetheilten Großherzogthum Warschau durch Preußen zugebilligt worden waren, wurden als fernere Bedingung der Räumung noch 7 Etappenstraßen gefordert, und das Recht verlangt, zwischen jenen 3 Festungen eine vollständige französische Postenkette herzustellen, deren Unterhaltung Preußen auferlegt wurde. Im Jahre 1811 traten noch zwei weitere Etappenstraßen hinzu. Während der gesammten Occupation schaltete Napoleon vollständig willkürlich mit allen Staats-Einrichtungen und Einnahmen. Nach geschehener Räumung wirthschafteten die nur zu militärischen Vorgesetzten bestellten Gouverneure der 3 Oderfestungen mit der unumschränktesten Willkür. In Consequenz der Continentalsperre confiscirten sie die Colonialwaaren, griffen beständig in den geschäftlichen Verkehr, die Polizei der Städte ein, setzten preußische Polizeibeamte ab, unterbrachen den Lauf der preußischen Posten und verletzten das Briefgeheimniß, wann und wie es ihnen gerade paßte.

Einen recht wirksamen Gegensatz hierzu bilden die Motive des in diesen Tagen dem Deutschen Reichstage vorgelegten Gesetzentwurfs, betreffend die Gründung einer Stiftung für die während der deutschen Occupation in Frankreich beschäftigten Reichspostbeamten. Der Generalpostdirector Stephan äußerte sich darüber unter Anderem, wie folgt: „Eines Tages öffneten sich dem Privatpostverkehr des französischen Volkes nach dreimonatlicher Ruhe die Schalter der deutschen Post-Anstalten. Sie hatten ungewöhnlichen Zuspruch, namentlich auch in Folge der liberalen Bedingungen des deutschen Postverkehrs; angesehene Mitglieder, ja Celebritäten des französischen Handelsstandes haben mich versichert, daß, mit wie großer Freude sie auch den Abzug der Occupationstruppen begleitet, sie dennoch die Wiederkehr der französischen Postanstalten mit nicht ganz ungemischten Gefühlen angesehen hatten. Freilich verursachte diese Nebenbeschäftigung unseren Beamten eine colossale Arbeit. Bei einem so mittheilungsbedürftigen Volke, wie dem französischen, ergoß sich nach der dreimonatlichen Ruhe nicht eine Fluth, sondern ein wahrer Katarakt von Briefen. Die deutsche Post stellte den Verkehr mit den Hunderttausenden von Kriegsgefangenen wieder her, und man kann sich vorstellen, welche Massen von Briefen allein dieser Verkehr producirte. Um die massenhafte Arbeit zu bewältigen, mußten immer mehr deutsche Postbeamten bis zur Höhe von 6000 Köpfen aus Deutschland gezogen werden, und um dies erhebliche Manco zu decken, waren natürlich ganz außergewöhnliche Leistungen des zurückgebliebenen Personals nothwendig. Bei Vielen ist dadurch ein frühzeitiges Siechthum, bei Manchem vielleicht ein früherer Tod verursacht. Es widerstrebt meinem Gefühl, die Leistungen der Post und ihrer Beamten hier so zu betonen, und ich glaube auch, daß der Mehrzahl dieser Männer das Bewußtsein erfüllter Pflicht und die Ehre, zu den Erfolgen des Vaterlandes in so großer Zeit so wesentlich beigetragen zu haben, ein genügender Lohn ist. Der beredteste Fürsprecher wird dieser Vorlage nicht fehlen, die warme Theilnahme dieses Hauses an dem Schicksal pflichttreuer Beamten. Die Namen dieser Opfer des Krieges werden erst in einigen Jahren in den Verlustlisten der Nation stehen; ihr Grab wird kein Lorbeer des Ruhmes schmücken, und nur ihre Wittwen und Waisen werden um sie klagen. Aber gerade um die Thränen der Hinterbliebenen zu trocknen, ist die Vorlage bestimmt, und Hunderten, später vielleicht Tausenden wird sie zu Gute kommen. Der Segen Gottes liegt auf der Stunde, in welcher Sie Ja und Amen zu dem Gesetze sagen". —

Bei Abschluß des Präliminar-Friedens von Versailles war bekanntlich über ein

Digitized by Google

Drittel des gesammten Frankreichs in den Händen der deutschen Truppen. Nahezu die Hälfte des occupirten Gebietes wurde unmittelbar nach dem Abschluß sofort geräumt. Wir waren selbst betheiligter Zeuge, mit welcher Hast und peinlichen Sorgfalt an dem festgesetzten Termine die Evacuation bis zum linken Seine-Ufer vollendet wurde. Es bedurfte der außerordentlichsten Anstrengungen, um namentlich den colossalen Artilleriepark von Villacoublay um die Südfront von Paris herum auf Wagen nach dem Bahnhofe von Vitry zu schaffen. Die letzten Artillerie-Festungs-Compagnien, welche die Einschiffung besorgten, waren ohne jeden Schutz und Bedeckung und hatten den etwas gemischten Genuß, in dieser Verfassung die Kanonen der Commune aus dem nahen Paris ertönen zu hören. Nach der Zahlung der ersten und zweiten Rate der Contribution hat sich das Occupationsgebiet auf einen kleinen, die neuen Reichslande umfassenden Landgürtel beschränkt. Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß Belfort und Nancy erst mit der Zahlung des letzten Franc von unseren Truppen werden verlassen werden. Man giebt sich darüber auch in Frankreich keinen Illusionen mehr hin.

Das soeben zur Vertheilung gelangte Budget pro 1873 enthält folgenden Schlußpassus: „Die öffentliche Meinung hat sich in der letzten Zeit lebhaft mit den financiellen Maßnahmen beschäftigt, durch welche die Befreiung des Landesgebietes gesichert werden soll. Auf den edelmüthigen Versuch einer öffentlichen Subscription folgten zahlreiche in der Form verschiedene, aber demselben Ziele entgegenstrebende Projecte; die einen aus der Initiative Ihrer Collegen hervorgegangen, die anderen direct an meine Verwaltung gerichtet oder durch die Presse veröffentlicht. Die Regierung trägt kein Bedenken, sich den patriotischen Gesinnungen anzuschließen, welche diesen verschiedenen Combinationen zu Grunde lagen. Die ihr durch die Umstände gebotene Zurückhaltung darf sie nicht hindern, die werthvolle Mitwirkung, welche ihr von der Einsicht und Hingebung so vieler Bürger geboten wurde, in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Wir haben das feste Vertrauen, daß unsere gemeinsamen Anstrengungen nicht eitel sein werden, und daß Frankreich den Willen und die Macht haben wird, sein Gebiet durch pünktliches und vollkommenes Einhalten seiner Verpflichtungen zu befreien. Aus den gemachten Erfahrungen, welche sich heute noch glücklicher vervollständigt haben, als wir selbst zu hoffen gewagt, schöpfen wir unsere besten Hoffnungen. Es ist Ihnen bekannt, daß die Zeichner der Zwei-Milliarden-Anleihe ihre letzte Einzahlung erst am 21. November zu leisten hatten; statt 712,318,000 Francs stehen aber jetzt, Dank den inzwischen angesammelten Ersparnissen und antecipirten Einzahlungen nur noch 218,064,000 Francs auf diese Anleihe aus. Ein solcher Erfolg läßt uns der neuen Probe, welche uns bevorsteht, mit Vertrauen entgegengehen. Wir unsererseits können nur wiederholen, daß die Befreiung des Landesgebietes unsre erste und unabläßige Sorge ist. Sie können versichert sein, daß wir alle auf diesen Gegenstand bezüglichen Projecte reiflichst prüfen und endlich nur eine Lösung vorschlagen werden, welche durch die Würde und das Interesse des Landes geboten sein wird."

Ueber die Behandlung, welche die deutschen Truppen in Frankreich erfahren haben und noch erfahren, wollen wir den berechtigten Widerwillen jedes sittlich denkenden Menschen nicht wieder unnöthig erwecken. Die aus dem französischen Volke hervorgegangenen Geschworenen von Autun und Paris, welche geständige Mörder deutscher Soldaten freigesprochen, hat selbst die officiell ausgesprochene Mißachtung der französischen Machthaber getroffen. Aber es sei gestattet, auf die Mäßigung hinzuweisen, durch die sich die ihrer Zeit veröffentlichte Bismarck'sche Note — nach unserem Gefühl fast zu sehr —

Digitized by Google

auszeichnete. Um einen Gegensatz zu statuiren, — wollen wir an die Erschießung des Nürnberger Buchhändlers Palm erinnern, der sich erfrecht hatte, eine Brochüre gegen den Despoten Europas zu drucken, an die Erschießung Hofer's, die speciell auf Befehl des „großen" Kaisers gegen den Ausspruch des Kriegsgerichtes erfolgte. Diese Blätter der Geschichte sind reich an Beispielen, wie die „Mäßigung im Glücke" von den Franzosen gehandhabt wurde. Für das Auftreten der deutschen Truppen und Befehlshaber verweisen wir auf das Zeugniß derjenigen französischen Preßorgane, denen der vermeintliche Patriotismus nicht mit der Vernunft durchgegangen ist. Es wird von diesen anerkannt, daß die militärische Disciplin auch in Feindesland vortrefflich ist, und daß in den wenigen Streitigkeiten, welche vorkommen, die eigenen Landsleute ebenso oft die Angreifer sind, wie die fremden Truppen. —

Wir haben unsere Rechnung abgeschlossen, ein moralisches Saldo daraus erkennen wir ohne Zögern und Selbstüberhebung uns selbst zu. Wenn auch die materiellen Forderungen, die wir aus der Vergangenheit gegen Frankreich erheben konnten, durch die neuesten Ergebnisse nicht vollständig getilgt sind, so nehmen wir keinen Anstand, zu erklären:

„Unser Schuldbuch sei vernichtet".

Sollten die Franzosen ihre ganz ungerechtfertigte „Revanche" versuchen wollen, so werden wir ein neues Conto anzulegen haben. —

Das Scheitern der schweizerischen Bundesreform.

Von

Otto Henne-AmRhyn.

Die Schweiz ist in Betracht ihrer geschichtlichen Entwickelung und der Abstammung der großen Mehrzahl ihrer Bewohner ein vorzugsweise deutsches Land, und zudem steht sie mit dem Mutterlande in einer so regen wechselseitigen Verbindung, namentlich auf dem Felde der Wissenschaft, daß ihre Geschicke dem denkenden Deutschen, der für alle ehemaligen „Reichsländer" ein lebhaftes Interesse bewahrt hat, unmöglich gleichgültig sein können. Daher hat denn auch die jüngste Krise, welche das Land der Alpen in seinem Drange nach größerer Einheit durchgemacht, die tiefste Theilnahme jenseits des Bodensees und Rheines gefunden, wovon selbst der Umstand, daß der lebhaftere Theil der Schweizer während des letzten Krieges den richtigen Compaß des Urtheils und Gefühls verloren hatte, die edeldenkenden Deutschen nicht abhielt. Indessen ist es eine Frage, ob der eben durchgefochtene und für den Fortschritt leider unglücklich ausgefallene Kampf überall mit der zu seinem Verständnisse unentbehrlichen historischen Kenntniß verfolgt worden, und es dürfte daher keine undankbare Aufgabe sein, an der Hand der Geschichte die Voraussetzungen und Gründe jenes Kampfes aufzusuchen und in ihrem Fortgange zu prüfen.

Es ist wohl selten ein Land im Verlaufe seiner Geschichte so himmelweit von dem abgewichen, was die Gründer seiner Selbständigkeit beabsichtigten, wie die Schweiz.

Digitized by Google

Wie überhaupt dem Mittelalter jede Tendenz fremd war, — ein Begriff, welcher erst der neueren Zeit mit ihrem vielgestaltigen Streben nach Umwälzungen angehört, so wollten auch die Angehörigen der vielen Reichsstädte und Reichsländchen des deutschen Reiches, welches damals noch in nationaler Bescheidenheit das römische hieß, nichts Anderes als die Aufrechthaltung ihrer Selbständigkeit, die ein Mittelding von communalem und nationalem Charakter besaß. Sie wollten weder eine politische Rolle spielen noch sich vom Reiche ablösen, sondern blos unter des Kaisers Schutz und Schirm ihre alten „Rechte und Freiheiten" behalten und bewahren. Ihr Streben war daher ein rein conservatives und dazu in territorialer Beziehung ein sehr enge begränztes. Nicht dem abstracten Begriffe der „Freiheit" jagten sie nach, wie die von und in abstracter Schulweisheit erzogenen Söhne der modernsten Jahrhunderte, sondern dem sehr concreten Gute der „Freiheiten", d. h. der eigenen Besorgung ihrer Angelegenheiten, soweit sie nicht solche des Reiches waren. Und auf dieses, das Reich, waren sie nicht eifersüchtig; es war zu ihrem Schutze da, wie sie nebst Anderen zu dem seinigen; sie waren, wie der alte schöne Spruch sagt, „zu Schutz und Trutz" vereinigt und verbündet.

Aus solchen Reichsstädten und Reichsländchen ist nun auch die Schweiz ursprünglich zusammengesetzt. Voran gingen bekanntlich drei Reichsländchen um den krummen See im Gebirge, menschenarme Thäler ohne Städte, eigentlich blos weit ausgedehnte Gemeinden, innerhalb welcher sich nach und nach blos aus dem Grunde ihrer weiten Ausdehnung mehrere Kirch- und Pfarrgemeinden gebildet hatten. Es gab keine treueren Reichsglieder als diese Thalschaften; aber freilich, ihre alten Rechte und Freiheiten wollten sie sich nicht von dem Hause Oesterreich, das seine Güter in jenen Gegenden zu Bestandtheilen seiner Hausmacht zu stempeln strebte, wegnehmen lassen. Uri, wo Oesterreich weder Güter noch Ansprüche hatte, ging aus Gründen der Nachbarschaft und gemeinsamer Interessen hierin mit Schwyz und Unterwalden einig, wo der Grundbesitz der Habsburger beträchtlich war. Ein fester Bund vereinigte die drei Ländchen 1291; die romantischen und dramatisch bewegten Begebenheiten aber, welche die Chronik späterer Zeit aus dem Laufe der nächsten zwanzig Jahre erzählt, gehören nach den neuesten Forschungen ohne alle Möglichkeit ferneren Zweifels der Sage an, ohne dadurch etwa an ihrer Ehrwürdigkeit und Erhabenheit zu verlieren. Es bedurfte keines Brechens der Burgen von Landvögten, deren Sendung in keiner Weise beglaubigt ist, um Oesterreich gegen den kleinen, jungen Bund in Harnisch zu bringen; daß ein dem Hause Habsburg zum Trotz und wider dessen Wünsche und Erwartungen zum Throne berufener Kaiser, Heinrich VII., die Freiheitsbriefe der drei Länder ohne Rücksicht auf Oesterreichs dortige Rechte bestätigte, und daß die Bergbewohner sich im Streite der Gegenkönige auf die Seite Ludwigs des Baiern stellten, genügte dem Bruder des Nebenbuhlers, Herzog Leopold, vollständig, die Widersetzlichen mit Krieg zu überziehen. Die Tapferkeit, mit welcher sie siegten, lockte andere Gemeinwesen, und zwar jetzt auch Städte, zum Anschlusse, und die Gefahr fernerer Angriffe bewog die älteren Bundesglieder zur Aufnahme neuer. Von Tendenz zu strafferer Einheit war keine Rede; im Gegentheil: nur die drei alten Länder blieben unter sich verbunden; die neuen traten nur mit jenen, nicht aber unter sich selbst in Bündnisse, so daß die Verfassung der „Eidgenossen" in lauter einzelnen Bundesbriefen, nicht in einem gemeinsamen „Stück Papier" bestand.

Die Nachtheile dieses lockeren, unzusammenhängenden, das Selbstgefühl der einzelnen Verbündeten allzusehr nährenden Wesens traten indessen bald zu Tage. Als Kaiser Sigis-

Digitized by Google

mund die Schweizer aufforderte, dem geächteten Herzoge Friedrich von Oesterreich das Aargau wegzunehmen, wurde die „Beute" getheilt, und es entstand die Ungeheuerlichkeit der „Unterthanenländer", dieser recht- und wehrlosen Glieder des Bundes, deren Bewohner es dann büßen mußten, daß sie nicht als „freie Landleute" von Uri u. s. w. oder als Stadtbürger von Bern u. s. w. geboren waren. Die Zersplitterung wurde immer schreiender; die Selbstüberhebung Zürichs führte sogar zu einem Sonderbunde mit Oesterreich und zum Bürgerkriege mit den übrigen Eidgenossen; der Burgunderkrieg ließ nicht mehr blos die Tapferkeit und gar nicht mehr das Recht, sondern den Ehrgeiz, den Söldnersinn, die Beutelust und die Sittenverwilderung zum Ausbruche kommen; der Schwabenkrieg zerstörte das Band, welches die Alpensöhne an das Reich geknüpft hatte, und weckte in ihnen Großmachtsgelüste. Sie vergaßen ihr deutsches Blut, vergaßen, daß sie zur Zeit ihrer besten und ehrlichsten Thaten gute Reichsglieder gewesen, und daß ihre Entartung mit der Entfremdung vom Reiche Hand in Hand ging, und so schweiften sie nun in ihrem Uebermuthe und Trotze, bald als Söldner des Papstes, bald als solche Frankreichs, über das Gebiet der deutschen Nation hinaus, eroberten Theile des Herzogthums Mailand und später, als auch der Glaube sie entzweite, Theile des Herzogthums Savoyen.

So waren nun die Bruchstücke von drei Nationen beisammen, welche noch heute den Bund bilden, die Italiäner und Franzosen nebst vielen Deutschen freilich nur als Unterthanen einer auserwählten Anzahl Deutscher, die wieder in die Abstufungen der Cantone, zugewandten Orte und Verbündeten zerfielen. Es schwand nun auch der Nimbus der schweizerischen Wehrkraft, und während dreier Jahrhunderte schwankte jenes Amalgam von „Rechten" und Rechtlosigkeiten, das nur noch vom Ruhme einer besseren Vergangenheit zehrte, zerrissen, thatlos und allen Aufschwunges baar, im Schlepptau bourbonischen Goldes und confessioneller Leidenschaften, seiner Auflösung entgegen, die endlich im Jahre 1798 durch die kecken Söhne der französischen Revolution in's Werk gesetzt wurde.

Damit nahm die Geschichte der Schweiz einen total anderen Charakter an, als sie vorher gehabt hatte. Bisher war derselbe ein mittelalterlich-feudaler gewesen, wenn auch nur noch ein Zerrbild des gesunden altdeutschen Staats- und Gemeindelebens vorhanden war; jetzt trat ein Gebilde moderner Zeit an dessen Stelle, ein völlig mit der Vergangenheit brechendes Spiegelbild Rousseau'scher Ideale, praktisch zubereitet durch die sich für große Politiker haltenden Erben der Jacobiner und Terroristen. Ein solcher plötzlicher Uebergang vom Extrem der Zersplitterung zu dem der Centralisation, wie es derjenige von der alten Eidgenossenschaft zu der neuen „helvetischen Republik" war, konnte bei dem schreienden Mangel an allen verbindenden Ideen nicht gedeihen. Das Volk hing an seinen alten Einrichtungen, theilweise sogar an der politischen Rechtlosigkeit, welche ihm die Steuern ersparte und es so lange mit Krieg und dessen Uebeln verschont hatte. Das Auftreten der Franzosen, welche die helvetische Regierung faktisch besetzten, die Gebietseintheilung machten, überall Requisitionen und Brandschatzungen vornahmen, harmlose Bürger mißhandelten, Widersetzliche gefangen wegführten oder gar niederschossen, empörte die Schweizer. Der Krieg zwischen Frankreich einer-, Rußland und Oesterreich anderseits, welcher schweizerischen Boden mit Blut überströmte und alles Eß- oder sonst Brauchbare aufzehrte, brachte sie zur Verzweiflung. So wurde die Partei der „Unitarier" immer schwächer, die der „Föderalisten", zuletzt von Bonaparte selbst begünstigt, immer mächtiger. Die Urcantone und die Patrizier der Städte erhoben die Fahne des Aufruhrs gegen die „Helvetik", und letzterer wurde erst beschwichtigt, als Bonaparte, der die Schweiz nur oberflächlich

Digitized by Google

kannte, den mit Abgeordneten der Cantone in Paris berathenen „Mediationsact" erließ. Die Einheit wurde gänzlich aufgelöst, die zugewandten Orte, Verbündeten und Unterthanen (mit Ausnahme der an Frankreich annectirten Gebiete von Wallis, Neuenburg und Genf) als sechs neue den dreizehn alten Cantonen beigesellt, die Vorrechte der Hauptstädte theilweise wieder hergestellt, und die neue Eidgenossenschaft, jeder Centralgewalt baar, deren jährlich wechselnder „Landammann" nur zum Scheine dastand, durch gezwungene Stellung von Hülfstruppen an den Triumphwagen des Corsen gefesselt.

Die neue Eidgenossenschaft war ein Vasallenland Frankreichs, und wo ein Ludwig XIV. blos mit Gold gelockt hatte, ohne seine Verpflichtungen je vollständig zu erfüllen, — befahl ein Napoleon. Ja, er gestand mit dürren Worten: wenn die Schweiz sich nicht seinem Machtgebote füge, so werde er sie einfach dem Kaiserreiche einverleiben. Der Fortschritt zur Einheit, den die patriotischen Unitarier in ihrer durch Verblendung und einseitig abstracte Begeisterung entstandenen Gallomanie 1798 gehofft hatten, er war zum Rückschritte, die von ihnen geträumte goldene Freiheit zur eisernen Knechtschaft geworden. Und diese Mediationszeit wurde und wird noch von kurzsichtigen Politikern als ein Eldorado politischen Glückes angestaunt! Aber es war noch nicht genug der Schmach! Als der Dictator Europa's fiel, traten als Vormünder der kleinen und schwachen Schweiz die Alliirten an seine Stelle. Die Verfassung wurde im Sinne noch größerer Decentralisation umgestaltet, sogar der Schein einer Centralgewalt weggeworfen, und die Vorrechte der Hauptstädte noch bedeutend erweitert. Es war die Zeit des „heiligen Bundes", von ihrer Vorgängerin nur darin abweichend, daß, wo der Corse befohlen, seine diplomatischen Besieger intriguirten.

Die Schweiz war durch die Schamlosigkeit in- und ausländischer Reaction auf dem Punkte angelangt, wo ihr nichts mehr helfen konnte, als was dem verrotteten Frankreich der Bourbonen hätte helfen sollen, und auch geholfen hätte, wenn die Franzosen — Republicaner gewesen wären, — nämlich die Revolution. Freilich nicht die blutige, gräuelvolle Revolution des gallischen Temperamentes, die nichts vollbringt, als an die Stelle des gekrönten „Tyrannen" einen weit schlimmeren ungekrönten zu setzen, — sondern die so zu sagen gemüthliche Revolution des deutschen Naturells, welche zu dem Inhaber der Gewalt mit naivem Trotze sagt: Steig' herab und mach' mir Platz. So hatten die deutschen Reichsstädte des Mittelalters hundertmal Revolution gemacht, und so machten es auch die größeren und mittleren Schweizercantone 1830 und 1831. Es war viel vom Geiste der alten Zunftmeister in den Agitatoren jener Jahre, welche sich jedoch dies nicht träumen ließen, sondern sich Alle für kleine Marius und Sulla oder Dantons und Robespierres hielten. Die Vorrechte wurden ganz oder beinahe ganz aufgehoben, die Volkswahlen zu den maßgebenden gemacht, und Freunde des Fortschrittes zu größerer Einheit der Schweiz überall an die Spitze gestellt. Die Patricier waren gefallen, mit Ausnahme Basel's, dessen Starrsinn zur Trennung von Stadt und Land in zwei Halbcantone führte, wie sie bereits Appenzell aus confessioneller Veranlassung und Unterwalden von Alters her aus localen Ursachen besaßen. Wie die Revolution von 1798 aus der ersten französischen Staatsumwälzung, so war jene von 1830, wenn auch nicht in ihrem Anfange (Tessin erhob sich schon 1829), doch in ihrem energischen Fortgange aus der Julirevolution gespeist worden, was sich auch in ihrem wirklich (nicht wie in Frankreich affectirt) ehrsam bürgerlichen Charakter aussprach. An die Stelle der Patricier waren die Bürger getreten; die Bauern, welche an mehreren Orten, namentlich in Luzern und St. Gallen, be-

Digitized by Google

sondere, ultramontan-ochlokratische Tendenzen verfolgt hatten, waren mit denselben gescheitert; nur Solothurn und Thurgau entgingen dem neckenden Vorwurfe nicht, „Bauernregierungen" zu besitzen, die aber extremem Vorgehen fern blieben. Das Enfant terrible der neuen schweizerischen Demokratie war aber Basel-Land, wo das revolutionäre Treiben im kleinsten Raume seinen Hexensabbath feierte.

Die Umwälzung von 1830 ff. in der Schweiz hatte sich blos auf die Cantone, nicht auf den Bund bezogen, und so bestand denn ein unangenehm in die Augen fallender Contrast zwischen Cantonsverfassungen, die aus dem Volke, und einem Bundesvertrage (er hieß absichtlich nicht „Verfassung"), der aus aristokratischen und diplomatischen Kreisen hervorgegangen war. Die Agitatoren und neuen Regenten der demokratischen Cantone warfen sich denn auch aus voller Kraft auf das Streben, Cantone und Bund in Einklang zu bringen und ihren Sieg vom Besonderen auf das Allgemeine auszudehnen, und damit begann die Agitation nach einer centralisirteren Bundesverfassung, welche noch heute fortdauert.

Freilich bebütirte diese Agitation anfangs unglücklich. Der Entwurf einer „Bundesurkunde" (wie man sich ausdrückte, weil „Bundesvertrag" reactionär und „Bundesverfassung" revolutionär klang), welchen die lahme und bereits altersschwache Tagsatzung 1832 ausarbeitete, stieß mit seinem charakterlosen Laviren zwischen den Parteien sowohl die Anhänger des Alten wie jene des Neuen ab und wurde in den (übrigens nicht vollständig durchgeführten) Volksabstimmungen mit großer Mehrheit verworfen. Nicht nur die Einführung einer Volksvertretung im Bunde, dieser Lieblingsgedanke der radicalen Reformer, war gescheitert, sondern überhaupt jede Verbesserung der kranken Bundesmaschine. Nicht nur dauerte die Ungeheuerlichkeit fort, daß das kleine Zug so viel wog wie das große Bern; es unterblieb auch jede Einigung oder gemeinsame Verbesserung auf rechtlichem oder volkswirthschaftlichem Gebiete. Die Folge war ein Zustand während anderthalb Decennien, den man füglich als einen solchen factisch permanenter Anarchie bezeichnen konnte, und dessen hervorragende Aeußerungen durch ihre Dialektbezeichnung „Putsch" das Wörterbuch der deutschen Sprache um einen sehr bezeichnenden Ausdruck bereichert haben. Die „Putscher" waren bald gestürzte Patricier, die ihre verlorenen Sitze wieder zu erobern wünschten (Bern), bald radicale Revolutionäre, denen allzu gemäßigte Regierungen im Wege standen (Tessin), bald reformirte Pietisten, deren nach Gnade dürstende Seelen von freigeistischen Maßregeln zerknirscht waren (Zürich), bald endlich, und das war (und ist noch!) die gefährlichste Sorte, die gelehrigen Schüler der Söhne Loyola's, die in jedem Fortschritte einen Schlag gegen die heilige Mutter Kirche erblickten. Der Putsch der ultramontanen Aargauer gegen die dortige Verfassungsreform, nach welcher es vor dem Gesetze nicht mehr Katholiken und Protestanten, sondern blos noch Bürger geben sollte, reizte die Radicalen zur Aufhebung der Klöster, und diese berühmte Maßregel, das Werk Augustin Kellers, war hinwieder der Vorwand zur Bildung des katholischen Sonderbundes, der dann wider seine Absicht zum Werkzeuge einer neuen und wirksamen Bundesreform werden sollte.

Der Sonderbund war das häßlichste und sittenloseste Gebilde jener unerquicklichen Putschzeit; denn sein Wesen bestand in der Heuchelei und Lüge: er gab vor, den Bundesvertrag, der die Klöster garantirte, schützen zu wollen, indem er denselben, der zugleich Sonderbündnisse untersagte, selbst verletzte, also eine Ungesetzlichkeit durch eine andere zu tilgen suchte. Diese Mißgeburt, welche durch die freche Berufung der Jesuiten als Lehrer

Digitized by Google

der Jugend den stärksten und kriegerischesten aller Putsche, den zweimaligen Freischaarenzug nach Luzern, heraus gefordert, raffte denn auch die altersschwache Tagsatzung zu ihrer einzigen, aber ruhmwürdigen That auf, nämlich zu dem dreifachen Beschlusse der Aufhebung des Sonderbundes, der Entfernung der Jesuiten und der Veranstaltung einer Revision der Bundesverfassung. Das dreifache schöne Ziel wurde durch den kürzesten und unblutigsten Feldzug der Neuzeit (1847) herbeigeführt, welcher wider die Absicht seiner Leiter zum Signal der europäischen Revolution des folgenden Jahres wurde („Im Hochland fiel der erste Schuß").

So kam die Schweiz zu ihrer ersten „Bundesverfassung", welche das damals Erreichbare leistete. Es war eine Zusammenfassung alles bis dahin in der Schweiz von den Freunden des Fortschrittes und der Einheit Erstrebten. Vorbild war die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerica mit ihrem Zweikammersystem; man wich aber von ihr ab, indem man die einheitliche Spitze der vollziehenden Gewalt mit der in der Schweiz von jeher üblichen collegialischen Form vertauschte. Was in America centralisirt war, wurde es auch hier: Militär in der Hauptsache, Post, Zoll, Münze, Maß und Gewicht ganz. Die große Mehrzahl des Volkes nahm die Neuerung mit wirklichem Jubel an. Wie aber die Rückschrittler sich an Volksvertretung und Centralisation stießen, so ärgerte die Radicalsten die Beibehaltung der alten Tagsatzung als „Ständerath" (jeder Canton ohne Unterschied zwei Mitglieder, wie im americanischen Senate) neben der neuen Volksvertretung, dem „Nationalrathe" (ein Mitglied auf 20,000 Seelen). Der Ersteren Widerwille äußerte sich bald nach den Flitterwochen des neuen Werkes durch Reactionen in mehreren ehemaligen Sonderbundscantonen (die durch den Sonderbundskrieg liberale Regierungen erhalten hatten) und in Bern (wo jedoch die Mächte der Finsterniß wieder gebrochen wurden). Dagegen zeigten sich augenfällig die Vortheile der neuen Ordnung der Dinge. Es kam System und musterhafte Arbeitskraft und Sachkenntniß in die bisher verwahrloste Verwaltung der Zölle, der Posten und des Kriegswesens, und die Münzeinheit wirkte höchst wohlthätig. Der Bundesrath bewies, Unordnungen im Inneren und Anmaßungen von Außen gegenüber, daß die Schweiz wieder eine Regierung besaß, auf welche Bezeichnung die alten „Vororte" nicht hatten Anspruch erheben können.

Im Ganzen und Großen war sonach die neue Bundesverfassung eine entschiedene Wohlthat für die Schweiz. Sehr bedeutende Mängel und Fehler waren, und sind noch, nicht an ihr auszusetzen. Aber wie es denn geht, die Zeit schreitet nun einmal vorwärts, der Verkehr belebt und erweitert sich immer mehr, es strebt Alles unbewußt, aber unaufhaltsam größerer Concentration und Einheit zu, die Schranken, welche der freien Bewegung und Entwickelung der Einzelnen und der Massen noch im Wege stehen, werden immer fühlbarer und störender, alte Einrichtungen, die sich überlebt haben und denen nicht leicht beizukommen ist, erregen den Wunsch und das Bestreben, sie zu beseitigen, und so kann das für seine Zeit beste Werk nach Verfluß verhältnißmäßig kurzer Zeit, nachdem über seine guten und schwachen Seiten Erfahrungen gesammelt worden sind, als nicht mehr der allgemeinen Wohlfahrt förderlich, als unvollständig und mangelhaft und als höchst verbesserungsbedürftig, wenn nicht geradezu veraltet, erscheinen. So ging es auch hier. Noch immer erfreuen sich die einzelnen Cantone besonderer Gesetzgebungen in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Es giebt so viele Schuldbetreibungs-, Concurs-, Vormundschaftsgesetze, so viel Bestimmungen über Niederlassung, Aufenthalt, Bürgerrecht, Armenwesen, Unterricht, so viele Civil- und Strafgesetzbücher, Civil- und Strafproceßordnungen, wie es

Digitized by Google

Cantone und Halbcantone giebt, und dieselben unterscheiden sich so scharf von einander, wie nur immer das Mittelalter, dem großentheils noch die Gesetze in Uri, Appenzell J. R., Zug u. s. w. entstammen, sich vom neunzehnten Jahrhundert unterscheiden kann, welchem die Gesetzgebungen von Zürich, Aargau, Bern u. s. w. entsprechen. Es giebt Cantone, in welchen noch die Carolina herrscht, und es giebt solche, in welchen die Todesstrafe abgeschafft ist. Es giebt Cantone, welche unter der Wucht ihrer Gesetze erliegen, und es giebt solche, welche an den wichtigsten Mangel leiden. So hat z. B. das volk-, verkehr- und gewerbreiche St. Gallen noch kein bürgerliches Gesetzbuch und, mit Ausnahme der Hauptstadt, kein Handels- und Wechselgesetz (!), während es ebendort von kleinlichen Gesetzlein über alle möglichen Specialitäten wimmelt, und die Gesetzsammlung sechs starke Bände umfaßt (für 190,000 Einwohner!). Alle diese Verschiedenheiten stören den Verkehr. Wer Geschäfte mit einem anderen Canton als dem seinigen macht, muß die Gesetze desselben studiren. Noch schreiender aber ist die Verschiedenheit im Erziehungswesen. Während Zürich, Bern und Basel berühmte Universitäten auf dem Standpunkte der Deutschen und neben ihnen noch andere vorzügliche Schulanstalten besitzen, welch letzteres auch von Aargau, St. Gallen, Thurgau und Solothurn zu rühmen ist, und in der französischen Schweiz Genf, Neuenburg und Waad Bedeutenderes leisten, als Frankreich selbst, — befinden sich die Schulen der jesuitischen Cantone Freiburg, Wallis, Uri, Schwyz, Unterwalden u. s. w. auf einer sehr unentwickelten Stufe. Auch im Militärwesen zeigte sich, daß namentlich die kleineren und die von der Bundesstadt Bern entfernteren Cantone in jenen Zweigen, die den Cantonen überlassen geblieben, sich gar nicht beeilten, den Bundesvorschriften nachzukommen.

Die erste Veranlassung zur Abänderung der Bundesverfassung von 1848 bot der Handelsvertrag mit Frankreich 1865 dar. Da dieser Staat keinen Unterschied in der Behandlung der Christen und Juden kannte, die schweizerische Bundesverfassung aber noch den alten Zopf bewahrt hatte, das Recht der freien Niederlassung an das christliche Bekenntniß zu knüpfen, so befand sich genannter Handelsvertrag, da man natürlich nicht die französischen Juden günstiger stellen durfte, als die schweizerischen, mit der Bundesverfassung in Widerspruch. Letztere mußte daher abgeändert werden, vorab im Sinne der Unabhängigkeit der Niederlassungsrechte vom Glauben. Die Anhänger der Reform benutzten jedoch diesen Anlaß, an diese Abänderung eine Reihe anderer zu knüpfen, welche meist besonderen Vorfällen ihre Veranlassung entnahmen und unter sich kein Ganzes bildeten. Sie betrafen z. B. die Befugniß des Bundes, gewisse Strafarten zu untersagen, was sich auf den Fall bezog, daß ein etwas überspannter Buchdrucker wegen Verbreitung einer unkirchlichen Schrift in Uri mit Ruthenstreichen bedacht worden war. Ferner handelte es sich auch um die Möglichkeit, das Metersystem in der Schweiz einzuführen u. s. w. Dem ganzen Vorschlage mangelte es an Consequenz und an gesundem Ursprunge; es verbanden sich daher sowohl diejenigen, denen er zu weit, wie diejenigen, denen er zu wenig weit ging, zu seiner Verwerfung, die denn auch (1866), mit Ausnahme des Punktes, der die Emanzipation der Juden betraf, erfolgte.

Die Anhänger der Reform versuchten nun, die zu einer durchgreifenden Revision der Bundesverfassung erforderlichen fünfzigtausend Stimmen zusammen zu bringen, d. h. dieselben durch Aufnahme von Unterschriften zu sammeln, und damit die Wiederaufnahme der Revision, und zwar einer umfangreicheren und grundsätzlicheren, zu erzwingen. Die

Digitized by Google

fünfzigtausend Unterschriften wurden jedoch nicht zusammengebracht, und die Sache mußte ruhen bleiben.

Sie war indessen nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Sie bildete ein beständiges Thema der politischen Unterhaltung in der Schweiz und der Agitation in der Presse, in Vereinen und Volksversammlungen. So kam es denn, daß auch in der Bundesversammlung selbst die Frage der Revision aufgeworfen wurde, und endlich sowohl National- wie Ständerath sich für dieselbe aussprachen und das Werk in die Hand nahmen (1871). Es wurde, durch die Arbeit mehrerer Sitzungen, ein so durchgreifendes, daß nur wenige Artikel unabgeändert blieben, dagegen viele neue dazu kamen, und viele alte aufgehoben wurden. Wir skizziren im Folgenden die vorgenommenen Neuerungen.

Den schweizerischen Militärpersonen wird das Tragen und die Annahme ausländischer Titel und Orden untersagt. Den im Militärdienste erkrankten und den Familien der in demselben um das Leben gekommenen Soldaten wird Anspruch auf Unterstützung zugesagt. Der Begriff der Contingente der Cantone zum eidgenössischen Heere wird aufgehoben, und Letzteres besteht aus der gesammten dienstpflichtigen Mannschaft. Dem Bunde wird außer den bereits ihm zustehenden Competenzen im Militärwesen noch zugetheilt: die gesammte Organisation des Bundesheeres, die Kosten des Unterrichtes, der Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung desselben, die Uebernahme des Kriegsmateriales der Cantone, der Waffenplätze, Casernen u. s. w. Der Bund erhält ferner das Recht der Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge, gesetzlicher Bestimmungen zum Schutze der für die Land- und Forstwirthschaft nützlichen Vögel, sowie über die Ausübung der Fischerei und Jagd, und die Gesetzgebung über den Bau und Betrieb der Eisenbahnen. Außer dem schon bestehenden Polytechnikum und der bereits 1848 vorgesehenen, aber noch nicht zu Stande gekommenen eidgenössischen Universität darf der Bund auch andere höhere Unterrichtsanstalten errichten. Die Cantone werden angewiesen, für obligatorischen und unentgeltlichen Primarunterricht zu sorgen, und der Bund kann über das Minimum der Anforderung an diesen Unterricht Bestimmungen erlassen. Es folgen Reformen im Zollwesen, die wir übergehen, da sie nicht von Bedeutung sind. Die Freiheit des Handels und der Gewerbe im ganzen Umfange der Schweiz wird ausgesprochen. Die Bundesgesetzgebung soll dafür sorgen, daß Ausweise der Befähigung zur Ausübung wissenschaftlicher Berufsarten für die ganze Eidgenossenschaft gültig erworben werden können. Die Errichtung von Spielbanken wird untersagt, die Aufhebung der bestehenden Spielhäuser angeordnet, Schritte gegen die Lotterien möglich gemacht. So soll auch der Bund die Gesundheit und Sicherheit der Fabrikarbeiter in's Auge fassen, die Verwendung der Kinder in den Fabriken regeln und den Geschäftsbetrieb der Auswanderungs- und Versicherungsgesellschaften beaufsichtigen. Geregelt werden soll auch der noch bestehende Bezug von Eingangsgebühren auf die geistigen Getränke an den Gränzen mancher Cantone, und zwar im Sinne allmählicher Aufhebung dieser Steuern. Zum Münzregal erhält der Bund auch das Recht, Vorschriften über die Ausgabe und Einlösung von Banknoten aufzustellen. Der Zwang der Begründung von Maß und Gewicht auf das alte Concordat wird aufgehoben (damit das Metersystem eingeführt werden kann). — Die Niedergelassenen in den Cantonen werden den Cantonsbürgern gleichgestellt, die Niederlassung wird völlig frei gegeben. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit wird ausgesprochen, die bürgerlichen Rechte vom Glauben befreit, die Ehebeschränkungen aufgehoben. Die Gesetzgebung über das Civilrecht und dessen Verfahren wird Bundessache, und solche kann auch das Straf-

Digitized by Google

recht und dessen Prozeß werden. Die Ausschließlichkeit geistlicher Gerichte in Ehe-angelegenheiten wird aufgehoben, die Todesstrafe (außer dem Militärdienste) und die Prügelstrafe abgeschafft, den Jesuiten nicht nur die Aufnahme, sondern auch jede Wirk-samkeit in Kirche und Schule entzogen. Bundesgesetze, sowie Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, sollen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 50,000 stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von fünf Cantonen verlangt wird. Den nämlichen Factoren wird auch die Initiative zur Erlassung neuer und Abände-rung oder Aufhebung bestehender Gesetze und Beschlüsse des Bundes zugesprochen. Die Befugnisse des Bundesgerichtes werden erweitert, so daß dasselbe als wirklich oberstes Gericht der Schweiz betrachtet werden kann.

Der Inhalt des neuen Verfassungsentwurfes bildete bald den Gegenstand umfassen-der Agitation. Der entschieden freisinnigen Partei des Fortschrittes, welche die Weiter-entwickelung und gesunde Fortbildung des Werkes von 1848 auf ihre Fahne geschrieben, trat eine ebenso entschiedene, aber weder freisinnige, noch festgegliederte Partei der Ab-neigung gegen die Revision entgegen. Diese Rückschrittler setzten sich aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammen, denen die Liebe zum Hergebrachten über die Grundsätze ging, und denen der Zweck die Mittel heiligte.

Es gehörten dazu vorzüglich dreierlei Fractionen: einmal und vor Allem die Ultra-montanen, diese ewigen Feinde alles Fortschrittes, denen schon die Verfassung von 1848 und daher auch deren Fortbildung von vorn herein ein Dorn im Auge war, deren Jesuiten-artikel aber auch in der That einer beständigen Drohung ihnen gegenüber glich, die dadurch, daß die Bundesversammlung das vom Nationalrathe beschlossene Verbot neuer Klöster gestrichen hatte, nicht gemildert wurde.

Zweitens die absoluten Föderalisten, Particularisten oder Anhänger des Cantönligeistes, welche ihre Cantone als von Anbeginn bis an's Ende der Welt zu vollster Souveränetät bestimmte Staaten zu betrachten gewohnt waren und jeden Angriff auf deren Machtbefugniß als eine Majestätsverletzung perhorrescirten.

Drittens endlich kam diesmal die Nationalität an die Tagesordnung. Zur Erklärung dieser Erscheinung müssen wir mit einigen Worten des Verhältnisses der Schweizer zum deutsch-französischen Kriege gedenken.

Weil die Franzosen der Schweiz sowohl die helvetische Republik wie deren Ersatz, den Mediationsact, gebracht und zu den demokratischen Erhebungen seit 1830 den mächtigsten Anstoß gegeben hatten, war man gewohnt, sie für die politischen Lehrmeister der Schweiz zu halten, obschon sie alle ihre demokratische Weisheit wieder einem Schweizer, J. J. Rousseau, verdankten, der seinen Socialcontract einzig aus den altgermanischen Einrichtungen der deutschen Schweizercantone abstrahirt hatte!

Dieser Wahn war nicht einmal durch die Bundesverfassung von 1848 zerstört worden, deren Urbild doch nicht französisch, sondern americanisch, d. h. wieder germanisch war. Unter der Regierung Napoleons III. hatte sich ferner die Legende ausgebildet, diesem gekrönten Industrieritter sei es zu verdanken, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf Neuenburg verzichtet und dadurch der Schweiz einen Krieg erspart hatte. Zudem war man durch dieses Abenteurers kluge Begünstigung des Handels und der Gewerbe geblendet. Auf der anderen Seite sah man, ohnehin noch wegen Neuenburg auf Preußen nicht gut zu sprechen und seit 1866 durch österreichische und süddeutsche preußen-

Digitized by Google

feindliche Blätter bearbeitet, in der norddeutschen Macht den Zwingherren Deutschlands und die Personification der Militärdespotie.

So kam es, daß schon der Ausbruch des Krieges in der Schweiz ebensoviel franzosenfreundliche wie neutrale und nur sehr geringe deutschfreundliche Stimmung fand. Ja das Verhältniß wäre noch günstiger für Frankreich gewesen, hätte nicht Napoleon durch die Annexion Savoyens und den mexicanischen Krieg sehr viele Sympathien verloren gehabt. Wie das denn aber geht: je schlimmer die Kriegsnachrichten für Frankreich lauteten, desto mehr verlor dieses in der Wagschale der schweizerischen Stimmung zu Gunsten Deutschlands, und Letzteres wäre auf dem Punkte gewesen, die Schweiz moralisch zu gewinnen, wenn nicht plötzlich nach der erschütternden Kunde von Sedan das Zauberwort „Republik" von der Seine her erschollen wäre. Da war die Sachlage wie umgewandelt. Wer hätte es nun noch wagen dürfen, sich gegen die Republik und für die Monarchie zu erklären? Denn so faßten die radicalen Schweizerblätter nun die Frage auf; es war ein Krieg zwischen Republik und Monarchie, und die Franzosen die Vertreter des Republicanismus! Daß die Geschichte diesen Wahn Lügen strafte, das kümmerte die Schreier nicht, die jeden Deutschgesinnten für einen Verräther an der Republik erklärten. Es wurde zum stehenden Glaubenssatz: Deutschland hätte nach Sedan Halt machen und die Republik (die doch den Krieg fortsetzte!) anerkennen, auch auf alle Gebietsvergrößerung verzichten sollen. Und darin wurden die Schweizerblätter durch die demokratische Presse Deutschlands und durch das „Martyrium" Jacobi's in Lötzen gehörig bestärkt und eingepaukt! —

Es war ein schauerlicher Fanatismus, dessen Aeußerungen wir nicht weiter erwähnen wollen. Einige Schweizer ließen sich sogar so weit hinreißen, in die „Volksheere" Gambetta's einzutreten, wurden aber in ihrer republicanischen Begeisterung bald durch die Thatsache abgekühlt, daß sich in Frankreich keine Spur von republicanischer Begeisterung bemerken ließ. Der Enthusiasmus für die Franzosen erstieg indessen seine höchste Stufe, als die Armee Bourbaki's in Fetzen und Trümmern in die Schweiz einzog, und man Gelegenheit hatte, mit den republicanischen Brüdern persönlich zu sympathisiren. Aber welche Enttäuschung! Das sollten Republicaner sein! Diese hochmüthigen Officiere, welche, die Taschen voll Napoleons, ihre Soldaten hungern und frieren ließen, — und diese stupiden, aller politischen Ideen baaren Soldaten, deren Horizont in Cigarren und Kirschwasser bestand! Wie vollends wüst und katzenjämmerlich war aber das Erwachen aus dem republicanischen Traume, als die Gräuel der Commune losbrachen! Jetzt erst konnten die wenigen Schweizer, die bisher den Muth gehabt, den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit Genugthuung sich an der Verlegenheit weiden, welche die stumm gewordenen Schreier an den Tag legten, und endlich sogar aus dem Munde dieser die glänzendsten Bestätigungen ihrer eigenen Ansichten vernehmen.

So war, als später die Bundesrevision auftauchte, bereits aller französische Enthusiasmus verflogen, und gegenüber Deutschland, wenn auch keine Sympathie, doch ein gerechterer, versöhnlicher Sinn eingekehrt, d. h. in der deutschen Schweiz. In der französischen war die Sachlage anders geworden. Dort hatte früher, im Gegensatze zur deutschen Schweiz, die Furcht vor französischen Annexionen die Sympathien mit Frankreich zurückgedrängt. Jetzt aber, wo von der deutschen Schweiz aus eine Centralisation angestrebt wurde, durch welche die wälschen Schweizer ihre „Nationalität" zu verlieren fürchteten, da erinnerte man sich seines Blutes. Die deutschen Schweizer waren jetzt „Preußen", welche die ganze Schweiz „germanisiren" wollten, und in französischen Blättern, im Lande der

Digitized by Google

Centralisation par excellence, wurde dieser Gedanke breitgetreten! Frankreich, das zum Extrem centralisirte, zog gegen eine viel geringere, noch genug Particularismus duldende Centralisation zu Felde! Der Zweck heiligt eben die Mittel! In das nämliche Horn stießen bald auch die italiänischen Schweizer, bei denen indessen noch mehr der Ultramontanismus mitwirkte, und sogar die „romanische Nation" in den Thälern Graubündens schrie entrüstet in ihrem unmelodischen Jargon „nix tudesk" (nichts deutsch!).

Diese drei Gegenparteien der Bundesreform, die ultramontane, cantonale und nationale, hatten zwar bereits ihre eigenen Organe, die meisten, frechsten und gemeinsten die erstere; man erlebte es aber gar, daß unter dem Namen „die Eidgenossenschaft" ein gemeinsames Organ der Gegner des Fortschrittes auftauchte und mit den unehrlichsten Mitteln das Unternehmen bekämpfte, welches den Zweck hatte, die Schweiz zu einigen, zu stärken und aus dem Sumpfe des Krähwinkelthums herauszureißen, in welchen sie zu gerathen Gefahr lief, wenn sie nicht ein Heer und ein Recht erhielt und für die Bildung aller ihrer Kinder sorgte. Zum Vater dieser unsauberen Bestrebungen nach rückwärts aber gab sich Bundesrath Dubs her, ein früherer Radicaler und Centralist, der sich nun nicht schämte, von Jesuiten, Spießbürgern und wälschen Nationalitätsschwindlern als Prophet angestaunt und gelobhudelt zu werden. Und mit ihm Hand in Hand ging der alte, nicht zu tödtende Fazy, früherer Spielhausbesitzer und Dictator von Genf, einst ebenfalls Centralist.

Diese unnatürliche und unmoralische Allianz hat für einmal den Fortschritt in der Schweiz zurückgedrängt und diese auf der Stufe nationalökonomischer Cultur weit unter das „militär-despotische" deutsche Reich hinabgestoßen. Nun, eine kleine Nemesis gebührte eigentlich den radicalen deutschen Schweizern für ihr Franzosenthum während des Krieges. Sie können es jetzt lernen, wo ihre wahren Freunde sind, im Norden, wo man mit ihren Bestrebungen herzlich sympathisirte, oder im Westen, wo man ihre Gegner ermuthigte, und zwar mit Lügen und Verleumdungen. Aus dieser Schule der Enttäuschung werden hoffentlich die freisinnigen Schweizer aller Nationalitäten gereinigt und gestärkt hervorgehen und mit frischem Muth ein neues Werk des Fortschrittes zur Einheit in die Hand nehmen, welches das gescheiterte an Entschiedenheit und Consequenz noch übertrifft!

Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen.

Von

H. B.

Bei dieser halbjährigen Umschau unter den neuesten Leistungen auf dem weiten und reichen Gebiete der englischen Literatur ist es der „Deutschen Warte" weniger um eine vollständige Angabe und Besprechung der den Büchermarkt allwöchentlich überschwemmenden Werke zu thun, als vielmehr darum, die Aufmerksamkeit der deutschen Leserkreise auf die

Digitized by Google

hervorragenderen Erscheinungen zu lenken, oder ein ablehnendes Wort solchen gegenüber auszusprechen, die trotz tönender Titel und buchhändlerischer Reclame werthlos sind.

Wenn wir mit der Umschau auf dem Gebiete der historischen Literatur, auf dem der Biographie und der Reisen beginnen, so geschieht dies in gerechter Würdigung der Vorzüglichkeit, der Originalität und der Reichhaltigkeit dieses Zweiges bei den Engländern, eines Zweiges, in dem sie ohne Frage Meister sind. Werfen wir zuerst unseren Blick auf diejenigen historischen Werke, welche, mit den Strömungen des Tages nicht in Verbindung stehend, zunächst ein rein wissenschaftliches Interesse verfolgen. Ihre Anzahl ist nicht gering, und manche unter ihnen werden sowohl bei deutschen Forschern wie beim gebildeten Publicum auf eine freundliche Aufnahme rechnen dürfen. Wir eröffnen den Reigen mit John P. Mahaffy's Werk, das den etwas hochtönenden Titel trägt: „Prolegomena to Ancient History" (London: Longmans u. Cie.). Der gelehrte Autor hat der Welt hier ein Werk gegeben, das, wenn auch an Fehlern und Fehlgriffen reich, doch eines der besten ist, die in den letzten Decennien über Aegyptens Vorzeit geschrieben wurden. Es zerfällt in zwei Theile. Im ersten befinden sich vier Essais: 1) Ueber die Methode, wie alte Geschichte geschrieben und gelehrt werden muß — Herodot und Thukydides; 2) Ueber den Werth der Legenden bei der kritischen Geschichtsschreibung; 3) Ueber ägyptische Hieroglyphen; 4) Ueber Keilinschriften. Der zweite Theil beschäftigt sich ausschließlich mit dem alten Aegypten und seiner Literatur. Im ersten Essai beleuchtet der Autor nicht ohne Geschick und in anziehender Form die verschiedenen Weisen, in denen bis jetzt „Geschichte" geschrieben worden, und contrastirt die offene, wenn auch leichtgläubige Geschichtsschreibung des Herodot mit der kalten, politischen, sophistischen des Thukydides. Im zweiten untersucht er den Werth der Legenden in der kritischen Geschichtsschreibung und im dritten und vierten, jedenfalls die besten Essais des Werkes, giebt er einen geschichtlichen Abriß der Entzifferung der Hieroglyphen und Keilschriften, der ohne Zweifel für spätere Forscher von Werth sein wird.

Dem Gebiete reiner Forschung gehören ferner Andrew Bisset's „Essays on Historical Truth" (London: Longmans u. Cie.) an, in denen er durch Beispiele „die außerordentliche Schwierigkeit nachweist, zur historischen Wahrheit zu gelangen, und die folgerechte Nothwendigkeit, alle geschichtlichen Angaben über Punkte bestreitbarer Natur mit Vorsicht aufzunehmen". Hieraus schließt er alsdann, a fortiori, daß wir uns jetzt noch nicht in der Lage befinden, umfassende Generalisationen in der Weise, wie die von Compte und Buckle, zu bilden. Die ersten Essais, ohne Ausnahme interessant und mit vielem Scharfsinn geschrieben, beschäftigen sich in eingehender Weise mit der so eben angeführten Voraussetzung; in seinen letzten Dissertationen aber legt der Verfasser den Finger auf gewisse dunkle Punkte in der englischen Geschichte, die durch nachlässige Forschung und romanhafte Erzählung noch viel dunkler gemacht worden sind. Der wichtigste unter den Essais ist unstreitig der über Walter Scott und seine Geschichte von Amy Robsart im Roman „Kenilworth" und über die sogenannte „Gowrie-Verschwörung", die sich in den „Erzählungen eines Großvaters" befindet. Die Untersuchungen, die Bisset über diese Punkte anstellt, und seine scharfe, jedoch überzeugende Kritik, mit der er die Angaben Scott's, Tyler's und Buckle's untersucht, kann Forschern und Freunden der englischen Geschichte nicht genugsam empfohlen werden.

Ein Beitrag zur Geschichte des frühesten Mittelalters ist „Conversion of the

Digitized by Google

Teutonic Race; Conversion of the Franks and the English". By Mrs. Hope. Edited by the Rev. John Dalgairns. (London: Washbourne.) Das Buch kommt aus strenggläubigem katholischem Quartier. Die Dame, die sich als Verfasserin nennt, ist eine glaubensstarke, „unfehlbare" Katholikin, und der Herausgeber — was dies im vorliegenden Falle bedeuten soll, ist uns unklar geblieben — ist ein noch glaubensstärkerer und unfehlbarerer Convertit zur allein selig machenden Kirche, der seine Studien in Oxford gemacht hat. Beide behandeln ihr Thema, nämlich die Bekehrung der Franken und Engländer, dem ohne Zweifel noch die Bekehrung der Deutschen folgen wird, so lange nach den Gesetzen der modernen Kritik, wie diese nicht in Conflict mit den Lehren der Kirche gerathen, sobald aber die beiden Verfasser, oder besser die Verfasserin und ihr geistlicher Beirath, bei dem Leben der verschiedenen Heiligen ankommen, dann hört, um uns eines vulgären Ausdruckes zu bedienen, alle und jede Gemüthlichkeit auf, denn selbst die allerungeheuerlichsten Legenden bleiben dem Leser nicht erspart. Der von den Engländern handelnde Theil des Buches ist besser als der von den Franken. In letzterem kehrt die Verfasserin, wahrscheinlich unter der Inspiration ihres geistlichen Rathes, auch da, wo sie keine Heiligengeschichten erzählt, zu sehr die Katholikin hervor, doch im englischen Theile hat sie mit großer Sorgsamkeit aus den neuesten Quellen geschöpft. Die politische und geographische Geschichte, sowie die allgemeinen Umstände der Bekehrung sind mit Klarheit und Einsicht wiedergegeben.

Ein werthvoller Beitrag zur englischen Geschichte des XI. Jahrhunderts ist die revidirte und abgeänderte Monographie „The Life and Reign of Edward I.", vom „Author of The Greatest of the Plantagenets" (London: Seeley, Jackson u. Halliday). Wenn gleich ein etwas zu feuriger Bewunderer des „Größten der Plantagents", steht doch der Verfasser auf einem weit höheren moralischen Standpunkte als die Mehrzahl der bewundernden Biographen, und er versucht nicht das, was sein Herr Unrechtes gethan, als Recht hinzustellen. Das Buch, das mit großer argumentativer Kraft geschrieben ist und sich auf die besten vorhandenen Quellen stützt, steht doch hinsichtlich seines rein literarischen Werthes, nicht auf der Höhe, auf der englische Werke dieser Art sich gewöhnlich befinden. Auch enthält es eine kaum verzeihliche Ungenauigkeit, nämlich die Verwechselung des Status Eduard's I. über das Eigenthum zur todten Hand mit dem Acte Georg's II., der gewöhnlich, doch ganz fälschlicher Weise, unter dem gleichen Namen bekannt ist.

Reich an neuen Aufschlüssen, interessanten Berichten und Beobachtungen sind „The Diaries and Letters of Sir George Jackson, from the Peace of Amiens to the Battle of Talavera". Edited by Lady Jackson. (London: 2 Bände. Bentley and Son.) Sir George Jackson, der vor ungefähr 12 Jahren verstarb, war einer der geschäftigsten und schlauesten diplomatischen Agenten Englands, die dieses Reich im großen Kampfe gegen Napoleon I. verwandte. Im Gefolge seines Bruders, des englischen Minister-Residenten in Frankreich, war er während des kurzen Friedens von Amiens in Paris, ging dann nach Berlin, wo er sich während der Allianz Preußens mit Frankreich aufhielt; war dann Zeuge der Schlachten von Jena und Austerlitz und wohnte persönlich dem Bombardement von Kopenhagen bei, nahm Theil an der englischen Gesandtschaft an die spanische Junta beim Ausbruche des Freiheitskrieges und begleitete endlich das Hauptquartier der Verbündeten während der Feldzüge von 1813 und 1814. Man findet in dem Werke eine Menge feiner Charakterschilderungen von Napoleon,

Digitized by Google

Josephine, Fouché und anderen Größen aus der Umgebung des ersten Consuls, sowie von englischen Staatsmännern, wie Pitt und Fox. Dann folgen Schilderungen der preußischen Zustände unmittelbar vor dem Kriege und nach den Niederlagen, dann des Verfassers persönliche Erlebnisse und Erfahrungen während der Flucht des königlichen Hofes nach Magdeburg, bei der die Königin Louise und Blücher allein unter allen anderen ihre Geistesgegenwart und ihren Muth bewahrten. Jackson erzählt eine hübsche Anekdote über Napoleon's Versuche Blücher während eines kurzen Aufenthalts im französischen Hauptquartier zu einem Fürsprecher von Ergebung und Frieden zu machen: „Blücher versteht nicht ein Wort französisch, und sein Befehl an seinen Sohn, der als Dolmetscher dient, lautet dahin, ihm nie ein Wort von etwaigen Anspielungen Napoleon's auf einen Frieden mit Preußen zu übersetzen". Dann kommt der Friede von Tilsit, dem Jackson, ohne irgend etwas zur Besserung der Lage des von Rußland geopferten Preußen thun zu können, hülflos zusehen muß. Die unglücklichen Tage in Königsberg werden von dem jungen Diplomaten mit Besuchen bei der Oberhofmeisterin von Voß und in Abendgesellschaften bei der Königin, in denen man Charpie für die Verwundeten zupfte, hingebracht. Mehr als einmal erfährt man aus den genannten Tagebuchblättern und zwar in warmen Ausdrücken, wie groß der Einfluß der Königin Louise auf ihre ganze Umgebung gewesen sein muß. Von Königsberg geht der Verfasser nach Kopenhagen und überbringt der englischen Regierung die erste Nachricht von dem Bombardement der Stadt und der Zerstörung der dänischen Flotte. Hierauf führt ihn seine Stellung nach Spanien, über das seine Berichte nicht weniger interessant und anziehend sind.

Von dieser leichten, doch lehrreichen und unterhaltenden Lectüre, die an vielen Stellen den Leser an Varnhagen's Tagebücher erinnert, wenden wir uns dem Werke eines Historikers ersten Ranges, des Grafen Stanhope zu. Der gelehrte Autor des „Lebens von Pitt" und der „Geschichte der Regierungszeit der Königin Anna" liefert in seinen „Miscellanies" (Second Series. London: Murray) einen höchst werthvollen Beitrag zur historischen Literatur Englands, der manchem Forscher und Liebhaber historischer Merkwürdigkeiten eine willkommene Gabe sein wird. Der erste Aufsatz enthält ein Memoir der Lady Mary Wortley Montague, in welchem diese Dame ihre zehnjährige gezwungene Residenz im Hause eines italiänischen Grafen schildert. Das ganze Abenteuer, das sich zu Walpole's Zeiten zutrug, ist unaufgeklärt geblieben, da das Manuscript, das Lady Montague hinterlassen, verloren ging, und Graf Stanhope die Erzählung des ganzen Ereignisses nur aus der Erinnerung, die ihm von der Lectüre der erwähnten Handschrift aus seiner Jugendzeit geblieben, niedergeschrieben hat. Der andere wichtige Inhalt der „Miscellanies" besteht aus Originalbriefen vieler großer, hervorragender Männer. Man findet eine bemerkenswerthe Correspondenz französischer Republicaner mit dem republicanisch gesinnten Grafen Stanhope, und eine andere zwischen Sismondi und dem Herausgeber selbst. Dann Briefe Ticknor's, der über den bekannten Verräther Major André berichtet, Macaulay's, der die Bekehrung Karl's II. von England discutirt, Hallam's, der seine Meinung über die Verwaltung Peel's ausspricht, des alten Metternich, der über deutsche Angelegenheiten aus dem Jahre 1851 berichtet, einen Brief Louis Napoleon's nach seiner Flucht aus Ham. Andere Briefe früheren Datums sind von Canning, über seinen ersten Besuch bei Pitt; Lady Hester Stanhope beschreibt ihr Leben auf Walmer Castle bei ihrem großen Verwandten, der wie bekannt des Herausgebers Onkel war. Das Buch schließt mit zwei

Digitized by Google

Vorlesungen, die Graf Stanhope vor der Royal Institution gehalten, nämlich über die „Arabische Philosophie im mittelalterlichen Europa“ und über die „Legenden Karl's des Großen“.

An diese „Miscellanies“ Stanhope's schließen wir den vierten Band der „Despatches, Correspondence and Memoranda of Field-Marshal Arthur Duke of Wellington“. Edited by his Son, the Duke of Wellington (London: Murray) an, welcher die Zeit vom 10. April 1827 bis 31. August 1828 umfaßt und mehr politischen als militärischen Inhaltes und deshalb interessanter als seine Vorgänger ist. Es handelt sich hier hauptsächlich um Wellington's Beziehungen zu Canning, seine Resignation als Commandeur-en-chef der Armee in Folge der Unhöflichkeiten Canning's und über seine Schwierigkeiten, welche er als Haupt der Verwaltung, die er im Januar 1828, nach der Auflösung des Goderich'schen Ministeriums, übernahm, mit seinen Collegen, mit dem Könige und mit dem Herzoge von Clarence hatte. Der für den Historiker werthvollste Theil des vorliegenden Bandes ist eine Reihe von Briefen des englischen Gesandten am Tuilerienhofe, Lord Londonderry's, in denen sich ein in die kleinsten Einzelheiten eingehender, hoch interessanter Bericht über die französische Politik während des Jahres 1828 findet. Die Symptome der nahenden Revolution, die zwei Jahre später die Bourbonen aus Frankreich jagte, können ganz klar und deutlich wahrgenommen werden.

In unmittelbarer Verbindung mit den großen handelspolitischen Fragen der Gegenwart steht das Werk des Professors Leone Levi: „History of British Commerce and of the Economic Progress of the British Nation, 1763—1870“. (London: Murray), das einem bis jetzt ernstlich gefühlten Bedürfniß abhilft, denn Arbeiten, wie die „History of Prices“ von Tooke und Newmarch und die Handelsberichte von Mac Pherson und Anderson, oder Werke, wie H. Scherer's „Allgemeine Geschichte des Welthandels“ und Devink's „Histoire du Commerce“, sind im Großen und Ganzen nur allgemeine Umrisse, die nicht genügen, uns die commercielle Geschichte des größten handeltreibenden Volkes der Erde erfassen zu lassen. Doch bei der Abfassung eines solchen Werkes entsteht die heikle Frage, soll der Verfasser nur statistische Tabellen mit Erläuterungen geben und so zu einem einfachen Sammler werden, oder soll er die vollständige Geschichte der Entwickelung des Handels schreiben? die, wenn man will, im Grunde nichts anderes ist, als eine Geschichte jeder Art von Entwickelung, die bei einer Nation während einer gegebenen Periode stattgefunden hat; denn Alles, Kriege, politische, ja selbst sociale Wandlungen, wie z. B. die Abschaffung der Sklaverei und die Aufhebung der Leibeigenschaft, der geistige Fortschritt des Volkes u. s. w. beeinflussen direct und indirect den Handel. Professor Levi hat sich, angesichts der soeben berührten Frage, angesichts der großen Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen umlagern, entschieden, und wir meinen mit Recht, die Geschichte des industriellen und commerciellen Lebens des britischen Volkes zu schreiben. Das Buch beginnt mit der Epoche, da der Freihandel noch eine abstracte Theorie war, nämlich mit dem Ende des siebenjährigen Krieges, und ist in fünf Abtheilungen getheilt, von denen die vier ersten respective mit dem Ausbruche der großen französischen Revolution, der Wiederaufnahme der Baarzahlungen, dem Beginn von Peel's Verwaltung und der Handelskrisis von 1857 enden, während die letzte bis 1870 reicht. Das Buch, über das wir ein kritisches Wort zu sprechen nicht wagen, enthält eine erstaunliche Masse von Belehrung

Digitized by Google

und ist von Anfang bis zu Ende ein wichtiges historisches Argument zu Gunsten des Freihandels. Eines jedoch ist bei diesem gelehrten Werke auffallend, und das ist des Autors geringe Schätzung der Freihändler Preußens, von Männern, wie Christian Garve und Professor Kraus, die den Freihandel predigten, ehe England einmal an die Anti-Corn-Law-League dachte. Professor Levi kommt am Ende seiner Revue, einer Zeit voll so wunderbaren Fortschrittes, wie ihn die Welt in England seit Abschaffung der Korngesetze und der Einführung des Freihandels gesehen hat, zu dem Schluß: „daß Groß-Britannien seine jetzige hohe Stellung nicht etwa durch Beschränkung und Hinderung des Handels und der Industrie erreicht habe, sondern durch die Beseitigung jeder Barrière und durch die Oeffnung jeden Weges für die legitime Ausübung der persönlichen Energie".

An der Seite dieses gelehrten, dem goldenen Frieden gewidmeten Buches nimmt sich die aus Zeitungscorrespondenzen zusammengeschmiedete Geschichte des deutsch-französischen Krieges — **Cassell's History of the War between France and Germany** (London; Band I. Cassell, Petter and Galpin) recht kläglich aus, trotz der vielen sich darin befindenden Holzschnitte. Das Werk, aus dem eine nicht zu verkennende Hinneigung zu Frankreich spricht, kann bis zur Schlacht von Sedan keinen Anspruch auf den Namen eines Geschichtswerkes machen, da der Verfasser auch nicht die entfernteste Idee von der Wichtigkeit der vor Metz geschlagenen Schlachten hat, die er in Bausch und Bogen auf wenigen Seiten abfertigt. Später haben ihm die Correspondenzen der „Daily News" und der „Times" aus seiner Verlegenheit geholfen, doch trotzdem wimmelt das ganze Buch, besonders in seinen ersten Theilen, von Fehlern und entstellten Thatsachen, die meistens, wie z. B. das Niederbrennen von Bazeilles, nach den Angaben französischer Preßorgane niedergeschrieben sind.

Die „**History of the Working and Burgher Classes. By M. Adolphe Garnier de Cassagnac. Paris, France. A. D. 1838. Translated by Benj. E. Green (Philadelphia)**", die zum Nutzen und Frommen der Americaner übersetzt worden ist, wird von uns hier nur um ihrer Vorrede willen erwähnt, in welcher der Uebersetzer eine genaue Kenntniß der geheimen Absichten des Präsidenten Lincoln's sich anmaßt und erklärt: „daß derselbe ganz gegen seinen Willen veranlaßt worden sei, die Emancipations-Proclamation zu erlassen, und daß er thatsächlich dem Süden angeboten habe, einen Appell beim obersten Gerichtshofe zur Annullirung besagter Proclamation einzulegen, nachdem er wieder in seine alte Stellung in der Union zurückgekehrt sei, und daß ferner die verschiedenen Staaten die Freiheit haben sollten, die Abänderung der Constitution, durch welche der Norden den Emancipationsacten Gültigkeit zu geben versucht hatte, zu verwerfen". Ob Lincoln jemals derartige Gedanken gehegt und derartige Versprechungen gemacht, das wissen wir nicht, wenn aber, dann wären die „drei republicanischen Verbannten" in London, von denen Karl Blind in seiner biographischen Skizze Mazzini's in Nr. 14 der „Gegenwart" spricht, zu bedauern gewesen, wenn sie es unter dem Drange der Umstände unternommen hätten, zur Hülfe der Union in Europa eine Revolution hervorzurufen: Lincoln und die Union würden sie bei der ersten ernstlichen Niederlage verlassen und dem Süden die Hand gereicht haben. Doch wir nehmen zur Ehre Lincoln's an, daß sein Landsmann, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, sich geirrt hat.

Wir wenden uns nun den Erscheinungen auf dem Gebiete der Biographie zu, von denen das erste Halbjahr 1872 bereits eine reiche Auslese auf den Büchermarkt gebracht

Digitized by Google

hat. Aus der Feder des Rev. R. W. Stephens liegt zuerst „Saint Chrysostom; his Life and Times. A Sketch of the Church and the Empire in the Fourth Century“ (London: Murray) vor, das im Großen und Ganzen ein recht anziehend geschriebenes Buch ist. Wenn es auch kein großes historisches Werk ist, so hat es doch immerhin den Anspruch, wie es der Verfasser selbst nennt, eine Skizze der Kirche und des Kaiserreichs im IV. Jahrhundert zu sein, die der Autor mit dem Materiale, das ihm das Leben eines einzelnen bedeutenden Mannes darbot, entworfen hat. Das Hauptverdienst von Stephens' Werk ist, daß es uns Chrysostomus, der keine große theologische Autorität, sondern hauptsächlich und vor Allem ein Redner war, in seinem Heroismus und seiner erhabenen Religiosität zeigt, und wie sehr seine Reinheit und seine Selbstlosigkeit seine gewaltige Beredsamkeit unterstützte. Obgleich dem Buche der Schimmer, den ein Macaulay oder ein Milman ihm gegeben haben würde, mangelt, so ist es doch durch und durch ein gutes Werk und eines aufmerksamen Studiums von jenen würdig, die sich mit den glänzenden Repräsentanten jener Epoche bekannt machen wollen.

Es ist eine Art Salto mortale, wenn wir von dem Leben dieses mittelalterlichen Heiligen zu der Biographie eines der größten modernen Unheiligen, eines der größten Skeptiker und Freidenker übergehen, nämlich zu der Voltaire's. Fühlt man sich bei der Lectüre von Stephens' Werk etwas von Ascetismus angewandelt und von Kirchen- und Weihrauchdüften umweht, so wirkt dies Buch ganz anders auf uns ein. Es ist kein strenggläubiger Geistlicher, der hier seinem Denken und Wissen freien Lauf läßt, sondern der Mann des modernen Weltgeistes, der Literatur, der Kritiker und Philosoph, der uns Voltaire's Bild mit Schlaglichtern auf die Gegenwart zeichnet. Und in der That hat John Morlay, der bekannte Herausgeber der Fortnightly Review in seinem „Voltaire“ (London: Chapman u. Hall), eine mit großer Fähigkeit, vollständiger Unabhängigkeit und männlicher Aufrichtigkeit geschriebene „Kritik“ des französischesten aller Franzosen der Leserwelt gegeben, denn eine Geschichte oder Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes ist das Buch nicht. Es setzt nicht nur Kenntniß der Carrière Voltaire's voraus, sondern auch Bekanntschaft mit den philosophischen Speculationen der damaligen Zeit. Morlay, dessen Schreibweise und Gedankengang uns an manchen Stellen an Rudolph Gottschall gemahnt, steht, trotz aller Bewunderung für Voltaire, doch keinen Augenblick an, ein scharfes Urtheil über seinen Mangel an moralischem Gefühl und an Philosophie zu fällen, ein Urtheil, das einen weniger brillanten Geist für alle Zeiten moralisch wie polemisch vernichten würde. Morlay bestätigt, was allerdings Andere auch schon vor ihm gesagt haben, daß die Voltaire'sche Kritik des Christenthums eine rein destructive und negative gewesen sei: „Das Vage des Voltaire'schen Deismus trotzt allen Versuchen einer eingehenden Untersuchung, seine Methode ist eine futile und unpassende, seine Stärke liegt nicht in der Speculation oder im systematischen Denken. Seine Angriffe waren wesentlich die Angriffe der englischen Deisten, nur mit geringerer Schwerkraft und weniger ehrlichem Forschen nach Wahrheit durchgeführt, doch hat man kaum nöthig hinzuzufügen, mit weit größerer Geschicklichkeit, blitzähnlicher Schnelligkeit und feinerem Anstande als irgend einer unter ihnen (nämlich den englischen Deisten). Voltaire hat niemals ein Wort gesagt, ja nicht einmal indirect eine Würdigung eines von einem anderen gesprochenen Wortes gezeigt, das die gährende Empfänglichkeit, die unaussprechbare Erhebung, die mächtig wallende innere Harmonie anregt oder schwellt, welche De Maistre und Andere als die Liebe zu Gott

Digitized by Google

gekannt haben, und für die ein besserer Name, da er die meisten Arten der Form und der Manifestation deckt, Heiligkeit ist; das tiefste aller Worte, die der Definition spotten. Dieser beiden Theilen der Bibel eigene sublime Zug war unglücklicher Weise für Voltaire verloren. Er hatte kein Ohr für die feinen Vibrationen der Seele. Mit allem seinem Enthusiasmus für edele und erhabene, generöse und das Mitleiden erregende Dinge, erfaßte er doch nicht die besonderen Gefühle der Heiligkeit, die Seele und das Leben der Worte Christi und Pauli." Als ein Correlativ zu diesem Urtheile fügt Morlay mit gleicher Richtigkeit hinzu: „Er hatte in seiner Anlage eben so wenig etwas vom Skeptiker wie Bossuet und Butler und war viel weniger fähig, ein solcher zu werden, als De Maistre oder Paley". Voltaire's Angriff war ein rein intellectueller, weder moralische noch spiritualistische Elemente wirkten in demselben mit; er saß über das Christenthum in einem Proceß strenger, wissenschaftlicher Kritik zu Gericht; er drang nicht einmal mit Tiefe in die mit dem Christenthume zusammenhängenden metaphysischen Probleme ein. Er war, wie Carlyle von ihm sagte, „positiv flach" und „geplagt von vulgärem Ehrgeiz". In Morlay's allgemeine Schätzung Voltaire's, in seine genaue Untersuchung des englischen Einflusses, der ihn formte, seine literarischen Charaktereigenthümlichkeiten und seine Stellung, seine Beziehungen zu Friedrich den Großen, seine Methode in der Geschichtsschreibung, sein Leben zu Ferney u. s. w. können wir hier nicht weiter eingehen, und bemerken nur, daß sich manches Neue dort gesagt findet, besonders über den englischen Einfluß. Der Autor bestätigt im Allgemeinen, was Rudolph Gottschall vor einiger Zeit in seiner Studie in „Unserer Zeit" über „Voltaire und das Franzosenthum" und Carlyle in seinem vorzüglichen Essai über Voltaire sagen: „daß die hohe intellectuelle Stellung Voltaire's nicht so sehr aus irgend welcher transcendenten Fähigkeit entspringt, als vielmehr aus einer wunderbaren Combination großer Fähigkeiten, verschmolzen mit intenser Lebhaftigkeit und Arbeitskraft in der Sphäre des praktischen Lebens". Er war weniger ein Denker in der Studirstube als ein Gladiator in der Arena; und seine rastlose Thätigkeit, unübertroffene Eleganz, große Aufrichtigkeit und unbeugsamer Muth füllten die Welt mit seinem Ruhme. Und dies, wie es Morlay mit Recht nachdrücklich ausspricht, weil er 84 Jahre lebte. Wäre er nur 50 Jahre alt geworden, Voltaireismus würde niemals Wurzel geschlagen haben. —

(Schluß folgt.)

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[25. Juni 1872.] In langer Arbeit hat sich während der letzten Wochen der nunmehr geschlossene **Reichstag** und der Bundesrath an den umfassenden und bedeutungsvollen Gesetzen über das Militärstrafrecht, die Reichsbeamten und den Rechnungshof abgemüht. Mehrmals schien diese Arbeit eine verlorene, so sehr standen sich, nachdem die meisten Meinungsverschiedenheiten durch gegenseitiges Nachgeben geebnet waren, in ein-

Digitized by Google

zelnen wenigen noch nicht ausgeglichenen Principienfragen die Ansichten gegenüber. Zuletzt ward aber doch rücksichtlich des Reichsbeamten- und des Militärstrafgesetzbuches in so weit eine Einigung erzielt, daß ihre Sanction und Verkündigung nunmehr kaum noch zweifelhaft ist. Nur rücksichtlich des Gesetzes über den Rechnungshof konnte, nachdem man sich im Uebrigen genähert, ein Stein des Anstoßes nicht aus dem Wege geräumt werden. Er bezog sich auf den Umfang der (nicht blos rechnerischen und rein financiellen) Controle des Rechnungshofes und auf die von ihm durch Vermittelung des Reichskanzleramtes dem Reichstage zu machenden Mittheilungen. In der nächsten Reichstagssession wird auch wohl dieser Stein gehoben werden. Zunächst mußte die gegenwärtig bestehende Controle der Reichsfinanzverwaltung durch den preußischen Rechnungshof für das Finanzjahr 1872 in Kraft erhalten werden; der Reichstag nahm die darauf gerichtete Gesetzvorlage am 14. Juni in 1. und 2. Lesung und am 15. Juni in 3. Lesung an.

Es schlossen sich aber, von untergeordneten Fragen abgesehen, noch zwei spätgeborene Kinder diesen umfassenden paragraphenreichen gesetzgeberischen Arbeiten an. Klein, sehr klein sind sie in die äußere Erscheinung getreten. In einen einzigen Satz, in einen einzigen Paragraphen ist das Gesetz betreffend den Termin für die Wirksamkeit der Verfassung des deutschen Reiches in dem neuen Reichslande gefaßt, welches der Reichstag am 10. Juni in zweiter Lesung (mit 165 gegen 78 Stimmen) und am 13. Juni in dritter Lesung angenommen hat. Er lautet: „Der im §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871, betreffend die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reich, auf den 1. Januar 1873 bestimmte Termin, an welchem die Verfassung des deutschen Reiches in Elsaß-Lothringen in Wirksamkeit treten soll, wird auf den 1. Januar 1874 verlegt." — Und weiter bilden nur zwei kleine Paragraphen die Gesetzvorlage, mit welcher die Reichsregierung die bedeutungsvolle Jesuitendebatte vom 15. und 16. Mai und die daraus hervorgegangenen Anträge (vgl. die Umschau „Deutsche Warte" Bd. II, Heft 11) beantwortet hat. Nachdem diese Anträge im preußischen Ministerrath erwogen, und nachdem unzweifelhaft auch unter den Regierungen verschiedener Staaten Mittheilungen darüber ausgetauscht worden waren, berichtete der Justizausschuß des Bundesrathes am 11. Juni über dieselben. Er beantragte folgenden Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Beschränkung des Rechtes zum Aufenthalte der Jesuiten im deutschen Reiche: Wir Wilhelm ꝛc. §. 1: „Den Mitgliedern des Ordens der Gesellschaft Jesu oder einer mit diesem Orden verwandten Congregation kann, auch wenn sie das deutsche Indigenat besitzen, an jedem Orte des Bundesgebietes der Aufenthalt von der Landespolizeibehörde versagt werden." §. 2: „Die zur Ausführung dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrath erlassen werden."

Seltsamer Gegensatz! So klein die Form, so weit der Inhalt dieser beiden Gesetze. Und so schwer die durch das übereinstimmende Wollen von Bundesrath und Reichstag bedingte Geburt der vielfach nur technischen Gesetze über Reichsbeamten- und Militärstrafrecht von Statten ging, so leicht erfolgte die Einigung zwischen Reichsregierung, Bundesrath und Reichstagsmehrheit in diesen beiden hochpolitischen Gesetzen. Denn auch gegen die veränderte Gestalt, welche dem Jesuitengesetz von dem Reichstage gegeben wurde, hat sich bei der Verhandlung weder von Seiten der Reichsregierung noch aus dem Schoße des Bundesrathes eine Stimme erhoben.

Bei der Berathung über die gesetzliche Verlängerung des Provisoriums, welches im vorigen Jahre für Elsaß-Lothringen festgestellt wurde, sind sowohl seitens der Reichs-

Digitized by Google

regierung wie ſeitens der Reichstagsmitglieder, welche für die Vorlage eintraten, vorübergehende Thatſachen in den Vordergrund geſtellt worden. Zwei Verhältniſſe wurden vor Allem betont. Wenn auf Grundlage des Geſetzes vom 9. Juni 1871 die Reichsverfaſſung in Kraft tritt, und damit für die ganze Specialgeſetzgebung in Elſaß-Lothringen der Reichstag als mitwirkender Factor berufen wird, ſo würde es nur während der wenigen Monate der Verſammlung des Reichstages möglich ſein, ein Geſetz für das Reichsland zu Stande zu bringen. Während der übrigen Zeit des Jahres müßte die geſetzgebende Thätigkeit ruhen. Es ward aber geltend gemacht, daß man thatſächlich noch zu tief in der Uebergangszeit ſtecke, als daß nicht ein ſo langes Pauſiren jeder geſetzgebenden Thätigkeit mit weſentlichen Nachtheilen für das Wohl des Landes verknüpft ſein könne. Sodann ward auf die bevorſtehende erſte militäriſche Aushebung und darauf hingewieſen, daß gleichzeitig (bis 1. October) die Bevölkerung endgültig die Wahl zwiſchen der franzöſiſchen Nationalität mit Verlegung des Wohnſitzes nach Frankreich und der deutſchen Nationalität mit dem Verbleiben in der bisherigen Heimat zu treffen hat. Die dadurch ſchon jetzt hervorgerufene und in der nächſten Zeit ſicher noch ſteigende außergewöhnliche Erregung werde vorausſichtlich noch ziemlich lange über den Zeitpunkt jener Wahl hinaus dauern. Es ſei aber durchaus zu vermeiden, daß unter dem Einfluſſe dieſer doch nur vorübergehenden Erregung die erſten Wahlen von Elſaß-Lothringen zum deutſchen Reichstage vollzogen würden. Die in der Mehrzahl der Bevölkerung vorhandene wahre Stimmung werde unter dem Einfluſſe dieſer Erregung nicht zum Ausdrucke kommen. Man werde durch Agitation gefälſchte Reichstagswahlen haben. Wie ſolche Wahlen für das Reich im Ganzen eher ſchädlich als nützlich, ſo würden ſie ſolches in noch weit höherem Maße für die Landesintereſſen von Elſaß-Lothringen ſein.

Daß ſich, wenn das Reichsland in der nächſten Zeit zum deutſchen Reichstage zu wählen hätte, die antideutſche und die ultramontane Agitation die Hand reichen, daß ſie faſt überall den Sieg davon tragen, und dem Reichstagscentrum als Gegenſtück zu dem polniſchen auch ein elſaß-lothringiſches Parteigänger-Contingent zugeſellen würden: dies war ziemlich allgemein von Allen anerkannt, welche für die Vorlage ſtimmten. Aber Viele unter ihnen ſuchten den Grund davon verſtändiger Weiſe doch tiefer als in der bis zum 1. October d. J. ſpäteſtens zu treffenden Wahl zwiſchen der deutſchen und der franzöſiſchen Nationalität. Es ward nicht ohne Grund bemerkt, daß die, welche ſich für die franzöſiſche Nationalität entſcheiden würden, bei Reichstagswahlen im Jahre 1873 nicht mitzuwählen hätten, daß ſie überhaupt gar nicht mehr in Elſaß-Lothringen wohnen und deshalb auch keine große Agitation veranlaſſen könnten. Von denen hingegen, welche für die deutſche Nationalität entſchieden hätten, gleichviel aus welchem Motive, ſagte man, daß ſie entweder einfach in der bisherigen Stimmung beharren, oder durch die einmal getroffene Wahl, durch die an die Stelle der perſönlichen Ungewißheit getretene Gewißheit, der antideutſchen Agitation eher entrückt als zugänglicher gemacht werden würden. Die, welche die Dinge ſo anſchauten, ſehen den Grund der befürchteten Mißgeburt rückſichtlich baldiger Reichstagswahlen in Elſaß-Lothringen einfach darin, daß die Mehrzahl der Bevölkerung Deutſchland innerlich noch nicht gewonnen iſt, daß die bis jetzt nach dieſer Seite hin erreichten Erfolge nur gering ſind, und daß überhaupt der ganze innere Umbildungsproceß ein langſam vorſchreitender, ein lange dauernder ſein muß. — Die Gegner des Geſetzes beſtreiten überhaupt, daß in der Vorausſicht mißliebiger Wahlen ein Grund gefunden werden darf, das neue Reichsland länger als urſprünglich beſtimmt, außerhalb der Reichs-

Digitized by Google

verfassung zu lassen. Unter diesem Gesichtspunkte stimmte ein Theil der Fortschrittspartei mit dem klerikalen Centrum. Diejenigen hingegen, welche dem Gesetze zustimmten, jedoch nicht blos mit Rücksicht auf das vorübergehende Moment der Wahl der Nationalität und dergleichen, sondern mit Rücksicht auf etwas Bleibenderes, auf den noch allzu sehr nach Frankreich gewandten Blick unserer neuen Reichsbürger: sie müßten folgerichtig annehmen, daß das Provisorium nicht bis zum 1. Januar 1874, sondern bis zu einem wesentlichen Fortschritt in der politischen Umbildung des Landes, also eigentlich auf unbestimmte Zeit dauern müsse, oder daß es von Zeit zu Zeit immer wieder zu verlängern sei. Dies ist auch wohl die eigentliche Meinung der consequentesten unter ihnen, wenn sie derselben auch vorläufig keinen Ausdruck verliehen haben. Nur von Bamberger erfolgte eine Andeutung in diesem Sinne. Im Allgemeinen aber betrachteten die Freunde des Gesetzes, einen kürzeren Uebergangszustand im Auge behaltend, die aufgeworfene Frage nicht als eine Principien-, sondern als eine Opportunitätsfrage. Sie nahmen für sich das Vorrecht des gesunden Menschenverstandes in Anspruch, und stellten die Gegner des Gesetzes, so weit sie sich nicht als Reichsfeinde charakterisirten, als im ideologischen Lichte wandelnd dar.

Wie man aber auch über diese Fragen denkt, ob man das Provisorium unter allen Umständen mit dem 1. Januar 1874 abschließen will, oder ob man geneigt ist, es zu verlängern, bis eine deutschfreundliche Gesinnung in Elsaß-Lothringen genügenden Boden gewonnen hat, der Reichstag hätte, da er von Neuem berufen war, sich mit der Zukunft dieses Reichslandes zu beschäftigen, nicht blos an die Stimmung des Landes und an vorübergehende Dinge denken sollen. Er hätte ernstlich die Frage erwägen sollen, ob das, was gesetzlich in Kraft tritt, wenn die letzte Stunde des Provisoriums geschlagen hat, auch wirklich ausführbar und haltbar ist. Nach meiner Ueberzeugung ist dies nicht der Fall. Wenn heute eine freundliche Fee mit ihrer Wünschelruthe im ganzen Vogesenlande einen hochlodernden deutschen Enthusiasmus entzündete: die staatsrechtliche Stellung von Elsaß-Lothringen, wie sie nach dem am 3. Juni 1871 vom Reichstage beschlossenen Gesetze s. Z. an die Stelle des Provisoriums treten soll, könnte doch nicht zur Wahrheit werden. Im §. 3 dieses Gesetzes ist bekanntlich gesagt: „Nach Einführung der Reichsverfassung steht bis zu anderweitiger Regelung durch Reichsgesetz das Recht der Gesetzgebung auch in den der Reichsgesetzgebung in den Bundesstaaten nicht unterliegenden Angelegenheiten dem Reiche zu". Mit welchem Nutzen oder Schaden für eine gesunde Entwickelung von Elsaß-Lothringen ein solcher staatsrechtlicher Zustand an die Stelle des gegenwärtigen Provisoriums treten würde, kann hier ganz auf sich beruhen. Entscheidend ist, daß der Reichstag die ihm vom Gesetze zugewiesene Aufgabe in Wirklichkeit nicht übernehmen kann. Dieser Gedanke lag schon sehr nahe, als man 1871 das Gesetz berieth. Jetzt kann man keinen Augenblick daran zweifeln, nachdem man das Wirken des deutschen Reichstages während zweier Jahressessionen übersieht und die gesammte Thätigkeit der Landtage und des Reichstags vor Augen hat, ihre gegenseitigen Berührungen und Störungen, die Schwierigkeit, nach allen Seiten hin hinlänglich freie Bewegung, die erforderliche Zeit zu haben, die Schwierigkeit, eine vollständige Ueberbürdung der Kräfte zu vermeiden. Man bedenke nur, was es heißt, dem Reichstage und seinen diätenlosen Abgeordneten neben dem jetzigen Arbeitspensum, neben den Anforderungen, welche aus der weiteren Entwickelung des Reiches hervorgehen werden, eine weitere Aufgabe zuzuweisen, welche etwa gleichbedeutend ist mit dem, was jetzt den bayerischen, den sächsischen oder den badischen Landtag einen großen Theil des Jahres hindurch beschäftigt, und

Digitized by Google

ſolches zu unternehmen, ohne zuvor den verwickelten Organismus, der Reich und Länder zuſammenhält, zu vereinfachen. Es iſt eben nicht genug, das Proviſorium für Elſaß-Lothringen um ein Jahr zu verlängern. Man mußte ſich ſchon jetzt, und da man es unterlaſſen hat, ſo muß man ſich ſehr bald klar darüber werden, was man zu thun hat, damit das, was mit dem feſtgeſtellten Endtermine in's Leben treten ſoll, den Verhältniſſen angemeſſen, damit es vor Allem ausführbar iſt. Es bleibt in Wahrheit nur eine Wahl. Man kann mit dem Ablaufe des Proviſoriums noch nach dem greifen, wonach man wahrſcheinlich gleich von Anfang an am beſten gegriffen hätte, weil es am conſequenteſten zu der aus den Ereigniſſen von 1866 und 1870 hervorgegangenen Geſtaltung der deutſchen Dinge paßt, d. h. zu dem, wohin die deutſche Zukunft gravitirt. Dies thut man, wenn man Elſaß-Lothringen zu einer preußiſchen Provinz macht, und gleichzeitig in der preußiſchen Monarchie auf der projectirten Kreisordnung fortbaut, indem man eine angemeſſene adminiſtrative Decentraliſation in dem Provincialleben heimiſch macht. Wenn man dies nicht thut, und man wird es vorerſt unterlaſſen, ſo bleibt, um ein normales conſtitutionelles Staatsleben auch in Elſaß-Lothringen einzuführen und es als gleichberechtigtes Glied des deutſchen Reiches zu behandeln, nur der Ausweg, ihm einen eigenen Landtag zu geben, mit ähnlichen Befugniſſen, wie die des preußiſchen, des würtembergiſchen, des braunſchweigiſchen oder irgend eines anderen deutſchen Landtages. Der Kaiſer waltet dann in Verbindung mit dem Reichstage innerhalb der Reichscompetenz nicht blos über die Länder, die ihre beſonderen Fürſten haben, ſondern über zwei Gebiete, die ihm auch rückſichtlich des Sonderſtaatslebens unter Mitwirkung der Landtage unterſtellt ſind, über die preußiſche Monarchie als König, über Elſaß-Lothringen unter der kaiſerlichen Firma. Wenn ſich dann daneben noch ein Stückchen bundesräthlicher Ballaſt auf das Gebiet des beſonderen Staatslebens von Elſaß-Lothringen verirrt, ſo wäre dies nur eine von den ſtörenden Seiten der ganzen Anomalie. Es würde eben darauf ankommen, dieſen aus fremdartigem Stoffe genommenen Ballaſt möglichſt ſchnell über Bord zu werfen, und dem Kaiſer in Verbindung mit dem elſaß-lothringiſchen Landtage die Ordnung des Sonderſtaatslebens im neu erworbenen Lande allein zu überlaſſen. —

Nachdem nach außen die päpſtliche Ablehnung des Cardinals Fürſten Hohenlohe als Botſchafter des deutſchen Reiches beim Heiligen Stuhle vorausgegangen, führte in den inneren Verhältniſſen Preußens der Gegenſatz zwiſchen Staat und Kirche zuerſt gerade auf dem Gebiete zu einem vollſtändigen Bruch, auf dem auch das in kirchlichen Dingen im Allgemeinen conſervative Königthum keinen Spaß verſteht. Dies iſt bezeichnend und bedeutungsvoll. Die Suspenſion des Armeepropſtes Namſzanowski war erfolgt, weil der Diviſionspfarrer an der Garniſonskirche zu Köln dem Befehle ſeines kirchlichen Vorgeſetzten, des Armeebiſchofs, mehr gehorcht hatte, als den aus dem Kriegsminiſterium gekommenen Befehlen. Bekanntlich hat er die Abhaltung des katholiſchen Militärgottesdienſtes in dieſer Kirche ſtandhaft aus dem Grunde verweigert, weil ſeitens der Militärbehörde den Altkatholiken die Mitbenutzung derſelben geſtattet worden war, weil der Biſchof ſelbſt, trotz ernſtlicher Abmahnung, bei ſeinem Widerſtande beharrte, weil er am 21. Mai das erlaſſene Verbot, nachdem er zuvor mit Vorwiſſen des Kriegsminiſteriums eine päpſtliche Weiſung eingeholt hatte, erneuerte. Dem Kriegsminiſterium konnte es bei dieſer Sachlage aber nicht mehr genügen, blos das Werkzeug, den Diviſionspfarrer Lünnemann, mit einem Gegenſchlage zu treffen. Es griff höher hinauf. In einem allgemeinen Erlaß

Digitized by Google

des Kriegsministers vom 29. Mai wurde angeordnet, daß kein katholischer Militärgeistlicher Weisungen des bisherigen Armeepropstes oder seines Stellvertreters zu beachten hat, und daß gegen jeden, welcher seinem militärischen Vorgesetzten den Gehorsam nicht leistet, welchen er ihm als Militärbeamter schuldet, mit Suspension, mit Abnahme der Kirchenbücher, Dienstsiegel, Kirchengeräthe und Dienstbücher vorzugehen ist. Dasselbe soll geschehen, wenn ein mit katholischer Militärseelsorge beauftragter Civilgeistlicher seinen Pflichten gegen die Militärbehörde nicht nachkommt. Wo in Folge solcher Conflicte Störungen in der besonderen Militärseelsorge oder dem besonderen Militärgottesdienste eintreten, bleibt den Mannschaften überlassen, ihr religiöses Bedürfniß nach freiem Ermessen zu befriedigen. Wo Militärgeistliche in der bisherigen Weise fortfungiren, sind altkatholische Soldaten nicht wider ihren Willen zum Gottesdienste, den sie abhalten, zu führen. Tritt aber ein katholischer Militärgeistlicher oder ein mit katholischer Militärseelsorge beauftragter Civilgeistlicher zu den Altkatholiken über, so findet deshalb in dem Verhältnisse der Militärbehörde zu ihm keine Aenderung statt. — Am 11. Juni wurden dem Armeebischof Namszanowski selbst sämmtliche bischöfliche Insignien, die Amtssiegel und das Kircheninventar, welches aus Staatsmitteln angeschafft worden war, abgenommen. Kreuz und Ring, welche ihm selbst angehören, wurden ihm gelassen.

Gleichzeitig wurde dem Bischof von Ermeland, da er auf alle Anforderungen der Regierung, sich über die Pflicht zur rückhaltlosen Befolgung der Staatsgesetze zu erklären, nur geschwiegen hat, eine letzte achttägige Frist (bis 18. Juni) gesetzt. Eine Nichtbeantwortung der vorgelegten Fragen sollte als Verneinung derselben angesehen, und darnach das weitere Vorgehen gegen ihn bemessen werden. Darauf hin hat nun der Bischof endlich geantwortet, dem Vernehmen nach in der Form möglichst vorsichtig, in der Sache aber nicht genügend. Sodann ward am 13. Juni der Privatdocent und Religionslehrer Weber, der wegen seiner Stellung zur Infallibilitätsfrage mit dem großen Kirchenbanne belegt ist, von der Regierung zum außerordentlichen Professor in Breslau ernannt.

In **Bayern** hat die Ernennung einiger Professoren der Theologie an der Universität München einigen Staub aufgewirbelt. Trotz seiner früheren ausführlichen und energischen Darlegungen von der Staatsgefährlichkeit des Unfehlbarkeitsdogma's hat der Cultusminister bei Berathung des Budgets in ein nicht öffentlich verhandeltes Compromiß gewilligt, nach welchem solche Professoren ernannt werden sollten, die, wenn auch keine zelotische Neokatholiken, doch auch den Bischöfen genehm wären. Ein Theil der liberalen Kammermitglieder war dieser Auffassung stillschweigend beigetreten. Man hat sie später in officiöser Weise nicht blos durch Verweisung auf die eigenthümliche Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses, sondern hauptsächlich dadurch zu rechtfertigen versucht, daß im anderen Falle Alle, welche sich der katholischen Theologie widmen, von den Universitäten fern gehalten, und die theologischen Facultäten ihrem Untergange entgegengeführt werden würden. Dadurch, so ward ausgeführt, werde die freiere, dem Neokatholicismus entgegenstrebende Richtung schwerer geschädigt werden, als durch ein Accommodiren in dem gegebenen Falle. Als nun aber von dem akademischen Senate Vorschläge für die zu besetzenden Stellen gemacht werden sollten, da bäumte sich die ganze freisinnige Professorenwelt gegen das Compromiß auf. Man wollte lieber auf die vom Landtage für die 400jährige Universitätsfeier bewilligte Summe verzichten und von dieser Feier ganz absehen, als im Sinne dieses Compromisses mitthun. Endlich ward der Streit dadurch ausgeglichen, daß auf das erste Compromiß ein zweites gesetzt wurde. Der Minister beförderte

Digitized by Google

drei gemäßigte Infallibiliſten zu ordentlichen Profeſſoren — ohne desfallſige Senatsvorſchläge —, beförderte aber auch den Hauptgegner der Infallibiliſten, Profeſſor Friedrich, vom außerordentlichen zum ordentlichen Profeſſor. Die Univerſität hält ihr Jubiläum ab und empfängt die ausgeſetzte Geldhülfe, der Miniſter aber, in ſeinen infallibiliſtiſchen Landesnöthen zwiſchen Scylla und Charybdis gerathen, hofft auf die rettenden Thaten des Reiches.

Unter ſolchen Vorgängen gelangte der vom Bundesrathe beſchloſſene Geſetzentwurf gegen die Jeſuiten an den Reichstag. Er wurde als etwas Vorläufiges hinausgegeben. Die Anträge des Reichstages hatten die Geſetzgebungs-Initiative der Reichsregierung zwar im Beſonderen gegen die Jeſuiten angerufen, daneben aber auch allgemein zur Regelung der rechtlichen Stellung der religiöſen Orden, Congregationen und Genoſſenſchaften und der Frage, ob und unter welchen Bedingungen ſie zuzulaſſen ſeien. Und in noch allgemeinerem Sinne war beantragt worden, darauf hinzuwirken, daß innerhalb des Reiches ein Zuſtand des öffentlichen Rechtes hergeſtellt werde, welcher den religiöſen Frieden, die Parität der Glaubensbekenntniſſe und den Schutz der Staatsbürger gegen Verkümmerung ihrer Rechte durch geiſtliche Gewalt ſicher ſtellt. Die Reichsregierung that, was im Drange der Zeit während der ſich zu Ende neigenden Reichstagsſeſſion allein möglich war, ſie legte ein kurzes durchſchlagendes Geſetz in Beziehung auf die in den Vordergrund geſtellte Frage vor. Indem ſie dieſe Maßregel aber als eine vorläufige bezeichnete, gab ſie die Abſicht kund, die beantragte Regelung der viel allgemeineren und nicht ſo kurz abzuthuenden Fragen ebenfalls zu einer Reichsangelegenheit zu machen. Nachdem die erſte Berathung der Vorlage am 14. Juni im Reichstage ſtattgefunden hatte, und die Verweiſung derſelben an eine Commiſſion abgelehnt worden war, erhielt ſie bei der zweiten Leſung am 17. Juni eine formelle und ſachliche Erweiterung. Auf Antrag von Mayer, Kardorff, Fürſten Hohenlohe (dem früheren bayeriſchen Miniſterpräſidenten) und Helldorf ward in Uebereinſtimmung mit dem Zwecke der Vorlage durch 183 gegen 101 Stimmen folgende Faſſung feſtgeſtellt: „1. Der Orden der Geſellſchaft Jeſu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Congregationen ſind vom Gebiet des deutſchen Reiches ausgeſchloſſen. Die Errichtung von Niederlaſſungen iſt unterſagt. Die zur Zeit beſtehenden Niederlaſſungen ſind binnen einer vom Bundesrath zu beſtimmenden Friſt, welche ſechs Monate nicht überſteigen darf, aufzulöſen. 2. Die Angehörigen des Ordens der Geſellſchaft Jeſu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Congregationen können, wenn ſie Ausländer ſind, aus dem Bundesgebiet ausgewieſen werden; wenn ſie Inländer ſind, kann ihnen der Aufenthalt in beſtimmten Bezirken oder Orten verſagt oder angewieſen werden. 3. Die zur Ausführung dieſes Geſetzes und zur Sicherſtellung des Vollzuges erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrath erlaſſen." Alſo Uebereinſtimmung in dem Grundſatz, daß der Thätigkeit des Jeſuitenordens im deutſchen Reiche ein Ende gemacht werden ſoll; aber ſtatt des Einſchreitens nach polizeilichem Ermeſſen und weiteren Verfügungen des Bundesrathes ein unbedingt durchgreifendes geſetzliches Verbot als Grundlage für alles Weitere. Die Annahme des ſo gefaßten und nunmehr „Geſetz, betr. den Orden der Geſellſchaft Jeſu" benannten Geſetzes, erfolgte in dritter Leſung am 19. Juni mit 181 gegen 93 Stimmen (Centrum, ein Theil der Fortſchrittspartei, einige Nationalliberale, namentlich Lasker und Bamberger, und von den Freiconſervativen Friedenthal). Hand in Hand damit ging die Annahme der von Völk beantragten Reſolution auf Vorlage eines Reichsgeſetzes über die obligatoriſche

Digitized by Google

Civilehe und über Ordnung der Civilstandsregister. Für die Resolution stimmten 151, dagegen 100. Eine bestimmte Erklärung über die Zustimmung des Bundesrathes zu dem umgestalteten Gesetze wurde nicht abgegeben. Aber die Art und Weise, in welcher der Minister Delbrück an der Verhandlung Theil nahm, läßt diese Zustimmung schon als gewiß annehmen.

Es würde zu weit führen den mit leidenschaftlicher Erregung und mit dem Aufwande aller Kräfte geführten Verhandlungen des Reichstages über das hochwichtige Gesetz zu folgen. Im großen Ganzen ward der Kampf auf beiden Seiten mit denselben Waffen geführt, welche sich bei der Verhandlung über die Petitionen gegen und für die Jesuiten zum ersten Male gemessen hatten (vergl. II. Heft 11.). Stände der Staat wirklich nur einer Lehrmeinung gegenüber, und bewegte sich die Thätigkeit des Jesuitenordens auf derselben Linie wie etwa eine demokratische Doctrin, welche durch die Presse oder das freie Vereinsrecht zur Herrschaft zu gelangen sucht, gewiß die Gegner des Gesetzes hätten Recht. Gleichviel wie man über die Jesuiten denkt, das Gesetz könnte nicht streng genug verurtheilt werden. Aber es sind zwei Mächte, welche in einen inneren Krieg gerathen sind, der deutsche Staat und die einheitlich organisirte Priestermacht der katholischen Universalkirche. Abgesehen davon, mit welchem Auge man im Mittelpunkte derselben, in Rom, auf die neue Schöpfung des deutschen Reiches blickt, hat der Papst schon längst Sätze aufgestellt, in welchen der freie moderne Staat die Verneinung seiner obersten Grundlagen erkennt. Durch die eingeleitete Vernichtung der relativen bischöflichen Selbständigkeit in Deutschland, durch die Geltendmachung des Unfehlbarkeitsdogma's und die Erneuerung des absoluten Papalsystems haben diese Sätze dem Staate gegenüber eine praktische Bedeutung erhalten, die sie zuvor nicht hatten. Insbesondere befolgen Bischöfe und zwar auf besondere Instruction des Papstes den Grundsatz, daß im Falle eines Widerspruches nicht der staatlichen Anordnung, sondern der von Rom ausgegangenen kirchlichen Anordnung Folge zu leisten ist. Da alles menschliche Handeln unter einen moralischen Gesichtspunkt gebracht werden kann, und der Papst nicht blos für Glaubenslehren, sondern für Alles, was eine Beziehung zur Sittenlehre hat, die ausschließliche Herrschaft in Anspruch nimmt, so giebt es auch keine scharf zu ziehende Gränze mehr für ein friedliches und wohlgeordnetes Zusammenwirken der beiden nebeneinander gestellten Mächte in abgemessenen, nicht zu überschreitenden Sphären. Sind zwei Mächte in den Kampf gerathen, so kämpft jede mit den ihr eigenthümlichen Mitteln und Waffen. Die Kirche benutzt die Priesterhierarchie, ihre Orden, die Kanzel, den Beichtstuhl, der Staat den weltlichen Arm, Gesetzgebungsrecht und Vollziehungsgewalt. So war es von jeher in den jetzt nicht zum ersten Male auf die Bühne des öffentlichen Lebens tretenden Kämpfen zwischen Kirche und Staat. So wird es auch immer sein, so lange nicht etwa die Grundlagen von Staat und Kirche und damit auch ihre Berührungspunkte vollkommen andere geworden sind. Das Maß freilich, nach welchem man die Mittel zum Schutz und Angriff abmißt, ist im Laufe der Zeiten und unter der Herrschaft milderer Sitten ein anderes geworden. Es ist allerdings nicht der Katholicismus im Allgemeinen, mit welchem der deutsche Staat sich im Kriege betrachtet, aber wohl ist es die neuerdings von Rom aus hervorgekehrte oben berührte Seite desselben. Und da der Jesuitenorden nicht nur die Triebfeder dieser neuern als staatsgefährlich betrachteten Richtung, sondern auch das vornehmste Werkzeug im Dienste derselben ist, so ist gegen ihn der erste Hauptschlag gefallen. Welche Ernte unserem Volke und unserem Reiche aus dem Gesetze und aus alle dem, wozu es nur das erste Signal

Digitized by Google

sein wird, schließlich erwächst, dies ist zum Theil dadurch bedingt, welche weiteren kirchenpolitischen Gesetze nachfolgen werden. In höherem Maße jedoch durch die positive Thätigkeit unserer Cultusministerien.

Der letzten Abstimmung des Reichstages über das Jesuitengesetz folgte am 19. Juni der Schluß desselben und der Dank des Kaisers für seine hingebende Thätigkeit auf dem Fuße nach. Dies geschah, da der Reichskanzler noch in Varzin weilt, durch den Präsidenten des Reichskanzleramtes, Delbrück. Der feierliche Schluß des Reichstags durch den Kaiser selbst soll aus dem Grunde unterblieben sein, weil über das Jesuitengesetz ein Beschluß der verbündeten Regierungen noch nicht hatte gefaßt werden können, so daß über diese bedeutungsvolle Vorlage in der Thronrede noch keine Erklärung hätte abgegeben werden können. Dieser Grundsatz reicht kaum aus. Es scheint weder im monarchischen noch im Interesse der aufstrebenden Entwickelung des Reiches gelegen, wenn die wenigen Gelegenheiten, bei denen der Kaiser naturgemäß in Person an den von der ganzen Nation erwählten hohen Rath derselben das Wort zu richten hat, nicht benutzt werden.

Von wichtigeren Vorlagen waren in den letzten Tagen vom Reichstage, im wesentlichen in Uebereinstimmung mit den in den zweiten Lesungen gefaßten Beschlüssen noch erledigt worden: das Gesetz betreffend die französische Kriegsentschädigung und die Seemannsordnung (vergl. II. Heft 12.), die Einführung der Gewerbeordnung in Bayern, der Etat für 1873 und der Nachtragsetat für 1872, die Verlängerung des Gesetzes über die Ausgabe von Banknoten, die Gesetze über die Reichseisenbahnen und über die Einnahme der Wilhelm-Luxemburger Eisenbahn, womit diese lange hingezogene wichtige Frage dem endlich zu Stande gebrachten Vertrage gemäß ihren Abschluß im Interesse des Deutschen Reiches gefunden hat. — —

Außerhalb unserer Gränzen begeben sich manche wichtige Dinge. Die Wahlen in Ungarn, die kroatischen Zustände, der beabsichtigte Besuch des Kaisers von Oesterreich in Berlin im September d. J., die Behandlung der Alabama-Frage, eine Reihe bedeutungsvoller Vorgänge in Frankreich, einige neuere Manifestationen des Papstes, namentlich die, welche sich auf das Gesetz bezieht, welches das Königreich Italien rücksichtlich der geistlichen Corporationen in Rom erlassen will, endlich die neuesten spanischen Wirren und Zorrilla's Rückkehr an das Staatsruder sind bedeutungsvolle Zeichen der Zeit. Die Fülle des heimatlichen Stoffes, welcher sich am Schlusse unseres Reichstages zusammendrängte, ließ dies Alles in der heutigen Umschau noch nicht zu seinem Rechte kommen.

Bücherschau.

Kurzes chemisches Handwörterbuch zum Gebrauch für Chemiker, Techniker, Aerzte, Pharmaceuten, Landwirthe, Lehrer und für Freunde der Naturwissenschaft überhaupt bearbeitet von Dr. Otto Dammer. Erste Lieferung. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1872.

Bei einer Wissenschaft, welche sich in so rapidem Fortschreiten befindet wie gegenwärtig die Chemie, wird das Gewinnen eines Ueberblickes über das Gesammtgebiet der Wissenschaft derartig erschwert, daß, trotz der zahlreichen Lehrbücher, die die Literaturverzeichnisse täglich von Neuem aufweisen, dem Fachmanne das Erschei-

Digitized by Google

nen eines compendiösen, encyklopädischen Abrisses der ganzen Wissenschaft zum unabweisbaren Bedürfnisse geworden ist. Obwohl nun gegenwärtig das große „Neue Handwörterbuch der Chemie" unter v. Fehling's Leitung im Entstehen begriffen ist und bereits in seinen ersten 6 Lieferungen dem chemischen Publicum reiche Schätze gebracht hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dieses Werk, welches seiner ganzen Anlage nach einer Reihe von Jahren zu seiner Vollendung bedarf, und dessen Umfang dasselbe kostspielig und einer unbeschränkten Verbreitung kaum fähig macht, neben sich kleinere Werke sehr wohl erträgt und sogar erfordert, welche das Nämliche wie jenes, nur in wesentlich bescheidenerem Maße und in kürzerer Frist erstreben. Als ein solches Werkchen begrüßen wir mit Freude O. Dammer's kurzes chemisches Handwörterbuch, dessen erste Lieferung uns vorliegt und welches, wie wir bestimmt hoffen und nach der Anlage des Werkes erwarten dürfen, binnen Jahresfrist vollendet sein wird.

Das Werk Dammer's zeichnet sich durch eine rühmenswerthe Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit in Bezug auf das abgehandelte Material aus, und es ist anzuerkennen, daß der Verfasser es verstanden hat, in der That auf einem verhältnißmäßig geringen Raume eine enorme Anzahl von Thatsachen zu geben, und zwar jede in einer solchen Art behandelt, daß der Leser, in gedrängtester Kürze zwar, aber doch in klarer und verständlicher Form und vor Allem mit wissenschaftlicher Schärfe und Vollständigkeit, eine Antwort auf die von ihm an das Werk gerichtete Frage findet.

Was indessen dem Buche in unseren Augen einen besonderen Werth verleiht, ist die consequente Art, mit welcher der Verfasser sich in Bezug auf die wissenschaftliche Darstellung streng auf den Standpunkt der heutigen theoretischen Chemie gestellt hat. Es ist dies eine Entschlossenheit, die besondere Anerkennung verdient, wenn man berücksichtigt, daß der Verfasser nicht nur für Professoren der Chemie, sondern auch für Pharmaceuten, Techniker u. s. w. schreibt, unter denen sich leider immer noch eine Zahl von Männern befindet, welche den Mangel an Verständniß und ihre Unkenntniß des Neueren durch Verhöhnung und Verfolgung desselben zu verdecken streben. Freilich ist die Zahl solcher in stetem Abnehmen begriffen, und erst kürzlich hat der ernste Wunsch, die Errungenschaften der neueren Wissenschaft zum Gemeingute auch der der Theorie im Lebensberufe Fernstehenden zu machen, in dem Aufrufe eines hervorragenden sächsischen Metallurgen öffentlich Ausdruck gefunden. Das Werk Dammer's wird auch diese Bestrebungen fördern helfen, indem es dem Praktiker die Fülle der neueren Thatsachen und Schlußfolgerungen in einer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit darbietet, welche er in den neueren kleinen Lehrbüchern, an deren Hand er sich in das Verständniß des Neuen einarbeitet, und ohne welche ihm auch das vorliegende Werk unverständlich bleibt, niemals finden kann.

Wir unterlassen es, auf die Besprechung einzelner Artikel einzugehen, wollen aber nicht unerwähnt lassen, daß eben so wie der theoretische so auch der technische Theil des Werkes mit Sorgfalt und sachgemäßer Wahl bearbeitet ist, und daß wir in Bezug auf praktische Darstellungsmethoden, Fabrication und Verwendung der chemischen Stoffe dieselben Vorzüge antreffen, welche die theoretischen Analysen der inneren Constitution der Stoffe auszeichnen.

Wenn das Werk, wie wir hoffen, rasch fortschreitet und bald vollständig sein wird, so kann demselben eine reiche und segenbringende Wirksamkeit mit Sicherheit vorausgesagt werden.

V. M.

Digitized by Google

Todtenschau.

Bitterlich, Eduard, Carl Rahl's ausgezeichnetster Schüler, † am Pfingstmontage, dem 20. Mai, Abends 7 Uhr nach langem Leiden und sechsstündigem Todeskampfe in seinem Landhause zu Purkersdorf bei Wien.

Er stammte von väterlicher Seite aus einer deutschen, von mütterlicher Seite aus einer polnischen Familie. Sein Vater war k. k. österreichischer Rittmeister-Auditor in Stupnica in Galizien, als ihm seine Gattin im Jahre 1839 den Sohn gebar. Seine dienstlichen Verhältnisse führten ihn später nach Wien und dort besuchte Eduard auch bei den Schotten das Untergymnasium, denn er sollte sich nach dem Wunsche seiner Familie und Verwandten dem Staatsdienste widmen, in welchem er nach ihrer Meinung zu hohen Würden bestimmt war.

In Folge der ausgesprochenen Abneigung des Jungen gegen die classischen Studien aber gab er diese schon auf, nachdem er das Untergymnasium absolvirt hatte, und widmete sich, früh selbständigen Willens, der Kunst, natürlich zum großen Leidwesen der Seinigen.

Zunächst trat Bitterlich als Schüler Waldmüller's in dessen Atelier ein, und leistete in kurzer Zeit als Miniaturmaler Namhaftes. Doch verblieb er nur bis 1854 bei ihm, denn es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Süden. Indeß blieb seine Sehnsucht in sofern unerfüllt, als er nur bis Venedig gelangte. Gleichwohl wurde sein Aufenthalt in der alten Dogenstadt überaus folgenreich für ihn. Die Farbenpracht der alten Venetianer wies ihn nach seiner Rückkehr nach Wien, welcher schnell darauf seine Verehelichung folgte, an Meister Rahl, mit dem er alsbald in Verkehr trat, und dessen Schüler er 1856 ward.

In engster Verbindung mit Rahl ward ihm die ehrenvolle Aufgabe, fast alle Skizzen und Cartons des Meisters seit 1857 zu zeichnen. In rascher Aufeinanderfolge entstanden die Bilder für die Ruhmeshalle im Arsenal nach der umgearbeiteten dritten Composition, die Cartons für den Fries an der Universität in Athen, die Cartons zu den „vier Jahreszeiten" im Speisesaale und zu den „vier Künsten" im Thorwege des Sinaischen Palastes am hohen Markt in Wien, die Cartons zu den Fresken an der Vorderseite des Heinrichshofes, zu den Fresken im Treppenhause des Waffenmuseums, zur Parismythe und den übrigen Compositionen Rahl's im Palaste Todesco und die Blätter zur Argonautensage im Besitze des Grafen Wimpffen.

Als Rahl die Arbeiten für das Logenhaus des neuen Opernhauses zugewiesen erhielt, und bei dessen Tode 1865 erst einige Cartons und kleine Farbenskizzen von seiner Hand vollendet vorlagen, wurden Bitterlich und Griepenkerl mit der Ausführung betraut. In Folge dessen zeichnete Bitterlich die Cartons zu sämmtlichen Prosceniums- und Deckenbildern und zum großen Vorhange für die tragische Oper, die Orpheus-Sage darstellend, während Griepenkerl die Ausführung in Farbe besorgte. Daß beide ihre schwierige Aufgabe ganz im Sinne ihres großen Meisters lösten, ist eine unbestrittene Thatsache. Beide sollten mit Orden decorirt werden, lehnten diese aber ab.

Doch beschränkte sich Bitterlich's Thätigkeit nicht blos darauf; er schuf auch manches bedeutende Werk nach eigener Erfindung. So die schöne Composition für das Grabdenkmal seines Meisters, das durch den Bildhauer Pilz auf dem Schmelzer Kirchhof in Relief ausgeführt werden sollte. Dahin gehören ferner die pompejanischen Darstellungen im Palaste Ypsilanti, die Lunetten im Speisesaale des Actienhötels, die Compositionen für das Sommerschloß des Erzherzogs Leopold in Görnstein, die Darstellungen der Tugenden für die Decke des Ahnensaales und der Wissenschaften und Künste für die Decke des Speisesaales des Habsburger Hauses, die Compositionen für das Stiegenhaus, das Bibliotheks- und Empfangszimmer im Gutmannischen Hause und der Entwurf eines großen Frieses, der die Mythe von der Persephone behandelt, für den Palast des Erzherzogs Johann von Toscana.

Auch für die Plastik war Bitterlich thätig: die schönen Terracotta-Figuren am Heinrichs-

Digitized by Google

bose, die Karyatiden im Palaste des Herrn von Sina sind nach seinen Entwürfen hergestellt. Auch ein Goethedenkmal für Berlin zeichnete er, und hätte er nur das Programm eingehalten, der Preis für das Wiener Schillerdenkmal wäre ihm sicher zu Theil geworden.

Durchaus ideal angelegt, war er der erbittertste Gegner aller Gemeinheit und Lüge. Und so war er, der offene, treue und starke Mensch, mit dem ganzen Enthusiasmus einer hochdenkenden Künstlerseele, ein leidenschaftlicher Vaterlandsfreund. Mit wie hohem Jubel ihn auch die Erfolge der deutschen Waffen im Kampfe mit Frankreich erfüllten, so nahm ihm doch das große Einigungswerk einen zu langsamen Verlauf. Sein Temperament war, wie er selber vor einigen Monaten Freunden gegenüber äußerte, nicht dazu geschaffen, dem Entwickelungsgange der Dinge mit Geduld zuzuschauen und abzuwarten, bis Alles fein säuberlich in Ordnung kommt.

Bitterlich hatte zahlreiche Schüler um sich versammelt, in denen er die Traditionen Rahl's mit emsiger Hand pflegte, doch war es ihm in den letzten Monaten durch sein Leiden unmöglich gemacht, sein Lehramt nach fortzuführen.

Seine sterblichen Ueberreste wurden von Purkersdorf in sein Pompejanisches Zimmer gegenüber dem Theresianum in Wien gebracht und am 23. Mai zur Erde bestattet.

Erzherzogin Sophie von Oesterreich, † in der vierten Morgenstunde des 28. Mai in der Wiener Hofburg, war eine Tochter aus der zweiten Ehe des Königs Maximilian Joseph von Bayern mit der Prinzessin Caroline von Baden-Hochberg, und mit der Prinzessin Marie, nachmaligen Gemahlin des Königs Friedrich August von Sachsen, ihrer Zwillingsschwester, am 27. Januar 1805 zu München geboren.

Unter den Töchtern der Fürsten jener Periode ragte die junge Prinzessin durch ebenso große körperliche wie geistige Vorzüge hervor, und noch als Greisin imponirte sie durch unverkennbare Spuren einstiger großer Schönheit und ehrfurchtgebietende Haltung. Hochgebildeten Geistes, scharfen Verstandes, durchdringenden Urtheils zog sie die Aufmerksamkeit des Kaisers Franz I. auf sich, der sie als Gattin seines zweitgeborenen Sohnes Franz Karl wählte, mit dem sie auch am 4. November 1824 vermählt ward.

Eine Frau von so hervorragender Begabung wie die Erzherzogin Sophie hätte auch in einem anderen Staate einigen Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse gewonnen, im absolutistisch regierten Oesterreich und an der Seite eines Gemahls, der keine Neignng verspürte, sich mit Politik zu befassen, konnte es nicht fehlen, daß dieser Einfluß mit der Zeit ein geradezu maßgebender wurde. Es konnte dies um so weniger ausbleiben, als der präsumtive Thronfolger kränklich und überdies kinderlos war.

Sie mußte sich bald bewußt werden, daß die Herrschaft über das gewaltige Reich früher oder später auf ihre Familie übergehen würde. Dieser Grundgedanke bestimmte ihre Grundsätze für die Erziehung ihrer Kinder, ihre Stellung am Hofe und in der Familie, und leitete sie in der Wahl ihrer Freunde.

Aber ihr politischer Einfluß beschränkte sich nicht auf die Gränzen des Kaiserreichs. Im Vereine mit ihren Schwestern, den Königinnen von Preußen und Sachsen schuf sie manche Beziehungen zwischen den deutschen Höfen und stellte andere wieder her, die durch Zeit und Verhältnisse gestört worden.

Gleich ihrem Bruder Ludwig von Bayern absolutistisch angelegt und der katholischen Kirche aufrichtig zugethan, machte sie kein Hehl daraus, daß sie beide Richtungen begünstige. Seit sie am 13. März 1848 das morsche Gebäude des Absolutismus unter der Wucht des Volksaufstandes hatte in sich zusammenbrechen sehen, führte sie im Familienrathe die entscheidende Stimme, und sie sprach auch schon am 14. März den Gedanken der Thronentsagung ihres Schwagers Ferdinand aus. Als der Kaiser aus dem aufständischen Wien entfloh, begleitete Sophie ihn erst nach Innsbruck, dann nach Olmütz: sie wollte da nicht fehlen, wo wenigstens formell die Entscheidung lag; — und schon am 2. December desselben Jahres sah sie das Ziel erreicht, das sie seit Jahren nicht aus den Augen gelassen. Ihr Sohn Franz Joseph wurde von seinem Oheim großjährig erklärt und zum Nachfolger ernannt. Ihr treuer Gehülfe bei der Durchführung des Planes war Fürst Windischgrätz, der dafür später unbeschränkte Vollmachten erhielt.

Digitized by Google

Der Thron, auf dem der achtzehnjährige Fürst in wildbewegter Zeit sich niedergelassen, wankte. Zeitgenössische Darstellungen wissen davon zu erzählen, mit welchen Mitteln derselbe wieder befestigt wurde. Fürst Paskiewitsch konnte dem Kaiser Nikolaus sagen, das stolze Ungarn liege zu seinen Füßen, und dann kamen die Schreckenstage des Haynauischen Regimentes. Um den Thron aber standen lauter Männer von entschieden kirchlicher und absolutistischer Färbung.

Das war die Zeit des höchsten Glanzes der Erzherzogin Sophie. Aber die Früchte des Systems blieben nicht aus, und den Tagen der Demüthigung Preußens folgten die Schläge von 1859 und 1866, und es blieb ihr nicht erspart zu hören, wie der größte Theil des Volkes den Militärjesuitismus verwünschte, der das Reich an den Rand des Verderbens geführt. Sie sah verwandte und befreundete Fürstenfamilien vertrieben, den Stuhl Petri morsch zusammenbrechen, sie sah den Tod im kaiserlichen Hause reiche Ernte halten und die Gewehrsalve von Queretaro knatterte in den Ohren der Mutter wider, die im Standrecht so oft eine eiserne Nothwendigkeit gesehen.

Seit jener Zeit zog sie sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück und beschäftigte sich nur noch mit der Pflege der Kunst, die ihr so nahe lag wie ihrem Bruder Ludwig.

Erzherzogin Sophie war zu allen Zeiten die entschiedenste Gegnerin aller Volksbestrebungen und wurde dabei von Aristokratie und Klerus gleichmäßig unterstützt. Das hinderte sie aber nicht, es nachsichtig zu beurtheilen, als das Volk Metternich zu stürzen Anstalt machte: er war ihr eben unbequem. Ihr Ideal war der Fortbestand des Gesammtstaates mit absolutistischer Regierungsform und die Glorificirung der katholischen Kirche. Die Josephinische Gesetzgebung haßte sie aufrichtig und gelobte sich in den Tagen der Bedrängniß von 1848 deren Beseitigung, falls die Macht des Kaiserhauses siegreich aus jenen Stürmen hervorgehe. Und sie hielt Wort, das bewies das Concordat mit dem römischen Stuhle und nicht minder das Ansehen, welches der Orden Jesu in den fünfziger Jahren während einer kurzen Frist bei Hofe und in Regierungskreisen genossen.

Die Erzherzogin Sophie verstand es trefflich, sich populär zu machen; sie zeigte sich viel an öffentlichen Orten und spendete Wohlthaten mit eigener Hand und gewann viele Herzen schon dadurch, daß sie zeigte, wie sehr sie Wien liebte.

Außer der Kaiserin Maria Theresia spielte keine Fürstin des österreichischen Hauses eine politisch so bedeutende Rolle wie sie. Sie war eine merkwürdige Fürstin von ganz ungewöhnlicher Art, fest, ja beinahe starr in ihren Grundsätzen, eine Frau von seltener Begabung und dabei eine treffliche Mutter. Ihr Name und ihr gegen die Zeitströmung mit wahrhaft heiligem Eifer ankämpfender Einfluß, den sie auf die Gestaltung des österreichischen Staates genommen, wird von der Geschichte genau geprüft werden.

Die Erzherzogin hatte sich eine Erkältung zugezogen, in Folge deren die Symptome einer Gehirnlähmung eintraten. Doch ist über die eigentliche Natur der Krankheit ein klarer Aufschluß nicht möglich, da die Erzherzogin testamentarisch die Section ihrer Leiche untersagte.

Schauffert, Hippolyt, der am 18. Mai in der alten Kaiserstadt Speyer beimgegangene dramatische Dichter, gehört zu jenen Männern, welche rasch berühmt geworden um nicht minder rasch in Vergessenheit zu sinken. Vor ein paar Jahren ging sein Name durch ganz Deutschland, und heute wurde er nur aus Anlaß des Todes seines Trägers wieder genannt.

Seine Jugend kann keine glückliche genannt werden. Im Jahre 1834 zu Winnweiler in der bayerischen Rheinpfalz geboren, hatte er während seiner Studienjahre am Gymnasium zu Speyer und an der Universität der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes mit bitterem Mangel zu kämpfen, denn seine Eltern lebten in sehr ungünstigen Verhältnissen.

Schauffert kehrte, nachdem er im Jahre 1857 seine juristischen Studien beendigt hatte, nach der Pfalz zurück und trat dortselbst in die Vorbereitungspraxis für den Staatsdienst, welches Ziel er denn auch durch seine Bestallung als königlicher Landgerichts-Assessor in der Festungsstadt Germersheim erreichte.

Um jene Zeit war eben Heinrich Laube von der Leitung des Wiener Burgtheaters zurückgetreten, und der durch den Freiherrn von Münch-

Digitized by Google

Bellinghausen aus Mannheim dahin berufene Director Wolff brachte die bis dahin erste Anstalt Deutschlands in einen Zustand, der Halm dazu veranlaßte, sein Glück in einem Preisausschreiben für dramatische Arbeiten zu suchen um so das Repertoire wieder einigermaßen aufzufrischen.

Hunderte von Komödien aus allen deutschen Ländern liefen bei der Intendanz ein. Unter allen aber vermochte keine die Aufmerksamkeit der Preisrichter in so hohem Grade zu fesseln, wie eine mit dem Titel: „Schach dem Könige", das in der Zeit und am Hofe Jakobs I. von England spielte und dessen leidenschaftliche Abneigung gegen das Tabakrauchen zum Grundgedanken hatte. Man rieth auf die ersten deutschen Lustspieldichter der Gegenwart und war nicht wenig überrascht, als man schließlich erfuhr, der Verfasser sei ein in der literarischen Welt gänzlich unbekannter Beamter in Kusmersheim in der bayerischen Pfalz.

Schauffert hatte sich schon früher als dramatischer Dichter versucht, aber mit so geringem Erfolge, daß er dadurch kaum in den engsten Freundeskreisen sich Anerkennung erwarb. Um so betäubender wirkten auf ihn die Triumphe, die er mit seinem genannten Stück in Wien, wo es am 9. December 1868 im Burgtheater zum ersten Male gegeben wurde, und in allen größeren Bühnenstädten Deutschlands feierte. Wohl hatte er die Höhe des Ruhmes im Sturmschritte erstiegen, aber er war nicht stark genug, sie auch zu behaupten. Geblendet von dem Glücke des Erfolges überschätzte er seine Kräfte und betrat die schiefe Ebene des Zuvielschaffens.

Kaum war sein „Schach dem Könige" über die Bühne gegangen, so überreichte er, dem sein Fürst einen längeren Aufenthalt in Wien gewährt, schon ein neues Lustspiel: „Die Kaiserlichen im Quartier" der Direction des Karl-Theaters. Der Frühling 1868 brachte das Schauspiel: „1683", das der Dichter in sehr kurzer Zeit beendet hatte. Leider war die Arbeit eine so wenig glückliche, daß der Dichter dasselbe von der genannten Direction zurückerhielt. Nun wendete sich Schauffert damit an die Intendanz des Burgtheaters, die seinem Wunsche entsprach, aber das Stück mißfiel, so daß es nur drei Mal gegeben werden konnte. Der Dichter hatte den Mißgriff begangen, einen epischen Stoff, die heldenmüthige Vertheidigung Wiens gegen die Türken, zu einem Schauspiel zu wählen, und war nun von seinem Mißerfolge gänzlich niedergebeugt. Aber nur auf ein paar Tage. Bald trug er sich wieder mit neuen groß angelegten Plänen.

Um sie zum Werke zu gestalten, kehrte er dem undankbaren Wien den Rücken und ging in die Heimat zurück. Dort widmete er sich ganz der Dichtkunst, aber sein Schaffensdrang schien unter dem Leiden seines Gemüthes über erfahrene Unbill gebrochen. Seine Gesundheit war angegriffen. Als er im nächsten Jahre wieder nach der Kaiserstadt kam, konnte es Unbefangenen nicht länger mehr ein Geheimniß bleiben, daß der Dichter bereits auf seinem Wege von der Höhe herab sei, die er einen Augenblick beherrscht hatte. Er war nicht im Stande zu halten, was er versprochen.

Damals verkehrte Schauffert viel im Hause des früheren in München angestellten Universitätsprofessors Dr. Arndts und verehlichte sich mit dessen Stieftochter, der leiblichen Tochter Guido Görres'. Die Familie seiner Frau gehört der ausgesprochensten ultramontanen Richtung an, die Letztere selbst ist derselben geradezu leidenschaftlich zugethan. In Folge dessen trat er nun mit Elementen in Verbindung, die seinen Dichtergeist in rückschrittliche Bewegung drängten. Sein „Vater Brahm" ist das beklagenswerthe Kind dieser Verbindung. Dieses in Berlin oft gegebene Volksstück erhebt sich nirgends über das Niveau der Alltäglichkeit und hat die sociale Frage zum Grunde. Von nun an war Schauffert das Schoßkind der Socialisten und Ultramontanen, und er mußte es sich gefallen lassen, selber zu den Ultramontanen gezählt zu werden, obschon er für seine Person keine Spur leidenschaftlichen Parteieifers zeigte.

Seine einactige Bluette „Verwechselte Annoncen" erzielte besseren Erfolg und sein „Erbfolgekrieg", ein Lustspiel, erschien im Buchhandel. Seine „Rathlosen Erben" und „Eine Frau für eine Schnepfe", wurden an kleineren Bühnen vorbereitet.

Read, Thomas Buchanan, americanischer Maler und Dichter, † am 11. Mai 1872 zu

Digitized by Google

Neu-York. Er wurde am 12. März 1822 in der Grafschaft Chester im Staate Pennsylvanien geboren, fühlte schon in früher Jugend eine große Hinneigung zur Kunst und ging im Alter von 17 Jahren nach Cincinnati im Staate Ohio, um sich daselbst der Bildhauerkunst zu widmen. Er änderte jedoch bald seinen Lebensplan, indem er von der Sculptur zur Malerei überging und in seinen späteren Jahren nur gelegentlich und als Dilettant bildhauerische Arbeiten unternahm, wie z. B. eine Büste von dem berühmten Reitergeneral der nordamerikanischen Union Philipp H. Sheridan, die er in Rom vollendete. Im Jahre 1841 ging er von Cincinnati nach Neu-York und beschäftigte sich hier vornehmlich mit Porträtmalerei. Allein schon im Jahre 1846 wechselte er von Neuem seinen Wohnsitz, indem er, nach einem kurzen Aufenthalte zu Boston in Massachusetts, sich nach seinem Heimatsstaate zurückbegab und sich in Philadelphia niederließ.

Der Drang, sich in seiner Kunst nach edlen und classischen Mustern auszubilden, ließ ihn im Jahre 1850 nach Europa gehen, woselbst er, einige längere Besuche in Cincinnati abgerechnet, seine ganze übrige Lebenszeit theils in Rom, theils in Florenz zubrachte und sich abwechselnd mit Malerei und Dichtkunst beschäftigte. Er bildete in den genannten Städten den Mittelpunkt gleichgesinnter, der Kunst und Poesie ergebener Landsleute, und seine Künstlerwerkstatt wurde fleißig von Americanern und Engländern besucht, doch trat er auch mit hervorragenden Persönlichkeiten anderer Nationen in Verbindung. In seinen Kunstschöpfungen als Maler, sowie in seinen dichterischen Productionen, zeigt sich vielfach ein tiefer Sinn und ein warmes Gefühl für Naturschönheiten. Zu seinen besten, fein empfundenen und mit großer Zartheit ausgeführten Bildern gehören folgende: „Undine", die „Verlorene Plejade" (the Lost Pleiad), der „Stern von Bethlehem" u. A. Unter seinen Porträtmalereien zeichnen sich aus: die Kinder des Dichters Henry Wadsworth Longfellow, eine liebliche Kindergruppe, in America durch photographische Abbildungen weit verbreitet; ein Porträt des durch seine reiche Wohlthätigkeit in Europa nicht weniger als in America berühmten George Peabody, welches sich in dem Peabody-Institute zu Baltimore im Staate Maryland befindet, und ein kraftvoll durchgeführtes Bildniß des Generals Sheridan, betitelt „Sheridan and his Horse".

Die erste Sammlung seiner Gedichte, die ihm sofort einen Rang unter den besseren Dichtern der Vereinigten Staaten anwies, erschien zu Boston im Jahre 1847, darauf folgten im nächsten Jahre seine „Lieder und Balladen" (Lays and Ballads) und eine illustrirte Ausgabe seiner dichterischen Werke im Jahre 1853. Zwei Jahre später veröffentlichte er sein am meisten gefeiltes Gedicht, „the New Pastoral", ein schönes, an Naturschilderungen reiches Hirtengedicht; 1856 erschien sein „the Home by the Sea" im Druck, und vier Jahre darauf veranstaltete er eine Gesammtausgabe seiner dichterischen Erzeugnisse. Die größte Verbreitung von seinen sämmtlichen Gedichten hat zweifelsohne sein von hohem Patriotismus zeugendes Gedicht „Der Ritt Sheridan's" (Sheridan's Ride) in America gefunden.

Am 20. April d. J. begab sich Read, dessen Gesundheit durch anstrengende Arbeit arg erschüttert war, auf dem Dampfschiffe „Scotia" von Liverpool nach America. Allein schon auf dem Schiffe wurde er sehr bedenklich krank und mußte, da er die beabsichtigte Reise nach Cincinnati unmöglich fortsetzen konnte, sogleich nach seiner Landung in Neu-York nach dem dortigen wohlbekannten Gasthofe „Astor House" gebracht werden. Jede ärztliche Hülfe war umsonst; ein frühzeitiger Tod rief den talentvollen Dichter und Maler aus dem Kreise seiner trauernden Familie hinweg. In America aber wie in Rom und Florenz wird sein Andenken von einer großen Anzahl kunstgesinnter Menschen noch lange in Ehren gehalten werden.

Digitized by Google

Die religiöse Frage der Gegenwart

im Lichte von zwei Erstlingsschriften Schleiermachers.

Von

Ludwig Fensch,

Archidiakonus am Dom zu Soldin.

I.

Es hieße die Bewegungen der Gegenwart, welche, wie schon zum Oeftern bei wichtigen Wendepunkten der geschichtlichen Entwickelung, unser Deutschland zum Hauptheerd und Ausgangspunkt gewählt haben, gänzlich verkennen, wollte man sie nur als eine kirchliche Frage ausgeben und ihre geheimen Triebkräfte nicht in den tieferen Tiefen des nationalen Geisteslebens suchen. Mit demselben Recht und Unrecht würde alsdann Jeder, welcher den jüngsten Verhandlungen der preußischen Landtagskammer und des Herrenhauses nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, sich berechtigt halten, diese kirchliche Frage in eine vorwiegend rein politische umzutaufen. Wer das Kind beim rechten Namen nennen will, solte, wo es gilt, die Bewegungen der Gegenwart ihrem eigentlichen Princip und Kerne nach zu charakterisiren, von der religiösen Frage der Gegenwart reden. Er begreift unter diesem Ausdruck ohne Weiteres auch jene Erscheinungen, unter denen sie jüngster Tage vorwiegend hervorgetreten ist; denn mit der Frage nach der Religion hängt unmittelbar die Frage nach ihrer Darstellung in engeren und weiteren Genossenschaftskreisen, vor Allem im Staatenverbande, d. h. das kirchenpolitische Element der religiösen Frage zusammen.

Wir leugnen zwar nicht, daß mit der Entscheidung über diese ihre besondere Seite mehr oder weniger auch über sie selber, über die religiöse Frage entschieden sein wird, und verlangen demnach für die kirchenpolitischen Fragen das allgemeinste Interesse, die lebendigste Aufmerksamkeit, die ernsteste und eingehendste Würdigung. Andererseits steht es uns jedoch fest, daß der gährende Most der religiösen Frage, falls er nicht in die angemessenen Schläuche gefüllt würde, gegen diese so lange reagiren müßte, bis er endlich aus den lästigen Fesseln befreit das rechte dauerhafte Gefäß fände oder ohne dieses zu Grunde ginge. Es ziemt der „Deutschen Warte", auf diesen Kernpunkt der Sache die Aufmerksamkeit ihrer Leser hinzulenken.

Die Frage der Gegenwart ist im tiefsten Grunde eine religiöse und zwar eine christlich-religiöse. Die christliche Religion, durch ihr rein geistiges Princip mit der Eigenschaft begabt, nicht nur den Geistesmächten auf der jedesmaligen Culturstufe sich anzuschmiegen

Digitized by Google

und zu amalgamiren, ſondern womöglich ſogar ihnen eine beſonders lebendige Triebkraft zur Weiter- und Umbildung einzuimpfen, iſt wieder einmal — das iſt unleugbar — an einem Knotenpunkt ihrer Entwickelung, welche wir nicht anders als einen aus ihren eigenen Principien ſich herleitenden geiſtigen Verklärungsproceß nennen können, angelangt. Wir ſtehen mitten in der Zeit der Reformation, und Deutſchland iſt abermals, wie im XVI. Jahrhundert, der Focus dieſer geiſtigen Bewegungen.

Eine Reformation im XIX. Jahrhundert? fragt Mancher kopfſchüttelnd; aber ſeine Ungläubigkeit gilt nur den veränderten Formen, unter denen die Bewegung heutzutage ſich vollzieht. Die weittragende Gewalt der einzelnen großartigen Perſönlichkeit iſt nicht mehr der Hauptfactor heutiger Bewegungen. Die ſich ſelbſt ordnende Maſſe iſt in höhere Rechte eingetreten.

Eine religiöſe Frage in unſerem Zeitalter der Wiſſenſchaft und Induſtrie, der Indolenz und Blaſirtheit? heißt eines Anderen Frage, aber ſeine Verwunderung rührt von der bisherigen Gewohnheit her, ſich nur durch politiſche und ſociale Fragen ausſchließlich beſchäftigt zu ſehen.

Zu ſeinem Erſtaunen wird er inne, daß unter der Oberfläche des modernen Lebens, die in dieſer Beziehung wohl einem todten Aſchenhaufen glich, noch immer, wenn auch ſtill und unbemerkt, die Veſta-Flamme der Religion glüht, und daß die längſt todtgeſagte, deren Entthronung deshalb nicht mehr ausdrücklich zu promulgiren, noch am Leben, auf dem Throne ſitze und noch immer, wie es übrigens jedem Pſychologen und jedem vorurtheilsfreien Geſchichtsforſcher feſtſtehen muß, eine Lebensmacht von der Bedeutung eines weltgeſchichtlichen Factors ſei.

Der oberflächliche Kenner der Geſchichte vom gewöhnlichen Durchſchnittscaliber wird die Thatſache der Geſchichte, daß die Repräſentanten der Religion und ihre Kaſten in den Culturvölkern der alten Welt überall und in jeder Beziehung vorangeſtanden, zwar willig oder unwillig als einen Beleg für die Behauptung, daß die Religion ein Lebensfactor der culturgeſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit, anerkennen, aber ihn nur für das Kindheitsalter derſelben gelten laſſen. Indeſſen er wird uns Schritt für Schritt Stand halten müſſen, auch wenn wir nur einige Epochen der Geſchichte ihm vorführen.

Von Aegyptern, Indern, Perſern u. A. alſo zu geſchweigen, ſo zeigt ſich doch ein Gleiches in der griechiſchen Cultur-Periode. „Unter Hellas' klarem, azurnem Himmel bevölkert eine freundlich-humane Religion Feld und Wald, Meer und Land, Höhe und Tiefe mit ihren Gottheiten; in Berg und Baum, in Quell und Strom, daheim am häuslichen Heerde — überall entdeckt das Auge der Religion ein urfriſches, mannichfaches, buntes Götterleben. Da entwickelt ſich aus dem religiöſen Hymnus und dem feſtlichen Dithyrambus die große ernſte Kunſt der Melpomene und die ihrer heiteren Schweſter Thalia. Zu ihnen geſellen ſich Kalliope, Terpſichore, Euterpe, und wie ſie Alle heißen, anfänglich im Dienſte oder doch auf unmittelbaren Antrieb der Religion; prächtige Tempelbauten erheben ſich, und in tauſend unſterblichen Verſuchen ſtrebt die Menſchenhand darnach, die wahrhaft ideale Form und Geſtalt des menſchlichen Leibes in höchſter Vollendung darzubilden; eine Welt erſchließt ſich der Kunſt im Reiche der Farben. Die Götter normiren das Recht, und ihre Seher verkündigen ihre Geſetze.

Allerdings geht mit der fortſchreitenden Cultur ein Zerſetzungs- und Auflöſungsproceß der Religion Hand in Hand; aber ihr eigentlicher Geiſt läßt ſich nicht austreiben, er tobt nur gegen die veralteten Formen, die ihm Schranken, aber kein Gefäß mehr ſind. Und

Digitized by Google

als die römiſch-griechiſche Cultur im Zeitalter des Skepticismus ihren Geiſtesbankerutt erklärt, und Tauſende in der allgemeinen Haltloſigkeit mit einer gewiſſen Selbſt-Perſifflage die blaſirte Pilatus-Frage aufwerfen: „Was iſt Wahrheit?“, Sextus Empirikus aber die Conſequenzen zu ziehen ſich nicht ſcheut und ihnen antwortet: „Alles iſt unentſchieden; ſelbſt dies, daß Alles unentſchieden ſei!“ — da iſt der tiefe, unwürdige Fall des ſtolzen Zeitalters in die dunklen Abgründe des bodenloſeſten Aberglaubens, wie er ſich am Wohlanſtändigſten noch in den Neupythagoräern und den Gnoſtikern darſtellt, am tiefſten aber durch das Weſen der Thaumaturgen, Therapeuten und Kabbaliſten ins eigentliche Volksleben eingreift, zugleich der Wendepunkt und Umſchlag in der geiſtigen Entwickelung.

Die Tranſcendenz macht ſich wieder geltend; die unter der Herrſchaft der Philoſophie und profanen Diesſeitigkeit des römiſchen Weltreichslebens verkümmerte Religion tritt bei der Selbſtauflöſung der alten Formen in ihre vollen Rechte: Der Aberglaube führt zum Adeptenthum und dieſes zum Proſelytenthum. Die über das ganze römiſche Weltreich zerſtreuten Proſelyten des Judenthums, das mit ſeinem theologiſchen Monismus ein religiöſes Princip von überaus weittragender Geiſtesenergie in die weltbewegenden Factoren einführte, ſind die Pioniere der meſſianiſch noch erwarteten und von aller Welt erſehnten Weltreligion und ebnen ihr zuerſt die Bahn auf ihrem Triumphzuge durch die Culturwelt.

Da ſtrahlt das himmliſche Morgenroth der Zeit am Horizonte empor: Chriſti Erſcheinung wird ein Angelpunkt in der Weltgeſchichte; „vor und nach Chriſti Geburt“, das wird fortan die Looſung aller hiſtoriſchen Chronologie. Der chriſtliche Geiſt, ſobald er zur Herrſchaft gelangt, offenbart eine unermeßliche Lebenskraft; er wird der Träger der Cultur; chriſtliche Miſſion iſt identiſch mit Culturmiſſion. Eine Nation nach der anderen wird in ihren Bereich gezogen; was ſie Brauchbares vorfindet, durchhaucht ſie mit friſchem Lebensodem, erhebt ſie zu einer höheren Stufe der Vollendung, verklärt ſie zu neubelebtem Daſein.

Solange die Kirche noch die einzige Hüterin und Pflegerin der Cultur, ſolange ſie noch die einzige Trägerin und Förderin der Wiſſenſchaft iſt, ſolange ſind ihre Eroberungen mit Siegen der Cultur identiſch, und ſolange umſchließt ihr Grundſatz: scientia serva ecclesiae keine dem menſchlichen Fortſchritt verderbenbringende Gefahr. Die Ulfilas, Patrik, Columban, Wilfrid, Willibrord, Bonifacius, Cyrill, Methodius, Ansgar, Otto von Bamberg, Adalbert u. v. A. — ſind von der Culturgeſchichte unter den größten Wohlthätern der Menſchheit aufzuzählen; denn mit dem Chriſtenthum brachten ſie die chriſtliche Cultur, und ſofern alle moderne auf dieſer baſirt, ſtehen wir mit Allem, was wir ſind und haben, — die mittelalterliche Kirche war zugleich die Arche, in der der Culturſchatz aus dem claſſiſchen Alterthum vor dem Untergange bewahrt wurde! — auf den Schultern dieſer Hünen und Heroen todesmuthiger, ächter Humanität und Bruderliebe.

Als aber die Magd der Kirche mündig und ſelbſtändig wurde, als es der Letzteren nicht mehr um aufrichtige, Wahrheit ſuchende Pflege der Wiſſenſchaften zu thun war, und ſie dieſe in Feſſeln ſchlagen wollte, die ihnen den Tod bringen mußten, als ſie, in thörichtem Unverſtand ihrer Weltmiſſion, eine Mutter der Cultur zu ſein, uneingedenk, ihr prieſterliches Erſtgeburtsrecht für das Linſengericht äußerlicher Herrſchaft durch die Tyrannei des Buchſtabens und verknöcherter Formeln verſchleudert hatte, da war auch für den Geiſt der Religion die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt indicirt, und dieſelbe vollzog ſich in der deutſchen Reformation, welche das Joch der Gewiſſenstödtung abwarf, indem ſie die menſch-

Digitized by Google

liche Person auf das Urrecht ihrer Gewissensfreiheit stellte und dem reinigenden Luftzuge der Wahrheit Thür und Fenster öffnete, indem sie die Forschung freigab.

Zum dreißigjährigen Kriege, der nicht bloß verwüstete, sondern auch die geistigen Lebenselemente vielfach zusammenrüttelte, gaben, wie bekannt, religiös-kirchliche Conflicte den unmittelbaren Anlaß, und es verschlägt nichts, wenn er bald das Gepräge eines Religionskrieges dermaßen verlor, daß protestantische Söldner unter katholischem Banner kämpften, und umgekehrt; denn das ganze gewaltige Ringen drehte sich doch um den Gegensatz der vom Jesuitismus inspirirten Habsburgischen Hauspolitik zu den schlecht verhehlten Selbständigkeitsgelüsten protestantischer Reichsfürsten; — eine Complication, in welcher der Antheil diametral entgegengesetzter Religionsprincipien unverkennbar ist. Die europäische Staatsphysiognomie rührte bis zu den neuesten politischen Umgestaltungen von den Ergebnissen dieses großen Religionskrieges her.

Niemand wird endlich, wenn er anders von den Predigten eines Schleiermacher zu Halle in den Jahren politischer Erniedrigung gehört hat und weiß, was einem Arndt, einem Schenkendorf, Körner u. A. die Leier gestimmt hat, verkennen, daß der Enthusiasmus, der im Jahre Dreizehn die Nation zu den Waffen rief, vornehmlich auf dem Heerde der Religion und, wie bei Fichte, des Idealismus entfacht worden. Mit Recht datirt von den Zeiten jener patriotischen Begeisterung, die das deutsche Gemüth in seinen Tiefen erregte und die Keime eines neuen, frischen Lebens weckte, die Kirchengeschichte eine Durchwärmung des herrschenden seichten Vulgärrationalismus, der nicht einmal auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben durfte, und eine Belebung der Religiosität überhaupt.

Mit der Verwirklichung der deutschen Einheit ging Station für Station Hand in Hand eine Einschränkung des weltlichen, paganisirenden und judaisirenden After-Katholicismus jenseits der Alpen, und mit der Erhebung der alten deutschen Kaiserkrone auf das greise Haupt Wilhelms, des Siegreichen, gerieth Pio Nono's Tiara zu Rom in ein bedenkliches Schwanken. In der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches unter dem Scepter der protestantischen Dynastie erkennt der Ultramontanismus instinctiv die todbrohende Gefahr und krümmt sich unter welterschütternden Zuckungen vor dem gezückten Schwerte. Der Katholicismus Deutschlands ist in seinen Berührungen und Controversen mit dem deutschen Protestantismus ein anderer geworden; dagegen beweisen die Römlinge auf deutschen Bischofsitzen und von deutscher Abstammung nicht, wohl aber dafür die altkatholischen Bewegungen; ja, in diesen Tendenzen liegt noch mehr, der Beweis nämlich, daß er noch mehr ein anderer werden müsse, als bisher, vor Allem ein national-deutscher!

Für den, der sehen will, dürften schon diese flüchtigen Andeutungen es außer Frage stellen, daß die Religion in der That als welthistorischer Lebensfactor bis auf den heutigen Tag sich erwiesen hat. Unter Wissenden kann das auch nicht die Frage sein. Die Frage ist vielmehr die, ob die Religion nicht in der Neuzeit diese Macht eingebüßt und deshalb die Berechtigung verloren habe, die Stelle eines geschichtlichen Factors anzusprechen; ob es nicht an der Zeit ist, sich allgemach mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Religion aus der Reihe der das Kleid der Weltgeschichte webenden Lebensmächte ausgeschieden, daß andere ihre Domäne usurpirt, etwa die Wissenschaft, die exacten insbesondere. Spricht denn nicht der augenscheinliche religiöse Indifferentismus der Massen, der Mißcredit, in den sie vielfach bei Gebildeten gerathen, ihre Verkommenheit in den verschiedensten Religionsgemeinschaften und der Umstand, daß aller wahrhafte geistige Fortschritt, alle Bewegung

Digitized by Google

der Cultur ausſchließlich von den Wiſſenſchaften ausgeht, laut und entſchieden dafür? Wird und muß nicht die Gegenwart, wenigſtens in ihren erleuchtetſten und cultivirteſten Kreiſen, über die Religion zur Tagesordnung übergehen? So wäre denn die Zeit gekommen, deren Anbruch Schleiermachers prophetiſcher Geiſt beſorgte, da der Knoten der Weltgeſchichte auseinandergeht, einerſeits in Wiſſenſchaft und Unglauben, andererſeits in Barbarei und Glauben?

Der Bruch, welcher zwiſchen Wiſſen und Glauben eingetreten und immer klaffender ſich zu geſtalten droht, iſt unverkennbar und läßt ſich nicht vertuſchen. Im proteſtantiſchen Geiſtesgebiet war er eben nur möglich dadurch, daß man, anſtatt ſie energiſcher zur Geltung zu bringen und ſie reiner auszukernen, vielmehr ſich eines Abfalles von den großen Principien der Reformation ſchuldig machte und den über allen geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritt von Rom her ausgeſprochenen Bannflüchen des Syllabus und der Encyclica die Fußangel des Bekenntnißzwanges und die Inquiſition moderner Ketzergerichte zur Seite ſtellte. Solange die Kirche noch an der Spitze der Civiliſation einherſchritt, hatte es mit dem Worte des Tertullian: Credo, quia absurdum est keine Gefahr; ſeitdem aber der papierene Papſt herrſcht und eine nicht bloß an dieſen Fortſchritts-Hemmſchuh, ſondern auch durch jene famöſe Erfindung Stahls von den „ſolidariſchen Intereſſen“ an die Politik der Feudal-Ariſtokratie gefeſſelte Hierarchie die vervielfältigte Auflage des römiſchen Papſtthums diesſeits der Alpen beſorgt hat, ſeitdem haben die dankenswerthen Offenheiten eines Knak und die Aeußerungen des confeſſionellen Buchſtabenfanatismus allerdings eine Bedeutung gewonnen; ſie ſind die Herolde von dem Bruch, der zwiſchen Glauben und Wiſſen eingetreten, von der Unmöglichkeit, daß der Weg des Wiſſens den des Glaubens nicht zu durchkreuzen brauche. Iſt denn aber damit das endgültige Urtheil gefällt und unwiderruflich dem religiöſen Glauben der Stab gebrochen?

Es iſt wahr, Napoleon I. hatte ſo Unrecht nicht, wenn er mit dem Spott der Ueberlegenheit die Deutſchen Ideologen nannte. Das deutſche Leben hat inzwiſchen dieſen Fehler gut zu machen geſucht und ſich, wie es ſich auf praktiſchem Gebiet in dem Auf- und Umſchwung der geſammten Induſtrie, auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft durch eine hervorſtechende Vorliebe für die exacten Wiſſenſchaften, auf dem Gebiete der Kunſt durch die Pflege des Realismus bekundet, den einſt Lord Byron mit ſeinem reichen Geiſt und Genie in die Dichtkunſt eingeführt, mehr und mehr dem Realismus zugewandt. Allein nebenher macht ſich oft auf das Unangenehmſte breit eine gewiſſe Prüderie gegen die Ideen und den Idealismus, welche am Liebſten Alles, was Idee heißt, als krankhaften Rückfall, als Ausgeburt inconſequenter, ſchwachherziger Charaktere, als Illuſion und Hallucination mit aller und jeder Tranſcendenz verwerfen und abweiſen möchte. Sollte dieſe Richtung je ſiegen können, was wir auf's Beſtimmteſte bezweifeln, ſo wäre dies ein totaler Abfall vom deutſchen Geiſte und gewiß für die geſammte Cultur höchſt verhängnißvoll. Auch hier würde das Chaos der Barbarei drohen: les extrèmes se touchent!

Zum guten Glücke vollzieht ſich in unſerem Zeitalter die Syntheſe zwiſchen Realismus und Idealismus immer mehr, und unſeres Erachtens iſt dies der einzige Weg des Heils. Das neue deutſche Reich, deſſen Reichskanzler, gleich fern von der romantiſchen Vorliebe für eine nebelhafte Conjecturalpolitik wie von jenen jeſuitiſchen Diplomatenkniffen franzöſiſcher Pfaffen-Miniſter, der wahre, ächte Realpolitiker iſt, — hat in dieſer Beziehung eine Miſſion von wahrhaft meſſianiſcher Bedeutung. Das deutſche Volk hat der Religion bisher immer noch die Stelle der hauptſächlichſten Pflegerin der Ideen, welche

Digitized by Google

nun einmal allen Fortſchritt leiten, im Volksleben zugeſtanden. Was ſoll aus dieſem, was aus dem Volke im Großen und Ganzen werden, wenn die Religion von ihrem Poſten abtritt? Werden die Leiſtungen der Gelehrten-Republik ſie je erſetzen können? Oder iſt nicht vielmehr die Religion um Alles in der Welt an ihrem Platze und in ihren Rechten zu belaſſen? Dann aber kann ſie nicht bloß mit der Barmherzigkeit behandelt werden, daß man ſie als eine Thatſache der Geſchichte gelten läßt; ſondern dann darf ſie wohl fordern, daß vor dem Forum der Vernunft ihr Rechtstitel und Freibrief ausgefertigt werde. Auch für ſie wird die Weltgeſchichte zum Weltgerichte: jene beſtätigt ſie in ihren göttlichen Prärogativen, verbrieft und verſiegelt ihr die Eigenſchaft, ein vernünftiger Factor der Weltgeſchichte zu ſein.

Die Geſchichtswiſſenſchaft, weil ſie ſelbſt Geſchichte iſt, iſt ihre nächſte, innigſte Freundin. Mit der Philoſophie vermag ſie noch zu pactiren, und die Hände ſind hüben und drüben abwechſelnd zum Bunde hergereicht worden. Als unverſöhnlichſter Feind iſt in neuerer Zeit je länger je mehr die Naturwiſſenſchaft in Geſtalt des Materialismus, die exacte Forſchung par excellence, gegen ſie aufgetreten. Hier iſt für die Gegenwart der eigentliche Ort des klaffenden Bruches. Der Befund erſcheint allerdings — die Fieberhitze des Kampfes iſt groß, aufwirbelnder Staub hemmt den Blick! — auf den erſten Eindruck erſchrecklich, der Bruch unheilbar. Der Glaube kann ſich unmöglich mit ſolcher Wiſſenſchaft, mit ſolchen Reſultaten vertragen! heißt es hier. Die Wiſſenſchaft würde ſich ſelbſt die Lebensadern unterbinden, wollte ſie den Glauben auch nur ein einziges Wort mitſprechen laſſen! heißt es auf der anderen Seite. Mit dem Fortſchreiten der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen ſcheint mehr und mehr der Beweis gegen die Daſeinsberechtigung und Vernünftigkeit des Glaubens und der Religion geführt zu werden.

Das Princip des Materialismus iſt der Monismus: Materie, nichts weiter! Gewiß, für die Naturforſchung hat es die abſoluteſte Berechtigung, und es hieße etwas Fremdartiges hineintragen, wollte man anderen Principien den Zutritt verſtatten. Nur ſoll der Materialismus damit ſeine eigenen Schranken anerkennen und nicht mit der anmaßlichen Prätenſion auftreten, mit ſeinem Princip den Stein der Weiſen gefunden zu haben. Daß es ſolche anmaßlichen Vertreter des Materialismus giebt, weiß Jeder, der ſich nur in etwas um die Phaſen des um ihn ſich drehenden wiſſenſchaftlichen Kampfes gekümmert hat. Es kann nichts in ſich Inconſequenteres geben, als das Weſen ſeiner Wiſſenſchaft in das Beobachten der in der Natur vorliegenden Thatſachen zu ſetzen, Nichts ohne exacten und ſtringenten Beweis annehmen zu wollen — und dennoch dabei nicht nur von unbewieſenen Axiomen auszugehen, ſondern auch überall die Lücken des Syſtems mit allerhand Hypotheſen auszuſtopfen, wie dies der Materialismus, insbeſondere z. B. die Darwin'ſche Transmutationstheorie, thut. Achtungswerther und wiſſenſchaftlicher wollen uns da doch immer diejenigen Vertreter des Materialismus erſcheinen, welche die Schranken ihrer Wiſſenſchaft offen eingeſtehen und, weil ſie dieſelben reſpectiren, nicht in jenen tödtlichen Conflict mit den übrigen gerathen. So Dr. O. Ule in ſeinen Eſſays „Aus der Natur“ (I. Reihe, Leipzig, Frohberg 1871): Seite 69. „Vergeſſen Sie nun nicht, meine Herren, daß dieſes Princip (des materialiſtiſchen Monismus) für uns ein rein wiſſenſchaftliches iſt, eine Grundbedingung aller Forſchung, aber, wenn Sie wollen (— Dr. Ule ſcheint nicht zu wollen? —), zugleich eine Schranke der Forſchung, die ſich ſelbſt zu ziehen gewiß von nicht geringer Selbſtüberwindung zeugt.“ Daß auch dieſer ehrenwerthe Vertreter des Materialismus nicht ganz unberührt geblieben von den Prätenſionen ſeiner

Digitized by Google

Schule, ja, daß es ihm mit jener Selbstbeschränkung nicht voller Ernst ist, beweist freilich ein Widerspruch, den wir in der genannten Schrift neben dem oben citirten Ausspruch finden: S. 60. „Ja, wir sagen wohl: das muß so sein (— das gilt also vornehmlich auch vom Grundaxiom des materialistischen Monismus! —), wo wir die Beweise noch keineswegs auf dem Präsentirteller bieten können. Aber wir vergessen nicht, daß unsere Forschung erst damit anfängt (!). Unsere Dogmen sind nicht (!) Schranken (!), wie diejenigen der Herren Theologen, sondern Pforten, die der Forschung ein neues, weiteres Gebiet öffnen. Ihr nennt die Hauptlehre des heutigen Materialismus, daß das Leben, der Gedanke Producte stofflicher Bewegungen seien, Dogmen. Ihr mögt Recht haben, aber wir verlangen ja auch gar nicht, daß Ihr daran glauben (!) sollt; wir verlangen nur, daß Ihr uns die Forschung auf Grund dieser Dogmen frei laßt."

Aber Ihr glaubt und wollt daran glauben? Gut, so giebt's auch in der Wissenschaft Dogmen, unbeweisbare Axiome, Wissensgegenstände für die unmittelbare Annahme, Principien der Ueberzeugung, Glauben! Ja, wir gehen weiter, behaupten mehr: Dieser Glaube hat sich durch die Jahrhunderte als der primus motor alles wissenschaftlichen Forschens und Findens erwiesen. Jahrhunderte zuvor hat man durch Conjectur und Hypothese Axiome vorweggenommen, ehe der Wissenschaft gelang, den Beweis zu liefern; die unmittelbare Intuition hat von jeher prophetisch die Ziele bezeichnet, die dann die kleine, langsame, saure Arbeit der Wissenschaft erstrebte, erreichte. Aus der vielfach doch so irrigen religiösen Weltanschauung der Alten entwickelt sich nach und nach eine wissenschaftliche Theorie vom Weltsystem. Der uralte naive Hylozoismus eines Thales, der das Wasser als das Substrat aller Dinge bezeichnet, findet nach Jahrtausenden in der Naturwissenschaft insoweit seine Bestätigung, als sich herausstellt, daß die Organismen zu fast vier Fünfteln aus Wasser bestehen. Jahrhunderte vorher werden allerhand Hypothesen über die räthselhafte Erscheinung der Sternschnuppen aufgestellt, bis endlich in unseren Tagen Schiaparelli eine Theorie der Sternschnuppen entwickelt und jene zumeist wissenschaftlich bestätigt.

Das Wissen ist also im Grunde nicht so unverträglich mit dem Glauben, wie es enragirte Vertreter des einen oder anderen glauben machen wollen; aber auch das Glauben ist ohne ein tüchtiges Quantum Wissen undenkbar, ja, das Wissen gehört recht eigentlich principiell zum Glauben. Beruht nicht alles Glauben zuerst auf dem Selbstbewußtsein? Erhebt es sich nicht auf dem Grunde des Zeitbewußtseins? Hat es nicht an dem Stande ächter wissenschaftlicher Forschung sein Correctiv? Kann es seiner Aufgabe, allen äußeren und inneren Zwiespalt zu versöhnen, gerecht werden, wenn es sich außer Zusammenhang mit dem Wissen stellt und diesen unversöhnlichen Gegensatz ins Leben, in die Schule, in jede Menschenseele hineinträgt? Die Aufgabe der Gegenwart ist es, die Versöhnlichkeit des Glaubens mit dem Wissen darzuthun; aber auch das Wissen zum friedfertigen Zusammengehen mit dem Glauben zu vermögen. Wenn Du Bois Reymond einmal sagt: „Vor unserem Denken, das vor keiner Consequenz zurückscheut, löst sich das Weltganze auf in bewegte Materie, deren Wesen zu erfassen wir nicht für möglich halten", so sollte er diese Behauptung für den Standpunkt des Materialisten einschränken und außerhalb seines Gebiets dem transcendenten Vermögen, dem Glauben, seine Berechtigung zugestehen, wie Ule a. a. O. Seite 81 auf anerkennenswerthe Weise es thut: „Woher diese Bewegung, das kümmert uns nicht (— doch wohl nur quâ wissenschaftliche Materialisten, nicht als religiös-bedürftige Menschen! —); die Gränzen der Bewegung sind die Gränzen unseres

Digitized by Google

(— doch wohl wissenschaftlichen? —) Denkens. — Wir hätten keinen Glauben, behauptet man ferner im richtigen Gefühl, daß der Gottesleugner dem Geistesleugner nicht fern sein könne. Weil wir mit einer gewissen Theologie gebrochen haben, meint man, wir hätten mit der Religion überhaupt gebrochen. — Ich stehe hier nicht vor einem Ketzergericht, vor dem ich über den Inhalt unseres Glaubens Rechenschaft abzulegen hätte. Aber auch für uns giebt es des Geheimnißvollen und Unbegreiflichen genug, vor dem unsere Herzen in Ehrfurcht und frommer Demuth sich beugen. Wie Arnold Ruge sagt: Die Deutschen wissen Alles zur Religion zu machen, selbst den Atheismus, — so ist uns der Materialismus in der That zur Herzenssache, zur Religion geworden; theologische Unduldsamkeit hat das längst herausgewittert. Die Religion des Denkens aber — es wäre traurig, sollte sie sich mit der Religion nicht vertragen können, die dem Volke gepredigt wird. Freilich Herz und Gefühl muß der Naturforscher vom Mikroskop und Secirmesser verbannen; denn es giebt Zeiten, wo Selbstverleugnung, „Vergessen des Subjects", zur Pflicht wird."

Man wird dieses lange Citat verzeihen. Es mußte uns doch darauf ankommen, das Bekenntniß eines wissenschaftlichen Vertreters des Materialismus über die Religion zu vernehmen. Aehnliches würden wir in der classischen Vorrede zu den physiologischen Abhandlungen von Virchow finden. Das wüste Geschrei, mag es von da oder dort erhoben werden, von der unversöhnlichen Feindschaft und lebenslänglichen Unverträglichkeit der Religion und Naturwissenschaft ist demnach einfach eine colossale Unwahrheit. Daß sie sich noch keineswegs verstehen, daß ihre beiderseitigen Gränzen und Ziele noch nicht scharf und klar genug abgesteckt sind und sie sich noch nicht in ihrem eigenen inneren Wesen beiderseits erfaßt haben, das allein ist das Wahre an dem verhängnißvollen Gerücht. Darin aber beruht auch die beiderseitige Aufgabe der Zeit, darin der eigentliche Nerv der religiösen Frage.

Religion im Allgemeinen bezieht sich einerseits auf des selbstbewußten Menschen unmittelbares Verhältniß zur letzten, höchsten Welturſache, zu Gott, und auf die damit zusammenhängende Weltanschauung, andererseits auf sein Verhältniß zur Welt und sein damit zusammenhängendes unmittelbares Gottesbewußtsein. Unsere brennende Frage hat also eine zwiefache Seite, eine religiöse im engeren Sinne und eine ethische.

Wenn wir es nun im Nachfolgenden unternehmen, die religiöse Frage der Gegenwart durch die zwei Erstlingsschriften des größten Theologen der Neuzeit zu beleuchten, so sind nothwendiger Weise diese zwei Seiten des Gegenstandes ins Auge zu fassen.

Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen.

Von

H. B.

(Schluß.)

Der americanische Bürgerkrieg hat auf Seiten der Nordstaaten verschiedene, theils bedeutende, theils unbedeutende, theils parteiische, theils unparteiische Historiker gefunden, doch ist von südstaatlicher Seite bis jetzt nichts Nennenswerthes über dies große geschicht-

Digitized by Google

liche Ereigniß veröffentlicht worden. Gleich wie mit der Geschichte, so steht es auch mit der Biographie der einzelnen hervorragenden Heerführer, namentlich mit der des nun verstorbenen Generals Lee, jedenfalls des bedeutendsten Mannes auf Seiten der Conföderirten. Eine beachtenswerthe und vom rein militärischen Standpunkte aus wichtige, jedoch, was das Leben des Generals anbetrifft, durchaus unvollständige Biographie schrieb im vergangenen Jahre sein Adjudant John Esten Cooke (Life of General Robert Lee) und gegenwärtig liegt ein anderes Werk über den Vertheidiger von Richmond vor, von James D. Mc. Cabe „Life and Campaigns of General Robert E. Lee“ (London: Trübner u. Cie.). Diese letztere Biographie hat nicht denselben Werth wie die erstere, obgleich sie, wie ersichtlich, mit eben so großer Aufrichtigkeit wie Fleiß abgefaßt und mit zahlreichen Stichen und Karten versehen ist. Es liegt auf der Hand, daß, wenn der General selbst keine Materialien zu einer Geschichte der Kämpfe in Virginien zurückgelassen hat, man eine genügende Schilderung derselben nur von den wenigen Ueberlebenden erwarten kann, die unter ihm in hoher Stellung dienten. Niemand anders kann die genaue, zu einem verständlichen Berichte über die militärischen Operationen nöthige Kenntniß haben, noch kann von einem dem Generalstabe Fremden die persönliche Bekanntschaft mit den Ansichten und der Führung des Chefs desselben erwartet werden. Von dem Privatleben und der Herkunft des Generals weiß der gegenwärtige Biograph durchaus nichts zu berichten, was nicht schon bekannt wäre, auch hat es den Anschein, als ob Mc. Cabe für seinen Heros auf Kosten des Expräsidenten Davis Kapital zu schlagen sucht, indem er der Halsstarrigkeit des letzteren die Schuld am Scheitern der Operationen Lee's zuschreibt, was durchaus ungegründet ist.

Mit der Erwähnung von Henry Theodor Tuckerman's „Book of the Artists: American Artist Life, comprising Biographical and Critical Sketches of American Artists; preceded by an Historical Account of the Rise and Progress of Art in America“ (New-York; Putnam & Son) beabsichtigen wir nur, des hervorragenden Schriftstellers und Kunstkritikers, der am 17. December v. J. verstarb, nochmals zu gedenken, da die „Deutsche Warte“ bereits in dem Nekrologe des Verstorbenen ihre Ansicht über das vorliegende Buch ausgesprochen hat.

Wir schließen unsere Umschau in der historischen und biographischen Literatur mit der in jeder Hinsicht höchst merkwürdigen, interessanten und für die zeitgenössische Literaturgeschichte Englands wichtigen Autobiographie des 84 Jahre alten, bedeutenden englischen Arztes Sir Henry Holland „Recollections of Past Life“ (London: Longmans u. Cie.). Um sich eine rechte Vorstellung von dem gedachten Werke zu machen, muß man wissen, daß Sir Holland in seinem langen Leben fast den ganzen Erdkreis nach allen Richtungen hin durchreiste, fast mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit zusammentraf, ja mit vielen auf einem intimen Fuße gestanden hat und noch steht. Er war der Leibarzt der Königin Caroline und des Prinzen Albert, sechs Premierminister Englands waren seine Patienten, der vielen anderen fürstlichen und aristokratischen Größen des Landes, wie des Continents von Europa nicht zu gedenken. Im Jahre 1810 begann er seine Reisen mit einem Besuche auf Island, was damals ein höchst schwieriges Unternehmen war, und von da ab hat er regelmäßig alljährlich bald größere, bald kleinere Reisen unternommen; doch er mag selbst sprechen: „Während der mehr als fünfzig Jahre, die nun verflossen sind, seit ich mich in London niederließ, kamen nur zwei Jahre

Digitized by Google

vor (und diese wurden zu Excursionen in Irland und Schottland angewendet), in denen ich nicht zwei Herbstmonate auf einer Land- oder Seereise außer Landes zugebracht habe. In der Reihe dieser jährlichen Reisen habe ich jede Hauptstadt Europas (und meistens zu wiederholten Malen) besucht, habe acht Reisen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerica und nach Canada gemacht, dabei 26,000 Meilen des americanischen Festlandes durchwandernd; eine Reise nach Jamaica und andern westindischen Inseln; ich bin vier Mal im Osten gewesen, Constantinopel, verschiedene Theile Kleinasiens, Damascus, Jerusalem und Kairo besuchend; habe drei Ausflüge nach Algerien, zwei Reisen in Rußland, verschiedene in Schweden und Norwegen und mehrfache Besuche in Spanien, Portugal und Italien gemacht und einen zweiten Besuch auf Island, dann Reisen nach den canarischen Inseln, Madeira, Dalmatien u. s. w. und andere Excursionen, die aufzuzählen zu langweilig sein würde". Unser Autobiograph hatte die dreifache Gelegenheit, als Reisender, Gelehrter und Arzt mit den Größen der Welt bekannt zu werden. Er traf mit Napoleon I. zusammen und behandelte den idiotischen König Karl IV. von Spanien und sein Weib; er verkehrte mit Frau von Staël, deren Porträt er mit Meisterhand entworfen hat; er stand Byron nahe, verkehrte mit Macaulay als intimer Freund in Holland House, diesem berühmten literarischen Salon Londons zur Zeit, als Lord Holland lebte; Canning und Palmerston waren seine Freunde und Patienten; er behandelte Louis Napoleon, als dieser flüchtig und krank mit seiner Mutter nach London kam, besuchte ihn, als er Kaiser war, zur Zeit seines höchsten Glanzes und ließ ihm wiederum seinen ärztlichen Beistand angedeihen, als er nach seinem Falle bei Sedan zum zweiten Male als Verbannter die Erde Englands betrat. Dieser kleine Auszug aus der Vorrede zeigt, welch' eine Fülle des Interessanten das Buch Sir Holland's, das zuerst nur für Privatkreise bestimmt war, enthält. Doch es ist nicht blos interessant, sondern durch seine vielen Charakterschilderungen großer und bedeutender Personen, die alle den scharfen, gewitzten Beobachter und den Mann von Welt bekunden, ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Kenntniß der Personen und der moralischen Zustände unseres Jahrhunderts.

Auf dem Gebiete der Reiseliteratur wird unsere Aufmerksamkeit zuvörderst durch ein Werk des fruchtbaren, sprachgewandten und philosophischen Autors der „Seelenbräute" und „Neu-Americas" gefesselt. William Hepworth Dixon, der vielgereiste, hat ein Werk über die Schweiz veröffentlicht — „The Switzers" (London: Hurst and Blacket), in dem alles nur Mögliche und Erdenkliche über die Schweizer und ihr Land vorkommt: schweizerische Staatsverwaltung, Religion, Erziehungswesen, Politik und Militärorganisation, und alles dies in leichtem, unterhaltendem Ton. Ein Mangel des Buches ist, daß Dixon weder Thatsachen noch Zahlen berichtet und sehr häufig ungenau ist, z. B. in seiner Beschreibung der genfer Constitution, der Landgemeinde von Uri und in seiner wirklich staunenerregenden Angabe, daß „die deutschen Kaiser aus Neufchâtel stammen". Doch über derartige Kleinigkeiten muß man mit einem Manne wie Dixon, der nur für die Unterhaltung und nicht für die Belehrung schreibt, nicht rechten. Seine starke Seite ist eben nur die Schilderung und abermals nur die Schilderung, und von Schilderungen läuft das Buch über; einige unter ihnen sind anziehend und schön, vornehmlich jene von Zürich.

Ein ganz anderes Werk, eigentlich kein Reisewerk, ist das vom Parlamentsmitgliede W. M. Torrens über das englische Reich in Ostindien — „Empire in Asia:

Digitized by Google

How we came by it. A Book of Confessions" (London: Trübner u. Cie.). — Hier lernen wir, auf welche Weise England zum Ostindischen Reiche kam und können Schritt für Schritt die britische Herrschaft in ihrem Unterdrückungs- und Aussaugungssystem verfolgen, von dem Augenblicke an, da die erste kleine Factorei angelegt wurde, bis auf die allerneueste Zeit. Es ist ein Buch von hohem Werthe für einen Jeden, der die politischen Zustände und Englands Stellung in dem großen indischen Weltreiche kennen lernen will; es ist ein Buch, in welchem uns aus jeder Seite, aus jeder Zeile des Autors Bestreben entgegen blickt, die volle, reine, ungeschminkte Wahrheit und nur diese zu sagen. Das Buch nennt sich ein „Buch der Geständnisse", doch in England wird man es, wie das Athenaeum ganz richtig bemerkt, ein „Buch der Anschuldigungen und Beleidigungen" nennen, einfach, weil der Autor gewagt hat, mit kräftiger Hand den Deckmantel der Liebe von den gräßlichen Mißständen in Indien, von denen die Welt in letzter Zeit wiederum einmal gar schöne Proben zu Gesicht bekommen hat, hinwegzuziehen und sie in ihrer nackten anklagenden Gestalt zu zeigen. Doch Torrens steht mit dem, was er über Indien und seine Herren sagt, nicht allein da; die härtesten Anklagen, die sein Buch enthält, sind Bekenntnisse von Staatsmännern und hohen Beamten, die mit indischer Politik und Verwaltung zu thun hatten oder in dieselbe eingeweiht waren oder es noch sind, wie Fox, Burke, Munro, Macaulay, Canning, der neulich in Indien ermordete Lord Mayo, Lord Shaftesbury und Bright. Wir wiederholen deshalb unsere Empfehlung dieses Werkes des eifrigen und radicalen Parlamentsmitgliedes, als eines der vorzüglichsten, die je über die politischen Verhältnisse in Indien geschrieben worden sind.

Ein leichtes, angenehm geschriebenes Reisewerk ist „Round the World in 1870: An account of a brief Tour through India, China, Japan, California, and South America". By A. D. Carlisle. (London: H. S. King.) Der Autor macht keinen Versuch, weder sich, noch den Leser mit „nützlicher Belehrung" voll zu pfropfen, noch die Löwen eines jeden von ihm besuchten Platzes zu registriren, sondern er erzählt in einer einfachen, geraden Weise, was er auf einer Reise um die Welt sah, die nur dreizehn Monate dauerte, dabei aber doch die Langweiligkeit eines reinen Tagebuches vermeidend — kurz, man lernt durch des Autors Natürlichkeit.

Von America ist unter anderen ein Reisewerk über Rußland herübergekommen: „A Russian Journey". By Edna Dean Proctor. (Boston: Osgood u. Cie.), das hauptsächlich mit einer kurzen, doch klaren Beschreibung der größeren Städte angefüllt ist, durch welche die Reisenden auf ihrem Wege von Petersburg nach Moskau und von da nach Kasan, die Wolga entlang nach Sebastopol kamen. Das ganze Werk ist in einem sehr russenfreundlichen Sinne geschrieben und spricht den Gedanken à la Fadejew aus, daß Rußland berufen und berechtigt sei, im Osten zu herrschen und die Türkei zu annectiren.

Was dem americanischen Werke an vielen Stellen an Gediegenheit abgeht, das besitzt ein englisches Reisewerk über Zanzibar im vollen Maße — „Zanzibar, Island, and Coast". By Richard F. Burton. (London: 2 Bde. Tinsley Brothers.) Der Autor, Capitän Burton, ist einer der hervorragendsten Reisenden Englands, und seine Reisewerke über Arabien, die Stadt am Salzsee, die Küsten Africas und über die Goldminen Südamericas gehören zu den besten, die über diese Länder geschrieben sind. Sein letztes Werk wird, obgleich es durch die von Zanzibar aus angestellten Nachforschungen nach Livingstone erhöhte Bedeutung erhält, seine Bewunderer nicht im gleichen Maße befriedigen, wie seine früheren. Es ist ein zweibändiges, dickes Werk, umfangreicher als

Digitized by Google

seine anderen Reisewerke, und der Inhalt ist ein Bericht über die Erfahrungen des Verfassers, während seines Aufenthalts in Zanzibar, doch dieser Bericht war bereits vor 12 Jahren (1861) zu Papier gebracht worden. Das Manuscript ging durch Zufall verloren, und nun, da Capitän Burton dasselbe unerwartet wiedererhalten hat, veröffentlicht er es, ungeachtet sich die Verhältnisse seitdem in Zanzibar geändert haben, und werthvolle Reisewerke neueren Datums über diese Region erschienen sind. Diese Studie Burton's über Zanzibar ging einer Expedition voraus, die zur Lösung verschiedener Probleme, denen Livingstone sein Leben gewidmet hat, unternommen wurde.

Die Productionen auf dem Felde der Politik und Socialwissenschaften waren im verflossenen halben Jahre weder zahlreich noch bedeutend, ja man kann sagen, daß auch nicht ein einziges Werk erschienen ist, das werth wäre, auch außerhalb Englands Leser zu finden. Da hat unter anderem John Macdonell „A Survey of Political Economy" (Edinburgh: Edmonston u. Douglas) veröffentlicht, welche die Theorien von Adam Smith, Malthus, Stuart Mill, Roscher, Chevalier, Comte u. a. zu analysiren und zu interpretiren sucht, was ihm bei manchen gelungen, bei vielen jedoch gewaltig mißlungen ist. Wenn man es auch dem Verfasser des Buches anfühlt, daß er ein in seinem Fache wohl belesener Mann ist, so überzeugt man sich jedoch auf der anderen Seite, daß ihm philosophische Speculationsgabe ganz und gar abgeht, eine Gabe, die er vielfach durch vorschnelle Behauptungen und unbegründete Schlüsse zu ersetzen sucht. Einen Vorzug jedoch hat das Buch und zwar den, daß es in einem anziehenden, oft amüsanten Stil geschrieben ist, ein nicht geringer Vorzug bei einer so trockenen Materie, um so mehr, als die meisten Autoren auf diesem Felde das Recht zu haben vermeinen, so langweilig wie möglich zu sein.

Ein in jeder Hinsicht bedeutenderes Buch dagegen ist die Sammlung von „Essays and Lectures on Social and Political Subjects" (London: Macmillan u. Cie.), das gemeinsame Product von Professor H. Fawcett und seiner Gemahlin Garrett Fawcett. Dasselbe enthält Artikel über Modernen Socialismus, Staatshülfe, Freie Erziehung, Pauperismus, Staatsschulden, Landarbeiter, Wahlunfähigkeit der Frauen und das Haus der Lords. Ueber alle diese Themen haben die Verfasser mit großer Vorsorge gebildete Meinungen; sie drücken ihre Ansicht mit eben so großer Ruhe wie Klarheit aus. Professor Fawcett's Artikel über „Modernen Socialismus" und über „Staatshülfe" verdienen besonders im gegenwärtigen Augenblicke gelesen zu werden. Der Autor macht einen richtigen Unterschied zwischen den Ansichten der alten und der neuen socialistischen Schule. Es ist von Wichtigkeit, sich heute zu erinnern, daß St. Simon und Fourrier in Frankreich und Robert Owen in England im wahren Sinne des Wortes viel bessere Philanthropen waren, als es ihre vermeintlichen Nachfolger sind. Die Ersteren wünschten die ganze Gesellschaft so zu organisiren, daß sie zum Wohle Aller beitrage, indem Jeder für das Wohl des Anderen sowohl wie für das Seine arbeitete. Sie befürworteten niemals, noch dachten sie je an irgend etwas, das wie Confiscation aussah, noch verlangten sie, daß die Majorität der Minorität Opfer bringen sollte, noch schrieen sie um Staatshülfe, über die Professor Fawcett mit Recht bemerkt, daß das Verlangen nach einer solchen jährlich in erschreckendem Maße wachse. Der Raum ist hier leider zu beschränkt, um noch auf andere Artikel des Buches eingehen zu können, doch können wir nur wiederholen, trotzdem wir nicht mit allen Ansichten des gelehrten Professors und seiner Frau übereinstimmen, daß sämmtliche Essays eines ernstlichen Studiums würdig sind.

Digitized by Google

Ein gleiches Lob können wir dem Buche Arthur Help's „Thoughts upon Government“ (London: Bell u. Daldy) nicht angedeihen lassen. Wäre der Verfasser anstatt Beamter Professor, so würden wir ihn zur Klasse der „Katheder-socialisten“ zählen, denn in seinen „Gedanken über Regierung“ kennt er nur die Alternative zwischen „väterlicher“ und „brüderlicher“ Regierung, wobei er sich dann der ersteren Form, als nach seiner Ansicht der besten, zuneigt. Von dem in England, America und auch in Deutschland entwickelten Selfgovernment will er nichts wissen. Doch ungeachtet dieser unstichhaltigen Ideen sind in dem Buche Help's manche Stellen, die höchst lehrreich und zu weiteren Gedanken anregend sind, da sie aus der Feder eines erfahrenen und praktischen Beamten stammen.

Lehrreich und werthvoll, besonders für den Fachmann, ist das von America herübergekommene Werk: „Treatise on the Conflict of Laws, or Privat International Law, including a Comparative View of Anglo-American, Roman, German and French Jurisprudence.“ By Francis Wharton, L. L. D. (Philadelphia: Hay Brothers). Dr. Wharton, einer der bedeutendsten juristischen Schriftsteller der Vereinigten Staaten, hat in der That ein eben so verdienstliches wie bedeutendes Buch über eine interessante Materie geschrieben, denn es giebt in der Jurisprudenz wenig merkwürdigere und wenig festgestelltere Theile als die, welche der Verfasser „internationales Privatrecht“ nennt; oder mit anderen Worten, die Collision der Gesetze der verschiedenen Nationen in ihrer Anwendung auf jene Personen, die von Zeit zu Zeit unter ihre Wirkungen gebracht werden. Trotz der manchen durch Verträge beseitigten Gesetzconflicte zwischen den verschiedenen Nationen, giebt es nichtsdestoweniger noch eine Menge, die nicht gleichmäßig festgestellt sind, wie z. B. die Eherechte, das Domicilrecht, das Extraditionsrecht und vor allem das Handelsrecht. Die Schwierigkeit ein Heilmittel für die Gesetzconflicte zu finden wächst, sobald die Natur und die Consequenzen des Conflictes selbst besser verstanden werden, und wenn jemand meinen sollte, daß durch die Ausdehnung und die Entwicklung der lex loci contractus alle streitigen Punkte leicht beseitigt werden könnten, der möge nur aufmerksam das Buch Dr. Wharton's studiren, um sich bald vom Gegentheil zu überzeugen.

Die „ewige“ Alabamafrage hat unter dem vielen Unnützen und nicht selten Unsinnigen, das darüber sowohl americanischer- wie englischerseits geschrieben worden, in Wahrheit nur ein unparteiisches Schriftstück zum Vorschein gebracht und zwar aus der Feder eines anonymen americanischen Juristen. „Neutral Relations and the Treaty of Washington“ (Philadelphia: Hay Brothers) ist ein Pamphlet, das geradezu das vollständige Aufgeben der americanischen Position anräth. Das Argument des Americaners ist einfach und klar. Er erinnert seine Landsleute einfach: daß bis zur Zeit des Aufstandes des Südens die Vereinigten Staaten stets bestrebt gewesen seien, die Rechte und die Freiheiten der Neutralen auszudehnen, daß sie aber der Krieg zum erstenmal dahin gebracht habe, die Ansprüche der Kriegführenden auf Kosten der Neutralen gewaltig zu vergrößern, und daß sie nun nach Beendigung des Kampfes soweit wie möglich in ihre alte Position zurückgetreten seien, ohne ganz und gar ihre Ansprüche an England wegen Neutralitätsbruch fallen zu lassen. — Dieses Pamphlet, das, wie gesagt, aus der Feder eines Juristen, und zwar, wie verlautet, aus der eines der hervorragendsten Nordamericas, geflossen, ist der gelehrteste Beitrag zur Alabamafrage, der uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen.

Digitized by Google

Indem wir uns nun den Gebieten der Wissenschaften, der Kunst, der Theologie und Philosophie zuwenden, müssen wir uns bei diesen, schon um des Raumes willen, auf eine bloße Angabe der wichtigeren Erscheinungen beschränken. Hervorragend ist hier, das von einem Blinden geschriebene Werk: „Blindness and the Blind; or a Treatise on the Science of Thyphlology." By W. Hanks Levy (London: Chapman u. Hall). Es ist dies ein praktisches Lehrbuch der Ursachen, der Behandlung und der Kur des Verlustes des Augenlichtes, mit solchen Linderungen dieses Leidens, wie es sich die neue Wissenschaft oder Kunst, Thyphlologie genannt, zur Aufgabe gestellt hat einzuführen und zu entwickeln. Der Leser trifft hier mit einem Geiste zusammen, der zu analysiren und seiner eigenen Existenz, seiner Thätigkeit und seinen Eindrücken Gestalt und Wesen zu geben weiß, und der bei der gezwungenen Concentration seiner Kräfte auf ein begränztes Feld ein ausnahmsweise starkes und klares Licht auf manche der Hauptprobleme der Psychologie wirft.

In Gemeinschaft mit diesem Buche möchten wir ein populäres, nicht bloß für Fachmänner geschriebenes Werk aufführen, dessen Lectüre zugleich interessant und belehrend ist, nämlich: „Diseases of the Hair." By Benjamin Godfrey, M. D. (London: Churchill). In der Brochüre „Homo versus Darwin: A Judicial Examination of Statements, published by M. Darwin regarding „The Descent of Man." (London: Hamilton Adams u. Cie.), werden Darwin's Angaben, die sämmtlich im Auszuge mitgetheilt sind, auf juristische Weise miteinander confrontirt, und der Versuch gemacht, ihn mit seinen eignen Worten zu widerlegen.

Ein von Fachmännern günstig aufgenommenes Werk auf dem Gebiete der Architektur ist Charles L. Eastlake's „History of the Gothic Revival: an Attempt to Show how the Taste for Mediaeval Architecture which lingered in England during the Two Last Centuries has since been Encouraged and Developed."

Ein für Botaniker und Landwirthe hochwichtiges Werk ist das „Handbook of British Fungi. With full Discriptions of all the Species and Illustrations of the Genera." By M. C. Cooke (London: Macmillan), das einem seit Jahren gefühlten Bedürfnisse abhilft.

Die Productionen auf theologischem und philosophischem Gebiete sind wenig zahlreich, und in vielen Fällen deutschen Werken entlehnt und in den meisten diesen bedeutend nachstehend. Unter den besseren sind zu nennen: „Systematic Theology." By Charles Hodge. D. D. (2 Bde. London: Nelson u. Sons); „The Life of Jesus, the Christ." By Henry Ward Beecher, dem wohlbekannten strenggläubigen Neuyorker Prediger (New-York: Ford u. Cie.); Natural Science, Religious Creeds, and Scripture Thruth. What they teach Concerning the Mistery of God. By the Author of Divine Footsteps in Human History. (London: Blackwoods u. Cie.); Legends of Old Testament Characters from the Talmud and other sources. By the Rev. S. Baring-Gould. (London: Macmillan u. Cie.); The Higher Ministery of Nature, viewed in the light of Modern Science, and as aid to advanced Christian Philosophy. By R. Leifchild (London: Hodder u. Stoughton); A Historical and Critical Commentary on the Old Testament, with a new translation. By M. Kalisch. (London: Longmans.)

Digitized by Google

Zwei wichtige Werke auf dem Gebiete der Philologie sind: „China's Place in Philology: An attempt to show that the languages of Europe and Asia have a common origin. By J. Edkins (of Peking) (London: Trübner u. Cie.) und „The Philology of the English Tongue." By John Earle (London: Clarendon Preß). —

Mit der Literaturgeschichte, und der schönen Literatur wird sich unsere nächste Umschau beschäftigen.

Der Pariser Salon.

Von

Friedrich Carl Petersen.

I.

Pinsel und Griffel, Stichel und Meißel hatten auf Grund der Kriegswirren fleißig geschaffen, Geistreiches und Geistloses, Witziges und Schales, Wahres und Falsches, Gold und Schlacken aus dem Kunsttiegel hervorgehen lassen. Auf dem Gebiete der Carricatur wie auf dem der Malerei, der vervielfältigenden Kupferstecherkunst und Photographie war ein üppiges Emporschießen allerhand wunderlicher, schöner und häßlicher, garstiger Kunstblüthen geltend geworden. Hinter den Schaufenstern der Bilderhändler stolzirte im Blut- und Eisen-Paroxysmus in den seltsamsten Verrenkungen und Sprüngen die Künstlerphantasie einher. Indeß vielfach im Bilde der abscheuliche Blutvogel im Goldkäfige von Wilhelmshöhe an den Pranger gestellt wurde, bemächtigte sich der Stilus chauvinistischer Fanatiker und Afterrepublicaner auch deutscher Feldherrenpersönlichkeiten zu Speculationszwecken. Aus dem Kriegsleben tauchten, von Künstlerhand auf Leinwand gebracht, die empörendsten Darstellungen auf. In diesem Rahmen führte ein unternehmender Phantast dem gaffenden Volke ein Häuflein Pickelhaubenträger vor, die, in Reih' und Glied dastehend, sich anschicken, ein armes Weib aus dem Volke zu erschießen.*) In einem anderen Rahmen deutet ein verwundeter Franzose auf einen Blutfleck an der Mauer und spricht zu dem Cameraden: „Hier erschossen sie mir die Mutter!" Andererseits bewunderte man in größeren, durch den Stich dem Publico zugänglich gemachten Bildern Compositionen von wahrhaft künstlerischem Werthe. So das genial entworfene Phantasiestück der Sedan-Apotheose **) mit der Lichtgestalt des großen corsischen Usurpators und dem schmählich zu Kreuze kriechenden, sinnlichem Genuß vor Allem fröhnenden kleinen Nachäffer, Cigaretten- und Revanchefreund Ludwig Bonaparte. So das Doré'sche Revolutionsbild***) mit der

*) Die „Gazette des Beaux-Arts" sagte von diesem Blatte, es suche „mit einer Energie, die man von seinem Urheber nicht erwartet hätte", la Lorraine fusillée et frémissante darzustellen. Welche kümmerliche Armuth der Phantasie! Red.

**) Von Emile Bayard. Red.

***) Gustave Doré hat vor dem Kriege und im Verlaufe desselben vier Blätter in seiner bekannten Manier entworfen: le Rhin allemand, le Chant du Départ, la Marseillaise und —

Digitized by Google

phantastischen Freiheitsgöttin an der Spitze des vorstürmenden, dem Kampfesdrange folgenden, für das höchste Gut sich begeisternden, theilweise in Lumpen gehüllten, barock bewaffneten und doch imposanten Volkes. Angesichts der Fluth von Werken zeitgeschichtlichen Charakters durfte die Annahme gerechtfertigt erscheinen, die heurige Pariser Kunstausstellung werde in der Rücksicht eine ungewöhnliche sein. Die Chauvins freuten sich im Voraus über die Maßen auf den Genuß, den phantasiereiche, pinselkecke Patrioten ihnen verschaffen konnten. Gewiß fehlte es auch nicht an derartigen Pseudopatrioten; die Jury weiß wohl ein Lied davon zu singen. Aber eben die Jury verdarb ihnen den Spaß, und als die Chauvins hinkamen, den Patriotenkram zu bewundern, siehe, da hatte der Berg eine Maus geboren!

Nun, den Kunstrichtern dafür unsere Anerkennung! Wenn sie beim Sichten des zur Ausstellung Eingegangenen mit Tact und Strenge verfahren, so konnten und durften sie auch wohl nicht anders. Das Finanzministerium beansprucht die früheren Salonräume, nur etwa die Hälfte der sonst der Bilderausstellung eingeräumten Wandfläche konnte erübrigt werden: das war ein Grund zum Strengesein. Ein zweiter Grund bestand in dem Wegfall der reglementarischen Bestimmung, nach der Institutsmitglieder, Ritter der Ehrenlegion und Künstler, die bereits auf einer früheren Ausstellung eine Auszeichnung davongetragen hatten, berechtigt waren, ihre Werke prüfungsfrei auszustellen. Und wie hätte die Admissionsjury diese beiden Anhaltspunkte nicht benutzt, um uns Deutschen gegenüber das Epitheton „tactvoll" zu verdienen! Gleichviel, es ist ihr dies hoch anzurechnen: Ehre dem Ehre gebührt! — Numerisch steht die diesjährige Ausstellung gegen frühere Ausstellungen weit zurück: mit 1532 Nummern ist die Malerei überhaupt, mit 334 Nummern die Plastik, mit 55 Nummern die Architektur, mit 42 Nummern sind die graphischen Künste vertreten. In Bezug auf Technik sind in dem Gebiete der Oelmalerei auch heuer gewiß mannichfache befriedigende, ja Staunen und Bewunderung erregende Wahrnehmungen zu machen: die Franzosen haben es darin weit gebracht. Indessen das ist nicht sowohl, was wir in dieser Studie ins Auge fassen wollen, als vielmehr das von der Kunst veranschaulichte Gedankenleben, die Stoffe, darin auf den verschiedenen

---

zu voreilig verfertigt und von den Ereignissen dementirt, daher nicht verbreitet: — la Délivrance. Unser geschätzter Herr Mitarbeiter scheint auf das dritte Bild zu zielen. Die „Gazette des Beaux-Arts" schrieb in einer Uebersicht über die künstlerische Thätigkeit während der pariser Belagerungszeit von diesen Schöpfungen des gepriesenen Illustrators: „Man findet darin die Eigenschaften, aber auch die Mängel eines Künstlers, welchen seine Handfertigkeit (facilité) fortreißt, und der nicht genug über sich wacht". Es ist vortheilhaft, ja nöthig, von dem Urtheil der Franzosen über Doré dem deutschen Publicum Nachricht zu geben. Aeußerungen wie die eben angeführte stehen nicht allein, es kommen sogar noch viel schärfere vor. Die Doré-Mode, zu deren Affen die guten Deutschen sich geduldig haben machen lassen, ist in Frankreich seit dem Auftreten des Künstlers als Maler antiquirt. Man wird sich bewußt und gesteht es ein, daß er eine künstlich aufgeblähte Berühmtheit ist, deren Leistungen ganz außer Verhältniß mit seinem anspruchsvollen Auftreten stehen. Hüten wir uns daher im neuen deutschen Reiche, wenn wir leider vordem blindlings vor dem Schall der Reclame-Posaune bewundernd auf die Knie gesunken sind, wenigstens davor, an dem Wahne, in den uns französischer (und geschäftig helfender deutscher) Schwindel gestürzt hat, die deutsche Tugend der Treue zu erproben, und den Fetisch noch weiter anzubeten, nachdem seine Macher ihn selber als Plunder und Gerümpel dahin geworfen haben, von wo er nie hätte aufgehoben werden sollen. — Dies zur Empfehlung der eben angekündigten — horribile dictu! — dritten (!!!) deutschen Auflage der „Prachtbibel" mit Doré's Illustrationen, auf die wir an dieser Stelle weiter hin noch einmal geführt werden. Red.

Digitized by Google

Malgebieten der künstlerische Genius sich offenbarte, der Ausdruck des von der Tagesströmung berückten oder nicht berückten geistigen Künstlerwesens. In unserer noch stürmisch bewegten Zeit dürfte damit ein besonderes Interesse verknüpft sein.

Vor zwei Jahren war der Salon kaum geschlossen, als anläßlich der von Louis Napoleon im Verein mit seinem Intimus Prim herbeigeführten spanischen Thronkandidatur-Komödie Eduard Simon par ordre im „Constitutionnel" zum ersten Male mit Bezug auf Preußen in die Kriegstrompete stieß. Groß war damals das Hoffen der französischen Schlachtenmaler. In rosigen Tinten erschien ihnen die Zukunft. Der Salon war nachgerade arm geworden an kriegerischem Wandschmuck. Die Mexiko-Misère hatte verteufelt wenig Stoff zu glorreichen Darstellungen auf der Leinwand dargeboten. Nun erschloß sich den Verherrlichern der Waffengloire ein neuer Ruhmeshorizont. Mit der Mitrailleuse und der verbesserten Chassepotbüchse, im Bunde mit Italien und Oesterreich, angesichts eines uneinigen Deutschlands konnte es nicht fehlen. Mitrailleuse und verbesserte Chassepotbüchse thun's jedoch nicht allein. Italien und Oesterreich rührten sich nicht. Deutschland blieb einig im Momente der Gefahr. Schlag auf Schlag nieteten die deutschen Heere in Blut und Eisen die Glieder zu einer Siegeskette, wie sie großartiger die Geschichte nie zu verzeichnen gehabt. Und als eitel erwies sich das Ruhmeshoffen der französischen Künstler. Von einer Schlachtenmalerei konnte nach dem Kriege nicht die Rede sein. Was in der Soldatenmalerei geleistet worden, haben wir vor uns.

Alte Siegeslorbeeren aufzufrischen, und für erlittene neue Schlappen dem Volke im Kunstwege doch einigen Ersatz zu bieten, wurde wohl das große Bild „Die Tracktirschlacht" ausgestellt, mit dem ein Schüler Bellangé's, Jean Sorieul († 13. August 1871) den Krimkrieg zu verherrlichen gedachte. Das Auge des Beschauers übersieht ein mächtiges Stück Schlachtfeld. Den Hintergrund schließen grasbewachsene Anhöhen ab, deren Kamm lange Geschützreihen krönen, wie der oben emporwallende Pulverrauch verräth. Auf dem weiten Plane vor uns entspann sich ein heftiges Infanteriegefecht. Franzosen und Russen knallen tüchtig aufeinander los. Die Russen sind, wie es scheint, über das enge Flüßchen zurückgedrängt worden, welches mit seiner graugrünen Flut herwärts sich durch die Ebene schlängelt. Aber sie rücken wieder zum Angriff vor. Verschiedene Grauröcke purzelten beim Ueberschreiten des schmalen Holzsteges ins Wasser und arbeiten sich, so gut es gehen will, wieder empor. Andere fielen auf dem Stege, und einer schlägt todesmuthig wider einen Bajonnettkämpfer mit dem Gewehrkolben drein. Weiterab krepirt rauch- und feuerspeiend eine Bombe. Ein bischen Pulverdampf und Flammengezüngel gehört ja mit zum Schlachtenkram. Es fehlt auch nicht an Gefangenen, an Fallenden, Gefallenen, Verwundeten, Sterbenden, Todten. Die zahlreichen Rothhosen, die uns zu Gesicht kommen, sind ganz bei der Blutarbeit, leisten mit der Büchse das Mögliche im Russenvertilgen. Und doch geht dem Ganzen ein gewisses imposantes Etwas ab, wie es vom Massenkampf, vom einheitlichen Vorgehen dem Willen eines Einzigen gehorchender großer Truppenkörper bedingt wird. Der Künstler hat augenscheinlich die mögliche Abwechslung in seine Streiterhaufen bringen wollen. Die Leute fechten wie Guerrilleros, nicht anders. Jeder hantiert auf eigene Faust. Die Officiere sind überflüssig geworden. Und doch steht da und dort einer, der zu commandiren scheint. Die vier Soldaten, die hier im Vordergrunde thätig sind, bilden einen trefflichen Maßstab zum Ganzen. Der erste beißt die Patrone ab, der zweite handhabt den Ladestock, der dritte

Digitized by Google

hebt zum Zielen das Gewehr, der vierte drückt ab. Es ist die Zerfahrenheit im Kampfe, allerdings wohl französische Manier, eine Illustration zu dem „passiven Gehorsam", ob dem unlängst in der Kammer zu Versailles die Herren Changarnier und Denfert einander so jämmerlich in die Haare gerathen. Uebrigens haben die Figuren Charakter, das läßt sich nicht leugnen: Russen und Franzosen sind vorbildlich, typisch wahr dargestellt, das Schablonenhafte ist glücklich vermieden, wir haben selbstdenkende Menschen in Uniform, keine Paradepuppen, vor uns. In Summa, ein Soldaten-, kein Schlachtenbild. Die Handlung läßt kalt, wenn sie auch fesseln kann. Somit ist die Wirkung verfehlt. Ueberdies ist das Ganze etwas schmutzig grau, monoton in der Farbe, was den ungünstigen Eindruck keineswegs schwächt.

Ein zweites mit seinem Stoffe dem vorletzten Jahrzehend angehörendes Gloirestück lieferte der Pariser Jean Beaucé in dem Bilde „Der General de Martimprey vor Magenta (4. Juni 1859)". Das Bild ward auf Bestellung für den General gefertigt, der im Vorgehen wider die Brigade Gablenz an der Spitze zweier Bataillone zweimal geworfen und das zweite Mal schwer verwundet wurde. Beaucé hat Farbensinn, malt mit Feinheit und Eleganz. Was er in dem kleinen Rahmen uns vorführt, beweist, daß er es mit seiner Künstleraufgabe keineswegs leicht nimmt. Die Anlage des Bildes ist glücklich. Auf den ersten Blick wird dem Beschauer die Sachlage klar. Die Oesterreicher halten die Kirche mit dem im Hintergrunde aus der weißen Rauchwolke hoch emporragenden Thurme besetzt. Hier im Vordergrunde faßte der General nebst seinem Stabe Posto, rückt in geschlossenen Gliedern Fußvolk anderem nach zum Angriffe vor. Ein paar Verwundete und Todte belegen das Zielgeschick der österreichischen Scharfschützen. Weiterab entspann sich bereits das mörderische Treffen. Das Gewoge der Kämpfenden unter dem weißen Rauchmantel ist stellenweise deutlich zu erkennen. Offenbar richtete der Künstler beim Entwerfen des Bildes sein Augenmerk vornehmlich auf die Erzielung eines harmonischen Ganzen. Dem tiefblauen sonnigen italischen Himmel entspricht die Landschaftsbühne mit der kriegerischen Handlung in der Rauchhülle. Der heitere Anstrich schließt selbst die Gefallenen nicht aus. Das ultrazierliche und -säuberliche Bild erinnert an das Gesellschaftszimmer mit dem gebohnten Parkett und an die Paradepuppe, den Salonofficier.

Noch weiter zurück griff Eugène Ginain, indem er zu einem Soldatenbilde aus dem algerischen Feldzuge von 1840 sich seinen Stoff zulegte. Der Künstler zeigt uns die erste Division als Vorhut unter dem Commando des Herzogs von Orleans auf dem Marsche nach Medeah begriffen. Franzosen und Spahis setzen durch die Schiffa. Auf der nahen Anhöhe halten ein paar Officiere mit dem Fernrohr Ausschau. Das Ganze erscheint etwas flach. Gleichwohl gehen die Figuren zur Genüge los, und wir können den gelungenen Soldatentypen und den feinen arabischen Pferden gegenüber unmöglich mit unserem Lobe hinter dem Berge halten.

Mit einer Episode aus der Seeschlacht bei Abukir (1. August 1798) wartet der Lyoner François Biard dem Beschauer auf. Der Admiral Brueys ist gefallen, an Bord des „Orient" Feuer ausgekommen. Das Verdeck liegt verödet, die Batterieen sind verlassen. Nur der Capitän Casabianca kann sich zur rettenden Flucht nicht entschließen. Sein eilfjähriger Sohn, den ein alter Matrose retten will, wirft sich dem Vater in die Arme und erklärt, mit ihm sterben zu wollen. Der Matrose springt über Bord, und das Schiff geht mit dem Heldenpaare unter. Der Künstler ersah beim Entwerfen des Bildes den Moment der Umarmung aus. Herwärts schreitet an den Rand des von den

Digitized by Google

Flammen grell erleuchteten Verdeckes der alte Seemann. Dort in der Mastnähe hält der Vater den Sohn umschlungen. Den Auftritt noch effectreicher zu machen, hüllte Biard die Beiden in das untere Ende der vom Winde geblähten rothen Schiffsflagge, die der Vater gewissermaßen mit umarmt. Würde das Flaggenbeiwerk von der historischen Wahrheit bedingt, so ließe sich Nichts dagegen einwenden. So aber würdigt der Künstler mit der rothen Hülle seine Helden ganz einfach zu Bühnenhelden herab. Das mag er selber freilich nicht bedacht haben. Oder meint er, wie so viele Andere im schönen Frankreich, ohne den Komödienkram sei das Werk nur Stückwerk? Guter Biard!

In Ermangelung französischer Seeschlachten bemächtigte sich der Pariser Edouard Manet, ein Anhänger der jüngeren Realistenschule *), der mit einem Anstreicherpinsel alles Mögliche und noch Etwas malt, des Stoffes, den vor sieben Jahren der Kampf zwischen dem „Kearsage" und dem „Alabama" nahe der französischen Küste bildete. Seewasser, das an grüne Seife erinnert, die beiden schwarzen Kriegsdampfer — c'est tout.

Mit Interesse dürfen wir die wenigen Bilder mustern, die sich auf den deutsch-französischen Krieg beziehen. Daß der famose Cuirassierangriff bei Reichshoffen (Wörth) mehrfach auf Leinwand verherrlicht werden würde, war vorherzusehen. Wie er verherrlicht worden, das wollen wir gleich in Erfahrung bringen. Unter dem Titel: „Der 6. August 1870; Reichshoffen", bietet uns der Bordelaiser Lewis Brown ein Bild, dessen augenscheinlicher Zweck die Darlegung der Art und Weise ist, wie die französischen Cuirassierpferde im Vorstürmen von den deutschen Geschossen zugerichtet worden. Herwärts über Feld sprengt ein magerer Grauschimmel mit einem Cuirassier-Trompeter. Lang streckt der Reiter den rechten Arm mit dem messingenen Blasinstrument aus. Todtensteif sinkt er hintenüber, indeß der Schimmel galoppirend sich wild emporbäumt. Hals, Bug, Vorderschenkel und Knie des Schimmels sind auf gräuliche Weise mit Blut beschmiert. Floß das Blut wirklich aus Wunden? Wo sind die Wunden? Beim ersten Anblick meint man, das Thier sei geschunden. Dann erinnert man sich lächelnd: Der Künstler hat es mit dem Anpinseln so leicht. Aber welche Versündigung an der Aesthetik! Der Epicier mag die Erinnerung an den Schindanger für baare Kunstmünze hinnehmen; wir können es nicht über's Herz bringen. Und was um's Himmelswillen berechtigte den Urheber des Bildes, diesem einen so pompösen Titel zu geben? Es ist wahr, hier kommt noch ein Cuirassier geritten, der unterwegs den Helm verloren, und im Hintergrunde tauchen ein paar andere Cuirassiere auf. Und wenn wir uns die übrigen hinzudenken können, so ist damit doch den Anforderungen des Kunstgesetzes nicht Genüge gethan.

Die „Riesen" von Reichshoffen ersah sich der Calcuttaer James Walker zu einer künstlerischen Leistung. In dem kleinen Rahmen sind wenigstens ein paar gute, typenwahre Figuren enthalten. Der deutsche Krieger, den wir mit dem Bajonnett gegen den mit dem Säbel zum Streiche ausholenden helmlosen Cuirassier vorgehen sehen, ist so getreu nach dem Leben gezeichnet wie dieser. Einen Prussien hat Walker schon in's Gras beißen lassen. Den andern soll der Cuirassier wahrscheinlich ebenfalls umbringen. Nun ja, weßhalb wären Walker's Helden denn „Riesen"?

*) Im französischen Sinne des Wortes; nach unserer Terminologie ist Manet Naturalist und zwar der crassesten Sorte: er geht noch weit über Courbet hinaus. Red.

Digitized by Google

Vollständigeres als Brown und Walker lieferte der Saumurer Ouesnay de Beaurepaire mit seinem Bilde „Die Cuirassiere von 1870". Fehlt es in dem schwarzen Rahmen nicht an Episodischem, was ja auch dazu gehört, so erblicken wir darin doch auch einen Haufen zum Angriff vorstürmender Panzerreiter. Freilich sind diese schon so weit entfernt, daß man sie nicht mehr deutlich zu unterscheiden vermag. So verworren die Darstellung, so matt der Effect. Voilà!

So wenig wie dieses Bild spricht uns die Leistung an, mit welcher der Pariser Armand-Dumaresq sich producirt. Dieser Schlachtenmaler wählte die Vertheidigung der Stadt Saint-Quentin am 8. October 1870 zu einer Darstellung und löste seine Aufgabe mit einer neuen Illustration zu der großartigen Zerfahrenheit und Kopflosigkeit, welche nach den ersten Niederlagen die Gruppen der französischen Vaterlandsvertheidiger kennzeichnete. Eigentlich soll das Bild eine Verherrlichung des Ex-Siècle-Redacteurs und Aisnepräfecten Anatole de la Forge sein, der bekanntlich die Einwohnerschaft der genannten Stadt zum Widerstand anfeuerte, und dabei allerdings eine gewisse Entschlossenheit an den Tag legte. Nun, mustern wir das Bild! — Zahlreiche Figuren: Arbeiter, Bürgerwehrleute, Pompiers ꝛc. ꝛc., bewegen sich in dem Rahmen. Hier vorn zur Rechten wird an einer Barricade gebaut. Die Bauer kennzeichnet zum Theil ein classischer Maurer-Gleichmuth: wie schwer trägt dieser Muskelstark an dem Pflasterstein! Vor dem Hause zur Linken kniet ein Weib aus dem Volke neben der Leiche eines Blusenmannes, den, wie die daliegende Pickelhaube andeutet, eine deutsche Kugel ereilt hat. Unter den ausgehobenen Pflastersteinen hockt Jemand in Officiersuniform vor einer offenen Kiste; aber Niemand tritt herzu, ihm die Patronen, die er in der Hand hält, abzunehmen. Hinter dem Patronenmanne bildet sich die Hauptgruppe, bestehend aus etlichen bewaffneten Bürgern, einem Nationalgardisten, der einen, nach dem herabfließenden Blutstrome zu urtheilen, tödtlich von einer Kugel am Kopfe Getroffenen umfaßt hält, und dem Aisnepräfecten Anatole de la Forge. Baarhaupt steht Anatole mit der rothen Amtsschärpe am Leibe da. In der Rechten hält er den blanken Degen, als ob er an der Spitze eines Bataillons einhermarschirte, in der Linken einen Revolver. Wozu die herausfordernde Haltung? Was soll der Degen, das sechsläufige Pistol? Feinde rücken von dieser Seite nicht heran, das leuchtet jedem Beschauer ein. Soll darin am Ende die Anfeuerung den Bürgern und Arbeitern gegenüber bestehen? Die sehen allerdings gar matt und gleichmüthig drein, bilden zu dem Degenmanne einen gar seltsamen Contrast. Und ist das wohl des Präfecten Platz? Wendet er so nicht der Gefahr den Rücken? Dort seitwärts, hinter der Barricade, stehen vier, fünf Mann spähend mit bereitgehaltener Büchse. Auf der anderen Seite knien im Pulverrauch drei, vier Glieder Nationalgardisten, die wohl ganz vortreffliche Schützen sein, wahre Tell-Augen besitzen müssen, da sie in einer und derselben Schußlinie alle zugleich losfeuern, und die hinteren die vorderen sonst unfehlbar über den Haufen schießen würden. Ei, des schnackischen, des merkwürdigen Arrangements! Nun ja, es mußten doch so viel Streiter dargestellt werden wie nur irgend möglich, und ein Künstler muß sich zu helfen wissen. Wer bei uns bildlich so darstellen wollte, zu dem würde man sagen: Herr, Sie binden uns einen Bären auf! Im schönen Frankreich ist der Spaß möglich, wie wir sehen. Die Logik kommt dabei weiter nicht in Betracht; wenn nur der mögliche Theater-Effect erzielt wird.

Ungeachtet des succès de curiosité, den das Bild verursacht, und trotz des Abstandes bezüglich der technischen Ausführung ist uns ein ganz kleines Bild von dem Valencienner

Digitized by Google

Jules Gellé: „Die Fahne der 74er“ lieber. Der Fahnenträger in der Mitte. Wenige Soldaten rings entschlossen zielend und feuernd. Fertig! Armand-Dumaresq ist als Schlachtenmaler an den Figurenaufwand gewöhnt. Allein den Ausschlag giebt nicht immer die Menge. Das lehrt uns auch die große Leinwand, mit welcher der Libourner René Princeteau die Ausstellung beschickte: „Uhlanenpatrouille in einen von Francstireurs gelegten Hinterhalt gerathend“. Von den Francstireurs sieht man natürlich Nichts. Die operirten bekanntlich immer bravomäßig im Finstern. Aber beim Morgengrauen entdecken wir nach längerem Hinschauen vier im gestreckten Galopp heransausende Rosse. Mit Sturmeseile setzen sie gegen uns heran über die zerbrochene Barrière hinweg. Das fünfte Pferd überschlug sich und stürzte: dort kollert der Reiter mit dem Säbel und der Lanze in den Schnee; voraus fliegt die Pistole mit der zerrissenen Lederschnur. Eines der Rosse galoppirt mit leerem Sattel. Auf einem andern sinkt der Reiter hintenüber. Den Kopf mit der fliegenden Mähne, den glühenden Augen, den schnaubenden Nüstern zwischen den Hufen, setzen die Rosse gleichsam im Fluge einher. Fürwahr ein wackerer Ritt, und drastisch dargestellt! Der Anblick des breit gemalten Bildes ist fesselnd, packend. Princeteau hat, vermuthlich ohne es zu wollen, nicht den Francstireurs, seinen Freunden, sondern den preußischen Uhlanen ein Denkmal gesetzt. — Ein anderer Freischützenfreund, Claude Thielley, ließ es sich beikommen, einen recognoscirenden Officier von dem Corps verherrlichen zu wollen. Der Mann streift mit dem Degen an der Seite durch den Wald. Weßhalb nur mit dem Degen, nicht lieber mit der Büchse? Freilich trägt er im Gürtel einen Revolver, und woran sähe man denn, daß er ein Officier und kein gemeiner Schütz ist? Der Anstand muß doch vor allen Dingen gewahrt bleiben.

Ein Häuflein Spahis und Türcos, die es sich in einem Haushofe bequem gemacht haben, führt uns Guillaume Regamey, ein noch junger Künstler, vor, der vor einigen Jahren mit einem gehaltvollen größeren Reiterbilde Aufsehen machte und zu Erwartungen Anlaß gab, denen er bis jetzt in befriedigender Weise nicht entsprochen hat. — Einen Blick hinter den Festungswall läßt uns Etienne Berne-Bellecour thun. Just entlud sich das mächtige Metallrohr dort auf der hohen massigen Räderlafette. Aus dem ehernen Schlunde qualmt noch weißlicher Rauch, und schon steht der Stückrichter auf dem Laffettenansatz hinten und späht nach der Wirkung des Schusses. Crânement trägt der Bursch im Soldatenrock das schief aufs Ohr gesetzte Käppi mit dem eckigen, nach vorn zu breit abgeschrägten Lederschirm, flott nimmt sich dazu der mächtige Schnauzbart aus. Die Pariser ergötzen sich ungemein an dem Burschen. Aber auch seine Cameraden rings, die Officiere und Gemeinen mit den Spähgelüsten hier vorn am Erdwall bekommen ihr Theil von der allgemeinen Bewunderung ab. „Qu'ils sont bien faits! qu'ils sont jolis!“ Hübsch sind die Krieger mit dem polizeiwidrigen „bonnet de police“, in der sehr wenig kleidsamen Manteltracht nun freilich nicht. Das Ganze sieht auch eher nach einer Soldatenspielerei als nach etwas Anderem aus. Dennoch ist das frank und fest, mit großem Fleiß gemalte kleine Bild eine künstlerische Leistung.

Zeuge eines Vorpostengefechtes in der Umgegend von Paris läßt uns der Sedaner Henri Dupray sein. Recht interessant! Rothhosen halten verschiedene Häuser an der Straße besetzt. Einschlagende Bomben machen ihnen den Aufenthalt zu unangenehm. Auch Flintenkugeln belästigen sie. Gruppenweise zeigen sie sich an der Hausthür. Die weit hinabführende Straße biegt hier leise ab. Die Krümmung hindert das Kriegsvolk daran, die Straße hinabzusehen. Ohne zu wissen, von welcher Seite ihnen Gefahr droht,

Digitized by Google

wagten sich zwei Mann auf das Pflaster. Der eine stürzte, von einer Kugel tödtlich getroffen. Dort liegt er. Der andere setzt mit dem Gewehr in der Rechten seinen Lauf fort. Die weißen Pulverrauchwölkchen am unteren Ende der Straße geben uns über den Standpunkt der unsichtbaren Schützen Aufschluß. Das scharfe Beobachterauge Dupray's erkennen wir ingleichen an den drei Marinefüsiliertypen „von der Division Pothuau", mit denen er in einem anderen, kleineren Rahmen vor das Publicum hintritt. Sprechendere Seemannsphysiognomieen hab' ich selten gesehen! Der Alte mit dem gutmüthig verschmitzten Lächeln in den wettergebräunten, von der wollenen Plattmütze beschatteten Zügen ist das Urbild des sturmgewohnten Seewolfs. Zu der classischen Kolbennase, die vermöge ihrer Schwere den Kopf zu balanciren scheint, gehört der schwarzangerauchte Brûlot („Nasenwärmer"; Red.), vermittelst dessen der Füsilier auf Posten die classischen Kanasteropfer darbringt.

An die Figurengruppe aus der Belagerungszeit reiht sich ein Soldatenbild von Alphonse de Neuville: „Bivuac vor le Bourget nach dem Gefecht am 21. December 1870". Auf dem Wiesengrunde zu Seiten der entdachten, halbzerstörten Häuser ist es ein reges Lagertreiben. Gefrorener Schnee deckt da und dort den frostharten Grund. Weiterab wirft die scheidende Sonne Streiflichter über das winterliche Gefilde und die Häuser mit der weißgetünchten Front. In dem die Grundstücke trennenden Graben ruhen Einige in Zuavenuniform: sind das Schlafende oder Todte? Nebenan zerlegen Linienſoldaten grünes Holz mit der Axt. Am Graben wirft Alles seine Dienstsachen ab. Im tollsten Durcheinander liegen da Trommeln, Trompeten, Tornister ꝛc. Und auf dem Wiesenplane daneben drängt sich um diverse Lagerfeuer eine bunte Soldatenmenge. Gestalten in Schafpelz, in weißer, grauer, gelber Decke, Gott weiß wo aufgegabelt, bewegen sich unter Anderen, die es zu einer derartigen Extrahülle noch nicht gebracht haben. Es ist der bunteste Mischmasch, den man sich denken kann, und eine Illustration von drastischer Schärfe zum damaligen Pariser Soldatenleben.

Verwandtes wird in dem Bilde ausgedrückt, mit welchem der Neuenburger Auguste Bachelin uns zeigt, wie die von Bourbaki befehligte französische Ostarmee am 1. Februar 1871 über die schweizerische Gränze rückte. Reiter zu Fuß, zu Pferde, Zuaven, Jäger drängen sich in regellosem Gemisch vor. Schweizer in Uniform nehmen ihnen die Waffen ab, indeß andere den Unglücklichen die Feldflasche entgegenhalten, oder die Hungrigen zu speisen mit Messer und Brotlaib bereit stehen. Bachelin muß ein guter Beobachter sein, denn der Schmerz der landesflüchtig werdenden Franzosen, die Theilnahme der Schweizer ist in dem Rahmen auf frappante Art zum Ausdruck gebracht.

Eine interessante Ausstellungsgruppe bilden die genreartig behandelten lebensgroßen Porträts französischer Officiere, deren Zahl verhältnißmäßig nicht unbeträchtlich ist. Es lassen sich angesichts der meist im conventionellen Salonstil gemalten Bildnisse gar merkwürdige Schlüsse mit Bezug auf den französischen Soldatencharakter überhaupt ziehen. Ordens-Bändchen, -Sterne, -Kreuze spielen in den Rahmen als Beiwerk eine Hauptrolle. Verschiedene Officiere ließen sich mit dem Degen in der Hand abnehmen. In wie weit einem alten Manne in Uniform der gezückte Degen ein höheres kriegerisches Relief verleihen kann, will ich nicht näher untersuchen. Jedenfalls macht der Anblick des Degens in der Hand des regungslos, mit ruhiger Miene Dastehenden einen komischen Eindruck. Ich bemerke da das Brustbild eines Freischärler-Hauptmannes, der in der Hinsicht alles Verwandte auf der Ausstellung in Schatten stellt. In der Rechten hält dieser Allerwelts-

Digitized by Google

Hauptmann, der an Myopie zu leiden scheint, den blanken Stahl, in der Linken einen Operngucker. Im Gürtel stecken diverse Revolver. Ueber die Schulter hängte er eine Flinte. Zu dieser Ausrüstung das nichts weniger als martialische Gesicht unter dem steifen Feldkäppi — wie könnte Jemand das Bild betrachten ohne zu lächeln! Von bekannteren Officieren, denen wir auf der Ausstellung im Bilde begegnen, nenne ich den General de Cissey, eine imposante Erscheinung von echt soldatischem Schick, sowie den Exgeneral und Germanenfresser Cremer, der mit angehängtem Mantel und dem Degen in der Faust vor uns hintritt, und dessen schmales, blasses, fast unbärtiges Gesicht mit den etwas fieberisch erglänzenden verschleierten Augen auf einen starken männlichen Geist eben nicht schließen läßt. Ein einziger Officier kam auf den Einfall, sich mit einer Landkarte abnehmen zu lassen. Der weiß sicherlich, wo Bartel den Most holt. Mehrere endlich ließen sich in kleineren Genrebildern auf Vorposten darstellen.

Nach der epischen die elegische Künstleroffenbarung! Und damit betreten wir ein Gebiet, auf dem wir als Freund des Aesthetisch-Schönen wohl einige Augenblicke musternd verweilen dürfen. — Ein weites Schneegefilde dehnt sich vor uns aus. Grau hängt über der Landschaft ein nebelvoller Himmel. Im Hintergrunde leuchten unheimlich die Flammen der brennenden Stadt. Dort rechts in weiter Ferne bewegt sich über das Feld ein Bauerwagen. Im Mittelplane eine Kriegergruppe. An der Erde verschiedene Waffen. Hinter dem Schanzkorbe rücklings ausgestreckt ein Todter. Kniend neben ihm zwei Verwundete mit verbundenem Kopfe. Beide rufen, den Blick auf das sich entfernende Fahrzeug gerichtet, um Hülfe. Allein Niemand hört sie: verlorenes Rufen! Das Bild ist von einem Schüler Cabanel's gemalt, Louis Galliac. Nicht übel!

Eine andere Schneeöde zeigt uns der Bayonner Emile Betsellère mit dem Bilde „Ein Vergessener". Mit angeschnalltem Tornister liegt der arme Teufel von einem Vergessenen in Gestalt eines Pioupious bäuchlings da. Um Hülfe zu rufen, erhob er sich zur Hälfte auf den Händen. Mit langgerecktem Halse, erhobenem Kinn und geschlossenen Augen blieb er regungslos liegen. Dem Aermsten verging entschieden der Athem. Das blasse, unbärtige Jünglingsgesicht könnte interessant sein, hätte es nicht eine gar zu große Aehnlichkeit mit dem Vorderhaupt unserer Wollthiere. Was lieferte demnach der Künstler mit dem Bilde, wenn nicht einen neuen Beleg zu der Stichhaltigkeit des Satzes, vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt! Selber mag er die Mißhandlung des Menschenantlitzes freilich nicht einsehen, so wenig wie die des Schnees, in dem wir beim besten Willen nichts Anderes als gebeuteltes Weizenmehl zu erkennen vermögen. Armer Pioupiou, armer Betsellère! *) Uebrigens ist, von dem Gerügten abgesehen, das Bild gar keine üble technische Leistung.

Einigen Ersatz für die Enttäuschung bietet uns das etwas säuberlich gemalte Bild von Léon Perrault aus Poitiers: „Ein Mobilgardist". Auch in dem Rahmen breitet sich ein Schneefeld aus, ein wirkliches Schneefeld. Die Figurengruppe im Mittelplan fesselt das Auge beim ersten Anblick. Sofort wird in uns das ästhetische Interesse rege, tönt voll im Busen die Saite des göttlichen Mitleids. Eine ganze Geschichte von Liebesglück, von Hoffen und Bangen, Verzagen entrollt sich vor uns. Den Herzensbund zweier

*) Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an das meisterhafte und tiefergreifende Bild von Kießling auf der berliner Ausstellung von 1868, welches denselben Vorwurf unter der zugleich noch sprechenderen Bezeichnung „Ein Vermißter" behandelte. Red.

Digitized by Google

Liebenden besiegelte der Segen des Priesters. Das Paar lebte glücklich und zufrieden ein Jahr lang. Eltern eines Erstgeborenen waren sie schon. Da brach der Krieg aus. Der jugendliche Gatte und Vater mußte als Mobilgardist mit hinausziehen auf den Weg der Gefahr. Die Gattin blieb mit dem Säugling daheim. Endlich rief die Pflicht auch ihn in den Kampf. Sie hat seiner Rückkehr entgegengeharrt einen Tag und eine Nacht. Am frühen Morgen besuchte die Verzagende mit dem Säugling an der Brust das verlassene Schlachtfeld. Da findet sie ihn. Weich hat ihn der Tod gebettet in den Schnee. Den Revolver hält noch die erstarrte Rechte. Blut sickert durch das um die Schläfe gewundene weiße Tuch. Und wie bleich ist das gen Himmel gewandte Antlitz mit den geschlossenen Augen, dem lichtblonden Flaum an Oberlippe und Kinn! Hingesunken auf den entseelten Leichnam ist die verzweifelnde Gattin. Der Schmerz, der wild den Busen durchwühlende, löste den Thränenquell, und lindernd fließen die Zähren. Die kleine vaterlose Waise zu Seiten der in Schmerz aufgelösten Mutter erhöht noch das Erschütternde des Auftritts. Die ganze furchtbare Bedeutung des Krieges wird uns klar vor solchen Bildern. Welche Reichthümer, welche Lorbeern wiegen ein Menschenleben, ein Menschenglück auf? Mit allen Schätzen der Erde gäbest du, Feldherr, der Mutter den Sohn, der Gattin den Gatten, der armen verlassenen Waise den Vater nicht wieder. Eine Mutterthräne, dem fürs Vaterland gefallenen Sohne geweint, wiegt schwerer denn aller Glanz des Ruhmeslorbeers.

Die Pietät dem großen Gleichmacher mit der Sense gegenüber ward in Soldatenbildern mehrfach illustrirt. Vor Allem dürfen wir einem Genrebilde von dem Nanziger Charles Lahalle, einem Schüler Beaucé's, Beachtung schenken, das die Bestattung der Leiche eines kriegsgefangenen französischen Soldaten in Deutschland zum Gegenstande hat. Bei größeren Dimensionen hätte das Bild unstreitig eine ganz bedeutende Anziehungskraft ausgeübt. In dem engen Rahmen erscheinen die Figuren zu sehr massirt, kommen sie einzeln nicht in dem gewünschten Grade zur Geltung. Auch fehlt es darin an Luft und Licht. Dann hängt das Bild zu hoch. Ort der Handlung: ein Friedhof. Der Sarg steht zur Seite des gähnenden Grabes. Der Priester spricht das letzte Gebet. Unterm Gewehr steht dort abseits, dem Gestorbenen die letzte Ehre zu erweisen, ein Häuflein deutscher Krieger in Reih' und Glied: Pickelhauben und Bajonnette! Hinter dem Sarge stehen gesenkten Hauptes die Leidtragenden: französische Officiere verschiedener Waffengattungen. Hier rechts heben ein paar deutsche Officiere strammer Haltung zu soldatischem Gruße die Hand. Kinder und Erwachsene in Civil nehmen als Zuschauer mit den ersten Plan ein. Der feierliche Actus ist wohl veranschaulicht. Ein Deutscher kann seine Freude an dem Bilde haben. Auch der gebildete Franzose. Es ist das einzige wirklich versöhnende Stück, das uns die Ausstellung mit Bezug auf den entstandenen Völkerzwiespalt bietet. Dem Chauvin freilich mag es ein Dorn im Auge sein.

Ein anderes Bestattungsbild malte Alphonse Cornet, von Riom. Die Schlacht bei Champigny (6. December 1870) ist geschlagen. Die Leute vom Hülfslazarethe der Pariser Presse sorgen für die Beerdigung der Todten. In dem Baumgange im Hintergrunde harren ein paar Wagen der unheimlichen Befrachtung. Leichenträger da, dort, an vier, fünf Punkten. Hier beschreiten sogar Priester mit einem Leichnam den beschneiten Grund. Gesammelt werden die Gefallenen hier rechts. Der Priester murmelt seine Todtengebete, und die Träger ziehen mit den verweslichen Resten davon. Die Waffenruhe andeutend steht dort hinter dem von Geschossen zerschlagenen Baumstumpf eine

Digitized by Google

Gruppe französischer und deutscher Krieger in ruhigem Gespräche begriffen. Ein gutes Bild!

Von Meisterhand gemalt ist die Darstellung, mit der uns der Pariser Théophile Gide, ein Schüler P. Delaroche's, ein paar Auftritte aus dem Hülfslazareth im Cimieskloster zu Nizza vorführt. Vor uns dehnt sich der nach der Clausura führende breite obere Klostergang mit weit durchbrochener Hofwandung. Auf den steinernen Ruhebänken rechts und links nahmen Reconvalescenten Platz, die, gemüthlich ihr Pfeifchen schmauchend, mit etlichen Capuzinern die Zeit verplaudern. Die Braunkutte bei dem hohen Eisengestänge des Ziehbrunnens im hinteren Hofgange führt den an Krücken gehenden Soldaten, den wohl nach einem frischen Trunke gelüstet. Mustern wir nach dieser Leinwand noch Gide's anderes, verwandtes Bild, so können wir die Meinung hegen, er schwärme für das Gemüthliche des Klosterlebens. Als gemüthlich stellt er es wenigstens dar.

Wie raffinirt wunderlich gewisse Künstler einen ernsten Stoff zu behandeln vermögen, das belegt so recht schlagend der Pariser Jules Ravel mit dem Genrebilde „Die Folgen des Krieges". Der unter dem Mannesporträt an der Wand hangende Degen deutet an, daß die schwarzgekleidete ältere Dame den Sohn, die jüngere den Gatten durch den Krieg verloren. Die beiden Frauen sehen auch recht traurig aus. Worin aber bestehen hier die Folgen des Krieges? In dem Lostrennen der Rosen von dem zwischen der Nähterin und der jungen Wittwe breit aufgeschlagen liegenden Ballkleide, das nun wohl in die Kufe des Schwarzfärbers wandern soll. Ach, das schöne Kleid! Schade drum! Echt französisch frivol! —

Angesichts der erschrecklichen Gedankenarmuth, der verschwindend kleinen Dosis echt künstlerischer Schöpferkraft, die unter so vielen Malerschädeln zu Hause, sind Bilder, wie sie der Pariser Protais und der Düsseldorfer Anker ausgestellt, von wahrhaft wohlthuender Wirkung. Albert Anker errang sich mit seinen Leistungen namentlich im Familiengenre längst die Anerkennung der französischen Kritik, wenn auch bezüglich seiner als eines Nichtfranzosen mit den Auszeichnungen gegeizt wurde. Ich will gerade nicht sagen, daß seine Malerei nicht etwas kerniger sein könnte. Was aber die Auffassung und Behandlung der Stoffe und im Besondern jenen höheren geistigen Ausdruck anbetrifft, den nur der berufene, der dichterisch fühlende und bemessende Künstler in seinen Werken geltend zu machen vermag, so ist Anker in alledem Meister. Und hätten wir nur das eine Bild von ihm gesehen, womit er heuer den Pariser Salon bereichert, so würden wir nicht anders über ihn urtheilen. Es handelte sich für den Künstler darum, physisches und moralisches Soldatenelend und menschenfreundliche Theilnahme, naives kindliches Staunen entsprechend zu veranschaulichen. Er wählte oder fand dazu zehn Figuren. Kriegsgefangene vom Bourbaki-Heere kamen zu einem schweizer Bauer ins Quartier. In dem Stallraume dort ruhen die Fünf auf der Streu: drei links, zwei rechts. Wirth und Wirthin nebst dem Kindertrio begeben sich, die Gäste mit Speise und Trank zu erquicken, in den Stall. Sie nehmen den mittleren Breitenplan ein. Die Anordnung ist genial. In der Mitte steht, zu Seiten der Hausfrau mit dem Präsentirteller und der Kaffeekanne nebst dem Milchtopfe darauf, der Wirth. Die Frau mit der schwarzen Spitzenhaube sowohl wie der Alte mit der blauleinenen Schürze und der Troddelmütze sieht halb neugierig, halb theilnehmend dem Beginnen der älteren Tochter und dem Gebahren des Franzosen zu, der, halb aufgerichtet, just aus der Hand der vor ihm Knienden eine Schale voll des duftenden Mokkatrankes in Empfang nimmt und nun darüber aus ist, den heißen Inhalt genießbar zu

Digitized by Google

blasen. Schüchtern stand hinter der Wirthin der kleine Pausback mit der Gäminmütze und dem mehrfach geflickten classischen Beinkleid. Nun tritt er beherzt einen Schritt vor, um doch auch den Kaffeetrinker in der rothen Hose sich ansehen zu können, und mit einem Staunen und schüchterne Neugier verrathenden Blicke guckt er erst nach dem Hühnerpaar auf der Krippe, dem der zahlreiche Besuch laute Gakelrufe entlockt. Hinter dem kleinen Pausback, der vor Verwunderung noch nicht in den Prachtapfel gebissen, den er mit der Linken umspannt, steht das jüngere Töchterchen, ein blasses, flachshaariges, schüchternes Kind, das mit dem linken Arm einen angeschnittenen Brotlaib umschlingt, und des Winkes der Eltern gewärtig in der Rechten das Messer zum Schneiden bereit hält. Bei welcher Figur wir auch mit dem Blicke mustern verweilen, überall tritt uns ein geistig harmonisches Etwas entgegen, dessen das Ganze nicht entrathen kann. Diese auf Stroh gebettete Jammergestalt hier mit den abgezehrten, bleichen Wangen, mit den eine unsagbare Traurigkeit offenbarenden Zügen, was ist sie anders als ein sprechender Ausdruck der fühlenden, nicht blos der eigenen, auch und besonders der Leiden des Vaterlandes gedenkenden Menschenseele! Dieses seelische Aufleuchten in den Augen der knienden Jungfrau, dieses naive Hinstarren der Kinder, dieser gutmüthig heitere Blick des gastfreien Landmannes hat noch eine andere, eine höhere Bedeutung als die gewöhnlicher Theilnahme. Ich lese eine gewisse Andacht, eine Aeußerung der Pietät darin, die beim fühlenden Menschen das Unglück Anderer bedingt.

So zahlreich die Bewunderer der Anker'schen Leistung sind, so zahlreich ist die Menge derer, welche dem Bilderpaare von Alexandre Protais ihre Bewunderung schenken. Protais errang im verflossenen Jahrzehend binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit die sämmtlichen Auszeichnungen, welche mit dem Pariser Salon verknüpft sind, und das zwar, ohne je durch gewisse Pinsel-Complaisancen seiner Menschen- und Künstlerwürde das Mindeste zu vergeben. Darum malt denn auch Protais keine Paradepuppen, sondern wirkliche selbstdenkende und -handelnde, wirklich empfindende Menschen in Uniform. Die zwei ersten bedeutenderen Leistungen, mit denen er vor sechs, sieben Jahren an die Oeffentlichkeit trat: „Vor dem Gefecht, am Morgen" und „Nach dem Gefecht, am Abend" fanden durch den Stich diesseit und jenseit des Oceans eine großartige Verbreitung. Wer die Bilder gesehen und mit Muße studirt hat, muß dem Urheber derselben das Zeugniß ausstellen, daß er ein ganzer Künstler und ein genialer Künstler ist. In Protais' Soldatengestalten pulsirt frisches, warmes Leben; aber wie ästhetisch geläutert erscheint im Bilde das Original. Die Force des Künstlers besteht eben in der ästhetischen Läuterung und im Darstellen einer einheitlichen, von vielen Figuren getragenen ruhigen Handlung, die kein realistischer Mißton stört, aber auch nichts zu einem monotonen Schablonenact macht. Schon die Wahl des Stoffes zeugt zu Gunsten dieses Künstlercharakters. Die classische Ruhe, welche er in den obenerwähnten Bildern zur Geltung brachte, verwerthete er auch heuer. Aber es kam noch ein anderes Etwas hinzu: der Schmerz des Kriegers und Patrioten. Protais entnahm seine Stoffe dem bedeutsamsten Momente des deutsch-französischen Krieges, dem der Uebergabe der jungfräulichen Festung Metz. Dem Wortlaute der Capitulationsurkunde gemäß sollten die entwaffneten kriegsgefangenen Truppen in militärischer Ordnung nach den zur Unterbringung der verschiedenen Corps bezeichneten Ortschaften abgeführt werden. Die Officiere sollten frei in das verschanzte Lager oder nach Metz zurückkehren dürfen, falls sie mit ihrem Ehrenworte auf die Bedingung eingingen, den Platz ohne die Erlaubniß des deutschen Commandanten nicht zu verlassen. Das Scheiden der Officiere von den Mann-

Digitized by Google

schaften illustrirte Protais in dem einen Bilde. Dieser Moment der Trennung, welch ein feierlicher, welch ein ergreifender Moment! Die kriegsgefangenen Truppen sehen wir nicht. Fernab, im Hintergrunde links, steht eine Abtheilung vom deutschen Heere mit wehenden schwarz-weißen Fähnlein. Hier im Vordergrunde stehen in einer breiten Gruppe die französischen Officiere mit herwärts, auf die Truppen gerichtetem Blick. Es sind lauter hochwüchsige, schöne Gestalten vom Reitercorps: Husaren, Cuirassiere, Dragoner, in schlichter Feldtracht, ältere mit ergrautem Barte und jüngere. Ergreifend äußert sich in den Zügen, in der Haltung der Dastehenden der Seelenschmerz, der sie gepackt hält. Jener Alte drückt, das Gesicht abwendend, dem Cameraden stumm die Rechte. Mit einem unbeschreiblichen Blicke des schmerzvollen Verzweifelns ballt dieser Husarenhauptmann den Arm strämmend die Hände. Sieh den prägnanten, ruhigen Ausdruck des Erschüttertseins, die Mannesthränen in den wettergebräunten Gesichtern, und fühle nicht, was der Künstler gefühlt, als er die Gestalten malte!... Das warme Empfinden des Herzens zauberte er hinein. Daß der Beschauer gleich ihm empfindet und empfinden muß, das ist der höchste Triumph der Kunst.

Kriegsgefangene in der Umgegend von Metz (1. November 1870) führt uns Protais in dem zweiten Rahmen vor. Auch das Bild ist von erschütternder Wirkung. Der Situation entsprechend etwas düster gehalten ist, wie in dem anderen Rahmen, die Landschaft. Weiter ab, im Hintergrunde rechts sitzen deutsche Grauröcke im Kreise am Lagerfeuer. Im Mittelplane zur Rechten ragt die Hünengestalt einer deutschen Schildwacht mit Pickelhaube und geschultertem Gewehr. Im Vordergrunde lagert die Hauptgruppe als Trägerin des künstlerischen Ausdruckes in der Erde. Es sind einige wenige Gestalten nur, echte Soldatentypen, ein Corporal, ein paar Gemeine. Die Belagerungsmisère erkennen wir an der schäbigen, schmutzigen Uniform, an den abgemagerten Händen und Gesichtern. Ein Urbild soldatischen Elendes, ruht dort links eine Jammergestalt im blauen Kragenmantel. Wir sehen in ein bleiches, eingefallenes Antlitz mit dem häßlich rothen Schwindsuchtfleck an dem Wangenbeine unter dem eingesunkenen Auge. Was lesen wir darin, wenn nicht einen tiefwurzelnden Harm, den nagenden Kummer, den das Unglück geboren, das physische und moralische Siechthum, zu welchem den Grund die Schicksalsschläge gelegt haben, welche das Vaterland in seinem Heere heimsuchten! Sinnend, mit zur Erde gesenktem Blicke sitzen dort zwei Andere. Sie verschonte das Siechthum; aber das Bewußtsein des verlorenen Hoffens umdüsterte ihre Seele mit den Schatten der Trauer, benahm ihnen die Thatkraft, lähmte die Schwingen ihres Geistes wie ihre Muskeln. Jener Vierte mit dem dunkelblonden Haare birgt das Gesicht in den Händen. Es mögen Thränen netzen, Thränen der in krampfhaftem Schluchzen sich äußernden Seelenpein, wir ahnen es. Bäuchlings ruht in den Capuzmantel gehüllt hier ein Fünfter. Einsamkeit und Abgeschiedenheit gewährte ihm das weite Gewand. Stille ist für den Schmerz- und Gramerfüllten ja die beste Trösterin. Nun wandern wohl die Gedanken, wandern: so viele Lorbeern, erkämpft, errungen da und dort, und nun Alles, Alles verloren! Unter dem Stachel der Verzweiflung ballt der Ruhende in ohnmächtiger Wuth die mageren Hände. Da recken sie sich über dem Haupte in der Capuze an der Erde knöchern hervor. — Die Bilder erinnern mich an den feinen Vautier. Wer sie einmal gesehen, nennt sie sein eigen, denn ihr Anblick läßt einen unauslöschlichen Eindruck in der fühlenden Seele zurück. Nicht leicht war die Aufgabe, die sich Protais gestellt hatte; glänzend hat sie der Künstler gelöst.

Neben diesen Darstellungen aus der jüngsten Kriegsperiode bieten diejenigen Gemälde

Digitized by Google

ein besonderes Interesse dar, welche sich speciell auf die an Deutschland abgetretenen Landestheile und den Abtretungsact beziehen, und damit gewissermaßen einen politischen Charakter haben. In erster Linie bemerken wir Gustave Doré, den bekannten Don Quixote-Illustrator, mit seinem Elsaßbilde. Doré hat eine bedeutende schöpferische Ader, eine äußerst fruchtbare Phantasie, das soll nicht in Abrede gestellt werden. Sein Maltalent ist in Frankreich vielfach unterschätzt worden, weil die Franzosen der Ansicht sind, es könne Einer Gediegenes nur in einem Fache leisten. Allerdings stellt in Doré der Zeichner oft den Maler in Schatten. Seine Figuren sind häufig gar zu flach, zu matt modellirt. Aber er geht doch als Maler seinen eigenen Weg.*) Dem Akademisch-Conventionellen wandte er von vornherein den Rücken. Es ist Fluß, Leben, Entrain in seinen Bildern. Er versteht es auch, wie uns sein vor einigen Jahren entstandenes Bild „Der Neophyt" lehrt, auf der Leinwand dem Gedankenleben Rechnung zu tragen, Seelenzustände, Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Und wäre der phantastisch-romantische Anstrich nicht, mit dem er knechtisch alle seine Schöpfungen heimsucht, und der ihm schlechterdings den Vorwurf der Einseitigkeit einbringen muß, so würden Viele, die jetzt seine Widersacher sind, mit seinen Bildern sich schon näher befreunden. — Nun malte er ein Elsaßbild. Als geborener Straßburger hatte er unstreitig das Recht dazu. Auch als Künstler? Die Leistung in dem hohen schmalen Goldrahmen sieht originell aus. Ist sie es wirklich? An der nach links schräg zurücktretenden grauen Wand steht aufrecht eine weibliche Gestalt mit uns zugewandtem Gesichte. Charakter: die trauernde Alsatia in der Landestracht. Der schwarze Kopfputz läßt das schlichtgescheitelte lichtblonde Haupthaar zur Hälfte entblößt. Hals und Busen verhüllt ein schwarzes Flortuch. Schwarzer Flor deckt den weißen Brustlatz, den Gürtel mit dem schimmernden Metallschmuck, umhüllt selbst die Arme bis auf die Hand. Beinahe faltenlos wallt der schwarze Kleidrock hernieder. Darunter niedrige Schuhe an den etwas großen Füßen. Mit der Rechten umfaßt die Gestalt einen hohen Schaft mit vergoldeter Spitze und lang herabwallender blau-weiß-rother Fahne; mit der Linken nimmt sie das rothe Außenende der Tricolore auf, das nun mehrfach faltenwerfend herabhängt. Zunächst nun das leise vorgeneigte Haupt mit dem blassen Antlitz, der niedrigen Stirn, den geschlossenen Augen, der kurzen geraden Stumpfnase und den eingefallenen Wangen musternd, darf ich füglich die Naivetät des Künstlers bewundern, der so gemüthlich gewesen, mit dem hausbackenen gemeinen Dirnentypus, aus einem Fabrikmädchen eine Alsatia schaffen zu wollen. Der Kopf ist mir bekannt; ich muß ihn auf einer früheren Ausstellung gesehen haben. Doré hauchte ihm blos die Bläße der Schwindsucht an. In dem Antlitze soll sich die Trauer der Seele wiederspiegeln? Gott behüte uns! Und den Arzt möchte ich sehen, der beim Anblicke des Bildes nicht in den Ruf auszubrechen versucht wäre: Ins Spital mit der Alsatia! Die steife, ungraziöse Haltung will ich gar nicht weiter hervorheben, auch der Fahne den bezeichnenden Platz am Herzen — nicht doch, am Magen gönnen, und mir nur zu erklären suchen, wie der Gürtelschmuck, die Florbeigabe mit den vielen Dessins so sehr an die spanischen Frauengestalten erinnern kann, welche die Malweise Doré's in einem andern, vor etlichen Jahren ausgestellten Rahmen belegen.

*) Gott sei's geklagt, ja! Aber er ist auch danach! Unser geschätzter Mitarbeiter ist durch den wohlbegründeten Rückschlag in der Stimmung der französischen Kritik etwas apologetisch gestimmt; und das mag local und temporär berechtigt sein. Absolut betrachtet ist Doré in dem hier vorliegenden Rettungsversuche überschätzt. Red.

Digitized by Google

Nun ja, das ist es; eben in dem Beiwerk, dem Linien- und Schnörkelkram, der Farbenspielerei besteht die scheinbare Originalität, in nichts Anderem. Die einnickende Alte im Zwielicht hinten, wohl die scheidende Generation, kommt mir ebenfalls sehr bekannt vor. Der kleine Pausback neben ihr, vermuthlich das heranwachsende Geschlecht, schaut gar nicht heiter drein. Wahrscheinlich lehrte ihm die alte Großmutter schon das Wort „Revanche".

Auch eine namhafte Porträt- und Genremalerin, die Pariserin Henriette Browne, malte ein Elsaßbild, und zwar eine Alsatia 1870. Das junge Mädchen mit dem etwas aschgrauen Gesicht hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der älteren Alsatia Doré's, die ganz gut ihre Mutter sein könnte. In dem Browne'schen Bilde harmonirt doch mit dem ziemlich nichtssagenden Antlitz der Rest. Die geflickte blauleinene Schürze kann nur einem Plebejerkinde gehören. Der große Napf mit den vielen Silber- und Kupfermünzen vor ihr deutet an, daß sie Gaben einsammelt, und das rothe Kreuz am Mieder, wofür. Das Kriegsjahr!

Lieblich, frisch, gesund ist die junge elsässische Blondine, die Léonie Dusseuil in einem sauber gemalten Brustbilde uns vorführt. Eine dralle, rothhaarige Elsässerin, die mit thränenfeuchten Augen zu einem blau-weiß-rothen Bändchen spricht: Vergiß mein nicht! stellt der Pariser Jules Richomme dem Beschauer vor. Noch verschwenderischer ging Marie d'Ortès mit den Elsaßthränen um. Sie malte „Der Elsässerin Schatzkästlein". Das Schatzkästlein enthält eine blau-weiß-rothe Fahne. Die Elsässerin, eine kurzhalsige, vollwangige Dorfschöne, hat die Fahne herausgenommen, betrachtet sie und zerfließt in Thränen. Wie rührend! *)

Ein gutes Elsaßbild lieferte der Pariser Charles Marchal, ein Künstler wie er sein soll. Technisch vortrefflich geschult, dabei zart empfindend, mit hellen Augen und einem echten Dichtergemüthe begabt, leistet Marchal ganz Vorzügliches im naiven Genre. Unvergeßlich bleibt mir sein Bild „Der Frühling". Die liebliche Erscheinung, welche in dem kleinen Rahmen sinnend am Fenster stand, deren Blick zu besagen schien, wie draußen im großen Gottesgarten, so keime und grüne es auch in ihrem Herzen, in jener blühenden Jungfrau erkenne ich sie wieder. Das Gartenfester mit den altmodischen Scheiben ist geschlossen. Das junge Grün des Frühlings verwelkte. Dürr raschelte zu deinen Füßen jenes Weinblatt nieder. Das ist der Herbst. Stürme sind über das Land einhergerauscht. Auch dieses Haus ließen sie nicht unberührt. Die blauäugige Jungfrau mit den goldsträhnigen Zöpfen, die just in den Garten heraustritt und, die Linke an den schweren Riegelbeschlag der Unterthür legend, in der lässig hangenden Rechten den breitrandigen Strohhut mit dem Trauerflor haltend, so traurig blickend den Schritt anhält, verkündet es uns. Eine solche Alsatia lassen wir uns gefallen. Des Hülfsmittels der Phthisis bedarf es nicht.

Ein Schüler Gleyre's, der Straßburger Franz Ehrmann, stellte Straßburg im August 1870 in Gestalt eines Weibes mit entblößtem Oberkörper dar, das, auf den Festungswall niederknieend und über die brennende Stadt hinwegschauend, in der wagerecht ausgestreckten Linken die Tricolore, in der ruhenden Rechten ein blankes Schwert

*) Diese vielfältige patriotische Rührkohlduselei ist selbst den Franzosen — die bekanntlich, wenn sie nicht gerade bestialisch gestimmt sind, einen verhängnißvoll starken Hang zur weinerlichen Sentimentalität und süßlich schwächlichen Romantik haben — überdrüssig und lächerlich geworden. Ein Witzbold hat als Ergänzung zu all den jämmerlichen Elsaßbildern vorgeschlagen, die „Alsacienne" zu malen, wie sie die Maler flehentlich bittet, sie nun doch endlich in Ruhe und Frieden zu lassen.
Red.

Digitized by Google

hält. Recht effectvoll! — Den Vertheidiger Straßburgs, General Uhrich, verherrlichte der Genter Lievin Goethals in einem kleineren Bilde von vortrefflicher Anordnung. Im Hintergrunde die brennende Stadt. Etwas erhaben steht der General, eine imposante, hochwüchsige Mannesgestalt, inmitten der Zerstörung da. Die erhobene Rechte zückt den Degen. Gebieterisch blickt das dunkle Auge. Der linke Arm ist vorgestreckt zu begleitendem Gestus. Und dem Befehle des Obersten folgend, trotzen der Greis und der Jüngling hier, als Repräsentanten der Einwohnerschaft, furchtlos der Gefahr. Gute elsässische Typen sind auch die der größeren Deutlichkeit mit Bezug auf die Andeutung wegen vom Künstler hinzugemalten Frauenfiguren.

Natürlich ging auch die elsässische Patriotenauswanderung zur Kunstausstellung nicht leer aus. Der Straßburger Friedrich Lix führt uns nicht weniger als dreizehn Figuren vor, die, mit Sack und Pack davonziehend, vom Gipfel einer Anhöhe aus der deutschen Heimat Lebewohl sagen. Die Kinderei mit der dreifarbigen Fahne begeht in diesem Rahmen ein kleiner, heftig blickender Junge, indem er das Brustkleid lüftet und die um den Leib befestigte den unsichtbaren Prussiens zeigt. Das ist übrigens an dem typenwahren Bilde der einzige tadelnswerthe Punkt.

Ein anderer Straßburger, Ludwig Schützenberger, der sein gar nicht unbedeutendes Talent auch schon mit dem Darstellen mythologischer Scenen belegte, malte das zweite Auswanderungsbild. Die Familie verläßt eben zu Fuß und zu Wagen mit allem Hausrath das Dorf. Fast könnte man ihr Fortziehen motivirt finden durch die warnende Aufschrift an der Straßenecke: „Hier ist Rinderpest!“ Allein nebenan steht ein Aufschluß gebender vierschrötiger Graurock mit der Pickelhaube und einem Antlitz, das allerdings Zutrauen nicht einflößt, da ihm der Künstler eine unverkennbare Aehnlichkeit mit einem Barbarenhaupt verliehen, die dem Deutschen Schützenberger nicht einmal als Chargenzeichner Ehre macht.

An dieses Bilderpaar, das seinen Zweck durchaus verfehlt und den Beschauer kalt läßt, da es der höheren Weihe enträth, und Figuren allein es nicht thun, reihen sich zwei hübsche Genrebilder von einem dritten Elsässer, Camille Pabst aus Heiteren: „Ein Interieur im Elsaß (1870)“ und „Journallectüre im Elsaß“. In dem Familienbilde spielt als Andenken das Kreuz der Ehrenlegion eine Rolle. Großmütterchen sitzt im Lehnstuhl und blickt wehmüthig auf die Tochter, welche das Kreuz dem neugierig hinzutretenden Jungen zeigt. Eine anmuthende Darstellung im naiven Genre ist das andere Bild. Die Zeitungsleserin am offenen Fenster ist eine liebliche Jungfrau, und die von ihr gelesene Zeitung natürlich die „République française“.

Heiter wie dieses Bildchen ist das Elsaßbild, mit dem Gustave Brion vor uns hintritt. Kerngesunde Buben und Mädchen tanzen in dem sonnigen Raume den Guller- oder Hahnentanz. Wacker blasen und streichen die Spielleute dort im Winkel. Lustig drehen die Paare sich im Kreise. Hoch empor wirbelt der starkarmige Bursch die rothwangige Maid. Die Busen wogen, die Wangen glühen, die Augen leuchten. Es ist echtes, wahres Leben in der Gruppe.

Die Trauer der Pariser um den Verlust Straßburgs bildlich zu belegen, fand sich der Brüsseler Pieter van Elven bemüßigt. Der Auftritt spielt zur Belagerungszeit auf dem Concordienplatze. Das auf hohem Postamente dasitzende Steinweib Straßburg ist in verschwenderischer Weise mit Fahnen und Kränzen geschmückt. Rings umher stehen Nationalgardisten, Marinefüsiliere, Männer und Weiber aus dem Volke. Das sieht nach Etwas

Digitized by Google

aus, besonders wenn man den mächtigen Immortellenkranzhaufen dort an der Erde sowie die vielen, theilweise in Reih' und Glied aufmarschirten Leidtragenden in Betracht zieht; ist aber nichts weniger als das, was es sein sollte: ergreifend. Der Künstler verwendete unzweifelhaft viel Fleiß auf die Arbeit; aber der Aufgabe entsprachen eben seine Kräfte nicht.

Sonderbar! Außer diesem und ein paar weiter oben erwähnten Bildern erinnert auf der Ausstellung nichts an die Belagerung von Paris. Und doch, es erinnert etwas daran, ich irre mich. Die Zeit, in der bei den Parisern Schmalhans Küchenmeister war, ward von Künstlerhand illustrirt. Jean Goubie, ein Schüler Gérôme's, zeigt uns 1870er Pariser Decemberrindfleisch in alten mageren, von einem Blusenmanne zu Markte getriebenen Pferden. Einen Pariser Fleischerladen mit Hunde-, Esels-, Katzen- ꝛc. Köpfen malte Nicolas Moreau. Einen unternehmenden Pariser Rattenschlächter und Rattenhändler — Nur 2 Francs das Stück! — führt uns Narcisse Chaillou vor. Die Bilderchen sind in ihrer Art recht interessant. Allein man war berechtigt, zu erwarten, die Kunst werde dem Publico aus jenen denkwürdigen Tagen etwas Anderes vorführen, als bloße Thiercadaver.

Neben dem Elsaß ward Frankreich in einzelnen Figuren allegorisch dargestellt. Ziemlich originell sieht die Kriegs-France des Lillensers Alphonse Colas drein. Trotzigen Blickes, mit verschränkten Armen, zerrissen und zersplissen steht das Weib in der blauweiß-rothen Hülle auf dem Felde der Verwüstung da. Die Eigenschaften einer Bettlerin oder Vagabundin sind an ihm unverkennbar. Aber des Weibes Kraft, scheint Colas andeuten zu wollen, ist ungebrochen.

Das republicanische Frankreich wollte der Nizzaer Alexis Mossa darstellen. Nun, das Wollen ist keine Kunst. Was soll die Kleine mit dem Kindergesicht und dem fliegenden Bänderkram oben? Sie steht Blitze schleudernd erhaben da, umgeben von Piken, Schwertern, Mitrailleusen, Büchsen ꝛc., nicht anders als sei ihre Devise: Noli me tangere! . . . Nur zu!

Eine recht tüchtige Leistung ist die „nationale Elegie", mit der Raymond Balze, ein Schüler Ingres', auf dem Salon vertreten ist. Die trauernde Jungfrauengestalt mit den aufgelösten goldenen Haaren und dem fliegenden Schleier auf dem schlichten grauen Steinmale macht bei der harmonischen Anordnung und Farbengebung entschieden den Eindruck des Lieblichen.

Es fehlt nicht an Bildern mit Anspielungen auf die jüngsten Kriegs- und Revolutionsereignisse. Eine feine, wunderliche Leistung, die Aufsehen macht und in zwiefacher Beziehung für eine Persifflage gelten kann, ist das von Charles de Beaumont ausgestellte Bild „Gefolge einer Armee". Dieser Schalksknecht hat unstreitig vor allen Dingen das Lagerleben des Helden von Sedan sowie der Salonofficiere des zweiten Kaiserreiches, welche selbst im Felde auf gewisse verweichlichende Genüsse nicht verzichten mochten, illustriren und persiffliren wollen. Die Ausstellung des Bildes zu ermöglichen, brachte er auf discrete Art die preußischen Farben und deutsche Officiersabzeichen darin an. Und damit konnte er zweitens die Leichtlebigkeit an den Pranger stellen, mit der die Pariser Demimonde nach dem Friedensschlusse den in der Nähe der Hauptstadt campirenden Söhnen des deutschen Mars sich in die Arme warf. Nun vor den Rahmen! Im Hintergrunde naht ein Zug Reisiger mit einem geharnischten Ritter an der Spitze, ein Anblick, der uns in das romantische Mittelalter zurückversetzt. Im Mittelplane rechts sind einige Lagerzelte sicht-

Digitized by Google

bar. Hier vorn hinter den Weiden am Bache ist eine Anzahl nackter und halbnackter Frauengestalten darüber aus, nach der vermittelst großer Metallgefäße vorgenommenen Waschpartie Toilette zu machen. Mehrere hocken noch im Kreise um die Behälter an der Erde. Andere haben sich erhoben. Jener schlanken Junogestalt fährt die türkische Matrone mit dem schwarzweißen Kragen und der umfangreichen Musselinhaube, als wollte sie es strählen, mit der Hand durch das lange goldige Seidenhaar. Hinter der mit beiden Enden an den Baum mit den Rosablüthen geknüpften, absichtlich gelb, nicht weiß gemalten Fahne mit dem sichtbaren schwarzen Adlerflügel steht Eine, die eben das Hemde über die Arme abstreift. Neben ihr liegt eine hübsche Blondine in rothem, schwarzgestreiftem Marketenderkleidrock bäuchlings an der Erde. Und neben dieser steht aufrecht mit uns zugewandtem Rücken eine Andere, der wohl nicht blos eine Künstlercaprice das knappe blauseidene Pagen- oder Ritterkleid angab, in die Rechte den langen Stab, in den Gürtel die Stoßwaffe mit dem bekannten Griff steckte. Das blaue Kleid, der rothe Rock, das weiße Hemde — die Anspielung ist deutlich genug. Nebenan liegen unter einem stählernen Brustpanzer Degen mit messingbeschlagener Lederscheide, liegt auch ein zusammengelegter schwarzer Waterproof sowie ein deutsches Epaulette. Ein Hahn, der auf einem Strohhäuflein stehend den Schnabel weit zum Krähen aufreißt, vervollständigt das Ganze. Entweder ist das symbolisch veranschaulicht Gallien oder bedeutet der Hahnenschrei: Für den Sultan, für den Sultan! Das Bild hing anfänglich in dem einen der zwei größeren Säle, ward aber nachträglich, wohl aus Gründen, in einen der kleineren Säle, und zwar in den Winkel gehängt.

Etwas dunkel erscheint ingleichen der Pariser Georges Becker, ein Schüler Gérôme's, in dem Bilde „Die Märtyrerwittwe". Die Leistung ist unzweifelhaft eine hervorragende, originelle. In den düsteren, von einer Ampel matt erhellten Tempelraum tritt die Wittwe mit den vaterlosen Waisen. Das Mädchen und der kleinere Knabe halten den Schritt an und sehen zu der Inschrift an der Marmortafel mit dem grünen Blätterbeiwerk auf. Die Mutter hebt den Säugling zu der Inschrift empor, läßt ihn das Händchen an den Stein legen und spricht: Siehe, und erinnere dich! Die matte graugelbe Färbung leiht den Gestalten mit der Sandalentracht, in den antiken, faltenwürfig herabwallenden Gewändern etwas Geisterhaftes, das in dem Dunkel noch kräftiger hervortritt. Eine Trauerspielgruppe aus der alten Griechenzeit, könnte man meinen.

So groß die classische Ruhe, die aus dem Bilde uns anmuthet, so groß ist der wilde Ungestüm, mit dem in dem Bilde „Die Niedermetzelung der Unschuldigen" Doré seine handelnden Personen auftreten läßt. Von der Straße herein dringen, den Befehl des Tyrannen zu vollstrecken, die Kriegsknechte des Herodes. Helme und Speere blinken weiterab im Tageslicht. Hier in der Familienwohnung entspinnt sich ein schrecklicher Kampf zwischen der Mutterliebe und der rohen Gewalt. Erschlagen liegt an der Erde bereits eine Mutter; noch im Tode umklammert sie den heißgeliebten, von Mörderhand erdolchten Säugling. Aus dieser umgestürzten Wiege reißt die frevelnde Faust eines Söldners das schlummernde Knäblein. Dort steht der Unhold. Mit der Linken hält er das geraubte blutende Kind empor, die Rechte zückt den blanken Mordstahl. Auf ihn und den vor ihm stehenden Genossen stürzt einer Furie gleich die Mutter los. Zurück drängt sie die Beiden wider die Wand. Mit der Linken sucht sie ihr Liebstes, das wimmernde Knäblein zu erreichen, indeß sie mit der Rechten den rücklings niederstürzenden anderen Genossen des Mörders am Gewandschoß gepackt hält. Im zweiten Plane ist das Ringen

Digitized by Google

der mütterlichen Verzweiflung mit dem soldatischen Knechtsinn in einer anderen Gruppe dargestellt. Fest schließt die sich kauernde Mutter den Säugling in die Arme. Aber der grimmig blickende rohe Kriegsknecht, dem im Ringen der Helm entfallen, kennt kein Erbarmen. Die Darstellung ist zweifelsohne von großem dramatischen Gehalt. Die wettergebräunten reckenhaften Mörder mit der Muskel- und Sehnenfülle in der alten Kriegernacht bilden mit der schwarzhaarigen Frauengestalt in den lichtfarbigen, fliegenden Gewändern ein fesselndes Gruppenganzes, das als Illustration zu jedem Kampfe von roher wider rohe Gewalt und dem damit verknüpften Familienelend, namentlich aber zu jedem Bürgerkriege seinen besonderen Werth hat.

Eine besondere Deutung läßt dann „Der Palladiumraub" von dem Pariser Paul Blanc, einem Schüler Cabanel's, zu. Den Wächter des Bildes der Pallas hat das Eisen des Odysseus getroffen. Hier liegt er rücklings an der Erde, eine herrliche, linienschöne Mannesgestalt. Die Linke hält noch fest den runden Schild gefaßt. Der schwarzbraune Diomedes breitete die muskelstarken Riesenarme zum Umfassen des Schnitzbildes aus und hebt es von der erhabenen Standfläche, indeß der etwas ungeschlachte Odysseus daran biegend die Schwertklinge prüft, mit der er den Wächter erstochen. Das Bild hat künstlerischen Werth, das dürfen wir constatiren.

Nun mögen wir die drei originellsten Bilder der Ausstellung mustern.

Charlotte Buff, ihre Geschwister und ihre Nachkommen.

Von

Karl Janicke.

§ An Goethe's Aufenthalt in Wetzlar knüpft sich die Entstehungsgeschichte eines der bedeutendsten Romane, die unsere Literatur besitzt, der Leiden des jungen Werthers. Seit der Veröffentlichung der Briefe und sonstigen Documente, die sich auf Goethe's Verhältniß zu Charlotte Buff und ihren damaligen Verlobten und späteren Gatten Johann Christian Kestner beziehen *), wissen wir, inwieweit Goethe zum Theil Selbsterlebtes in seiner Dichtung wiedergegeben hat; will es uns doch oft bedünken, die Wirklichkeit, Goethe's tiefe Neigung und sein mannhaftes Entsagen, sei poetischer als der Roman selbst. Aber es ist hier nicht unsere Absicht, irgend einen Beitrag zur ästhetischen Würdigung des Werther zu geben: wir wollen nur ein paar Notizen über die historische Lotte und ihre Familienbeziehungen mittheilen, die wir der Güte ihrer Nachkommen verdanken. Jetzt, da gerade hundert Jahre verflossen sind, daß Goethe sich beim Reichskammergerichte in Wetzlar einschreiben ließ, dürfen sie vielleicht um so eher einiges Interesse beanspruchen.

Mehrere Jahre vor Goethe (1767) war J. Ch. Kestner, geb. am 28. August — auch Goethe's Geburtstag — 1741, als Legationssecretär der Kurfürstlich-Hannoverschen

*) Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von Aug. Kestner. Stuttgart und Augsburg, 1854.

Digitized by Google

Gesandtschaft bei der Kammergerichtsvisitation nach Wetzlar gekommen. Kestner fühlte sich anfangs aus Mangel an Umgang hier nicht recht heimisch; erst als er die Bekanntschaft der Familie des Deutschordensamtmanns Buff gemacht hatte, und dessen zweite Tochter Charlotte das Ziel seiner stillen Wünsche wurde, begann für ihn eine lange Reihe froher Tage. Ueber die Aeltern und ihre Kinder und über den Ton, der in der Buff'schen Familie herrschte, giebt uns ein Brief Kestners, aus dem Ende des Jahres 1767 oder Anfang 1768 herrührend, der an seinen früheren Hauslehrer gerichtet ist, hinreichenden Aufschluß. „Ich bin hier in einem Hause bekannt — heißt es darin —; gewiß der beste Theil der Stadt; wem es die Eigenliebe nicht verbietet, erkennt es auch dafür, Vornehme und andere; wer genau darin bekannt ist, ist so zu sagen entzückt davon. Ein redlicher Vater, ein munterer Alter, durch Mäßigkeit und gute Natur noch stark, dienstfertig für Jedermann und rechtschaffen; obgleich ein wenig rauh (in Vergleichung mit der folgenden Person), doch menschenliebend. Die Mutter — hier weiß ich nicht, wo ich anfangen soll — mit einem Worte die beste Frau, die beste Mutter und die beste Freundin; ohne es zu wissen, wenigstens ohne den geringsten Schein, daß sie es weiß, zu haben, fehlt es ihr noch nahe im 40sten Jahre nicht an Reiz; das schönste, sanfteste, menschenliebendste, gefälligste, zärtlichste Herz, Einsicht, Verstand und wahre Weisheit, auch gefälliger Witz; dabei ganz Bescheidenheit, ganz Tugend, religieux ꝛc. ꝛc., von Jedermann verehrt, von ihren Kindern zärtlich geliebt. Diese sind ihr vornehmstes Geschäft und Augenmerk, und sie wiederum ihnen ihr bestes Gut. Wenn sie ausgeht, sind Groß und Klein betrübt und unzufrieden, und wenn sie zu Hause kommt, lauter Bewillkommnungen, Frohlocken, Händedrücken, Küssen und Umarmungen, und heitere Mienen, Fragen wo sie so lange gewesen, Erzählungen was in ihrer Abwesenheit vorgegangen ꝛc. ꝛc., ihre Verweise sind ihnen bitterer als andern Kindern Schläge. Ich breche mit Mühe ab und komme auf die Kinder. Zwei Töchter sind erwachsen, von 18 und 16 Jahren. Diese, sowie alle Kinder, sind ihrer Mutter würdig. Alle blondes Haar und blaue Augen; eines hübscher wie das andere; nach den Kleinen könnte ein Maler Liebesgötter zeichnen. Die Aelteste ist ziemlich regelmäßig schön, still, ruhig, von sanftem Charakter ꝛc. ꝛc."

Wir unterbrechen hier Kestner, um ein paar genealogische Bemerkungen über den Amtmann Buff und seine Gattin einzufügen. Heinrich Adam Buff war am 30. September 1711 als der jüngste Sohn des Pastor Primarius zu Münzenberg geboren. Dieser, geb. 1672, gest. 1756, war der Sohn des Caplans Heinrich B. zu Münzenberg und der Enkel des Bäckermeisters Johann Buff zu Butzbach. Der Amtmann Heinrich Adam verheiratete sich 39 Jahr alt im Sommer 1750 mit der zwanzigjährigen Magdalene Erneſtine Feyler, Tochter des nachherigen hessen-darmstädtischen Majors Feyler. Ihre Mutter war Dorothea Charlotte Klump. Die älteste oben in dem Briefe Kestners erwähnte Tochter des Amtmanns ist Karoline Wilhelmine, geb. den 9. Juni 1751, die zweite, „Werthers Lotte", Charlotte Sophie Henriette, geb. den 11. Januar 1753. Ihre Taufe fand einen Tag nach der Geburt statt, die Pathen waren: 1) Elisabeth Charlotte Friederike Bodenburg, geb. Weissenbruch, Gattin des Deutschordensverwalters zu Schiffenburg; 2) Katharina Henriette Felicitas geb. Buff, Gattin des Caplans zu Rüchelheim, die Halbschwester des Vaters; 3) Marie Sophie Feyler, die Schwester der Mutter.

Ueber Lottens Mutter, die ihrem Gatten und ihren unmündigen Kindern im Herbst 1770 durch den Tod entrissen wurde, giebt ein anderer Brief Kestners vom Herbste die-

Digitized by Google

ses Jahres an seinen Freund v. Hennings eine noch eingehendere liebevolle Schilderung. „Sie war die beste Frau, die beste Mutter und das vollkommenste weibliche Geschöpf, das ich kenne. Sanft ihr Charakter, weich, gefühlvoll ihr Herz, zugleich munter und heiter. In ihrer Jugend war sie eine Schönheit, und noch im 40sten Jahre, nachdem sie 14 oder 15 Kinder gehabt, versah man sie zu Zeiten für eine ihrer Töchter. Ihre Miene war einnehmend und ganz Bescheidenheit, sittsam und jungfräulich. Sie erröthete noch wie das unerfahrenste Frauenzimmer für einen freien Ausdruck. Ihr Körper war weiblich, schwach und zart; auch ihre Seele war weiblich, aber sie dachte auch wie ein Mann, groß, edel und war oft heldenmüthig. Ohne piquant witzig zu sein, konnte sie aufmuntern, Anderer Mienen aufheitern, wie sie wollte und war sehr unterhaltend. Sie redete viel ohne Weibergeschwätz. Ihre Kinder waren ihr vornehmstes Geschäft; für diese sorgte sie unaufhörlich; sie hatte sie immer um sich und bildete ihre jungen Seelen, ohne daß die Kinder es selbst wußten, ohne Strenge, ohne Furcht, durch lauter Liebe und Zärtlichkeit; doch gestattete sie ihnen auch keine Unart . . . Auch außer dem Hause war sie verehrt und geliebt. Sie war Jedermann, wenigstens unter dem Namen: Die Frau mit den vielen schönen Kindern bekannt. Von den Geringeren verehrt, denn gegen Jedermann war sie freundlich und gefällig, Jedermann war ihr Nächster; ohne Reichthum that sie viel Gutes, entweder durch reellen Beistand oder guten Rath, zureden, trösten und aufmuntern, Alles mit einem Anstande, der zugleich ihr gutes Herz und ihren Verstand verrieth; ich meine ihre Wohlthaten ertheilte sie mit einer solchen Leichtigkeit, woraus man sah, daß eine wahre innere Empfindung sie dazu veranlaßte, und doch mit einer Art, welche den Wohlthaten noch einen Werth mehr beilegte; gar Vieles that sie heimlich, denn ihr Mann, zwar rechtschaffen und gut, und selbst gutthätig, machte gern ökonomische Anmerkungen. Von ihres Gleichen hochgeachtet und geliebt, und bei den Vornehmen geachtet. Bei diesen vergab sie sich nichts, war bei verschiedenen, die sie ihrer würdig hielt, gern gesehene Gesellschafterin, auch vertraute Freundin und Rathgeberin . . ."

Auch Goethe hat dieser seltenen Frau im letzten Briefe des ersten Theiles vom Werther ein Denkmal gesetzt. Die Scene an dem Sterbebette von Lottens Mutter ist, wie der Enkel versichert, dem Leben entnommen. *)

Nach dem Tode der Mutter fiel Lotten, die damals 17 Jahre zählte, hauptsächlich die Erziehung ihrer jüngeren Geschwister zu. Hier sind ihre Namen und ihre Geburtstage.

Ernestine Elisabeth Christiane, geb. den 16. Decbr. 1754. — Helene Justine Johannette, geb. den 11. Sept. 1756. — Johann Christian Ludwig Franz, geb. den 14. Nov. 1757. In dem Goethe-Kestner'schen Briefwechsel heißt er bekanntlich „Hans"; an ihn, damals Primaner, sind viele Briefe Goethe's im Jahre 1773 gerichtet. — Johann Eberhard Wilhelm, geb. den 9. Decbr. 1758. — Marie Sophie, geb. den 28. Januar 1760. — Friedrich Heinrich Christoph, geb. den 1. Febr. 1762. — Dorothea Henriette, starb am dritten Tage nach der Geburt. — Georg Konrad, geb. den 8. Mai 1764. — Charlotte Amalie Angela, geb. den 17. Juni 1765. — Albrecht Aemilius Christian, geb. den 19. Juli 1766. — Bernhard Ernst Karl, geb. den 7. Sept. 1767.

Auf Lotten war nicht nur die Schönheit der Mutter, sondern auch deren vortreffliche

*) Das kann natürlich nur heißen: späteren Erzählungen des Vorfalles von Seiten der Augenzeugen, da Goethe erst viel später nach Wetzlar und in das Buff'sche Haus kam. Red.

Digitized by Google

Eigenschaften des Herzens und Verstandes übergegangen. „Leicht aufgebaut, nett gebildet", nennt Goethe ihre Gestalt, „rein und gesund ihre Natur". Hören wir auch Kestner als angehenden Bräutigam über die äußere Erscheinung und den inneren Werth seiner Geliebten urtheilen. „Lotte muß ihrer älteren Schwester, wenn man sie nach Regeln beurtheilen will, an Schönheit weichen, ist aber nichts desto weniger reizender und einnehmender. Sie hat ein fühlendes, weiches Herz. So wie überhaupt ihr (und aller Geschwister) Bau des Körpers zärtlich ist, so ist ihre Seele auch. Mitleidig gegen alle Unglücklichen, gefällig und bereit, Jedermann zu dienen, versöhnlich, gerührt, wenn sie glaubt Jemanden beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich; freudig, wenn Jemandem etwas Gutes begegnet, gar nicht neidisch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern sonst gewöhnlich ist). Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, froh und immer vergnügt; und dieses nicht nur für sich allein, nein, alles was um sie ist, macht sie vergnügt, durch Gespräche, durch lustige Einfälle, durch eine gewisse Laune oder Humor. Sie ist das Vergnügen ihrer Eltern und Geschwister; und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie es aufzuklären. Sie ist bei Jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches sonderbar ist, sich dumme und kluge, ernsthafte und lustige, befinden. Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt in allen Frauenzimmerarbeiten." „Geschaffen für die Wirklichkeit des Lebens, und zwar für dessen heiterste Seite, — so charakterisirt sie ihr Sohn August, — war durchaus kein sentimentales Element in ihrem Charakter, und wo die Lotte im Werther mit romanhaften Ideen beschäftigt, wo sie gar tändelnd dargestellt wird, waren die Züge nicht aus ihrem Leben genommen."

In diesem Familienkreise fand der junge Kestner, was er suchte. Das Verlangen, die Geliebte zu sehen, verdoppelte seine Kraft, die Arbeit schnell zu vollenden. Ungezwungene Heiterkeit und Laune, die in dem Buff'schen Hause herrschten, ließen die Stunden dahinfliegen wie Minuten. „Ein „„Ach, da schlägt es schon!"" gewährt mit dem Schmerz der Trennung das unaussprechliche Vergnügen, welches dem nächsten Besuche zum Voraus einen Reiz bereitet."

Aber der ernste, praktische, vorsichtige Kestner vermied bis auf Weiteres trotz seiner tiefen Neigung eine öffentliche Versprechung mit der Geliebten, ebensowenig wie er jetzt schon bei den Aeltern förmlich um die Hand der Tochter anhielt: „Wir lieben uns", heißt es in einem Briefe vom 25. August 1770 an seinen Freund v. Hennings. „Wir haben uns eins für das andere bestimmt, aber ohne, daß eine sonst gewöhnliche Versprechung vorgegangen. Ich wünschte herzlich, daß wir uns noch näher verbinden könnten; aber ich muß zuvor eines genügenden Unterhaltes sicher sein. Das Projekt zu meiner Anstellung ist schon gemacht; aber es kann noch nicht ausgeführt werden. Meinen Eltern habe ich schon von dieser Familie, doch aber nur von Freundschaft geschrieben. Dieses ist noch ein Punkt, der mir Sorge macht. Die Aeltern pflegen andere Projekte zu haben." Inzwischen starb Kestners Vater, der in Hannover Geh. Registrator war. Die Beamten dieser Kategorie hatten damals in Folge zahlreicher Sporteln ein Einkommen, um das sie ein Geh. Regierungsrath der Jetztzeit beneiden könnte; dadurch war es dem Vater auch möglich geworden, dem Sohne eine so vortreffliche Erziehung geben zu lassen. Der nächste Brief Kestner's, in dem er sich über sein Verhältniß zu Lotten ausspricht, datirt zwei Jahre später, vom 18. Nov. 1772. „Ich bin mit Lottchen in keiner weiteren Verbindung, — heißt es in demselben — als worin ein

Digitized by Google

ehrlicher Mann steht, wenn er einem Frauenzimmer den Vorzug vor allen übrigen giebt, sich merken läßt, daß er ein Gleiches von ihr wünscht und wenn sie solches thut, dieses nicht nur, sondern auch eine völlige Resignation von ihr annimmt. Dieses halte ich schon genug, um einen ehrlichen Mann zu binden, zumal wenn solches einige Jahre durch dauert. Indessen tritt bei mir noch hinzu, daß Lottchen und ich uns einander ausdrücklich erklärt haben, und es noch immer mit Vergnügen thun, ohne jedoch Schwüre und Betheuerungen hinzuzufügen. Auch habe ich schon längst ihrer seligen Mutter meine Absicht und Wunsch erklärt, inzwischen nicht verhehlt, daß ich noch Aeltern hätte, und eine geheime Verbindung nicht meine Absicht sei. Mit dem Vater habe ich noch nie eine Sylbe darüber gesprochen. Sie verlassen sich auf meine Ehrlichkeit, desfalls ich in einigem Rufe stehe, und sind ruhig, da Lottchen bisher noch zu jung und noch zu nöthig war. Zu Hause habe ich kein Geheimniß aus meinem Umgange, noch aus dem Vorzuge, den ich Lottchen beilegte, gemacht, und zwar mit solchen Ausdrücken, daß sie meine Absicht leicht errathen konnten. Man äußerte sich darüber nicht. Von meinem Vater versprach ich mir keine günstige Entschließung und da ohnehin noch nicht Zeit war, ließ ich es dabei vorerst bewenden. Nachdem ich nun mit der Zeit endlich einmal einen Ernst daraus machen möchte, und von meiner Mutter mir Gutes verspreche, so habe ich endlich auch da meinen Wunsch und Absicht erklärt. Wir stehen darüber noch in Correspondenz. Es werden mir mancherlei Umstände gemacht, besonders daß ich zu Hause noch kein bestimmtes Emploi habe, daß Lottchen viele Geschwister und kein Vermögen hat. Ich habe diese Umstände aber wohl überlegt und desfalls hinlängliche Auskunft gegeben; ohnehin wollte ich gegenwärtig nur den Schritt thun, daß ich Lottchen und ihren Vater wegen meiner Mutter Einwilligung benachrichtigen könnte. Vor der wirklichen Heirath muß ich dann erst weitere Schritte wegen meines sicheren Emploi thun, und was ich sonst desfalls überlegt habe. Ich hoffe nun bald schriftliche günstige Erklärung von meiner Mutter; indessen wird sie nicht ganz zufrieden sein. Ich habe aber Alles wohl überlegt und kann nicht anders."

Schneller, als vielleicht Kestner erwartete, kam das „sichere Emploi": an dem Archive zu Hannover wurde eine Secretärstelle frei, die er im Frühjahr 1773 erhielt. Der Hannoversche Staatskalender von 1774 führt denn auch bereits „Herrn Secretarius Johann Christ. Kestner, Registrator" als letzten studirten Beamten auf. — Am Palmsonntage 1773 war Kestner's und Lotten's Hochzeit.

Aber damit sind wir den Ereignissen in Wetzlar fast um ein Jahr vorangeeilt.

Goethe war noch nicht lange in Wetzlar, als er durch Zufall Kestner's Bekanntschaft machte, und bald darauf (am 9. Juni 1772) auch die Lotten's, und zwar bei Gelegenheit eines Balles. „Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich", schreibt Kestner darüber an v. Hennings. „Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zur anderen Zeit melancholisch), Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern

Digitized by Google

sich nur dem Vergnügen überließ. Anderen Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite, kennen."

Wir wollen hier nicht Allbekanntes noch einmal erzählen. Jenes Zusammenleben Goethe's mit den Verlobten ist eine der herrlichsten Episoden in seinem reichen Leben. Goethe selbst nennt diese Zeit in Wetzlar „eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie gab". „Damals", versichert er, „schienen alle seine Tage Festtage zu sein, und der ganze Kalender hätte roth gedruckt werden müssen." Nicht auf Goethe's mannhaften Entschluß der Entsagung, wie er ohne Abschied zu nehmen am 11. September Wetzlar verließ, nicht auf seine wachsende Unruhe, je näher der Hochzeitstag der Verlobten heranrückte, ebensowenig auf die herrlichen Briefe, die er an Kestner schrieb, als dieser ihn nach dem Erscheinen des Werther zur Rede stellte, ihn und seine Frau vor dem Publicum „prostituirt" zu haben, wollen wir hier näher eingehen. Goethe und Lotte sahen sich bekanntlich erst 1816 in Weimar wieder, als er 67 und sie 63 Jahre alt war. Aber selbst der Greis bewahrte der schönen Wetzlarer Zeit stets eine freundliche Erinnerung. Lotten's Söhne und selbst ihre Enkel fanden bei ihm freundliche Aufnahme. Die Familien blieben stets in freundlichem Verkehr. Im Jahre 1830 kam Goethe's Sohn, August, nach Rom. Er war hier der Gastfreund des vierten Sohnes Lotte's, der Hannover als Gesandter beim päpstlichen Stuhle vertrat, und in dessen Armen er wenige Wochen später starb. Kestner erzählt in seinen „Römischen Studien"*), wie er mit dem jungen Goethe Thorwaldsen einen Besuch machte. „Wir kamen ihm unerwartet, denn ich hatte versäumt, ihm von Goethe's Ankunft zu reden, die mir selbst erst kurz zuvor angesagt war. „Hier bringe ich Ihnen den Sohn Goethe's", sagte ich, als Thorwaldsen, der uns die Thür seines äußersten Zimmers geöffnet hatte, uns in seiner Freundlichkeit hereinführte. In auffallendster Ueberraschung wandte er sich erst zu mir, dann zu Jenem, und rief aus: „das ist der Sohn Goethe's?" „Ja!" rief ich. „Wirklich der Sohn Goethe's?" fuhr er fort. — „Ja, ja!" rief ich wieder. Und die hellen Thränen stürzten ihm nieder, und er nahm ihn in die Arme und wollte ihn kaum wieder loslassen." —

Lotten's Ehe war gleich der ihrer Aeltern reich mit Kindern gesegnet. Sie hatte die Freude, alle ihre Söhne zu wackeren Männern heranreifen zu sehen, und der Goethe'sche Genius, der ihren Brautstand verklärte, wirkt fort bis zur gegenwärtigen Stunde auf Enkel und Urenkel.

Der älteste Sohn, Georg Heinrich Friedrich Wilhelm, wurde am 1. Mai 1774 geboren. Goethe's Wunsch, daß man ihn „Wolfgang" nennen möchte, (Goethe und Werther S. 208) scheinen die Aeltern also nicht berücksichtigt zu haben. Er studirte in Göttingen Jura, arbeitete dann gleich seinem Vater eine Zeit lang am Reichskammergericht in Wetzlar, trat 1797 als Beamter in die Archivverwaltung ein, wurde später Archivrath und schied nach mehr als 50jähriger Dienstzeit aus dem Staatsdienste. In den Besitz seines ältesten Sohnes, der jetzt in Dresden lebt, sind die Correspondenzen des Vaters mit Goethe, sowie dessen äußerst werthvolle Autographensammlung übergegangen. Aus

*) Berlin, 1850, S. 79.

Digitized by Google

letzterer ist neuerdings Manches veröffentlicht, namentlich Briefe Overbecks. Seinem zweiten Sohne, Herrmann, in Hannover lebend, bekannt durch seine Studien über das Volkslied, namentlich das italiänische, ist die schöne Kupferstichsammlung seines Vaters zugefallen. Die noch lebende Tochter ist die Wittwe des 1864 verstorbenen Oberhofbaudirectors G. L. F. Laves, des Erbauers des königlichen Theaters und der Waterlooſäule in Hannover.

Der zweite Sohn Lottens war Wilhelm, geb. am 2. Mai 1775, gestorben als Hannoverscher Amtmann im Jahre 1848. Der dritte, Karl, geb. 1776, siedelte nach dem Elsaß über, vermählte sich hier mit einer Tochter des Generals Rigaud. Die Tochter seines gleichnamigen Sohnes Karl war die Gemahlin des bekannten Obersten Charras. Er ist der Stifter der Elsässischen Linie, die zu den größten Industriellen des neu gewonnenen Reichslandes gehört.

Der vierte Sohn, August, geb. am 2. Mai 1777, ursprünglich Advocat, machte als Freiwilliger die Befreiungskriege mit, ging bald nach geschlossenem Frieden als Geh. Kanzleisecretär mit Herrn v. Ompteda nach Rom, um von Hannoverscher Seite das Concordat mit dem Papste abzuschließen. Später wurde er Chef der Hannoverschen Gesandschaft als Ministerresident. Während seines 38jährigen Aufenthaltes in Rom hat er eine quantitativ und qualitativ bedeutende Sammlung von Kunstschätzen zusammengebracht, die nach seinem Tode (5. Mai 1853) in den Besitz seines Neffen Hermann in Hannover übergegangen ist. Außer einer Anzahl Bilder altitaliänischer Meister und einer kleinen Sammlung ägyptischer Alterthümer, verdient eine bedeutende Collection antiker, namentlich griechischer und sicilischer Münzen, mehrere Hunderte antiker Lampen, die Prof. Wieseler in Göttingen eingehend besprochen hat, namentlich aber eine umfangreiche Sammlung schöner Gemmen, besonders hervorgehoben zu werden. Von seinem feinen Verständniß für die verschiedenen Zweige der Kunst legen seine bereits oben erwähnten „Römischen Studien" rühmliches Zeugniß ab. Auch als ausübender Künstler hat er sich mit Glück versucht.

Der fünfte Sohn, Theodor, lebte als Arzt zu Frankfurt a. M., der sechste, Eduard (geb. 1784, gest. 1823), war Besitzer eines Fabriketablissements in der Schweiz, der siebente, Hermann Septimus (geb. 1786), starb als Geh. Kammerrath Anfang des vorigen Jahres in Hannover, der letzte endlich, Fritz (geb. 1795 am 16. April), starb als Generalconsul am 5. Januar d. J. in Havre. Von den drei Töchtern, Klara (sie war Chanoinesse in Kloster Marienwerder), Sophie und Charlotte, lebt die letztere, 84 Jahre alt, noch in Basel. —

Lotte leitete nach dem Tode ihres Mannes — er starb auf einer Dienstreise in Lüneburg am 24. Mai 1800 — die Erziehung ihrer Kinder mit Geschick und Einsicht. Sie starb am 16. Januar 1828. Ein einfaches Denkmal, von dem Schwiegersohne ihres Erstgeborenen, Laves, entworfen, schmückt ihre Grabstätte auf dem Kirchhofe neben der Gartenkirche in Hannover. Man liest auf ihm die Worte: Hier ruhet Charlotte Sophie Kestner, geb. Buff, geb. 11. Januar 1753, gest. 16. Januar 1828. Wittwe des Hofrathes Johann Christian Kestner, geb. 28. Aug. 1751, gest. 24. Mai 1800 in Lüneburg.

Digitized by Google

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Nekrolog.

Von

Bruno Meyer.

Am 24. Mai in der sechsten Stunde des Morgens ist der letzte jener drei Hauptmeister, an deren Namen sich das Wiederaufleben der deutschen Kunst im Anfange dieses Jahrhunderts anknüpft, zu Dresden hochbetagt aus dieser Zeitlichkeit geschieden.

Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld, zu Leipzig am 26. März 1794 geboren, war der Sohn des Malers und Directors der Leipziger Akademie Veit Hans Schnorr von Carolsfeld, der am 30. April 1841 gestorben ist; die Familie von altem Adel stammte aus Schneeberg im sächsischen Erzgebirge. Mit seinem fast 6 Jahre älteren Bruder Ludwig, der, am 13. April 1853 verstorben, wesentlich nur durch das große, seiner Zeit sehr überschätzte Bild „Faust und Mephistopheles" im Belvedere zu Wien als Maler bekannt geworden ist, und mit seiner Schwester Ottilie zusammen erhielt er den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater, und mit der gründlichen Vorbildung, welche er diesem verdankte, wandte er sich 1811 der Wiener Akademie zu, wohin ihm bereits zwei Brüder vorausgegangen waren.

Die bekannten Zustände an den Kunstpflanzstätten in damaliger Zeit, welche alle seine bedeutenderen Zeitgenossen zur Verzweiflung brachten und aus Schule und Vaterland vertrieben, machten es auch ihm unmöglich, sich in Wien heimisch und befriedigt zu fühlen; er suchte zunächst mit einigen befreundeten Malern, welche im gräflich Karolyi'schen Garten zur Pflege des Austausches zusammenkamen, und von den Anhängern des akademischen Zopfes „Falschmünzer" genannt wurden, auf eigene Hand nach geistiger Nahrung und fühlte sich besonders durch das Studium der älteren deutschen Meister angezogen. Anregung und Halt fand er besonders bei dem Landschaftsmaler Ferdinand von Olivier, mit dem ihn später noch ein anderes Band verknüpfen sollte.

Schon aus dieser Zeit stammen einige bemerkenswerthe Arbeiten. Eine in Kreide ausgeführte Composition der Sintfluth von 1811 findet sich im Dresdener Kupferstichcabinet, „der heilige Rochus Almosen spendend" auf dem Leipziger städtischen Museum, und „der Besuch des Zacharias mit den Seinen bei der heiligen Familie" gehörte der weiland Quandt'schen Sammlung zu Dresden, und ist — gleich einer Madonna — bei deren Verkauf im Jahre 1868 in Dresden geblieben. In den letzteren beiden Gemälden weht jener Hauch der Legenden-Poesie, der die Anfänge der romantischen Malerei charakterisirt.

Der junge Künstler hatte mit diesen Erstlingsproducten so viel Glück, daß der Erlös ihm die Befriedigung eines lange gehegten Wunsches ermöglichte. Im November 1817 brach er nach Italien auf. In Venedig und in Florenz, wo er Rumohr kennen lernte, hielt er sich nicht lange auf; es drängte ihn, nach Rom zu kommen. Im Januar 1818 betrat er die ewige Stadt, und sofort knüpften sich innige Beziehungen zu dem deutschen Kreise, dessen künstlerische Häupter, durch enge Freundschaft verbunden, Cornelius und

Digitized by Google

Overbeck waren, und als dessen Berather der preußische Gesandte Niebuhr dastand. Es war die Zeit, da gerade die erste Großthat des deutschen Künstlerkreises, die Fresken aus der Geschichte des Joseph in der Casa Bartholdy die Augen von ganz Rom auf die bis dahin mit vornehmer Verachtung Angesehenen lenkte. Schnorr kam noch zur rechten Zeit, um an der zweiten großen Arbeit des befreundeten Kreises mit Theil zu nehmen, der Ausmalung des Casino in der Villa Massimi zu Rom. Von den italiänischen Dichter-Werken, die hier durch große Freskencyklen illustrirt werden sollten, fiel ihm der rasende Roland Ariosto's zu, eine Dichtung, deren Charakter mit seiner ganzen Empfindungsweise im vollkommensten Einklange stand, denn er war weder so weich, zart und streng kirchlich wie Overbeck, noch konnte er mit der Gewalt des Cornelius wetteifern. In der räumlichen Anordnung seiner Gemälde zeigte er ein glückliches Feingefühl, dem sehr verschiedenartigen Tone der Dichtung in ihren einzelnen Theilen verstand er trefflich gerecht zu werden, die Zeichnung und die Composition war flüssig und fest, in der Farbe stand er seinen Freunden sogar voran. Die Cartons und einige Zeichnungen dazu gehören der Kunsthalle in Karlsruhe; andere Zeichnungen (54 Blatt) sind aus dem Nachlasse Quandt's in das Leipziger Museum gekommen. Die Episode von Angelica und Medoro, welche in dem Freskencyklus nur durch eine einzige Scene vertreten ist, zog ihn so an, daß er sie in den Zwischenpausen der Arbeit in 6 Compositionen ausführlich darstellte (von J. Böllinger in München lithographirt). Als Schnorr in Rom später mit dem bekannten französischen Maler Ingres bekannt wurde, und dieser ihn um eine Arbeit bat, verehrte er ihm diese Blätter; doch der Stoff selber war ihm so sehr ans Herz gewachsen, daß er noch vor etwa drei Jahren die Umrisse der Compositionen hervorsuchte und den kleinen Cyklus in der Weise des ursprünglichen Exemplares wiederherzustellen unternahm. —

Es verdient angemerkt zu werden, weil es für die Charakteristik des Mannes wichtig ist, daß er, obgleich im Allgemeinen der romantischen Zeitrichtung folgend, nie in Versuchung kam, gleich mehreren bedeutenden Gliedern des deutsch-römischen Kreises seinen protestantischen Glauben zu verleugnen. Es ist bekannt, wie Cornelius über die Uebertritte seiner Kunstgenossen zum Katholicismus dachte; Schnorr, der einzige neben ihm, der sich über die Romantik erhob und seine römischen Anfänge hinter sich ließ, stand mit derselben Freiheit diesen unklaren Gefühlswallungen gegenüber, wiewohl er es aus leicht begreiflichen Gründen vermeiden mußte, so rückhaltlos und schroff, wie es Cornelius sich wohl erlauben durfte, seine Meinung darüber öffentlich auszusprechen.

Die Entstehung dieser massimischen Freskencyklen fällt mit der Zerstreuung des deutschen Künstlerkreises in Rom zusammen. Schnorr begab sich mit Passavant nach Florenz und vollendete hier das große Gemälde der Hochzeit zu Kana, welches, in Deutschland nie ausgestellt, in den Besitz des Lord Cathcart in England kam, während der Originalcarton im Städel'schen Institut zu Frankfurt a/M. aufbewahrt wird. Die sehr originelle Composition erinnert in den genrehaften Episoden, die aneinander gereiht den Hintergrund der Weinverwandlungsscene abgeben, an die Vorbilder der Frührenaissance, und sowohl das naive, gemüthvolle Element wie das ernste, feierliche ist in dem Bilde gleich anmuthend, Schönheit und Ausdruck sind wohl nicht sehr individuell, aber sie zeugen von seinem Geschmack und sicherem Gefühl. — In seinem Gesundheitszustande, dessen Bedenklichkeit ihn aus Rom vertrieben hatte, war eine erfreuliche Besserung eingetreten, und er durfte es wagen, wieder nach Rom zu gehen. Hier war er Zeuge und bei den

Digitized by Google

Vorarbeiten mitthätiger Theilnehmer des berühmten Abschiedsfestes, das die deutschen Künstler in der Villa Schultheis dem Kronprinzen Ludwig von Bayern gaben. Schnorr malte im Verein mit Wilhelm Schadow die Sockelbilder zu den drei Haupttransparenten, mit drei biblischen und mythologischen Scenen, welche sich symbolisch auf den Kampf der neuen Kunstart gegen die verrottete akademische Theorie und Praxis bezogen: die Mauern Jericho's vor dem Fall der Posaunen der Israeliten zusammenstürzend, Simson die Philister mit des Esels Kinnbacken erschlagend, und Hercules den Stall des Augias reinigend.

Mit Freuden hatte Schnorr die Aufforderung seines Gönners von Quandt angenommen, ihn (im Herbst 1819) nach Neapel zu begleiten. Zwar fehlte es ihm hier an monumentalen Aufgaben. Aber in weit ausgedehnten Streifzügen lernte er Italien kennen, und er füllte seine Mappen mit zahlreichen Studien landschaftlicher Veduten, von denen 30 Blatt in Photographien von Dr. Max Jordan herausgegeben sind (Dresden 1862).

Zu Weihnachten 1825 erhielt er vom Könige Ludwig von Bayern einen Ruf als Professor an der Kunstakademie nach München, den er annahm, und zugleich einen Auftrag, der auf's Glücklichste in seine Studien hineinpaßte; er sollte für den Königsbau der Münchener Residenz Bilder zur Odyssee malen. Eben noch auf einer Reise durch Sicilien mit speciellen Vorarbeiten dazu beschäftigt, erfuhr er, daß der Plan zu Gunsten eines anderen, dessen Ausführung seiner harrte, aufgegeben sei. Eine große Federzeichnung, welche die nach dem Schlosse heimfahrende Nausikaa und den ihr folgenden Odysseus vorstellt, ist das Einzige, was davon fertig geworden ist.

Am 11. Mai 1827, dem 53. Geburtstage seines Vaters, feierte er endlich mit den römischen Freunden in einer Vigna unweit der Villa Massimi die Vollendung des Ariosto-Cyklus. Kurze Zeit nachher nahm er in der Villa Albani von ihnen einen freundlichen und herzlichen Abschied, um seinem neuen Wirkungskreise, dem deutschen Vaterlande zuzueilen. In Wien verlobte er sich mit Olivier's Tochter, die er als siebenjähriges Kind verlassen und deren Andenken ihn auf seinen italiänischen Kreuz- und Querzügen treu begleitet hatte. Nach einem halben Jahre fand die Hochzeit statt. Inzwischen aber war er nach einem Abstecher in die Heimat Ende August nach Bayern gekommen, und alsbald wurde er als einer der Thätigsten und Fruchtbarsten in jene ungeheure Kunstthätigkeit verflochten, welche König Ludwig anregte.

Zunächst ging er an die Bearbeitung des Nibelungenliedes in einer Folge von Frescobildern, mit denen er fünf Säle im Erdgeschoß des neuen Königsbaues schmückte. Der erste Saal ist der Einführung in den Gedankengang des Ganzen gewidmet und zeigt den Dichter zwischen Märe und Sage sitzend, an den Wänden in Paaren oder größeren Gruppen die Hauptcharaktere des Nibelungenliedes und in kleinen Bildchen der Decke einige Hauptmomente des Gedichtes. Die nächsten drei Säle folgen dem Gange der Dichtung, während den fünften und letzten Raum die Darstellung der „Klage" ausfüllt. — Das Ganze ist unzweifelhaft nach Grundgedanken, Eintheilung und Ausführung eine der großartigsten und gelungensten Schöpfungen der modernen monumentalen Malerei. Die Kraft des Meisters wuchs mit der Größe der Aufgabe, und er hat es verstanden, sich auch hier den verschiedenen Stimmungstönen der Dichtung anzuschließen.

Die Arbeit an diesem Cyklus wurde unterbrochen durch eine andere Arbeit: Compositionen nach den Hymnen des Homer für das Servicezimmer des Königs im Obergeschoß

Digitized by Google

desselben Gebäudes; nur die Zeichnungen rühren von Schnorr her, und sie zeigen, daß er sich in diesen Kreisen nicht recht heimisch fühlte. Die Ausführung wurde anderen Händen anvertraut.

Diesem letzteren Schicksale, der bedauerlichen Folge der künstlerischen Naschmacherei unter König Ludwig, verfiel auch bis auf zwei kleinere Bilder der Cyklus für die Kaisersäle des neuen Saalbaues in der Münchener Residenz, deren Cartons zu zeichnen seine ganze Thätigkeit lange Zeit in Anspruch nahm und ihn von den Nibelungen abzog. Die Schnelligkeit, mit welcher er diese ihm wohl nicht ganz sympathische Arbeit vollenden mußte, hat auf dieselbe nachtheilig gewirkt und das Ganze sowohl wie die einzelnen Compositionen nicht zu der Klarheit und Rundung kommen lassen, wie die Nibelungenfresken. Der erste Saal ist der Geschichte Karl's des Großen, der folgende der Friedrich Barbarossa's, der dritte endlich derjenigen Rudolph's von Habsburg gewidmet. Der letztere macht wohl von allen den erfreulichsten Eindruck. Die Bilder sind in enkaustischer Manier (mit Wachsfarben) gemalt; es war der erste Versuch im Großen mit dieser neu aufgebrachten Technik. — Den Tod Barbarossa's malte er auch in Oel für das Schloß Cappenberg des Freiherrn von Stein.

Als im Jahre 1841 Cornelius aus München schied, um nach Berlin überzusiedeln, wäre Schnorr als der nächst ihm bedeutendste Lehrer der Akademie sein natürlicher Nachfolger im Directorate gewesen. Die unberechenbare Laune König Ludwig's bestimmte jedoch für diese Stellung den Architekten Gärtner, der mit Bauausführungen überhäuft und von überaus einseitiger künstlerischer Bildung für den ihm aufgeladenen Beruf ganz und gar nicht qualificirt war, während Schnorr sich durch diese Ernennung beleidigt fühlen mußte. Er war daher wohl froh, im Jahre 1846 einer sehr ehrenvollen Berufung nach Dresden als Director der Gemäldegalerie und Professor der Kunstacademie folgen zu können. Er arbeitete aber auch nach seiner Uebersiedelung in den Sommermonaten an den Nibelungen im Königsbau weiter, bis ein Augenleiden ihn an der Fortführung hinderte, und dann der Thronwechsel in Bayern die Beendigung auf ungewisse Zeit vertagte. Erst später — in den sechsziger Jahren — konnte er die letzte Hand an das große Werk legen.

Schnorr wandte nun seine ganze Kraft einem Unternehmen zu, welches ihn schon seit Jahren in den Mußestunden beschäftigt hatte, der Bibel in Bildern (in Leipzig bei G. Wigand 1854 erschienen), einer Folge von 240 Holzschnitten, welche die sämmtlichen biblischen Bücher illustriren. Selbstverständlich ungleich in den einzelnen Theilen, sogar nicht glücklich in einer solchen Hauptsache, wie die Erfindung des Christustypus ist, zeugt das Werk von einem Ernst der Gesinnung, von einer Zartheit und Tiefe der Empfindung, von einer Geschicklichkeit der Composition, es ist oft von einer Anmuth der Figuren, von einer Energie und Schärfe des Ausdrucks, dabei von einer Schlichtheit und Großartigkeit, daß es in seiner auf die weiteste Verbreitung berechneten Ausstattung als ein wahrer nationaler Schatz betrachtet werden muß, auf den mit Stolz und Nachdruck hinzuweisen im gegenwärtigen Momente um so mehr Pflicht ist, als gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode seines Schöpfers die Ankündigung bereits einer dritten (!) Auflage von Doré's traurigem Fabricat ins deutsche Publikum geschleudert wird. Wann aber werden die guten Deutschen wohl einmal dahin kommen, bevor sie fremden Unrath bewundern, sich bei sich zu Hause nach gesunder Speise umzusehen!

Von anderen ähnlichen Arbeiten ist seine mit Neureuther zusammen gelieferte

Digitized by Google

Illustration der großen Cotta'schen Prachtausgabe des Nibelungenliedes das Bedeutendste. Noch vor wenigen Jahren lieferte er Zeichnungen dazu, um einer neuen Auflage eine immer gleichmäßigere Gestalt zu geben. — Auch jenem auserlesenen Künstlerkreise gehörte er an, mit dessen Hülfe die Dürr'sche Verlagshandlung in Leipzig „Die Gleichnisse des Herrn" und „Die biblische Geschichte" nach den Worten der heiligen Schrift in gediegenster künstlerischer Ausstattung herausgegeben hat.

Als um die Mitte der fünfziger Jahre Kaulbach in den berüchtigten Malereien an der neuen Pinakothek in München von dem mangelnden Nationalgefühle der Deutschen den Frevelmuth hernahm, eine Carricatur der deutschen Kunst an Stelle einer monumentalen Darstellung derselben öffentlich und an einer Stelle zu liefern, die dazu bestimmt war, ihre hervorragendsten Productionen zu vereinigen, da entbrannte Schnorr von sittlicher Entrüstung über solch Beginnen, und er griff zur Feder, um einen mannhaften und energischen Protest gegen jenen Hohn einzulegen. Seine schweren Anklagen und seine wuchtigen Hiebe, denen die Augsburger Allgemeine Zeitung zum Organ diente, konnten selbst von Kaulbach's ergebensten und eifrigsten Freunden nicht abgewehrt, kaum abgeschwächt werden. Auch sonst wußte er, obgleich er keine weitreichende regelrechte Schulbildung genossen hatte, des Wortes sich glücklich zu seinem Zwecke zu bedienen. Die Einleitung seiner Bilderbibel z. B. ist deß Zeugniß. — Im Jahre 1858 verband er sich mit dem Hofprediger C. Grüneisen in Stuttgart und dem Kunsthistoriker Karl Schnaase zur Herausgabe des „Christlichen Kunstblattes", welches in weniger beschränkter Weise, als man aus dem Titel zu entnehmen sich veranlaßt fühlen könnte, Verständniß und Liebe für die ernste Kunst durch einfache Belehrung in volksthümlicher Form und schlichtem Gewande in die weitesten Kreise zu tragen sich vorgesetzt hat, und bis zur Stunde seine Wirksamkeit mit Vortheil und Erfolg fortgeführt hat.

In Dresden arbeitete Schnorr u. A. die Cartons, nach welchen die neue katholische Kirche daselbst ausgemalt wurde, ferner die Cartons zu mehreren umfangreichen Glasgemälden, die an verschiedenen Stellen, besonders in der St. Paulskirche zu London, ihre Verwendung gefunden haben. Auf den Industrieausstellungen zu London 1862 und zu Paris 1867 trat die kgl. Porcellanmanufactur zu Meißen mit vortrefflichen Vasen nach seinem Entwurf auf. Im Allgemeinen war seine productive Thätigkeit in Dresden geringe, seine beiden Aemter nahmen seine Kräfte vollauf in Anspruch. Man darf nicht vergessen, daß unter ihm die Dresdener Schule erst begründet worden ist, und daß die Ueberführung der Dresdener Galerie aus dem alten elenden Gebäude am Neumarkt in den Prachtbau Semper's von ihm durchgeführt wurde.

Im Jahre 1865 (am 21. Juli) hatte er das Unglück, seinen zweiten, am 2. Juli 1836 zu München geborenen Sohn Ludwig, den namentlich in seinen Repräsentationen Wagner'scher Opern hochgefeierten Tenoristen — derselbe hat die Rolle des Tristan „geschaffen" —, aus seiner glänzenden Laufbahn durch den Tod abgerufen zu sehen, ein Schmerz, der den Greis tief erschütterte und ihm den Rest seiner Tage vergällte. — Auch die Ereignisse von 1866, die seinem geliebten engeren Vaterlande schwere Gefahren brachten, mögen nicht ohne Spuren an seinem Geiste vorübergegangen sein. Um so freudiger jubelte seine Seele der nationalen Wiedergeburt Deutschlands in den Jahren 1870 und 1871 entgegen, und er griff noch einmal zum Stift, um den siegreich heimkehrenden Söhnen Sachsens die Empfindungen der Heimat im Bilde zu verkörpern. Er zeichnete für die Einzugsdecoration der sächsischen Hauptstadt eine Germania, in deren Schutz die

Digitized by Google

beiden alten Reichsländer zurückkehren, dabei die Muse der Geschichte, welche die Siege der deutschen Waffen verzeichnet. Die Ausführung mußte er jüngeren Kräften seiner Schule überlassen.

Im Herbst 1871 erlebte er bei Gelegenheit der Holbein-Ausstellung, zu deren Comité er gehörte, die für den geborenen Sachsen und den langjährigen Director der Dresdener Galerie begreiflicher Weise empfindliche Enttäuschung, die sogenannte Holbein'sche Madonna seiner Sammlung als Copie erkannt zu sehen, und er ließ sich leider dazu verleiten, die bekannte Erklärung einer größeren Anzahl von zumeist Dresdener Künstlern mit zu unterzeichnen, welche den Versuch machen sollte, die unangenehme Entscheidung womöglich aufzuhalten, einen Versuch, über den bekanntlich und mit Recht zur Tagesordnung übergegangen ist. —

Man hat Schnorr einen vermittelnden Künstler genannt; er war es in dem Sinne, in dem oben etwas Aehnliches von ihm gesagt wurde; nimmermehr aber war er es, wenn damit Eigenthümlichkeit und Charakter geleugnet werden soll. Er war eine volle, normal entwickelte Individualität, deren Bethätigungen in jeder Form den Stempel eines männlich ernsten, kindlich freien Geistes tragen. So steht seine ehrwürdige Erscheinung vor uns da, und so soll er im Gedächtniß der Nation und der Welt fortleben.

Von den vielfachen Auszeichnungen, deren Gegenstand Schnorr war, mag hier nur erwähnt werden, daß er seit 1842 der Friedensclasse des preußischen Ordens pour le mérite als stimmfähiger Ritter angehörte, und daß er 1867 an Stelle von Cornelius zum auswärtigen Mitgliede der französischen Akademie ernannt wurde.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[9. Juli 1872.] Wenn wirklich **die Jesuiten** jene Erbweisheit lange besessen haben, welche ihnen der Volksglaube neben anderen bedenklicheren Dingen beimißt, so muß ihnen allmählich doch ein gutes Theil davon abhanden gekommen sein. Die geheimnißvolle Schale, welche den kostbaren Saft enthielt, der von einem Geschlecht auf das andere ausgegossen wurde, scheint beim Ausgießen viele Tropfen daneben fallen gelassen zu haben, so daß in der langen Folge der Geschlechter ein großer Theil verschüttet worden ist. Sieht man die frommen Väter doch im Augenblick, unter der Macht leidenschaftlicher Erregung, sogar gegen einen zum Gemeingut gewordenen Grundsatz, gegen den Satz nämlich „treun' und gebiete", in ärgerer Weise sündigen, als es so klugen Männern ziemt. In Versailles und im Vatican sieht man mit gleichem Verdruß auf den Besuch des Kronprinzen Humbert in Berlin, auf die sich fester und fester verschlingende Einigung Italiens und des deutschen Reiches. Diese neu erstandenen Reiche sind dem Präsidenten der französischen Republik nicht minder ein Dorn im Auge als dem von den Jesuiten geleiteten Papste. Thiers aber weiß seinen Unmuth zu beherrschen. Als er am 3. Juli in der Nationalversammlung für die unter seine Fittiche genommene Rohstoffsteuer sprach, bemerkte er

Digitized by Google

unter anderem: Italien, mit dem wir auf gutem Fuße stehen und bleiben wollen, wird uns keine Schwierigkeiten bereiten. Und als die rechte Seite des Hauses diese Worte mit Murren aufnahm, entgegnete er: Nicht ich bin es, der diese große Macht geschaffen; sie existirt, sie ist eine Thatsache, welche man anerkennen muß, wenn man Frieden haben will.

Ein ganz anderes Gesicht zeigt die Politik, zu welcher die Gesellschaft Jesu den Papst mit erhöhtem Eifer antreibt. Das allgemein im Königreich Italien geltende Gesetz rücksichtlich der Klöster, der geistlichen Orden und ihrer Besitzungen zu todter Hand ist noch immer nicht auf Rom ausgedehnt worden. Die Regierung schickt sich an, dem Parlamente bei seinem Wiederzusammentritt eine Vorlage darüber zu machen. Dieselbe soll, nach der Absicht der Regierung, die religiösen Orden Roms nicht einfach unter das allgemeine Landesgesetz stellen, vielmehr zu Gunsten derselben mehrfache Ausnahmebestimmungen enthalten. Nichtsdestoweniger, und ohne nur den Inhalt der beabsichtigten Vorlage zu kennen, ward aus derselben Veranlassung genommen zu jenem fulminanten Schreiben des Papstes an den Cardinal-Staatssecretär Antonelli vom 16. Juni, welches seiner Bestimmung gemäß allen Cabinetten mitgetheilt wurde. Es häuft Schimpf auf Schimpf, Anklage auf Anklage gegen die königliche Regierung des einheitlichen Italiens, wirft Wahres, Falsches und Uebertriebenes in bunter Mischung zusammen und zeigt überall die entstellten Züge der Leidenschaft, nirgends die gesunde Farbe unbefangener Beobachtung und geistiger Ruhe. Man hätte sich freilich sagen können, daß man sich mit alle dem nur vergeblich ereifert. Der losgelassene Blitz hat nicht gezündet und konnte es in der heutigen Welt auch nicht. An eifrigem Bemühen aber, Italien wo möglich alle Mächte dieser Erde auf den Hals zu hetzen, hat es bei den geistigen Urhebern des Briefes und deren Werkzeugen nie gefehlt.

Dies war für Italien. Einige Tage später kam das deutsche Reich an die Reihe. Als Gelegenheit dazu ward die Audienz gewählt, in welcher am Feste Johannes des Täufers der deutsche Leseverein zu Rom dem Papste wie gewöhnlich seine Glückwünsche darbrachte. In der Antwort darauf stellte der Past die Maßregeln, welche man in Deutschland ergriffen hat, um in dem entbrannten kirchlich politischen Streite die Ausschreitungen und Uebergriffe der Kirche abzuwehren oder unschädlich zu machen, als eine „von Weitem vorbereitete" Verfolgung der katholischen Kirche dar. Der Reichskanzler ward persönlich in heftiger Weise angegriffen. „Es ist der erste Minister einer mächtigen Regierung selbst (so spricht der Papst), der sich nach seinen siegreichen Erfolgen im Felde an die Spitze der Verfolgung gestellt hat. Ich habe ihn wissen lassen, daß ein Triumph ohne Mäßigung von keiner Dauer ist; daß ein Triumph, der sich in einen Kampf gegen die Wahrheit und die Kirche einläßt, der größte Wahnsinn ist." Vor Allem bezeichnend scheint mir folgendes Wort: „Jene feindliche Verfolgung der Kirche wird unfehlbar den Glanz jenes Triumphes in Frage stellen; wer weiß, ob nicht bald das Steinchen sich von der Höhe loslöst, welches den Fuß des Colosses zertrümmert." Dies zeigt nicht, was man besorgt, was man befürchtet, wohl aber, was man hofft, woran man zu seinem Theile arbeitet.

Was hat man nun aus diesen doppelten Manifestationen gegen die beiden jüngsten Nationalstaaten diesseits und jenseits der Alpen zu folgern? Dreierlei. Zunächst, daß der Papst Italien und das deutsche Reich gleichmäßig als seine und als der katholischen Kirche Feinde betrachtet, und sie als solche öffentlich und rücksichtslos behandelt. Sodann,

Digitized by Google

daß der im deutschen Reiche ausgebrochene Kampf zwischen Staat und Kirche nicht auf halbem Wege stehen bleiben kann. Friedlichere Neigungen einzelner kirchlicher Würdenträger, kleine gegenseitige Nachgiebigkeiten oder Umgehen und Nichtberühren streitiger Punkte haben nicht mehr die Macht, denselben ohne Lösung der Gegensätze zum Stillstande zu bringen. Es fehlt in der That nicht an einzelnen Symptomen in dieser Richtung, sowohl in Bayern wie in Preußen. Den meisten Bischöfen mag der Ernst der Dinge, die sich folgerecht, wenn auch nur stufenweise und allmählich aus dem begonnenen Kampfe entwickeln müssen, in bestimmteren Umrissen vor die Augen treten. Sie werden, wenn fortwährend ein Keil den andern treibt, zuletzt mit der eigenen Person zu zahlen haben. Man hört nicht mehr viel davon, daß im Beichtstuhl inquirirt wird, ob das Beichtkind an das Unfehlbarkeitsdogma glaubt. Man ist mit Excommunicationen zurückhaltender als früher, man verwahrt sich, namentlich in Bayern, gegen eine Solidarität mit dem wüthigsten Theile der kleinen klerikalen Blätter. Auch die unmittelbar an den König von Preußen gelenkte Eingabe des Bischofes von Ermeland, welche er der an das Ministerium gerichteten Antwort in seiner bekannten Angelegenheit zur Seite hat gehen lassen, mag als ein Zeichen gelten, daß er persönlich gern einlenken möchte, wenn er auch sachlich den ihm durch den Papst vorgeschriebenen Standpunkt nicht aufgeben kann. Aber wenn auch die friedlichen Neigungen der Bischöfe, wenn die Wünsche zu einem Ausgleich zu kommen noch mehr wachsen sollten: es ist bedeutungslos, denn durch die vaticanischen Beschlüsse und durch die Unterwerfung der Bischöfe sind diese willenlose Werkzeuge des Papstes oder vielmehr derer, die sein Ohr haben, geworden. Es kommt also nur darauf an, was man im Vatican will, und das steht fest und ist bekannt. Deshalb ist — und dies ist das Dritte — die künftige Papstwahl und die Stellung, welche die verschiedenen Staatsgewalten dazu zu nehmen haben, zu einer Frage von solchem praktischen Interesse, wie sie es seit dem Mittelalter nicht mehr hatte, erwachsen. Nicht blos die Presse, die Regierungen selbst beschäftigen sich seit Kurzem eifrig mit ihr. Und wiederum tritt den neuen Nationalstaaten Italien und dem deutschen Reiche diese Frage in ganz anderer Weise als allen übrigen Staaten nahe. So befestigt die gleiche Feindschaft, welche das Papstthum über diese Staaten ausgießt, den Kitt ihrer Einigung.

Unter den wichtigeren Vorgängen, welche während der letzten Wochen auf deutschem Boden stattgefunden, stehen die voran, welche das Gegenstück zu den vom Mittelpunkte der katholischen Kirche ausgegangenen und noch ausgehenden Feuer-Anschürungen bilden. In einigen, namentlich in ehemals polnischen Gebieten Preußens ist auf Grund des Schulaufsichtsgesetzes nunmehr der Anfang gemacht worden, unter solchen geistlichen Schulaufsehern aufzuräumen, welche die Schulaufsicht in staats-, reichs- oder deutsch-feindlichem Geiste ausübten. Ferner hat der Cultusminister eine Verfügung, und zwar zunächst an die Regierung von Düsseldorf ergehen lassen, welche die Entlassung der an Volksschulen als Lehrer oder Lehrerinnen wirkenden Angehörigen geistlicher Orden zum Gegenstande hat. Bei Lösung der Verträge soll auf die Möglichkeit sofortiger Wiederbesetzung der Stellen durch weltliche Lehrer und auch auf die financielle Lage der Gemeinde Rücksicht genommen, und wenn sich dabei ernste Schwierigkeiten gegen sofortige Lösung des Vertragsverhältnisses ergeben, zunächst an den Minister berichtet werden. Dann ist der am 25. Juni erfolgten Genehmigung des Jesuitengesetzes in der ihm vom Reichstage gegebenen Fassung durch den Bundesrath Erwähnung zu thun. Es ist bedeutungsvoll, daß die Annahme desselben so gut wie einstimmig erfolgte; nur

Digitized by Google

Reuß ältere Linie stimmte nicht in den allgemeinen Accord ein. Die Ausführungsverordnung, welche mittlerweile der Bundesrath festgestellt hat, wird wohl mit der bevorstehenden Verkündigung des Gesetzes zugleich ausgegeben werden. —

Bayern hat noch keinen Ersatz für den ihm am 2. Juni durch den Tod genommenen Ministerpräsidenten und Minister des Aeußeren Grafen Hegnenberg-Dux erhalten. Das Land, welches den ausgezeichneten Mann allgemein betrauert, harrt der in der That schwierigen Wahl seines Nachfolgers mit Spannung. Auch rücksichtlich des kirchenpolitischen Streites, in welchem sich die Gegner jetzt fast wie zur Zeit eines Waffenstillstandes beobachten und messen, ist diese Wahl natürlich von besonderer Wichtigkeit. —

Um mit etwas abzuschließen was dem Schauplatze und dem Geiste dieser traurigen Kirchenstreitigkeiten gleich ferne liegt, sei noch des wirksamen Auftretens unserer Marine zum Schutze unserer Landsleute und ihrer Interessen an einem westindischen Gestade gedacht. Auf der Insel **Hayti** hatte eine Gesellschaft deutscher Kaufleute, welche daselbst Bergwerke besitzt, von der Negerregierung die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn von den Gruben nach der Küste erhalten. Nach Vollendung der Bahn wollte die Regierung den Betrieb derselben unter dem Vorwande nicht gestatten, daß die gegebene Concession sich nur auf den Bau, nicht auf den Betrieb beziehe. Da ein Rechtsschutz in unserem Sinne in jenem wenig civilisirten Lande fehlt, so traten zwei unter dem Befehl des Seecapitäns Batsch stehende gerade anwesende kaiserliche Schraubencorvetten „Vineta“ und „Gazelle“ für die willkürlich verletzten Rechte der deutschen Kaufleute ein, nahmen am 11. Juni zwei haytische Corvetten weg und nöthigten die Regierung dadurch zum Nachgeben. So lauten die bis jetzt über den Vorfall eingelaufenen Meldungen.

Unter den wichtigeren Ereignissen, welche sich seit der am 30. März erfolgten Vertagung der Nationalversammlung (vgl. Bd. II, Heft 8) in **Frankreich** zugetragen haben, ist der neue die Ausführung der Friedensbedingungen betreffende Vertrag mit dem deutschen Reiche, welcher in Versailles am 29. Juni abgeschlossen wurde, wohl das wichtigste. Er dient wesentlich der Befestigung des gegebenen Zustandes in Frankreich, jeden Falles steht er für uns im Vordergrunde der Betrachtung. Faßt man lediglich den Geldpunkt in's Auge, so wird der Nachtheil, daß wir von den noch rückständigen 3 Milliarden eine Milliarde ein Jahr später als nach den Bestimmungen des Friedensvertrages zu fordern berechtigt sind, nämlich erst am 1. März 1875, mehr als ausgeglichen durch den Vortheil, daß wir eine andere Milliarde um mehr als ein Jahr früher erhalten. Die erste, zwei Monate nach Ratification der Uebereinkunft fällige halbe Milliarde wird, da sie bereit liegt, wahrscheinlich sofort, jeden Falles also 17 bis 19 Monate vor dem bisherigen Verfalltage (1. März 1874) bezahlt werden. Wenn sodann für die zweite halbe Milliarde auch wirklich der Zahlungstermin vom 1. Februar 1873 eingehalten wird, so erfolgt die Zahlung noch immer 13 Monate vor dem durch den Friedensvertrag festgestellten Termine. Wahrscheinlich wird sie noch bedeutend früher erfolgen. Unmittelbar nach der Ratification des Vertrages vom 29. Juni und nach Erledigung einiger wenigen in der Nationalversammlung noch schwebenden Steuerfragen beabsichtigt nämlich der Präsident der Republik, gestützt auf günstige Vorverhandlungen, ein Riesenanlehen, wie es Europa bis jetzt noch nicht gesehen hat, auszugeben, nämlich ein fünfprocentiges auf einmal zu zeichnendes Anlehen von 3600 Millionen Francs. Dem Vernehmen nach soll es schon Ende dieses Monats aufgelegt und auf 23 monatliche Einzahlungen berechnet sein. Es soll die Deckungsmittel für die ganze noch rückständige Kriegs-

Digitized by Google

entschädigung von 3 Milliarden bieten. Schon die ersten Einzahlungen werden genügen, um die am 1. Februar 1873 fällige halbe Milliarde vor dem Verfalltage abzustoßen.

Gelingt aber dieses Anlehen in seinem ganzen Umfang, so ist es sehr wahrscheinlich, daß von der für Zahlung der letzten Milliarde ausbedungenen Fristverlängerung kein Gebrauch gemacht werden wird. In noch höherem Grade aber ist es in diesem Falle wahrscheinlich, daß die zweite Milliarde vor dem 1. März 1874, daß sie vermuthlich schon sehr bald bezahlt wird. Von den jetzt besetzten sechs Departements sind zwei, nämlich die Departements der Marne und der Oberen Marne 14 Tage nach Abzahlung der ersten halben Milliarde, zwei weitere Departements aber, nämlich die der Ardennen und der Vogesen erst vierzehn Tage nach Abzahlung der zweiten Milliarde zu räumen. Wenn Frankreich von der ihm eingeräumten Befugniß, Theilzahlungen von 100 Millionen auf Abschlag zu leisten, Gebrauch macht, so findet deshalb eine entsprechende Gebietsräumung nicht Statt. Es hat also das größtmögliche Interesse, die Zahlung der zweiten Milliarde so viel wie möglich zu beschleunigen. Wenn ihm ein vollständiges Gelingen des Anlehens die Mittel dazu bietet, so ist nicht einzusehen, warum es davon nicht Gebrauch machen sollte, nachdem es einmal den Weg einer den Terminen des Friedensvertrages vorauseilenden Abwickelung der Kriegsschuld an Deutschland betreten hat. Es würde nur darauf ankommen, sich etwa im Laufe von 3 bis 6 Monaten durch Discontirung später fällig werdender Anleheneinzahlungen die nöthigen Baarmittel zu verschaffen.

Die letzte Milliarde *auf demselben Wege* in diesem oder in der ersten Hälfte des folgenden Jahres flüssig zu machen wird allerdings, auch wenn das auszugebende Anlehen vollständig gezeichnet wird, nicht leicht möglich sein. Um eine *so große Baar*summe dem inländischen und ausländischen Geldmarkte zu entnehmen, wird Frankreich auch nach gelungener Finanzoperation, und wenn die Thiers'sche Republik sich hält, wohl eine längere Zeit als ein Jahr, aber es wird in diesem Falle gewiß nicht die Zeit bis zum 1. März 1875 brauchen. Ueberdies bleibt der Ausweg, financielle Garantien anzubieten. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß es der französischen Regierung gelingt, gleichzeitig mit der Baarzahlung der zweiten Milliarde rücksichtlich der dritten Milliarde solche Garantien zu finden, welche der Regierung des deutschen Reiches genügend scheinen, um sie an Stelle des Territorialpfandes anzunehmen, d. h. auch die Occupation der letzten beiden Departements und Belforts aufzugeben. Frankreich kann z. B. die letzten Raten der auf das Anlehen zu leistenden Einzahlungen einer größeren Zahl auswärtiger Bankhäuser überweisen, wenn *diese* gegen eine Provision der deutschen Reichsregierung Wechsel im Betrag von einer Milliarde nebst Zinsen *mit entsprechenden späteren Fälligkeitsterminen* übergeben.

So führt der Vertrag in jedem Falle demnächst eine Milliarde baar dem Staatsschatze des deutschen Reiches zu und ebnet außerdem den Weg, um binnen einer bedeutend abgekürzten Frist zu einer vollständigen Ausgleichung unserer Forderung an Frankreich und zur Zurückziehung unserer Truppen zu gelangen. Schon das Erste hat eine mehr als financielle, es hat auch eine entschieden politische Bedeutung. In dem Maße, wie sich die durch den Krieg auf die Schultern Frankreichs gewälzte Schuld an Deutschland verringert, in demselben Maße muß auch die hie und da vorhandene Neigung abnehmen, den Versuch zu wagen, sich durch ein leichtsinniges Hazardspiel von dieser Last zu befreien und an allen Enden der Welt nach Gehülfen für ein solches Spiel zu suchen, im Vatican, unter den

Digitized by Google

deutschen Ultramontanen, in der Wiener Hofburg und in dem Palaste des weißen Czaren. Es ist auch unter diesem Gesichtspunkt nicht gleichgiltig, ob zwei Milliarden gezahlt sind, und die drei übrigen erst in 20 Monaten gezahlt werden, oder ob 3, vielleicht 4 Milliarden gezahlt sind, und nur 2 Milliarden zu zahlen bleiben, vielleicht nur eine. Ueberdies bleibt dem deutschen Reiche nach Empfang der nächsten und der folgenden Milliarde, trotz der theilweisen Räumung des jetzt besetzten französischen Gebietes, eine hinreichend günstige militärische Stellung. Frankreich darf in dem geräumten Gebiete keine neuen Befestigungen ausführen (ebenso wenig die deutschen Truppen in dem von ihnen besetzten Gebiete), es darf ferner keine größeren Garnisonen in dasselbe legen, da es militärisch als neutralisirt angesehen wird, und die Wiederbesetzung durch die deutschen Truppen ist für den Fall, daß eine Vertragsbestimmung unerfüllt bleibt, vorbehalten. Es hängt sodann von dem Ermessen der deutschen Reichsregierung ab, ob sie die in Frankreich stehende Occupationsarmee von 50,000 Mann bei Räumung einzelner Departements verringern und dadurch die Frankreich obliegende Verpflegungslast erleichtern, oder ob sie dieselbe in der vollen Zahl in den besetzt bleibenden Departements erhalten will.

Andererseits ist der Vertrag für Frankreich nicht minder werthvoll. Die unmittelbar bevorstehende Räumung von zwei Departements, die bei der Abzahlung einer zweiten Milliarde *nöthig* werdende Räumung von weiteren zwei Departements sind bedeutende Dinge. Die Befestigung der Thiers'schen Regierung, die Erleichterung der baldigen völligen Auseinandersetzung mit Deutschland liegt ebenso sehr im deutschen wie im *wohlverstandenen* französischen Interesse. Die französische Nationalversammlung hat deshalb auch am 6. Juli mit einer an Einstimmigkeit gränzenden Mehrheit den Vertrag genehmigt, wie sehr auch die Monarchisten durch ihre Presse denselben als ein schlechtes und für Frankreich nachtheiliges Machwerk von Thiers und seinem Minister Rémusat zuvor bekrittelt haben. Die Ratificationen wurden schon am 7. Juli ausgetauscht.

Thiers ist auch nach dem Wiederzusammentritt der Nationalversammlung (22. April) vollkommen der Mann der Situation geblieben. Er beherrscht die Lage und die sich kreuzenden persönlichen Strömungen. Der Linken ist er allerdings zu conservativ, aber da sie den Tag noch nicht als gekommen ansieht, wo Männer wie Gambetta an das Steuer des Staatsschiffes treten können, so erfreut sie sich daran, daß sich Thiers nicht zum Bahnbrecher der monarchisch gestimmten Mehrheit hergiebt, daß er an der Befestigung der Republik arbeitet und bemüht ist, aus der provisorischen Republik die endgültige Republik entstehen zu lassen. Sie tritt daher für ihn ein, sobald ihr seine Stellung gefährdet scheint. Was in den Augen der Linken sein Hauptverdienst ist, das trennt die Rechte innerlich von ihm. Aber die Lage und Stimmung des Landes würde sie vor dem Wagniß zurückschrecken lassen, die usurpirte constituirende Gewalt gegenwärtig zur Herstellung der Monarchie anzuwenden, selbst wenn sie darüber einig wäre, *welche Monarchie* herzustellen sei. Selbst um Thiers zu stürzen und einen anderen Präsidenten an seine Stelle zu bringen, der mehr als er die Monarchie vorzubereiten geneigt wäre, findet sie in sich den einmüthigen und entschlossenen Willen *nicht*. Wenn der, den sie an seine Stelle bringen würde, ein geringeres Ansehen im Lande genösse als er, so würde sie in Wahrheit nur an dem eignen Sturze gearbeitet haben. Dies fühlt sie; so oft daher Thiers bei einem ernstlichen Gegensatze den Trumpf seines eventuellen Rücktrittes ausgespielt hat — und er hat dies leider schon viel zu oft gethan — ist die gewünschte Wirkung nicht ausgeblieben. Auch die in den letzten Tagen in Versailles umlaufenden Reden, die

Digitized by Google

Stellung Thiers' zu der Rohstoffsteuer solle von der Rechten zu seinem Sturze benutzt, und Mac-Mahon an seine Stelle gebracht werden, bezeichneten höchstens die Neigungen Einzelner. Eine ernste Bedeutung kam dem ganzen Gerede nicht zu. Mac-Mahon würde sich auch zu der ihm bei solchem Plane zufallenden Rolle nicht hergegeben haben.

Das Regiment von Thiers hat im Laufe der Zeit mehr und mehr von dem Gepräge des persönlichen Regimentes angenommen, wenn es auch hier und da zu einem Compromiß mit der Nationalversammlung gekommen ist, z. B. in den Besteuerungs- und Heeresorganisationsfragen. Dies, verbunden mit seinen ungewöhnlichen Talenten, mit der Erinnerung an sein Auftreten, als Frankreich die Kriegswürfel gegen Preußen warf, imponirt unstreitig dem französischen Volke im Ganzen. Die im Lande verbreitete günstige Stimmung für ihn, die sich nach französischer Art leicht von der Person auf die Sache, d. h. auf die Republik, überträgt, hält die Monarchisten der Nationalversammlung im Zaum und nöthigt sie, in ganz anderer Weise mit Thiers zu rechnen, als sie es außerdem thun würden.

Mit alle dem soll aber nicht gesagt sein, daß Thiers wirklich der glückliche Pilot ist, welcher die odysseische Irrfahrt des seit fast einem Jahrhundert zwischen Revolutionen und Staatsstreichen hin- und hergeworfenen französischen Staatsschiffes zu Ende führen wird. Einzelne Schwächen des greisen Staatsmannes, welche theils aus seiner sanguinischen Natur, theils aus der einen oder anderen veralteten Anschauung hervorgehen, werden nicht die bedenklichste Klippe sein. Vielleicht auch nicht die Leidenschaft der äußersten Parteien, welche jetzt durch die ungewöhnlichen Bedürfnisse ihres tief erschütterten Vaterlandes, durch den Druck von außen, durch den Belagerungszustand oder durch die jeder fieberhaften Anspannung naturgemäß folgende Abspannung in Schranken gehalten sind. Die Hauptsache wird immer bleiben, ob der Volksgeist der Nation im Ganzen die nöthige Ruhe, das nöthige Beharren in einem bestimmten Typus des Staatslebens finden wird. Erst wenn Thiers seine nächste schwere Aufgabe gelöst haben wird, wenn die ganze Kriegsschuld an das deutsche Reich beglichen ist, und kein fremder Soldat mehr auf französischem Boden steht, wird der Volksgeist sich mit voller Freiheit dem Gebiete des inneren Staatslebens zuwenden. Schon jetzt aber treten einzelne Anzeichen dafür hervor, daß die Art von Republik, für die Thiers eintritt, an der er arbeitet, wahrscheinlich doch auch nur wieder eine Haltestelle sein wird auf ruheloser Fahrt nach einem ungewissen Ziele — oder nach neuen Abgründen.

Wie lebhaft man auch empfindet, daß man sich um keinen Preis mehr von einem Experiment zu dem anderen wenden sollte, wie allgemein auch die öffentliche Meinung Thiers zur Seite steht: die Neigung, über das Gegebene hinauszustreben, beginnt doch bereits sich merklich zu verbreiten. Auch nach 1848 war es so. Aber diesmal geht die Bewegung einen anderen Weg. Cavaignac hatte damals vollbracht, was 1871 Mac-Mahon, er hatte die gesellschaftsfeindlichen Auswüchse der republicanischen Erhebung mit der Schärfe des Schwertes niedergeschlagen. Gleichwohl drängte die allgemeine Stimmung aus der gemäßigten Republik nach der Monarchie. Diesmal scheint die Monarchie in der Volksstimmung kaum mehr so viel Boden zu haben wie zur Zeit, da die Nationalversammlung gewählt wurde. Dagegen offenbart sich jetzt ein Drängen aus der gemäßigten nach einer radicaleren Republik. Wenigstens zeigen sich die Anfänge davon.

Die Majorität der Nationalversammlung hatte bekanntlich vor ihrer Vertagung im Frühjahr ein Gesetz über die Generalräthe und über die Departementsverwaltung zu

Digitized by Google

Stande gebracht, und zwar in manchen wichtigen Punkten in Oppoſition gegen die Regierung. Man hat ihr dabei die Abſicht untergelegt, den conſervativen Großgrundbeſitz an die Spitze der Generalräthe zu bringen, ihm eine bedeutungsvolle adminiſtrativ-politiſche Rolle zuzuweiſen und durch ihn der Monarchie die Wege ebnen zu laſſen. Nun athmeten aber die Berathungen und Beſchlüſſe der während der Vertagung der Nationalverſammlung zuſammengetretenen Generalräthe durchſchnittlich einen ganz anderen Geiſt. Soweit ſie das politiſche Gebiet wenigſtens mittelbar berührten, ward vorzugsweiſe eine freiere Geſtaltung des Schulweſens, z. B. eine confeſſionsloſe Normalſchule für junge Mädchen, der obligatoriſche und unentgeltliche Volksſchulunterricht ins Auge gefaßt und für den Grundſatz der allgemeinen Wehrpflicht eingetreten. Hier und da ſchoß man mit Ueberſchreitung der geſetzlichen Competenz einen Pfeil gegen die monarchiſche Majorität der Nationalverſammlung ſelbſt ab und ſprach ſich für Auflöſung derſelben aus, während die Vertrauensvoten für den Präſidenten der Republik ſehr zahlreich waren.

Bezeichnender iſt, daß eine Reihe von Ergänzungswahlen zur Nationalverſammlung, welche am 9. Juni ſtattfanden, den Monarchiſten keine Verſtärkung brachten. Sie fielen republicaniſch aus, zum Theil mit radicaler Färbung. Es kam darauf hin das Wort in Umlauf: „Wenn die Wahlen ſo fortfahren, muß Gambetta etwas früher oder ſpäter auf vollkommen geſetzlichem Wege an die Spitze der Regierung gelangen.“ Dies beunruhigte die verſchiedenen Fractionen der Rechten. An den Einfluß gewöhnt, welchen bisher die Regierungen, namentlich die kaiſerliche Regierung, auf die Wahlen ausgeübt hatten, waren ſie geneigt, den ihnen mißliebigen Ausfall der Wahlen Thiers in die Schuhe zu ſchieben. Sie machten durch Delegirte, welche am 20. Juni bei Thiers zu einer Conferenz erſchienen, den Verſuch, ſich mit ihm auseinanderzuſetzen und ihn förmlich zu ſich herüberzuziehen. Von Monarchie war in der Conferenz nicht die Rede, wohl aber von einer ſicheren, conſervativen Politik, die durch eine compacte Majorität und durch eine feſte Verbindung zwiſchen ihr und der Regierung zu ſtützen ſei. Wohin aber ſolche conſervative Politik unter den gegebenen Verhältniſſen eigentlich ziele, was ſie zu erſtreben habe, konnte nicht recht klar gemacht werden. Thiers verſicherte, daß ſeine Politik conſervativ ſei. Die Conferenz endigte reſultatlos. Die Vertreter der Monarchiſten gaben, ohne mit Thiers zu brechen und bei aller Anerkennung ſeines Wirkens, nur im Allgemeinen zu verſtehen, daß ſie nach Befinden ihre eigenen Wege, auch wenn ſie ſich gegen ihn richten müßten, zu gehen hätten. Die Miniſter hatten vor Beginn der Conferenz, um Thiers die Hand vollkommen frei zu machen, ſämmtlich um ihre Entlaſſung nachgeſucht. Sie wurden nach der Conferenz gebeten, ihre Geſuche zurückzuziehen, mit Ausnahme des legitimiſtiſchen Arbeitenminiſters Baron Larcy, welcher auf dieſe Weiſe aus dem Miniſterium ſchied.

Daß General Chanzy, welcher in Bordeaux noch zu den Orleaniſten hielt, ſich nach längerem Beſinnen offen für die Republik ausſprach und anfangs Juni von dem linken Centrum als Präſident an ſeine Spitze geſtellt wurde, iſt eine Thatſache, welche ebenfalls dafür ſpricht, wohin der öffentliche Geiſt des Landes neigt.

Einige von der Nationalverſammlung zu Stande gebrachte Arbeiten ſind ſo wichtig oder haben für Deutſchland ein ſo hervorragendes Intereſſe, namentlich das Geſetz über die Heeresorganiſation, daß über ſie ſpäter noch ein Wort zu ſagen ſein wird.

Digitized by Google

Kleine Umschau.

Ueber die Akustik großer Räume mit speciellem Bezug auf Kirchen veröffentlicht die „Zeitschrift für Bauwesen“ (redigirt vom Baurath G. Erbkam) in ihrer letzten Lieferung (Heft IV bis VII des laufenden Jahrganges) einen größeren, höchst bemerkenswerthen, mit vielen Zeichnungen erläuterten Aufsatz vom Baumeister August Orth in Berlin, auf dessen Inhalt und Ergebnisse wir die Aufmerksamkeit lenken müssen.

Als im Jahre 1869 die Concurrenzentwürfe für den neu zu errichtenden Dom in Berlin beisammen waren, und eine sehr große Anzahl von Baumeistern das Ueberschwängliche in Kuppeln geleistet hatten, überhaupt aber die räumliche Ausdehnung des Kircheninneren fast durchweg unerwartet große Dimensionen angenommen hatte, regte sich's wie ein alter Glaube im Publicum, in Kuppeln könne man nicht einen Redner verstehen, gewisse Größen und Formen des Raumes seien der Stimmenwirkung entschieden hinderlich. Vergeblich behaupteten einige der ausstellenden Künstler, auf die Vermeidung jedes derartigen Uebelstandes Bedacht genommen und sie nach erprobten Mitteln, die ihre Erfahrung ihnen an die Hand gegeben, vermieden zu haben: die aus lauter competenten Fachmännern gebildete Jury wagte keine Entscheidung und bündige Erklärung über diesen Punkt zu geben, und durfte, da sie ohnehin empfahl, den Ergebnissen dieser Concurrenz noch keine weiteren Folgen zu geben, den Wink fallen lassen, über die akustischen Verhältnisse verschieden gestalteter und ausgedehnter Räume eine anerkannte Autorität der Wissenschaft zu befragen.

Die Aufgabe, zu zeigen, was die moderne Wissenschaft in dieser Beziehung vermöge, ward dem berühmten Physiker und Meteorologen Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Dove in Berlin gestellt; und er hat gerade ein Jahr vor Orth an derselben Stelle sein „Gutachten“ abdrucken lassen. Dasselbe forderte geradezu den Hohn der Praktiker heraus; denn allerdings bedurfte es nicht eines pathetischen Actenstückes von fünf Spalten allergrößten Quartformates, um zu dem Schlusse zu gelangen: „Nach meiner Ansicht würde es zweckmäßig sein, in dem Bauplan verschiedene Stellen zu bezeichnen, an welchen ohne zu (!) große Beeinträchtigung des architektonischen Eindrucks die Kanzel angebracht werden kann, den Bau dann so (?) weit auszuführen und dann erst durch Prüfung des akustischen Effects (!!) die passende Stelle aufzusuchen (!).“ Also im fertigen Bauwerke die Stelle für die Kanzel aufsuchen, um sie vielleicht an keiner der bezeichneten „verschiedenen“ Stellen, ja, wenn das Unglück der Gemeinde wohl will, — wie in der Werder'schen Kirche zu Berlin — überhaupt nie und nirgends aufzufinden!

Die Praktiker sahen, daß sie von der „reinen“ Wissenschaft im Stiche gelassen wurden, und einer derjenigen unter ihnen, die mit dem wissenschaftlichen Theile der Technik am besten vertraut sind, der oben genannte Baumeister Orth, unternahm es, der Sache theoretisch und praktisch und systematisch erschöpfend zu Leibe zu gehen. Bei der wissenschaftlichen Nüchternheit und kritischen Schärfe, mit der er vorschreitet, haben seine Ergebnisse den großen Vorzug voller Klarheit, Evidenz und Brauchbarkeit. — Es darf dem Verfasser auch jener schöne Zug der Pietät nicht gering angerechnet werden, daß er auf die Verdienste des verstorbenen Langhans um diese Frage hinweist, dessen Schrift „Ueber Theater oder Bemerkungen über Katakustik“ vom Jahre 1810 als das Beste und Brauchbarste über den Gegenstand bezeichnet, auf die Bestätigung, die Langhans selber nach den Erfahrungen einer fünfzigjährigen Thätigkeit im Jahre 1860 in der Zeitschrift für Bauwesen seiner Methode gegeben, aufmerksam macht, und diesen bereits lange gewonnenen sicheren Grundlagen die anmaßende Unwissenheit Charles Garnier's, des Erbauers der Neuen Oper in Paris, gegenüberstellt, der in einem 1871 erschienenen Buche

Digitized by Google

„Le Théâtre“ ganz unumwunden erklärt, daß er betreffs der Akustik des Theaterraumes keinerlei Princip angenommen, sich auf keinerlei Theorie gestützt habe und vom Zufall allein Mißlingen oder Gelingen erwarte. Er schließt dieses für die Pariser jedenfalls recht trostreiche Capitel mit den Worten: „Das (!) zeigt, glaube ich, daß ehedem wie heutzutage die Wissenschaft der Akustik in ihrer Anwendung auf die Theater eine kindische (!) Wissenschaft war, und daß der Zufall allein (!) in diesem besonderen Falle zu allen Zeiten der „deus ex machina“ gewesen ist.“ — Danken wir es dem deutschen Baumeister, der es ermöglicht hat, solchen Leichtsinn als Frivolität zu bezeichnen. Wie Orth es von Langhans rühmt, so geht auch er darauf aus, eine so sichere Methode aufzustellen, daß die Raumform schon im Projecte auf ihre Akustik geprüft werden kann.

Wir folgen nun in kurzer Zusammenfassung der Haupt- und Grundzüge den Gedanken der scharfsinnigen Abhandlung, indem wir uns gelegentlich, ohne das besonders anzudeuten, der eigenen Worte Orth's bedienen. Das Eigenthum an den Worten ist ja hier relativ eine nichts bedeutende Kleinigkeit.

Den Ausgangspunkt bilden natürlich die feststehenden physikalischen Thatsachen. Die Fortschreitungsgeschwindigkeit des Schalles ist — auffallend hoch — zu 1260 Fuß = 395,46 M. (unter gewöhnlichen Verhältnissen nur 340,88 M., bei kalter Luft geringer, bei 0° nur 333 M.). angenommen worden. — Die Schallwellen verschiedener Richtung durchkreuzen einander, ohne daß dies irgend welchen Einfluß auf ihren Gang hat. — Die Schallstärke an verschiedenen Stellen der Schallwelle ist dem umgekehrten Quadrat der Entfernung der Stelle vom Schallerzeugungspunkte proportional. — Aus der Erfahrung sind ferner folgende Grundsätze entlehnt: secundäre Schallquellen von solcher Intensität, daß sie das Hören directer Schallwellen stören, entstehen nur durch Reflexion. — Die Unvollkommenheit der letzteren — ein günstiges Moment für die Akustik der Räume — ist, wohl hauptsächlich als ein zu wandelbarer Factor, gar nicht in Anschlag gebracht worden. — Die Interferenz der Schallwellen ist praktisch ohne Bedeutung. — Bei einer Differenz der Wege, welche der directe und der reflectirte Schallstrahl zurückgelegt hat, von 70 Fuß ist der Nachhall noch so deutlich hörbar, daß derselbe fast noch selbständig erscheint. Auch darunter noch wirkt der Nachhall so verwirrend, ohne sich von dem ursprünglichen Schalle deutlich loszutrennen, daß der Stärke nach noch deutlich hörbare reflectirte Schallwellen bei einer Wegedifferenz gegen directe Schallwellen von über 30 Fuß (9,41 M.) unbedingt zu vermeiden sind. — Die Entfernung, in der deutliches Reden noch deutlich zu verstehen ist, und nach deren Größe sich die Gefährlichkeit des reflectirten Schallstrahles nach Zurücklegung eines bestimmten Weges bemißt, ist auf etwas über 30 M. (zwischen 90 und 100 Fuß) angenommen.

Es wird nun zunächst die Akustik der Decken untersucht. Es kommt überall darauf an, den von der Decke reflectirten Schall so sehr zu zerstreuen, daß er neben den directen Schallquellen nicht mehr bemerklich wird. Denn durch Sammlung der Strahlen kann die Abschwächung des Schalles durch den zurückgelegten Weg mehr oder weniger aufgehoben, durch kräftige Zerstreuung derselben dagegen die Abschwächung bis zur Unschädlichkeit sehr viel beschleunigt werden. Welcher Grad der Schallzerstreuung jede Gefahr beseitigt, ist nicht absolut festzustellen und richtet sich nach der Stärke des ursprünglichen Schalles. Es dürfte aber wohl bis zu speciellerer Feststellung als Gränze betrachtet werden können, wenn man den Schall so weit zerstreut, daß er etwa wie der directe Schall bei einer Rede in einer Entfernung von 60—70 M. (dem Doppelten der äußersten deutlichen Hörweite) wirkt, wobei dann der Reflexionsverlust noch hinzutreten würde.

Gegenüber den gewöhnlichen Annahmen ergiebt nun die Untersuchung der verschiedenen Arten von Decken Folgendes: Die flachgewölbte (Stichbogen-) Decke ist die ungünstigste von allen, besonders dann, wenn der Gewölbemittelpunkt in der Nähe des Fußbodens liegt. Die horizontale Decke ist schon wesentlich günstiger, doch ganz gut nur bei (geringen oder) sehr großen Höhen — etwa 50 bis 70 Fuß bei an sich schon vortheilhaften hölzernen Decken. Bei Tonnengewölben ist die Schallzerstreuung um so größer, je höher der Raum im Verhältniß zum Halbmesser des Gewölbes ist, und das Verhältniß des letzteren

Digitized by Google

zur Höhe des Gewölbescheitels über dem Fußboden ist der Maßstab dafür. Spitzbogige Gewölbe sind wesentlich ungünstiger, um so mehr, je spitzer sie sind und je entfernter sie von der Schallquelle liegen; nur die Gurte und Rippen so wie der starke (schallzerstreuend wirkende) Busen der Gewölbekappen gleichen in der Praxis Vieles aus. Doppelt gekrümmte Gewölbe führen eine rasche Zerstreuung des Schalles herbei. Halbkugelförmige Kuppeln, die hoch über der Schallquelle liegen, (also z. B. mit hohem Tambour) zerstreuen sehr stark.

Es wirken aber bei Kuppeln oft andere Ursachen mit, welche dieselben akustisch schädlich machen können. In den meisten Fällen ist eine Hauptursache der Schallverwirrung, daß ein glatter Tambour die von der Kuppel zerstreuten Schallstrahlen wieder sammelt. Kuppeln mit einem dem Spitzbogen sich nähernden Querschnitte stehen Halbkugeln in Bezug auf den akustischen Effect nach. Es ist bei Kuppeln mit hohem Tambour als Bedingung aufzustellen, daß man die in den unteren Raum zurückkommende Schallmasse möglichst vermindert und den Schall durch öftere Reflexion möglichst tödtet, besonders aber alle Detailformen derart herstellt, daß sie sehr viel stärker zerstreuen, als die Grundform des Raumes concentrirt. Einfache, senkrecht eingeschnittene Cassetten können nicht als solche corrigirende Detailformen angesehen werden. Große Oberlichtöffnungen in den Kuppeln sind zur Verminderung der Schallmasse vortheilhaft. Im Allgemeinen werden die Kuppeln dann hauptsächlich schädlich, wenn die Schallquelle sich unter oder nahe an dem Kuppelraum befindet. Es geht daraus hervor, daß es unbedingt thöricht ist, einen Raum zum Reden in Form eines Kuppelsaales zu gestalten.

Nächst der Decke bilden zweitens die Wände den Gegenstand der Untersuchung. Auf dieselben ist sehr sorgsam zu achten, da sehr oft von den Wänden Schallverwirrungen herrühren, welche man der Decke zuschreibt. Die Wandflächen, die höher liegen als die Schallquelle und die Ohren der Hörer, kommen höchstens insofern in Betracht, als sie den Schall möglicherweise der Decke zuführen und so bei gewisser Formation Schallverwirrung erzeugen könnten. Solche Theile der Wand sind daher unschädlich, also schallzerstreuend zu machen, was man — innerhalb gewisser Gränzen — durch Holz, ferner durch Reliefverzierungen oder durch gekrümmte Grund- und Aufrißformen bewirken kann. An denjenigen Wandtheilen jedoch, von denen reflectirte Schallstrahlen unmittelbar in den Zuhörerraum gelangen können, sind Grundrißformen von bogenförmiger Gestalt (Nischen u. s. w.) und einem Halbmesser von mehr als 3—4 M. ganz besonders vorsichtig zu behandeln. Die Specialitäten gehen uns hier nichts an.

Ein dritter Abschnitt der Arbeit behandelt die Einwirkung der Fläche und des Materiales auf die Schallzerstreuung. Der Einfluß des Materiales hängt wesentlich davon ab, wie weit bei demselben eigene elastische Schwingungen möglich sind. Jedes mitschwingende Material einer reflectirenden Fläche entzieht nämlich den mittelst der elastischen Schwingungen der Luft reflectirten Schallwellen einen Theil der Stärke, bildet aber durch seine eigenen Schwingungen wieder eine neue, mit dem reflectirten Schall nahezu zusammenwirkende Schallquelle. Doch können mitschwingende Wände bei Schallquellen, welche etwas entfernt von ihnen liegen, nur in großer Nähe einen Einfluß äußern. Anders, wenn die Schallquelle näher an den reflectirenden Wänden liegt: alsdann kann das Mittönen derselben den Schall auch auf größere Entfernungen unterstützen.

Ein vierter Abschnitt handelt von dem Schalldeckel; da dieser Theil wesentlich in der Beziehung auf Kirchen seine Begründung findet, es an dieser Stelle aber nur um die allgemeinen Ergebnisse zu thun ist, so übergehen wir denselben. — Es folgen dann genaue Untersuchungen der Zionskirche in Berlin (von Orth selber gebaut) und der Nicolaikirche Schinkel's in Potsdam (als eines akustisch ungünstigen Kuppelbaues) in Bezug auf ihre akustischen Verhältnisse nach den gewonnenen Normen. Dieselben sind als Belege der Theorie und als Proben von der Art und Weise der Behandlung architektonischer Pläne zum Zwecke solcher Untersuchungen von größtem Interesse.

B. M.

Ueber die letzte Katastrophe des Vesuv veröffentlicht Professor Palmieri, der Director

Digitized by Google

des Observatoriums in Neapel, demnächst in Denicke's Verlag in Berlin einen ausführlichen Bericht unter dem Titel: Incendio Vesuviano del 26. Aprile 1872. Unter allen Schriften über den Vesuv gebührt dieser wohl die größte Aufmerksamkeit, und wir nehmen ausnahmsweise von dieser literarischen Erscheinung an dieser Stelle eine vorläufige Notiz, einmal der Wichtigkeit der Sache selber wegen, und weil es uns besonderer Beachtung werth scheint, daß einer der ausgezeichnetsten italiänischen Gelehrten ein Werk, welches doch außer dem allgemeinen wissenschaftlichen Interesse für seine Landsleute noch eine ganz besondere Anziehungskraft haben muß, in Deutschland hervortreten läßt. — Gleichzeitig mit dem italiänischen Original wird im gleichen Verlage die deutsche Uebersetzung von Professor Dr. C. Rammelsberg in Berlin besorgt und bevorwortet erscheinen. Beide Ausgaben werden mit 6 Tafeln Original-Abbildungen versehen sein. Eine englische Ausgabe desselben Werkes ist ebenfalls in Vorbereitung. — Wir werden sofort nach dem Erscheinen dieser jedenfalls höchst bemerkenswerthen Publication ausführlicher auf das Werk eingehen, um an der Hand desselben unserem bereits im nächsten Hefte erscheinenden Berichte über das gewaltige Naturereigniß die bei Gelegenheit desselben gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse ergänzend hinzuzufügen.

Bücherschau.

L'Art Libre, revue artistique et littéraire, paraissant le 1er et le 15 de chaque mois. Bruxelles, Bureau de la Revue: 17 Montagne de Sion.

Es sind uns vor einiger Zeit die ersten vier Hefte der vorstehend genannten neuen Zeitschrift zugegangen, deren Erscheinen zu ignoriren eben so unrecht wie unklug wäre. Denn sie entspricht augenscheinlich einem Bedürfniß, nicht nur der Kreise, aus deren Initiative sie hervorgegangen, sondern auch derjenigen, gegen welche sie Front macht, und die nicht ermangeln werden, unter Berücksichtigung der hier gelieferten kritischen Beiträge ihre Stellung zu behaupten und den Neuerern ferner das Feld streitig zu machen. „Die freie Kunst" ist ein radicales Kunstorgan, und als solches hat sie in einer Zeit des hochaufwuchernden Radicalismus in der Kunst — wir dürfen wohl hier auf unseren Aufsatz über den Naturalismus in Heft III des 2. Bandes der „Deutschen Warte" verweisen — unbedingt ihre Berechtigung. Ohne damit den Vertretern des gegnerischen Standpunktes die unliebsame, aber glücklicherweise ganz unzutreffende Parallele zwischen denen, welche heute das Schöne und Gehaltvolle als das Ideal der Kunst behaupten, und den — zugestandenermaßen übrigens allzu hart verketzerten — Pedanterien eines Gottsched als eine bequeme Waffe zum undankbaren Rückschlage an die Hand geben zu wollen, müssen wir doch fragen, ob nicht die bremer Beiträge und ähnliche literarische Erscheinungen ihrer Zeit ein gleich radicales Ansehen hatten. Und wer will es absprechen, daß, wenn begabtere und schöpferischere Geister den Ideen unserer Radicalen eine solche Läuterung und Vertiefung zu Theil werden lassen, wie das den Ideen der Stürmer und Dränger und ihren Vorläufern widerfuhr, nicht auch ihre Extravaganzen als ein Ferment, als ein überwundenes, aber treibendes Element in dem geistesfrischen, begeisterten, classisch vollendeten Schaffen einer glücklicheren folgenden Generation eine nicht zu unterschätzende Wirkung üben können und werden?

Wie dem auch sei, es ist gut, daß, was die Zeit, indem es einen Theil der Köpfe erhitzt, in Bewegung setzt, seinen ungehemmten Ausdruck findet. Man muß keiner Sache Märtyrer gönnen; und man soll nie so schwach zu sein auch nur scheinen, daß man die Meinungen und Gründe eines Anderen nicht ohne Gefahr und Beschwerde anhören könnte. — Wir wollen die Charakterisirung der Zeitschrift ihr selber

Digitized by Google

überlassen, denn ihre erste Nummer beginnt mit einem Glaubensbekenntniß (profession de foi), welches so flott und kühn das Programm des Organes in die Welt hinausschmettert, daß das anzuhören allein ein Vergnügen ist, und man nur bedauert, daß selbst bei der sorgfältigsten Uebertragung manche Feinheiten und rhetorische Wirkungen nothwendig verloren gehen müssen. — Das „Glaubensbekenntniß" lautet:

„Vor fünf Jahren sind in Brüssel einige junge Leute zusammengetreten und haben den Kern der „Freien Gesellschaft der schönen Künste" gebildet.

„Man fühlte das gebieterische Bedürfniß, den neuen Strebungen zu folgen und endlich einmal mit all jenen Vorurtheilen zu brechen, deren Tyrannei man allzu lange getragen hatte. Die Zeit der thörichten wechselseitigen Beschuldigungen war vorüber: die Merkmale einer neuen Kunst wurden gar zu deutlich, man mußte handeln.

„Diese Kunst zeigte sich mit allen Eigenschaften der Freiheit; der beherrschende Gedanke war hier wie in allen modernen Reformen der der Befreiung.

„Schon die einfache Thatsache der Begründung eines freien Cirkels mußte große Folgen haben. Diese Thatsache sah freilich aus wie ein Nichts; sie stellte sich dar in der Umgebung der bescheidensten Umstände; sie schien in die Kategorie jener gewöhnlichen Versuche zu fallen, die alle Tage entstehen, ohne daß die Welt Notiz davon nimmt, und nie aus dem Dunkel hervortreten, in dem sie geboren sind.

„In Wahrheit aber hatte dieser Versuch eine außergewöhnliche Wichtigkeit, als eine Zurückforderung von Rechten zur rechten Zeit.

„Daß fünf oder sechs Personen sich einen Abend in irgend einem Locale versammeln, das ist eine an sich ganz unerhebliche Sache, der irgend eine Tragweite beizumessen unmöglich ist.

„Laßt diese Personen sich versammeln im Namen der künstlerischen Freiheit: alsdann ist es etwas anderes.

„Sie selbst wissen nicht bestimmt, was aus dieser Vergesellschaftung hervorgehen wird, und sie wissen ihre Wichtigkeit kaum zu würdigen; sie sagen sich nicht, daß die Idee, welche sie vereinigt, berufen ist, mit Nothwendigkeit ihren Weg zu machen, kraft der großen Gesetze, welche die Menschheit regieren.

„Sie haben das Bewußtsein und den Glauben, — nichts weiter.

„Das genügt, und die Freie Gesellschaft ist begründet.

„Heute schon behauptet die Gesellschaft ihr Princip in einer Zeitschrift: Die freie Kunst.

„Morgen wird das Princip überall triumphiren.

„Das ist das Gesetz.

„Es handelt sich also für uns weder darum, einen Erfolg zu suchen, noch darum, ein Evangelium im Namen einer Partei (coterie) zu predigen, noch selbst darum, irgend eine Propaganda zu machen. Es handelt sich einfach darum, Folgendes festzustellen:

„Wir repräsentiren die neue Kunst, mit ihrer absoluten Freiheit in Ausdrucksweise (allures) und Zielen, mit ihren wesentlich modernen Eigenthümlichkeiten (caractères de modernité).

„Unsere Ideen sind von jener Art, welche unvermeidlich („fatalement" heißt auch „unglücklicher Weise"; sicher wär's ein Unglück, wenn diese Ideen, telles quelles, zum Siege gelangten! Anm. d. Uebersetzers.) triumphiren, und welche sich früher oder später aufdrängen, trotz der verbündeten Gegenwirkungen.

„Was wir wollen? — die Stunde des Sieges beschleunigen, die Principien der modernen Kunst bestimmt fassen, sie öffentlich und frei heraus bestätigen, mit Energie ringen gegen Alles, was aufhält, ablenkt und verlangsamt.

„Man sagt, das schließt die Unduldsamkeit ein.

„Sehr richtig.

„Hier ist durchaus nicht der Ort, auf die ewige gesellschaftliche Streitfrage des obligatorischen Unterrichtes, dieses sogenannten Attentates auf die Freiheit, zurückzukommen. Wir wissen — leider! — daß der Mensch die Freiheit nicht annimmt, ohne dazu gezwungen zu werden; in der That, die erste Bedingung dazu, diese Freiheit erkennen und würdigen zu lernen, ist das Selbstbewußtsein, das nur durch Unterricht erworben wird: das ist der berufene fehlerhafte Cirkel, aus dem wir nicht herauskommen werden, außer Dank einem Gewaltstreich (acte d'autorité).

„Ganz ebenso in der Kunst: man muß mit

Digitized by Google

Gewalt die künstlerische Unabhängigkeit erzeugen, wie man gewisse Gewächse mit Hülfe besonderer Züchtung erhält, — wenn man sich nicht in die Unendlichkeit hinein in elenden Geleisen hinschleppen will.

„Wir wollen die Kunst frei haben. Deswegen werden wir bis auf's Messer (à outrance) diejenigen bekämpfen, die sie als Sclavin wollen.

„Wenn das Unduldsamkeit ist, sei es!

„Wir können morgen sterben oder schwach werden in der Arbeit; unsere Gesellschaft kann sich auflösen, unsere Zeitschrift — nach einem Bestehen, so rasch vorübereilend, wie kaum ein anderes — eingehen in jene besondere Vorhölle (limbes) für die Blätter, die fallen, ob Lorbeer-, ob Kohlblätter.

„Was thut's? Die Idee wird bleiben; andere werden sie wiederaufnehmen und werden sie dahin führen, wohin wir selbst sie zu führen unfähig gewesen sind.

„Was auch geschehe, wir werden stets die Ehre in Anspruch nehmen können, zuerst in diesem Lande die Fahne der künstlerischen Freiheit aufgepflanzt zu haben. — — —

„Man hat es oft wiederholt: „die Götter verschwinden". Ich finde, daß sie noch nicht genug dahin gegangen sind. Die Kunst dieser Zeit sollte sich's zur Aufgabe machen, zu vertreiben, was noch davon vorhanden ist, und auf den Menschen und die Natur zurückzukommen — auf die große Natur, die wir besser zu verstehen gelernt haben als unsere Vorgänger, und die uns heute in aller ihrer Fülle erscheint.

„Hingegeben (amoureusement) und rechtschaffen (honnêtement) machen, was man sieht, — das ist die Losung der modernen Malerei. Ich werde bei dieser Gelegenheit gewiß nicht auf den langweiligen Streit um ideal und real, den Vorwand unaufhörlichen Wiederkäuens, eingehen: man hat genugsam die Leerheit dieses Gezänkes erkannt, welches vielmehr auf Worte als auf Ideen hinauslief. Es giebt kaum noch Jemand außer Herrn Prudhomme, der im Stande wäre, im Ernste dies aus der Mode gekommene Thema wiederaufzunehmen, und darüber einige sehr feinfühlige Variationen zu machen, indem er den „Realisten" vorwürfe, daß sie keine Poesie haben.

„Wir — unsern Theils — wissen, daß die Poesie verschwenderisch über Alles ausgebreitet ist, daß sie darin enthalten ist wie der Funke im Stein, und daß es Sache des Künstlers ist, diesen magischen Funken hervortreten zu lassen durch die unabläßige Betrachtung dessen, was in die Sinne fällt. Wenn das Talent da ist, wird der Funke nothwendig hervortreten, und die Liebhaber der „Poesie" werden nichts zu wünschen haben, denn wenn sie ihre lächerlichen Klagen fortsetzen, so werden sie damit eingestehen, daß ihre Poesie falsch ist wie ein künstlicher Zahn (osanore — ohne Gold eingesetzter Zahn), von schlechtem Gehalt (aloi) und die hohle Träumerei an die Stelle der packenden Wirklichkeit setzend.

„Es ist ferner abgeschmackt zu behaupten, daß, wenn man sich gänzlich in die Betrachtung der wirklichen Dinge versenkt, das Leben im Momente ergreift, es in seinen unmittelbaren Bethätigungen studirt, man sich von der Ueberlieferung entfernt. Unsere Altvordern haben es nicht anders gemacht. Jeder Epoche entspricht ein besonderer, eigenthümlicher Typus, der als Objectiv*) dient: das Alterthum besaß die Venus; das Mittelalter die heilige Jungfrau; wir haben das Weib, das uns sehr wohl genügt, wie ich mir vorstelle, und uns der Nothwendigkeit überhebt, aus der Vergangenheit abgebrauchte (perdus) Typen zu holen, um ihnen durch galvanische Proceduren ein künstliches Leben mitzutheilen.

„Wenn Männer von einer mit Recht anerkannten Begabung uns dazu das Vorbild gegeben haben, so ist das kein Grund für uns, ihnen auf diesem Wege zu folgen, denn gerade darin haben sie gefehlt.

„Viel mehr noch: ihr Andenken wird — auf Grund gerade dessen — ewigen Vorwürfen geweiht sein, weil sie um so viel mehr Schaden gethan haben, wie sie groß gewesen sind.

„Freiheit für einen Delacroix, zu einer Zeit, da die moderne Kunst noch in ihren Windeln

---

*) Objectiv nennen bekanntlich die Photographen die Glaslinsencombination, durch welche die von dem aufzunehmenden Gegenstande herkommenden Lichtstrahlen gesammelt und auf die lichtempfindliche Platte zum Zwecke der Erzeugung des Bildes geleitet werden. Die Bilder sind in ihrer Richtigkeit vollständig und ausschließlich abhängig von der Reinheit und Correctheit des Objectivs in seiner Masse und in den Formen seiner geschliffenen Gläser.

Anm. d. Ueberf.

Digitized by Google

zappelte, die Versuche zu vervielfältigen, um seinem Genie freie Bahn zu schaffen, und seine Inspirationen überall zu suchen.

„Aber wir werden es niemals billigen, daß der Maler von heute, mit Absicht und aus System, seine Blicke von der lebenden Welt abwende, sich in den Bereich des Todes zurückziehe, uns eine entschwundene Welt wiederzugeben trachte, mit der wir nichts anzufangen wissen, welche ihre Zeitgenossen zudem uns mit einer Ueberlegenheit übermacht haben, die jener niemals erreichen wird, — weil ja sie gesehen haben, und er nicht. —

„Die Maler haben die freie Gesellschaft geschaffen, der Malerei verdanken wir die erste Anregung zu unserer Publication: deswegen wird ihr hier der Hauptplatz eingeräumt, aber kein ausschließlicher Platz: die Bewegung auf dem Gebiete der Kunst in allen ihren Bethätigungen, das ist das Feld der „Freien Kunst".

„Da stellt sich eine der brennendsten Fragen unserer Zeit dar: die musikalische Frage.

„Wenn man nur darüber nachdenkt, findet man in der Musik die nämlichen Strebungen und die nämlichen Merkmale der Befreiung wieder.

„Es scheint, daß die symphonische Form (darunter ist ganz allgemein die bloße Instrumentalmusik zu verstehen. Anm. d. Uebers.) sich erschöpft hat, und man kann sich kaum einen Fortschritt nach Beethoven vorstellen.

„Aber es giebt eine musikalische Form, die unserer Zeit entspricht, die ihr eigenstes Erzeugniß ist, wie der Roman in der Literatur, — eine ganz junge Form noch, unvollkommen, eifrigen Nachforschungen unterworfen, nicht befreit von all den niederdrückenden Dingen, welche die Geburten begleiten: ich will reden von der dramatischen Musik, deren Ausdruck recht eigentlich die Oper ist.

„Der Kampf ist hier viel weniger vorgeschritten als in der Malerei, und die musikalische Erneuerung ist heute erst in einer einzigen Persönlichkeit Fleisch geworden: Richard Wagner.

„Es handelt sich — für Leute, welche die Freiheit in der Kunst bekennen, — ganz und gar nicht darum, sich leidenschaftlich und verblendet der Partei eines Mannes anzureihen: es handelt sich darum zu unterscheiden, auf welcher Seite jene Freiheit ist, für welche sie selber kämpfen. Nun, ich spreche es öffentlich und feierlich aus, ohne Furcht, von einem derjenigen Lügen gestraft zu werden, welche das neue Ideal verfolgen: Richard Wagner ist derjenige, der trotz aller entfesselten Gegenstrebungen (réactions) die Fackel der Wahrheit fest hält, welche wir suchen.

„Ich kann in diesem flüchtigen Aufsatze, der nicht über die Gränzen eines Programmes hinausgehen soll, das Wagner'sche System nicht untersuchen, nicht zeigen, wie dies System, mit seinen ausschließlich der Sage entlehnten Gegenständen, vollkommen im Einklange steht mit unseren modernen Tendenzen: in der That, die Sage ist aller Zeiten*), sie gehört der ganzen Menschheit an; sie paßt also vor Allem für den musikalisch dramatischen Ausdruck: Tannhäuser, Lohengrin, der fliegende Holländer, in die Zeit und in den irdischen Raum gebannt für die Bedürfnisse der Scene, ereignen sich in Wirklichkeit an jenen unbestimmten Orten, zu jenen unsagbaren Zeiten, in welche das Shakespeare'sche Drama selbst den König Lear versetzt hatte. —

„Ich schließe.

„Der große Dichter Heinrich Heine rief in dem Intermezzo aus**): „Es sollen alte, schlechte Lieder begraben werden, schwere und traurige Träume. Bringt mir einen großen Sarg, ich will sehr viel hineinlegen." —

„Ach! wie vielerlei werden wir hineinzulegen haben, Brüder, in den Sarg, in dem wir unsere Scharteken zu beerdigen uns anschicken wollen! Wie vieler Riesen wird es bedürfen, stärker als der h. Christoph vom Dom zu Köln, um den Sarg bis an das Meer zu tragen und ihn dort hineinzustürzen, so daß er auf ewige Zeiten darin bleibt!" —

Dieses jedenfalls höchst interessante Programm, das viel zu denken giebt, sehr viel mehr und — sehr viel Erfreulicheres, als wir in einigen kurzen Andeutungen flüchtig berühren konnten, ist von Léon Dommartin unterzeichnet. Wir haben unseren Lesern das Vergnügen nicht vorenthalten wollen, das wir selbst

*) Warum nicht auch die heidnische und christliche Götterfage? Anm. d. Uebers.

**) Das Citat ist ohne Vergleichung des Originaltextes übertragen, daher natürlich wohl im Wortlaut ungenau. Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

bei der Lectüre empfunden haben. Auf den Inhalt der uns vorliegenden Hefte näher einzugehen ist wohl nicht des Ortes, da einzelne Journalartikel nicht der Gegenstand der Beurtheilung an dieser Stelle sein können. Wohl aber wollen wir noch zu bemerken nicht unterlassen, daß gleich der erste — Jean Rousseau unterzeichnete — Aufsatz über die Medicäergräber des Michelangelo die allervortheilhafteste Meinung von der hier zu gewärtigenden Handhabung der künstlerischen Kritik erweckt und eine Verständigung mit der „freien Kunst" auf der Basis allgemeiner und unverrückbarer Grundsätze und Grundlagen in Aussicht stellt. Der Verfasser fragt, worin denn wohl die „schlagende Wahrheit" jener ruhenden Gestalten der vier Tageszeiten besteht; und er antwortet: „Sie beruht nicht einzig und allein in dem leidenschaftlichen Ausdruck seiner*) Typen, die stäts größer und erhabener, als die lebende Natur sind . . . Sie beruht auch nicht auf der Macht seiner Bewegungen, die bei genauer Untersuchung übertrieben und unmöglich erscheinen. Sie beruht auf dem Kunstgriff, auf der tiefen Wissenschaft der Behandlung, welche, nachdem sie kühn das Colossale und Uebermenschliche angegriffen, zu diesem Zwecke nicht jene großen Wahrheiten der Hauptverhältnisse (des ensembles), ja nicht einmal die zarteren Wahrscheinlichkeiten des Einzelnen vernachlässigt." So erklärt er die Thatsache, die er vorher ausgesprochen, und die jeder „Idealist" unterschreibt: „Der kleinigkeitskrämerischeste Realismus reicht nicht an die lebendige (eigentlich: zuckende, palpitante) Wahrheit dieser epischen Schöpfungen hinan". — Das ist eine „freie" Kunstauffassung, mit der sich reden läßt!

B. M.

*) D. h. des Michelangelo überhaupt, was des folgenden „stäts" wegen wahrscheinlicher ist; an sich könnte es auch „ihrer", d. h. jener Gestalten, bedeuten, was vielleicht weiterhin an Stelle von „seiner Bewegungen" dem Sinne entsprechender ist, also „ihrer Bewegungen".

Anm. d. Uebers.

Todtenschau.

Grenser, Woldemar Ludwig, hervorragender Mediciner, † am 2. Juni 1872 zu Dresden. Er war am 2. Januar 1812 zu Dresden geboren und widmete sich, nachdem er in den Jahren 1824—1830 die dortige Kreuzschule besucht hatte, in Leipzig dem Studium der Medicin. Nach absolvirten Studien bekleidete er fünf Jahre lang die Stelle eines Hausarztes an der geburtshülflichen Universitätsklinik daselbst und habilitirte sich, nachdem er sich zu seiner weiteren Ausbildung in Wien, Paris, London und Heidelberg aufgehalten hatte, im Mai 1840 in Leipzig als Docent für Geburtshülfe und Frauenkrankheiten, ward im Mai 1843 zum außerordentlichen Professor in Leipzig, im Jahre 1845 aber zum Director des Entbindungsinstitutes in Dresden ernannt.

Während seiner 27jährigen Thätigkeit in dieser Stellung erwarb er sich den wohlverdienten Ruf eines umsichtigen und humanen Directors, eines guten und eifrigen Lehrers, eines geschickten und gesuchten Operateurs, eines theilnehmenden und sorgsamen Arztes. Von seinen zahlreichen literarischen Arbeiten sind am bekanntesten die von ihm mit Nägele jun. bearbeiteten neueren Auflagen von Dr. Herm. Nägele's, weiland Professors an der Universität Heidelberg, Lehrbuch der Geburtshülfe, sowie das im amtlichen Auftrage geschriebene und seit 1. Juli 1863 an beiden Hebammenschulen des Königreichs Sachsen als Leitfaden bei dem Unterrichte benutzte „Lehrbuch der Hebammenkunst". Eigentlich Selbständiges hat Grenser wohl kaum geleistet; er wußte vornehmlich gut zu verarbeiten und praktisch auszunützen, was Andere geschaffen. Als Accoucheur war er sehr tüchtig, als Operateur nicht sehr muthig, ja sogar furchtsam. —

Verheiratet war Grenser mit einer Tochter des Professors der Geschichte Dr. Wachsmuth

Digitized by Google

in Leipzig, welcher Ehe zwei noch am Leben befindliche Söhne entstammen. Hinsichtlich der dem Verstorbenen zu Theil gewordenen Zeichen der Anerkennung ist zu erwähnen, daß er im Jahre 1856 zum königl. sächsischen Hofrath, 1864 zum geheim. Medicinalrath, 1865 zum ordentlichen Mitgliede des Landesmedicinal-Collegiums in Sachsen ernannt wurde, und Ritter des königlich sächsischen Verdienstordens wie des königlich portugiesischen Christusordens war.

Im Januar 1872 erkrankte er an einer Lungenentzündung, nach deren Ablauf sich die Symptome eines Herzleidens einstellten, dessen Folgen er am 2. Juni d. J. erlag.

Oettinger, Eduard Maria, bekannt als fleißiger Journalist und Schriftsteller, † zu Blasewitz bei Dresden am 26. Juni 1872. Geboren zu Breslau am 19. November 1808 von israelitischen Eltern, trat er später zum Katholicismus über; er begann seine schriftstellerische Thätigkeit zu Wien als Mitarbeiter an Bäuerle's „Theaterzeitung"; von Wien ging er nach Berlin, dann nach Hamburg, München, Mannheim, Zürich, Leipzig, Prag und Dresden. Er gründete und redigirte verschiedene Journale und Zeitungen, so z. B. in Berlin das humoristisch-satirische Journal „Eulenspiegel" und den „Figaro"; letzteren führte er bis 1835 fort, in Leipzig den „Charivari" von 1843—49. Seit 1852 lebte er in Paris und Brüssel, und die letzten Jahre in Dresden. Oettinger zeichnete sich als Schriftsteller durch einen eisernen Fleiß, scharfen Witz, pikanten Stil und mannichfaches Wissen aus, wenn er auch nicht selten einen spielenden und frivolen Ton anschlug und vor derben Cynismen und Obscönitäten nicht zurückschreckte. Er war auf fast allen Gebieten des Schriftstellerthums thätig, z. B. als Romanschreiber, Novellist und Satiriker, als Dichter (Lyriker und Dramatiker), Kritiker, Biograph, Bibliograph u. s. w. Sein bibliographisches Datenlexikon „Moniteur des Dates" ist ein werthvolles, mit großer Sorgsamkeit behandeltes Werk. Von der vornehmeren deutschen Kritik war Oettinger seit längerer Zeit aus verschiedenen Gründen sehr ignorirt worden, und er starb in den traurigsten Vermögensverhältnissen.

Solbrig, Carl August von, † am 31. Mai zu München. In ihm verlor Deutschland einen seiner bedeutendsten Irrenärzte. Er war der Sohn eines Gerichtsarztes in Ansbach, woselbst er am 17. September 1809 geboren ward und seine Studien machte. Von seinem Vater zum Theologen bestimmt, konnte er nur mit größter Mühe die Erlaubniß erlangen, sich der Arzneikunde widmen zu dürfen. Von Universitäten besuchte er Erlangen und München und trat hier in lebhaften Verkehr mit Ringseis.

Nachdem er 1831 in München den Doctorgrad erreicht und 1833 die Universität verlassen, begann er seine praktische Laufbahn als Vertreter eines Landarztes zu Legau in Schwaben, ward bald darauf Assistent Henke's in Erlangen und lernte auf einer ihm durch ein Staats-Stipendium ermöglichten Reise durch Deutschland, Frankreich und Belgien die Einrichtungen der bedeutenderen Irrenanstalten kennen, wobei er mit den ersten Autoritäten in der Psychiatrie Beziehungen anknüpfte. Sein scharf beobachtender Geist ließ ihn rasch die Schwächen wie die Vorzüge der damaligen Irrenheilpflege erkennen, und er lenkte durch die in seinem Reiseberichte an das Ministerium gemachten Verbesserungsvorschläge die Aufmerksamkeit desselben auf sich. Auch in Fürth, wo er sich 1837 als praktischer Arzt niederließ, erwarb er sich durch seine umfassenden Kenntnisse, seine opferfreudige Sorgfalt und seine Liebenswürdigkeit im Umgange einen bedeutenden Ruf.

Inzwischen war der Bau der Kreis-Irrenanstalt zu Erlangen vollendet worden, und Solbrig erhielt den Auftrag sie zu organisiren, worauf er 1846 zum Vorstande und Oberarzte derselben ernannt wurde. In kurzer Frist hatte der Name der Erlanger Anstalt einen guten Klang; seine Pfleglinge verehrten ihn als zweiten Vater. Doch genügte ihm das nicht. Er wollte, daß die Wissenschaft, der er sich gewidmet, eine weitere Verbreitung fände. Als er im Februar 1849 zum Ehrenprofessor an der Universität Erlangen ernannt worden, war ihm die Gelegenheit hierzu geboten. Obgleich Psychiatrie damals noch kein obligatorischer Gegenstand war, versammelte Solbrig doch bald einen großen Kreis von Schülern um sich. Man hörte in ihm nicht blos den Arzt, sondern auch den Philosophen.

Digitized by Google

Im Jahre 1855 wurde Solbrig, nachdem er mehrere Aerzte für die bayer. Kreisirrenanstalten herangebildet hatte, mit der Ausarbeitung eines Programmes und Bauplanes für die neue oberbayerische Kreisirrenanstalt betraut. Noch vor deren Vollendung unter seiner Ueberwachung erhielt Solbrig seine Bestallung als dirigender Arzt an derselben (1859).

Während seiner dreizehnjährigen Leitung erwarb sich die Anstalt den Ruf einer wahren Musteranstalt, und Solbrig den eines der ersten Irrenärzte der Gegenwart, nicht blos als Praktiker und Organisator, sondern auch als wissenschaftlicher Vertreter seines Faches.

Auch hier rief er eine Klinik ins Leben, und die anregende Form und gründliche und exacte Methode seiner an die neuere Naturforschung sich anlehnenden Behandlung des Lehrstoffes fesselten alle Zuhörer. Sein zündender Vortrag über die Nothwendigkeit der Errichtung psychiatrischer Kliniken und der Einführung der Psychiatrie als Prüfungsgegenstand auf der Naturforscher-Versammlung in Speyer von 1861 hatte zur Folge, daß Psychiatrie in Bayern als Prüfungsgegenstand in den medicinischen Staatsconcurs eingeführt ward. Sein wachsender Ruf verschaffte ihm 1864 gleichzeitig einen glänzenden Antrag des preußischen Cultusministeriums und der Berliner Universität zum Eintritt in dieselbe als ordentlicher Professor der Psychiatrie und der gerichtlichen Medicin, als Director der Irrenabtheilung in der Charité und als Referent seines Faches im Ministerium; aber er lehnte ab und ward dafür zum k. Hofrath und ordentlichen Universitätsprofessor in München ernannt.

Solbrig stand der Regierung bei Errichtung der neuen Irrenanstalten in Deggendorf und Bayreuth so wie bei der Organisation der schwäbischen rathend zur Seite und verlor dabei den Fortgang seiner Wissenschaft keinen Moment aus den Augen.

Die endliche Einigung Deutschlands hatte seine Jugendträume verwirklicht, er kam ihr mit vollster Begeisterung entgegen, übernahm es trotz seines ohnehin anstrengenden Lebensberufes, von Belgien aus einen Spitalzug in die Heimat zu führen, und inspicirte mitten im Winter sämmtliche Spitäler des Landeshülfs-Vereines in Ober- und Niederbayern, Schwaben und in der Oberpfalz.

Solbrig war nie krank und jederzeit rüstig gewesen. Er hoffte ein langes Leben, denn er lebte gerne und verstand es, dem Leben die besten Seiten abzugewinnen. Da stellten sich am 21. Mai die ersten Zeichen von Unwohlsein bei ihm ein, denen am 27. eine bedeutende Verschlimmerung seines Zustandes und am 31. seine Auflösung in Folge des Typhus folgte.

Seine vielfache Beschäftigung als Arzt und Anstaltsvorstand ließ ihn weniger zum Schreiben kommen, als er wünschte, doch fand sich nach seinem Tode eine bedeutende Anzahl theils vollendeter, theils begonnener Manuscripte, deren Veröffentlichung er sich für seinen Lebensabend vorbehalten hatte. Seine Schriften zeichnen sich durch bedeutenden Gehalt, Schönheit der Form und Darstellung, Klarheit des Ausdruckes und logische Durchführung aus.

Als die bedeutendsten davon sind zu nennen seine „Psychiatrischen Briefe“ (1858); „Verbrechen und Wahnsinn“ (1867); „Die Geisteskrankheit im Zusammenhange mit der jeweiligen Culturbewegung“ (1870); eine Abhandlung über „Epilepsie“; „Die Beziehungen des Muskeltonus zur physischen Erkrankung“ (1872). Außerdem war er langjähriger Mitarbeiter der Zeitschrift für Psychiatrie.

Die Aufgabe, die sich Solbrig bei Abfassung der „Psychiatrischen Briefe“ stellte, war, neben einem geschichtlichen Umrisse der Entwickelung dieser Wissenschaft und einer Charakteristik ihres Standes in der Gegenwart vor Allem die, eine Menge von Irrthümern über Irrenanstalten und die Behandlung der Kranken in denselben zu beseitigen. Dies glaubte er dadurch zu erreichen, daß er ein klares, anschauliches und wahrheitsgetreues Bild von dem Leben in der seiner Leitung unterstellten Anstalt entwarf und daran die Besprechung der Principien der Amtsführung anreihte, welcher er einen patriarchalischen Charakter bewahrt wissen wollte. Nachdem er noch Anforderungen aufgestellt, die an die Persönlichkeit des Irrenarztes zu stellen sind, und der Psychiatrie als Heilkunst eine eingehende Auseinandersetzung gewidmet hat, tritt er schließlich für die streng wissenschaftliche Pflege der Psychiatrie auf dem Boden eines ausgie-

Digitized by Google

bigen und correcten allgemeinen medicinischen Wissens gegenüber dem einseitigen Cultus eines schöngeistigen oder pädagogischen Dilettantismus ein.

Bei aller vielseitigen und anstrengenden Berufsthätigkeit bewahrte sich Solbrig immer offenen Sinn für ästhetische Genüsse jeder Art, namentlich für Musik, welche in seinem von Gelehrten und Künstlern fleißig besuchten Hause allezeit verständnißvolle Pflege fand.

Solbrig war Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone, des Michaels-Ordens erster Classe, des preußischen Kronenordens vierter Classe, des russischen Sct. Annen-Ordens zweiter Classe, Inhaber des Verdienstkreuzes für die Jahre 1870—71 und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Bennett, James Gordon, einer der bedeutendsten americanischen Journalisten, † am 1. Juni d. J. zu Newyork im 72. Lebensjahre. Ein Schotte von Geburt, hatte er zwar einige theologische Studien gemacht, trat aber ohne jede sonstige Vorbildung, namentlich in Rechts- und Staatswissenschaften, in die journalistische Laufbahn ein, indem er den Newyorker „Herald" gründete, der lange Zeit jährlich gegen 200—300,000 Dollars einbrachte. Mit einer riesigen Arbeitskraft begabt, hatte er als Journalist kein anderes und höheres Ziel im Auge, als seine Zeitung zu einer großen lucrativen Erwerbsquelle zu machen. Es kam ihm überall weniger auf Gründlichkeit und Wahrheit, als auf Neuigkeiten und Sensationsberichte an, wenn dieselben nur Geld einbrachten. Bennet's Nekrologe in der englisch-americanischen Presse beweisen, daß der große britische Dichter nicht in jeder Beziehung Recht hatte, wenn er das geflügelte Wort aussprach: „The evil that men do, lives after them." Die genannte Presse weiß, mit geringen Ausnahmen, nichts als Gutes über ihn zu melden. Thatsache ist, daß James Gordon Bennet nur als Muster davon gelten kann, wie absolute Grundsatzlosigkeit und entschiedener Mangel an Charakter durch Energie und Scharfsinn ersetzt werden können, sobald es nur darauf ankommt, äußeren Erfolg in der Welt zu haben und Geld zu machen. Andererseits lehrt aber auch Bennett's Wirksamkeit, daß Menschen trotz großer Mängel und Schwächen auf einzelnen Gebieten des Geschäftslebens wirklich Großes und Gutes leisten können. Denn daß er auf der einen Seite, was das rein Geschäftliche anlangt, unbedingt ebenso viel zur Hebung der americanischen Journalistik gethan hat, wie er auf der anderen ihrem Charakter schadete, ist unbestreitbar wahr. Seine Hinterlassenschaft wird auf mindestens sechs Millionen Dollars geschätzt. Er führte in der großen, wildbewegten Handelsmetropole Newyork ein vereinsamtes und stilles Leben, denn sein Umgang und Verkehr mit anderen Personen war, abgesehen von seiner Familie, ein äußerst beschränkter.

Sobolewski, Eduard, ein bedeutender Musiker, † am 18. Mai d. J. zu St. Louis im Staate Missouri im 68. Lebensjahre. Mehrere Schlaganfälle, die Folgen eines hartnäckigen Herzübels, an dem er schon seit Jahren litt, warfen ihn zuerst auf das Krankenlager, auf dem er sein reichbegabtes Künstlerleben endigte.

Seiner Familie war der edle Todte eine treue, liebevolle Stütze gewesen; sein Tod beraubte sie des sorgsamen Ernährers. Aber mit ihr betrauert auch die Musikwelt, namentlich die transatlantische, den Verlust eines Meisters der Tonkunst, eines der fähigsten Componisten und Orchester-Dirigenten unserer Zeit. Liszt, Schumann, Mendelssohn und andere musikalische Größen der jüngsten Zeit zollten dem geschiedenen Geiste ihre Achtung und Anerkennung. Als Theoretiker, Kritiker und musikalischer Schriftsteller hoch angesehen und geschätzt, hat er sich durch seine Werke in den weitesten Kreisen Geltung und Bewunderung erworben, obschon es ihm auch an Gegnern nicht fehlte.

Schon in seiner Vaterstadt Königsberg, wie später in Bremen, entstanden seine großartigen Schöpfungen, von denen wir hier nur die folgenden nennen: die Oratorien „Johannes und der Erlöser", „Lazarus"; die Opern „Salvator", „Imogen", „Velleda", „der Prophet von Khorassan", „Zisca", „Comala", „Lagonia"; die Melodramen „Pygmalion", „Cleopatra", „Orpheus" und „Vinvela". Ueber letztere Tondichtungen schrieb Franz Liszt in der Zeitschrift für Musik schon im Jahre 1855: „Welch' grausames Loos, so herrliche Schöpfungen zum Verblühen in der Einsamkeit verdammt zu sehen,

Digitized by Google

weil sie in zu hohen oder in zu brennenden Regionen aufsproßten, und so jenen Blumen der Wüste oder unerreichbarer Berggipfel gleichen, zu denen das Volk nicht hinaufsteigt, um ihren eigenthümlichen Duft, ihre volle Schönheit zu genießen!"

Als vertrüge sich's nicht mit dem Besitze reicher geistiger Begabung, so war auch Sobolewski, wie so viele große Künstler, vom Glücke nur stiefmütterlich bedacht worden. Dem ganz seiner Kunst Ergebenen, war das Glück abhold geblieben, und bis zu dem Augenblicke, da er auf's Krankenlager sank, erschwang er sich und den Seinigen durch Unterrichtgeben den nöthigen Unterhalt.

Eduard Sobolewski wurde zu Königsberg in Preußen am 1. October 1804 geboren. Schon im 13. Lebensjahre war er Virtuose auf seinem Lieblingsinstrumente, der Violine. Siebzehn Jahre alt, wurde er als erster Violinist am Orchester des königsberger Theaters angestellt, und mit 23 Jahren erhielt er die Capellmeisterstelle an demselben Orchester. Dort blieb er bis zum Jahre 1854, von welcher Zeit an er, nach Bremen übersiedelnd, bis zu seiner im Jahre 1859 erfolgten Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, als Capellmeister im dortigen Stadttheater angestellt war.

In Königsberg hatte Sobolewski auch die dortige musikalische Akademie gegründet, die erst vor einigen Jahren ihr 25jähriges Jubiläum durch Aufführung einiger Werke ihres Hauptgründers feierte, und neben seinen schweren Arbeiten als Capellmeister des Orchesters und als Gesanglehrer an dieser Akademie hielt er noch Vorlesungen über Compositionslehre an der Universität.

In die Zeit seines Aufenthaltes in Königsberg und Bremen fallen aber außerdem nicht nur seine vielen großartigen Tonschöpfungen, sondern auch eine Menge musikalischer Abhandlungen, Kritiken und Streitschriften, von denen die meisten in den leipziger Musikzeitungen erschienen und namentlich die gegen die neue, von Richard Wagner eingeschlagene Richtung geschleuderten „Reactionären Briefe" in verschiedene fremde Sprachen übersetzt wurden.

Seinem rastlosen, emsig schaffenden Geiste wurde das Vaterland zu eng; es litt ihn nicht länger in dem beschränkten Wirkungskreis, den er in der Handelsstadt einnahm, und — von den schönsten Hoffnungen auf ein freies, unbeschränktes Feld der Thätigkeit in der neuen Welt erfüllt — zog er nach den Vereinigten Staaten und ließ sich daselbst in Milwaukee im Staate Wisconsin nieder.

Im Winter des Jahres 1860 folgte er der ehrenvollen Einladung der „philharmonischen Gesellschaft" in St. Louis im Staate Missouri, die Leitung dieses Vereines zu übernehmen. In dieser Stellung wirkte er mit einem Fleiße und einer Ausdauer, die nur dem wahren und begeisterten Anhänger der Kunst eigen sind, bis zu der Stunde, die ihn aus diesem Leben abrief.

Der Lieblingswunsch seiner letzten Jahre war, seine Werke in geordneter Sammlung in Europa herausgeben zu können, — und die Nichterfüllung dieses Wunsches nagte als geheimer Kummer an seinem Herzen, das stolz, ohne Klagen, alle Wechsel des Schicksales ertrug, bis es zu schlagen aufhörte. Eduard Sobolewski hinterläßt eine Familie von zehn Kindern, das jüngste ein Mädchen, das den Namen seiner Oper „Comala" führt. Er hinterläßt den Seinigen einen Namen, dem er Achtung und Verehrung in zwei Welttheilen verschaffte, und sein Andenken wird sie wie ein guter Stern durch das Leben begleiten.

Seine Beerdigung fand unter der größten Theilnahme von Deutschen und Americanern statt, und bevor seine sterblichen Ueberreste dem Schoße der frischen, frühlingsgrünen Erde an den Ufern des Mississippi übergeben wurden, sang ein trefflicher Sängerchor einen Grabgesang aus Sobolewski's Oper „Comala", den der Dahingeschiedene selbst dazu bestimmt hatte, dereinst sein Grablied zu sein.

Digitized by Google

Der Ausbruch des Vesuvs im April 1872.

Von

C. A. R.

Vor wenigen Jahren noch glaubte man eine höchst beachtenswerthe Theorie aufzustellen, wenn man darauf hinwies, daß der alte Ruhestörer am nördlichen Ufer des wunderbar schönen Golfes von Neapel nur das Bruchstück eines colossalen, nun zum Theil ins Meer gesunkenen vulcanischen Kraters sei, als dessen Randpunkte der Vesuv mit dem Monte Somma, der Monte Sant Angelo, Capri, Ischia mit dem Epomeo und, das Rund abschließend, Sant' Elmo zu bezeichnen wären.

Ein Blick auf die Karte der Umgebung Neapels läßt diese Theorie mehr als wahrscheinlich erscheinen.

Aber den Theorien ergeht es wie den Menschen: sie überleben sich zum Erschrecken schnell. Heute gilt jener uns so riesig erschienene ehemalige Krater nur mehr als Theil eines viel gewaltigeren vulcanischen Systems, das ganz Italien in sein Bereich zieht, und der Vesuv ist als der südliche Endpunkt einer etwa fünfzig deutsche Meilen langen vulcanischen Spalte erklärt, welche parallel mit der Küste des tyrrhenischen Meeres an der Westseite des Apennins durch Mittel-Italien hinläuft und einer colossalen Bruchlinie entspricht, längs deren ein mächtiges Kettengebirge, welches einst die südliche Fortsetzung des Alpensystems bildete, in die Tiefe des Meeres versunken ist. Hiernach haben wir im Apennin nichts Anderes zu sehen als den stehen gebliebenen östlichen Fuß oder die allein übrig gebliebene Randzone des versunkenen Gebirges, von dessen höchsten centralen Theilen die Insel Elba allein noch aus der Meerfluth emporragt, wie die Mastspitze eines untergegangenen Schiffes.

Die oben erwähnte Spalte nimmt ihren Anfang südlich von Volterra. Dort brechen am Fuße des Monte Cerboli aus den Spalten des Kalkgesteines siedend heiße, mit Borsäure geschwängerte Dämpfe hervor, Jeden verbrühend, der ihnen zu nahe kommt. Ebendort, an der Gränze des ehemaligen Kirchenstaates, erhebt sich der kegelförmig aufstrebende Monte Amiata und weiter hin liegen die Albaner-Berge, ihrer Zeit gleich ihm Vulcane. Aus ihren Kratern wurde die vulcanische Asche ausgeworfen und floß die Lava aus, auf welcher die Siebenhügelstadt sich erhebt.

Wann das geschah, darüber giebt uns die Geschichte keinen Aufschluß. Sie weiß nur davon zu erzählen, daß im Jahre 392 der Stadt mitten auf dem Forum sich ein furchtbarer Abgrund aufthat, das Volk darüber in Angst und Schrecken gerieth und die zürnenden Götter dadurch zu versöhnen suchte, daß es kostbaren Schmuck und andere Opfergaben in

Digitized by Google

den gräulich gähnenden Schlund warf, wie es die Priester verlangt. Als sich aber ein hochgesinnter römischer Jüngling, Marcus Curtius, in denselben gestürzt, nachdem er den vollen Waffenschmuck angelegt, da schloß sich der Abgrund, und die Ruhe der ewigen Stadt wurde nicht weiter gestört.

Die Vulcane rings um Rom sind erloschen, der unfehlbare Stellvertreter Gottes auf Erden macht vergebliche Anstrengungen, Roms Weltherrschaft zu erneuern, und die Römer graben in der alten Spalte auf dem Forum nach Schätzen. Aber ihre Vorfahren zur Zeit des Marcus Curtius dürften nicht allzu reich gewesen sein.

Verfolgt man jene Bruchlinie weiter nach Süden, so stößt man auf den Kegel des erloschenen Vulcanes Rocca Monfina, aber erst hinter dem Capo Miseno am Eingange des Golfes von Neapel tritt man in das großartige vulcanische Amphitheater der Gegenwart, dessen Standpunkte oben bezeichnet wurden. In seinem Mittelpunkte liegt Neapel, östlich der Vesuv, westlich das Gebiet der phlegräischen Felder.

Vom Monte Vulture her zieht eine zweite vulcanische Spalte, und da, wo sie mit der Hauptspalte sich kreuzt, kommt es auch in unseren Tagen noch zu Ausbrüchen und erinnert die leichtlebigen Neapolitaner daran, daß ihre schöne Stadt zwischen zwei vulcanischen Herden liegt.

Steht man auf der Höhe bei den schweigsamen Mönchen von Camaldoli, so hat man die sogenannten phlegräischen Felder wie ein Stück Mondkarte unter sich liegen. Ringförmige Berge mit tiefen Kratern erheben sich einer nach dem anderen, ja man kann behaupten, daß die Stadt Neapel selber einen Theil der „brennenden Gebiete" bedeckt. Wer daran zweifeln wollte, besehe sich nur den Pizzo Falcone, den Felsen mit dem Eisschloß, Sant' Elmo, Capo di Monte und den Posilippo näher, und er wird dieser Ansicht beistimmen. Die neueren Forschungen constatiren im Gebiete der Stadt drei Krater und innerhalb des gesammten Gebietes deren siebenundzwanzig.

Schon das Alterthum kannte sie als erloschen, und so nahmen die römischen Großen keinen Anstand, an ihrem Fuße, an den lieblichen Ufern der Bucht von Bajä, ihre Villen zu bauen und über den finsteren Spalten, aus denen noch heute wie damals heiße Wasserdämpfe ausströmen, ihre prächtigen Thermen zu errichten, während ihre Dichter den Sagen des Volkes sich anschließend, in den einen Krater, der jetzt den Averner-See bildet, den Eingang zum Orcus verlegten.

Aber nicht alle jene Höhen sind gleichen Alters. Die eine von ihnen erscheint neben den übrigen fast wie ein Knabe. Es ist der Monte nuovo, dicht am Meere zwischen Pozzuoli und Bajä, der in einer grauenvollen Septembernacht des Jahres 1538 emporstieg zum nicht geringen Erstaunen und Schrecken der Umwohner. Zwei Tage und eben so viele Nächte lang hatte der Boden Asche und Steine ausgeworfen, und als sich am dritten die dichten Dämpfe, welche Alles rings um die Stelle des Ausbruches in tiefstes Dunkel gehüllt hatten, verzogen, da war der neue Berg fertig, ein fast fünfhundert Fuß hoher kohlschwarzer Schlacken- und Aschenhaufen. Heute erscheint der Krater des Monte nuovo als ein gegen vierhundert Fuß tiefer und zwölfhundert Fuß im Durchmesser haltender Kegel, dessen ebener Boden angebaut ist.

Aber der neue Berg war nicht immer so ruhig. Erst acht Tage alt, stieß er so gewaltige Massen Dampf aus, daß er viele Menschen tödtete und die Stadt Pozzuoli, eine der reichsten Städte Campaniens in jener Zeit, gänzlich zerstörte und mit Asche bedeckte.

Digitized by Google

Der Vesuv in seiner jetzigen Gestaltung besteht aus zwei Kegeln von concentrischer Bildung. Der äußere führt den Namen Somma und erreicht eine Höhe von 3400 Fuß. Derselbe umschließt den inneren, 3700 Fuß hohen Vesuvkegel an der Nordseite als ein halbmondförmiger, nach Innen sehr steil abfallender Wall. Zwischen beiden liegt das Atrio del Cavallo, so genannt, weil die Reisenden dort ihre Pferde zurückzulassen pflegen.

Die isolirte Lage des Berges in der Nähe des Meeres selbst verleiht ihm einen viel imposanteren Anblick, als er Bergen von gleicher Höhe in anderen Gebirgen, z. B. dem Brocken u. s. w., eigen ist. Die Entstehung jenes Theiles des Berges, welcher im engeren Sinne Vesuv genannt wird, d. h. die Entstehung des jetzigen Aschenkegels dürfte vielleicht auch nicht viel weiter zurückzudatiren sein als bis zu jener berühmten Eruption vom Jahre 79 christlicher Zeitrechnung, bei welcher Pompeji und Herculaneum zerstört wurden. Es scheint dies aus vielen Stellen in den Schriften der Alten hervorzugehen, welche nie dieser höheren, bloß aus Auswürflingen bestehenden Spitze erwähnen.

An der West-, Ost- und Südseite fehlt der Somma-Wall; neuere Lavaströme und Ausbruchsmassen bedecken den größten Theil der Abhänge, und nur in einzelnen durch tiefe Schluchten von einander getrennten Hügeln, so z. B. dem, auf welchem das Observatorium 1920 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, stehen noch Theile des alten Kegels unbedeckt zu Tage. Wäre der äußere Ring, d. h. der Monte Somma, noch vollständig erhalten, so hätten wir einen Durchschnitt von 9000 Fuß.

Strabo, der Zeitgenosse des Augustus und Tiberius, beschreibt uns den Vesuv als einen Berg mit nur einem Gipfel. Es war dies die Somma, damals mit kräftigen Bäumen bedeckt und von fruchtbaren Feldern umgeben.

In jener Zeit ahnte Niemand, ein wie gefährlicher Nachbar der Berg wäre, und selbst als im Jahre 63 ein schreckliches Erdbeben Pompeji und Herculaneum zerstörte, fiel es den unglücklichen Bewohnern dieser Städte nicht im mindesten ein, den Vesuv dafür verantwortlich zu machen.

Die Einwohner von Pompeji waren, wie die neueren Ausgrabungen gezeigt haben, noch damit beschäftigt, die Häuser, welche durch die vorausgegangene Katastrophe niedergestürzt worden waren, wieder aufzubauen, als ihre Stadt gänzlich oder doch fast gänzlich verschüttet wurde. Am 24. August 79 nach Christus fand nämlich jene vor allen berühmte furchtbare Eruption statt, welche der jüngere Plinius in seinen Briefen meisterhaft beschrieben hat. Es war während mehrerer Tage ein Erdbeben vorausgegangen; dasselbe war jedoch so schwach, daß es von den an ähnliche Erscheinungen gewöhnten Einwohnern nicht beachtet wurde. In der Nacht jedoch, welche dem Ausbruche vorausging, wurde die Bewegung des Bodens so heftig, daß sie Alles mit Zerstörung bedrohte.

Gegen Nachmittag endlich sah man in der Richtung des Berges eine dichte Wolke, welche sich anfangs senkrecht erhob und dann seitlich in conischer Form ausbreitete, so daß der obere Theil mit den Aesten, der untere mit dem Stamm einer Pinie verglichen werden konnte, jenes schönen Baumes, der in dem Charakter der italiänischen Landschaft eine hervorragende Rolle spielt. Die dichte Wolke, welche sich rings um den Berg angesammelt hatte, wurde nur zuweilen von Flammenerscheinungen, stärker als jene des Blitzes, durchbrochen. Sie bedeckte im Allgemeinen die Umgegend von Neapel mit der dichtesten Finsterniß und verbreitete Aschenmassen von großer Mächtigkeit bis selbst nach Misenum hinüber, woselbst noch, jenseits des breiten Golfes, die Häuser erzitterten: so heftig war der Stoß des Erdbebens. Dieser nämliche Stoß scheint auch den Vulcan gesprengt zu haben; denn als-

Digitized by Google

bald erschien über dessen Gipfel eine ungeheure Aschenwolke, deren Niederfall die Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiä verschüttete.

Der Ausbruch dauerte vier Tage und vier Nächte. Was als Aschenregen zur Erde fiel, war aller Wahrscheinlichkeit nach der durch die Explosion in die Luft geschleuderte Tuff des Berges.

Es wurde dieses Ausbruches hier ausführlicher gedacht, weil der Vesuv seit jener Zeit mit größeren oder geringeren Unterbrechungen thätig blieb, namentlich aber, weil die Eruption des Jahres 1872 eine auffallende Aehnlichkeit mit jener hatte.

Bis zum Beginne des sechzehnten Jahrhunderts sind nur neun Ausbrüche mit Sicherheit festzustellen, und seit dem siebzehnten haben dieselben entschieden an Intensivität zugenommen. Das gilt namentlich von dem zweiten größeren Ausbruche am 15. Decbr. 1631. Unter einem furchtbaren Stoße öffnete sich die Südseite des Berges über dem Atrio del Cavallo; mit größter Wuth wurden glühende Steine, große Rauchmassen und eine furchtbare Aschensäule ausgeschleudert, welche die Sonne verdunkelte, als Aschenregen Neapel einen Fuß hoch bedeckte und über ganz Süditalien wegflog. Dem Berge zunächst aber fiel ein furchtbarer Hagel glühender Steine und zerstörte Städte, Dörfer und Pflanzungen.

Das dauerte mehrere Tage. Am 18. December aber ergoß sich nach einem zweiten heftigen Erdstoße eine ungeheure Lavafluth aus dem Krater, theilte sich in mehrere breite Arme und floß über die Abhänge von Torre dell'Annunziata bis Portici ans Meeresufer hinab und noch siebenhundert Fuß ins Meer hinein. Ihre Geschwindigkeit war so groß, daß sie den Weg in einer Stunde zurücklegte.

Damals kamen vom Berge auch furchtbare Wasserströme herab, von denen ungewiß, ob sie aus dem Inneren des Vesuvs oder aus den Wolken über ihm ihren Ursprung genommen.

Der Ausbruch zerstörte Torre dell'Annunziata, Torre del Greco, Resina und Portici, und tödtete über dreitausend Menschen.

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts brachte besonders zahlreiche und verheerende Ausbrüche. Der furchtbarste war der vom 15. Juli 1794, der Torre del Greco unter einem Lavastrom begrub, welcher bis ins Meer floß, so daß dieses weitum ins Sieden gerieth und gekochte Fische die Fläche desselben bedeckten. Die Masse der damals ausgeströmten Lava wird auf 457 Millionen Kubikfuß berechnet.

Im neunzehnten Jahrhundert setzte der Vulcan seine verheerende Thätigkeit nicht minder fort. Der Ausbruch von 1850 sendete einen Lavastrom in das Atrio del Cavallo und der von 1855 zeichnete sich durch eine Feuercascade aus, die sich im Fosso di Faraone über einer Tuffschwelle bildete und nicht minder durch ihre colossale Größe als durch ihren blendenden Glanz einen wunderbaren Anblick gewährte.

Vom März 1866 bis zum 13. November 1867 war der Berg ununterbrochen unruhig, und mit diesem Tage begann eine Reihe von Ausbrüchen, die sich bis zum Januar 1868 fortwährend steigerten. Seither dauerte die Erregtheit bis zum 24. April d. J. in verschiedenem Grade fort.

In der Zeit von Ende 1869 bis Anfang 1871 änderte sich die Gestaltung des Vesuvs wesentlich.

Damals erhob sich der gewaltige Hauptkegel aus dem ihn umgürtenden Ringwalle der Somma und in dem Thale, welches beide trennte, dem oft genannten Atrio del Cavallo, war das Schlackenfeld ausgebreitet, das die Decke des Lavastromes von 1868 bildete. Erst

Digitized by Google

an der Kante des Kraters angelangt, konnte man wahrnehmen, daß derselbe nicht einfach gebaut war, sondern aus zwei unvollständig getrennten, gewaltigen Trichtern, einem älteren und einem jüngeren, bestand. Die Wände, welche jähe nach Innen abstürzten, waren theilweise überhängend. Formen von unbeschreiblicher Wildheit zeigten sich namentlich an jener Stelle, an welcher der jüngere Krater in das Gebiet des älteren eingriff. Der tiefste Grund war mit großen Blöcken bedeckt, etwas in die Länge gezogen, etwa dem Bette eines Alpenbaches vergleichbar. Die höheren Theile der Wände zeigten sich bunt, hochroth und gelb, auch grüngelb gefärbt, was von einem Ueberzuge von Eisenchlorid herrührte.

Im Frühjahre 1871 konnte man schon von Neapel aus eine namhafte Veränderung wahrnehmen. Während im December 1869 der Hauptkegel noch einen nahezu symmetrischen Bau gezeigt hatte, und nur am Krater-Rande selbst der complicirte Bau des Schlundes erkennbar geworden war, bemerkte man jetzt zur Linken nordöstlich am Krater einen selbständigen neuen Zacken des Berges, einen neuen Adventivkrater, der sich seit dem Monate Januar aufgebaut hatte, und man sah bei Nacht von Neapel aus ein grelles rothes Licht in kurzen Zeitabschnitten bald auf dem kleinen Adventivkrater, bald auf dem Hauptkrater aufleuchten.

Jener war etwa hundert Fuß hoch. Vier gewaltige Platten von Lava, senkrecht aufgestellt, gränzten den Kessel im Inneren ab und ragten mit wilden Zacken in die Luft. In geringer Tiefe zeigte sich im Inneren ein kleiner See von glühender Lava, und aus ihrer Mitte erhob sich ein nur wenige Fuß hoher Kegel mit runder Oeffnung an seinem Scheitel. Aus dieser Oeffnung drang etwa siebenmal in der Minute mit heftigem Geräusche ein Strahl weißen Wasserdampfes hervor, der glühende Lavastücke hoch in die Luft schleuderte. Diese trafen zum Theil auf die zackigen Hörner der großen Platten und sammelten sich auf ihnen als schwarze Schlacken von den abenteuerlichsten Formen, während viele andere Theile mit buntfarbigem Eisenchlorid bedeckt waren.

Entschieden abweichend hiervon war die Erscheinung des Hauptkraters, den außen ein weißer Anflug von Kochsalz bedeckte. Seltene, aber gewaltige dumpfe Schläge erdröhnten unter demselben, und nach jedem Schlage rollte eine größere oder geringere Menge ausgeworfener Steine über den Abhang herab. Die größeren Blöcke vergruben sich in Folge ihres Gewichtes in die lose Masse des Aschenkegels. Diese Auswürflinge waren übrigens so heiß, daß in ihre Nähe gebrachtes Papier sich entzündete. Gleichwohl waren auch sie im Niederfallen schon mit einer leichten Hülle von Kochsalz bedeckt.

Wenige Wochen vor dem letzten Ausbruche sah man von Neapel aus eine lange Wolke dichten weißen Qualmes, der aus dem Adventivkrater aufstieg, während aus dem großen Krater nur von Zeit zu Zeit Wolken hervorgestoßen wurden, welche in der Regel durch beigemengte Asche grau gefärbt waren. Nachts war fast beständig auf dem Adventivkrater ein grelles Licht zu sehen, während das Aufleuchten des Hauptkraters nur periodisch eintrat. In einzelnen Nächten zeigte sich über dem Hauptkrater ein rother Feuerschein, welcher von der Abspiegelung des in der Tiefe liegenden Lavasee's auf einer über demselben schwebenden Wolke herrührte.

In den ersten Tagen des April fand sich der Adventivkrater bedeutend erhöht und seine Mündung gegen oben verengt und gleichsam in die Höhe gezogen, was sich wohl aus dem fortgesetzten Anwerfen von glühenden Lavastücken an die umgränzenden Zacken erklärt. Der ganze obere Theil des Adventivkraters war mit losem, schwammigem Eisenchlorid bedeckt, und aus der Oeffnung schlug mit ununterbrochenem Brausen wie aus einem Hochofen

Digitized by Google

eine durchsichtige Flamme hervor, die sich jedoch nur mäßig über den Rand des Kraters erhob. Der Rand hatte sich namhaft erhöht, und der Lavasee, sowie der kleine Kegel im Inneren, waren verschwunden, während das Auswerfen glühender Lavastücke auch jetzt noch fortdauerte.

Als auffallendste Erscheinung aber war festzustellen, daß sich die Entfernung zwischen dem Adventivkrater und dem Hauptkrater seit dem Vorjahre bedeutend verringert hatte. Beide trennte jetzt nur noch ein schmaler Rücken. Gleichwohl war gewiß, daß der Adventivkrater seine Stelle nicht geändert hatte. Es mußte sich also der Hauptkrater an dieser Seite dem Adventivkrater durch fortwährenden Auswurf genähert haben.

Hieraus war zu schließen, einmal, daß eine gemeinschaftliche Spalte in der Tiefe beide Krater verbinde, und dann, daß eine Eruption nicht mehr fern sei, welche beide Krater verbinden werde.

Der neueste Ausbruch des Vulcanes war also in keiner Weise ein unerwartetes oder für die Geschichte desselben außerordentliches Ereigniß. Der seit Jahrhunderten überaus thätige Vulcan wird in größeren oder geringeren Zwischenräumen noch oft die in den reizenden Gefilden seiner Umgebung wohnenden Menschen ängstigen und seine gewaltige Donnerstimme ertönen lassen, und so verheerend der letzte Paroxysmus war, so wird man sich wohl glücklich schätzen dürfen, wenn derselbe auch in künftigen Fällen immer noch so verläuft wie diesmal.

Die Reihenfolge der Erscheinungen bei den Ausbrüchen kann im Allgemeinen als folgende bezeichnet werden: zuerst heftige Detonationen und Erderschütterungen, sodann Steigerung der gewöhnlichen Erscheinungen am Krater, Vermehrung der ausströmenden Dämpfe und schwarzen Rauchmassen und schließlich Ausströmen der Lava, welchem wieder Rauch und Asche folgen, bis der Vulcan in Rauch-, Dampf- und Gasexhalationen allmählich wieder zur Ruhe kommt.

Was aus dem Vulcane bricht, ist theils fest, in der Form von Lava, Schlacken, Bomben, Lapilli und Asche, theils gasförmig. Die glühenden festen oder gasförmigen Auswürfe geben das Schauspiel des feuerspeienden Berges.

Die Vorstellungen, welche man gemeinhin mit dem Worte Lava verbindet, sind meist eben so verschiedenartig wie einseitig. Es wäre weit gefehlt, sich darunter eine bestimmte, stets gleichartige Gesteinsart zu denken: es handelt sich vielmehr im Gegentheile um Felsarten von sehr verschiedener chemischer und mineralogischer Zusammensetzung. L. v. Buch faßt den Begriff der Lava in folgenden Worten zusammen: „Alles ist Lava, was im Vulcane fließt und durch seine Flüssigkeit neue Lagerstätten einnimmt. Also nicht Kalkstein, nicht Tuff und Asche von Herculaneum, nicht Wacke von Sorrent oder Monte Verde. Lavaströme sind die fließenden Massen von der Höhe gegen den Fuß des Vulcans; Lavaschichten jene, welche sich im Berge aufeinander häuften; Lavastücke die ausgeworfenen und abgerissenen Stücke von Schichten und Strömen. Das Unterscheidende der Lava liegt also nicht in der Substanz. Und wenn auch Kalkstein flüssig vom Berg herabkäme, so wäre es doch Lava. Die Natur der Masse entscheidet es nicht. Es ist also kein mineralogischer (oder petrographischer) Begriff, vielmehr eine geologische Bestimmung. Und deswegen ist es unmöglich, eine gemeinschaftliche Charakteristik der Massen zu finden, aus welchen die Laven bestehen. Es wäre, als verlangte man eine allgemeine äußere Beschreibung der Substanz, welche die Gänge ausfüllt."

Digitized by Google

Eine Hauptrolle spielt der Wasserdampf, und zwar nicht bloß zur Zeit der Thätigkeit, sondern auch zur Zeit der Ruhe.

Die weiße Wolke, welche zur Zeit der Ruhe über dem Krater des Vesuvs steht, ist eine Dampf-Wolke. Wasserdämpfe entströmen beim Ausbruche dem Krater mit solcher Gewalt, daß sie nicht bloß Asche und Schlacken, sondern selbst große Lavatrümmer bis zu einer Höhe von sechs- und mehr tausend Fuß emporschleudern. Wasserdämpfe geben der Rauchsäule ihre Kraft, nach oben aufzusteigen und sich zu gestalten, und Wasserdämpfe erzeugen die elektrischen Erscheinungen: die Blitze und Gewitter in der Rauchsäule und in ihrem Wolkenschirme. Wasserdämpfe heben tief unten im Kraterschlunde die Lava; und wenn die Lavaströme längst zu fließen aufgehört haben, steigen noch immer Wasserdämpfe aus ihnen auf.

Die Frage, woher diese Wasserdämpfe kommen, liegt nahe genug: das Meer speist als riesiges Wasserreservoir den Dampfkessel des Vulcanes. Die Spalten der Erdrinde lassen das Meerwasser so tief hinabdringen, daß es durch die im Inneren der Erde herrschende Temperatur in Dampf von sehr hoher Spannung verwandelt wird. Trifft dieser mit aus dem Inneren emporgepreßtem, vielleicht auch in Höhlen angesammeltem feurig-flüssigem Materiale zusammen, so drückt er dieses als flüssige Säule in die Höhe und bahnt sich, wo er den Ausgang versperrt findet, unter Explosionen gewaltsam den Ausweg. —

Es war gegen Abend des 24. April, als sich der Vesuv mit einem furchtbaren Donner öffnete. Die Lava schoß mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und in ebenso ungewöhnlicher Menge aus dem Berge hervor. Ein Strom ergoß sich in der Richtung von Resina, ein anderer in jener von Torre del Greco. Man sah, wie die Ströme sich dort und da wieder in kleinere Arme theilten und in eigenthümlicher Symmetrie die Seiten des Vulcanes herabglitten. Drei Krater unten an der Basis des großen Kegels entsendeten dieselben, und Berg, Himmel und Meer erglühten in dunkelem Purpur. Die Nacht war ruhig, mild und klar, und der Vollmond erhöhte durch den Gegensatz seines sanften grünlichen Lichtes die Röthe des Berges. Halb Neapel war auf den Beinen, und Wagen an Wagen eilte nach der Maddalenen-Brücke. *)

Gleich als wären Pulverminen in endloser Kette an einander gereiht und von frevelnder Hand entzündet, folgte Schlag auf Schlag in kurzen gemessenen Pausen. Die Bewohner von Torre dell'Annunziata und Torre del Greco waren am ärgsten bedroht. Beide Orte verdankten ihre augenblickliche Rettung nur dem Umstande, daß sich in halber Höhe des Berges plötzlich ein neuer Kegel erhob, der dem Strome eine andere Richtung gab.

Neapel kam die ganze Nacht hindurch nicht zur Ruhe. Die Bevölkerung war aufgeregt, aber die Bestürzung stieg nicht auf jenen Grad, der bei ähnlichen Anlässen zu bedenklichen Ruhestörungen geführt hatte.

So brach der Morgen des 25. an. Die Lava schien sich in der Nacht merkwürdiger Weise gestopft zu haben. Die Ströme waren nicht weiter vorgerückt, der Vesuv rauchte zwar stärker als sonst, gab jedoch keinen Anlaß zu irgendwelchen ernsten Befürchtungen.

---

*) Sie führt dicht vor dem Ostende der Stadt in unmittelbarer Nähe des Meeres über den kleinen Sebeto. Red.

Digitized by Google

Die Erzählung eines Freundes, der am Morgen von Castellamare gekommen war, entrollt ein schreckliches Bild der Vorgänge, deren Zeuge er gewesen.

Um fünf Uhr waren alle in Castellamare vorhanden gewesenen Eisenbahnzüge abgegangen und sich in kurzen Zwischenräumen gefolgt. Trotz dem Gerassel der Wagen hörte man es oft hart auf die Decke derselben schlagen, als flögen Steine auf sie herab; dann tönte es wieder wie von niederfallendem Regen.

Schon weit vor Torre dell'Annunziata stieß der Zug auf Schaaren fliehender Menschen, welche die vorüber fliegenden Wagen um Hülfe und Rettung anflehten. Aber rastlos ging es vorwärts, denn dicht hinterdrein folgte schon ein anderer Zug.

Der Bahnhof von Torre dell'Annunziata wimmelte von Menschen, die sich bis unter die Räder drängten und schoben, Entsetzen im Antlitz. Aus der Stadt herüber tönten in raschen Schlägen die Thurmglocken. Das waren grauenvolle Minuten. Im Nu waren alle Wagen gefüllt. Hunderte blieben laut aufheulend zurück.

In Torre del Greco wiederholte sich dasselbe Bild. Auch hier waren Hunderte, ja Tausende dem Zuge entgegen geeilt; wieder rangen sie die Hände und wieder übertönte der gellende Pfiff der Maschine und der Donner des wüthenden Berges ihren Schrei. Der Zug rollte unaufhaltsam an ihnen vorüber. Im Bahnhofe gab es keine Secunde Verweilens. Alle Wagen waren zum Erdrücken voll. Man kauerte und stand auf dem Boden, Andere lagen vom Entsetzen überwältigt auf den Sitzen und unter den Bänken. Man erzählte sich von Verzweifelnden, die sich der Maschine entgegengeworfen, um sie zum Stehen zu bringen.

Indeß zogen Tausende aus Neapel aus, um ein Schauspiel zu genießen, das sich von Stunde zu Stunde in stets höherer Schönheit offenbarte. Die Straßen waren gefüllt wie am Tage des heiligen Januarius. Die Massen des Volkes wurden immer ungeberdiger; es bäumte sich wie der scheu gewordene Stier, und die Polizei und die Nationalgarde hatten Mühe genug, es wieder zur Ruhe zu bringen. Man muß es den Behörden der Stadt nachrühmen, sie entwickelten eben so viel Klugheit wie Energie. In wenigen Stunden waren die bekannten Auswürflinge der Gesellschaft, die notorischen Verbrecher und Diebe, hinter Schloß und Riegel gebracht, und die Sicherheit der Person wie des Eigenthumes war in Neapel nie in solchem Grade zu finden wie in dieser Stunde der Gefahr.

Daß Todte und Verwundete zu beklagen waren, konnte kein Geheimniß bleiben, aber das tausendzüngige Gerücht übertrieb deren Anzahl. Jeder neue Strom, der vom Berge sich herabwälzte, schuf ein neues Herculanenm und Pompeji, und um die Mittagsstunde sprach man bereits von einigen Hunderten, die elend zu Grunde gegangen sein sollten.

Aber gerade in der unzweifelhaft gegebenen Gefahr lag ein unwiderstehlicher Reiz. Hunderte machten sich auf den Weg nach dem Vesuv.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als mein Gewährsmann, der schon mehreren Ausbrüchen des Berges angewohnt hatte, mit ein paar Damen, deren Muth nicht hinter ihrer Neugier zurückblieb, sich auf den Weg machte und drei Stunden später langten sie auf der Höhe an, welche die sogenannte Eremitage trägt, in welcher man bei einem falschen Mönche nichts findet als mittelmäßigen Wein für theures Geld.

Die Lava floß in gewaltigen Massen, aber zäh und langsam an der Seite der Somma herab, so daß sie von ihrem Standpunkte nichts sehen konnten, was ihre Aufmerksamkeit in besonderem Grade gefesselt hätte. Sie wendeten sich deshalb quer über die heißen

Digitized by Google

Schlacken nach dem Atrio del Cavallo und gelangten mit großer Mühe und halbverbranntem Schuhzeug an den Fuß des großen Kegels gegen Nordost.

Es gab in diesem Augenblicke nur noch einen Lavastrom, und auch dieser war ohne Bedeutung und schob sich nur langsam vorwärts. Unter dem dumpfen und grauenhaften Gebrülle des Vulcanes und bald müde des Anblickes, der nichts Außerordentliches zu bieten vermochte, auch weitaus mit dem nicht verglichen werden konnte, das sie gestern von der Ferne gehabt, machten sie sich wieder auf den Rückweg und gelangten in kurzer Frist zu ihrem Wagen, müde und verstimmt über den unartigen Berg, der gerade zur unrechten Zeit seine Thätigkeit eingestellt hatte.

Da der Mond von dunklem und aus dem Vulcan aufsteigendem Gewölke verhüllt war, stiegen sie beim Scheine von Fackeln bergab und langten in weniger als anderthalb Stunden unten in Resina an, wo sie eine Menge Leute antrafen, die im Begriffe standen, denselben Weg zu machen, den sie eben zurückgelegt.

Hier zeigte sich auch, daß sich ein neuer, breiter, drohender Strom mit reißender Geschwindigkeit die Höhe herab ergoß, nicht mehr bloß aus dem großen Krater, sondern aus einer Anzahl anderer, die sich eben geöffnet. Zu gleicher Zeit brach durch die Stille der Nacht — es war bereits halb zwölf Uhr geworden — ein Getöse, das sich nur mit dem Donner von ein paar hundert Geschützen vergleichen ließ.

Die Regierung bot die bewaffnete Macht auf, um den Verkehr mit gefährlichen Orten abzusperren, und begann Hülfsmaßregeln zu organisiren. Inzwischen stieg die Zahl der Flüchtlinge aus Resina, Torre del Greco, Torre dell'Annunziata und sogar aus Castellamare von Stunde zu Stunde. Auch in Neapel wuchs die Bestürzung mehr und mehr. Es herrschte eine wahre Panique, und alle Welt prophezeite einen erneuten Ausbruch für den Abend.

Die ältesten Leute versicherten, seit Menschengedenken sei keine so schreckliche Eruption erlebt worden wie diese.

Am 26. Nachmittags vier Uhr zeigte sich der Berg von Santa Lucia aus in eine dichte Rauchwolke gehüllt, die vom Gipfel bis zur halben Höhe herabreichte. Die Sonne schien glühend, und es wehte ein drückender Scirocco. Man konnte die Lava, welche man sonst am Tage nicht zu unterscheiden vermag, deutlich erkennen und die Richtung ihrer Ströme mit dem röthlichen Rauche genau verfolgen. Am Tage vorher hatten sie sich gegen Resina zugewendet, nun schienen sie ihren Weg nach dem Meere nehmen zu wollen.

Tausende von Männern, Frauen und Kindern lagen auf den Knien vor der Statue des heiligen Januarius, der auf der Maddalena-Brücke auf einem Marmor-Altare steht und, dem Meere den Rücken zukehrend, die Rechte mit gebieterisch abwehrender Bewegung gegen den Vesuv ausstreckt. Er ist und bleibt dem noch in der Nacht des Mittelalters befangenen Volke der erste Vesuv-Heilige. Sein Haupt-Heiligthum befindet sich in einer Capelle des Domes, genannt Tesoro di San Gennaro, in einem Vico der Tribunalstraße. Dort steht seine Büste aus massivem, stark vergoldetem Silber. Dort sind seine Schätze aufgehäuft. Sie wuchsen von 1526, wo ihm die Neapolitaner der Pest wegen eine besondere Capelle bauten, auf mehr als vier Millionen Francs in Edelsteinen, goldenen und silbernen Geräthschaften und gleichen Statuen an. Dort geht auch alljährlich unter ungeheuerem Zusammenlaufe von Gläubigen das Wunder der Flüssigmachung seines Blutes vor sich, das er unter Diocletian vergoß.

Digitized by Google

Die Menge zu den Füßen des Brückenheiligen verlangte auch heute ein Wunder. Die Wuth derselben, der alles und jedes Verständniß der Naturerscheinungen abgeht, richtete sich erst gegen unschuldige Ursachen, und ihre Kräfte erlahmten endlich in feiger Furcht und Hülflosigkeit zu den Füßen der Pfaffen und marmornen Heiligen. Von allen Kirchen und Capellen hörte man durch das Sausen und Donnern des wüthenden Berges von halber zu halber Stunde keck und fanatisch das nervenaufregende Gebimmel von tausend Glocken und Glöcklein.

Wild und wilder ward der Ruf nach dem Patron der Stadt, dem Divo Januario. Alle Kirchen waren überfüllt, obschon was ungebildete Priester dort verkündeten, nicht Trost brachte, sondern nur neue Angst und neuen Schrecken. In allen Straßen, Gassen und Gäßchen wurden Altäre und Altärchen errichtet. Die Polizei und Nationalgarde hatte alle Hände voll zu thun, Processionen zu verhindern, die sich dort und da bilden wollten. Die Menge forderte stürmisch, man solle das Bild des heiligen Januarius herumführen, und es kostete unglaubliche Mühe, sie zu beruhigen.

Das Volk wollte ein Wunder; denn seiner Ansicht nach konnte nur ein Wunder den Berg zum Schweigen bringen, und Niemand als San Gennaro vermag dies Wunder zu wirken. Darum schmückte das Volk seine Statue auf der Maddalenen-Brücke mit Blumen und zündete Hunderte von Wachskerzchen vor derselben an. Die Weiber heulten und schrieen und rauften sich ihr Haar und stimmten dazwischen eine Litanei an, in welche die Männer schreiend einfielen. Der Heilige beugte sich unter den Blumenspenden, die sein Haupt, seinen ausgestreckten Arm, sein Kleid bedeckten, — aber der Berg tobte fort.

Das Gebet der Neapolitaner zu ihrem Schutzheiligen ist heiß und innig; man möchte es wild nennen. Hilft er ihnen aber nicht, so wenden sie sich in stiller Verachtung von ihm ab und strafen ihn dadurch, daß sie die nächsten Wochen kein Wort mehr an ihn verlieren.

In Resina räumte Alles die Stadt und schaffte seine Habseligkeiten fort, so gut es angehen mochte. Die Gefangenen waren schon Mittags aus den dortigen Gefängnissen nach Neapel gebracht worden. Die Eisenbahngesellschaft fuhr die ganze Welt unentgeltlich, und ein Specialzug folgte dem anderen.

Inzwischen hatte sich der Donner des Berges zu einer solchen Heftigkeit gesteigert, daß er die Sinne verwirrte, Erde und Häuser zittern machte. Immer neue Lavaströme ergossen sich von der Spitze herab über das geängstigte Land und schienen nur eine einzige Feuermasse zu bilden. Man konnte deutlich wahrnehmen, wie sich in der halben Höhe des eigentlichen Aschenkegels, und zwar in der Richtung oberhalb Torre del Greco's plötzlich ein neues Loch bildete, aus dem ein reißender Lavastrom mit einer Geschwindigkeit von mindestens tausend Fuß in der ersten halben Minute herabschoß, bis er dann, langsamer werdend, sich allmählich mehr in die Breite dehnte. Zeitweise glaubte man, das Observatorium sei rettungslos verloren: es schien mitten in den Flammen zu stehen, allein seine glückliche Lage auf der Höhe des Hügelrückens rettete es.

Eine breite, wohlgebaute und trefflich unterhaltene Fahrstraße führt von Resina zwischen Weingärten und Lavafeldern hinlaufend zur Eremitage hinauf, hinter der sich in einer Höhe von zweitausend Fuß über dem Meere und fünfhundert unter dem Atrio del Cavallo das prächtige Real' Osservatorio Meteorologico Vesuviano zwischen Blumen und Bäumen erhebt. Ferdinand II. ließ den Bau durch den Architekten Fazzini führen, welchem der Physiker Macedonio Melloni als Beirath zur Seite stand.

Digitized by Google

Dort oben hauſt, wenn der Berg einen anderen als den gewöhnlichen Zuſtand zeigt, der Director Luigi Palmieri und ſendet von dort aus mit dem Telegraphen ſeine bald ſchreckenden, bald tröſtlichen Depeſchen nach Torre del Greco, Portici und Neapel, von wo ſie in die weite Welt hinausfliegen.

Iſt der Berg ruhig, ſo bleibt Palmieri in ſeinem Wohnhauſe in Neapel, wohin ein Draht vom Oſſervatorio herabführt, und reitet nur wöchentlich ein paar Male auf einem Eſelein da hinauf, um von den Notizen Einſicht zu nehmen, die ſein Aſſiſtent in der Zwiſchenzeit geſammelt hat.

Auf dem Obſervatorium war das Rumoren des Feuerberges entſetzlich, die Hitze der Lava machte den Aufenthalt auf den Terraſſen unerträglich, der Boden war in ununterbrochener Schwankung. Die Regierung ſchickte zwei Carabinieri und einen Adjuncten hinauf; ſie ſollten Palmieri Hülfe leiſten und hatten die Ausſicht, mit ihm zu Grunde zu gehen. Ohne die geringſte Aufregung ſendete er Bulletin über Bulletin in die Städte hinab, Vorſichtsmaßregeln gegen Aſche und Lava treffend, Troſt und Beruhigung ſpendend. Die unterirdiſchen Donner brüllten um ihn; die Wände des Obſervatoriums glühten; die Aſche auf ſeinem Dache wuchs einen Decimeter und darüber; Projectile aller Art und Größe klapperten und raſſelten auf Dach und Treppen, und dichte Schwefeldämpfe erſchwerten das Athemholen — aber der kleine anſpruchsloſe Mann und große Gelehrte hielt tapfer aus, bis die Gefahr vorüber war.

Die Zahl der Flüchtlinge mehrte ſich von Viertelſtunde zu Viertelſtunde. Hunderte belagerten die Thüren des Hospitales de' Pellegrini; denn dorthin brachte man die Todten und Verwundeten.

Sie boten einen furchtbaren Anblick: unter ihren unverſehrt gebliebenen Kleidern löſte ſich die Haut vom Fleiſche. Der aus der Lava aufſteigende betäubende Dampf hatte ſie wanken gemacht; im Fallen hatten ſie Rettung geſucht; ſie klammerten ſich an den Boden, ſie griffen in die Lava hinein, und Fleiſch und Nägel löſten ſich von den Händen. Man erzählte bereits von zehn Todten und zahlreichen Verwundeten.

Am Freitag den 26. Morgens öffneten ſich nach Weſt und Südweſt unter furchtbarem Krachen neue Krater, und ſeit dieſer Zeit ſchwebte über dem Berge eine Dampfwolke, die ſich etwa zehntauſend Meter über demſelben erhoben hatte. Der unaufhaltſam nachdrängende Dampf füllte ſie immer breiter und tiefer, ſo daß ſie zuletzt den ganzen öſtlichen Himmel bedeckte. Von blendend weißer Farbe, ſtrahlte ſie aus dem am Gipfel und um die Seiten des Kraters ſich ballenden ſchweren tiefſchwarzen Rauch hervor und zog über die weite Landſchaft hin. Erſt ſtand Alles wie angefeſſelt von dem wunderbaren Anblicke; aber bald gewann das Gefühl des Unheimlichen, die bange Ahnung vor dem Schrecklichen die Oberhand, und die über Aller Häuptern ſchwebende Wolke trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther zu entmuthigen.

Der Berg raſte. Die Häuſer Neapels zitterten in ihren Grundfeſten, die Fenſterſcheiben klirrten ohne Unterbrechung, und von den Decken der Zimmer löſte ſich kniſternd der Kalkbewurf und rieſelte auf Möbel und Stubenboden herab. Am bedenklichſten ſtanden die Dinge in dem auf vulcaniſcher Berghöhe liegenden Stadtviertel Pizzofalcone. Dort ſchwankten die Häuſer der Art, daß die Bewohner unter lautem Angſtgeſchrei und Händeringen auf die Straße ſtürzten.

Von Stunde zu Stunde wuchſen die Gerüchte: um die Mittagsſtunde ſchon wußte Jeder von einigen Hunderten, die elend zu Grunde gegangen waren, wußte Jeder der

Digitized by Google

Gefragten eine andere Namensliste von diesen Hunderten anzugeben. Neapolitaner, Engländer, Deutsche und Franzosen waren von ihrem grausigen Schicksale ereilt worden.

Die Alles verwüstende Lava rückte immer tiefer und tiefer ins Thal herab und verschlang mit gierigem Heißhunger Gärten und Felder und Weinberge. Aus San Torio, San Sebastiano, Somma Vesuviana, Ponticelli und Torre del Greco liefen Telegramme über Telegramme ein, die von Neapel Hülfe verlangten.

Der Präfect Marchese d'Afflitto und der Militärcommandant General Pettinengo sendeten sofort, was eigentlich längst hätte geschehen sollen, dreißig Ambulancen und alle Sänften, welche man auftreiben konnte, in Begleitung zahlreicher Polizeimannschaft nach den bedrohten Punkten ab. Aerzte schlossen sich ihnen theils aufgefordert, theils freiwillig an. Aber noch hatten sie nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als ihnen auch schon Hunderte von Fuhrwerken jeder Art, mit Menschen und Hab und Gut hoch beladen, entgegenkamen. Es waren die fliehenden Einwohner von Portici, San Sebastiano und weiter oben gelegenen Orten. Frauen trugen ihre besten Kleider in großen Bündeln auf dem Kopfe; ein Kind auf dem Arme, ein anderes an der Hand nachzerrend schwankten sie bleich und elend daher. Neben, vor und hinter ihnen die Männer, die wenigen Hausthiere vor sich hertreibend und in der allgemeinen Verwirrung mühsam zusammenhaltend. Auf den Wagen und Karren lagen Kinder und Greise, viele im tiefen Schlafe nach der wilden Angst und Aufregung der beiden letzten Tage.

Hier kam eine Schaar rothmütziger Corallenfischer aus Torre del Greco; ihre ausdrucksvollen schön geschnittenen Köpfe mit dem prächtigen Bronzeton gaben Zeugniß von der sorgenreichen Nacht. Dort schritten ernste Männer mit rundem Hute und schwarzer Jacke von den Höhen herab. Es waren die unglücklichen Bewohner der weißen Häuser der Somma Vesuviana.

Zwischen durch ging ein langer Zug von Wagen voll Todter und Verwundeter die Straße entlang.

Ein Carabiniere, der von San Sebastiano herabkam, das auf der Ebene zwischen Portici und San Giovanni liegt, erzählte, der Boden sei daselbst in fortwährender Bewegung, und die Einwohner flöhen aus Angst, von den Trümmern ihrer einstürzenden Häuser erschlagen zu werden.

Die Eisenbahn beförderte unaufhörlich und unentgeltlich die flüchtenden Familien und ihre Habseligkeiten nach der Stadt; alle Omnibusse waren von der Gemeindebehörde requirirt, und vier Schiffe der königlichen Marine eilten zur Rettung der bedrohten Einwohner des Küstenstriches aus dem Hafen. Zu gleicher Zeit richtete die Gemeinde für Verwundete und Kranke Wohnungen ein und spendete vierzigtausend Francs, um den ersten Anforderungen zu begegnen. Alsbald erschienen der König und die Minister, um sich an Ort und Stelle des Unglückes zu begeben.

An eigenthümlichen Episoden fehlte es nicht.

Am Tage vor dem Ausbruche erstiegen, so sagte man wenigstens, ein paar Redacteure den Vesuv und trafen Nachmittags frühzeitig auf dem Observatorium ein, wo sie von Palmieri mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen wurden. Sie fragten ihn, ob seines Dafürhaltens in der nächsten Zeit eine Eruption zu erwarten stehe, worauf er ihnen entgegnete, sie könnten ohne die geringste Gefahr bis zum großen Kegel hinaufgehen; der Sismograph schlafe den Schlaf des Gerechten. Sie waren indeß ermüdet und kehrten schon am Anfange des Atrio del Cavallo um. Als sie nach Neapel zurückkamen, war es

Digitized by Google

halb fünf Uhr Nachmittags, und — um halb sieben Uhr stand der ganze Berg in Feuer. Bestätigte sich dies in der That, so läge darin allerdings ein schlimmer Vorwurf für den Sismographen.

Die Presse hat sich's nicht entgehen lassen, den Ausbruch möglichst auszubeuten. Auf allen Plätzen und in allen Straßen und Cafés hörte man ausrufen: „Ciò che ha fatto o Vesuvio, cinque centesimi!“ („Nachrichten vom Vesuv, fünf Centesimi!“) oder auch: „O fatto della montagna!“ („Wie es auf dem Berge zugeht!“). Ebenso wenig blieb die Privatindustrie in anderer Richtung zurück: auf dem Hafendamm, an der Santa Lucia, überall, wo man auf den Vesuv hinübersah, waren Stühle und Bänke herbeigebracht und wurden an Schaulustige vermiethet.

Für die Hin- und Rückfahrt nach Portici wurden zehn Francs verlangt und dabei stand es sehr in Frage, ob man über den Ponte della Croce hinauskommen würde. Dort war nämlich von Soldaten ein Cordon gezogen, die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten, besonders aber die verlassenen Häuser zu bewachen, in denen das Gesindel der Umgegend sein Unwesen zu treiben begann. In gleicher Weise war die Nationalgarde thätig.

Solche Maßregeln erschienen um so mehr am Platze, als am Tage vorher in einem Flecken am Fuße des Berges ein falsches Telegramm Palmieri's angeschlagen worden war, das die Einwohner zur schleunigsten Flucht aufforderte. Es war von den Banditen ersonnen, um dann ungehindert plündern zu können.

Einzelne Züge von Aufopferungsbereitwilligkeit wurden allgemein besprochen: ein kundiger Führer rettete mit Umsicht und Muth funfzehn Personen, die durch die Lava abgeschnitten worden, das Leben, ein Lastträger dreien, ein Unterofficier von der Linie sieben.

San Sebastiano brannte. Durch die Gärten, deren Bäume mit dumpfem Krachen aufflammten, noch ehe der Lavastrom sie erreichte, hatte sich dieser zwischen die Häuser gedrängt, und dieselben waren nur wenige Augenblicke im Stande, der doppelten Gewalt des Druckes und der Glut zu widerstehen. Man hörte das dumpfe Geräusch der einstürzenden Mauern nach Portici herüber, und der Glanz der aufflammenden Häuser bildete helle Lichtinseln in dem dunklen Purpurroth des Lavameeres, das langsam, aber stetig bis auf dreihundert Schritte vom Campo Santo Portici's vorrückte. Auch Somma Vesuviana brannte lichterloh.

Dem heiligen Januarius auf der Maddalenenbrücke ging es schlimm genug, als seine beschwörend gegen den Feuerberg ausgestreckte Hand dem Unheil nicht Einhalt zu gebieten vermochte. In der Stadt verbreiteten sich die widersprechendsten Gerüchte, und die Furcht vor einem Erdbeben ergriff plötzlich das Herz des geängsteten Volkes. Die Menge auf der Maddalenenbrücke wuchs und wuchs, aber sie bestürmte ihren Schutzheiligen nicht mehr mit Bitten und Gebeten. Sie schleppte eine andere Heiligenstatue herbei, ganz schwarz anzuschauen, und stellte sie als Concurrentin neben die des heiligen Januarius. Man sagte, es sei die der heiligen Anna, während Andere sie für die des heiligen Antonius von Padua erklärten. Aber die Menge begnügte sich nicht mit diesem Mißtrauensvotum, sondern schleuderte dem heiligen Januarius eine Fluth von Schimpfworten und Beschimpfungen an den Kopf — ganz wie am Januariusfeste, wenn das Blut desselben nicht rechtzeitig flüssig werden will.

Von Neapel aus konnte man wahrnehmen, wie nach Mitternacht die Lavaströme, welche Resina und San Giorgio di Cremano bedroht hatten, zu stocken begannen. Nur

Digitized by Google

jener, welcher die Richtung über Massa gegen Cercola genommen, floß noch fort, wenn auch mit verminderter Geschwindigkeit und Kraft. Für San Giorgio a Cremano, Bosco tre Case oberhalb Torre dell'Annunziata, Torre del Greco, Resina und Portici, welche von ihren Bewohnern größtentheils längst verlassen worden waren, schien sich die Gefahr zu vermindern. Berichte der Telegirten von dort an die Präfectur bestätigten auf der ganzen bedrohten Linie das Nachlassen des Ausbruches, und eine Depesche Palmieri's meldete nach Resina die Abnahme des Lavaausflusses auch auf der Spitze des Aschenkegels, sowie daß der Berg größere Mengen schwarzer Asche auswerfe.

Bei Tagesanbruch zeigte sich das Bild in deutlicheren Umrissen. Man konnte jetzt genau erkennen, an welchen Stellen sich die Lava noch fortwälzte. Dichter Rauch von brennenden und verbrannten Gärten und Häusern zog sich von ihr gen Himmel, während über der Glut der ins Stocken gerathenen Ströme die fast rauchlose Luft in starken Schwingungen weithin sichtbar vibrirte.

Es ist ein armes Völkchen, das in den weißen, viereckigen Häusern und Häuschen wohnt, die Schwalbennestern gleich an den sonnigen Höhen des Vesuv und der Somma kleben. Der Tradition seiner Väter und dem unwiderstehlichen Drange seiner Heimatliebe folgend, siedelt es sich immer wieder auf der noch warmen Lava an und bebaut ein Land, das es nur gegen das Opfer unsäglicher Mühe nährt.

Der Vesuvbauer ist arm und doch wieder reich, denn er kennt fast kein Bedürfniß. Fieberhaft gelb und von auffallender Magerkeit, bewahrt er sich trotzdem Heiterkeit und Arbeitslust. Fleisch genießt er nur ein paar Male des Jahres, an besonders hohen Festtagen. Sein Brod ist hart und schwerverdaulich, dabei aber seine Hauptspeise. Im Gärtchen am Hause baut er sich eine Zwiebel und eine Staude Salat, die er ohne Essig und Oel verzehrt. Sein Getränke bildet mit Wasser gemischter schlechter Treberwein. Sein Haus zeigt innen wie außen nur graue, schmucklose Wände, eine rußige Decke, einen rauhen, holprigen Fußboden. Das ganze Geräthe besteht aus einem breiten Bette von Maisstroh, in dem die ganze Familie zu schlafen pflegt, ein paar hölzernen Bänken und wackeligen Rohrstühlen, dann ein paar Fässern und einfachsten landwirthschaftlichen Geräthen. Seinen ganzen Viehstand bilden eine Ziege, ein paar Schweine, einige Kaninchen und einige Hühner und der nirgend fehlende Esel. Das Feld aber, das er im Schweiße seines Angesichtes baut, gehört nicht ihm; er hat es von dem reichen oder doch wohlhabenden Herren in Portici, Resina oder Neapel nur in Zeit- oder Erbpacht.

Vom frühesten Morgen vor Sonnenaufgang bis zum sinkenden Abend arbeitet er mit Karst und Hacke im brennenden Feld. Hoffnungsreich steht die Ernte. Da erhebt der Berg sein dumpfes Gebrüll, und bald kriecht eine feurige Schlange vom Gipfel herab durch die nahe Schlucht auf das Haus zu.

Von allen Hügeln ringsum tönt wilder Schreckensruf: Die Lava kommt!

Ihm folgt maßloses Entsetzen. Jeder weiß, wie sie unaufhaltsam ihren Weg verfolgt, jeder Senkung des Bodens nachgeht, an keinen Pfad sich bindet, keinem Gesetze gehorcht als dem der Schwere, wie sie hier wie eine Schlange sich durchwindet, dort dem Tiger gleich über jedes Hinderniß in mächtigem Sprunge hinwegsetzt.

Schon brennt das erste Haus und leuchtet den tiefer liegenden Nachbarn als grausige Fackel beim Zusammenraffen ihrer Habe. Die Kräuter des Feldes verdorren beim Herannahen der glühenden Masse; zischend fährt die Flamme an den von Baum zu Baum sich schlingenden Weingewinden dahin; einen Augenblick leuchten Cypressen und Pinien,

Digitized by Google

Feigen- und Oelbäume auf und sind im nächsten schon in dem rothen zähen Brei verschwunden.

Immer größer wird der Lärm, immer angstvoller tönt der Zuruf der Flüchtenden. Die Esel möchten unter der ihnen aufgebürdeten Last zusammenbrechen. Nicht geringere schleppen die Männer. Die Frauen und Töchter schreiten mit mächtigen Bündeln aus Betten, Kleidern und Wäsche thalabwärts, die Kleinen an der Brust, im Arm, nachdem sie noch an das Haus oder den Gränzpfahl ihres Besitzthumes ein buntcolorirtes Heiligenbild geklebt. Es soll ihm zum Schutze gereichen, hofft der fromme Glaube.

Wo zwei Wege sich vereinen, wächst der stumm dahin schreitende Zug an; bei jeder Krümmung desselben schaut das Auge noch einmal zurück und sieht das Besitzthum von den Flammen ergriffen, überflutet werden.

Gleiches Schauspiel bieten die Flecken an den Seiten, am Fuße des rasenden Berges: San Giorgio di Cremano, San Sebastiano, San Torio, und wie sie alle heißen mögen.

Hier steht neben dem einfachen Hause des Weinbau treibenden Kleinbürgers die vornehmere Villa; ja selbst der sogenannte Palazzo findet sich, bei dem wir freilich an keinen Palast im deutschen Sinne des Wortes denken dürfen, wenn auch dessen Ausstattung an den Luxus der Stadt erinnert.

Wie das Leben hier complicirter, so war auch die Räumung umständlicher. Die Wagen der verschiedensten Formen spielten eine der Hauptrollen. Carretten waren mit Schränken und Betten und Körben hoch bepackt, mehr oder minder elegante Stadtwagen erschienen in Lastwagen umgewandelt, und sie zeigten sich in allen Straßen und Gassen so zahlreich, daß der arme Bauer mit seinem Esel dazwischen ganz verschwand. Flüchtende bildeten mit den zu Hülfe eilenden Soldaten, Nationalgarden und Carabinieri einen buntscheckigen Knäuel, und mitten hindurch trieben kreischend Hirten mit fliegender Geißel ihre Schaf- und Ziegenheerden. Dort und da ragten auch die schön geschweiften Hörner eines mächtigen Rindes über die Menge, und in sein ängstliches Gebrüll mischten sich die Schläge der Glocken, der Donner des Berges und das Geschrei und Wehklagen der Frauen und Kinder.

In Portici erfuhr man, daß die Lava eine andere Richtung genommen. Torre del Greco war von seinen zweiundzwanzigtausend Bewohnern fast gänzlich verlassen, doch schien in diesem Augenblicke von dieser Seite her nichts zu fürchten. Die Wagen wurden bis auf weiteren Befehl bis zur Madonna dell'Arco vorgelassen, und der Wind trug den Aschen- und Lapilliregen gegen Ottajano und Somma hin.

Vielen gelang es, bis zur Madonna dell'Arco vorzudringen, die etwa am fünften oder sechsten Theile der Höhe des Berges liegt. Die Lava ergoß sich zur Linken in einer beiläufigen Entfernung von hundertfünfzig Meter. Fünf Minuten vermochte man es dort auszuhalten, dann trieb die Glühhitze und der beißende Rauch die Neugierigen zurück. Um Arba, ein kleines Dorf nächst Pietrarsa, war Alles verlassen und verkohlt, denn die Lava drang dicht bis an die Häuser vor und änderte erst im letzten Augenblick ihre Richtung.

In San Torio bemerkte man den König. Er ging dahin, wo die Lava am stärksten war, und blieb gegen eine halbe Stunde. In seinem Wagen saß nur ein einziger Adjutant.

In Neapel war die Aufregung und Angst gestiegen, denn vom Vesuv hatte Palmieri die Nachricht gesendet, daß der Sismograph in voller Thätigkeit sei.

Digitized by Google

Der Boden zitterte unter den Füßen ununterbrochen; es war offenbar, daß der Ausbruch noch immer an Gewalt zunahm.

Der Gemeinderath erklärte sich in Permanenz.

In der Via Egiziana bekamen mehrere stattliche Gebäude bedenkliche Risse.

Aus Salerno traf die Nachricht ein, daß Lapilli bis dorthin getragen wurden. Auch in der Flur von Scafati, wo das große Pulvermagazin steht, fielen solche, deren viele ein Gewicht bis zu drei und vier Unzen hatten.

Während des Sonnabends ward die Stimmung in Neapel immer bedenklicher. Das Volk wollte Processionen bilden und mußte von der Polizei auseinandergetrieben werden, welche Kreuze, Heiligenbilder und Fahnen wegnahm und zugleich das berüchtigte Quartier an der Porta Capuana absperrte.

Der Berg schien seine Thätigkeit ganz eingestellt zu haben, er lag lautlos.

War dieses Schweigen nur der Vorbote eines größeren Ausbruches? War es der Vorbote eines Erdbebens, das Neapel, ja vielleicht ganz Italien heimsuchen konnte? Aus allen Mienen sprach Furcht und Bangen. Es war drückend schwül wie vor einem Gewitter; kein Lüftchen regte sich. Die Wolke der Wasserdämpfe, welche sich während des Ausbruches über dem Berge erhoben hatte, war mehr und mehr gefallen. Dafür stieg nun höher und immer höher eine dunkle Masse in gespenstischer Riesengestalt, eine tiefschwarze Aschenwolke in der Form einer Pinie, welche ihre Krone in ungeheure Dimensionen ausdehnte, bis sie endlich den ganzen Horizont erfüllt. Dichteste Finsterniß umhüllte den Vesuv. Hätten nicht von Zeit zu Zeit grell aufzuckende Blitze die riesige Aschenpinie gegen den Krater hin zerrissen, man würde im Dunkel der Nacht den Feuerheerd von gestern vergeblich gesucht haben.

Am Sonntagsmorgen wollte es nicht Tag werden: ein dichter Rauch hatte sich über der Stadt gelagert, und ein ungemein feiner Aschenregen erfüllte die Luft. Was nicht gleichsam zum Greifen nahe lag, vermochte man nur mit Mühe zu erkennen. Der Aschenregen dauerte bis nach acht Uhr. Die Asche legte sich athemhemmend auf die Brust, und nervenerschlaffend wirkte das Phänomen auf Menschen und Thiere. Wer gehen mußte, ging mit einem Schirm und verhüllte sich das Gesicht mit einem Tuche. Dabei war der Staub so fein, daß er durch alle Fugen und Ritzen drang, und man sich selbst hinter dicht schließenden Fenstern desselben nicht erwehren konnte.

Die Folge davon war, daß die meisten Fremden in größter Bestürzung Neapel verließen, ja daß selbst viele einheimische Familien aus der Stadt entflohen. Die Wartesäle der ersten und zweiten Classe der Bahnhöfe, sowie die entsprechenden Wagen der Züge, welche die Stadt verließen, waren überfüllt.

Zum Glück für die Stadt erhob sich an diesem und dem nächstfolgenden Tage gegen Mittag ein leichter Wind und trieb die Aschenwolken nach Nordwest, so daß sie von Neapel seitwärts zogen, und die trübe Dämmerung über der Stadt sich etwas aufhellte. Alles war in schmutziges Grau gehüllt; auf Bäumen und Sträuchern lag der dichte Staub, und der von den Dichtern oft besungene blaue Golf war, so weit das Auge reichte, zur häßlichen Pfütze geworden.

In San Gennaro wurde eine große Messe gesungen, und die Kirche war in allen Räumen vollgepfropft mit Andächtigen. Der Heilige schien bei Vielen wieder zu Ehren gekommen. Seine silberne Statue war ausgesetzt, daneben standen zwei Nationalgarden

Digitized by Google

in voller Armatur. Man konnte begreifen, warum. Wenn aber draußen in der Domstraße zahlreiche Patrouillen gingen, so mochte man eher wünschen, sie hätten im Inneren der Kirche Dienst gethan, denn dort trieben die Langfinger in aller Ruhe ihr stilles Gewerbe.

Vor dem Dome verkaufte man um fünf Centesimi ein Gebet in Versen zum heiligen Januarius. Der Ausbruch des Vesuv ward darin „eine wohlverdiente Strafe Gottes" genannt.

Natürlich. Hatte nicht Herr Veuillot, als die weltliche Herrschaft des Papstes eingestürzt war, und die Tricolore vom Capitol herunterflatterte, im „Univers" prophezeit: „Wenn der Räuberkönig Victor Emanuel in die heilige Stadt einzieht, dann wird der Himmel ein schreckliches Strafgericht über die Tempelschänder ergehen lassen"? Für die Ultramontanen versteht es sich von selbst, daß der Himmel an dem Schicksale der weltlichen Herrschaft des Papstes besonderen Antheil nimmt, und so liegt es denn nahe genug, daß sie Naturereignisse als Manifestationen göttlichen Zornes darstellen. Ob Zeit und Umstände mit einander harmoniren, ob Wochen und Jahre vergangen, und Unschuldige, die mit dem vermeintlichen Gottesraube nichts zu thun gehabt, dabei zu Grunde gegangen, das ist den Ultramontanen vollkommen gleichgültig. Sie brauchen einmal jenes Spectakel, um die Menge in Schrecken zu setzen, und sie nehmen es deshalb, wo sie es finden.

Die Heftigkeit des Ausbruches war entschieden im Abnehmen begriffen, und darum hätte die Polizei wohl ein Dutzend alte Weiber, die im Hause des Herren sterben wollten, nicht aus der Kirche von San Sebastiano zu jagen brauchen.

Gegen Abend des 28. begann der Aschenregen über Neapel von Neuem mit großer Stärke, so daß man das kaum dreihundert Meter entfernte Castel Sant' Elmo nur mehr als eine unförmliche Masse sehen konnte. Der Berg begann wieder zu donnern. Mit schwarzen Aschenwolken, die er aus seinem Schlunde preßte, warf er größere Schlackenstücke und Lapilli sowie Sandsteine zu schwindelnder Höhe empor. Dieselben fielen in manchen Orten, wie z. B. in Ottajano, so zahlreich, daß neuer Schrecken die Bewohner erfaßte, und sie mit Weib und Kind flüchteten.

Die Instrumente des Observatoriums zeigten neuerdings größere Unruhe.

Die Ausdehnung des Aschenregens war sehr bedeutend. Am 27. fiel in dem achtundzwanzig Miglien entfernten Salerno dichte Asche. Am 28. trug der Scirocco, der leichten Regen brachte, die Aschenwolken weit über Capua hinaus, bis fast in die Gegend von Rom.

In Neapel ging man des Abends wieder mit Regenschirmen aus und schritt auf den Straßen durch eine Aschendecke von einigen Centimetern Höhe, die in Folge des Regens zu einem häßlichen nach Schwefel riechenden Brei wurde.

Während ein großer Theil der Fremden Neapel verließ, brachte nun jeder Bahnzug deren zu Hunderten. Sie wollten alle die Eruption sehen, kamen aber zu spät. Man erzählt von einem Engländer, der bei seiner Ankunft ganz glücklich war, im Hotel de Genève ein Balconzimmer, das Tags vorher siebzig Francs gekostet hatte, für den gewöhnlichen Preis erhalten zu haben. Allerdings hatte er den Vesuv gerade gegenüber, aber derselbe that ihm den Gefallen nicht, noch eine Eruption zum Besten zu geben.

Am 29. ward klar, daß sich das Schauspiel seinem Ende nahe. Vom frühen Morgen an fiel ein feiner Regen, welcher der unleidlichen Hitze ein Ende machte, unter welcher man seit den letzten Tagen gelitten.

Digitized by Google

Begreiflicherweise liefen noch immer zahlreiche Gerüchte um, in denen sich Wahrheit und Dichtung mit einander vermischten. Namentlich that man Palmieri den schlechten Gefallen, ihm eine Menge von Prophezeiungen zuzuschreiben, gegen die er lebhaft protestirt haben würde, wenn er Kenntniß davon gehabt hätte. Auch an den romantischesten Geschichten war kein Mangel.

Ein Gastwirth aus dem Vico Campane machte sich in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag auf, um die Eruption anzuschauen. Seine Frau begleitete ihn. Auf einmal sahen sich die Beiden mit einem Trupp Neugieriger zwischen zwei Lavaströmen und von dichten Rauchwolken umgeben. Der Mann stürzte in einen Abgrund und die Frau stand vor Schreck wie versteinert daneben. Im nächsten Augenblick aber sah sie sich von Gesindel umgeben, welches ihr Uhr, Geld und Geschmeide abnahm und ihr dann sogar die Kleider vom Leibe riß. So fand sie später heulend der Kutscher, der sie hinausgefahren, hob sie in seinen Wagen und brachte sie halb wahnsinnig vor Entsetzen und Jammer nach Hause.

Ein junger Franzose wurde, als er eben im Begriffe stand, von Resina aus den Vesuv zu ersteigen, aufmerksam gemacht, er möge seine Uhr und Kette zurücklassen, denn sie könnte das Gesindel anlocken, das sich oben umhertreibe. Er aber meinte, er sei kräftig genug, um sich nicht fürchten zu brauchen, und — büßte seine Kühnheit mit dem Leben. Man fand ihn Tags darauf von mehreren Messerstichen durchbohrt.

Am 29. wuchs der Wind zum Sturm an. Der Regen hatte aufgehört, doch fielen Asche und Lapilli so dicht, daß Palmieri durch ein Telegramm empfahl, die Straßen zu kehren und die Asche wegzuschaffen. Er fürchtete nämlich mit Grund von der Ausdünstung dieser mit Wasser vermengten, calcinirten und pulverisirten mineralischen Stoffe für die Gesundheit der Bewohner Neapels. Leider beschränkte man sich darauf, die Asche in Haufen zusammenzukehren, welche der Wind alsbald wieder nach allen Richtungen auseinanderblies.

In der Nacht vom 29. auf den 30. wurde noch um $2^1/_4$ Uhr ein ziemlich starker Erdstoß verspürt, dann aber änderte sich der Charakter der Phänomene; an die Stelle der Eruptionen traten elektrische Entladungen, und ein heftiger Platzregen schlug die Aschenwolken nieder. Nach den Depeschen Palmieri's machte er die eigenthümlichsten und unerwartetsten Beobachtungen.

Der heftige Wind dauerte fort; Wasser- und Aschenregen wechselte mit glühender Sonnenhitze.

Wie man im Laufe des Morgens hörte, hatte in der Nähe der Porta Nolana das Gesindel, drei- oder vierhundert Köpfe stark, den nächtlichen Erdstoß dazu benützt, die größte Verwirrung anzurichten und die verlassenen Häuser ungestraft zu plündern. Es rannte durch die Straßen, zog überall die Glocken und forderte die Leute auf, sich so rasch wie möglich zu flüchten. Zum Glück schritt die Polizei noch rechtzeitig ein und zerstreute die zum großen Theile aus Camorristen bestehenden Banden, deren Führer hinter Schloß und Riegel gebracht wurden.

Die Detonationen aus dem Vesuv wurden von nun an immer seltener, und die Lavaströme geriethen fast allerorten ins Stocken. Die Gestaltung der Krater, ja des Berges selber veränderte sich auffällig: der Umfang des großen Kraters an der Spitze des Kegels,

Digitized by Google

der vor dem Ausbruche mit vier Krateröffnungen arbeitete und zwar merkwürdigerweise aus der einen Wasserdämpfe, aus der zweiten schwarzen Rauch, aus der dritten und vierten Steine auswarf, hatte bedeutend zugenommen.

San Sebastiano war der Wuth der Lava am meisten ausgesetzt gewesen.

Schon der Weg dahin zeigte die Spuren des Ausbruches: überall wirbelte unter den Hufen der Pferde, unter den Rädern der Wagen dicke Asche auf, so daß die Landschaft ringsum wie in einem Nebel verschwand, und Fußgänger und Wagen nur vorüberziehenden Schatten glichen.

Bald lenkt der Weg links von der Hauptstraße ab, in die Weinberge hinein, und führt durch San Torio, an dessen Mauern und Häusern die Asche ganze Berge bildete, weiter nach San Sebastiano. Dann geht es eine kleine Stunde weit zwischen Wein- und Feigengärten. Wie prächtig stand der Wein, wie üppig wucherte die Frucht in Garten und Land unter dem Schatten der Pappeln, der Ulmen und Pinien, der Granat- und Orangenbäume noch vor wenigen Tagen! Und nun ringsum nichts als schwarze und schlaffe, dick mit Asche verklebte Bäume, Pflanzen und Blätter. Das Laub fiel schwer und hart zu Boden, und allerorten zog ein widerlicher Schwefeldunst über das Land.

In der Hauptstraße von San Sebastiano, dessen tiefer gelegener Theil stehen geblieben war, stieß man auf die erste Lava. Sie gerieth hier zwischen zwei großen Häusern ins Stocken, aber erst nachdem sie den ganzen oberen Theil der Stadt erdrückt, verbrannt, vor sich hergeschoben, vernichtet hatte.

Man pflegt von Lavaströmen zu sprechen; doch ist das Bild ungenau. Die Lava ist ein schwarzes, rauschendes, donnerndes Meer aus wild über einander kollernden Blöcken, Zacken, Schollen, aus denen tausendfache Trümmer von Häusern und Villen, Säulen und ganze Mauern mit verkohlten Tapeten emporragen und aus dem graugelber, stinkender Rauch aufwirbelt.

Ueber alle Beschreibung grauenhaft aber war der Anblick der zerstörten Häuser. Die Lava füllte deren Flure und Erdgeschosse vollständig aus, während die oberen Stockwerke in Folge des gewaltigen Anpralles herunterstürzten. Andere Häuser waren von unten bis unter das flache Dach geborsten, und wieder andere glühten und kohlten noch und werden noch lange als schreckliche Ruinen und traurige Zeugen jener gräßlichen Tage aus dem schwarzen Lavameer hervorragen.

Man sah ganze Familien obdachlos, brodlos, in Lumpen umherirren. Sie suchten unter den wüsten Trümmern die Stelle, wo ihr Haus gestanden. Ihre Augen hatten keine Thränen mehr, und die stille Verzweiflung in ihren Mienen ergriff noch tiefer als das Getöse der letzten Tage. Man bemerkte alte Leute, die über den Verlust ihrer Ziege wehklagten wie eine Mutter über den Verlust ihres Kindes. Die Ziege war für die armen Leute Alles gewesen, ihr einziges Capital; für den Erlös aus ihrer Milch hatten sie sich ihr tägliches Brod gekauft. Sie war in ihrer Hütte zur Welt gekommen, ihr Sohn hatte von ihrer Milch getrunken und war dabei gediehen und groß geworden.

Die Zahl der Opfer, welche der rasende Berg forderte, wird wohl nie mit Genauigkeit festgestellt werden können. Sie schwankt zwischen funfzig und Hunderten. In einem Vortrage, welchen Palmieri am 10. Mai im Technischen Institut der Tarsia zu Neapel über die letzte Eruption des Vesuv hielt, hob er mit bewegter Stimme hervor, daß man nicht wisse, wie viel Menschen dabei verunglückt sind, und daß man wohl jene habe finden

Digitized by Google

können, welche in der Nacht vom 26. auf den 27. April am Atrio del Cavallo von giftigen Dämpfen erstickt und von niederstürzenden Lapilli erschlagen worden, daß aber die Ueberreste aller derer für immer verloren bleiben würden, die sich noch weiter vorgewagt, ehe dort der Berg geborsten. An jener Stelle, fügte er dann bei, hätten sich seitdem täglich Schaaren von Raben gezeigt, was vermuthen lasse, daß sie dort willkommenen Fraß gefunden.

Die Geschichte des Vesuvs verzeichnete in diesem Jahrhunderte keinen gefährlicheren Ausbruch. Allerdings richtete der vom 8. December 1861, der Torre del Greco verheerte, vielleicht noch größeren Schaden an, aber es wurde Menschen und Thieren leichter, sich zu retten, weil an jenem Tage nicht wie diesmal tief unter der Mitte des Berges Krateröffnungen aufbrachen, wo es Niemand geahnt hätte. Und ehe ein Menschenalter umgeht, ist wohl über der verwitterten Lava wieder ein blühender Garten erwachsen.

Ohne Unterbrechung ringt der menschliche Geist mit den elementaren Mächten der Natur und lernte manche von ihnen zähmen. Nur bei jenen vulcanischen Mächten, die in längeren oder kürzeren Zwischenräumen zum Ausbruch kommen, hat der Mensch dies Ziel bis jetzt noch nicht erreichen können; ihnen steht er wie vor Jahrtausenden auch heute noch hülflos gegenüber und muß bekennen, daß sie unendlich gewaltiger sind als er.

Dem, der nur die äußere Erscheinung ins Auge faßt, mag wenig oder gar kein Unterschied sein zwischen dem letzten Ausbruche des Vesuv und jenem, der Pompeji und Herculaneum zerstörte. Dort wie hier begegnet er derselben großartigen, gewaltigen und vernichtenden Naturerscheinung, demselben herzzerreißenden Schrecken, der die Betroffenen hülf- und muthlos erscheinen läßt. Das von seinen Priestern in Unwissenheit und Aberglauben erhaltene Volk stürzte damals zu den Altären seiner Götter, wie jetzt zu denen seiner Heiligen. Nur die Namen haben sich geändert, die Sache blieb dieselbe.

Und doch besteht ein riesiger Gegensatz zwischen jetzt und damals.

Damals stand in der That die ganze Menschheit in ihrem Wahne und Aberglauben jener Erscheinung ohne Rath und Rettung gegenüber. Wir aber sehen heute darin nur einen nothwendigen Proceß der Naturkräfte, die einen Ausweg suchten und fanden. Wir begreifen, daß das Unglück, das heut Hunderte traf, später Tausende hätte treffen können, wenn jener Ausweg nicht gefunden ward, und Erdbeben vielleicht ganz Italien erschütterten.

Unsere physische Kraft erlahmt jenen Naturkräften gegenüber, aber unser Muth bleibt aufrecht, und unser nicht mehr umnachteter Geist zwingt die uns dienstbar gemachten Naturkräfte — Telegraphen und Eisenbahnen beweisen das — der leidenden Menschheit zu Hülfe zu eilen.

Digitized by Google

Der Pariser Salon.

Von

Friedrich Carl Petersen.

II.

In der That, drei originelle Bilder! — —

Wir stehen vor dem ersten. Das ist Gérôme! Nicht doch, nach dem Kataloge wenigstens hat es nicht der Meister, sondern ein Schüler, Lecomte du Nouy, gemalt. Betitelt ist das Bild „Die Unglücksboten". Es ist eine Illustration zu folgender Stelle aus Téophile Gautier's Romane „Die Mumie": „— Ein zweiter Bote rollte an die Seite des ersten. Ihr Loos theilte ein dritter. Und Pharao, der den Blick seines geistigen Auges über die ungeheure Stadt schweifen ließ, deren unumschränkter Gebieter er war, gedachte traurig der Gränzen menschlicher Macht. —" Das Charakteristische des Gérôme'schen Künstlergenius, eine verhängnißvolle Vorliebe für das Unheimlich-Furchtbare, Schreckliche, Grauenhafte liegt auch in dieser Schöpfung offenbart. Vor uns weitet ein prachtvoller, tiefblauer Sternenhimmel. Herwärts entsendet seine Lichtwellen der unserem Blicke entrückte Mond. In seinem Scheine breitet sich vor uns die Steinterrasse des die Stadt überragenden ägyptischen Königsschlosses aus. Die Riesenstadt, gleich dem modernen Babel von dem Silberbande eines Flusses durchschnitten, dehnt sich rechts in der Tiefe. Im Hintergrunde schließt die Terrasse ein viereckiger Steinbau ab, in dessen Thürrahmen im rothen Scheine des im Inneren brennenden Lichtes sich eine Gestalt zeigt. Den Mittelplan der Terrasse begränzt die mit farbigen Relieffiguren verzierte Schloßfaçade. Im Vordergrunde führen zu derselben von dem Seitenplane zwei Stufen hinan. Ueber die Terrasse ist ein links an den Sims der Schloßfront, rechts an zwei die Brustwehr überragende, roth- und grünangemalte und mit Schnitzbildern verzierte Säulchen befestigtes Sonnendach ausgespannt. Unter dem Dache ruht auf einem Feldbette Pharao. Sinnend schaut das dunkle Auge in dem marmorbleichen Königsantlitz herwärts. In die Linke stützt der Herrscher das grübelnde Haupt. Der rechte Arm ruht stramm mit der Hand am Metallrand des Lagers. Vorgestreckt ist das linke Bein, leise zurückgebogen das rechte. An die Wandung gelehnt, steht auf der oberen Steinstufe neben dem Bette handgerecht ein blutiges Schwert. Just ist vor den brütenden Monarchen mit seiner Meldung der dritte Unglücksbote hingetreten. Die Leuchte, die er zu dem Botengange gebraucht, hatte er zu den zwei Leuchten der vor ihm gekommenen dort rechts in den Winkel neben der heraufführenden Steintreppe gestellt. Auf sprang der Wütherich, das Mordschwert blitzte in seiner Rechten, und von dem Eisen zu Tode getroffen, stürzte der Bote. Dort liegt bäuchlings der entseelte nackte Leichnam. Wie sie der Todesschmerz gekrümmt, liegen hier links die blutigen Leichen der beiden ersten Unglücksboten. Ich will keiner anderen Deutung Raum geben, aber das Bild ist ein bemerkenswerther Ausdruck jener Herrscherehrsucht, wie sie z. B. in Napoleon I. so graß zu Tage trat. Schlagend illustrirt es ferner das Gebahren des verblendeten Chauvins und Dictators, der die Wahrheit breitstirnig für Lüge erklärt, sobald sie nicht seinen Wünschen entspricht, bei jeder Niederlage Verrath wittert und gewissenlos Gut und Blut des Nächsten seinem Wahne opfert.

Digitized by Google

Ein anderes Bild, daran sich Manche erbauen können, ist das von Auguste Glaize ausgestellte „Schauspiel des menschlichen Wahnsinnes“. In der trivialen Form einer Jahrmarktsbude persifflirt der Künstler auf eine Weise allen blutigen Erdenjammer, der wir unseren vollen Beifall zollen. Bilder im Bilde führt uns Glaize vor, und das zwar in der geistreichsten Anordnung. Auf der Paradebühne vor der Bude steht in schwarzer Sammettracht der Besitzer und ladet mit dem Hut in der Hand die Salonmenge zum Besuch ein. „Heran, heran, meine Herrschaften! Nur immer heran!“ Linker Hand klebt am Brett der Anschlagzettel: „Schauspiel des menschlichen Wahnsinnes. Von den ältesten Zeiten bis auf uns. Neue Bilder demnächst.“ Hinter dem Brette steht ein Wagen mit Gypsbüsten. Da sehen wir Charlotte Corday, Robespierre, Danton und eine Menge anderer Blutmenschen mehr. Daneben, an die Budenfront gemalt, drei große Felder je mit einer Ueberschrift: Ketzerschlächtereien, Christenschlächtereien, Judenschlächtereien. Alle Gräuel des religiösen Fanatismus, der menschlichen Justiz, maßloser Herrscherarroganz sind auf abschreckende Art dargestellt. Hier wird gekreuzigt, da lodern an Unglücklichen die Flammen des Scheiterhaufens empor, dort wird mit Pferden geviertheilt. Weiter ab wird die Folter gehandhabt, mit Feuer, glühendem Eisen, siedendem Oel gemartert, wird auf's Rad geflochten, gespießt, geköpft, gehängt. Und hier mordet im Kampfgewühl rohe Gewalt. Ja, das ist Wahnsinn. Und mit Schaudern erinnern wir uns, daß dem Wahnsinne des Blutvergießens Nichts, nicht einmal ein hoher Grad von Aufklärung und Gesittung, ein Ziel zu setzen vermag.

Die Eigenschaft der Originalität können wir auch dem dritten Stücke der Bildergruppe: „Gewalt geht vor Recht“ nicht absprechen. Ferner ist dieses von dem Pariser Emile Méry, einem Schüler Beauce's, gemalte Bild geistreich. Die guten Pariser meinen, es sei mit der Darstellung auf den Fürsten Bismarck gemünzt, weil der schlaue Künstler, das große vielhäuptige Kind Publicum auf seine Art ein wenig aufzuziehen, der größten der handelnden Affenpersonen ein menschliches Haupt auf den Rumpf gemalt und das Antlitz daran eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Gesichte des deutschen Reichskanzlers hat; allein, wie irren sich die guten Pariser! Die Affen hier wollten sich einmal bene thun am Honig anderer Leute. Auf jene Wabe aus dem großen Korbe (Preußen), daneben der Alte, der Korbherr, hockt, hatten sie es abgesehen. Da kamen aber die Bienen und trieben die Affen, sie jämmerlich zerstechend, in die Flucht. Hier führen sie, im Kampf mit den Angreifern, die ergötzlichsten Cancancapriolen aus. Jawohl, Gewalt geht vor Recht. Aber das Recht kann auch mit Gewalt gegen Gewalt gehen. Hättet ihr, Freund Chauvin, von eueren Rheingelüsten euch nicht hinreißen lassen, so hätte der Alte neben dem Korbe da im Bilde euch nicht seine Bienen auf den Hals geschickt.

An die Fahnengemüthlichkeit des Grafen von Chambord erinnert eine große Pinselschöpfung des Lyoners Louis Janmot, der vor Jahren bei Ingres in die Schule gegangen. „In hoc signo vinces.“ Wir sehen die Gerechtigkeit, wie sie mit der Wagschale in der Hand auf einen schwarzen Adler niederblickt. Im Hintergrunde nahen in langem Zuge Bischöfe und Mönche. Hier an der Erde sitzt in Gestalt einer blau-weiß-roth gekleideten Schönen das niedergeworfene Frankreich. Die Religion, die römisch-katholische, allein seligmachende, tritt auf die Trauernde zu, reicht ihr die weiße Fahne und äußert den Titelspruch. An schließt sich ihr die Freiheit mit der weißen Rose. Ueber der Gruppe schwebt natürlich, umgeben von Engelein, der liebe Herrgott.

Nun wir die Bilder, welche vor Allem das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen,

Digitized by Google

gemuſtert, dürfen wir methodiſch in Erfahrung zu bringen ſuchen, was der Salon überhaupt dem Beſchauer bietet.

Um die Hiſtorienmalerei iſt es ſchlecht beſtellt im ſchönen Frankreich. Die Kunſt geht nach Brod, und große Geſchichtsbilder ſind, kauft ſie nicht der Staat, ſchwer an den Mann zu bringen.

Als fleißiger Anbauer der ſymboliſch-hiſtoriſchen Malerei zeichnete ſich in früheren Jahren der Lyoner Puvis de Chavannes aus, weil er eben für den und jenen Muſeumsbau zu arbeiten hatte. Puvis ſchuf in der etwas bläßlichen decorativen Malmanier herrliche Mannesgeſtalten als Ausdruck des Fortſchrittes, der Arbeit, des Handels, der Induſtrie. Seit einigen Jahren ſchien er mehr Gefallen an bibliſchen Stoffen zu finden. Heuer malte er ein kleines liebliches Jungfrauenbild mit einem Oelzweiglein in der Hand als Ausdruck der Hoffnung.

Eine beachtenswerthe Leiſtung iſt dann „Der Frühling 1872“, von François Feyen-Perrin. Von Luft und Licht harmoniſch umfloſſen, macht das aufrecht daſtehende Frauenbild in der dunkelfarbigen ſchlichten ländlichen Kleidung mit den Sternblümchen am Gürtel auf den Beſchauer einen wohlthuenden, mit Bezug auf ein ſtürmiſch bewegtes Gemüth beruhigenden Eindruck.

Einige wenige wirkliche Geſchichtsbilder nur bemerken wir. Wie 15 Jahre vor unſerer Zeitrechnung der römiſche Kaiſer Auguſtus den zu Lyon tagenden Abgeordneten der drei celtiſch-galliſchen Provinzen den Wortlaut ihrer künftigen Verfaſſung mittheilte, das veranſchaulicht eine größere Leinwand des Lyoners Sebaſtien Cornu († 1871). Mit dem Pergamentblatt in den Händen ſteht Auguſtus unter freiem Himmel erhaben da. Aufmerkſam zuhörend, ſtehen vor der Rednerbühne die Deputirten, indeß ein Knabe das Kohlenbecken auf dem Dreifuß mit Räucherſtoffen nährt. Der Künſtler führt uns ein paar impoſante Galliergeſtalten vor, das iſt im Weſentlichen ſo ziemlich Alles.

Der Galizier Heinrich Rodakowski, ein Schüler Léon Cogniet's, zeigt uns Sigismund I. von Polen, wie er Anno 1537, beſiegt durch die Aufſtände des Adels und die Ränke der Königin Bona Sforza, durch den Oberkronfeldherrn Tarnowski angeſichts der aufrühreriſchen Edelleute das ihre Privilegien beſtätigende Reſcript verleſen läßt. Der Hof hat ſich auf die Schloßterraſſe hinaus begeben. An das Außengeländer, vor die auf dem Schloßplatze Verſammelten, tritt der Kronfeldherr mit dem Pergament. Im Thronſeſſel ſitzt hier mit ernſter Miene der König, indeß die Königin in Begleitung ihres Windſpieles hinter ihm aufrecht ſtehen bleibt und mehr im Hintergrunde das Gefolge Platz nimmt. Feſſelnd! Der verſtändigen Anordnung entſpricht die namentlich betreffs der Trachten mit großem Fleiße beſorgte Ausführung.

Bibliſche Stoffe fanden mehrfach Verwendung. Unſere Stammmutter Eva erblicken wir in zwiefacher Ausfertigung. Hippolyte Lazerches bietet uns kein Evchen, ſondern eine wahre Rieſeneva, die, den verlockenden Apfel zu pflücken, in ihrer keuſchweißen Nacktheit noch dazu auf den Fußſpitzen ſich reckt. Draſtiſcher brachte in ſeinem Evabilde Laurent Bouvier die Lüſternheit zur Geltung. Geſchadet hätte es freilich nicht, wenn er dem Schönheitsſinne Adams etwas mehr zugetraut hätte. Sie iſt wirklich recht häßlich, dieſe Eva. — An dem Nazarener verſündigte ſich Michel Dumas, von der Ingresſchule, mit einer Darſtellung der auf dem Berggipfel ſpielenden Verſucherſcene. Malt nicht einen anſtändigen Chriſtuskopf, wer will. Beſſer kam der braunhäutige Gottſeibeiuns weg, der vor dem „Hebe dich weg von mir!“ der Chriſtusgeſtalt ſich krümmt wie ein Wurm und wü-

Digitized by Google

thend abfährt. Ein anderer Ingrianer, Alexandre Lafond, malte die Anbetung der Hirten und in nichts weniger als erquicklicher Weise. Der Blinden von Jericho erbarmte sich ohne besonderes Glück Pierre Marquis. In Roth, Gelb, Braun, Blau, Violett, Grün, Grau, Schwarz, Weiß ꝛc. ꝛc., kurz einem gräulichen Farbenmischmasch, verherrlichte der Nanziger Henri Levi den Auftritt mit dem Haupte Johannes des Täufers. Hier wären ein paar Worte über einen gewissen kaffeebraunen Simson am Platze, der — — Doch schweigen wir lieber.

Mit einzelnen Stücken nur ist auf dem Salon die Heiligengeschichte vertreten. Etliche gute Köpfe lieferte Jean Doze in seiner „Krönung der Jungfrau". Eine ganz passable büßende Magdalena brachte Henri Michel auf die Leinwand. Den Tod des heiligen Joseph illustrirte in einem größeren Rahmen Claudius Jacquand. Einen gräulichen Beleg zu der Großartigkeit seiner Künstlerphantasie malte Léon Merson in seinem Märtyrerbilde, das ein weit den Rachen aufreißendes zottiges Ungeheuer, einen Engel mit dem Kreuze und den mit der Hand an einen Baum genagelten heiligen Edmund von England darstellt. Léon Moricourt zeigt uns die am Meeresufer weich auf Kissen gebettete heilige Grimonie, die an einer Brustwunde mit Tode abgegangen und merkwürdiger Weise — ohne Hinterkopf gelebt zu haben scheint.

Ziemlich drastisch veranschaulichte der Nanziger Edouard Moyse einen Auftritt aus der spanischen Inquisitionsgeschichte: Vater und Tochter, als der Ketzerei angeklagt, vor den Richtern. Einen eisernen Humor scheint Murator aus Tours zu haben, maßen er das Hoffen auf die Zukunft in dem Capuziner verkörpert, der dort im Freien vor dem Kreuze kniet und im Beteifer, des schlechten Wetters nicht achtend, es ruhig geschehen läßt, daß die über den Schädel gezogene Capuze der Himmel beschneit. Da lob' ich mir Emile Sauton's Bruder Angelico als Maler in einem florentinischen Klostersaale beschäftigt. Der Mönch bringt die Zeit doch nicht mit Faulenzen hin.

Einen seltsamen, aber mit Bezug auf die jüngsten Concilereignisse auch bedeutsamen Auftritt aus der Papstgeschichte verwerthete mit Talent Jean Paul Laurens zu einer Darstellung. Zum Concil hatte Stephan VII. den Leichnam seines Vorgängers Formosus aus dem Sarge nehmen, in den päpstlichen Ornat kleiden und in den Sitzungssaal bringen lassen. Dort sitzt der Todte im Thronsessel des Papstes. Nebenan steht der ex officio zu seinem Fürsprecher ernannte Advocat. Und dort erhebt sich Stephan zu der Leiche im Sessel gewandt mit den Worten: „Weshalb, Bischof von Porto, verstieg sich dein Ehrgeiz bis zum römischen Throne?" Die Frage ward allerdings von Stephan's persönlichen Parteibeziehungen bedingt. Gleichwohl können die Infallibilisten sich an dem Bilde erbauen. „Eine Sitzung des Concils in der St. Peterskirche in Rom" von Charles de Coubertin hat bloß als architektonisches Interieur einen gewissen Werth.

Mehr Beachtung als das kirchliche findet in den französischen Malerateliers das mythologische Gebiet. Die Fabelwelt mit ihren Wundern übt noch immer auf viele Künstler einen besonderen Reiz aus. Ein Freund übergroßer nackter Heldengestalten, die ihm kühne, schwungvolle Formenlinien anzuwenden gestatten, ist der Pariser Emile Bin. Daß diesem Maler gleichwohl das Große über das Schöne geht, beweist er auch heuer wieder mit seinem lendenschwachen, breitschulterigen Hercules, der als Bogenschütze im Vereine mit dem speerbewaffneten Jolaus der lernäischen Hydra den Garaus zu machen im Begriffe steht.

Mit einem schauerlichen Bellerophon, dessen Original wohl in irgend einer Pariser

Digitized by Google

Vorstadt zu Hause ist, wartet Pierre Lehoux den Salongästen auf. Das Schwert, mit dem der Held die Chimäre erlegt, hält er, sich zu uns wendend, noch in der Rechten, indeß zu seinen Füßen das verwundete Ungeheuer mit dem Adlerkopfe in seinem Blute verendet, und hinter ihm sein geflügeltes Roß die Schwungfedern spreizt. O Künstlerphantasie!

Trugen Bin und Lehoux der Tapferkeit Rechnung, so Jules Machard mit seinem im Bach sich spiegelnden, besonders in dem Spiegelbilde feintönig gemalten Narciß der Eitelkeit. Einestheils weibliche Angst und Zaghaftigkeit, anderntheils plebejische Hartherzigkeit veranschaulichte Eugène Hillemacher in seinem Latonabilde. Vor dem Zorne der Juno flüchtig geworden, nähert sich Latona mit den Zwillingen im Arm einem Sumpfe, daran Landleute mit Rohrschneiden beschäftigt sind, und bittet, ihnen den leeren Krug hinhaltend, um einen Trunk Wassers. Allein erbarmungslos weisen sie die Schilfschnitter zurück. Gut dargestellt! — Die Angst des Marsyas, den Apollo an einen Fichtenstamm bindet, um ihm das Fell über die Ohren zu ziehen, macht jene von Joseph Layraud gemalte Riesenfigur geltend. Der schwarzbraune Bursche erhebt, wie Figura lehrt, ein so schreckliches Gebrüll, daß die Ziegenheerde, welche in der Nähe weidet, entsetzt davonstiebt.

Ein idyllisch liebliches Hainbild schuf der Landschafter François Français zu dem Titel „Daphnis und Chloe". Voll herein fluthet in die Lichtung das Tageslicht. Nun taucht der Blick in geheimnißvolles Walddunkel, und wieder erfrischt sich das Auge an der Fülle des herrlichen, vielfach schattirten Laubgrüns. Kaum erspähtest du den stäubenden Gießbach in der Höhe und schon fesselt dich die Gruppe hier unten am Bächlein wieder. Für Liebende fürwahr ein trautes Plätzchen! Freilich, was sind in der Landschaft der angelnde Knabe und das holde Mädchen ihm zur Seite anderes als Staffage?

Ausschauend sitzt in jenem anderen Rahmen die von Henri Taurel geschaffene Sappho mit erhobener Rechten auf einem Felsstück am Meeresstrande. Die Leier in ihrer Linken verstummte, denn der Gegenstand ihrer Liebessehnsucht ist nahe. Einsam wie diese „zehnte Muse", die der schöne Jüngling Phaon noch nicht zur Verzweiflung gebracht zu haben scheint, sitzt das interessante Liebespärchen, das der Lothringer Adolph Weber in einem kleineren Rahmen uns vorführt: Ischys und Coronis, die armen Opfer der Eifersucht Apollo's. Hübsch!

Auch diverse Centauren, Najaden und Dryaden, zum Theil recht interessante, sorgfältig behandelte und dargestellte Figuren, können wir in Augenschein nehmen. An diese Nüditäten reihen sich andere, von denen ich erwähne: eine schwarzhaarige Odaliske von Hugo Salmson, von der Stockholmer Schule, — ein trefflich modellirtes, formenschönes Mädchenbild: „Die Grille", von Joseph Lefebvre, — das Bild einer Bacchantin, von Gaston Saintpierre, — ein ferm und frank gemaltes, rücklings mit ausgestreckter Rechten, unter der kirschrothen Decke mit leise gewendeter Hüfte daliegendes orientalisches Jungfrauenbild: „Der Schlaf", von Bernard de Gironde, — die „Courtisane", von Edouard Blanchard, eine schlanke, in etwas von der Verblühtheit angewelkte, lässig auf dem Faulbette sich herumwendende Phrynengestalt. Einzelne dieser Nüditäten, so namentlich Saintpierre's Bacchantin, offenbaren in bedenklicher Weise die erotische Lüsternheit.

Verschiedene hervorragende Leistungen bemerken wir auf dem Gebiete des eigentlichen historischen Genres. Eine originelle Erscheinung ist der Holländer Alma-Tadema,

Digitized by Google

aus Tronrijp, ein Schüler des seligen Leys. Wie Dieser am liebsten Scenen aus dem mittelalterlichen Volksleben darstellte, so entnimmt Tadema seine Stoffe am liebsten dem Leben älterer Völker. Seine Malweise erinnert an die des verstorbenen Meisters. Ein echter, rechter Künstler, verwendet er auf die Ausführung seiner Bilder den größten Fleiß. Sein Gemälde „Ein römischer Kaiser" stellt den Auftritt dar, den nach der Ermordung des Caligula der fünfzigjährige Claudius herbeiführte, indem er sich aus Furcht in dem Palaste versteckte. Männer und Weiber aus dem Volke, Bewaffnete drangen in das Schloß, den Verschwundenen zu suchen, damit im Lager seine Ausrufung zum Kaiser erfolge. Da entdeckte ihn in einem Winkel ein Prätorianer. Mit heftiger Geberde lüftet dieser den Vorhang, und da steht Claudius bleich und zitternd, indeß das sich herzudrängende Volk lächelnd zuschaut. Tadema's „intimes Fest" erschließt dem Blicke einen alterthümlichen Saal, darin von Spielenden und Tanzenden eine Orgie gefeiert wird. Hüpfend erlustigt sich das Dreiblatt hier nach dem Tacte der Becken- und Flötenmusik. Hoch die Traube empor und hoch die Fackel! Die starke Jugend huldigt unverdrossen nach wie vor dem Vergnügen; mit dem Weinkrug in der Rechten sank in jenen Winkel das genußmüde Alter.

Einen griechischen Improvisator aus der 187. Olympiade (30 J. v. Chr.) führt uns Gabriel Ferrier vor. Der Hausherr pflegt halb entkleidet der Mittagsruhe, die Hausfrau hat sich zu ihm auf den Bettrand gesetzt. Vor dem Paare steht mit dem zurückgeschlagenen langen blauen Gewande am Rücken, den rechten Arm zu begleitender Geberde vorstreckend, der schwarzbraune unschöne kleine Improvisator.

Eine Stelle aus Chateaubriand's Märtyrerbuche verwerthete Felix Genaille zu einem Kunstwerke. Eudoros flüchtet mit der Geliebten im Arm vor der ihm drohenden Todesgefahr. Allein seine Kräfte verrathen ihn. Hinter dem Grabmal des Leonidas zwingt Ermüdung ihn zum Rasten. Die Seelenangst des Weibes, die mit geheimem Bangen gepaarte Entschlossenheit des Mannes hat der Künstler in dem Mienenspiel der Dargestellten wohl zum Ausdruck gebracht.

Ein vortreffliches und auch bedeutsames Bild ist Thomas Couture's „Damokles". Dort sitzt er, der sich den Glücklichsten der Sterblichen nannte, an die Herrlichkeiten seines Gönners Dionysius gekettet. Das Glück ist von ihm gewichen, und sein Mund spricht: „Die Stürme der Freiheit sind mir lieber als die vergoldete Sicherheit der Knechtschaft." Ich möchte das meisterhaft gemalte Bild eine künstlerische That nennen. — Einen Demosthenes am Meeresstrande malte der Urheber des Bildes „Die Unglücksboten". Nach dem fliegenden Gewande des Einsamen zu urtheilen, geht wirklich ein starker Wind. Allein weshalb blieb der Meeresspiegel so glatt? Unerklärlich!

Aus der Vandalenzeit legte sich Evariste Luminais, ein Schüler Troyon's, vielleicht mit einem Hintergedanken, den Stoff zu seinem Invasionsbilde zu. Jedenfalls mit den beiden berittenen Frauenräubern eine gelungene Leistung! Der vordere Reiter mit den nackten muskelvollen Armen, dem langen Speere, dem blauen, goldumrandeten Schilde, dem knapp die breite Brust umschließenden vergoldeten Schuppenpanzer und dem goldig erglänzenden Metallhelme über dem breiten blassen, eine gewisse mit Wildheit gepaarte Blasirtheit zur Schau tragenden, spärlich an Kinn und Oberlippe behaarten Antlitz ist ein richtiges Barbaren-Urbild, dessen Anblick im Vereine mit dem des breitbugigen starken Rosses den Beschauer drastisch fesselt. Nicht minder vandalisch verdrossen sieht der andere Reiter, der mit dem mächtigen Schnurrbart und den Wolfsohren über'm Schädel, drein,

Digitized by Google

der so gelassen mit dem Arme die reizende Nacktheit umschlingt, die er vor sich auf's Pferd gelegt hat. Wie der vordere Reiter es möglich macht, die vier an das Pferd gebundenen Weiber mitzuschleppen, das muß freilich Herr Luminais besser wissen als wir.

In die Zeit der Merovinger versetzt uns Lefort des Mouses mit seinem Chlodwig zurück, der, auf Geheiß der Fredegunde in die Marne geworfen, von einem Fischer als Leiche wieder herausgeholt wird. Wildes, schwungvolles Leben ist der schönen Gruppe eigen, die Louis Guesnet mit seinem Mazeppabilde schuf. Hoch empor bäumt sich der feurige Braune, indeß ihm die muskelstarken Kosackenknechte den entkleideten Hetman auf den Rücken binden.

Unter Denen, welche die Ausstellung besuchten, ist wohl Keiner, der nicht den Schritt vor dem Bilde angehalten hätte, das Jules Garnier dem „Herrenrecht" widmete. In der That drastisch! Auf der Schloßterrasse überliefert der Neuvermählte dem Herrn und Gebieter die hübsche Braut. Galant wie ein Bräutigam nimmt der schöne Ritter die Bekümmerte in Empfang, indeß ihr rechtmäßiger Besitzer mit dem Hut in der Hand dasteht und verblüfft gaffend Miene zu machen scheint, dem schönen Ritter die Beute wieder zu entreißen. Köstlich ist der Wache stehende Kriegsknecht mit den Mephistozügen, der den Betrübten in seiner Weise tröstet, köstlich auch der mit einem hämischen Blicke zu dem Verlassenen die Bettlerfaust emporreckende beinlose Krüppel in dem großen Holznapfe. Ein paar feiste Mönche machen dem armen Teufel Vorstellungen und bedeuten ihm, das Ding sei einmal nicht zu ändern, er müsse sich in das Unvermeidliche schicken. Das ist jedenfalls eine vortreffliche Leistung.

Wie Giovanni Bellini dem Antonello von Messina das Geheimniß der Oelmalerei absah, indem er unter dem Namen und in der Tracht eines Edelmannes demselben zu einem Porträt saß, zeigt uns nicht ohne Talent Edmond Lechevallier-Chevignard.

Der Lyoner Françisque Déportes versucht sein Glück mit der Darstellung eines Auftrittes aus der St. Bartholomäusnacht. Ort der Handlung: eine enge, von hohen Häusern begränzte Gasse. Etliche Kriegsknechte halten einen Huguenotten gepackt, indeß einer ihm mit der Laterne ins Gesicht leuchtet und dazu den Mordstahl zückt. Gar nicht übel!

Die Begründung der Académie française im Jahre 1635 gab dem Pariser Eugène Fichel einen Stoff, wenn auch keinen dankbaren, an die Hand. Die paar Figuren im Tagescostüm besagen im Grunde Nichts. Charakteristisch ist nur der rothe Cardinal im Sessel mit der interessanten Katzenfamilie auf dem Schooß.

Als Richelieu's Nachfolger Mazarin, vom Fieber verzehrt, den Tod herannahen sah, sprach er sein Bedauern darüber aus, daß er sich bald von all' seinen Kunstschätzen trennen müsse, und einzeln ließ er sich die gesammelten Bilder noch einmal zeigen. Den Auftritt malte mit seinem Pinsel Hégésippe Vetter.

Ein Mittel, dem besiegten und zu Grunde gerichteten Frankreich wieder emporzuhelfen, giebt Isidore Patrois mit seinem Bilde „Jacques Coeur" an. Dieser Patriot, ein Sohn des Volkes, schenkte einst in bösen Tagen sein ganzes Vermögen dem Vaterlande, worauf ein neues Heer ausgerüstet und ein Theil des verloren gegangenen Gebietes zurückerobert werden konnte. Dort steht der Patriot, den hochherzigen Act zur Ausführung bringend. Nachahmer wird er heute nicht finden.

Die letzten Augenblicke Duguesclin's verherrlicht der Lübecker Heinrich Schopin, der früher Vortreffliches im religiösen Genre geleistet. Zu einer anderen Kunstschöpfung

Digitized by Google

ersah dieser Künstler den sterbenden, von einer Vision erschreckten Cardinal von Richelieu. Das sind gar interessante, feine Bilder. Lieber sind uns aber doch Schopin's größere Darstellungen.

Interessant und gut gemalt dazu ist auch das Bild, mit dem der bereits erwähnte Jean Paul Laurens den von Napoleon I. 1804 an dem Herzoge von Enghien verübten Mord illustrirte. Mit der Laterne treten, ihn zu dem verhängnißvollen Gange abzuholen, die Henker zu dem Gefangenen ein. Grell fällt der Schein des Lichtes auf die jugendliche Gestalt des Herzoges, der bleichen Antlitzes, aber ruhig dem das Todesurtheil verlesenden Gensd'armen zuhört. Die etwas phantastische Jockeytracht des Dargestellten (runde, schwarzsammetne Schirmkappe, knappes graues Beinkleid mit hohen Stiefeln, zugeknöpfter fahlrother Frack mit großen platten Metallknöpfen, Jabot nebst Handkrausen) thut der Wirkung leider einigermaßen Eintrag.

Im Porträtfache herrscht an guten Kunstschöpfungen kein Mangel. Aber es macht sich auch ein bedauerlicher Salongeschmack darin geltend. Das Kleid geht dem Künstler manchmal über den idealen Gesichtsausdruck, und wenn nur an dem Frauenbilde eine recht imposante Schneiderreclame zu Geltung gelangt, so ist Alles in Ordnung. Allerdings folgt der Künstler darin wohl nicht dem eigenen Willen. Ce que femme veut, Dieu le veut, ein Jeder weiß das. Einzelne Künstler kämpfen auch nach Kräften wider die Verirrung an, und manche hervorragende Vertreterin des legitimistischen Adels steht ihnen darin mit ihrem Willen zur Seite.

Großartiges leistete im Damenkleidergenre heuer wieder Carolus Duran, d. i. ein Porträtmaler, dem unstreitig ein bedeutendes Talent zu Gebote steht. Wir wollen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und constatiren, daß er es verstanden hat, in die keineswegs interessanten Gesichtszüge seiner umfangreichen Kleidträgerin etwas Seele zu hauchen. Aber der ganze Rest mitsammt dem famosen rothen Fächer gehört doch wohl unbedingt auf ein colorirtes Modenblatt.

Den Robenmalern zuzuzählen ist auch der elegante Dubufe, der ein ganz hübsches Anordnungstalent besitzt, und Bestechendes im neueren Kunstmodegeschmack leistet. Die von ihm gemalte Madame X. mag schön sein; aber schöner ist ihre Prachtrobe. — Da haben wir Dubufe's Medjeh. Die schöne Araberin pflegt mit halbentblößtem Busen auf einem Faulbette der Ruhe. Das Haupt mit den rabenschwarzen Haaren, die über der Stirnlinie ein mit grünen Steinen verzierter Goldreif schmückt, stützt sie mit der Rechten, indeß die Linke mit dem Federfächer lässig im Schoße ruht. Zu Häupten des Lagers steht ein Tischchen mit Leckerbissen. Das Kopfkissen ist blauseiden, das andere Kissen von blauem Sammet. Und wie prächtig das goldverbrämte Gewand, der Ueberwurf mit dem Fransenbesatz! Ach ja, zum Entzücken, wie just neben mir eine Salondame bemerkt. Aber wie ausdruckslos ist dieses glatte Gesicht, wie nichtssagend sind im Grunde selbst diese schwarzen Augensterne! Welch' eine Fülle von Zeit und Fleiß ward nicht an all dem unbedeutenden Toilettenkram verschwendet! Es ist die Illustrirung des verweichlichenden Wohllebens, in meinen Augen ein Mißbrauch der Kunst.

Ein tüchtiger Porträtmaler tauchte heuer in dem Pariser Claude Gaillard auf. Er mied es, bei der Behandlung seines Frauenporträts mit der beliebten Salonschminke zu operiren, escamotirte dem Original auf der Leinwand nicht die mindeste Runzel weg, mied es auch, mit dem Pinsel den aschgrauen Teint zu fälschen, und schuf trotz alledem (!) ein echtes Kunstwerk.

Digitized by Google

Ein Meiſter im Genre- und Porträtfache, und der originellſten Meiſter einer, iſt Antoine Auguſte Erneſt Hébert, der jetzige Director der franzöſiſchen Kunſtakademie. Siehe da einen Künſtler in der wahren Bedeutung des Wortes, dem ich ſeit Jahren unverhohlen meine Bewunderung ſchenke! Hébert iſt auch, was alle Maler ſein ſollten, und was ſo wenige ſind: Dichter. Sein Gemüth iſt ein tiefer lyriſcher Born. Er empfindet ſeine Bilder, und das Kunſtempfinden der Seele zaubert er ſeinen Schöpfungen an. Unvergeßlich werden allen Freunden echten Kunſtgenuſſes, die ſie vor einigen Jahren auf dem Pariſer Salon bewundert, ſeine Pasqua Maria, ſein Mädchen am Brunnen ſein. In den Augen dieſer Kunſtgeſtalten brennt die geheimnißvolle Gluth der Seele. Die hochweiſe Kritik konnte ſich das Wunder nicht erklären, und verdammte, da ſie ſich doch in ihrer Weiſe darüber ausſprechen mußte, die beiden Kinder zum Siechbette. An Doré's Alſatia wird ſie bemeſſen können, welchen Mißgriff ſie damals gethan. Heuer ſtellt Hébert das Bildniß einer Marquiſe aus. Die Leiſtung iſt, wie Alles, was aus der Hand dieſes Künſtlers hervorgeht, originell, genial durchgeiſtet, mit jenem räthſelhaften Zauber angethan, den die vollendetſte, die erprobteſte Technik nicht zu erzielen vermag, enträth ihr Träger der wahren ſchöpferiſchen Kraft. Das Hébert'ſche Bild iſt ein Kniestück. In einem altmodiſchen, mit umfangreichen vergoldeten Nagelköpfen verzierten, gelb- und blauſeiden überzogenen Lehnſeſſel ſitzt die Marquiſe da. Von ariſtokratiſcher Feinheit iſt das linienedle Geſicht mit dem zartblaſſen diaphanen Teint und den zurückhaltend klug blickenden braunen Augen. Hébert modellirte es faſt aus Nichts. Eine zierliche Perlenkrone, von der ein zarter durchſichtiger Gazeſchleier herniederwallt, ſchmückt das an der Stirn gewellte ſchöne dunkelbraune Haar. Ein faltiges weißes Seiden- und Gazegewand umgiebt die zarte Geſtalt. Perlen in einer Schnur am Halſe, ein Perlenſchmuck an dem keuſch verhüllten Buſen. Die ſchmal ſich rundenden Achſeln ſchließen weißſeidene Schleifen- und Streifen-Epauletts ein. Die ſchmalen, zartmodellirten Hände mit den Roſenfingern ruhen läſſig im Schoße. In Summa, eine feſſelnde, wohl die Beachtung der Kunſtfreunde verdienende Erſcheinung.

Als hervorragende Porträtmaler ſind noch auf der Ausſtellung vertreten: Alexis Périgno n, der ein gelungenes Bildniß der Gräfin Pepoli, geb. Alboni, ausſtellte, Alexandre Cabanel, der mit einem lieblichen Mädchenbilde im florentiniſchen Coſtüme des 15. Jahrhunderts ſich producirte, Charles Jalabert, der Belgier de Winne, Eugène Faure, Philippe Parrot, Charles Sellier, drei der jüngeren, mit Preis gekrönten Künſtler, u. a. m.

Große Beachtung findet natürlich das Porträt des Präſidenten der franzöſiſchen Republik von Nélie Jacquemart. Es iſt das dieſelbe Künſtlerin, die vor einigen Jahren mit einem Bildniſſe Duruy's, des damaligen Unterrichtsminiſters, der Kritik imponirte. Im zugeknöpften braunen Oberrock mit etwas dunkler ſchattirtem gleichfarbigem Sammetkragen ſteht in dem Rahmen Adolphe Thiers vor uns. Die rechte Hand ruht auf dem Rande des Büchertiſches, indeß die linke mit den Fingerſpitzen an der linken Hüfte ruht. Mit Thiers befreundete Perſonen meinen, der Kopf ſei ſehr ähnlich, der Geſichtsausdruck aber vielleicht etwas zu realiſtiſch wahr. Wer in einem Thiers betreffenden biographiſchen Aufſatze von einem „verkniffenen, hinterhaltigen Lächeln um die Lippen", von einem „unangenehmen, unaufrichtigen Blick" geleſen, darf ſich angeſichts des Bildes über die Phantaſie oder die Myopie des dunkeln Jemand, der den Artikel geſchrieben, füglich wundern, denn von alledem enthält das Porträt keine Spur. Auf mich macht dieſer Thiers

Digitized by Google

den Eindruck eines klugen, heitern Alten. Das Ensemble der unter dem eisgrauen Scheiteltoupet hervortretenden Züge wird durch keinen Mißton gestört. Zart sich wölbend entspringt die nicht unschöne Stirn den mattweißen Schläfen mit dem feinen, bläulich durchscheinenden Geäder. Treuherzig blicken die klugen braunen Augen durch den Krystall der feinen Stahlbrille. Die untere Gesichtspartie mit der leichtgebogenen Nase, dem keineswegs breiten Munde und dem festfleischigen Kinn drückt allerdings Entschlossenheit und Willenskraft aus, während der gelbliche Teint auf ein gewisses biliöses Etwas schließen lassen könnte. Wie mag es kommen, daß uns vor dem Bilde Gedanken an die Bedeutung der Sphinx beschleichen? Daß es Thiers mit der Festigung der Republik, mit der Sicherung des Friedens ernstlich meint, darf wohl als ausgemacht gelten. Der Präsident der Republik ist in der Lage, ein Washington oder ein Monk werden zu können. Die Wahl kann ihm nicht schwer fallen.

Legion ist die Zahl der nichthistorischen Genrebilder. Auf die Genremalerei legen sich des leichteren Absatzes wegen die meisten Künstler. Allein so groß die Menge der Berufenen ist, so gering ist die Zahl der Auserlesenen, allerdings nicht in Bezug auf Formvollendung. Die größten Erfolge bezüglich der Anerkennung des Publicums erzielten bisher im Genrefache auf der Pariser Ausstellung Deutsche. Wo sind die Franzosen, die es in Bezug auf Conception und Anordnung sowie drastische Darstellung mit dem genialen Vautier, dem geistreichen Heilbuth, mit einem Knaus oder Meyerheim aufzunehmen vermöchten? Nur einzelne rühmliche Ausnahmen kommen vor. Alle übrigen sind gemeine Kunsthandwerker, die jeder schöpferischen Kraft entrathen, im knechtischen Nachbilden den Triumph der Kunst erblicken. *)

Nicht ohne dramatischen Gehalt ist ein großes Bild von dem Elsässer Johann Benner: „Nach einem Sturme, auf Capri", das in acht lebensgroßen weiblichen Figuren den Schmerz, die Verzweiflung, das Bangen und Zagen, Entsetzen zum Ausdruck bringt, dessen Ursache an einer von Fischern bevölkerten Küste der Ocean ist. Auf dem Felsenvorsprunge, an dem unten wild die Brandung emporschäumt, versammelten sich Mütter und Gattinnen, Bräute, und in den verschiedensten Kundgebungen äußert sich ihr vom Sturm und seinen Gefahren bedingter Seelenzustand. Diese blickt ängstlich über den Felsrand hinab in die Tiefe, jene erhebt betend zum Himmel den Blick. In Verzweiflung zerrauft jene aufrecht Dastehende ihr aufgelöst im Winde flatterndes Haar, und resignirt faltet diese auf den Knien die Hände zum Gebet. Die einzelnen Figuren mustern wir mit Interesse, und doch will uns das Ensemble kaum behagen. Gleichviel, die Leistung verdient Lob.

Ein italiänisches Räuberstück mit etwa zwanzig lebensgroßen Figuren stellt Joseph Layraud, der Urheber des schreienden Marsyas, aus. Auch dem Bilde, das der englischen Regierung gehört, gebricht es nicht an einem gewissen dramatischen Etwas. Der Hauptmann in Hemdsärmeln, der, auf die an der Steinplatte ruhende Rechte mit dem Pistol gestützt, mit der Linken dem Dasitzenden, die geballte Faust auf die Felstafel legenden und ihn furchtlos anblickenden, elegant gekleideten blonden jungen Manne die Feder zum Unterzeichnen des Schriftstückes hinhält, vermittelst dessen er nebst seiner sich ängstlich an ihn anschmiegenden goldhaarigen Mitgefangenen in der schwarzen Amazonentracht sich zur Zahlung des geforderten Lösegeldes verpflichten oder die Weisung dazu ertheilen soll,

*) Ist zu hart, und wenn einem auch nur die Namen Brion und Breton einfielen. Red.

Digitized by Google

hat einen ächten Schinderhannesblick. Der italiänische Banditencharakter erfuhr in mehreren der umherliegenden und -sitzenden Gestalten eine Veranschaulichung, wie sie drastischer und typenwahrer nicht sein könnte. Jener bäuchlings daliegende Gesell mit der mächtigen Rammsnase in dem wettergebräunten Galgengesicht und dieser andere mit dem blauen Verbandtuch an der Schläfe und dem schielenden Blick sind die sprechendsten Banditentypen, die je ein Maler dargestellt. Die Gruppirung der Figuren auf dem von steilen Felswänden umgebenen Plane ist eine durchaus kunstgerechte. Aber weßhalb zu einem an und für sich so unbedeutenden Banditenacte einen so gewaltigen Rahmen? Ein Schlachtenbild wie das von Sorieul wollen wir uns in einem solchen Rahmen gefallen lassen; aber diese Lösegeldaffaire — — Nun, der Künstler wendete die Größenverhältnisse wohl auf Bestellung an.

Für einen der besten Coloristen gilt der Bayonner Léon Bonnat, und daß er wirklich ein tüchtiger Colorist ist, das belegt er heuer mit seiner den Rosenkranz abbetenden, schwarzgekleideten runzeligen Alten aus Ustaritz im Baskenland sowie seinen Scheiks von Akabah im Peträischen Arabien, einer Reiter- und Fußgängergruppe, die in der öden, kahlen Gebirgslandschaft mit den hohen Felswänden sich seltsam genug ausnimmt.

Nach Africa führt uns Gustave Guillaumet. Er zeigt uns mit keckem, gewandtem Pinsel eine Gruppe algerischer Frauen, die an einem Bache im Schatten darüber aus sind, ihr Geschick im Waschen zu belegen, indeß über die hochliegende nahe Ebene die Sonne ihre Gluthen ausgießt. — Das Epitheton „piquant" dem Bildchen, mit dem der Belgier Jan Huismans uns einen Haremwinkel vorführt. Ein Eunuch steht der hübschen Sünderin, die am Fenstergitter oben mit dem berittenen Anbeter Liebesworte austauscht, Bock. Nicht übel! — Ein schlankes Frauenbild aus dem Oriente zeigt uns Charles Landelle mit seiner Almee, die sich in dem langen schwarzen Gewande schrecklich zu langweilen scheint, da sie, sich reckend, mit beiden Händen den Hinterschädel bemißt. — Im vollen Hausstaate ruht auf dem bunten Teppich an der Erde die algerische Schöne, welche François Delobbe uns vorführt. Es ist das ein Pendant zu Dubufe's Medjeh. Die Holde mit dem zarten Teint, den dunkeln Augen, den runden Goldplättchen als Hals- und Haarschmuck hat sich rauchend in eine Narkosis gebracht, die das blasse Gesicht deutlich verräth. — Nun fesselt uns Gustave Boulanger mit einem prachtvollen grauweißen Türkenpferde, neben dem, mit der Rechten am Sattelknopf, die Linke in die Seite gestemmt, ein schönes Türkenkind mit rothweißem Turban des Herrn und Gebieters harrt.

Zwei coquette Chinesinnen, die an dem Gebahren eines Kakadus sich ergötzen, malte der Pariser Charles Escudier. — In einen japanischen Bazar führt uns vermittelst eines feinen, interessanten Bildes der Genfer Edouard Castres, dessen wir nachträglich auch wegen seines Ambulanzbildes, einer Darstellung, die in Lazarethwagen verwundete französische und deutsche Soldaten uns vorführt, rühmend erwähnen.

Mehrere interessante Darstellungen aus dem italiänischen Volksleben entdecken wir noch. William Bouguereau zeigt uns in seinen Erntebildern ein paar prächtige Figurengruppen, von denen eine: die Mutter mit dem auf Aehren gebetteten Kinde, das begierig die Händchen nach der ihm hingehaltenen Pommeranze ausstreckt, uns besonders anspricht. Bouguereau machte unter dem zweiten Kaiserreich mehrfach mit Nüditäten Aufsehen. — San Germino illustrirte in zwei Pinselschöpfungen: einem Straßen- und

Digitized by Google

einem Kirchenbilde, Edmond Lebel, ein Künstler, der als Colorist berufen zu sein scheint, Tüchtiges zu leisten.

An die Einkerkerungen, welche der Pariser Communeaufstand zur Folge gehabt hat, erinnert das kleine Bild, welches unter dem Titel „Poveretto!“ Armand Bernard ausstellt. Wir blicken in den Hof eines Gefängnisses. Vor dem Gitterfenster steht ein braungelockter Italiänerknabe und redet mit dem durch das Eisengitter von ihm getrennten Vater. Der Leistung, die übrigens eine recht tüchtige, liegt doch eine Idee zu Grunde.

Eine ergreifende Darstellung im Volksgenre ist Pierre Cot's „Am Tage Allerseelen auf dem Campo Santo zu Pisa“. Mit dem Säugling auf dem Arme, dem Töchterchen an der Hand pilgert die Wittwe hinaus auf den Friedhof, an die letzte Ruhestätte des treuen Gefährten in Freud' und Leid, den ihr der Tod geraubt. Dort steht sie zur Seite des Grabes. Das dunkle Auge in dem vom Schleier halbverhüllten schönen bleichen Antlitz netzen heiße Thränen. Und hier vor dem Steinmale kniet die kleine vaterlose Waise und besorgt geschäftig das Anzünden der geweihten Kerze in der Grablaterne. Ja wahrlich, ergreifend!

Auch das spanische Volksleben ist in mehreren Bildern vertreten. Es sind da, von mehr oder weniger dunkeln Künstlern gemalt, Stiertödter und Lanzenfechter, tanzende Spanier und Spanier, die sich während einer großartigen Schaf- und Eselschur den Kopf scheren lassen, zu sehen.

Eine gut dargestellte Volksscene aus Rußland brachte Dmitri Tatitscheff, ein Schüler Swertschkow's, in seinem Bilde „Durchreise des Bischofs“. Und das Bild lehrt uns, daß das Landvolk im Czarenreich vor so einem Bischof einen heiligen Respect hat, denn die Bauern in dem Rahmen bücken sich vor der Reverenz schier bis zur Erde.

Holland fand mit einem Bilderpaar von Christoph Bisschop aus Leeuwarden Vertretung. Beide Bilder, „Der Wiegenmaler“ sowohl wie „Der Raritätenhändler“, sind ächt niederländisch in Figuren und Beiwerk, und mit großer Sorgfalt ausgeführt. Zu der holländischen Nüchternheit und Hausbackenheit lieferte Adolph Artz, ein Schüler J. Israel's, einen Beleg mit dem Bilde „Sonntag zu Scheveningen“. Die auf der kahlen Sanddüne am Strande hockenden Frauen sind der sprechendste Ausdruck jener niederländischen Familiengenügsamkeit, die im Zuckertheetrinken das nec plus ultra der häuslichen Genüsse erblickt.

Zu der Künstlergruppe, die im feinen Modestil mit Vorliebe das Salon-, bezw. Familiengenre cultivirt, gehört der Lyoner Compte-Calix, der heuer ein reizendes Liebesbildchen: Knabe und Mädchen auf einer Steinbank im Freien sitzend, ausstellte. Meister im Darstellen eleganter Interieurs und Salonbilder ist ingleichen Pierre Frère, sowie Joseph Caraud, der aber in Zukunft seinen Salonfiguren nur keine Katze wieder aufbürden soll, denn das weiße Kätzchen da im Arme des Fräuleins sieht aus, als käme es just von der Ausstopferwerkstatt.

Ein Gränchen Esprit legte Eugène Giraud in seinen Interieurs „Die Botschaft“ und „Die verbotene Thür“ zu Tage. Wollte man aber in dem Dargestellten Liebeskeckheit und Liebesschelmerei erblicken, so würde man doch wohl irren. Die brünette Schöne, welche, hinter dem Rücken den versiegelten Brief verbergend, so behutsam sich dem offenen Fenster nähert, wandelt sicher nicht auf dem geraden Wege, und die kleine Blondine, welche in so prächtiger Besuchtoilette der Freundin das Hereintreten ins Zimmer verwehrt, hat wohl auch kein ganz reines Gewissen.

Digitized by Google

Eine derartige kleine Person stellt uns ferner Emile Levy vor, und zwar wie sie in etwas ungewöhnlicher Lage, nämlich auf den Ellenbogen und den Knieen, den Inhalt eines Briefchens verschlingt. Indessen, die schöne Zeit, in der das Genre unter dem Imperatorscepter so üppig blühte, ist hin. Das Publikum geht vor den Bildern gleichgültig vorüber. „C'est une cocotte!" heißt es. Und damit ist das Bild beschaut.

An Ferd. Heilbuth erinnert Jules Denneulin mit der Leinwand „Eine lange Beichte", deren Held ein Mann in grüner Uniform, den an den Beichtstuhl entweder Gott Morpheus oder ein langes Sündenregister fesselt. Natürlich nicht prämiirt!

Albert Lambron, ein Schüler Flandrin's und ein sehr tüchtiger Genremaler, ermangelt nie, mit etwas recht Seltsamem, Wunderlichem, Piquantem vor den Beschauer hinzutreten. Dasmal belegte er sein Maltalent und seinen Künstlerhumor in einer langen Clown- und einer ganz kleinen Zwergfigur, d. i. einem Zweiblatt, das durchaus den Eindruck des Drolligen macht und denn auch vielfach bewundert und angestaunt wird.

Der Lyoner Biard, derselbe, der die Seeschlacht bei Abukir großartig illustrirt hat, bietet uns in einem kleineren Genrebilde eine erstaunliche Menge wirklich komischer Situationen. Das Vorkommniß ereignet sich am Bord eines großen Seeschiffes. Die zahlreichen Kajütengäste des Dampfers haben sich zu Tisch gesetzt. Die engagirten Spielleute, Bläser, geben ihre Tafelmusik zum Besten. Aber die See geht hoch. Das Schiff geräth ins Schwanken. Plötzlich neigt es sich tief auf die Seite. Und der brüske Verlust des Gleichgewichtes bringt in dem kleinen Raume Alles in Umsturzgefahr. Die Musikanten taumeln wider einander wie Betrunkene. Aus der Harmoniemusik wird buchstäblich ein Blasinstrumentenkrieg. Vom Tische gleiten Teller und Schüsseln, stürzen, rollen, ihren Inhalt über Roben und Beinkleider entleerend, Flaschen und Gläser. Hier steht Einer, bleich wie Banko's Geist und kerzengerade, der — sich nicht ausschütten möchte vor Lachen. Jene ältliche Dame erhebt in der Meinung, ihre Nachbarin habe ihr Glas umgeworfen, zornig wider diese die gabelbewehrte Rechte. Da ist auch keine Figur, die nicht zu dem Gesammteindruck der Sachlage entsprechend mitwirkte. Selbst die den Scherben am Fußboden ihre Beachtung schenkenden Seeleute und die schwarzen Aufwärter, die natürlich als Beherrscher der Situation an dem allgemeinen Tafeljammer ihr Gaudium haben, tragen mit ihrem Lächeln nicht wenig zur Erheiterung des Beschauers bei.

Wahrhaft originell ist das Bild von Charles Pille: „Der Herbst". Alles in dem Rahmen gemahnt an den Nichts verschonenden Zahn der Zeit: die alte Hausfront mit den verwitterten Ornamenten, den blindscheibigen Fenstern und der massiven Bohlenthür, der mit der linken Hand im zugeknöpften Brustkleid vor der Schwelle stehende Alte mit dem pergamentfarbenen Antlitz, dem schwarzen Dreimaster, der langen, geblümten Weste, dem braunen Oberrocke und den Kniehosen, die im Thürwinkel stehende Alte mit dem vorsündfluthlichen deckelplatten Federhute, dem emporgekämmten Puderhaar, der graumohrenen Schürze und den grauen Schnabelschuhen, Alles, Alles. Es ist, als schauten wir, das Bild betrachtend, in eine weit hinter uns liegende Menschenwelt. Zwei Wiederauferstandene, sollte man meinen.

„Verlorene Mühe!" ist ein hübsches, frisch und sauber gemaltes Genrebild vom Frankfurter Heinrich Schlesinger. An die jugendliche Kirchgängerin mit dem unschuldsvollen Blicke tritt der Versucher in Gestalt einer in Sammet und Spitzen gekleideten Gespielin heran, die ihr verlockende Worte zuraunt. Trefflich dargestellt! Als eines

Digitized by Google

guten, kunstmäßig gemalten Bildes erwähne ich noch der schönen Lautenschlägerin Pensierosa der Frau Salles-Wagner aus Dresden.

Von den jüngeren französischen Genremalern ist noch Jules Veyrassat zu nennen, dessen „Dorfschmiede" mit dem plebejischen Figurenpaar in der That ein gutes, farbenwahres Bild ist. Anerkennung verdient endlich der Americaner Robert Wylie seines Bildes „Die Bretagner Hexe" wegen. Es ist das eine drastische Veranschaulichung des in Frankreich namentlich auf dem platten Lande herrschenden Aberglaubens. Ist ein Glied der Familie krank, so muß die Dorfhexe oder der Dorfzauberer Rath schaffen. In dem Rahmen da besichtigt die Hexe ein krankes Kind. Die Familie sitzt zusehend umher. Das Bild ist gewiß interessant.

Als Genremaler und Landschafter gerirt sich Adolphe Leleux, der uns in kerniger, franker, frischer Malerei gelungene Bretagner Bauerntypen vorführt. Die kleinen Hirtenknaben und -Mädchen an dem Sumpfwasser sind ebenso drastisch fesselnd wie die beiden berittenen Bretagnerbuben mit den langen Haaren, denen in jenem anderen Rahmen die dralle Wirthin den Cider credenzt.

Der Straßburger Gustave Jundt excellirt im Darstellen grasreicher Wiesen und lieblicher Mädchengestalten. Nur will es uns bedünken, als ob er in Bezug auf seine Figuren eine allzu große Einförmigkeit sich zu Schulden kommen lasse. Die hübschen Schweizerinnen, die in diesem Rahmen am Seeufer stehend den mit einem „Vive la France!" davonrudernden Franzosen in Uniform nachschauen, haben wir sicher schon auf einer anderen Jundt'schen Leinwand gesehen.

Genremaler und Landschafter ist auch Jules Breton, bekanntlich eine der hervorragendsten Künstlerpersönlichkeiten, die Frankreich besitzt. Die Aufgabe, welche sich Breton gestellt, ist die Verherrlichung der Menschenwürde und der Arbeit in ländlichen Frauengestalten. Den hochsittlichen Lebensernst, das Gottesbewußtsein, die Seelenruhe, den Tugendadel veranschaulicht Breton, und das nicht etwa nach antiker Art durch Nüditäten, sondern in schlichtgekleideten Wesen, wie sie das moderne Landleben bedingt. Die aber beseelt sein Genius mit dem wahren Lebenshauche der Göttlichkeit, die stellt er in einer Weise dar, daß der Gebildete, das Kunstwerk musternd, nicht anders als mit hoher Bewunderung des Meisters gedenken kann, der es geschaffen. In reinster Harmonie, voll eines lichtschönen Glanzes schmiegt sich den Breton'schen Gestalten die Landschaft an. Und das namentlich auch trägt zu der den Bildern eigenthümlichen hohen künstlerischen Vollendung bei. Heuer stellt dieser Künstler aus „Am Brunnen" und „Junge Kuhhirtin". Wider seine Gewohnheit hat er die Figuren fast lebensgroß gemalt. Die junge Hirtin sitzt mit verschränkten Füßen und rechts gewandtem Gesicht im Schatten eines Baumes, indeß weiter ab im Schein der stark sich neigenden Sonne ihre Kühe grasen. Das braune Haar deckt ein schlichtes weißes Häubchen. Grauwollen ist das Jäckchen mit den aufgeschürzten Aermeln, blauleinen der Kleidrock. Leicht stützt sich die Sitzende auf den seitwärts gestreckten rechten Arm, indeß die Linke mit dem Stecken lässig im Schoße ruht. Wie starr der Blick des Kindes mit dem ernsten Gesichte! Was sinnt es? wo weilt es in Gedanken? Es ist, als wäre es plötzlich in ihrer Seele aufgedämmert: Auch an dich stellt das Leben Anforderungen, auch du bist ein Glied des großen Ganzen, ein Atom der Gottheit. — In dem anderen Rahmen erblicken wir zwei Mädchengestalten am Feldbrunnen. Leise an steigt hinter ihnen der Grund zur Ebene. In den Fels eingefügt ist der eckige Brunnenstein. Davor kniet das eine Mädchen nieder. Mit dem linken Arm auf dem Steine ruhend,

Digitized by Google

hält sie mit der rechten Hand den Steinkrug zum Empfange des Wasserstrahles. Während das Wasser fließt, richtet sie den ernsten Blick empor zu der Gefährtin. Diese steht etwas erhaben aufrecht da. Wie Jene trägt sie ein weißes Häubchen. Der Krug ruht auf der rechten Schulter. Sie stützt ihn mit der Rechten, indeß die Linke über den Kopf hinweg den Henkel faßt. Das in der Farbe verschossene, rothgelbe Halstuch verhüllt zur Hälfte das mattviolette Leibchen. Fast bis auf die bloßen Füße reicht die grobzeuchene, schmutzigblaue Schürze. Das Gesicht blickt ernst niederwärts zu der Knienden. Antike Ruhe liegt auch in diesen Gestalten ausgeprägt. Es sind herrliche Beweise eines genialen Künstlerschaffens. Und wenn die Kunstrichter Breton mit dem großen Ehrenpreise die Salonpalme zuerkannten, so gereicht ihnen das nur zum Ruhme. Zwar eine hochelegante Welt, die an schönen Kleidern, wie sie Dubufe und Duran gemalt, besonderes Gefallen findet, dürfte der Ansicht nicht sein. „Aber weßhalb," exclamirte in meinem Beisein vor der Hirtin Breton's eine vornehm gekleidete ältliche Dame mit, nebenbei bemerkt, abschreckend häßlichen Zügen, „weßhalb einem so ordinären Sujet den ersten Preis zuerkennen!? Hätte die Dirne noch ein distinguirtes Gesicht!"

Nun zur Musterung der Landschaft übergehend, betreten wir ein gar weites, interessantes Feld, auf dem es in Bezug auf Land und Leute nicht an Abwechslung gebricht. Unter den tiefblauen Himmel Persiens führt uns Jules Laurens. Die blaue Moschee zu Tauris ist ein winterliches Ruinenbild von großer Schönheit. Der rothsteinige Tempelbau mit dem blauen Anstrich und den Goldverzierungen, die dem Zahn der Zeit siegreich getrotzt haben, liegt halb in Trümmern. Inmitten des weiten Schneefeldes fürwahr ein fesselnder Anblick! Schön sind auch desselben Künstlers „Verlassene Gärten von Aschref". Der stille Teich, die alten Riesenpappeln mit dem frischen Laubgrün, der herrliche Garten mit dem üppigen Graswuchs, die promenirenden Perser in der malerischen Tracht, der breite Rundbau im Hintergrunde, Alles an dem Bilde regt in hohem Grade die Phantasie des Beschauers an.

Eine von Sonnengluth erfüllte ägyptische Landschaft mit der Pyramide von Sakarah im Hintergrunde zeigt uns E. de Bérard. Ein schmaler Deichweg durchschneidet den weiten blauen Wasserspiegel und führt den Zug der Kameelleute nach dem gewaltigen Steinbau. Recht poetisch empfunden!

Manche Landschafter schöpften aus der großen italischen Stoffquelle. Unter ihnen fehlt mit seinen herrlichen Stimmungsbildern aus der Umgegend Roms Oswald Achenbach. Es sind römische Landschaften da; aber ihr realistischer Anstrich und die Erinnerung an Achenbach verleidet uns das Beschauen.

Ein kleines, vortrefflich gemaltes Landstraßenbild lieferte der Italiäner Joseph v. Nittis mit seiner „Straße von Neapel nach Brindisi". Heiß brennt auf den breiten staubigen Weg die Sonne hernieder. Zwei herwärts ziehende Wanderer, eine gelb angestrichene Landkutsche als Staffage. Fein und wahr!

Unter den Künstlern, die den Stoff zu einer architektonischen Landschaft in Venedig einheimsten — es sind mehrere — befindet sich auch Eugène Fromentin, der eminente Darsteller algerischer Reiterscenen und arabischer Pferde. Schade! — so bemerkenswerth auch, trotz des verpfuschten Wassers, die Leistungen sind. Derartige Malcapricen begeht nicht Jedermann ungestraft. Gustave Courbet, der geniale Realistenhauptmann, dem die gestrenge Jury auf Grund seiner Aversion bezüglich der von der Commune auf Mist gebetteten Vendômesäule das Ausstellen untersagte, darf sich so etwas herausnehmen.

Digitized by Google

Aber wie wenige Courbet leben in Frankreich! — Zwei feine, charaktervolle Venedigbilder, ein Morgen- und ein Abendbild, malte der Savoyer Jacques Guiaud, und auch Amédée Rosier mit seinem St. Martinscanalbilde, das ein fein nüancirter Abendhimmel kennzeichnet, verdient Anerkennung.

In die Tyroler Berge führt uns der Triester Karl Joseph Küwasseg mit einem Bilde, das von der grünen Thalsohle bis zu den duftumflossenen Bergspitzen in prachtvollen Farben- und Lichtcontrasten steile Felswände, in Gischt und Schaum sich lösende Gießbäche, Schluchten, Halden und Kuppen dem bewundernden Auge zeigt.

Ein Stück schweizerischer Gebirgsnatur stellte Alexis de Fontenay dar, dessen „Weg von Meyringen nach Gottanen im Canton Bern" sich würdig der Küwasseg'schen Leinwand anreiht, übrigens ganz dieselbe Malweise, den nämlichen dichterischen Auffassungssinn bekundet. Lange können wir vor dem Bilde in stiller Betrachtung sinnend verweilen. Der hier im Sonnenlicht sich emporwindende breite Bergweg, die weit überhangenden massigen Felsen dort, der zu Wasserdunst zerstiebende Gießbach über der Schlucht daneben, und dann die Abstufungen von Halde zu Halde, die Gebirgsregionen mit dem Vegetationswechsel, alles das bewundert langsam klimmend das Auge, bis der Blick von den Schneekuppen der Gletscher in den blauen Weltenraum taucht.

Mit düsterem Wolkenhintergrunde malte Karl Küwasseg, der Sohn des Obigen, das alte Antwerpen. Wir blicken auf die stürmisch bewegte Schelde hinaus, auf der mit geblähten Segeln ein paar Schiffe fahren. Jenseit derselben dehnt sich, sammt dem Strome von einem Sonnenblicke gestreift, mit ihren Thürmen und Rundschlöten die altberühmte Handelsstadt aus. Ein eigenthümlicher, an die Farbe des Nordseewassers erinnernder graugelber Ton verleiht dem Stadt- und Strombilde einen Anstrich, der zu dem finstern Gewitterhimmel trefflich stimmt.

Von tüchtigen Naturstudien zeugen zwei Scheveninger Strandbilder von dem Groninger Hendrik Mesdag, einem Schüler Alma-Tadema's. So ächt ist das Nordseewasser, so ferm ist die Strandfläche, so gelungen sind die Fischerboote, so durchsichtig tief ist der Himmel.

Neben Mesdag verdient der Stockholmer Alfred Wahlberg mit seinen Strandbildern, einem schwedischen und einem bretagner, Erwähnung. Beide Bilder zeugen von einer gesunden Naturanschauung. Die Malerei ist eine breite, franke, feste, und es verdient Lob, daß die Preisjury das anerkannt hat.

Ein tüchtiger Marinemaler ist endlich noch Jules Masure, der seltsamerweise im Atelier Corot's sich zum Künstler herangebildet, und mit Vorliebe den blauen Fluthen des Mittelländischen Meeres seinen Pinsel widmet.

Gute Mondscheinbilder sind auf der Ausstellung selten. Um so lieber verweilen wir einen Augenblick vor dem Rahmen mit der „Sommernacht" des Metzers Franz Michel. Die Darstellung enträth nicht eines hochpoetischen Ausdrucks. Ueber den stillen Teich, an dem hüben und drüben eine mächtige Laubwand sich emporwölbt, gießt Luna ihre von weißen Wölkchen gedämpften Lichtfluthen aus. In magischem Glanze tieft vor uns die Landschaft. Wie wir, tauchen den Blick in den weiten, lichterfüllten Himmelsraum die beiden Liebenden dort unten am Wasser; wie wir, bewundern sie die liebliche Nyx im Silberkleid.

Mit dem Eindruck, den der Anblick dieses Bildes in der Seele zurückgelassen, dürfen wir vor das Bild „Erinnerung an Ville-d'Avray" von Jean Corot hintreten. Corot

Digitized by Google

liebt die Natur in ihren Myſterien. Seine Lichtpaſſion iſt das Waldesdunkel, die Morgen- und Abenddämmerung. Im Zwielicht zeigt er uns Wald und Flur. Grelle Farben kennt ſein Pinſel nicht, und mit wenigen, noch dazu matten Farben verrichtet er Wunder. Sein Ville-d'Avray-Bild iſt auf den erſten Anblick nichts als ein Rahmen voll Waldlaub, aus dem uns tauſend Blätter und Blättchen erglänzend winken. Aber hinter dem Laubvorhang erſchließt ſich dem Blicke die Lichtung. Zwei mächtige, geradwüchſige Waldrieſen bilden dazu gleichſam die Pforte. Wohin ſchaut die im Graſe ruhende weibliche Geſtalt mit dem Attribut der Diana, dem Bogen, in der Hand? Ueber die Lichtung. Leichtfüßig flieht dort ein ſchnelles Reh, und der am fernen Waldrande emporwallende Pulverdampf verräth, woher ihm Gefahr droht. In dem anderen, Friedrich Szarvady gehörenden Bilde: „Unweit Arras", trug der Künſtler etwas mehr der Tageshelle Rechnung. Schlankſtämmige, hochwüchſige Bäume mit ätheriſch feinem Laubwerk ſchließen den erſten Plan ab. Durch den freien Raum dringt der Blick über Feld, wo fernab die weißlichen Morgennebel ſteigen. Im Hintergrunde links erblicken wir das Dach eines Kirchthurmes. Im Vordergrunde raſten zwei weibliche Geſtalten, Holzleſerinnen. Und wer reitet dort in das düſtere Dickicht? Corot iſt Lyriker. Seine Schöpfungen ſind lyriſch empfunden. Die Natur verherrlicht er in ihrem geheimnißvollen Walten, nicht in ihrem realen Sein. Es iſt ihm der Vorwurf der Einförmigkeit gemacht worden, und doch iſt jedes von ihm geſchaffene neue Bild für ihn ein neuer Triumph.

Obwohl ein Schüler Corot's, trat Antoine Chintreuil nicht in die Fußſtapfen des Meiſters, ſondern ging ſeinen eigenen Weg. Mit welcher Meiſterſchaft dieſer Künſtler den Pinſel führt, wie genial auch er im Verherrlichen der Gottesnatur iſt, das beweiſen ſchlagend ſeine Bilder „Blühende Apfelbäume und blühender Ginſter" und „Einbruch der Nacht", jenes ein duftiges, ſtimmungsſchönes Frühlingsbild, dieſes eine klare, friſche Darſtellung des ſommerlichen Abendſeins.

Ein hochpoetiſches Etwas verſteht auch François Nazon ſeinen Bildern anzuzaubern. Sein „Andenken an Aveyron" mit dem Sonnengold in den Kronen der Bäume am Waſſer iſt eine Darſtellung vom lieblichſten Effect. Ein feinfühlender Landſchafter iſt ferner der Genfer Adolphe Potter.

In friſchen, geſunden, naturwahren Farben tritt Charles Daubigny vor den Beſchauer. Seine Leinwand: „Mühlen zu Dortrecht", die bezüglich der Farbengebung an Andreas Achenbach erinnert, ſowie ſeine Landſchaft mit der Küferſtaffage ſind realiſtiſch gemalte Stücke von frappanter Naturwahrheit. Neben Daubigny erfreut ſich Français, den ich dem Leſer bereits vorzuſtellen mich beehrte, als Landſchafter eines verdienten Rufes. Nächſt dieſem ſind Théodore Valério und Louis Cabat, iſt van Marcke, und von den jüngeren Landſchaftern Amédée Servin zu nennen, deſſen Mühlenbild mit dem Teiche, dem ſaufenden Hornvieh und dem herrlichen Baumwuchs eines geſunden realiſtiſchen Gepräges nicht enträth.

Im Darſtellen von Winterlandſchaften leiſtet Emile Breton ganz Tüchtiges. Emile Breton ſtellt mit Vorliebe das Düſtere, Schaurige in der Natur dar. Sein „Wintermorgen" veranſchaulicht draſtiſch die winterliche Oede von Flur und Wald. Die geiſterhaft ragenden Bäume mit dem reif- und ſchneebedeckten Geäſt, die von nur einem Weſen beſchrittene Landſtraße neben dem Mühlenteiche mit der weißen Eisdecke und der ſchwarzen Schleusthür, die weiterab von dem Schneefelde auffliegenden ſchwarzen Aasvögel, der wolkenartig im Dunſtkreis lagernde graue Nebel — was iſt das Ganze anders als ein

Digitized by Google

Winterlied im Balladenstyl? Von noch größerer Wirkung ist das Pendant: „Winterabend". Ueber den Hochwald mit den entlaubten Bäumen lagern sich bereits abendliche Schatten. Zur Nachtruhe fliegen die Raben in das Geäst empor. Herwärts, durch die Baumgasse, dringt der röthliche Schein der scheidenden Sonne. Am fernen Horizont sinkt der Feuerball hinter einem Wolkenschleier in die Tiefe. „Wild ist es hier und schauerlich öd'!" — unwillkürlich erinnern wir uns bei dem Anblick der Worte des Dichters.

Eine gute Winterlandschaft stellte neben einem warm empfundenen und meisterhaft ausgeführten Abendbilde: „Einsamkeit", mit einem prachtvollen Zehnender als Staffage, auch der Wiener Otto v. Thoren aus. Endlich ist der Genfer Gustave Castan als der Urheber einer trefflich gemalten Winterlandschaft zu nennen.

In der Thiermalerei wurde Hervorragendes von Franzosen nicht ausgestellt. Ein Rudel Hunde von John Brown verdient Beachtung. Auch Jules Gélibert führt uns gutgemalte Jagdhunde vor. Der Kölner Wilhelm Wintz malte vortreffliche Kühe, und zwar in einer sonnigen normännischen Landschaft. Das Beste auf dem Gebiete lieferte der Holsteiner August Schenck, der ebenfalls ein guter Landschafter ist. Seine Lämmer und Schafe auf der Haide im auvergner Gebirge sind wirkliche lebendige Wollthiere, keine Ausstopferarbeit. Einzig in seiner Art ist das Schenck'sche Bild „Rehe im Buschwerk". Es ist Winter. Schnee deckt den Wiesengrund. Alles Gestrüpp erscheint bereift. Und dort am Buschsaum ruht dicht zusammengedrängt ein Rudel Rehe. Klug blicken die schüchternen, den feinen Hals reckend, umher. Eines löst sich, Aesung zu suchen, von der Gruppe und geht langsam den geneigten Plan hinab. „Ein schönes Bild!" rief vor dem Rahmen bewundernd ein Franzmann aus. „Jawohl," versetzte sein Begleiter; „aber es hat ein Prussien gemalt." Und der Andere, wahrscheinlich kein Chauvin: „Was schiert mich als Kunstfreund der nationale Charakter?" — Das Bild ist wirklich schön.

Stark vertreten ist in den Räumen das Stillleben. Einer der bessern französischen Blumenmaler ist Chabal-Dussurgey, von der Lyoner Schule. Ihm ebenbürtig zur Seite steht Alexandre Couder. Matthias Leyendecker aus Dernau, ein Schüler Winterhalter's, († 24. Mai 1871) beschloß seine Künstlercarrière mit einem Wildpretstücke: „Graues Rebhuhn", täuschend an die frisch behobelte Holzwand gemalt. — Als Fruchtmaler erntete Philippe Rousseau mit einem großartigen Confitüren- (Pflaumen-) Bilde nebst Zucker- und Strickstrumpfbeigabe namentlich seitens des schönen Geschlechtes reichliches Lob ein. Das Bild hängt zwischen den zwei Gemälden von Alexandre Protais, und wenn ich hier bemerke, daß manche vornehme Pariserin der Rousseau'schen Süßigkeitsverherrlichung mehr Beachtung schenkt als den ergreifenden Darstellungen des Soldatenmalers, so ist das die lautere Wahrheit.

Der König der französischen Stilllebenmaler ist Blaise Desgoffe. Bewunderungswürdig ist die Feinheit und Eleganz seiner Nachbildungen. Die verschiedenartigsten Gegenstände gruppirt und malt er mit gleicher Meisterschaft. Die heterogensten Stoffe, Glas, Eisen, Messing, Porzellan, Erz, Marmor, Holz stellt er in Kunstgegenständen bei möglicher Formvollendung auf das Täuschendste dar.

Im Gebiete der Plastik scheint eine erfreuliche Umwälzung vor sich zu gehen, was wohl hauptsächlich von der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich bedingt wird. Der Sinn für das Zierliche, Kleinliche, Unbedeutende, der auf früheren Ausstellungen in so mancher Statue sich offenbarte, weicht augenscheinlich mehr und mehr einer höheren Gedankenrichtung, deren Ursache der Drang des Schaffens von etwas Epochemachendem,

Digitized by Google

Großem ist. Der Hauch der Freiheit durchwehte das Kunstgebiet. Die Künstler athmen freier. Von ihnen wich das Albdrücken des Imperialismus. Und was das zu bedeuten hat, das lehrt uns ihr jüngstes Schaffen.

Unter dem Ausgestellten ist in der That manches bemerkenswerthe Stück. Die Marmorgruppe „Der Schwur des Spartacus", von Ernest Barrias, ist ein Kunstwerk von hoher Bedeutung. Die gekreuzigte, d. h. mit den Armen an die Astgabel des Baumstumpfes gebundene, mit den Füßen an den Stamm genagelte, im Todeskampfe erschlaffte gigantische Mannesgestalt ist eine ergreifende Offenbarung der leidenden Sklavenwelt. Das auf die Brust niedergesunkene Haupt des Gekreuzigten mit den schmerzentstellten Dulderzügen ruht auf dem Haupte des finsteren Blickes dastehenden Jünglinges Spartacus, dessen Linke mit dem herabhängenden linken Arme des Opfers sich verschränkt, indeß die seitwärts vorgestreckte Rechte mit dem Dolche das linke Knie des Sklaven zum Stützpunkt hat.

Eine hochbedeutende künstlerische Leistung ist ebenfalls Etienne Captier's Mucius Scävola. Die in den Zügen eine finstere Energie offenbarende herrliche Gestalt steht mit uns zugewandter gesenkter linker Achsel mit dem linken Fuße vortretend, da. Die linke Hand liegt an der Hüfte, während der gegen uns vorgestreckte Arm mit der rechten im Kohlenbecken ruht.

Tritt in diesem Standbilde auf frappante Art Mannestrotz und Mannesstolz zu Tage, so bringt die kleine grau-blaue Marmorgruppe, mit der Georges Clère die Ausstellung beschickt: „Hercules, den nemeïschen Löwen würgend", in fesselnder Weise die männliche Muskelkraft zur Anschauung. Mit den starken Armen den Hals des Löwen umklammernd, der nach Luft schnappend weit den Rachen aufreißt, das rechte Bein gestreckt, das linke gebogen unter des Thieres Hinterschenkel stemmend, liegt Hercules bäuchlings dem Löwen auf dem Rücken.

Eine nackte Jünglingsgestalt von schönstem Ebenmaß schuf Antonin Mercié in seinem Gypsbilde „David". Der Künstler stellte seinen Helden dar, wie er mit dem rechten Fuße das Haupt Goliath's tretend das Schwert wieder einsteckt. Einfach und naturwahr! Uebrigens ward Mercié durch seinen „David" zum Ritter der Ehrenlegion.

Einen befriedigenden Eindruck macht ingleichen die Judith des Pariſers Jacques Dieudonné. Zu der mit dem Schwert in der Linken, dem Haupte des Holofernes in der Rechten vortretenden imposanten Frauengestalt können wir nur emporblicken, um dem Künstler unsere Anerkennung zu zollen.

Rühmend gedenke ich auch des ruhenden Kriegers von Ferdinand Leenhoff aus Zaltbommel in Holland, einer Marmorstatue von fesselndem Ansehen. Schild und Schwert hat der Krieger abgelegt. Lässig, das rechte über das linke Bein geschlagen, mit der Rechten am Fuß, mit der Linken auf den Sitz gestützt, sitzt die Gestalt vor uns.

Ein liebliches Jungfrauenbild, in dessen adelvollen Zügen eine gläubige Zuversicht ausgedrückt liegt, meißelte Henri Chapu mit seiner „Jeanne d'Arc zu Domremy" aus Marmor. Die Dargestellte, welche das Haar in ein Tuch gebunden trägt, liegt auf den Knieen und faltet die Hände zum Gebet. Schön!

Aus der großen Revolutionszeit führt uns François Truphême den Kammerredner Mirabeau, Jean Rousseau den verwundeten Robespierre vor. Den mit vorgestreckter Rechten in der Richtung des Armes herausfordernd aufsehenden Redner Mirabeau wollen wir uns gefallen lassen. Was den plankensteif rücklings daliegenden, mit der

Digitized by Google

Linken ein Taschentuch unter's Kinn drückenden, skelettartig mageren Robespierre in der unkleidsamen Republicanertracht anbetrifft, so that der Künstler mit der Darstellung entschieden einen Mißgriff.

Einen für die Comédie-française bestimmten Pierre Corneille schuf Alexandre Falguière. Der Corneille'sche Schriftstellercharakter ist in der mit dem Stilus in der Rechten, den Manuscriptblättern in der Linken sinnend dasitzenden Gestalt entsprechend dargelegt.

Ein herrliches Marmorbild meißelte der Pariser Alexander Schönewerk, ein Schüler David d'Anger's, mit seiner „jungen Tarentinerin" nach den Versen André Chénier's:

Myrto, die junge Tarentinerin, sie hat gelebt,
Gewieget hat den schönen Leib die Meereswoge.

Wie sie die Woge am Strande gebettet, rücklings, mit der auf dem Stein etwas stark sich emporrundenden, leise gewendeten Hüfte, mit der linken Hand am Herzen, den rechten Arm lässig gestreckt, das Haupt mit dem aufgelösten Haare in Etwas gegen die rechte Schulter geneigt, liegt die Entschlummerte da, eine poetisch schöne, fesselnde Erscheinung.

Jean Carpeaux veranschaulichte in vier eine Weltkugel tragenden männlichen Gestalten die vier Haupttheile der Erde. Vor einigen Jahren schuf dieser Künstler die Simsgruppe, die man über der Seinefronte des unter Napoleon III. neuaufgeführten Südpavillons der Tuilerien erblickt, und welche das mit der Civilisationsfackel den übrigen Völkern voranleuchtende Frankreich vorstellen soll. Die arme Civilisationsfackel dort oben ward inzwischen durch die Schuld ihres breitstirnigen Stifters Bonaparte garstig von einer andern Fackel beleckt, und wenig fehlte, so war es um ihren matten Schein auf immer geschehen.

Einer wunderlichen Künstlerlaune ließ Emmanuel Frémiet den Zügel schießen, indem er nach aufgefundenen Bruchtheilen plastisch einen Menschen aus der Steinzeit aufbaute. Damit nicht zufrieden, gab dieser Freund des Spaßhaften in einer Colossalbüste aus gebranntem Thone noch einen Kriegspopanz zum Besten, an dessen Ohrgehängen ein paar aufgespießte Menschenkinder baumeln, und der vor aller Welt mit einem „Discant!" großthut. Nun, auch solche Käuze muß es geben.

Unter den zahlreichen Porträts bemerken wir die Marmorbüste Adolphe Thiers', von Carrier-Belleuse, sowie die zusammengefügten Gypsbüsten der Schriftsteller Erckmann und Chatrian von Frédéric Bartholdy, zwei Bilder, welche auf den ersten Anblick den Deutschen und den Franzosen erkennen lassen.

Der letztgenannte Künstler ist der Urheber des kleinen Kunstwerkes, mit welchem eine Anzahl Elsässer dem Exdictator Gambetta ihre Aufwartung machen zu müssen geglaubt haben. Die Bronzegruppe auf dem dunkelfarbigen Marmorstücke soll den „Fluch der Alsatia" veranschaulichen. Neben der gefallenen Mannesgestalt mit dem Hammer in der Rechten kniet eine Elsässerin, die heftig blickend den rechten Arm vorstreckt, indeß der Knabe vor ihr sie am Gürtel faßt. An der mit Eichenlaub und Lorbeer in Aluminium geschmückten Frontseite des Postamentes steht: Gambetta das dankbare Elsaß, an der Hinterseite: Patriotische Subscription. Zur Linken lesen wir: In clade deus, zur Rechten: In luctu spes. Rings sind in den Marmor elsässische Stadtwappen in Eisen eingelassen, und zwar, links neben der vorderen Inschrift beginnend, in folgender Ordnung: Straßburg, Markirch, Zabern, Bischweiler, Weißenburg, Schlettstadt, Hagenau,

Digitized by Google

Münster, Rappoltsweiler, Altkirch, Mühlhausen, Colmar. Mit dem Kunstwerke kann Léon Gambetta schon zufrieden sein. Die Nebeninschriften dürfen ihm sogar zum Troste gereichen. Ob er sich auf das Geschenk etwas zu Gute thun kann, ist freilich eine andere Frage. Anerkennung lassen wir uns gern gefallen; nur muß auch ein stichhaltiger Grund zu der Anerkennung vorhanden sein. Inwieweit hat Gambetta sich um das Elsaß verdient gemacht? —

Damit haben wir unsere Salonmusterung beendet.

Umschau auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und des Verkehrswesens.

Von

A. Lammers.

Der deutsche Reichstag ist, seitdem er das Zollparlament abgelöst hat, noch nicht zu eingehenderer Beschäftigung mit Zoll- und Steuer-Fragen gediehen. Doch steht ihm solche für die nächste Session bevor. Der begreifliche Wunsch, daß von der Ueberfülle des Staatsschatzes in Folge der französischen Milliarden-Zahlung auch etwas der Erleichterung des steuerzahlenden Volkes diene, führte zur Wiederanregung der Aufhebung der Salzsteuer; zunächst in der Form, daß von den liberalen Parteien ihre Ermäßigung auf die Hälfte empfohlen wurde. Hiergegen indeß erhob sich amtlicherseits theils das sachliche Bedenken, daß Halbirung der Steuer im Vergleich mit ihrer gänzlichen Abschaffung eine sehr homöopathische Wohlthat sei, — theils das politische, daß die Reichsregierung, so lange noch Matricularbeiträge der Einzelstaaten die Reichskasse füllen helfen müssen, eine direct erhobene Einnahme nicht aufgeben dürfe ohne vollständigen Ersatz. Hieraus ging denn in letzter Berathung der Beschluß hervor, nur einfach möglichst baldige gänzliche Aufhebung der Salzsteuer zu fordern, nachdem der Präsident des Reichskanzleramtes erklärt hatte, die verbündeten Regierungen würden sich angelegentlich mit der Frage des Ersatzes beschäftigen und nach deren Lösung ihrerseits zu den gewünschten Maßregeln die Initiative ergreifen. Auch hat der Bundesrath seitdem bereits mit dieser Aufgabe eine Commission betraut, aus deren Zusammensetzung man folgern will, daß es sich bei dem Ersatze vor Allem um Erhöhung der Tabaks-Abgaben handeln werde. Doch würde alsdann mit demselben Rechte geschlossen werden müssen, daß es sich nicht um Einführung des Tabaks-Monopoles handle, weil man sonst wohl nicht die Vertreter des Tabaksbaus, Preußen, Bayern, Baden, und den Vertreter des Tabakshandels, Bremen, in die Commission gewählt haben würde.

Mit dem nämlichen Rechte, wie eine Erhöhung der Tabaks-Abgaben, könnte eine Ausgleichung der Bier- und Branntwein-Besteuerung in Betracht kommen, welche den Nebenvortheil haben würde, daß damit die noch bestehenden Uebergangs-Abgaben auf beide Artikel innerhalb des wirthschaftlich geeinigten Reiches verschwänden. Mit der norddeutschen Brausteuer hat der Reichstag sich freilich schon näher abgegeben, sogar unter Entfernung der süddeutschen Mitglieder vor der Abstimmung,

Digitized by Google

nach dem noch nicht aufgehobenen mittelalterlichen Verfassungssatze von der itio in partes; aber dabei stand nicht die Ausdehnung des geographischen Steuergebietes auf den Süden, sondern diejenige des technischen Steuergebietes auf die Malz-Surrogate in Frage. Diese Ausdehnung erfolgte durch Erlaß eines vollständig neuen Brausteuer-Gesetzes. Reis und grüne Stärke (d. h. solche die mindestens 30 Procent Wasser enthält) wurden mit 20 Sgr. Steuer vom Centner dem Malze gleichgestellt, Stärke und Syrup auf 30, Zucker und alle sonstigen Malz-Surrogate auf 40 Sgr. angesetzt.

Mit der Branntweinbesteuerung bekam der Reichstag es nicht hinsichtlich Deutschlands, sondern hinsichtlich Italiens zu thun. Das italiänische Branntweinsteuergesetz von 1870 in Verbindung mit dem darin durchgeführten System der Steuer-Abonnements hatte nämlich sowohl bei den deutschen wie bei den österreichischen Spiritus-Fabricanten lebhafte Klagen darüber erweckt, daß vermöge einer Art Umgehung nicht die vertragsmäßig gleiche Behandlung zwischen den italiänischen und den national begünstigten fremden Producenten stattfinde. Aufschlüsse des italiänischen Finanzministers Sella über die Natur und Wirkungsweise des neuen Verfahrens scheinen zwar die österreichische Regierung, aber nicht die deutsche zufriedengestellt zu haben, denn noch gegen den Schluß des Reichstages erklärte der Bundesraths-Commissar Geh. Rath Michaelis, es liege ein unzulässiger versteckter Zollschutz darin, und er hoffte Besserung von der sicher eintretenden Schmälerung des Einfuhrzoll-Ertrages.

Auf Betrieb ostpreußischer Petenten beschloß der Reichstag endlich noch, für die nächste Tarif-Revision ausdrücklich Aufhebung und Ermäßigung der bestehenden Eisenzölle zu fordern. Eine der nächsten Sessionen, wenn nicht schon die nächste, wird jedenfalls die unerledigte Erbschaft des Zollparlamentes, eine Säuberung des Tarifes von allen wenig einbringenden und allen ohne Noth „schützenden" Zöllen, erledigen müssen.

Die Reichs-Zolllinie schiebt sich demnächst weiter vor durch den Eintritt eines Theiles des Bremer Freihafen-Gebietes, namentlich der südöstlichen Hälfte des links der Weser liegenden Bremer Staatsgebietes. Die Zollverwaltung hätte von ihrem Standpunkte der thunlichsten Sicherung der Zolleinnahmen aus am liebsten das ganze bremische linke Weser-Ufer einverleibt; allein die nordwestliche Hälfte glaubte der Senat in der Freihafenstellung festhalten zu müssen, da dort möglicher Weise noch einmal neue Hafen- und Dock-Anlagen werden zu machen sein. Das neu einverleibte Zollgebiet wird sich besonders zu industrieller Entwickelung eignen, die sich auf die Nähe eines waarenreichen Weltmarktes stützt.

Am 1. Juli ist Bremen von seiner isolirten alten Goldwährung zum Reichsmarksystem übergegangen, wonach dort nun die neuen Reichsgoldmünzen und vorläufig auch die preußisch-norddeutschen Silbermünzen vollberechtigte Zahlungsmittel sind, in der Rechnung jedoch Mark und Pfennige allein gelten, nicht Thaler, Silbergroschen und Pfennige, und zwar die Mark zu hundert Pfennigen.

Dem noch nicht einmal abgeschlossenen Münzsystem des Reichs macht man im scandinavischen Norden schon Miene sich auf die eine oder andere Weise anzuschließen. Der frühere norwegische Marineminister und Vertreter Norwegens auf der Pariser Münz-Conferenz von 1867, Staatsrath Broch, empfiehlt geradezu Adoption der Mark zu 100 Pfennigen oder eines Stückes von genau 80 Pfennigen (etwas weniger als ein Frank) durch den gesammten Norden. Der König von Dänemark hat eine Commission mit der Berathung des Uebergangs zur Goldwährung beauftragt, und auf dem Congresse scandi-

Digitized by Google

navischer Volkswirthe, der sich an die im Juni eröffnete Kopenhagener Industrie-Ausstellung anschloß, ist die Frage einer zeitgemäß gestalteten nordischen Münzeinheit ebenfalls erörtert worden.

Der deutsche Handelstag, welcher im Mai zu Leipzig versammelt war, hat sich auf Dr. Soetbeer's Antrag für baldige Einziehung alles noch umlaufenden Staatspapiergeldes ausgesprochen. Dies geschah bei Gelegenheit der Verhandlung über die Banknoten-Frage, welche den ersten Tag ausfüllte. Sie endigte mit einem Triumphe des für Centralisation des Notenwesens einstehenden ständigen Ausschusses, dessen Antrag, das Recht der Notenausgabe unter Achtung der bestehenden Privilegien zukünftig nur noch einer einzigen großen Bank zuzugestehen, und zwar der in eine allgemeine deutsche Reichsbank umzuwandelnden Preußischen Bank, mit reichlich zwei Dritteln aller Stimmen angenommen wurde. Doch befanden sich in der Minderheit, welche für freie Concurrenz in der Noten-Ausgabe unter bestimmten gesetzlichen Normativbedingungen war, eine Reihe der bedeutendsten Handelskammern wie Frankfurt am Main, Mainz, Mannheim, München, Leipzig, Dresden, Bremen und wahrscheinlich auch Hamburg. Ein Antrag Crefeld's, den nicht durch Edelmetall gedeckten Betrag der Noten der Centralbank nach englischem Vorbilde zu contingentiren, wurde verworfen. Man beschloß außerdem, hundert Mark als das Minimum der Notengröße nach vollendetem Uebergange zu Goldwährung festzustellen. Die extreme Ansicht, daß ungedeckte Noten ganz zu verbieten seien, fand keinen Eingang, ja kaum Vertretung, so laut sie sich auch in der Broschüren-Agitation neuerdings zu machen gewußt hat.

Später ist auch im Reichstage gelegentlich auf die noch ausstehende Regelung der Banknoten-Frage ein Streiflicht gefallen. Der Abgeordnete L. Bamberger, welcher sie neben dem definitiven Münzgesetze als nothwendiges Geschäft der nächsten Session bezeichnete, sprach sich im voraus ebenfalls für Beschränkung der Notenfreiheit, praktisch also wohl für den Handelstags-Beschluß aus. Der Abg. Sonnemann, welcher trotz seines radicalen und noch immer ziemlich antipreußischen Standpunktes die Centralbank nicht minder einräumen zu müssen glaubte, wollte sie dann doch wenigstens reine Reichsbank werden sehen, ohne einen Schweif mitgenießender vergnügter Actionäre, und plädirte im Uebrigen für den Antrag der Minderheit des Handelstages, die an Normativbedingungen geknüpfte freie Notenausgabe. Danach läßt sich das Schicksal der Sache in der Reichstags-Session von 1873 einigermaßen vorhersehen.

Die zweite Verhandlung des Handelstages in Leipzig bezog sich auf die immer schreiender hervorgetretenen constitutionellen Mängel unseres Eisenbahnwesens. Auch hier unterlag die extreme Forderung, dieselben zu heilen mittelst Anwendung des vermeintlichen Radicalmittels einer allgemeinen Expropriirung der Eisenbahnen durch den Staat, d. h. das Reich. Die gefaßten Beschlüsse constatirten 1) die Unpünktlichkeit der Leistungen, die zunehmenden Unfälle, die daraus hervorgehende Unsicherheit für Personen und Güter, welche in den Kriegsereignissen nur theilweise begründet seien, zum Theil vielmehr auch in der Unterschätzung des naturgemäßen Wachsthums des Verkehres und der mangelnden Umsicht, auf welche der Mangel an Wagen und Locomotiven, die Unzulänglichkeit der Bahnhofs-Anlagen, die Eingeleisigkeit mancher wichtigen Bahnen zurückzuführen; verlangten 2) Förderung der Wasserstraßen-Concurrenz durch Flußregelungen und Canalbau, Förderung der Concurrenz der Eisenbahnen unter sich durch erleichterte und beschleunigte Zulassung neuer Bahnen, sowie Einführung des einfachen Gewichts- und Wagenraum-

Digitized by Google

Tarifs für Güterfrachtbemessung, welche z. B. in Elsaß-Lothringen bereits besteht; wiesen 3) von Neuem auf die endliche Bildung einer controlirenden und selbstthätig anregenden Reichs-Eisenbahnbehörde hin; verwahrten sich 4) gegen jede principielle Perhorrescirung der neuerdings namentlich landwirthschaftlicher Seits stark befehdeten Differencial-Frachtsätze, während sie möglichst baldige Verallgemeinerung eingeführter Ermäßigungen den Eisenbahnverwaltungen anempfahlen; sprachen sich 5) für Gleichstellung der Eisenbahnverwaltungen mit den gewöhnlichen Frachtfuhren betreffs der Haftbarkeit für Verderb und Verlust anvertrauter Güter aus, sowie 6) für Abkürzung und pünktliche Innehaltung der Lieferungsfristen; und erwarteten endlich 7) Gutes für Versands-Streitigkeiten von der angebahnten Reform des Civilprocesses und der Einführung von Schiedsgerichten.

Der in diesen Beschlüssen lobend erwähnte einfache Gewichts- und Wagenraum-Tarif, der mit der bisher herrschenden Bemessung des Frachtsatzes nach dem Werthe der Waare völlig bricht, scheint auf den preußischen Staatsbahnen durchgängig eingeführt werden zu sollen, wenn man nach einer empfehlenden Darstellung desselben in dem vom Ministerialdirector Weißhaupt geleiteten Verein für Eisenbahnkunde zu Berlin schließen darf. Das würde dann wohl ein entscheidender Vorgang für sämmtliche deutsche Bahnen sein.

Die beschränkte Anstellung von Frauen im elsaß-lothringischen Eisenbahndienste, sowie im badischen Post- und Telegraphendienste, von der neuerdings dort maßgebend eintretenden preußischen Verwaltung vorgefunden, sah sich alsbald durch die letzterer anhaftende Tendenz bedroht, möglichst zahlreiche Kategorien aller halbwegs geeigneten Stellen für die sogenannten Civilanwärter offen zu halten, d. h. ehemalige Unterofficiere der Armee. Man glaubt damit den Reiz für diese wichtigen militärischen Posten stets recht wirksam erhalten zu müssen. Indessen gab die drohende Hinausdrängung mittelloser Frauen aus einem bescheidenen, ihnen wohlanstehenden Erwerbe den verbundenen deutschen Frauen-Erwerbs- und Bildungs-Vereinen Anlaß zu einer Petition an den Reichstag, unterzeichnet Jenny Hirsch und Genossen, die denn auch zur Folge hatte, daß der Reichstag die erhobene Beschwerde dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwies. Er ließ sich davon nicht abhalten durch eine Widerrede des Generalpostdirector Stephan, deren sachliche Argumente nicht gelitten haben würden, wenn der geistreiche Redner sich der Scherze auf Kosten der betroffenen Classe unverheirateter Frauen hätte lieber enthalten wollen.

In einem gewissen inneren Zusammenhange mit dieser Tendenz preußischer Verwaltungen, die weibliche Erwerbssphäre auf bereits überschrittenen Gränzen wieder einzuengen, stellte sich ein Rundschreiben des Handelsministers Grafen Itzenplitz an die Bezirksregierungen dar, nach welchem dieselben untersuchen sollen, ob nicht die Frauen-Arbeit in Fabriken u. dgl. eines ähnlichen gesetzlichen Schutzes bedürfe, wie die Kinderarbeit ihn genießt. Solcher Schutz, wenn eingeführt, würde voraussichtlich eine gewisse Entwerthung und thatsächliche Einschränkung der industriellen Frauen-Arbeit nach sich ziehen. Ob damit aber nicht indirect mehr geschadet als direct genutzt werden würde, steht dahin. Wenn daher auch das Rundschreiben des Ministers sich noch ziemlich unbefangen hält, so kann sein Erfolg doch leicht ein ähnlicher sein, wie der jenes Eintrittes preußischer Verwaltung am Oberrhein, wofern nicht der Reichstag demnächst sich der Versuchung entzieht, welcher die zunächst befragte Bureaukratie nur zu leicht unterliegen dürfte.

Ein anderes Attentat auf die vernünftige Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung ist im Laufe der letzten Reichstags- und Bundesraths-Session glücklich abgeschlagen worden.

Digitized by Google

Das war der offenbar von oben herunter eingegebene Versuch der bayerischen Regierung, bei Gelegenheit der Ausdehnung der Reichs-Gewerbeordnung auf Bayern die in derselben enthaltene und gewährleistete Theaterfreiheit für ganz Deutschland wieder abzuschaffen. Die Stimmen über die Wirkung der Theaterfreiheit sind allerdings getheilt. Der Schauspielertag, welcher im vorigen Sommer zum ersten Male zusammentrat, wüthete förmlich wider sie, und hat ein beschränkendes Gesetz entwerfen lassen, das man den gesetzgebenden Gewalten des Reiches zur gefälligen Benutzung einreichen will. Es ist indessen sehr zu fürchten, daß dieselben nichts damit werden anzufangen wissen. Die bloße Ankündigung jenes Preises, den Bayern auf seine Annahme der Gewerbeordnung zu setzen gedachte, rief hinlänglichen Widerspruch hervor, um schon den Bundesrath gegen denselben einzunehmen, so daß der Reichstag gar nicht einmal Front zu machen brauchte. Die Theaterfreiheit wird erhalten bleiben, gestützt auf den Umstand, daß sehr aufmerksame, urtheilsfähige und nahe interessirte Beobachter ihre Wirkungen als keineswegs schlimm beurtheilt und nachgewiesen haben.*)

In der Angelegenheit der nach dem Freiwilligenrecht, d. h. nach dem Rechte zur Ausstellung von Zeugnissen der Befähigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst strebenden landwirthschaftlichen Mittelschulen ist Ende Juni ein Bescheid des Reichskanzleramtes erfolgt, der dieselbe einen Schritt vorwärts rückt. Auf eine ganz befriedigende Antwort durften die genannten Schulen nicht rechnen, nachdem zwar das preußische Abgeordnetenhaus sich ihrer auf's Kräftigste angenommen hatte, der Reichstag aber unter dem Impulse streitender Anschauungen zu gar keinem sachlichen Beschluß gediehen war. Das Reichskanzleramt, berathen von der vorwiegend philologisch zusammengesetzten Reichsschulcommission, weigert sich denn auch in seinem Erlaß vom 24. Juni, den Schulen das gewünschte Vorrecht auf den eingereichten Organisationsplan hin beizulegen. Theils nähmen sie, heißt es, nicht hinlänglich vorbereitete Schüler auf, um dieselben in einem dreijährigen Curse auf einen der Würde des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes entsprechenden Bildungsstandpunkt zu bringen, theils genüge die angesetzte Zahl von Stunden Unterrichts in fremden Sprachen nicht, und bisher sei von der Regel zweier fremden Sprachen für so zu privilegirende Lehranstalten auch niemals eine Ausnahme gemacht worden. Nach dieser Ablehnung für jetzt läßt das Reichskanzleramt aber doch durchblicken, daß unter gewissen Bedingungen später wohl einmal auf die Sache zurückzukommen sei. Nur sei es selbst zu eingehenderer Unterhandlung über angemessene und hinreichende Abänderungen des Lehrplanes der Anstalten nicht befugt oder im Stande. Das sei die Aufgabe des preußischen Landwirthschafts-Ministers und der übrigen betheiligten Regierungen, mit denen es sich deswegen in Verbindung setzen wolle. Hiermit ist der Weg eröffnet, der endlich zum Ziele führen muß, wenn die angerufenen Staatsbehörden ihre Vermittelung nur irgend geltend zu machen wissen, und zwar zu einem Ziele, das die für den geistigen und sittlichen Aufschwung des Bauernstandes äußerst wichtigen landwirthschaftlichen Mittelschulen — den berühmten nordischen Bauernhochschulen gleichzustellen — vor der Verpfuschung durch übertriebenen unnützen Sprachunterricht bewahrt**). Mathematik und Naturwissenschaft

*) Das ist auch ganz unbedingt unsere Ansicht, die mit nächstem an dieser Stelle des Ausführlicheren dargelegt und durch Erwägung aller einschlägigen Momente als vollberechtigt erwiesen werden wird. Red.

**) Das ist für Fachschulen ein berechtigter Stand- und Gesichtspunkt; eben so berechtigt aber ist — ohne daß irgend welche Beeinflussung durch philologische Einseitigkeit darin zu suchen wäre —

Digitized by Google

sind trefflich geeignet, ihren Zöglingen statt des Französisch oder Englisch der Real- und Handelsschulen die nöthige formale Denkbildung mitzutheilen; Eine der beiden fremden Sprachen aber können und werden sie daneben mit Vortheil aufnehmen.

Im Schoße der preußischen Regierung ist der Entschluß gereift, der Provinz Hannover die Vorzüge der freien Theilbarkeit und desgleichen Erbganges ländlichen Grundbesitzes in vollem Maße zu Theil werden zu lassen; ungeachtet der Provinciallandtag sich bisher zwar für die erstere, aber gegen den letzteren ausgesprochen hat, der mit dem vermeintlichen Interesse der „Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes" durch das sogenannte Anerbenrecht, d. h. die Ueberlassung des väterlichen Hofes an den ältesten oder den jüngsten Sohn mit einem Erbschafts-Voraus von größerer oder geringerer Höhe streitet. Der Provinciallandtag meint, bei mangelndem Testamente müsse das Anerbenrecht fortbestehen. Ganz ähnlich denkt man in Oldenburg, wo die Sache ebenfalls sonst spruchreif scheint. Doch wird Hannovers Vorgang dort vielleicht maßgebend überwirken; ebenso wie im Bremer Landgebiete, dessen gesetzgeberische Bedürfnisse bisher außerordentlich vernachlässigt geblieben sind.

Die Agitation gegen das gemeinschädliche Moorbrennen macht im nordwestlichen Deutschland gute Fortschritte. Der Vorstand des dafür bestehenden, von Bremen aus geleiteten Vereines hat auf Uebersendung der Verhandlungen der Vereins-Jahresversammlung zu Hannover am 2. April sowohl von den zuständigen beiden preußischen Ministern Camphausen und v. Selchow, wie von dem oldenburgischen Minister des Innern v. Berg Schreiben erhalten, aus denen das volle Einverständniß der beiden betheiligten Staatsregierungen mit seiner agitatorischen Wirksamkeit sich ergiebt. Es darf also ihrerseits auf eifrige Förderung aller dem Zwecke dienenden anwendbaren Mittel, namentlich des bereits angefangenen durchgreifenden Canalbaues zur Aufschließung der Hochmoore gerechnet werden. Der Verein für seinen Theil erläßt gegenwärtig ein neues Preisausschreiben, nämlich für die beste Schrift über industrielle Verwerthung des Torfes.

Die Auswanderung ist im verwichenen Vierteljahre Gegenstand vielseitiger und anhaltender öffentlicher Aufmerksamkeit gewesen. Kein Wunder; denn in den Frühlingsmonaten April und Mai sind die Zwischendecke der Bremer und Hamburger Dampfer stets am vollsten, die Segelschiffs-Expeditionen mit Auswanderern an Bord am häufigsten. Da aber im vorigen Jahre um dieselbe Zeit der Krieg noch im Wege war, so ergießt sich die aufgestaute Fluth dieses Jahr natürlich um so mächtiger. Wenn der ruhige Beobachter danach noch grade keine Ursache zu haben glaubt, die Erscheinung eines etwas stärkeren America-Dranges außergewöhnlich zu finden, so ist es doch anders mit den ländlichen Arbeitgebern der Gegenden, welche im Augenblicke besonders stark davon ergriffen sind. Diese gerathen bei dem bereits vorhandenen Arbeitermangel in Unruhe; die engherzigen und kurzsichtigen unter ihnen rufen nach der Polizei, die verständigen und wohl-

---

die Auffassung der Reichsregierung, die nicht um des freilich unleugbaren Vortheiles eines Standes willen ein Institut preisgeben darf, das nicht aus Caprice, sondern aus sehr guten Gründen und mit achtungswerther Weisheit auf einen gewissen und bisher wahrlich keineswegs zu hoch gegriffenen Stand der allgemeinen Bildung der Zugelassenen basirt ist. Es ist vollkommen in der Ordnung, wenn man von einem Stande, der diese Berechtigung auf dem Wege seiner Fachbildung erwerben zu können wünscht, als Gegenleistung eine gewisse die unmittelbaren Bedürfnisse des Standes selber überschreitende Anstrengung für die vorher vernachlässigte allgemeine Bildung seiner zu bevorrechtenden Mitglieder verlangt. Red.

Digitized by Google

gesinnten suchen die Beweggründe der Heimatsflucht zu ermitteln, und so weit sie abstellbar sein mögen, abzustellen. In diesem Sinne hat ein neu gegründeter Verein ländlicher Arbeitgeber im nordöstlichen Deutschland, dessen Seele Prof. von der Goltz in Königsberg zu sein scheint, sich an die Regierungen Preußens und Mecklenburgs mit dem Ersuchen gewendet, sie möchten erwägen, ob sich nicht für das erklärliche und billige Verlangen der niederen ländlichen Classe nach Landerwerb durch die Gesetzgebung etwas thun lasse. Dieser Schritt muß höchlichst gelobt werden. In Mecklenburg bedürfte es freilich nicht viel weniger als der Umgestaltung des ganzen verrotteten alten Staatswesens, bevor auf diese Art die Beschwerden des Tagelöhnerstandes von Grund aus gehoben werden könnten. Andererseits glaubte man in der Provinz Westpreußen einen gewissen Zusammenhang des Massenauswanderns mit der ultramontanen Propaganda entdeckt zu haben; grade wie im rheinisch-westphälischen Kohlenbecken zwischen letzterer und der großen Arbeitseinstellung, welche dort Mitte Juni im Essener Revier ausbrach.

Zu dieser Arbeitseinstellung scheint recht eigentlich der „Neid" geführt zu haben, welchen das Berliner Organ der Socialdemokratie unlängst als nothwendige Eigenschaft dieser Partei bezeichnete, nämlich der Neid auf die hohen Dividenden, welche von den Gruben-Gesellschaften — nach langjährigen geringeren Erträgen — für 1871 gezahlt werden konnten. Weder in dem relativen noch dem absoluten Stande der Löhne, noch in der successiven Steigerung derselben während der letzten Jahre läßt sich ein Grund erkennen, weshalb jetzt nicht sowohl der Strike als äußerstes Mittel für eine schlechthin nothwendige Forderung, sondern eine peremtorisch gestellte hohe Forderung als Vorwand und Anlaß zum Strike verwendet werden mußte. Der Strike war denn auch kaum ausgebrochen, als er hier und da in der Peripherie des ergriffenen Kreises von Kohlenzechen schon wieder rückgängig wurde. Nach langer Dauer der guten Aussichten für die feiernden Arbeiter nimmt er sich bis jetzt kaum aus. Das Beste, was er ihnen einbringen könnte, wäre die Errichtung von Einigungsämtern, dergleichen neuerdings von England her auf Deutschland übertragen worden sind.

In diesen heilsamen Schluß ist ein ausgedehntes Zerwürfniß innerhalb der Berliner Baugewerbe ausgelaufen, zum großen Verdrusse der vom socialen Kriege lebenden Agitatoren. Dr. Max Hirsch und die von ihm geleiteten Gewerkvereine haben sich dabei, sowohl was schöpferisches Vermögen wie was guten Willen betrifft, besser als ihr Ruf (wenigstens in manchen liberalen und officiellen Kreisen) erwiesen.

Der hauptstädtischen Wohnungsnoth durch genossenschaftliche Selbsthülfe beizukommen, hat Schulze-Delitzsch gegen Ende Juni in einer anregenden Rede versucht, nach deren Schlusse, als Schulze jedoch bereits fort war, seine politischen Freunde Franz Duncker und Max Hirsch die städtischen Behörden wegen ihres angeblichen schuldvollen Nichtsthuns angriffen.

Dem deutschen Seewesen muß es mit der Zeit zu Statten kommen, daß die Kriegsmarine jetzt einen selbständigen Chef von Fähigkeit und Energie erhalten hat. Vorläufig stockt es noch an allen Ecken und Enden. Für die Verbesserung des Leuchtfeuerwesens ist trotz aller Beschlüsse schon des norddeutschen Reichstages noch so gut wie nichts geschehen. Dagegen ist die neue nationale Seemannsordnung glücklich durch den Reichstag gekommen, aber so einschneidend abgeändert, daß der Bundesrath seine Entscheidung über Annahme oder Verwerfung vorläufig bis nach den Sommerferien vertagt hat. Hinsichtlich der Schiffsmessung ist eine erfreuliche Uebereinstimmung

Digitized by Google

mit England erreicht, als Grundlage für eine hoffentlich nicht ferne Zukunft, in der man mit demselben Meßbrief durch die ganze civilisirte Welt kommt.

Die moderne französische Schutzzollpolitik erstreckt sich auch auf den Seeverkehr. Die einheimische Flagge soll in Frankreichs Häfen wieder den früheren Vorzug beim Zolle wie bei den Schifffahrts-Abgaben genießen, von dessen Schmach und zweifelhaftem Glücke sie das Kaiserreich glücklich befreit hatte. Allein die geschlossenen Verträge halten die Vollziehung dieser Absicht für die deutsche Flagge noch auf, Dank besonders der Festigkeit Oesterreichs, von dessen fortdauerndem Vertrage unser Mitgenuß der Gleichberechtigung gegenwärtig abhängt, und das die französische Regierung vergebens versucht hat zu einem unbedachten Entgegenkommen zu verleiten.

Die Finanzlage Frankreichs fährt fort sich zu verschlechtern. Das Gold-Agio erhält sich und wächst langsam; die Schuldenlast übersteigt hinsichtlich der jährlichen Zinsenzahlung heute schon, und wird ebenfalls hinsichtlich des Capitals bald diejenige Englands übersteigen; der Steuerdruck wird auf's Aeußerste getrieben, theils weil Armee und Marine nicht angemessen reducirt, sondern selbst über die Ausgaben des Kaiserreiches hinaus im Etat erhöht werden sollen, theils weil Thiers als Präsident der Republik noch derselbe eingefleischte Schutzzöllner wie vor dreißig Jahren ist und folglich neben den Steuerzahlern zu Gunsten des Staates auch die Consumenten zu Gunsten einzelner Producenten-Classen zu besteuern strebt. Nichtsdestoweniger werden die drei Milliarden Franken gezeichnet werden, welche im Laufe des Juli zur definitiven Abtragung der Kriegsschuld an Deutschland aufgenommen werden sollen. Nur erhalten wir die letzte Milliarde erst ein Jahr später als ausgemacht, nämlich im Frühjahr 1875. Um so viel verlängert sich also auch die durch die Occupation gegebene Garantie des französischer Seits zu haltenden Friedens.

Am 6. Juli.

Die Krisis der evangelischen Kirche in Preußen.

„Ja, aber warum provocirten sie?" — so hörte man sie Alle sprechen ein halbes Jahr lang, die „national-conservativen" Philister Deutschlands, wenn sie auf die Führer des Berliner Unionsvereines, ihre Vorträge aus dem Anfange dieses Jahres und deren Folgen zu reden kamen. So sprach der mißvergnügte Consistorial-Rath, so der persönlich aufgeklärte, ja oft in dem Moralismus des Kantischen Imperativs vertrocknete, der Religion gegenüber gleichgiltige altpreußische Jurist, der nur einen Fanatismus kennt, den der Devotion quand-même gegen die „vorgesetzte Behörde" und das dickbemooste „bestehende" Gesetz. Warum provocirten sie? Die Behörde hat ja den Herren Sydow und Lisco und ihren Freunden kein Haar in den Weg gelegt, hat sie trotz ihrer offenkundigen Ketzereien Jahrzehnte hindurch ungestört im Amte belassen, ja nicht einmal die Selbst-Entweihungen ihres Berufes an ihnen geahndet, wie Leichenreden am Grabe von Schauspielern oder gar Israeliten, Tragen eines hellen Rockes im Sommer u. dgl.! Wozu nun diese unweise Herausforderung? —

Digitized by Google

Ja aber — so fragt man mit demselben Rechte — warum von Seiten Deutschlands schon im Jahre 1813 diese provocirende Haltung gegen Frankreich? Und nun gar im Jahre 1870! Haben nicht die Franzosen durch so viele Jahrzehnte den Deutschen in ächt französischer Courtoisie sogar den blauen Himmel und Nachts den Schein der Sterne gegönnt?

Ja aber — so müssen wir selber endlich fragen — warum so viel kindischer Unverstand in evangelisch-kirchlichen Dingen bei sonst wirklich ganz verständigen Leuten? Ist es eine Provocation, wenn Jemand, dem man die Gurgel zuschnürt, sich seines Gegners erwehrt und ihn zu Boden zu strecken sucht? Und anders steht das Verhältniß zwischen den letzten Resten raisonnabler evangelischer Geistlichkeit in Preußen und ihrer „vorgesetzten Behörde" im Augenblicke leider wirklich nicht. Das Jahr 1871 war durch einen Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrathes, ddo 21. Juni, kirchlich illustrirt, in dem nicht nur dem ersten Adressaten, Lic. Dr. Hanne, unter Versagung der amtlichen Bestätigung seiner Wahl zum Pfarrer von Colbergermünde, sondern der gesammten liberalen Geistlichkeit Altpreußens das formelle Recht ihrer Amtirung in der evangelischen Kirche indirect entzogen, das sittliche Recht dazu direct bestritten wurde. „Es ergiebt sich," so hieß es in dem gedachten Erlaß, „daß Sie das Ordinationsgelübde nicht ohne inneren Vorbehalt leisten und auch die agendarischen Formulare bei dem Gottesdienst und bei der Sacramentsverwaltung nicht ohne inneren Vorbehalt zur Anwendung bringen können. Dadurch würde in Ihre ganze Amtsführung eine grobe Unwahrheit hineingetragen, ja dieselbe geradezu unsittlich werden".

Wahrlich hier wäre jene Frage eher am Platze gewesen, nur an eine andere Adresse gerichtet: „Ja, warum provocirten sie?" Wer leugnet, daß unsere ganzen Bekenntniß- und Agenden-Zustände in der evangelischen Kirche Preußens den Stempel einer überwundenen alten Zeit tragen und dringend der Reform bedürfen? Die sogenannte Vermittelungstheologie, die unsere Kirchenbehörden und theologischen Lehrstühle beherrscht, hat ebensowenig das Verhältniß voller Zustimmung zu dem Wortlaute von Agende und Bekenntniß wie die kirchliche Linke. Und daß auch die conservativen Schaaren aus den Zeiten des Hengstenbergischen Regimes mit dem Bekenntnisse vielfach zerfallen sind, ist eine ihnen oft genug bewiesene Thatsache; die Führer des Lutherthums haben einer den anderen der Häresie beschuldigt und wegen hochlutherischer Abweichungen von der unirten Landesagende schwebte bekanntlich schon mancher Proceß. Wer ist unter solchen Umständen der „unwahrhaftige" Theil? Derjenige, welcher offen diese Schäden anerkennt und Umbau des gesammten evangelischen Kirchenwesens von Grund aus verlangt? Oder der, welcher gelegentlich dasselbe ausspricht, gelegentlich aber, die es entschieden aussprechen, im Namen aller Heiligen excommunicirt, zum Amte unfähig erklärt und die ihm zur Neubegründung der kirchlichen Verfassung nur provisorisch im Jahre 1850*) übergebene Gewalt zu einem unfruchtbaren, jeder gründlichen Aenderung des Kirchenwesens passiv widerstehenden Definitivum macht? —

Auf Grund solcher Erwägungen und im Hinblick auf den Erlaß vom 21. Juni sprachen die Führer des liberalen Protestantismus in der Protestantischen Kirchenzeitung 1871, Nr. 30, sich also aus: „Wir suchen unser Recht; es giebt zwei höhere Instanzen, die Vertretung des Landes und seine oberste Spitze. Erhalten wir es nicht jetzt, wir

*) Einsetzung des Oberkirchenrathes.

Digitized by Google

werden es erhalten. Unterdessen thun wir unsere Pflicht und mit verschärftem Eifer. Heraus zum Streit mit der vollen Ueberzeugung, ihr Geistlichen und Gemeinden alle, die ihr um des Friedens der Kirche willen euere Forderungen nach kirchlicher Reform zurückgestellt habt. Der Frieden ist uns von oben her gekündigt gegen unseren Willen: so nehmen wir den Kampf auf Mann für Mann — bis wir den Frieden mit unseren Gegnern errungen haben."

Jetzt nicht — war die thatsächliche Antwort. Der Landtag klagte über die betreffenden Vorgänge, doch war seine Macht nur die der Warnung und der Erinnerung; eine rechtliche Competenz fehlt ihm für die inneren Angelegenheiten der evangelischen Kirche. Und der oberste Landes-Bischof glaubte seine oberste evangelische Kirchenbehörde nicht desavouiren zu sollen. So blieb denn der Vorwurf der „groben Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit" auf der Amtsführung der liberalen Geistlichen haften. Sollten sie schweigen? Eine elende Zumuthung, deren sich ihre Urheber schämen sollten. Oder sollten sie ihr Amt niederlegen? Sie, die einzigen Träger des evangelisch-christlichen Geistes in der Kirche? Sie, gerade die einzigen treuen geistlichen Söhne der Reformation, welche nicht vergessen haben, daß die Reformation gerade im Kampfe mit der kirchlichen Lehrüberlieferung entstanden ist und sich selber ihr Bekenntniß gegeben hat zum Gegensatz gegen Rom, aber nicht (wie auch immer unsere „Juristen" meinen), um darin für die folgenden Jahrhunderte einen Codex untrüglicher Gesetze über die ewige Wahrheit und deren Darstellung auf der Kanzel zu geben?

Nein, sie gingen nicht, weil es Verrath an der Kirche, und sie schwiegen nicht, weil es der moralische Untergang ihrer persönlichen und amtlichen Ehre gewesen wäre. Sie traten in öffentlichen Vorträgen mit dem weithin vernehmbaren und vernommenen Bekenntniß heran: So lehren und predigen wir. Und daß wir ein Recht dazu haben, zwar nicht in der katholischen, wohl aber in der evangelischen Kirche, das werden wir und unsere Gemeinden unserem zwar nicht evangelischen, aber krypto-katholischen Kirchenregimente klar machen.

So entstanden die diesjährigen Vorträge des Unions-Vereins. Obenan der stets kampfesfrische, wenn auch tief gemüthvolle, im privaten Leben zartbesaitete Lisco mit seinem Vortrage über das apostolische Glaubensbekenntniß, darauf Sydow, der Schüler und Freund Schleiermachers, der überlebende Kampfgenosse der Krause, Jonas und Elteſter, seiner Natur nach zum Angriffe nur schreitend, wenn es gilt, auf Trümmern ein neues Asyl christlicher Frömmigkeit aufzubauen. Dann Pred. Wilhelm Müller, der Mann der scharfen Consequenz und nüchternen unerbittlichen Dialektik, mit seinem Vortrage über „das Wunder", in dem er das Wunder im Sinne einer Unterbrechung des gottgesetzten Naturzusammenhanges principiell leugnet und statt der Wunderanerkennung in diesem Sinne die fromme Bewunderung der göttlichen Allmacht verlangt, welche ja oft genug zum Verwundern über ungewohnte, imposante Erscheinungen dieser Allmacht werden muß, aber niemals einen Gott denkt, der selbstgegebene Gesetze suspendirt oder einen Theil seiner Weltgesetze zurückbehalten hat, um sie stufenweis, erst bei gegebener Gelegenheit aus Opportunitätsrücksichten in den Weltzusammenhang einzuführen.

Von Berliner Predigern sprachen noch, auf dem Grunde der im Müller'schen Vortrage niedergelegten Welt- und Gottesansicht, der tapfere jugendliche Hoßbach über das „Gebet", und der greise Remy über die „Erlösung". Hatte der Erste nachgewiesen,

Digitized by Google

daß gerade nach dem Wesen der ächt christlichen Anschauung, nach den Aussprüchen Jesu insbesondere, das Gebet, jene älteste und natürlichste Selbstbezeugung der Frömmigkeit, in sich selber entstellt, verzerrt wird, wenn es ein selbstsüchtiges Bitten um wunderbare äußere Gnadenerweisungen der ewigen Allmacht wird, statt das Geschehen des göttlichen Willens allem eigenen Wünschen überzuordnen — so that der Andere dar, wie die überlieferte altkirchliche Lehrweise nicht nur in solchen Einzelheiten des religiös-sittlichen Lebens, sondern vielmehr auch in ihrem Centrum, in dem Begriffe der von Jesus vollbrachten Erlösung, der durchgreifendsten Revision bedürfe; that dar, wie die ächt mittelalterliche Lehre des Anselmus von einer Satisfaction der gekränkten Ritter-Ehre Gottes durch das stellvertretende blutige Leiden des Gottmenschen unbiblisch und unchristlich zugleich sei, so sehr sie auch in die Kirchenlehre eingedrungen, und ersetzt werden müsse durch eine innerliche Auffassung des Erlösungsbegriffes, nach dem Erlösung die Wiedereinsetzung des Menschengeschlechtes in sein normales religiös-sittliches Verhältniß zur Gottheit ist.

Was geschah auf diese Vorträge hin?

Tobender Sturm der Vollblut-Lutheraner besonders aus der Mark Brandenburg und den Gefilden Pommerns in den Spalten der Kreuzzeitung; Erklärung von 80 Mitgliedern des evangelischen Bürgervereines zu Berlin; Protest einiger sogenannter Kreissynoden, welchen der Schmuck des synodalen Namens nach äußerem und innerem Rechte auch nicht von ferne zukommt. Was bedurfte es weiteren Zeugnisses für die Thatsache, daß die genannten Vorträge in den weitesten Kreisen der Gemeinden „schweres Aergerniß" erregt hatten? was bedurfte es weiterer Ermunterung zu dem Beschlusse, zwei der protestantenvereinlichen Missethäter vor ein hochnothpeinliches Gericht zu ziehen. Der neue Propst von Berlin Dr. Brückner (der Nachfolger eines Karl Immanuel Nitzsch!) übernahm die Würde des „Großinquisitor-Cardinals" sowohl im Verhältniß zu Dr. Lisco wie zu Dr. Sydow, zu Ersterem in einer Art von Privatverhör, welches stellenweis einen ganz persönlich-vertraulichen Charakter annahm und insofern aus der Rolle fiel, zu Letzterem in einem feierlichen Verhöre vor versammeltem Gesammt-Consistorio.

Das Verhör mit Dr. Lisco hatte zum Resultat: daß der Inculpat von seinen sachlichen Behauptungen oder vielmehr geschichtlichen Mittheilungen über die allmähliche Entstehung des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses und über das aus geschichtlichen Gründen beschränkte Lehr-Ansehen dieses Symboles auch nicht ein Sterbenswort zurücknahm, und hinsichtlich des behaupteten „Aergernisses" erklärte, dasselbe könne lediglich genommen, nicht seinerseits gegeben sein.

Das Verhör von Dr. Sydow aber endigte mit der protocollarischen Feststellung der Thatsachen: daß er

1) lehre, Jesus Christus sei aus der Ehe des Joseph und der Maria entsprossen, und die Entstehung seiner Person sei vor sich gegangen innerhalb der natürlichen Ordnung, in welcher das Menschenleben erfahrungsmäßig entsteht;
2) daß er lehre, Jesu natürliche Auszeichnung bestehe nur in einer ihn von allen Menschen unterscheidenden Begabung durch Gott;
3) daß er die kirchliche Lehre von dem dreieinigen Gott als Gott dem Vater, Gott dem Sohn, Gott dem heiligen Geist (d. h. die Lehre des „athanasianischen" Symbols aus der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts) nicht anerkenne, die Lehre von Jesu vorweltlichem Dasein bestreite oder doch auf ein vorweltliches Dasein im Rathschlusse Gottes beschränke;

Digitized by Google

4) daß er auch die einzigartige sittliche Würde Jesu nicht als eine natürliche Mitgift, sondern als Werk seines thätigen Gehorsams auffasse.

Auf Grund dieser, wohl selbstverständlichen Häresieen wurde dann gegen den Mann, welcher kürzlich sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum unter der herzlichsten Theilnahme seiner Gemeinde in Ehren gefeiert hatte, eine Disciplinar-Untersuchung eröffnet, d. h. eine sogenannte Untersuchung. Denn das juristische Verfahren dieser juristisch ganz incommensurablen preußisch-evangelischen Kirchenbehörden ist ein durchaus tumultuarisches, Kläger und Richter ist eine Person, Anklageschrift und Verdict ist sachlich eins, nur durch eine Anstandspause getrennt, in welcher dem Angeklagten gestattet ist, eine Stilübung von sich zu geben, die zur Ironie Vertheidigungsschrift genannt wird.

In weiterer Verfolgung des ersten Verhöres ward dann dem Dr. Lisco ein ehrenrühriger Consistorial-Verweis zu Theil, gegen welchen der Betroffene eine Rechtsverwahrung bei dem Oberkirchenrathe einlegte. Die Beschwerdeschrift war der Ausdruck einer imposanten, in sich geschlossenen, kernigen Persönlichkeit, welche auch in kirchlichen Dingen weiß, was sie will, und die daher nicht zu beseitigen ist, ohne daß ein Gewaltact gegen sie tiefe Spuren auch in dem Angesichte der maßregelnden Behörde zurückließe. So ist denn unter dem 22. Juli dem Dr. Lisco ein Erlaß des Oberkirchenrathes eingehändigt worden, der natürlich wiederum weder Fisch noch Fleisch ist, wie das bei den Kundgebungen dieser Behörde zu sein pflegt, der aber doch unter formeller Aufrechterhaltung des „Verweises" diesem den Stachel alles Ehrenkränkenden nimmt, den Grund des Verweises in der „Unvorsichtigkeit" der Lisco'schen „Provocation" sieht und im Uebrigen den Inculpaten herzlich bittet, doch künftig solchen „unfruchtbaren" Streit um die Lehrfreiheit zu unterlassen — der Oberkirchenrath werde nicht anfangen, wenn nur Lisco schweige und sich auf praktische Thätigkeit in der Gemeinde beschränke — ein „Rückzug mit einigen blinden Schüssen".

Ganz anders steht die Sydow'sche Angelegenheit. Hier hat das Consistorium der Provinz Brandenburg durch den Wortlaut seiner Anklageschrift seine ganze amtliche Ehre dafür eingesetzt, daß der Vortragende über die wunderbare Geburt Jesu seines Amtes entsetzt werde. Hier ist kein Zurückgehen möglich. Aut Sydow — aut Hegel. Und was dazu gekommen ist, die Erklärung der fünf geistlichen Mitglieder des Berliner Unionsvereinsvorstandes vom 8. Juni d. (s. unten sub 2), das hat die Sydow'sche Angelegenheit zu einer evangelischen Kirchenfrage ersten Ranges gestempelt. Diese Frage wird voraussichtlich ungemüthlicher verlaufen als der Lisco'sche Streit, ungemüthlich für Alle, die den kirchlichen Frieden lieben und sich in die Noth und die Nothwendigkeit zeitweiliger gewaltsamer Lösungen auf diesem Gebiete nicht finden können, ungemüthlich für die, welche zunächst den Maßregelungen der im Augenblick immer noch machtbegabten Reaction anheimfallen, ungemüthlich aber vor allen Dingen für die Behörden selber. Ja, der Consistorialismus von Berlin mag sich nur immerhin schon heut für geschlagen ansehen, geschlagen von denen, die er tödtlich zu treffen gedachte. Denn

1) Das plötzliche Stehenbleiben der Disciplinar-Untersuchungen gegen die Berliner Unionsvereins-Geistlichen in der Woche, in der das Ministerium Mühler, dieses „Ministerium der versäumten Angelegenheiten" schied und dem Cultus-Ministerium v. Bismarck-Falk Platz machte, war bereits der Vollbeweis für die innere Niederlage dieser consistorialen Partei. Wie kam das Consistorium dazu, die beiden ersten Vortragenden zu disciplíniren und die Prediger Müller, Hoßbach und Remy, welche in ihren Vor-

Digitized by Google

trägen viel weiter gehende Ketzereien vorgetragen, gänzlich unbehelligt zu lassen? Antwort: Weil die Ministerin des Cultus bereits Unter den Linden 4 die Sachen packte. Es giebt keine andere Antwort, wir können nicht helfen. Schnell wurden damals die fortgesetzten „Zeugnisse" der hochlutherischen Pfaffheit in der Kreuzzeitung „abbestellt". Aber die Einsicht in die moralische Geschlagenheit dieses Consistoriums ist nicht abzubestellen. Denn diejenige Sache, welche moralisch tüchtig ist, dringt unabhängig von persönlichen Rücksichten und nur desto unaufhaltsamer vor. Sie glaubt an sich, schlägt und siegt. Die Sache aber, die von dem „irdischen Oben" abhängt, ist auf geistigem, auf religiösem Gebiete sicherlich geschlagen.

2) Das Ausbleiben jeder förmlichen Disciplinar-Untersuchung gegen die fünf geistlichen Erklärer vom 8. Juni d. füllt in dem Beweise für das längst vollzogene innere Gericht des preußischen Consistorialismus jede etwa noch vorhandene Lücke. Die Prediger Richter (als Abgeordneter Richter-Sangerhausen), Lisco, Hoßbach, Wilhelm Müller, Thomas erklären öffentlich in der Protestantischen Kirchenzeitung, ihrem Organ, und Tags darauf in den politischen Zeitungen Berlins: sie theilten durchaus diejenigen Anschauungen über die Autorität des Bekenntnisses und der heiligen Schrift, wegen deren Dr. Sydow von dem königl. Consistorium (auch ihrer vorgesetzten Behörde) in Anklagezustand versetzt sei. Und was thut das Consistorium? Es läßt durch sein politisches Leiborgan, die Kreuzzeitung, erklären: Jene Kundgebung der fünf Geistlichen sei rein „privaten" Charakters, gehe die Behörden nichts an! Aehnlich sehr bald danach das halb officielle Organ der oberen Instanz, des Oberkirchenrathes, mit der Bemerkung: das Martyrium der Fünf sei „lächerlich", die Behörden würden sich in keinem Falle bewegen lassen, von dem Sydow'schen Specialfall als solchem irgendwie abzugehen. — Aha! Des Gedankens Bläße stört die frische Farbe der Entschließung! Wir haben es immer gedacht: eine wirkliche aggressive That von liberaler Seite, und der Angstfrost schüttelt die pseudo-„evangelischen" und die „neu-evangelischen" Jammerseelen. Ihr irrt euch, ihr Herrn. Das System der Einzelhaft und der Einzel-Abschlachtung wird euch nicht gelingen. Die fünf Genossen stehen fest und werden euch zwingen anzuerkennen, daß weder ihr Martyrium lächerlich ist, noch der Specialfall als solcher zum Austrage kommen wird. Und, wie die Zeitungen munkeln, steht eine Anzahl anderer Geistlicher der Provinz bereit, im Falle der Absetzung Sydow's dem Consistorium klar zu machen, daß hier kein Specialfall vorliegt, sondern eine eminente Generalfrage: die Frage, ob die geistliche Faulenzerei und Ignoranz oder aber die geistliche Mitarbeit an dem gesammten Geistesprocesse der Zeit protestantisches Recht und protestantische Pflicht sei, ob letztere ein Bürgerrecht in der preußischen Landes-Kirche habe, oder ob die erstere sie aus derselben zu verdrängen die Macht besitze. Und eben deshalb: Getrost! Nicht jeder Brei wird so heiß gegessen, wie er gekocht wird. Vor der geschlossenen Phalanx der liberalen Geistlichkeit zunächst der Provinz Brandenburg wird mancher heißblütige Consistorialgedanke sich abkühlen. Das Abwiegeln wird bald Parole sein, nachdem mit der bevorstehenden Absetzung Sydow's in erster Instanz die drängenden Kreuzritter besänftigt sind.

Dann wird der negative Theil der Arbeit gethan, die gewaltsame Verdrängung der Protestanten aus der protestantischen Kirche verhütet sein. Und der positive Theil? Der Neubau der evangelischen Kirche auf solider Verfassungsgrundlage? Es ist eine der allerschwierigsten Aufgaben der Gesetzgebung in Preußen. Es wird nur gelingen

1) durch eine Abwehr der Fabri'schen Pläne, für welche bei Hrn. v. Bismarck

Digitized by Google

einige politische Sympathie vorhanden sein soll, der Pläne, welche eine provinzielle Gliederung oder vielmehr Zerspaltung der preußischen Landeskirche unter Umgehung der Unionsfrage bezwecken, aber an dem Widerstande der Unionsfreunde aller Orten trotz hoher Protection zerschellen würden;

2) Durch eine totale Umänderung des liberalen Kirchen-Verfassungsprogrammes der „Generalsynode", wofür insbesondere die Vorgänge auf der französisch-reformirten Generalsynode äußerst lehrreich sind.

Doch darüber später, wenn die Vorfrage, die Frage nach dem Rechte der kirchlichen Existenz für die protestantische Richtung in der preußischen Landeskirche wird erledigt sein. Vorher sind alle Verfassungs-Debatten eitel hors-d'oeuvre.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[25. Juli 1872.] Im **deutschen Reiche** hat sich bald nach dem Schlusse des Reichstages auch der Bundesrath vertagt (8. Juli). Zuvor hatte er die — mittlerweile zugleich mit dem Jesuitengesetze veröffentlichte — Ausführungsverordnung zu diesem Gesetze abgeschlossen und eine gewisse Veröffentlichung seiner Beschlüsse und Verhandlungen für die Zukunft festgestellt. Die endgültige Beschlußfassung über die Seemannsordnung und das Gesetz betreffend die Verpflichtung der Kauffartheischiffe zum Mitnehmen hülfsbedürftiger Seeleute ward aber noch vertagt, weil von sämmtlichen Seeuferstaaten Bedenken gegen die vom Reichstage beschlossenen Abänderungen der Vorlage erhoben worden waren.

Im Allgemeinen ist mit dem Schlusse des Reichstages naturgemäß eine Ebbe im öffentlichen Leben des deutschen Reiches eingetreten. Aber die Verfügung des preußischen Cultusministers gegen die Theilnahme von Schülern an religiösen Vereinen, mehrere das Schulwesen in Elsaß-Lothringen betreffende Verordnungen und einiges Andere liefern den Beweis, daß sich der Gegensatz zwischen vaticanischer und Reichspolitik auf dem gelegten Geleise fortbewegt. Ins Besondre ist gegen den Bischof von Ermeland und andere Bischöfe, welche eine ähnliche Stellung wie er zur Staatsgewalt und zur Staatsgesetzgebung eingenommen haben und einnehmen werden, das entscheidende Wort bis zur kaiserlichen Sanction vorbereitet. Es wird auf Zurücknahme der staatlichen Anerkennung der Bischöfe lauten. Wahrscheinlich aber wird für die Geltendmachung der aus diesem Grundsatze abzuleitenden äußersten Consequenzen rücksichtlich der Amts- und Temporaliensperre die Mitwirkung der Gesetzgebung in Anspruch genommen werden.

Dinge wie die am 9. Juli erfolgte Enthüllung des Steindenkmales oder das eben zu Ende gehende große gemeinsame deutsche Schützenfest in Hannover mit seinem Jubel und einigen Verstimmungen haben nicht mehr dieselbe politische Bedeutung wie ehedem, da wir die Grundlagen eines gemeinsamen deutschen Staates erst zu legen suchten. Doch sind sie auch heute noch keineswegs ohne Bedeutung für die Pflege des Volksgeistes, der was

Digitized by Google

wir haben innerlich kittet und auch über die Gränzen des deutschen Reiches hinaus wirkt. Die Vereinigung mit den Deutsch-Oesterreichern zumal und mit den Deutschen Nordamericas bei solchen Festen spricht laut und freudig für sich selbst.

Es fehlt im Uebrigen nicht an politischem Stoff aus der jüngsten Zeit, welcher noch eine genauere Beachtung verdient. Wir sahen in dem Alabamastreit die Zwischenfrage wegen der mittelbaren Entschädigungsansprüche Nordamericas, welche viel Staub aufwirbelte und das Genfer Schiedsgericht, wie Viele wähnten, in Frage stellte, erledigt. Mit dem bevorstehenden Schluß des englischen Parlamentes fällt der Abschluß der Ballotbill und das Wiedererstarken des Gladstone'schen Cabinets zusammen. Das Auftreten der Clericalen bei den Municipalwahlen in Italien ist beachtenswerth. In Nordamerica zieht die Stellung der Deutschen zu der Präsidentenwahl, in Ungarn der Ausfall der Wahlen, der Ausgleich mit Croatien, in Westösterreich besonders die Stellung des Ministeriums zu den sich vordrängenden Cultusfragen, und in Spanien das Wiedererscheinen Zorrilla's auf der politischen Bühne, sowie der ruchlose Mordversuch gegen den König unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. An alledem gehe ich heute noch vorüber, um im Anschluß an die letzte Umschau der Entwickelung der öffentlichen Zustände jenseits der Vogesen noch etwas genauer zu folgen.

Dort, in **Frankreich**, geht die Nationalversammlung, wenn auch nicht ihrem Schlusse, doch einer Vertagung für längere Zeit entgegen. Und es ist in der That hohe Zeit dazu. Eine stürmische innere Bewegung, welche unzweifelhaft drohend über Frankreich hängt, wird dadurch zwar nicht beschworen, aber sie wird doch verschoben. Hoffentlich auf so lange, bis der Friedensvertrag mit Deutschland vollständig abgewickelt ist, bis von den noch rückständigen drei Milliarden zwei bezahlt, für die dritte genügende financielle Garantien gegeben, und die letzten Departements von deutschen Truppen geräumt sind. Das Riesenanlehen, welches jetzt ausgegeben wird, bietet Thiers die Mittel zu Finanzoperationen, welche an dieses Ziel führen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er schon die Pause, welche jetzt in den Verhandlungen der Nationalversammlung eintritt, benutzen wird, um raschen Schrittes an dieses Ziel zu kommen.

Wer das Thun und Treiben der Nationalversammlung einerseits und das Auftreten von Thiers andererseits beobachtet hat, der kann sich der Ueberzeugung gar nicht verschließen, daß das Schicksal Frankreichs nicht lange mehr von diesen beiden politischen Mächten gemeinschaftlich geleitet werden kann. Nach dem von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetze vom 31. August 1871 sollen sie beide gleich lange leben und wirken, beide gleichzeitig politisch sterben. Dies war schon ein erster Unsinn, fast ein noch schlimmerer als jener 1848 von der Nationalversammlung gefaßte verhängnißvolle Beschluß, nach welchem der Präsident der französischen Republik nach Ablauf seiner Amtszeit nicht wieder wählbar war. In der gegenwärtigen Lage Frankreichs zu bestimmen, daß an demselben Tage sein Parlament und die eingesetzte oberste Regierungsgewalt zu bestehen aufhören sollen, heißt nichts anders, als durch die Form des Gesetzes einen neuen Umsturz erleichtern, ihn höchst wahrscheinlich machen.

Mittlerweile sorgen aber Parlament und Präsident nach Kräften dafür, daß man nicht einmal bis zu diesem gefährlichen Augenblicke Hand in Hand geht. Man trägt von beiden Seiten Holz für einen gefährlichen Brand herbei und arbeitet an der Beschleunigung einer Krisis, die vielleicht selbst dann nicht für immer zu vermeiden wäre, wenn beide Ge-

Digitized by Google

walten eine ſeltene Weisheit, Mäßigung, Würde und Ruhe in ihrem politiſchen Thun offenbarten. Es iſt ſehr einſeitig, wenn man die Schuld von dem unbefriedigenden und gefahrdrohenden Verhältniſſe zwiſchen der Nationalverſammlung und der Regierungsgewalt in Frankreich nur auf die reactionären Neigungen oder auf die monarchiſchen Velleitäten der rechten Seite in der Verſammlung wirft, wie dies jetzt vorherrſchend geſchieht. Die Schuld iſt eine getheilte. In einem Lande wie Frankreich geht es ſchon von Hauſe aus nicht an, daß der Träger der oberſten Regierungsgewalt dem Parlamente gegenüber die Rolle des erſten Miniſters ſpielt, daß er von Zeit zu Zeit, um einen ſpeciellen Erfolg zu erreichen, mit der Niederlegung dieſer Regierungsgewalt droht oder dieſelbe ernſtlich in Ausſicht nimmt, wie dies Thiers binnen Jahresfriſt drei- oder viermal gethan hat. Noch bedenklicher wird dieſe Rollenvermiſchung, wenn der Träger der oberſten Regierungsgewalt bei jeder wichtigen Frage nicht nur einfach ſich an der Verhandlung in Perſon betheiligt, ſondern ſich mit Leidenſchaft, ja mit krankhafter Reizbarkeit in die Debatte ſtürzt.

Die Verhandlung vom 17. Juli lieferte wieder einmal einen recht ſchlagenden Beweis, daß Nationalverſammlung und Präſidentſchaft, wenn ſie noch lange in der bisherigen Weiſe zuſammen verkehren, ſich entweder ſelbſt in die Luft ſprengen oder Gewalten entfeſſeln, welche thatſächlich mit der einen oder der anderen, oder auch mit beiden aufräumen. Unter den Arbeiten, welche die Nationalverſammlung ſeit ihrer Wiedervereinigung im April d. J. beſchäftigt haben, ſtehen zwei allen übrigen voran: die Geſetze über die Reorganiſation des Heeres und die Geſetze über die zur Herſtellung des vollſtändigen Gleichgewichtes im Staatshaushalte noch geforderten neuen Steuern. Zunächſt ein Wort über letztere, da gerade die Verhandlungen über dieſelben zu dem oben berührten Auftritte führten, welcher deutlich zeigt, wie ſchlecht der Bau gefügt iſt, in welchem die beiden gegenwärtig conſtituirten oberſten Gewalten Frankreichs zuſammen wirken ſollen.

Die allgemeine Einkommenſteuer war ſchon in der erſten Seſſion der Nationalverſammlung an dem unbedingten Widerſpruche des Präſidenten der Republik, der ſein Verbleiben im Amte an die Beachtung dieſes Widerſpruches geknüpft hatte, geſcheitert. Mehrmals wurde während der gegenwärtigen Seſſion der Verſuch gemacht, auf einem Umwege auf dieſelbe — wenigſtens in einem ziemlich allgemeinen Umfange — zurückzukommen. Aber jedesmal trat Thiers geharniſcht dagegen auf. Das aber mußte er ſich doch gefallen laſſen, daß einzelne Arten des Einkommens einer beſonderen Steuer unterſtellt wurden. Die Steuer auf die Handelsumſätze zwar brachte er in der Nationalverſammlung, obgleich ſich der von derſelben für die Steuerfragen niedergeſetzte Ausſchuß dafür ausgeſprochen hatte, zum Fall. Sie ſollte zuletzt durch ein Amendement Ducarre's gerettet werden. Dieſes aber ward nach einer ſehr ſtürmiſchen Berathung, in welche Thiers mit Leidenſchaftlichkeit eingegriffen hatte, am 11. Juli mit 365 gegen 299 Stimmen verworfen. Dagegen hatte er es geſchehen laſſen müſſen, daß am 27. Juni eine Hypothekenſteuer von 2 Procent mit 324 gegen 302 Stimmen (unter welcher auch die von Thiers und den Miniſtern) votirt worden war. Die Steuer wird von dem Capitalſchuldner bezahlt und dem Gläubiger als Theilzahlung auf die Zinſen angerechnet. Durch Strafandrohungen ſoll verhindert werden, daß der Gläubiger ſich in irgend einer Form für dieſen Abzug durch ſeine Schuldner wieder bezahlt macht. Ferner war am 29. Juni, ebenfalls gegen den Wunſch von Thiers, eine dreiprocentige Steuer von Mobiliarwerthen beſchloſſen worden. Damit werden nämlich belegt Zinſen und Dividenden von Actien (oder Geſellſchaftsanlehen) jeder Art, inländiſchen ſowohl wie auswärtigen, wenn ſolche

Digitized by Google

in Frankreich in den Verkehr kommen. Die Staatsrente aber ist frei von dieser Steuer geblieben.

Hierdurch, ferner durch die am 13. Juli beschlossene Erhöhung der Patentsteuer um 60 Zuschlagscentimes und durch einige andere, weniger erhebliche neue Steuern hatte man aber von den 200 Millionen, welche Thiers jetzt noch zur Ergänzung des früher votirten Hauptstockes neuer Steuern verlangte, nur 87 Millionen gewonnen. Thiers glaubte sich nun endlich am Ziele der Einführung der schon vielfach erörterten und in der Berathung immer wieder zurückgestellten Rohstoff- und Gewebesteuern, seinem financiellen Lieblingskinde. Er wollte großmüthig sein und sich befriedigt erklären, wenn nur der größte Theil der noch fehlenden 113 Millionen durch diese Steuer gedeckt würde, nämlich die Summe von 90 und einigen Millionen, welche gelegentlich einmal, jedoch ganz unvorgreiflich von der Commission unter diesem Titel genannt worden waren. Diese Commission machte aber nun doch noch Umstände. Sie betrachtete es noch immer als eine offene Frage, ob man nunmehr die Rohstoff- und Gewebesteuern votiren oder andere Steuern aufsuchen solle. Ja, sie kam sogar auf ihre ursprünglich geäußerte Ansicht zurück, daß man nicht gerade 200 Millionen noch durch neue Steuern decken müsse, daß 135 Millionen auch genügten, und daß man zu dem Zweck Ersparnisse im Ausgabebudget machen möge. Darüber gerieth Thiers völlig außer Rand und Band. Das Wort „Ersparnisse" bezog er ohne Weiteres nur auf das Heer, als ob nicht auch statt der proponirten 200 Millionen zur Schuldenamortisation 135 Millionen dafür eingestellt werden könnten, ohne das Gleichgewicht im Staatshaushalt im Geringsten zu stören. Er rief in emphatischer Weise den Frankreich jetzt so nöthigen Credit an. Er that, als ob wirklich das Gelingen seines großen Anlehens durch die Geburt seines Schoßkindes — der doch gerade im Auslande mit scheelem Auge angesehenen Rohstoff- und Gewebesteuern — bedingt sei. Sein Streben, sagte er, sei nicht darauf gerichtet, die Volksgunst zu erhalten, indem er sich rücksichtlich der Opfer, welche durch das Volk Frankreichs in dieser schweren Zeit zu bringen seien, schwach und nachsichtig zeige. Er wolle ein starkes Frankreich. Dies aber könne man nicht haben, wenn man nicht genügend Geld auf das Heer verwende. Er habe 65 Millionen mehr dafür verlangt als das Kaiserreich, weil die Cadres zu vergrößern und der Effectivstand zu erhöhen sei. Aber diese Summe reiche kaum aus; wäre die financielle Lage im Augenblick nicht so schwer, so würde er noch mehr fordern. Er erklärte, daß er von seiner financiellen Politik nicht abweichen könne und an seinem Platze bleiben werde, so lange man nicht durch eine motivirte Tagesordnung sie zurückgewiesen und ihm einen Mangel an Vertrauen kundgegeben habe. Er schleuderte denen, welche dieser Politik jetzt entgegengetreten waren, die Beleidigung ins Gesicht, daß so etwas „ernsthafte Männer" nicht thun könnten. Er behauptete, sie arbeiteten an der Zerrüttung der Armee. Nun folgten lärmende Scenen. Aber unter dem Drucke der ganzen Situation ging man doch ohne Weiteres an die Berathung des Gesetzes über die Steuer von Rohstoffen, von Geweben u. s. w. Das Blut der Rechten, welches Thiers gewaltig in Wallung gebracht hatte, beruhigte sich wieder, als er nicht nur von dem Patriotismus der Nationalversammlung sprach, deren Spaltungen er allein beklage, sondern auch andere der Rechten wohlgefällige Dinge, ohne die Linke zu hätscheln, vorbrachte. Er erklärte, daß die Regierung die auf Auflösung der Nationalversammlung gerichtete Agitation tadle, er gab der Restauration und der Julimonarchie das Zeugniß, daß das Wohlbefinden Frankreichs unter ihnen am größten gewesen sei. Das Ergebniß der Berathung der Nationalversammlung

Digitized by Google

muß als ganz im Sinne der Regierung ausgefallen betrachtet werden, nachdem am 23. Juli die beantragte Steuer auf die Gewebe und der ganze paragraphenreiche Artikel I. des Gesetzes mit 317 gegen 235 Stimmen, und am 24. Juli auch die Artikel II. bis VI. angenommen worden sind.

Die financielle und volkswirthschaftliche Bedeutung, welche den hier kurz erwähnten, nunmehr zum Abschluß gekommenen Steuerfragen für Frankreich zukommt, ist an sich klar. Die zugleich berührten Vorgänge, von welchen ihre Berathung im Schoße der Nationalversammlung begleitet war, haben aber für das In- und Ausland noch ein besondres politisches Interesse. Sie beweisen zweierlei. Zunächst den außerordentlichen Eifer, mit welchem Thiers daran festhält, daß die Mittel für eine bedeutende Vermehrung des Heeres nicht fehlen. Sodann, wovon schon früher ausgegangen wurde, daß der äußere Bruch zwischen der Gesetzgebungs- und der Executivgewalt nur unter dem Druck außerordentlicher Verhältnisse verschoben wurde. Innerlich ist er so gut wie vollzogen. Jene außerordentlichen Verhältnisse sind ein mächtiger Hebel in der Hand von Thiers. Sie stützen seine Macht und machen ihn bis jetzt noch zum Herren der Situation. Es ist in der That wieder ein Stück persönlicher Dictatur, mit parlamentarischen Formen umhüllt und durch sie etwas gemildert, unter welcher Frankreich die Tage seiner gegenwärtigen Uebergangszeit dahinlebt.

Bei alledem bleibt es aber sehr auffallend und giebt zu denken, daß Thiers durch sein zähes Festhalten an einer ausgiebigeren Besteuerung der Rohstoffe und Gewebe und durch die Art seines Auftretens dem Gegensatze zwischen ihm und dem größeren Theile der Nationalversammlung so viel neue Nahrung zuführte. Mag er auch noch so sehr davon überzeugt sein, daß seine ungesunden und veralteten volkswirthschaftlichen Ideen, aus denen ein solches Besteuerungssystem und das früher beschlossene Seehandelsschutzgesetz hervorgehen, weise und heilsam seien: vor zwei Dingen kann er doch unmöglich die Augen verschließen, nämlich daß in dem von ihm geschürten inneren Streit eine große Gefahr für die Zukunft liegt, und daß die von ihm gewiß sehr hochgehaltenen Beziehungen Frankreichs nach außen unter diesem Systeme leiden, jedenfalles nicht vorwärts kommen. Seine Theorie geht dahin, daß selbst unter der Herrschaft der noch nicht abgelaufenen Handelsverträge, im Verhältnisse zu den fraglichen Steuern, der Eingangszoll auf die entsprechenden Fabricate in der Form eines Compensationszolles einseitig erhöht werden kann. Diese Theorie gefällt aber auswärts keineswegs, sie reizt, es wird ihr widersprochen. Sie wird den größeren Mächten, wie England, dem deutschen Reiche (welches einfach auf dem Fuße der meistberechtigten Nationen mit Frankreich verkehrt) und Italien gegenüber gewiß nicht durchgeführt werden, oder doch nur in beschränktem Maße, in welchem sie vielleicht haltbar, aber dann auch nur noch von untergeordneter praktischer Bedeutung ist. Kleineren Staaten gegenüber scheint ein ungeziemender Druck in der fraglichen Beziehung geübt zu werden. Welches Echo dies findet, darüber kann u. a. die Sprache des „Bund" belehren. Ich hebe von den Bemerkungen, mit welchen dieses Blatt das von Thiers am 3. Juli bei Gelegenheit der Rohstoffsteuerdebatte rücksichtlich der Schweiz Gesprochene begleitet, nur einige Sätze aus. Es schreibt u. a.: „Die fast drohende Sprache, welche das derzeitige Oberhaupt der französischen Nation gegen die Schweiz führt, läßt ahnen, was wir von unserm Nachbar im Westen für die Zukunft zu erwarten haben. Auf den Schutz des Handelsvertrags werden wir nicht mehr zählen können. Thiers erklärt deutlich genug, daß er den Handelsvertrag so auslegen werde,

Digitized by Google

wie es ihm convenire, und die Schweiz im Nothfall zur Annahme dieser einseitigen Auslegung gezwungen werden solle. Der alte Thiers hat damit wieder ein Wort illustrirt, welches zur Zeit der Interpellation wegen der Gotthardbahn in der französischen Kammer gesprochen worden ist: „„Das Recht Frankreichs geht so weit wie seine Interessen —““. Auch in Griechenland schlägt jetzt die während des Krieges auf Seite Frankreichs stehende Stimmung in eine entschiedene Mißstimmung gegen dasselbe um. Einmal wird die Rückforderung alter, bei Gründung des Königreiches geleisteter französischer Vorschüsse übel vermerkt. Besonders aber ist man wegen der bereits fühlbaren nachtheiligen Wirkungen des nach dem Thiers'schen Recept abgeschlossenen französischen Seehandelsgesetzes auf den Handelsverkehr gereizt. Von Seiten Oesterreichs aber holte sich Thiers schon vor einigen Monaten einen Korb, als er, um den beschlossenen Flaggenzuschlag den auf dem Fuße der meistbegünstigten Nationen verkehrenden Staaten gegenüber in Kraft treten zu lassen, eine entsprechende Aenderung des mit Oesterreich abgeschlossenen Handelsvertrages beantragte. Es war vergeblich, daß Oesterreich angeboten wurde, der beantragte Flaggenzuschlag solle für österreichische Schiffe in Häfen des Mittelländischen Meeres nicht eintreten. Oesterreich begnügte sich mit diesem Vorbehalte nicht und leistete dadurch auch dem deutschen Reiche mittelbar einen guten Dienst.

Wäre daher das Seehandelsschutzgesetz, wäre die besprochene Steuerreform mit den in ihrem Gefolge gehenden Compensationszöllen volkswirthschaftlich auch so gesund, wie sie gewiß ungesund ist: es ist doch schwer faßlich, warum Thiers sich in der gegenwärtigen Lage Frankreichs mit einer wahren Wuth auf dieselbe stürzt, unbekümmert darum, daß er damit nach innen in ein Wespennest sticht und nach außen einen Ameisenhaufen aufrührt. Ohne einen Hintergedanken bei Thiers vorauszusetzen, kann man wirklich kaum einen vernünftigen Erklärungsgrund finden. Deshalb ist vielleicht die Vermuthung erlaubt, daß es Thiers bei dem Budgetabschlusse nur scheinbar darum zu thun ist, volle 200 Millionen zur Schuldenamortisation, zunächst zu Abzahlungen an die Bank, disponibel zu haben, in Wahrheit aber darum, diese Summe als eine Reserve, nach Befinden also auch für ganz andere Verwendungen, namentlich für das Heer in die Hand zu bekommen.

Die zweite große Arbeit, welche die Nationalversammlung seit ihrem Wiederzusammentritt mit Thiers und zum größten Theile nach seinem Willen zu einem fast vollständigen Abschlusse gebracht hat, sind die auf die Neugestaltung des französischen Heeres sich beziehenden Gesetze, namentlich das Kriegsdienstgesetz. Nur die Frage, ob bestimmte Armeecorps in bestimmt abgegränzten Bezirken bleibend zu garnisoniren haben, ist noch zur endgültigen Schlußfassung an die Nationalversammlung zu bringen. Der Ausschuß, an welchen diese Frage zurückverwiesen war, weicht in seiner neuesten Auffassung theilweise von der durch Thiers vertretenen Ansicht ab. Er hat sich am 9. Juli mit 20 gegen 7 Stimmen für ein gemischtes System entschieden, welches aber doch dem deutschen näher steht als dem bisherigen französischen. Von 16 Armeecorps, in welche das französische Heer eingetheilt wird, sollen 12 Regionalcorps sein, d. h. in einer näher zu bestimmenden Region ihren dauernden Sitz haben. Drei weitere Armeecorps, zwei für Paris und eins für Lyon, sollen in der Weise gebildet werden, daß zu denselben jedes der 12 Regionalcorps eine Brigade stellt. Das 16. Corps ist das algierische. Allerdings wird „die active Armee ohne Unterschied auf allen Punkten des Landesgebietes recrutirt“, aber es soll daneben bestimmt werden, daß „die Mannschaften, welche, sei es in Disponibilität oder für die Reserve, in ihre Heimat entlassen worden sind, bei ihrer Ankunft in

Digitized by Google

das Corps ihrer Region immatriculirt werden, bei dem ſie ſich nunmehr im Falle von Manövern oder bei einer Mobilmachung zu ſtellen haben".

Das Kriegsdienſtgeſetz, welches der Neugeſtaltung des franzöſiſchen Heeres als wichtigſte Grundlage dient, tritt vom 1. Januar 1873 an in Wirkſamkeit. Aber die Neugeſtaltung iſt ſchon jetzt im Zuge. Nicht nur wird an den neuen Formationen der Cadres gearbeitet, ſondern dem Kriegsminiſter iſt auch das ganze Recruten-Contingent dieſes Jahres, d. h. alle dienſttauglichen jungen Leute, welche der Jahrgang liefert, — etwa 150,000 — zur Dispoſition geſtellt. Das Geſetz ſelbſt aber, mit allen ihm zur Seite ſtehenden Maßregeln, iſt von Anfang bis zu Ende von dem Gedanken beherrſcht, ein franzöſiſches Heer entſtehen zu laſſen, welches dem deutſchen den Rang abläuft, der Zahl nach und der Qualität nach. Denn was die Qualität betrifft, ſo betrachteten die Geſetzgeber Frankreichs einen Mann mit fünfjähriger Friedensdienſtzeit als höher qualificirt, denn einen ſolchen mit dreijähriger Dienſtzeit.

Jener Grundgedanken offenbart ſich nach verſchiedenen Richtungen. Die Friedenspräſenzſtärke iſt mit 464,000 Mann, einſchließlich Algiers und der Gensd'armerie, bemeſſen, alſo um 40,000 Mann höher als unter dem Kaiſerreich und um 58,000 Mann mehr als jetzt die Friedenspräſenzſtärke im deutſchen Reich (401,659 Mann) beträgt. Die Dienſtzeit dauert 9 Jahre, 5 Jahre in der activen Armee und 4 Jahre in der Reſerve, gegenüber unſern 7 Jahren, wovon 3 im activen Heer und 4 in der Reſerve. Was die Vermehrung der Cadres betrifft, ſo erhalten die Regimenter ſtatt der früheren 3 Bataillone zu 8 Compagnien 4 Bataillone zu 6 Compagnien. Es werden ferner aus der Zeit der republicaniſchen Maſſenkriegführung etwa 26 proviſoriſche Regimenter und noch einige andere Formationen beibehalten. Die geſammten Neuformationen betragen gegenüber der Armee des Kaiſerreichs überhaupt 198 Bataillone, 28 Escadrons und 61 Batterien. Das geſammte active Heer Frankreichs erhält darnach 569 Bataillone, 377 Escadrons und 285 Batterien. Nach Ablauf von fünf Jahren werden dem Geſetze entſprechend dieſe Rahmen vollſtändig ausgefüllt ſein. Das franzöſiſche Heer, welches außer den ſtets neu hinzutretenden Jahrgängen etwa 120,000 Mann bleibende Beſtandtheile (Gensd'armerie, Capitulanten, Officiere und Unterofficiere) hat, wird dann überhaupt 1,185,000 Mann zählen, wobei der letzte erſt einzuexercirende Recrutenjahrgang nicht mitgerechnet iſt. Würde man hiervon aber die gewöhnlichen Abgänge, ferner die Beſatzung Algiers und die Nichtcombattanten abziehen, ſo bleibt noch reichlich eine Million Soldaten. Dabei iſt, wohlverſtanden, die geſammte ſ. g. Territorialarmee nicht mitgerechnet, in welche jährlich die Hälfte des ganzen Rekrutencontingentes, alſo ebenſo viel, wie in die active Armee, ungefähr 75,000 Mann, eintreten ſoll, um 6 Monate lang einexercirt zu werden. Dieſe Territorialarmee ſoll ebenfalls durch 5 Jahrgänge und durch weitere 6 Reſervejahrgänge gebildet werden. Nur wenn das franzöſiſche Heer vor Ablauf von 5 Jahren mobiliſirt würde, wäre es nöthig, einen Theil dieſer Territorialarmee in die active Armee einzureihen, um letztere auf die oben angegebene Höhe zu bringen.

Frankreich hat ferner bekanntlich die allgemeine Wehrpflicht mit Ausſchluß der Stellvertretung angenommen. In Deutſchland iſt die Behauptung landläufig, dieſe Annahme beruhe auf einer Täuſchung; in Wirklichkeit habe Frankreich auch in Zukunft die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung nicht. Dies heißt aber die Dinge ſich ſo zurechtlegen, wie man es wünſcht. Es iſt allerdings ſehr die Frage, ob ſich in einem Lande wie Frankreich der Ausſchluß der Stellvertretung bei einer fünfjährigen Dienſtzeit halten

Digitized by Google

kann und wird. Die Macht der realen Verhältnisse kann zu einer Wiedereinführung der Stellvertretung oder zu einer Abkürzung der Dienstzeit im Sinne Trochu's führen. Wenn das Gesetz nicht nachhilft, so kann eine schlechte, corrumpirende Praxis sich bilden und das Amt des Gesetzes übernehmen. Sie kann dem Zufall der Verlosung, welche darüber entscheidet, welcher Theil des Contingentes mit 5 Jahren fortwährenden Dienstes in die active Armee oder mit sechsmonatlicher Dienstzeit in die Territorialarmee eintritt, nachhelfen, sie kann die Söhne reicher Leute aus Gunst oder gegen Geld in die letztere Classe spielen und dem schönen Grundsatze: Alle Franzosen sind vor dem Gesetze gleich, eine Nase drehen. Aber alles dies sind ungewisse Zukunftsfragen. In Wirklichkeit liegt jetzt die Sache so, daß das Loos entscheidet, wer in die Territorialarmee, und wer in die active Armee eintritt, und daß in der einen und in der andern Stellvertretung nicht stattfindet. *)

In gewissem Sinne würde hiernach der allgemeinen Wehrpflicht eine weitere praktische Ausdehnung gegeben, als selbst in ihrem alten Heimatslande, in Preußen, nunmehr im deutschen Reiche. Allerdings kennt das französische Gesetz einzelne Befreiungen, z. B. zu Gunsten des Lehrerstandes, welche im deutschen Reiche nicht bestehen; dagegen wird im Uebrigen die ganze diensttaugliche Mannschaft jedes Jahrganges sofort wenigstens bis zu einem gewissen Grade militärisch ausgebildet, die eine Hälfte während eines halben Jahres, die andere Hälfte während 5 Jahren. Nach unseren Heereseinrichtungen werden von der dienstpflichtigen und diensttauglichen Mannschaft bekanntlich nur so viele wirklich zur Fahne berufen, wie die festgestellte Friedenspräsenzstärke und die Cadres des activen Heeres gestatten. Die Uebrigen bilden zwei Classen von Ersatzmannschaft. Die eine füllt die durch Abgänge während der Friedenszeit entstehenden Lücken aus. Die andere, zahlreichere, wird nur im Falle eines Krieges einberufen. Tritt dieser Fall während ihrer Dienstzeit nicht ein, so bleibt sie überhaupt ohne soldatische Schulung. Die neue französische Einrichtung will zwei Systeme zugleich ins Leben führen, das zahlreicher, nothdürftig geschulter Milizen und das eines zahlreichen Berufsheeres mit langer Dienstzeit. Kein Zweifel, wenn diese Einrichtung, wie sie beschlossen ist, ins Leben tritt, sich hält und eine längere Reihe von Jahren besteht, so hat Frankreich im ersten Augenblicke eines beginnenden Krieges außer seiner activen Armee in seiner sich allmählich ansammelnden Territorialarmee eine Menschenmasse zur Disposition, von welcher es wegen der vorausgegangenen nothdürftigen militärischen Schulung einen freieren Gebrauch für den Krieg machen kann, als das deutsche Reich von seiner noch nicht geschulten Ersatzmannschaft. Doch ist andererseits nicht zu vergessen, daß unser Gegengewicht gegen die französische Territorialarmee nicht blos in dieser Ersatzmannschaft zu suchen ist, sondern daneben in demjenigen Theile unsrer Landwehren, welcher überschüssig bleiben wird, wenn wir unser actives Heer nebst Landwehren mit dem französischen activen Heere der Zahl nach vergleichen werden.

Die nun ins Leben tretende Organisation des französischen Heeres ist gewiß von Niemand in einsichtigerer Weise im Schoße der Nationalversammlung bekämpft worden, als

*) Etwas Anderes hat auch Niemand in Deutschland behauptet. Daß nominell, d. h. dem Wortlaute des Gesetzes nach allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung eingeführt ist, das ist über alle Deutelung und über alles Zurechtlegen erhaben. Jene Verhältnisse sind eben so zwingend, daß ihre Macht sich thatsächlich sofort geltend machen wird. Die Entscheidung der Frage, ob die allgemeine Wehrpflicht Phrase oder Ernst sein sollte, lag einbegriffen in dem Beschlusse, ob fünfjährige Dienstzeit oder nicht. Red.

Digitized by Google

von Trochu. Er stößt sich an der fünfjährigen Dienstzeit nicht blos deshalb, weil sich damit die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung schwer vereinigen und ehrlich durchführen läßt. Er glaubt überhaupt nicht, daß der Soldat durch eine längere als dreijährige Dienstzeit verbessert wird. Als Regel nimmt er das Gegentheil an. Die Vorliebe für die alten Troupiers theilt er durchaus nicht. Ebenso wenig behagt ihm das Milizenwesen neben einem Berufsheere mit langer Dienstzeit. Aber er übte nicht blos verneinende Kritik. Das, was er vorschlug, ging von der dreijährigen Dienstpflicht als Grundlage aus, schloß sich eng an die bisherigen preußischen Einrichtungen an und ging nur insofern noch einen Schritt weiter, als er die gesammte diensttaugliche Mannschaft eines Jahrganges, d. i. durchschnittlich 150- bis 160,000 Mann, in das active Heer zu dreijährigem Dienste eingestellt wissen wollte, ohne Zurückstellung eines Theiles derselben für den Kriegsfall. Thiers, die meisten Generale, die Mehrheit in der Commission hielten an der Tradition einer langen Dienstzeit als an etwas, was in Frankreich entweder überhaupt nicht, oder doch jetzt noch nicht entbehrt werden könne, fest. Thiers machte zuletzt Trochu gegenüber die Annahme der fünfjährigen Dienstzeit wieder einmal (in der Sitzung vom 10. Juni) zu einer Cabinetsfrage, wenn man die Frage des Rücktrittes eines Staatsoberhauptes so nennen darf. In dieser Sitzung ward übrigens nur die von einigen Seiten beantragte vierjährige Dienstzeit verworfen. Die dreijährige Dienstzeit, welcher die Amendements von Trochu, Keller, Raudon und Chevandier galten, war schon in der Sitzung vom 8. Juni mit 462 gegen 228 Stimmen verworfen worden. Trochu, schon früher durch die Ereignisse gebrochen und sehr angegriffen, hatte mit der Entwickelung seiner Idee und der Begründung seiner Vorschläge in der Nationalversammlung gewissermaßen sein politisches Testament gemacht. Er hatte ihre Nichtannahme vorausgesehen, vorausgesehen, „daß er auch auf diesem Felde geschlagen werden würde". Mit einem Anfluge von Wehmuth verkündete er, daß leider die Zukunft die Fehler, welche die Gesetzgebung jetzt begehe, und die Richtigkeit seiner Grundsätze darthun werde. Nachdem er in diesem parlamentarischen Kampfe noch eine letzte Pflicht erfüllen zu sollen geglaubt hatte, wurde von ihm bald darauf die Niederlegung seines Mandates der Nationalversammlung schriftlich angezeigt. Er ist damit ganz in das Privatleben zurückgetreten.

Von wichtigeren Beschlüssen der Nationalversammlung in der neuesten Zeit ist nur noch die bei Votirung des Riesenanlehens am 15. Juli für alle Fälle ausgesprochene Erhöhung des Maximums der Banknotenausgabe von 2800 bis 3200 Millionen zu erwähnen. Der Regierungsvorlage entsprechend genehmigte die Versammlung im Uebrigen, daß so viel fünfprocentige Titel ausgegeben werden, wie zur wirklichen Abzahlung von 3 Milliarden und zur Deckung der Kosten der Operation nöthig sind. Der Emissionscurs der Anleihe, deren Zeichnung nunmehr ebenso unmittelbar bevorsteht, wie die Vertagung der Nationalversammlung, ist mittlerweile bekanntlich auf $84^1/_2$ % festgestellt worden.

Die Umschau über die Ereignisse auf französischem Boden hat bei dem verweilt, was für die Gegenwart und mehr noch für die Zukunft besonders wichtig ist. Der von Junqua und einigen Anderen aufgenommene Kampf gegen die neueste katholische Richtung scheint bis jetzt keine tieferen Spuren in Frankreich zurückzulassen; und auch Dinge wie die Verhandlungen und Beschlüsse der protestantischen Generalsynode kräuseln kaum an wenigen Stellen ganz leicht die Oberfläche. Der gegen Marschall Bazaine eingeleitete Proceß, die fortwährende Thätigkeit der Kriegsgerichte (welche u. a. den General Bergeret zum Tode verurtheilten), die den Männern des 4. September ab-

Digitized by Google

geforderte Verantwortung vor einem besonderen Ausschuß, die Commissionsuntersuchungen, welche Unterschlagungen, betrügerischen oder leichtsinnigen Lieferungsverträgen während der Kriegszeit gelten, können vorläufig auf sich beruhen. Gleich manchem Anderen beziehen sie sich eben auf die Verfolgung verfehlter Erfolge, vergangener Thorheiten, Fehler, Verbrechen oder auf das öffentliche Auswaschen der schmutzigen Wäsche aus der Kriegs- und Revolutionszeit. Das Wiederauftreten des in Corsica in die Nationalversammlung gewählten napoleonischen „Vicekaisers" Rouher hat bis jetzt auch mehr Skandal verursacht, als ernstliche Bedeutung gehabt.

Todtenschau.

Reichard, Joseph Martin, einer der bedeutendsten Freiheitskämpfer des Jahres 1848, † zu Philadelphia in Pennsylvanien, woselbst er seit einer Reihe von Jahren wohnte, den 14. Mai d. J. um 10 Uhr Morgens. Der früher überaus rüstige und kräftige Mann hatte in den letzten Jahren viel und oft gekränkelt, war jedoch nur wenige Tage bettlägerig gewesen, sodaß sein Tod trotz der erwähnten Kränklichkeit seinen Freunden und Bekannten unerwartet kam. Die Lebensgeschichte dieses trefflichen Mannes, der noch Manchem unter unseren Lesern persönlich wohlbekannt sein dürfte, bildet ein Capitel in der Geschichte der Erhebung der Pfalz im Jahre 1849, und also auch ein Capitel in der deutschen Geschichte jener Zeit überhaupt. — Joseph M. Reichard wurde im Jahre 1803 zu Gaukrahweiler in der Rheinpfalz, wo sein Vater Notar war, geboren; als der Vater später nach Speier zog, besuchte der Sohn das dortige Gymnasium und widmete sich, nach bestandenem Abiturientenexamen, auf den Universitäten Heidelberg, Erlangen und Würzburg dem Studium der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1831 wurde er Notar zu Kusel in der Pfalz und ging nach Verlauf von fünf Jahren als Notar an den Regierungssitz der Rheinpfalz, nach Speier. Reichard machte sich bald durch die gewissenhafte Führung seines Amtes, durch höchste Zuverlässigkeit und durch sein unerschrockenes, liberales Auftreten bei Verfechtung der Volksinteressen in weiteren Kreisen so beliebt, daß er während der politischen Bewegungen des Jahres 1848 als Volksführer den unbedingtesten Einfluß auf die Massen gewann. Vom Bezirk Donnersberg wurde er in das deutsche Parlament zu Frankfurt a. M gewählt, wo er sich durch Freisinnigkeit auszeichnete und auf der äußersten Linken saß.

Als im Jahre 1849 die Volkserhebung für Anerkennung und Durchsetzung der deutschen Reichsverfassung stattfand, ward er zum Mitgliede der provisorischen Regierung der Pfalz erwählt, als deren Präsident und dirigirender Geist er sich bald hervorthat. Vornehmlich durch Reichard's energische Agitation wurden die Revolutionstruppen unter Willich zusammengebracht; als dieselben jedoch durch die Uebermacht der einrückenden Preußen gezwungen wurden, über den Rhein nach Baden zu gehen, schloß sich ihnen Reichard an. Von Baden wendete er sich nach der vollständigen Niederlage der Erhebung nach der Schweiz und von dort, einige Monate später, nach den Vereinigten Staaten, wo er fast mittellos anlangte, da er sein Vermögen der Sache der Freiheit geopfert hatte.

Nach kurzem Aufenthalte bei seinem Vetter, Herrn John Reichard in Wilkesbarre, siedelte der Verstorbene nach Philadelphia über, wo er sich bald wieder seinem alten Berufe als Advocat und öffentlicher Notar widmete und das allgemeinste Vertrauen genoß. Bei allen Bestrebungen, die auf Hebung des Volkswohles gerichtet und dazu geeignet waren, dem deutschen Namen

Digitized by Google

Ehre und Anerkennung zu verschaffen, stand er in erster Reihe; und darum wird auch auf beiden Seiten des atlantischen Oceans der „brave Notar Reichard“ noch lange in der Erinnerung seiner Landsleute fortleben.

Baillant, Jean Baptiste Philibert, Marschall von Frankreich, geboren am 6. December 1790 zu Dijon, † am 4. Juni in seinem Hause zu Paris. Sohn eines eifrigen Bonapartisten, der während der hundert Tage Repräsentant war und von der zweiten Restauration seines Amtes als Generalsecretär der Präfectur in Dijon entsetzt und eingekerkert wurde, war auch der Verstorbene bis an sein Lebensende ein treuer und nie wankender Anhänger der Napoleoniden. Nachdem er frühzeitig seine humanistischen Studien auf den Anstalten seiner Vaterstadt beendigt hatte, trat er 1807 in die Polytechnische Schule und 1809 mit dem Range eines Unterlieutenants in die Genieschule von Metz. Am 5. April 1811 wurde er zum Lieutenant befördert und zum Sappeurbataillon nach Danzig gesandt. Er folgte als Adjutant dem General Haxo nach Rußland und heiratete später dessen Wittwe; errang sich 1812 die Capitäns-Epauletten und das Kreuz der Ehrenlegion und gerieth am 30. August 1813 in russische Kriegsgefangenschaft. Ausgewechselt beim allgemeinen Frieden, kämpfte er bei Ligny und Waterloo und wurde bei der Vertheidigung von Paris verwundet. Unter der Restauration widmete er seine Mußestunden dem Studium der Wissenschaften und der Militärkunst und übersetzte das damals berühmte Werk des englischen Generals Howard Douglas: „Essai on the principles and construction of Military Bridges, and the Passage of Rivers in Military Operations.“ (Paris 1823.) Zum Bataillonschef aufgestiegen, machte er 1830 den Zug nach Algier mit, wo ihm bei der Belagerung des Kaiserforts eine Kartätsche das Bein zerschmetterte. Als Oberstlieutenant war er bei den Expeditionen nach Belgien 1831 und 1832, namentlich bei der Belagerung von Antwerpen. Der Verstorbene stieg alsdann zum Obersten im Generalstabe und später zum Commandeur des zweiten Genieregimentes auf. Nachdem er 1837—38 Festungsdirector in Algier gewesen, wurde er Generalmajor und Director der Polytechnischen Schule; seit 1845 Generallieutenant, hatte er die oberste Leitung bei den Pariser Festungsbauten. Am 11. März 1849 übernahm er, während der Expedition gegen Rom, das Obercommando über die Genietruppen und leitete die Belagerungsoperationen gegen die Stadt. Die Geschicklichkeit, die er bei der Einnahme der ewigen Stadt bewies, brachte ihm laut Decret vom 11. December 1851 den Marschallsstab ein. Senator von Frankreich kraft seiner Würde als Marschall wurde er vom Kaiser am 1. Januar 1853 zum Oberhofmarschall gemacht, und ihm am 11. März 1854 an Stelle des Marschalls St. Arnaud das Kriegsministerium übertragen, dem er während fünf Jahren ununterbrochen mit Eifer und großer Thätigkeit vorstand. Am 5. Mai 1859 durch den Marschall Randon ersetzt, wurde er zum Mitgliede des Geheimrathes und zum Major-General der Armee von Italien ernannt. Am 8. Juli desselben Jahres zeichnete er mit dem General Heß die Waffenstillstandsconvention, die dem Frieden von Villafranca voraufging, und zwei Tage darauf wurde er zum Commandeur-en-chef der Armee von Italien erhoben. Von diesem Posten am 5. Juni 1860 abberufen, erhielt Baillant am 4. Decbr. 1860 das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste, das er unter allen Cabinetswechseln bis zum Sturze des zweiten Kaiserreiches bewahrte. Nach demselben hielt er sich von allen öffentlichen Geschäften fern und lebte in tiefster Zurückgezogenheit. In seinem Testamente bestimmte er, daß man ihn auf die einfachste Weise in seiner Vaterstadt Dijon begrabe.

In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeiten wurde der Verstorbene von der Akademie der Wissenschaften, sowie vom Bureau der Längengrade, 1852 und 1854, zum Mitgliede gewählt. Unter seinen Schriften verdienen noch Erwähnung: „Description et usage d'un instrument propre à défiler les Tranchées“, (Paris 1839) und „Rapport sur la situation de l'Algérie“ (Paris 1854).

Digitized by Google

Die Culturgeschichte und die Aufklärung.

Von

Otto Henne-AmRhyn.

I.

Die Geschichte hätte überhaupt kein Interesse für die Menschen, oder, mit anderen Worten, die Menschen hätten gleich den Thieren keine Geschichte, wenn in derselben, d. h. in den Thaten und Erlebnissen der Menschen, nicht ein Fortschritt von unvollkommeneren zu vollkommeneren Zuständen und Verhältnissen zu erkennen wäre. Der Mensch wiederholt an sich den Gang der gesammten Natur; er ist ein Mikro-, wie jene ein Makrokosmos, sein erwähnter Fortschritt entspricht ihrem Fortschreiten von unorganischen zu organischen, von vegetirenden zu lebenden und sich bewegenden, von ein Traumleben führenden zu selbstbewußten, von stummen und stumpfen zu sprechenden und denkenden Organismen. Er folgt hierin einem unabänderlichen Naturgesetze, dem er sich nicht entziehen kann. Freilich erkennen dieses Gesetz die meisten Menschen nicht, die Einen, weil sie noch nicht zum Bewußtsein der Menschenwürde vorgeschritten sind, — die Wilden —, die Anderen, weil sie von ihren Machthabern systematisch in Unwissenheit erhalten werden. Diese Machthaber, sowie ihre Gesinnungsgenossen in Ländern, deren Völker das Gesetz des Fortschrittes kennen, sind mit dem letzteren ebenfalls vertraut; aber theilweise mangelt ihnen die Fähigkeit, einzusehen, daß es die Menschheit zum Besseren führt, indem sie in dem Wahne stehen, das Gegentheil sei der Fall, — theilweise finden sie durch den Fortschritt ihre Interessen bedroht und stemmen sich ihm daher aus eigennützigen Gründen entgegen. So entwickelt sich ein Kampf, in welchem eben die Geschichte besteht; wo dieser Kampf nicht geführt wird, wie bei den Thieren und den wilden Völkern, welche nur einen „Kampf um das Dasein" kennen, da giebt es auch keine Geschichte.

Fragen wir nun aber nach dem Ziele des Fortschrittes und der Geschichte, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Da ein Fortschritt überhaupt nur vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, d. h. vom Schlimmeren zum Besseren führen kann, da diese Begriffe überhaupt aus dem Fortschritte hervorgehen, ein Resultat der mit demselben Hand in Hand gehenden Erziehung des Menschen sind, so kann der Fortschritt nothwendig nur das Glück, das Wohlsein, die Zufriedenheit der Menschen mit ihrem Schicksale zum Ziele haben. Ein solcher befriedigender Zustand erfordert aber Vieles, auch wenn er niemals vollständig erreicht wird, welch' letzteres bei Wesen, die überhaupt unvollkommen sind, schon von vorne herein anzunehmen ist. Er wird vor Allem in der möglichsten Entfernung jedes Zwanges, jeder unnöthigen Beschränkung freier individueller Bewegung bestehen müssen. Diese Ent-

Digitized by Google

fernung des Zwanges findet entweder mit Hülfe einer Mehrzahl von Menschen, einer Corporation, eines Staates statt, oder durch freie Thätigkeit der Einzelnen. Ersteres ist der Gegenstand der politischen, letzteres der Culturgeschichte. *)

Das Ziel jener wird vorzugsweise Freiheit genannt. Das Ziel dieser ist zwar ebenfalls Freiheit im weitesten Sinne; aber es läßt sich auch genauer bezeichnen. Entweder nämlich bezieht es sich auf die materielle Existenz des Menschen oder auf dessen durch die Erziehung hervorgebrachte geistige Bedürfnisse. Dort wird der „Kampf um das Dasein" durch das Mitstreben Vieler veredelt, hier wird ein neuer Kampf gekämpft, dessen Ziel das Dasein schmückt und es sowohl über jenes der Thiere wie der wilden Völker hoch erhebt. Das erstere Streben behandelt die Sittengeschichte, das letztere die Bildungsgeschichte, — beide sind Zweige der Culturgeschichte. Wie jene nach Wohlstand, so strebt diese nach Aufklärung, d. h. nach Befreiung des Menschen von dem seiner Ueberzeugung, seinem freien Ermessen und seinem selbständigen Forschen nach Wahrheit angethanen Zwange.

Ein derartiger Zwang kann sich nun natürlich nicht auf solche Dinge beziehen, welche dem klaren Augenscheine ausgesetzt sind, sondern nur auf solche, deren Dasein und Beschaffenheit vermuthet werden. Da sich aber mit solchen Dingen blos die Religion beschäftigt, und da blos sie derlei Dinge die Menschen so oder so anzuschauen zwingen will, so erfolgt hieraus mit Nothwendigkeit die Thatsache, daß sich der Kampf der Bildung, daß sich also die Aufklärung vor Allem gegen die Religion richtet. Religion ist versteinerte und verknöcherte Poesie, welche ihr ursprüngliches Gebiet überschreitet, ihren Charakter der Freiheit verleugnet und sich anmaßt, außer dem ästhetischen auch das moralische und intellectuelle Gebiet zu beherrschen.

Wir unterscheiden hier natürlich zwischen der individuellen Religion, welche Poesie bleibt und nichts Anderes sein will, und der officiellen Religion, welche zugleich Moral und Wissenschaft sein möchte und zu diesem Zwecke das Ungeheuer der Inquisition ausgebrütet hat. So ist die Aufklärung nichts als Nothwehr gegen die dem geistigen Fortschritte des Menschen in den Weg geworfenen Hindernisse. Ohne letztere wäre das geistige Fortschreiten so klar und selbstverständlich und würde dessen Berechtigung so wenig einem Zweifel unterliegen, daß es gar nicht nothwendig wäre, von „Fortschritt" und „Aufklärung" zu sprechen und diese Begriffe, welche dem geistigen Leben so unentbehrlich sind, wie Licht, Luft und Wasser dem leiblichen, in den häßlichen Verdacht zu bringen, als wären sie bloße Schlagwörter einer Partei, welche das Bestehende um jeden Preis umzustürzen suchte.

Wie nun die geistige Bildung nur allmählich erwacht und zunimmt und Erfolge erringt, so kann auch die Aufklärung, der Kampf der Bildung gegen bildungsfeindliche Elemente, in der Geschichte nur Hand in Hand mit der fortschreitenden Bildung auf den Schauplatz treten. Sie kann nur allmählich aus der schüchternsten Opposition gegen geistigen Zwang zur wirklichen Aufklärung, d. h. zur Aufstellung neuer, die Wahrheit verfechtender und das Gewissen befreiender Grundsätze emporsteigen.

Bei den Völkern, welche nicht zur sogenannten weißen Race gehören, ist von Aufklärung keine Rede. Dasjenige unter ihnen, welches die höchste für sie erreichbare Cultur

*) Wir kommen bei nächster Gelegenheit auf diese Definition und die Ausführungen der folgenden Absätze zurück. Red.

Digitized by Google

aufzuweisen hat, das der Chinesen, hat wohl durch Kongfutse eine dogmenlose, rein moralische Religion erhalten; aber dieselbe hat diese trefflichen Eigenschaften nicht aus Aufklärung, nicht aus Opposition gegen Glaubenszwang erhalten, sondern aus — Mangel an Phantasie, aus Unfähigkeit poetischer Gestaltung, an welchen Uebeln das Chinesenthum leidet. Es ist Alles die trockenste, begeisterungsloseste Berechnung!

Die erste Spur einer Aufklärung, wenn auch einer höchst nebelhaften, finden wir in Aegypten, und zwar unter höchst sonderbaren Verhältnissen. Dieselben Menschen, welche das Volk zu dem entwürdigenden und stupiden Thierdienste anhielten, in den sich der ursprüngliche Gestirndienst verirrt hatte, die Priester, übten im geheimnißvollen Innersten ihrer Tempel, in ihren Mysterien, eine aufgeklärtere Religion, die sie jedoch sorgfältig vor der „unheiligen Menge" geheim hielten. Es war dies eine Aufklärung im Widerspruche mit sich selbst, eine Heuchelei zum Zwecke selbstsüchtiger Ueberhebung, daher eine Aufklärung, durch welche Niemand aufgeklärt wurde, die sich vielmehr selbst zur Dunkelheit verurtheilte.

Wurde auch der Inhalt der ägyptischen Mysterien streng geheim gehalten, und ließen sich eingeweihte Fremde, wie z. B. Herodot, nicht beikommen, etwas von dem „verschleierten Bilde" zu Sais zu verrathen, so liegt doch Wahrscheinlichkeit dafür vor, anzunehmen, daß die geheime Religion der ägyptischen Priester dieselbe war, welche ihr abgefallenes Glied Osarsif, später genannt Mose, einem aus ägyptischen Flüchtlingen und semitischen Hirtenstämmen gemischten Volke, das den Namen der Israeliten annahm, öffentlich verkündete. Gar Vieles, wie die Beschneidung, der Inhalt der „zehn Gebote" verglichen mit Stellen des ägyptischen Todtenbuches, die stets vorkommenden Zahlen Sieben und Zwölf, sprechen für diese Ansicht, wie denn auch kein kritischer Grund vorliegt, vor Mose die Existenz eines israelitischen Volkes anzunehmen. Die Israeliten waren somit die „Aufgeklärten" den Aegyptern, Babyloniern, Phönikern und anderen benachbarten Götzendienern gegenüber. Ihr reingeistig-überweltlicher Gott, der jedoch in den „heiligen Büchern" oft genug recht menschlich und irdisch auftritt, stürzte die göttlichen Halbthiere und Halbmenschen, welche die Tempel am Nil und Tigris zierten, und so oft auch der ägyptisch-semitische Apis- und Baaldienst reagirte, überlebte doch schließlich Jahve alle diese Wahngebilde.

Tausend Jahre nach der aufgeklärten Revolution des Mosaismus folgte ihr eine ähnliche solche im Süden Asiens. Der Einsiedler aus der Familie Sakhja (Sakhjamuni), genannt Buddha, brach den Bann der indischen Kasten, wie Osarsif jenen der ägyptischen Mysterien, und klärte den brahmanischen Pantheismus zu einer Religion des Nichts, zu einer nihilistischen Speculation auf, die jedoch bald nach dem Tode des Stifters ihre Ausfüllung durch seine eigene Vergötterung und durch ein farben- und formenreiches Ceremoniell erhielt. Was anfangs in mancher Beziehung Aufklärung gewesen, wurde zur Nahrung eines neuen Pfaffenthums, und Ostasien sank neuerdings in einem Meere von Wahn unter. So entbehrt auch der persische Dualismus mit seinem Magierthum aller Aufklärung.

Deutlicher tritt uns letztere auf dem ewig schönen und jungen Boden von Hellas entgegen. Sie hatte aber hier auch von vorne herein gewonnenes Spiel. Denn da blieb die Religion, was sie ursprünglich war: Poesie und Kunst. Sie war und wollte nichts Anderes sein, als ein Cultus des Schönen, und sie griff weder in das Gebiet des Guten, noch in das des Wahren hinüber. Gut war den Hellenen, was zum gemeinen Besten diente, wahr, was die Wissenschaft erforschte, — nicht was die Götter und Priester willkürlich als

Digitized by Google

solches erklärten. Das glückliche Hellas kannte keine Dogmen, kein Credo, keinen Religionsunterricht, keine Offenbarung, weil es keinen Priesterstand kannte, — daher auch keine Inquisition und keine Hexenprocesse! Frei forschten und lehrten die Philosophen bis zur Verwerfung aller Götter; frei verspottete ein Aristophanes und leugnete ein Euripides auf der Bühne die Olympier. Nur aus politischen Gründen und höchst selten fanden Verfolgungen Aufgeklärter statt, wie des Anaxagoras und Sokrates. Und als Friedensstörer, nicht als Ungläubige, wurden die Verstümmeler der Götterbilder vor Gericht gezogen. Die Mystik fand kein Feld in der Oeffentlichkeit; sie zog sich in die „Mysterien" zurück und konnte selbst hier, so stark selbe verbreitet waren, die Schönheit und Heiterkeit der hellenischen Glaubensvorstellungen nicht trüben.

Auch in Rom, wo die Religion Staats- und Polizeianstalt war, drangen mit dem Ueberhandnehmen griechischer Culturformen die religiösen Anschauungen der Hellenen ein. Auch hier griff die freie Forschung Platz, und stand der Aufklärung fortan kein Hinderniß im Wege. Die Gläubigen fanden dies auch so wenig gefährlich, daß sie vielmehr die Götter aller eroberten Völker auf den sieben Hügeln einführten, wie hinwieder die Philosophen, ohne sich hierum zu bekümmern, ihre gereinigten Gottesbegriffe verkündeten, und ein Lucretius seine epikuräische Lebensweisheit besang.

Da erschien plötzlich das Christenthum. Wir finden in demselben eine merkwürdige Analogie mit dem Buddhismus. Wie dieser in Ostasien aus der national abgeschlossenen indischen Volksreligion hervorging, deren Kasten sprengte, eine östliche Weltreligion wurde, seinen aufgeklärten Standpunkt aber durch die Apotheose des Stifters und ein buntes Formelwesen aufgab, so verhielt sich das Christenthum gegenüber der jüdischen Volksreligion, so wurde es eine westliche Weltreligion und entartete durch die Vergötterung seines Urhebers und überwuchernde Ceremonien. Es kann keinen schärferen Contrast geben als zwischen dem Christenthum Jesu und dem Christenthum der Christen. Jenes war Aufklärung; denn es hatte keine Dogmen, aber nicht aus Mangel an Poesie wie die Lehre des Kongfutse, — denn seine Lehren sind voll Poesie; dieses begrub in einer Flut von Dogmen die schöne, wenn auch unausführbare Moral seines erhabenen Lehrers, dieser belle nature, wie Renan ihn treffend nennt, und wurde der Feind und Unterdrücker aller Aufklärung. Kein Götzendiener und kein Gottesleugner wurde je vom positiven Christenthume so grausam und blutig verfolgt, wie die dem reinen Urchristenthum anhängenden Katharer, deren schönen Namen der Haß in „Ketzer" — verketzerte. Die christliche Kirchengeschichte ist eine fortgesetzte Leidensgeschichte der Freunde und Anhänger des Urchristenthums, — nicht weil die Kirche fortschreiten und das Urchristenthum verbessern, nicht weil sie dessen einfache Formen vervollkommnen und dessen Grundsätze verbreiten wollte, sondern weil sich in den Schoß des Christenthums mit der Menge der Heiden auch deren Anschauungen vom Priesterthum und Gottesdienst eingeschlichen hatten, so daß eine christliche Priesterkaste mit ihren Ideen des Opfers, der Offenbarung, des Wunders und der Orakel sich nach und nach ausbildete.

Das Urchristenthum also, wie es schon gegenüber dem Judenthum Aufklärung gewesen war, weil es dessen verknöcherte Formen und chinesenhafte Abschließung brach, blieb dies, seinem Charakter getreu, in seinen Epigonen auch gegenüber dem entarteten Christenthum mit angenommenem heidnisch-jüdischem Pompe. Der wahre Stifter der christlichen Kirche, der Feuerapostel Paulus, dieser Aufklärer gegenüber dem Judenchristenthum der Jerusalemiten, hat nicht geahnt, daß er mit der Verbreitung der nazarenisch-jüdischen Secte über

Digitized by Google

die heidnische Welt den Grund dazu legte, daß die Ideale seines Herren damit der Unterdrückung durch das Hoheprieſter- und Pontifexthum einer neuen Kirche geweiht wurden.

Keine Religionsgenossenschaft der Welt kann mit der positiven Christenkirche an Glaubenshaß und Verfolgungswuth wetteifern, — ja es kannte eigentlich überhaupt keine diesen bissigen Ingrimm gegen vom Glauben Abweichende. Das ist aber gerade der Grund zur Entwickelung unserer neuzeitlichen Aufklärung. Je größer die Unterdrückung, desto stärker der Widerstand. Die politischen Tyrannen machen Revolutionäre und Demokraten, die religiösen Fanatiker machen Ketzer und Aufgeklärte. So hat denn erst die Opposition gegen das unterdrückungssüchtige positive Christenthum eine wirkliche Aufklärung geschaffen; in Bezug auf frühere Zeiten kann von einer solchen nur insofern gesprochen werden, als damalige Erscheinungen mit denjenigen unserer Zeit Aehnlichkeit darbieten.

Noch litt die aufkeimende christliche Kirche unter den Verfolgungen der römischen Kaiser, und gerade der besten, weil sie in trüber Ahnung in der neuen Secte den Untergang ihres Reiches witterten und daher die griechische Toleranz aufgaben, — als die Christen sich schon in Parteien mit verschiedenen Auffassungen der Person und Lehre des Stifters theilten, deren dunkle, bald durch heidnische Philosophie, bald durch neuen Fanatismus genährte Wahnideen sowohl die reine Moral Jesu wie die in seiner allgemeinen uneigennützigen Menschenliebe und Glaubensduldung liegenden Keime von Aufklärung erstickten. So wurde bei Zeiten das dogmatische Element im Christenthume das überwuchernde, das die späteren Glaubenstollheiten und Verfolgungen möglich machte. Jeder durch Wissen oder Keckheit hervorragende Christ stellte sein eigenes Lehrsystem auf, gründete seine Secte und war fest überzeugt, die volle Wahrheit zu besitzen. Diese Selbstüberhebung und Selbstbethörung erzeugte das Ungethüm der Hierarchie, und die „freie Gemeinde" verlor ihre Rechte an das Priesterthum, d. h. an die Gemeinschaft der Glaubensfabricanten.

Das gemeinsame Interesse dieses neu sich bildenden Standes, den die Urchristen nie gekannt, führte zu den Synoden und Concilien und zur Schöpfung einer „katholischen Kirche" durch die Beschlüsse derselben, von welcher dann die nicht anerkannten Lehren und Häresien ausgeschieden wurden. Der Bann und die Excommunication begannen ihr fluchbeladenes Dasein, und das Christenthum war bereits unchristlich, ehe es sich aus der Verfolgung zur staatlichen Anerkennung erhob. Es begannen die buddhistischen Auswüchse des Einsiedler- und Klosterlebens, der Fasten und Casteiungen, der Verachtung von Kunst und Wissenschaft. Als endlich Constantin das Christenthum offen begünstigte, ja nach und nach sogar dem Heidenthume vorzog, die Kirche bereicherte und die Geistlichkeit mit Privilegien ausstattete, obschon erst auf dem Todbette die Taufe ihn benetzte, war nicht Jesu Lehre, sondern ein angeblich auf sie gebautes Heidenthum die Religion der Welt. Darum erschien der gelehrte Schwärmer Julian mit seinem die alten Götter wieder zu Ehren ziehenden Toleranzedict als ein Aufklärer gegenüber einem System, das sofort den Spieß umkehrte und die Heiden ebenso grausam verfolgte, wie diese vorher die Christen.

Auf die Spitze trieb dies System Theodosius, der Tempelzerstörer, und beinahe unglaubliche Verschärfung erfuhr es durch Justinian. Der Mord der edlen Hypatia in Alexandria war das häßlichste Brandmal unchristlicher Heidenverfolgung, und die Schließung der Akademie von Athen drückte der neuen Staatsreligion den Stempel der fanatischen Anfeindung des Wissens auf. Es wuchs das Ansehen des Bischofes in Rom, und

Digitized by Google

seine Hinaufschraubung zum „heiligen Vater" verwandelte die anspruchslose Gemeinde Jesu in ein mächtiges Reich; die heidnischen Mysterien lebten auf in der Messe, Maria und die Heiligen wurden zu neuen Unter-, die Personen der „Dreieinigkeit" zu Obergöttern, die Engel zu himmlischen Heerschaaren. Die Arianer, welche das Ungeheuerliche des Drei-Eins verwarfen, die ersten Aufklärer seit dem Siege des Christenthumes, obschon als Ketzer verdammt, errangen bald beispiellose Erfolge, bald theilten sie die Unterdrückung mit zahlreichen neuen „ketzerischen" Secten. Wie durch sie die Kirche, so wurde durch den Bilderstreit das Ostreich zerrissen; aber die Aufklärerei der Wissenschaft und Literatur fördernden Bilderstürmer fiel durch Weiber- und Pfaffenränke, deren Urheberinnen vor keinem Verbrechen zurückschreckten.

Die antike Cultur war durch die Völkerwanderung und das Christenthum zerstört; an die Stelle der Kunst und Wissenschaft trat in der Leitung des geistigen Lebens der Völker die Religion, zum Vortheile nur des Wahnes einer übersinnlichen Welt, zum Nachtheile aber der vorurtheilslosen freien Erforschung des Diesseits. Die einmal dagewesenen Errungenschaften des geistigen Fortschrittes waren aber nicht zu vernichten, — es mußte an sie angeknüpft werden, wollte die Welt nicht ganz in Barbarei versinken. Es ist ein nicht zu leugnendes und nicht zu unterschätzendes, wenn auch vielfach überschätztes und übertriebenes Verdienst der christlichen Geistlichkeit und namentlich der Klöster im früheren Mittelalter, besonders im neunten und zehnten Jahrhundert, daß sie ihren Horizont nicht durch die Bibel und die Kirchenväter beschränkt sahen, sondern sich selbstthätig auch sowohl in die Welt des Alterthums wie in das frische Leben ihrer Zeit versenkten, — wenn auch zu gleicher Zeit ihre stumpferen und zur Erhebung aus dem Glaubenssumpfe unfähigen Glieder mit Werken der Vorzeit, die sie transscribirten, gewissenlos umgingen.

Zwar hielt kein Kloster in der wissenschaftlichen Thätigkeit lange Zeit aus; die meisten verfielen wieder in die crasseste Unwissenheit; allein der einmal vorhandene Drang nach geistiger Nahrung auch außerhalb des Bannes der Theologie ließ sich nicht aufhalten; Andere nahmen die Arbeit der Ermatteten auf, und so wuchs seit dem elften Jahrhundert die Scholastik heran, dieses Bastardkind classischer Philosophie und christlicher Glaubenslehre. Es war überhaupt eine Kühnheit, den Zwang der Dogmatik durch Annahme heidnischer Denkformen zu lockern, und wenn es auch die Kirche streng verpönte, letztere soweit gelten und aufkommen zu lassen, daß sie im geringsten dazu dienten, Zweifel zu nähren, so lag doch unleugbar in der scholastischen Richtung des Nominalismus, welcher die abstracten Begriffe als bloße Namen zu erklären den Muth hatte, gegenüber dem sie als wirkliche Dinge verehrenden Realismus der Keim aller späteren Aufklärung in religiösen Dingen im christlichen Abendlande. Staunenswerth sind unter den damaligen Zuständen, bei näherer Betrachtung, die Wagnisse des Mönches Abailard, der sowohl die Emancipation des Gedankens vom Glaubenszwange wie der Liebe vom Klosterzwange durchfocht und ein Märtyrer beider Riesenkämpfe wurde, und noch staunenswerther das offene Hinaustreten in die Arena geistiger und politischer Freiheit und das Streben nach Wiedererweckung altrömisch-republicanischer und urchristlicher Ideen zugleich, das sein Schüler Arnold von Brescia in Rom sowohl wie auf seinen Reisen nördlich der Alpen unternahm, bis ihn ein bethörter Kaiser dem Tyrannen der Kirche auslieferte, und am Tiberstrande ihn die Flammen — christlicher Liebe (?) verzehrten. Sogar pantheistische Grundsätze lehrte der französische Scholastiker Amelrich von Bena, dessen Schüler noch weiter gingen und am

Digitized by Google

Rhein, in den Niederlanden und anderwärts die Vereinigung der Brüder und Schwestern vom freien Geiste gründeten.

So war große Gefahr vorhanden, daß die Kirche durch die Bemühungen ihrer eigenen Kinder zerfiel. Es standen Priester als Bußprediger auf, welche gegen die unchristliche Despotie des Papstthums, gegen die heidnischen Mißbräuche der Reliquienverehrung, gegen die Sittenlosigkeit und Frivolität in den Klöstern donnerten. Ihr Martertod in Flamme und Kerker (namentlich im zwölften Jahrhundert) schreckte Gesinnungsgenossen nicht ab, zu neuen Secten zusammenzutreten, deren leitender Gedanke immer und immer wieder das apostolische Urchristenthum war. In der Zeit rückwärts gehen hieß damals, in jenen Zeiten der Entartung des christlichen Wesens und der Ausbildung römischen Afterglaubens, vorschreiten. Man strebte nach Aufhebung der Hierarchie, Verbreitung der den Laien entzogenen Bibel, Vereinfachung des Cultus und Ausdehnung der Lehre, Anwendung der Landessprache und Strenge der Sitten, ja man übte sogar schon allegorische Auslegung der Wunder, verwarf Eid, Krieg und Todesstrafe u. s. w., sowie das Fegefeuer und die Absolution. Das war das A und O der mittelalterlichen Aufklärung in Mittel- und Westeuropa. Mit wenigen Modificationen huldigten dieser Richtung die Paulicianer an der unteren Donau, die Katharer an verschiedenen Orten, die Waldenser in den Thälern Piemonts, von wo aus ihre Apostel durch Frankreich und Lothringen an den Rhein drangen. In Südfrankreich wuchsen Katharer und Waldenser, die man dort zusammen Albigenser nannte, zur Macht heran, bis sie durch die bekannte Katastrophe unter Innocenz III. mit Feuer und Schwert vernichtet wurden, und das Papstthum bewies, daß es nicht Milde und Liebe, sondern Brand, Raub, Mord und Schändung als seine vorzüglichsten Waffen betrachtete.

Zur Befestigung dieses Systemes schuf Innocenz III. die Inquisition mit ihrem schauervollen Apparat von Blut- und Brandmalen und den beiden Bettelbanden der Dominicaner und Franziscaner im Gefolge. Und diese letzteren bemächtigten sich denn auch sofort der Scholastik, um künftig derselben jede ketzerische Verirrung abzuschneiden, zu welchem Zwecke sie das Kunststück zu Stande brachten, den Aristoteles als rechtgläubigen Katholiken zuzustutzen. Das verhinderte aber nicht, daß die Ordenseifersucht sie wieder in Thomisten und Scotisten oder erneuerte Realisten und Nominalisten trennte und sie sich in einer Weise bekämpften, die heute nur noch die Wirkung der Lächerlichkeit oder Langeweile hervorbringen kann.

Doch nicht nur im heißen Süden, auch im kalten Norden schlugen die Flammen des religiösen Fanatismus für das gefälschte Christenthum zum Himmel. Als der ächt deutsche Bauernstamm der Stedinger sich für seine alten Rechte gegen Habsucht und Willkür des Adels erhob, mußten seine Angehörigen als Ketzer gelten und erlagen gleich den Albigensern der vom Papste Gregor IX. gegen sie aufgebotenen christlichen Liebe und Milde, — „durchbohrt von Speeren, zertreten von Pferden zu Gottes Ehre", wie ein serviler Chronist jener Zeit meldet. — Als nun aber auch in Deutschland die Ketzergerichte eingeführt werden sollten, und am Rheine bereits Scheiterhaufen mit Waldensern brannten, wurde das päpstliche Werkzeug, Konrad von Marburg, von dem erbitterten Volke erschlagen. Das war gesunde deutsche Aufklärung im Mittelalter. Ein nicht serviler Chronist sagte dazu: „So wurde durch göttliche Hülfe Deutschland von jenem gräßlichen und unerhörten Gerichte befreit." —

Eine eigenthümliche Stellung nahm in diesen Kämpfen der Kaiser Friedrich II.

Digitized by Google

ein. Allgemein galt er als Freigeist und Ungläubiger und stand sein Leben lang mit dem Papstthum im Kampfe, — und doch lieh er nicht nur den verfolgten und niedergetretenen „Ketzern" seiner Zeit keinen Beistand, sondern vielmehr den geistlichen und weltlichen Machthabern seinen Arm wider die Unglücklichen! — So sehr hielt die Anschauung von Macht und Gewalt, welche allgemein herrschte, die Besitzer derselben in ihrem Banne, den sie nicht brechen konnten und durften, auch wenn sie gewollt hätten!

So kam es, daß Macht und Gewalt auch von weniger edelen Naturen zu selbstsüchtigen Zwecken und hinterlistigen Thaten benutzt wurden, wovon ein schreckliches Beispiel die lügen- und schmutzreiche Anklage gegen die Tempelritter Zeugniß ablegte, nach deren Gütern Philipp der Schöne und Papst Clemens V. lüstern waren. Inwieweit die Nachrichten und Gerüchte von gleichzeitigem Aberglauben und Unglauben der unseligen Rittermönche begründet waren, inwieweit wir daher dieselben als damalige Aufklärer (jedenfalls mehr frivole als kritische!) betrachten dürfen, wird bei dem Chaos von Verleumdungen, deren Opfer sie waren, wohl nie gehörig aufgehellt werden.

Bisher hatte die religiöse Opposition gegen die Entartung der Kirche zu einem Weltreiche sich auf passiven Widerstand beschränkt. Keines der bisherigen Sectenhäupter und Sectenglieder hatte sich zu förmlichen Angriffen auf die Despotie des Papstthumes und die von letzterem beschützten Mißbräuche und Unsitten erhoben. Die Mißverhältnisse wurden aber endlich so stark, der Pfründen- und Stellenschacher wurde so schamlos betrieben, namentlich am afterpäpstlichen Hofe zu Avignon, und die Habsucht der Geistlichen, wie auch ihr Wohlleben und ihre Zuchtlosigkeit überwogen so sehr ihren Beruf als Priester der Liebe, daß im vierzehnten Jahrhundert der Geduldfaden der Fürsten und Völker riß, und der passive Widerstand gegen Rom in einen activen umschlug.

Vor allen Ländern war das ferne insulare England zur Weide der Lämmer des Petrus nach dem Sinne von dessen angeblichen Nachfolgern ausersehen. Hier entspann sich daher das erste eigentliche Vorspiel der Reformation. Nicht erst Heinrich's VIII. Gynäkomanie hat das britische Inselreich dem römischen Pontifex entfremdet, sondern die schweren Leiden, welche des Letzteren unersättliche Saugarmee dort geschaffen. Krone, Adel und Volk gingen einig in dem Kampfe gegen von außen angemaßte Gerichtsbarkeit und Steuern, und die Fahne trug ihnen voran John Wycliffe, der erste Reformator. Gleich den schon erwähnten Secten stellte er sich auf den Standpunkt des Urchristenthums, aber in weit weniger aufklärerischem Sinne. Seine Theologie war nicht die des freien Geistes, sondern die einer neuen Orthodoxie. So sehr sie im Gebiete der Ceremonien und der Hierarchie aufräumte, so heftig sie namentlich gegen den „Götzendienst" der Transsubstantiation eiferte, so passiv verhielt sie sich gegenüber dem „papierenen Papste", der von da an das Panier der Reformatoren wurde. Es ist als ob Wycliffe gefühlt hätte, daß, um die Masse zu gewinnen, eine neue Kirche einen Götzen haben muß, und als solcher schien ihm wohl das „Wort Gottes" der ungefährlichste. Darin zeigte sich auch treffend der tiefere und gründlichere Charakter der germanischen Reformbewegung gegenüber der romanischen, deren leichterer Sinn in den Albigensern rasch unterlegen war. — Wahrscheinlich hätte Wycliffe's Werk festen Boden gewonnen und die Reformation um anderthalb Jahrhunderte früher gezeitigt, wenn demselben nicht der gleichzeitige Aufstand Wat Tyler's, der englische Bauernkrieg, den Hals gebrochen hätte. Krone und Adel fürchteten in diesem Ereigniß eine Consequenz der Glaubensreinigung und wandten sich daher von letzterer ab! — Nichtsdestoweniger bestanden des kühnen Predigers Schüler, die Lolharden, in nicht zu verachtender

Digitized by Google

Anzahl fort, und seine Lehre wiederhallte, nachdem das Inselreich sie einstweilen verschmäht, auf dem Festlande.

Auch hier nahm die Habsucht und Verderbtheit der Kirche zu, entarteten die Stifte und Klöster immer mehr zu Sitzen der Ausgelassenheit, schwanden unter den Geistlichen Wissenschaft und Sorge für das Seelenheil des Volkes, wurden sogar die Frauenklöster zu „Frauenhäusern", war statt der verbotenen Priesterehe das Concubinat nicht nur allgemeine Regel, sondern sogar Gegenstand von Privilegien und Dispensationen, ja es gab letztere zu Gunsten unnatürlicher Laster! Aberglauben und lächerliche Gebräuche, Reliquien- und Heiligenanbetung bildeten den Gottesdienst. Da erhob sich gegen solche Ausschreitungen wieder mächtig der Geist des Urchristenthums. Es erschienen in Italien die sogar in Tracht und Lebensart zum ersten Jahrhundert zurückkehrenden „Apostelbrüder", die aber den Eifer der Reinheit bis zur Vermeidung der Ehe trieben! Sie endeten nach tapferem Kampfe in Kerker und Flammen. Sogar die Bettelorden sahen in ihrem Schoße Widerstand gegen die verdorbene Kirche aufflammen, namentlich als der „unfehlbare Papst" Johann XXII. die Lehre, daß Christus und die Apostel arm gewesen, (und damit auch die Existenz der Bettelorden!) verdammte. Gegen diesen Wahnsinn erhoben sich aus dem Franziscanerorden die „Spiritualen", die dem deutschen Kaiserthume gegen das Papstthum geistigen Beistand leisteten. Unter den Weltlichen aber erstanden in den Niederlanden die Brüder- und Schwesterschaften der Beghinen und Begharden, auch gleich den Wycliffiten Lolharden genannt, welche ebenfalls das Princip der Armuth gegenüber dem prassenden Clerus betonten. In derselben Gegend tauchten die „Brüder vom gemeinsamen Leben" auf, welche in Mystik und Wissenschaft sich vertieften, der Welt entsagten und an die Stelle der Priesterschaft ein unmittelbares trauliches Verhältniß zwischen der Seele und Gott setzten. Aus diesem Kreise ging des Thomas a Kempis feurige „Nachfolge Christi", diese „Religion ohne Priester" hervor. Aehnliche Richtungen verfolgten die allein stehenden, aber oft als Volksprediger ausgezeichneten Mystiker wie Ekkard, Tauler, Suso, Ruisbroek u. A.

Die in diesen Erscheinungen liegende nur theilweise und sehr bescheidene Aufklärung zog jedoch in gleichzeitigen und ihnen entsprechenden gänzlich den Kürzern gegenüber dem Fanatismus. Die vollständige Vernachlässigung des Seelenheiles der Einzelnen von Seite der Kirche rief in den Menschen von geringer oder keiner Bildung eine ununterdrückbare Angst vor den Folgen der Sünde hervor, die weiter und weiter wirkte und endlich epidemisch wurde. Die Unglücklichen, denen Niemand rieth und half, suchten sich zuletzt selbst zu helfen, und zwar auf eine ihrem geistigen Zustande entsprechende Weise. So entstanden die Brüderschaften und Wanderungen der Geißler, in unseren deutschen Gegenden vorzüglich in Folge von Krieg und Pest, welche zur Buße und Zerknirschung anregten. Die Geißler sangen ihre Bußpsalmen nicht in lateinischer, sondern in der Muttersprache, und als die Päpste das Unwesen, das zu verhindern sie unterlassen, mit dem Feuer ihrer Ketzergerichte verfolgten, wurden die Fanatiker zu halben Aufgeklärten und verwarfen Bilder, Religion und das Kreuz! Aehnlich den Geißlern trieben es die sich windenden und krümmenden Veitstänzer. Solche krankhafte Auswüchse rief der vom positiven Christenthume begründete, aber nicht geleitete und gezügelte Glaubenswahn hervor.

Ueber alle diese vereinzelten und verirrten culturhistorischen Symptome erhob sich jedoch an Kraft die dem Geiste Wycliffe's huldigende Schaar der Kirchenreformer, d. h. derjenigen, die, ohne dem Glauben, ja auch ohne noch der Hierarchie zu nahe treten zu

Digitized by Google

wollen, auf Reinigung der Kirche von ihren moralischen und intellectuellen Schäden und Krankheiten hindrangen. Voran ging die Universität Paris und ihr Kanzler Johannes Gerson, — nur in dem angedeuteten Sinne ein Aufgeklärter, sonst ein Ketzervertilger wie nur irgend einer, obschon dieser standhafte Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit heute gleich Augustin und anderen Heiligen vor der Weisheit Pius' IX. als Ketzer dastehen würde. Es ist übrigens ein merkwürdiges Zeugniß von der damaligen Verkehrung der Begriffe, daß er, der Nominalist, also im Grunde Ungläubige, zu Konstanz, an der großen, farbenreichen und lebendigen, aber fruchtlosen Kirchenversammlung, unter den Richtern über Hus, den Realisten, d. h. Gläubigen, saß. So sehr hatte damals die Form der Kirchengemeinschaft die Oberhand über den Stoff und Inhalt der Lehre gewonnen, so sehr war die Kirche ein Reich, in dem es sich nur um Fragen der Macht handelte, statt einer Gemeinde, welche den Geist der Lehre Jesu pflegte.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Gang der Reformationsversuche auf den rasch wechselnden Concilien zu Pisa, Constanz, Pavia, Siena, Basel, Ferrara zu verfolgen. Hus, der Unglückliche, Verbrannte, ist die continentale Wiederholung Wycliffe's, der Repräsentant des mit der Kirchenmacht in Widerspruch gerathenen Bibelglaubens ohne Aufklärung, seine in Waffen für den Kelch, eigentlich aber für das Slaventhum aufstehenden Jünger, den wilden Ziska an der Spitze, die continentalen Wat Tylers, die slavischen Albigenser oder Stedinger. Und wie der größere Fisch stets den kleineren verschlingt, so wurden die als Ketzer verfolgten Hussiten wieder selbst Ketzerrichter gegenüber den unter ihnen aufstehenden, die Transsubstantiation verwerfenden Picarden und Adamiten! — Die Väter von Konstanz und Basel aber, welche erst dem dreiköpfigen Papstthum zwei Häupter abschlugen und dann gegen die Anmaßungen des dritten auftreten mußten, erst den Ketzer Hus verbrannten und dann mit den Hussiten um den Kelch feilschten, bei Allem aber nichts erreichten, sind die Vertreter des Wahnes, ohne Verbesserungen und ohne frisches Wagniß Reformen erzielen zu können; es ist der gründlich untersuchende, aber schüchtern zu keiner That sich aufraffende deutsche Geist im damaligen schwachen und zerrissenen Reiche. Das Papstthum lachte daher in seinem Machtbewußtsein dieser schwachen Versuche und zog sich immer wieder vor den unschädlichen nordischen Streichen in den Schoß seiner unwandelbaren italiänischen Anhänger zurück, wie auch seine Gegner fast immer wieder am Ende doch zum Kreuze krochen! Einer derselben, Aeneas Silvius Piccolomini, wurde durch Erhebung auf den heiligen Stuhl belohnt!

So war das Streben nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern gescheitert. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Ursache dieses Fehlschlagens in dem Mangel an wissenschaftlicher Bildung der damaligen Zeit suchen. Es ist schon gesagt worden, daß die Thätigkeit der Klöster des Mittelalters in wissenschaftlicher Beziehung nur kurze Zeit dauerte; und so war auch die Scholastik, in welcher Anläufe zu einer vom Glaubenszwange unabhängigen Forschung gemacht wurden, verknöchert und in eine ernst gemeinte, aber über alle Begriffe lächerliche Spitzfindigkeit ausgeartet. Das classische Alterthum war kaum mehr dem Namen nach bekannt, die griechische Sprache den Gelehrtesten des Abendlandes fremd, so auch die hebräische. Kurz, gegen Ende des Mittelalters war die christliche Welt im Begriffe, sowohl was die Entartung der Kirche wie was die Sterilität der Wissenschaft betrifft, in eine neue Barbarei, gleich jener der Völkerwanderung, zu versinken, als ein Ereigniß, das man einseitigerweise für ein bedauerliches, der Civilisation schädliches ansehen könnte, von den wichtigsten Folgen für die wissenschaftlichen Kenntnisse des europäi-

Digitized by Google

schen Abendlandes wurde. Es war dies der Einfall der Türken in Europa*), welcher nach einem Jahrhundert heftiger Kämpfe mit der Eroberung Constantinopels und dem Sturze des byzantinischen Reiches endete. Diese für Griechenland allerdings unheilvolle Katastrophe entführte durch die fliehenden Neuhellenen die verloren geglaubte Kenntniß des alten Hellas nach dem Westen, und es entstand die Bewegung des Humanismus, zuerst in Italien und dann im Norden der Alpen, die aber erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst, dieser herrlichsten That deutschen Geistes, zu einem für die civilisirte Welt fruchtbringenden Resultate führte.

Die Humanisten waren wirkliche Aufklärer; sie fühlten sich, besonders in Italien, von jeder Dogmatik unabhängig, und selbst in dem glaubensinnigen Deutschland wandten sie sich ärgerlich von dem Gezänke der Religionsparteien ab, verhielten sich gleichgültig gegen die Streitigkeiten der Mönche und wünschten nur, daß man sie ruhig ihren Studien obliegen ließe.

Die humanistische Bewegung nahm jedoch südlich und nördlich von den Alpen einen ganz verschiedenen Verlauf. Dort machte sie durch ihr extremes Fernhalten vom Geiste und von den Bedürfnissen der Bevölkerung, ja ihr förmlich feindliches Auftreten gegen das Christenthum, jedes Durchdringen kirchenreformatorischer Ideen unmöglich, und wenn solche überhaupt auftauchten, wie in dem unglücklichen, weil einseitig**) mystischen und puri-

*) In dieser Wendung läßt sich die Sache anhören, wenn also als das wesentliche und wirksame, ja entscheidende Moment der Beginn der türkischen Eroberungszüge in Europa (unter Murad I., 1361—1389), nicht aber, wie nach alter und nachgerade zum Veraltetsein verpflichteter Gewohnheit noch immer gewöhnlich geschieht, deren Beschluß, die Eroberung Constantinopels durch die Türken (19. Mai 1453) bezeichnet wird. Gleichwohl wird auch hierdurch nur das flagrante ὕστερον πρότερον der alten beliebten Version, welche die vorgebliche Ursache mit gewichtiger Miene fast ein halbes Jahrhundert hinter der Wirkung entdeckt, beseitigt und ein wenigstens doch dem äußerlichen Zeitverhältnisse nach möglicher Zusammenhang gewonnen; doch immer noch kein Causalzusammenhang, immer nur ein „post hoc", kein „propter hoc". Der Beweis dafür liegt einfach darin, daß erstens die moderne europäische Aufklärung (der Humanismus) in ihren schon sehr glänzenden Anfängen auch noch über die Epoche Murad's I. hinaufreicht; daß zweitens der Byzantinismus, diejenige Form, beziehentlich Verzerrung des Griechenthumes, über die man in Constantinopel ausschließlich gebot, und die man daher einzig übertragen konnte, unendlich weit davon entfernt war, ein regenerirendes Culturelement zu sein; und daß drittens — auch nachdem abendländischer Fleiß und Geist begonnen hatte, das edle Griechenthum in seiner alten und ächten Gestalt wieder zu entdecken, woran die byzantinischen gelehrten Herren mit allem, was sie mitbrachten, herzlich unschuldig sind — das Griechenthum in der gesammten Cultur der Renaissance eine überraschend, fast unglaublich untergeordnete Rolle spielte. Red.

**) Uns will scheinen, als ob Savonarola viel weniger durch seine Einseitigkeit als vielmehr durch seinen Mangel an Beschränkung gescheitert wäre. Er ist so recht der handgreifliche Beweis dafür, wie falsch es ist, Luther mit dem Maßstabe eines modernen Freiheitsapostels zu messen, wie es seit einiger Zeit als Beweis besonders starken Geistes und ausnehmend „strammer" Gesinnung Mode geworden zu sein scheint. Es war eben für die Zeit und unter den gegebenen Bedingungen nicht möglich, mit der geringsten Aussicht auf Erfolg allgemeine und vollständige Befreiungsversuche in's Werk zu setzen. Kein Alexander VI. hätte Savonarola zum Feuertode gebracht, wenn dieser, der im Leben von Allen und auch nach dem Tode noch von den Edelsten und Besten — man denke beispielsweise nur an Michelangelo! — schwärmerisch und hingebungsvoll verehrte glühende und hinreißende Bußprediger, der gewaltige Erneuerer der Herzen und weiter nichts gewesen wäre. Aber er verband mit dieser Stellung — nicht bloß in seiner Gesinnung, sondern als Motiv, Norm und wesentlichen Inhalt seiner öffentlichen Thätigkeit — zugleich diejenige eines radicalen politischen Parteiführers, und das allein beraubte ihn schließlich des Schutzes gegen die spitzbübische Ränkesucht des Borgia. „Qui trop embrasse, mal étreint!" Red.

Digitized by Google

tanischen Versuche Savonarola's, welchen sittlichsten und gläubigsten Italiäner seiner Zeit der unsittlichste und ungläubigste Papst Alexander VI. als Ketzer verbrennen ließ, — so wurde ihre Verkündung zur Reaction gegen den Humanismus. — Anders in Deutschland. Hier blieben die Humanisten dem Geiste ihrer Nation und ihrer Kirche treu, so sehr ihre Aufklärung sie zur Reformpartei hintrieb. Was aber weit mehr werth, ist, daß sie durch ihre Studien der kommenden und diesmal gelingenden Reformation die Mittel zu ihrer Arbeit lieferten. Die hebräischen Studien Reuchlin's und die griechischen des Erasmus von Rotterdam wurden die Vorarbeiten zu Luther's Bibelübersetzung.

Die reformatorische Unternehmung des letztgenannten Feuergeistes war die erste mit Erfolg gekrönte Reaction des urchristlichen Geistes gegen die päpstliche Hierarchie, welche in der katholischen Kirche als Zerrbild des Christenthums sich aufgeblasen hatte. Aber sie war keine Aufklärung, sie enthielt keinen geistigen Fortschritt, wenn auch einen großen moralischen in Aufhebung des naturwidrigen Cölibates, des betrügerischen Ablaßhandels und der demoralisirenden Ohrenbeichte. Proclamirte sie auch das Princip der „freien Forschung", so war diese von vornherein in den Zauberkreis des „Wortes Gottes" gebannt, und wo dieses sagte „es ist", da mußte es auch sein und durfte nicht blos bedeuten. Luther war ein kraftvoller, ächter deutscher Mann, ein Mann des dringenden praktischen Bedürfnisses, kein Held der Zukunft. Sein unbedingter frommer Buchstabenglaube war gerade das, was das Volk haben mußte, was nothwendig war, um den Sinn desselben von den äußeren Formen ab- und auf den Inhalt des Christenthums hinzulenken.

Was Luther im monarchischen Reiche, das war in dessen wegen seiner Schwäche abgefallenem Kinde, der republicanischen Schweiz, der klare Verstandesmensch Zwingli. Ist er auch nach seiner persönlichen Ueberzeugung ein Aufklärer zu nennen, indem er statt des stricten buchstäblichen Sinnes der Bibel den allegorischen hervorhob, so ging diese freiere Regung doch nur so weit, wie die republicanische Atmosphäre es mit sich brachte. Nach seinem Tode wurde seine Kirche so steif orthodox und schriftgläubig wie die lutherische, und sie vereinigte sich mit derjenigen Calvin's, der sogar das katholische „Compelle intrare" — nöthige sie, hereinzukommen — mittels des Feuers an dem aufklärerischen, wenn auch im dogmatischen Jargon befangen gebliebenen Servet erprobte.

Und so blieb im Ganzen der Nutzen der Reformation auf die Erschütterung des römischen Absolutismus und auf die Befreiung des größeren Theiles Deutschlands und des europäischen Nordens von demselben beschränkt; freiere, fortschreitende Ideen verkümmerten und wichen einer ebenso steifen und geistlosen Orthodoxie, wie die katholische es gewesen war. Und das war nicht einmal der einzige Schaden, welcher dem deutschen Geisteswerke widerfuhr; es erhob sich gegen dasselbe die Reaction des romanischen Wesens in der Stiftung des Jesuitenordens und in der Erneuerung der römischen Inquisition durch Paul III. (1542) neben der spanischen, welche schon vor der Kirchentrennung ihren blutigen und brandigen Weg angetreten hatte. Romanisch-absolutistisch wurde jeder reformatorische Gedanke in Südeuropa erstickt, die „Gegenreformation" durch das Concil von Trient petrificirt, in den Loyoliten ihre Truppen angriffsweise gegen Luther's und Zwingli's Werk ausgesandt, in der Bartholomäusnacht die Hugenotten niedergemetzelt, in Oesterreich und Baiern der alte Glaube mit seinem Pompe wieder eingeführt, der Index der verbotenen Bücher geschaffen, u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

Es war eine traurige Zeit für den sich nach Befreiung von unwürdigem Joche sehnenden Menschengeist, von der Mitte des sechszehnten bis zu derjenigen des siebzehnten Jahrhunderts. Das Papstthum und das Bibelthum wetteiferten in Glaubenswuth und in Unterdrückung der Ketzer; ja die Lutheraner verfolgten die Calviniſten mit Feuer und Schwert und umgekehrt, und wie der Regent, ſo mußte auch die Herde glauben, und wenn es ihm zehnmal gefiel, ſeine „Confeſſion" zu wechſeln (Cujus regio, illius religio). Das angedeutete Jahrhundert war in Bezug auf Glaubensfreiheit dunkler als das Mittelalter, und wo ein Licht aufflackerte, wurde es erſtickt. Den großen Copernicus rettete nur ſein früher Tod vor der Inquiſition, welche Galilei in ihren Kerker warf und zum Widerrufe der Wahrheit zwang, während einen Kepler ſein Vaterland vor Hunger ſterben ließ. Selbſt die myſtiſche Glaubensphiloſophie des Schuſters von Görlitz entging nicht theologiſchem Haſſe. Nur Vermeidung aller aufklärenden Tendenz und Anlehnung an die herrſchenden Anſichten ermöglichte es dem Schwan vom Avon und dem Schöpfer des Ritters von der traurigen Geſtalt, ihre unſterblichen Werke in ſolcher Zeit unbehelligt zu Ende zu führen.

Die religiöse Frage der Gegenwart

im Lichte von zwei Erſtlingsſchriften Schleiermachers.

Von

Ludwig Fenſch,
Archidiakonus am Dom zu Soldin.

II.

Die Löſung der religiöſen Frage der Gegenwart wird weſentlich in einem Auseinanderſetzungs-Geſchäfte beſtehen. Die Religion wird ihre Berechtigung als vernünftige Culturmacht darthun, als ſolche ſich auf die Gränzen ihres eigenthümlichen Gebietes zurückziehen, ebenſo entſchieden aber auch alle fremden Eingriffe zurückweiſen.

Sie hat ſich ſolcher nicht bloß von Seiten des Materialismus und der Naturwiſſenſchaft, die ſie ſchon oft wegdecretirt haben, zu erwehren, ſondern auch von Seiten des Idealismus, welcher doch ihr geborener Bundesgenoſſe zu ſein ſcheint. Sie enthält ſich aller Uebergriffe in das Gebiet der ſpecifiſchen Wiſſenſchaft und der Philoſophie; aber ſie verlangt von dieſen Anerkennung ihrer eigenen Berechtigung und Vernünftigkeit. Meiſter Hegel hat nach dieſer Seite hin ihr und insbeſondere dem Chriſtenthum eingehende Beachtung in ſeiner Weiſe geſchenkt, und ſelbſt die Orthodoxie vor dem Tribunal des Panlogismus für ſo vernünftig befunden, daß man über ſolche Connivenzen des berühmten Philoſophen in ein gerechtes Staunen gerieth, und Ule, (a. a. O. S. 66) ſo Unrecht nicht hat zu ſagen: „Die Philoſophie ſelbſt, ſie, die ſich geweigert hatte, länger Dienerin der Naturwiſſenſchaft zu ſein, ward Sclavin der Theologie und des Abſolutismus." Wenn irgendwo, ſo wurde hier Schleier-Macherei getrieben. Mit welchem Rechte aber ein Schüler Hegel's wie Arnold Ruge ſeinen „Reden über Religion, ihr Entſtehen und Vergehen,

Digitized by Google

an die Gebildeten unter ihren Verehrern" (Berlin, Stuhr, 2. Aufl. 1869) das satirische Motto beigeben kann: „Statt den Schleiermacher wollen wir lieber den Schleierlüfter spielen", ist nicht recht einzusehen; denn er zerreißt den Schleier und läßt den erwartungsvollen Blick in die dunkele Finsterniß eines trostlosen Nichts hineinschauen, ohne den auf dem Titelblatt pietätlos prostituirten Manen eines großen Mannes, der auch ein größerer Philosoph als Ruge gewesen, anders als mit ein paar flüchtig hingeworfenen Phrasen (S. 80 u. 107) — wie sollen wir noch sagen? — gerecht zu werden. Unseres Bedünkens würde diesem Pamphlet auf die Religion besser stehen ein Motto wie etwa:

Leser, faß Dir ein Herz und erschrick vor Donner und Blitz nicht;
Denn das Gewitter steht glücklich nur auf dem Papier!

Von echter Geschichtsauffassung keine Spur! Das Gewitter muß als Sesam-Oeffner so oft herhalten, daß der Leser schließlich sich fürchtet, sobald er eine Seite umschlägt, der Gewitter-Theorie, welche hauptsächlich das Entstehen der Religion erklären soll, wiederum in der nächsten Zeile zu begegnen. Auch das Wintersolstitium und das daran geknüpfte altheidnische Fest, das ursprünglich, wie männiglich weiß, mit der christlichen Feier der Geburt Jesu nichts zu thun hatte, muß dazu dienen, um den Christengott als einen meteorologischen und die christliche Religion wie alle und jede als Naturreligion zu erweisen. Christus löst sich vor dieser Hegelei, welche bekanntlich vorzugsweise in dem souveränen Denkspiel mit dem Object besteht, in den Nebel vollständigster Ungeschichtlichkeit auf, so daß der historischen Kritik, die sich soeben zu einem neuen Tagewerke schürzt, nichts weiter übrig bleibt, als ihr Handwerkszeug unausgekramt zu lassen und nach Hause zu gehen. Selbst David Strauß hat noch zu viel Geschichte übrig gelassen. Die Moral der ganzen Geschichte ist einfach nur: Die Religion hat phantastische Märchen dargeboten, der Aberglaube sie aufgenommen, im Cultus sind sie zur Darstellung gekommen. Für die Märchen tritt jetzt die Wahrheit, für den Aberglauben die Wissenschaft, für den Cultus die Cultur ein. Ist das wirklich Befund und Resultat einer gründlichen Geschichtsbetrachtung?

Aber ist es auch noch Philosophie zu nennen? Der gehaltvolle Idealismus fällt hier dem unfruchtbaren logischen Schematismus zum Opfer, und vergebens sucht Ruge in den Beilagen sich von dem Vorwurf zu reinigen, er habe niedergerissen, aber aus den Trümmern kein neues, wohnlicheres Obdach aufgerichtet. Mit seinem Citat des Göthe'schen: „Wer Wissenschaft hat, der braucht keine Religion; wer keine Wissenschaft hat, der habe Religion",*) richtet er sich selbst; denn den Millionen, die keine Wissenschaft haben und auch in Zukunft, welchen Aufschwung auch die Volksbildung noch nehmen möge, keine haben können, reicht er für das hinwegraisonnirte Brod der Religion nicht einmal einen Stein. Es bleibt eben nur das pure Nichts übrig, und es würde in der That keine Ungerechtigkeit, wenn auch immerhin eine Grobheit sein, wenn man von Seiten der Religion ihm ein Urtheil zurückgäbe,

---

*) Genau citirt lautet der Spruch bekanntlich:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Es bedarf keiner Ausführung, wodurch und wie sehr sich diese Fassung zu ihrem Vortheil von der obigen entstellten unterscheidet. Ungefälscht war das Citat aber nicht brauchbar. Red.

Digitized by Google

wie er es über den Materialismus fällt: (S. 90—117) „Man muß ein großer Faſelhans ſein, um im XIX. Jahrhundert noch Materialiſt zu ſein“. Die Wahl zwiſchen einem ſolchen After-Idealismus und einem ehrlichen und beſcheidenen Materialismus dürfte ſelbſt dem Religiöſen, ſo aufrichtig und innig es ihm um Idealismus zu thun ſein muß, keinen Augenblick ſchwer fallen.*)

Durch ſolcherlei philoſophiſche Machtſprüche wird die große, unendlich wichtige Frage der Religion kaum für die Schule, geſchweige denn für die Geſchichte und das Leben gelöſt. Arnold Ruge ſtreift an einer einzigen Stelle (S. 58) den wahren Kern der Sache, indem er äußert: „Selbſt in ihrer anarchiſchen Auflöſung iſt die Religion noch ſehr mächtig, ſie iſt noch immer der Alles durchdringende Volksgeiſt“, ohne daß ihm jedoch das volle Licht von dieſem Punkte aus aufginge. Wo bleibt denn aber da die Vernünftigkeit des Weltſyſtems, wo da die Vernunft in der Geſchichte, wenn einer in ſich total unvernünftigen Macht eine ſolche, vielleicht für alle Zeit unentreißbare Bedeutung in der geſammten Culturentwickelung eingeräumt iſt? Iſt es bei ſolcher Sachlage noch Vernunft, einen als unvernünftig und unberechtigt bezeichneten Culturfactor wie die Religion als ein großes „nothwendiges Uebel“ mit in den Kauf zu nehmen und hierdurch nicht auf andere Gedanken, zu wenigſtens leiſen Zweifeln gegen die eigene Auffaſſung gebracht zu werden? Laßt Cultur, Volksbildung, Wiſſenſchaft den höchſten Gipfel der Vollendung erklimmen. Die Religion iſt nicht todt zu kriegen und mit ihren Regungen unterdrückt geht ſie in gleichem Maße in die Tiefe, um deſto feſter und tiefer Wurzel zu faſſen. Wem nun das vernünftige Weltganze noch nicht zum großen Irrenhauſe geworden, der wird in dieſem Umſtande nicht ein testimonium paupertatis, das ſich die geiſtesſchwachen Kinder der Vernunft

---

*) Es fällt uns wahrlich nicht ein, dem bekannten Autor der Halle'ſchen Jahrbücher ſeine ſonſtige Bedeutung zu ſchmälern; aber wie er dem Materialiſten Heinzen in Sachen des Idealismus die Zurechnungsfähigkeit abſpricht, ſo muß er den Vertretern der Religion ſchon erlauben, ihm in dieſen Dingen dieſelbe abzuſprechen. Wegen des erwähnten Motto angegriffen, meint er (S. 107), die Schleiermacher'ſchen Lorbeeren ließen ihn ruhig ſchlafen; vielmehr beneide er Voltaire und Leſſing um ihre Erfolge. Nun, es iſt ſicher, daß er Eines von Leſſing nicht gelernt hat, die Pietät vor dem, was Anderen heilig iſt. Für den frivolen Ton ſeines Buches, der am Unangenehmſten da berührt, wo die Behauptungen alle und jede Beweisführung vermiſſen laſſen, nur ein paar Belege: S. 1: Die Religionen ſind alle darin eins, daß ſie auf Märchen oder Mythen beruhen. (Alſo nicht auf geſchichtlichen Thatſachen!) S. 3: Speculation über den Aberglauben iſt Theologie. S. 20: Der Glaube iſt die Wurzel aller Tyrannei. S. 26: Die Ammenmärchen ſind ſo unſterblich wie die Ammen. S. 41: Mit dem Chriſtenthum werden nun, nur unter andern Namen, gerade wie in Indien, die Naturgötter wieder hergeſtellt. S. 46: Nimmt man das Gewitter nur als die hervorſtechendſte, nicht als die einzige Naturerſcheinung, aus der die Götter entſpringen, ſo iſt es auch richtig, in ihm eine Erklärung der Hauptgötter, auch der gegenwärtig regierenden Dynaſtie zu finden. S. 51: Ohne die Wiſſenſchaft, d. h. ohne die Freidenker blieb die chriſtliche Ethik phantaſtiſch, d. h. religiös, ſie wurde in dieſer Welt nicht angewendet. S. 57: Im Chriſtenthum liegt ein Abfall vom Denken vor. S. 61: Der Glaube an die Götter, vornehmlich der chriſtliche, hat namenloſes Unheil über die Welt gebracht. S. 65, 66: Der Troſt der Religion iſt phantaſtiſch; der tröſtende Geiſtliche macht dem Sterbenden aus einem ſonſt vielleicht unerwarteten Tode gar oft eine feierliche Hinrichtung. S. 74: „Gläubig“ iſt nur ein rückſichtsvoller Ausdruck für abergläubiſch und blödſinnig.“ — Ich meine, dieſe Proben werden hinreichen zu beweiſen, daß dem Buche im Obigen kein Unrecht geſchehen. Wer aber damit Schleiermacher's Buch vergleicht, wird unſchwer erkennen, wie hoch dieſe Erſtlingsarbeit eines jungen Mannes über jenem leichtſinnigen Elaborat eines reifen Mannes ſteht, der doch Anſpruch auf den Namen eines Philoſophen erhebt.

Digitized by Google

ausſtellen, ſondern vielmehr den Beweis der unausrottbaren, unverwüſtlichen Wahrheit und Lebensberechtigung, welche der Religion eignet, anerkennen.

Dies Axiom aller wahrhaft Religiöſen, welches bei Löſung der religiöſen Frage die wichtigſte Rolle ſpielen muß, bezeichnet den Standpunkt desjenigen Mannes, durch deſſen beide Erſtlingsſchriften wir dieſe Frage beleuchten wollen. Er ſteht mit ihnen wie ein wahrer Prophet an der Gränzſcheide des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Unter den brandenden Fluthen der Reſtaurations- und der Reactionszeit gingen die bereits von ihm ausgeſtreuten fruchtbaren Keime einer Wiedergeburt der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft vorerſt verloren. Daher nur langſam, aber deſto nachhaltiger bereitete in der Stille das Werk derſelben ſich vor. Die Schleiermacherſche Theologie, von Ruge's Unkenntniß mit der eines Knak in einen Topf geworfen, (a. a. O. S. 108), in ihrer weiteren Ausbildung und Entwickelung tritt mit dem Anſpruch auf, daß der Religion als einer vernünftigen Culturmacht unbedingte Anerkennung gebühre, und legt das aufrichtigſte Beſtreben an den Tag, den ausgebrochenen Zwieſpalt zwiſchen Religion und Cultur, zwiſchen Glauben und Wiſſen nunmehr auszugleichen. So ſehr Friedrich Schleiermacher nachmals, beſonders nach Seiten des hiſtoriſchen Chriſtus und Chriſtenthums, ſeine Anſchauungen modificirt hat, über ſeine zuerſt ausgeſprochenen ſchöpferiſchen großen Gedanken, die ſofort für immer ſeinen Standpunkt fixirten, iſt er niemals hinausgegangen, — einfach weil er nicht wider die Wahrheit konnte. Mit dem prophetiſchen Blicke des großen Geiſtes erkannte er unmittelbar beim Beginne des Jahrhunderts, daß die große, die brennende Frage deſſelben die religiöſe ſein werde, und daß dieſe nach zwei Seiten hin zu erörtern ſei, nach der ſpecifiſch-religiöſen und nach der ethiſchen Seite hin. Auf dieſen Antrieb gab er i. J. 1799 und 1800 ſeinem deutſchen Volke zwei Schriften, welche, abgeſehen von der noch der romantiſchen Schule angehörigen Ueberſchwänglichkeit der Form und einer allerdings hier und da ſich geltend machenden gährenden Unklarheit nicht völlig ausgekernter, abgeklärter Gedanken, von wahrhaft unvergänglichem Werthe ſind und die Grundlage der neuen Religions-Entwickelung abgeben werden: 1) Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, und 2) Monologen.

Mit der Darlegung deſſen, was die Religion ihrem eigentlichen, innerſten Weſen nach iſt, führt Schleiermacher in der erſtgenannten Schrift unmittelbar und zugleich auch den Beweis ihrer Berechtigung im Organismus der Culturfactoren und ihrer unbedingten Vernünftigkeit. An die Verächter der Religion wendet er ſich und fordert ſie auf, in dieſer ihrer Verachtung recht gebildet und vollkommen zu ſein. Er zeigt ihnen, daß die Vorwürfe, welche der Theologie gelten, die Religion nicht treffen, und daß, wo die Religion gar nicht vorhanden ſei, dieſelbe auch nicht ausarten könne. Sie iſt nicht Mittel zu allerhand Zwecken, ſondern vielmehr Selbſtzweck, und hat als ſolcher ihr eigenthümliches, vom ſittlichen und künſtleriſchen Handeln, ſowie von allem wiſſenſchaftlichen Denken durchaus geſondertes Gebiet. Deshalb kommt es Schleiermacher vor Allem darauf an, die Geburtsſtätte, gleichſam die Brunnenſtube der Religion aufzuſuchen. Religion iſt ihm Sinn und Geſchmack für das Unendliche. Es ſind nämlich Augenblicke nachweisbar, in denen der Einzelne ſein beſonderes Daſein von dem Ganzen, vom Allgemeinen, vom Univerſum ergriffen findet, ehe er ſich wiederum aus dieſer geheimnißvollen Berührung zu einem einſeitig beſtimmten und beſchränkten Verhältniß des Erkennens und Handelns zurückzieht. Dies Gefühl, nachmals von Schleiermacher in ſeiner Glaubenslehre das Gefühl der ſchlechthinnigen Abhängigkeit von Gott genannt, iſt das Wirken Gottes auf den einzelnen

Digitized by Google

Menſchen, vermittelt durch das Wirken der Welt, oder die Frömmigkeit. Nicht die Natur der Dinge alſo fühlen wir, ſondern ihr Handeln und Wirken auf uns, und eben dies als eine Darſtellung des Unendlichen in uns aufnehmen iſt Religion. Unmittelbar, weil noch nicht aus dem Gefühl durch den Begriff hindurchgegangen, iſt in der Religion Alles wahr: Wie könnte es ſonſt geworden ſein? Der ganze Umfang der Religion iſt unendlich, nicht nur weil jede religiöſe Organiſation eine beſchränkte, ſondern auch weil jede auf eine eigene Weiſe erregbar und ihre Anlage unvollendbar iſt. Aus dem innerſten Weſen der Religion entſpringt daher auch die religiöſe Duldſamkeit: Die Religion wäre dem Umfange nach eben nicht die unendliche, wenn es nicht zu ihren Berechtigungen gehörte, ſich in abertauſend eigenthümlichen Weiſen zu realiſiren.

Die Natur iſt zwar nicht das innerſte Heiligthum der Religion, doch mehr als ihr Vorhof. Aber nicht aus der Furcht vor ihren ſchreckhaften Erſcheinungen iſt die Religion entſtanden, da, wenn die Furcht aufhörte, ſie ſelbſt aufhören müßte. Auch nicht ihre Maſſenhaftigkeit, nicht ihre Schönheit giebt einen genügenden Erklärungsgrund ab; der Eindruck ihrer ewigen Ordnung und ihrer Unregelmäßigkeiten, welche aus einer höheren Ordnung verſtanden ſein wollen, ſtimmt religiös und andächtig.

Dem Menſchen iſt jedoch das eigentliche Univerſum erſt die Menſchheit. Hier iſt ſeine eigentliche Heimat, alſo auch die der Religion. Bei allen Unterſchieden und allem Wechſel iſt in der Menſchheit doch ein tiefer Einklang zu erkennen, inſofern jeder Menſch, wenn auch nur von einer einzigen Seite her, die Idee, das Urbild der Menſchheit an ſich darſtellt und wenigſtens Einen Augenblick in ſeinem Leben hat, in dem er auf dem Gipfel deſſen ſteht, was er überhaupt in der Menſchheit als ein Glied derſelben zu ſein vermag. Dieſe Beſchränkung erſtreckt ſich auf unſer Erkennen und Handeln, und ſie iſt nach Göthe's Wort anerkannt nöthig, um in einem Zweige menſchlichen Lebens es zur Meiſterſchaft zu bringen. Aber wie ſollen wir Einzelne nun es anfangen, unſer beſchränktes Leben dennoch zum Unbeſchränkten und Univerſellen zu erheben, zur Harmonie, in welcher alle Einzelnen, ſo verſchieden und einſeitig ſie ſonſt ſein mögen, zuſammentreffen? Nur in dem Sinne für das Ewige, nur in der Religion iſt dies möglich. In dieſer Harmonie entſtehen und bethätigen ſich die religiöſen Gefühle der Liebe, des Mitleids, der Demuth, der Reue, der Dankbarkeit, der Selbſtliebe und der Selbſtgenugſamkeit. Mit dem religiöſen Gefühle darf man nicht unmittelbar Alles, was Lehrſatz oder Dogma heißt, vermengen. Daß man's gethan hat, iſt ein verhängnißvoller Irrthum. Alle Ausartungen der Religion einerſeits und alle Verachtung, die ſie bis auf den heutigen Tag getroffen, andererſeits ſind größtentheils aus demſelben zu erklären. Die religiöſen Lehrſätze entſtehen erſt, wenn man über ſein religiöſes Gefühl reflectirt, dasſelbe durch den Begriff hindurchgehen läßt und ſo eine religiöſe Vorſtellung bildet.

Die religiöſe Vorſtellung von der Unſterblichkeit wird man in jedem religiöſen Gefühle geſetzt finden; denn mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig ſein in jedem Augenblicke, das iſt die Unſterblichkeit der Religion. Aber auch die Vorſtellung von Gott läßt ſich überall aus ihm entwickeln, da das wahre Weſen der Religion das unmittelbare Bewußtſein der Gottheit iſt, wie wir ſie finden ebenſo ſehr in uns ſelbſt wie in der Welt. Es iſt Sache der begrifflichen Vorſtellung, die Gottheit als die Allheit oder aber nach Analogie der menſchlichen als abſolute Perſönlichkeit zu faſſen. Das Eine oder Andere entſcheidet nicht über den Werth der Religion, da mit beiden Richtungen dieſelbe Innigkeit der Religion verbunden ſein kann. Ueber ihren Werth entſcheidet nur,

Digitized by Google

auf welcher von folgenden drei Stufen ſie ſich befindet: ob nämlich das religiöſe Gefühl ein bloßer Inſtinct iſt, dem die Welt als eine verworrene Einheit (Chaos) erſcheint, ob es ein mehr bewußtes iſt, und die Welt ihm als Mannichfaltigkeit erſcheint, oder endlich ob ihm die Welt als Totalität, als Einheit in der Vielheit, als Syſtem erſcheint.

Die Bildung zur Religion anlangend ſcheint Schleiermacher in der That der Annahme den Vorzug zu geben, daß es Menſchen gebe, welche nicht für die Religion veranlagt ſeien. In dieſem Sinne behauptet er denn auch, daß Niemand ohne dieſe Anlage zur Religion gebildet und Niemandem Religion mitgetheilt werden könne, der nicht ſchon Religion habe. Freilich kann der Schatten der Religion, das Ganze der religiöſen Lehrſätze, einem Menſchen angebildet werden, ſo daß ein nachahmendes Talent den Schein wahrer Religioſität erwecken kann. Daß man heutzutage die Erziehung der Jugend rein nach den Nützlichkeits-Intereſſen abzumeſſen und zu einer bloßen Vorbereitung auf das Leben zuzuſtutzen ſich beſtrebt, iſt ein Fehler, den vor Allem die Religion zu büßen hat; denn nun unterdrückt die Sclaverei der nüchternen Verſtandesbildung den Sinn für das Transcendente und hat in vielen Fällen den ganz unverhofften Erfolg, dem Menſchen die eingepflanzte Sehnſucht nach dem Unendlichen, die Ideale zu rauben, ohne ihn vor den Abwegen des unwürdigſten Aberglaubens und des lächerlichſten Humbugs bewahren zu können.

In der Natur des Menſchen wie der Religion liegt es, geſellig zu ſein, ſich mitzutheilen, Gemeinſchaft zu bilden und zu pflegen; aber da Jeder ein Prieſter der Religion und zwar der Religion iſt, wie ſie ſich in ihm individuell geſtaltet hat und geſtalten muß, wenn ſie wahr und lebendig ſein ſoll, ſo iſt der Gegenſatz zwiſchen Prieſtern und Laien nichts weiter als ein Gegenſatz des Zuſtandes und der Verrichtung. Je mehr einer in der Religion fortſchreitet, deſto mehr muß er die ganze religiöſe Welt als ein untheilbares Ganze anſehen. Wozu alſo hier Bekehrungsſucht und Fanatismus, da doch religiöſe Mittheilung nur zwiſchen ſolchen beſteht, die ſchon Religion haben? Es wäre widerſinnig einem Anderen entreißen zu wollen, was ſeiner ganzen Natur gemäß iſt.

Die öffentliche Gemeinſchaft der Religiöſen, die Anſtalt der Kirche als Bindemittel zwiſchen den wahrhaft Frommen und den Lehrlingen, ſollte freilich anders beſchaffen ſein, als ſie iſt; aber nicht die Religion iſt für dieſe Mißſtände verantwortlich zu machen, ſondern der Staat und die Staatskünſtler, welche in übelverſtandener Großmuth die Kirche in weltliche Dinge verwickelten und dadurch in ihr Alles zum Stillſtand zwangen. Wegen dieſer unſeligen Wohlthat verlangt nun der Staat als Tribut der Dankbarkeit von ihr gewiſſe Gegenleiſtungen, welche, wie Schulweſen, Führung der Civilſtandsregiſter und dergleichen unmittelbar durchaus nicht ihre, ſondern des Staates Sache ſind.

Endlich iſt zu unterſcheiden zwiſchen Religion und Religionen; denn ſie hat ſich oft ihrer Unendlichkeit entäußern und in bisweilen recht dürftiger Geſtalt erſcheinen müſſen. Die ſogenannte natürliche Religion des glücklich überwundenen Bulgär-Rationalismus iſt ein elender, geſchmackloſer Abzug aus einem Allerhand von Phyſik, Moral und allenfalls Pſychologie, dem denn doch ſicher die originalen Beſtandtheile vorzuziehen ſind. Aber ſie iſt keine Religion. Eine geſchichtliche Erſcheinung der Religion, die Religion in ihrer Wirklichkeit muß ſtarke, individuelle Züge an ſich tragen, muß einen ſcharf ausgeprägten Charakter haben. Eine Religion kann alſo nur poſitiv ſein. Eine poſitive Religion kommt dadurch zu Stande, daß eins von den großen Verhältniſſen in der Welt und zum höchſten Weſen auf eine beſtimmte Art zum Mittelpunkte der geſammten

Digitized by Google

Religion gemacht, und alle übrigen auf dieſes Eine bezogen werden. Das iſt die Idee der Religion. Das Göttliche der religiöſen Idee muß aber das menſchliche Kleid der Geſchichte anziehen: überall trägt die poſitive Religion Spuren von der Bildung ihres Zeitalters, von der Geſchichte ihrer Menſchheit an ſich, ihre heiligen Urkunden bewegen ſich mit ihren Vorſtellungen in dem Kreiſe der phyſikaliſchen, metaphyſiſchen und anderweitigen Anſchauungen ihrer Zeit und reden in dem Jargon ihres Zeitalters und ihrer Verfaſſer. Wie heilig auch dem Religionsſtifter und ſeinen Anhängern die Idee ſeiner Religion iſt, ſo macht es ſich doch von ſelbſt, daß ſpäter mit ihr verwechſelt und deshalb ihr an Heiligkeit gleichgeſtellt wird das geſchichtliche Factum, durch welches jene unendliche Anſchauung überhaupt zuerſt für die Welt als Fundament und Mittelpunkt einer eigenen Religion aufgeſtellt worden iſt.

Auf der höchſten Stufe der Religion ſtehen im gegenwärtigen Culturleben als verſchiedene Geſtalten neben einander das Judenthum und das Chriſtenthum. Die urſprüngliche Grundanſchauung des letzteren zeichnet es vor jenem vortheilhaft aus: dort die Idee einer eigenen Reaction des Unendlichen gegen das Endliche, ſo daß die ganze Geſchichte im Judenthum wie zu einem Geſpräche zwiſchen Gott und den Menſchen in Wort und That wird; hier die Idee des allgemeinen Entgegenſtrebens alles Endlichen gegen die Einheit des Ganzen und der Art, wie die Gottheit dies Entgegenſtreben behandelt, wie ſie die Feindſchaft gegen ſich vermittelt und der größer werdenden Entfernung Gränzen ſetzt durch einzelne Punkte, über das Ganze ausgeſtreut, welche zugleich Endliches und Unendliches, zugleich Menſchliches und Göttliches ſind. Eine Folge des ſelbſtſüchtigen Willens, der ſich losreißt vom Zuſammenhange mit dem Ganzen, iſt das Verderben, dem die Gottheit durch immer neue Veranſtaltungen und immer erhabenere Mittler zu ſteuern ſucht.

Dieſen Religionsproceß der Geſchichte macht das Chriſtenthum ſelbſt wieder zum Stoff für die Religion, und dies, daß es gleichſam eine höhere Potenz der Religion iſt, macht das Unterſcheidende ſeines Charakters aus. Eine unendliche Heiligkeit iſt das Ziel des Chriſtenthums. Dieſe Läuterung geht darauf aus, die Frömmigkeit zu ſtets reicherer Fülle zu bringen und ſie zu einem ſo beharrlichen Zuſtande zu machen, daß man von allem Endlichen auf das Unendliche zu ſehen in Stand geſetzt wird.

Das wahrhaft Göttliche an dem, welcher als der Urheber des Herrlichſten zu verehren iſt, was es bis jetzt giebt in der Religion, iſt die eminente Klarheit, bis zu welcher die große Idee, daß alles Endliche einer höheren Vermittelung bedürfe, in ſeiner Seele ſich ausbildete. Das Bewußtſein von der Einzigkeit ſeines Wiſſens um Gott und ſeines Seins in Gott, von der Urſprünglichkeit der Art, wie es in ihm war, und von der Kraft derſelben, ſich mitzutheilen und Religion aufzuregen, war zugleich das Bewußtſein ſeines Mittleramtes und ſeiner Göttlichkeit.

Aber nie hat er behauptet, der einzige Mittler zu ſein; vielmehr Alle, die ihm anhingen, ſollten es mit ihm und durch ihn ſein. Nie hat er gefordert, man ſollte um ſeiner Perſon Willen ſeine Idee annehmen, ſondern nur um dieſer willen auch jene; ja er mochte es dulden, daß man ſeine Mittlerwürde dahingeſtellt ſein ließ, wenn der Geiſt, das Princip, aus dem ſich ſeine Religion in ihm und Anderen entwickelte, nicht geläſtert ward. Auch hat er ſtets auf die lebendige Wahrheit hingewieſen, welche mehr und mehr den ganzen Umfang der Religion erſchöpfen ſoll. So auch ſeine Schüler, die dem heiligen Geiſte nie Gränzen geſetzt; denn die heiligen Schriften werden nur von denen für einen geſchloſſenen Codex der Religion ausgegeben, die den Schlummer des Geiſtes für ſeinen Tod halten.

Digitized by Google

Als den Erſtlingen des Geiſtes freilich wohnt ihnen eine beſondere Heiligkeit und Würde unaustilgbar bei.

So lange wir nun nicht abſehen können, daß die Verderbniß je ganz ſchwinden, oder die zum höchſten Weſen emporziehende Kraft je ganz gleich vertheilt ſein werde, ſo daß es der Mittlerſchaft nicht mehr bedarf, ſo lange müſſen wir auch urtheilen: Unabſehbar lang iſt die Geſchichte des Chriſtenthums in der Zukunft; jede neue Epoche der Menſchheit wird die Palingeneſie des Chriſtenthums ſein und ſeinen Geiſt in immer neuer, ſchönerer, verklärter Geſtalt erwecken. Dabei verſchmäht das Chriſtenthum, ſeinem innerſten Weſen als Religion gemäß, jede Alleinherrſchaft und ehrt jedes ſeiner eigenen Elemente ſo ſehr, daß es nicht nur im eigenen Schoße, ſondern auch außer ſich die unendlichſte Mannichfaltigkeit gerne anſchaut. Wichtig für unſere Zeit iſt im Chriſtenthum der Gegenſatz zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus. So lange derſelbe ſich noch nicht radical ausgewirkt hat, wäre eine Aufhebung deſſelben dem Untergange des Chriſtenthums gleichbedeutend. Aber „Deutſchland iſt immer noch da, und ſeine unſichtbare Kraft iſt ungeſchwächt, und zu ſeinem Beruf wird es ſich wieder einſtellen mit nie geahnter Gewalt, würdig ſeiner alten Heroen und ſeiner vielgeprieſenen Manneskraft; denn es war vorzüglich beſtimmt, dieſe Erſcheinung zu entwickeln, und es wird mit Rieſenkraft wieder aufſtehen, um ſie zu behaupten. — Hier habt ihr ein Zeichen, wenn ihr eines bedürfet, und wenn dies Wunder geſchieht, dann werdet ihr vielleicht glauben wollen an die lebendige Kraft der Religion und des Chriſtenthums. Aber ſelig ſind die, durch welche es geſchieht, die, welche nicht ſehen und doch glauben.“

Hoffentlich gehört unſer Geſchlecht zu dieſen durch das prophetiſche Wort Schleiermachers Seliggeprieſenen; hoffentlich ſind wir die treu, ſtandhaft, muthig für das Kleinod der Religion Einſtehenden und die Siegeslorbeeren in dieſem gewaltigen Kampfe Erringenden. Die helle Fackel der Religion wird vom Proteſtantismus Deutſchlands vorangetragen. Mit Rom giebt's keinen Frieden, ſo lange dort die Religion in den Banden der Verweltlichung und Veräußerlichung gehalten wird, ſo lange die geiſtliche Armee der Jeſuiten, welche nunmehr in der Dogmatiſirung der päpſtlichen Unfehlbarkeit ſich die gefährlichſte Handhabe geſchaffen hat, auf die Knechtung der Vernunft und des Gewiſſens, auf die abſoluteſte Beherrſchung des Staats- und Culturlebens ausgeht. Mit dieſem Katholicismus pactiren hieße das Chriſtenthum und mit ihm die Religion zum Untergange verdammen. Daß der Katholicismus entwickelungsfähig und bedürftig, ſehen wir an den altkatholiſchen Bewegungen. Voll Theilnahme und Hoffnung blicken wir auf ſie; aber nicht, was ſie bereits ſind und bezwecken, ſondern was aus ihnen möglicher Weiſe entſtehen könnte, erfüllt uns mit Hoffnung und Freude. Es ſorge nur der Proteſtantismus dafür, daß in ſeinem eigenen Schoße die religiöſe Frage recht gelöſt werde; der Segen davon wird ſich auch alsbald in den anderen Religionsgebieten des europäiſchen Culturbereiches geltend machen.

Für dieſe Löſung ſtellen wir auf Grund der entwickelten großen, ſchöpferiſchen Gedanken Friedrich Schleiermachers, die uns füglich einer weiteren Erläuterung und Begründung überheben, folgende Ziele und Geſichtspunkte auf:

1) Schwinden muß die Verwechſelung der Religion mit Allem, was ſie nicht iſt; aufhören ihre Verachtung, die Apathie und der Indifferentismus gegen ſie und ihre Angelegenheiten. Alles dies iſt ein unſühnbares Unrecht gegen den edelſten und wichtigſten Beſtandtheil des geiſtigen Lebens, eine weittragende Verſündigung gegen die nationale

Digitized by Google

Wohlfahrt und die Fortentwickelung der Bildung und Cultur innerhalb der gesammten Menschheit.

2) Der Formenwechsel, dem auf dem Wege der geschichtlichen Entwickelung auch die Religion unterliegt, kann nur zum Zwecke haben, das wahre innerste Wesen der Religion immer ungetrübter zur Geltung kommen und dieselbe mittels dieses Verklärungsprocesses ihrer vollendeten Gestalt mehr und mehr sich annähern zu lassen. Ihre Formen, die nur gewissen Zeiten und Graden der Cultur zu genügen haben, können wohl veralten; aber niemals kann ihr Wesen abgethan werden. Gerade der Gegenwart fällt als dringende Aufgabe die Auflösung und Beseitigung verknöcherter Formen und die Wahrung ihres innersten Wesens zu.

3) Die Religion muß im Einzelnen zur subjectivsten Wahrheit werden und den individuellsten Charakter annehmen; sonst entbehrt sie der Wahrheit und Lebendigkeit und ist ohne Werth; sonst führt sie zu Scheinwesen und Heuchelei, zu Aeußerlichkeit, Buchstäbelei, Nüchternheit, Pedanterie oder gar Fanatismus.

4) Die religiöse Toleranz hängt so unmittelbar mit ihrem Wesen zusammen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie man Jahrhunderte lang hat die grausamsten und unmenschlichsten Acte der Unduldsamkeit für einen Ausfluß wahrer Religiosität ausgeben können. Die religiöse Toleranz beruht auf der Anerkennung der Unendlichkeit der Religion und der religiösen Anlagen in der Menschheit und der Ueberzeugung, daß einzig und allein das der individuellen Natur Gemäße religiöse Befriedigung gewähren kann. Sie beruht auf der Achtung und Ehrfurcht vor der Religion in den Religionen, ohne dadurch sich zur Religionslosigkeit verurtheilen zu lassen, wie es Schiller in jenem bekannten Distichon ausdrückt:

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
> Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Nichtsdestoweniger wohnt der wahren und lebendigen Religiosität das Streben und die Kraft der Selbstbehauptung sowie der Trieb zur Mittheilung und der Wunsch inne, jede religiöse Individualität in der ihr naturgemäßen Verfassung zu sehen. Wahre Religion vermag selbst mit so antireligiösen Tendenzen, wie sie durch den ultramontanen Katholicismus verfolgt und in der Infallibilität zugespitzt worden sind, sich tolerant zu benehmen, so lange sie in den Gränzen ihres eigenen Religionsgebietes sich bewegen und nicht auf anderen oder gar auf dem Gebiete der gesammten Cultur verderblich zu werden drohen. Der confessionelle Friede, den die lutherischen Heißsporne noch fort und fort gröblich verletzen, sollte die erste Abschlagszahlung auf das goldene Zeitalter des allgemeinen religiösen Friedens sein.

5) Die Kirche ist vom Staate völlig zu trennen, und dieser hat sich zu ihr nur in dasselbe Verhältniß zu setzen wie zu den übrigen Genossenschaften in seinem Schoße. Er nimmt von den religiösen Gesellschaften Kenntniß und setzt sich in den Stand, einzugreifen, im Falle sie etwas der gemeinsamen Freiheit und Sicherheit Aller Nachtheiliges hegen sollten. Er sichert jedem seiner Staatsbürger absolute kirchliche Freizügigkeit und ordnet durch ein Gesetz die Normen für die allerdings schwierigen Auseinandersetzungen bei kirchlichen Trennungen.

6) Die Schule ist als durchaus staatliches Institut anzuerkennen und jeder kirchlichen Aufsicht als solcher zu entziehen. Die nationale Volkserziehung wird sich aber auf den

Digitized by Google

ganzen Menschen und alle seine Vermögen und Anlagen erstrecken und deshalb die religiöse Erziehung als eines ihrer wesentlichsten Elemente erkennen; denn gerade in diesem beruht ein heilsames Gegengewicht gegen den freilich innerhalb gewisser Gränzen berechtigten Realismus und noch mehr gegen den auf den heterogensten Gebieten des deutschen Geisteslebens sehr gefahrdrohend sich geltend machenden puren und platten Naturalismus. Gerade die Religion ist neben der altclassischen Bildung die Hüterin der unveräußerlichen ewigen Geistesgüter und Ideale der Menschheit. Deshalb wird der Staat, wenn er anders seinen eigenen Vortheil versteht, es sich angelegen sein lassen, daß die nationale Jugend einen geordneten Religionsunterricht durch Organe ihrer religiösen Gesellschaften empfange.

7) Die Stagnation des religiösen Lebens ist nur dann zu beseitigen, wenn die religiösen Mächte aus der Knechtschaft, die sie lange genug unterdrückt hat, entbunden, wenn mit anderen Worten, die religiösen Institute der dringend nothwendig gewordenen Reform endlich unterzogen werden. Jeder Rest von Hierarchismus muß beseitigt werden. Weil jeder Religiöse ein Priester ist, vor Allem in Bezug auf das eigenste religiöse Bedürfniß und das seiner Familie, darum muß die Gemeinde endlich zu ihrem Rechte gebracht, und die Autoritäts- durch die Volkskirche ersetzt werden.

8) Durch Symbolzwang und Buchstabentyrannei wird die in der Religion berechtigte Subjectivität vor Willkür und Zerfahrenheit nicht bewahrt, vielmehr dadurch die Religion in ihrem innersten Leben und Wesen tödtlich verletzt und wohl oder übel auf die Abwege der Veräußerlichung und der Entartung hinausgetrieben. Im Nehmen und Geben stellt sich innerhalb der religiösen Gesellschaft eine freie Gemeinschaft von objectiver Macht dar. Die objective Macht ist der lebendige Gemeingeist, und wer die Objectivität noch durch andere Mittel wahren will, macht sich des Unglaubens gegen den heiligen Geist schuldig. Der heilige Geist leitet allmählich von einer Wahrheit zur anderen. Uns auf den Standpunkt jahrhundertealter Symbole zurückschrauben heißt den lebendigen, zum Fortschritt drängenden Geist der Wahrheit wegdecretiren.

9) Aber die positive Religion gewährt noch andere Schranken der Objectivität. Das Christenthum ist geschichtliche Thatsache. Die historische Kritik bemächtigt sich ihrer und setzt die Werkzeuge ihrer ganzen Rüstkammer zu diesem Behufe, Psychologie, Diplomatik, Historik, und wie sie alle heißen, in geschäftige Bewegung. Vor Allem handelt es sich um kritische Ermittelung dessen, was und welche die ursprüngliche Lehre und Religion Jesu von Nazareth gewesen, und wie diese in seinem eigenen Leben zur Darstellung gekommen. Hier ist etwas relativ Gewisses und Objectives; hier der Quell der christlichen Wahrheit; alle und jede christliche Wahrheit, ob sie der Mund eines Paulus, ob der eines Schleiermacher verkündigt, hat sich als eine aus diesem Urquell hergeleitete zu erweisen und zu legitimiren. Darüber, wie das Göttliche des Christenthums in dem rein menschlichen Leben Jesu von Nazareth zum menschlich-geschichtlichen Ausdruck gelangt sei, hat zwar die Forschung erst in neuerer Zeit ihre Untersuchungen begonnen, und es bleibt in dieser Beziehung der Wissenschaft noch viel zu thun übrig; aber in den Grundzügen ist doch bereits ein anschauliches Bild des Lebens Jesu gewonnen. Die Speculation über das in Jesu zur Darstellung gelangte Göttliche muß der Wissenschaft und dem verschieden gearteten religiösen Bedürfniß durchaus freigegeben werden.

Digitized by Google

10) Zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft ſind die Gränzen zu fixiren und ſicher zu ſtellen. Die Pacificirung Beider kann der geſammten Cultur nur Segen bringen. Das religiöſe Dogma iſt nicht mehr das reine, urſprüngliche religiöſe Gefühl; ſondern deſſen Brechung durch das Medium der begrifflichen Reflexion. In der Faſſung des Dogma ſpiegelt ſich der Stand der Bildung und der Wiſſenſchaft der Zeit, in der es formulirt worden. Jede Läuterung und Förderung der Wiſſenſchaft wird, ſo weit ſie auf die Weltanſchauung und das religiöſe Gefühl einwirkt, auch nicht ohne Einfluß bleiben können auf die Faſſung der religiöſen Lehrſätze und auf die Wiſſenſchaft der Religion überhaupt. Die Religion dagegen ihrerſeits ſichert als Hüterin unſeres Verhältniſſes zum Unendlichen und Ewigen das menſchliche Streben vor der Zerſplitterung und Zerfahrenheit und nährt nicht nur die heilige Flamme der Begeiſterung für die unendliche Harmonie des Daſeins und ſeine ewigen Ideale, ſondern lichtet auch mit ihrem hellen Scheine immer neue Dunkelheiten auf und weiß an ihrer Prophetenhand den menſchlichen Geiſt vor immer neue Probleme ſeines Forſchens und immer neue Ziele ſeines Suchens zu ſtellen. Vor dem Finden war ſtets die Sehnſucht, vor dem Wiſſen beſtändig der Glaube. Dieſe Sehnſucht, dieſen Glauben, dieſen prophetiſchen Inſtinct immerdar wach zu halten iſt die endloſe Aufgabe der Religion. Damit bewährt ſie ihre Eigenſchaft als bewegender und berechtigter Factor der Culturentwickelung. Eine Religion im Gegenſatze zur Cultur iſt keine Religion mehr; eine Cultur in Feindſchaft gegen wahre Religion ſchädigt ſich und verwehrt ſich ſelbſt die Entwickelung zu weiterer Vollendung.

11) Religion und Kunſt ſind Zwillingsſchweſtern als Pflegerinnen des Unendlichen im Endlichen. Deshalb treibt die Religion ſo leicht zur Kunſt, deshalb iſt der Cultus der Kunſt auch eine Art Religion. Dies Verhältniß muß wieder anerkannt, und der gegenſeitigen Befruchtung Beider mehr Raum geſchaffen werden.

12) Wohl iſt Religion zunächſt Selbſtzweck, wohl iſt Sittlichkeit ohne Religion denkbar und möglich. Allein die verſchiedenen Seiten und Vermögen des Menſchen ſtehen unter einander in beſtändiger Wechſelwirkung. Die ethiſchen Grundanſchauungen ſind, als wären ſie eine ſicherere und gewiſſere Offenbarung Gottes an die Menſchheit, weniger disputabel als die der Religion. Je förderſamer daher eine Religion der Sittlichkeit mit ihrem Licht und ihrer Wärme zur Seite tritt, einen deſto glänzenderen Beweis für die Stufe der Vollkommenheit, die ſie einnimmt, wird ſie damit aus der ſittlichen Welt davontragen. —

Digitized by Google

Zur Erinnerung an Rudolph Köpke.

Von

Hans Prutz.

In dankbarer Erinnerung gedenke ich noch der Stunden, in denen es mir während meines letzten Studienjahres mit dem Manne in nähere Verbindung zu treten vergönnt war, dessen Manen diese Zeilen geweiht sein sollen.

Vergegenwärtige ich mir das Bild des verewigten Lehrers, wie er sich mir in den von ihm geleiteten historischen Uebungen darstellte, vielseitig und anregend, auch in den entlegensten Gebieten seiner Wissenschaft heimisch, ein scharfer und unerbittlicher Kritiker und dabei doch auch milde und wohlwollend, verständnißvoll eingehend und bereit, jedem Streben hülfreiche Hand zu leisten, und dabei wie selten Jemand im Stande, auch über dem Einzelnen das große Ganze, über dem Stückwerk der Detailforschung und Quellenkritik die letzten Ziele der Geschichtschreibung und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung der Menschheit im Auge zu behalten und dem entsprechend inmitten der minutiösen wissenschaftlichen Arbeit auch auf sich und namentlich auf seine Schüler einwirken zu lassen, so überkommt mich das Gefühl pietätvollster Dankbarkeit und aufrichtigster Verehrung in ähnlicher Weise, wie mich und mit mir gewiß Alle, die dem Verewigten als Schüler näher gestanden haben, das Gefühl unbegränzten Vertrauens und freudigster Hingebung erfüllte, als ich als strebender, in den ersten Anfängen der gemeinsamen Wissenschaft stehender Jünger zu den Füßen des schon vielfach bewährten Meisters saß.

Fast ereignißlos — wenigstens in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes — und für die oberflächliche Betrachtung der großen Menge auch glanzlos liegt das Leben Rudolph Köpke's vor dem rückwärts gewandten Blicke. Aber es ist so recht das Leben eines ächten deutschen Gelehrten: die unscheinbare Hülle, das reizlose Einerlei, die überraschende Unveränderheit gerade der ersten und gewöhnlichsten Lebensbedingungen birgt einen gewaltigen Reichthum herrlichsten geistigen Lebens, eine Fülle wissenschaftlichen Verdienstes und eine mächtige, den Tod des Individuums weit überdauernde und segensreich fortwirkende Mitarbeit an den großen Aufgaben unseres nationalen Lebens. In dem Herzen des Mannes, welcher, dem immer lauter werdenden Getriebe der großen Welt sich fernhaltend, ohne je ein eigenes Haus zu gründen, die ganze Treue und Liebe seines warm und voll schlagenden Herzens ausschließlich dem väterlichen Hause zuwandte, dem Vater, der Mutter und der Schwester als kindlich liebender, von wahrhaft verklärender Pietät erfüllter Sohn und Bruder das Leben verschönend, der so Manchem auf den ersten Blick engherzig abgeschlossen und allgemeineren Interessen unzugänglich erscheinen mochte, fand alles Hohe und Edle in Kunst, Wissenschaft und Politik den lebhaftesten Wiederhall, die freudigste Aufnahme und die thatkräftigste Unterstützung. Mit jeder Fiber seines Wesens mit unserem gesammten nationalen Leben auf das innigste verwachsen, ist sich Rudolph Köpke dieses Zusammenhanges auch stets und zu allen Zeiten voll und klar bewußt gewesen, ist aus diesem Bewußtsein seine reiche literarische und eine Zeit lang auch seine energische und erfolgreiche politische Thätigkeit entsprungen, hat er von da aus in unscheinbarer Form freilich und oft für ihn selbst kaum erkennbar auf die geistige und sittliche Ent-

Digitized by Google

wickelung des deutschen Volkes, auf die Erziehung desselben zur einstigen Lösung der ihm gestellten großen nationalen Aufgaben einen ebenso kräftigen wie segensreichen Einfluß geübt.

Die erste vollreife Frucht dieser von ihm treu und redlich geförderten nationalen Arbeit mitzugenießen ist Rudolph Köpke nicht vergönnt gewesen. Kurze Zeit nur vor dem Ausbruche des großen deutsch-französischen Krieges, am 21. Juni 1870 war er einem Leiden erlegen, das ihn schon lange und zuletzt ohne Aussicht auf Genesung heimsuchte und seinen sonst frischen und sich immer neu aufrichtenden Lebensmuth allmählich hoffnungslos darniedergebeugt hatte. Der Lärm der Waffen, der wenige Tage nach Köpke's Tode Deutschland und Europa erfüllte, übertönte die Klagen der zahlreichen Freunde und Schüler des frühzeitig Verewigten — am 23. August 1813 geboren, war derselbe noch vor Vollendung des 57. Lebensjahres dahingerafft worden —; die wie ein welterschütternder Sturm hereinbrechenden gewaltigen Ereignisse der folgenden Monate, welche die physischen und geistigen Kräfte unserer Nation völlig in Anspruch nahmen, waren einer ruhigen Würdigung des edlen Verstorbenen und der pietätvollen Betrachtung dessen, was er erstrebt und was er erreicht hatte, auch allzu ungünstig. Erst mit der Wiederkehr des Friedens ist auch das Andenken dieses friedlichen Kämpfers für deutsche Ehre zu seinem Rechte gekommen: der wiedergeborenen deutschen Nation wird das Bild eines ihrer edelsten Jünger vor Augen gestellt als das eines ihrer treuesten und verdienstlichsten Vorkämpfer und Förderer, auf der einen Seite von der Hand seines vertrautesten Jugendgespielen, Studiengenossen und Mitarbeiters, auf der andern durch eine Sammlung seiner bisher vielfach zerstreuten kleineren Schriften, die aber ganz besonders geeignet erscheinen, die Eigenartigkeit seines Wesens, seinen ernsten, patriotischen, eifrig strebenden, vielgewandten, milden und wohlwollenden Sinn in das rechte Licht zu setzen.

Mit dem verständnißinnigen Eingehen auf die gemüthlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten seines verstorbenen Freundes, das eben nur aus der Gemeinschaft eines guten Stückes besonders angeregter, inhaltsreicher und daher auch für die ganze Entwickelung des Mannes besonders entscheidender und maßgebender Lebenszeit entspringen kann, entwirft uns in dem neuesten Bande des von Friedrich von Raumer gestifteten, jetzt von W. H. Riehl redigirten Historischen Taschenbuches der berühmte Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit, Wilhelm Giesebrecht, in höchst anmuthig und gemüthvoll geschriebenen „Erinnerungen" das Bild Rudolph Köpke's, während gleichzeitig einer testamentarischen Verfügung des Verstorbenen entsprechend die weit zerstreuten kleineren Arbeiten desselben, geschichtlichen, politischen und literarischen Inhalts, als „Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur von Dr. Rudolph Köpke. Gesammelt und herausgegeben von Dr. F. G. Kießling" (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1872) erschienen sind.

Die Mittheilungen Giesebrecht's nehmen, abgesehen von mancherlei werthvollen Beiträgen, die sie zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland namentlich während der vierziger Jahre geben, mehr unser psychologisches als ein eigentlich biographisches Interesse in Anspruch. Denn das gleichförmige Einerlei des Köpke'schen Lebens bietet der äußeren Wechselfälle so gut wie gar nichts dar: es ist ein durch und durch innerliches, nach innen gekehrtes Leben, aber ein ebenso inhalt- wie wirkungsreiches. Das Motto, gleichsam die Devise dieses Lebens hat des Verewigten greiser Lehrer Leopold Ranke aufgestellt, indem er an der Leiche des auch ihm theuren Mannes in die Worte ausbrach, als eine Gnade

Digitized by Google

Gottes empfinde er es, mit einem so reinen Menschen durch ein Menschenalter verbunden gewesen zu sein. Ja, eine anima candida war Rudolph Köpke im wahrsten und edelsten Sinne des Wortes; das hat ein Jeder erkannt, der mit ihm in Berührung gekommen, um so tiefer und voller erkannt, je näher dem Verstorbenen zu treten ihm vergönnt war.

Am 23. August 1813 war Rudolph Köpke zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein einer märkischen Predigerfamilie entstammender Vater damals Oberlehrer am Friedrichs-Collegium war. Aber schon 1817 wurde derselbe Professor an dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, und für sein ganzes Leben ist Rudolph Köpke seitdem von den Einflüssen der preußischen Hauptstadt abhängig geblieben, so daß er mit ihr eigentlich völlig verwachsen war und sich selbst kaum in einer anderen Umgebung und in einem anderen Wirkungskreise denken konnte. In einer Privatschule vorgebildet, besuchte er später das Joachimsthal'sche Gymnasium und bezog 1832 die Universität Berlin. Anfangs zwischen philologischen und theologischen Studien seine Kraft theilend, weil er noch schwankte zwischen dem Berufe des Lehrers und dem in seiner Familie altheimischen des Geistlichen, daneben schon damals mannigfachen literarischen und poetischen Bestrebungen im Kreise gleichalteriger, reichbegabter Genossen hingegeben, entschied sich Köpke 1834 endgültig für die Theologie und die geistliche Stellung als Lebensberuf, ohne daß er damit zur Ruhe und Klarheit gelangt und mit der getroffenen Wahl nun auch wirklich einverstanden geblieben wäre. Da wurde durch einen von außenher gegebenen Anstoß dem Schwanken und Wählen ein Ende gemacht und dieser reich beanlagte Geist auf das Thätigkeitsfeld hingewiesen, in dem er volle Befriedigung finden und zum Besten seiner Nation wirken sollte.

Im Jahre 1834 stellte die philosophische Facultät auf Anregung Ranke's als Thema für eine akademische Preisaufgabe eine Untersuchung über das Leben und die Thaten König Heinrich's I. Auf diese warf sich Köpke mit allem Eifer: ging er auch nicht als Sieger aus dem wissenschaftlichen Wettstreit hervor, so war ihm doch jetzt kein Zweifel mehr möglich über seinen wissenschaftlichen Beruf; mit aller Kraft widmete er sich nun unter Ranke's Leitung historischen Studien. Mit Waitz, Giesebrecht, Wilmans, Dönniges und Sigfried Hirsch gehörte er zu dem Jüngerkreise, der den Stifter der deutschen Historiographie zunächst umgab und den ersten Keim der später glänzend entwickelten Ranke'schen Schule bildete, nahm er Theil an der für die Entwickelung der Geschichtswissenschaft in Deutschland und die Begründung der neuen kritischen Methode epochemachenden Bearbeitung der Geschichte der sächsischen Kaiser; zu den „Jahrbüchern des deutschen Reiches unter den sächsischen Kaisern", welche als die erste reiche Frucht der von Ranke gestifteten historischen Uebungen erschienen und gewissermaßen das Programm der neuen historischen Schule gaben, nicht theoretisch entwickelt, sondern gleich praktisch durch eine Reihe wichtiger wissenschaftlicher Thaten illustrirt, steuerte Köpke die Bearbeitung der ersten Hälfte der Geschichte Otto's I. von 936 bis 951 bei. In dem Jahre ihres Erscheinens, 1838, bestand Köpke das sogenannte Oberlehrerexamen und trat an dem Joachimsthalschen Gymnasium, mit dem auch räumlich sein Leben von den ersten Kindheitsjahren an unlöslich verflochten war, in die praktische Thätigkeit ein. In derselben hat er aber niemals Befriedigung gefunden. Daß es ihm als Lehrer nicht glücken wollte, hatte ohne Frage seinen Grund zumeist in einer aus seiner äußerst schwächlichen Gesundheit entspringenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die allerdings nirgends weniger am Platz ist als im Verkehr mit der lernenden Jugend.

Bereits 1842 schied daher Köpke aus dieser Stellung wieder aus und trat als Mit-

Digitized by Google

arbeiter bei den unter Pertz' Leitung erscheinenden Monumenta Germaniae historica ein; seine glänzende Befähigung zu dieser Thätigkeit hatte er durch die vortreffliche Arbeit über die Werke des Bischofs Luitprand von Cremona erwiesen, durch die er sich 1841 die Doctorwürde erworben hatte. Vierzehn Jahre lang ist Köpke mit jenem großen nationalen Werke verbunden geblieben; die zahlreichen Beiträge von Quelleneditionen, die er geliefert hat, gehören mit zu dem Besten, was überhaupt in dieser Art geleistet worden ist. Auf die Dauer aber konnte eine derartige Thätigkeit einen so regen und vielseitigen und vorzugsweise zur selbständigen Production angelegten Geist doch auch nicht befriedigen: die Mühseligkeit der zeitraubenden Arbeit, bei der persönliche Neigungen durchaus nicht berücksichtigt wurden, stand auch mit dem wissenschaftlichen und literarischen Erfolge durchaus nicht in dem richtigen Verhältniß. Es war ein Glück für Köpke und die Wissenschaft und zugleich ein Beweis für die Frische und Kraft dieses Geistes, daß Köpke über das geisttödtende Variantensammeln und Handschriftencollationiren den eigentlich geistigen Gehalt der Wissenschaft nicht aus dem Auge verlor, sondern in lebendigem Zusammenhange damit sich vor der Gefahr geistiger Erstarrung zu bewahren wußte.

Zahlreiche kleinere Arbeiten, namentlich für Piper's Evangelischen Kalender, die Kieler Monatsschrift, Schmidt's Zeitschrift für Geschichte, Cotta's Morgenblatt, die Weimarischen Jahrbücher, Pröhle's Vaterland u. a. m. geben Zeugniß von der Vielthätigkeit und Regsamkeit Köpke's und dem lebhaften Interesse, mit dem er das geistige Leben seiner Zeit in allen Richtungen beobachtete und zu ergründen bemüht war. Besonders zog ihn die Literaturgeschichte an: was von seinen Schriften am weitesten gewirkt, seinen Namen über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus rühmlich bekannt gemacht hat, gehört diesem Gebiete an; wir erinnern nur an die in ihrer Art geradezu mustergültige Biographie Tieck's, dem Köpke jahrelang nahe gestanden, sowie an die Herausgabe der nachgelassenen Schriften desselben, an die Veröffentlichung der politischen Schriften Heinrich's von Kleist und ähnliche Arbeiten, die ihren ehrenvollen Platz und ihren Werth auf die Dauer behaupten werden.

Den Schwerpunkt seiner gesammten Thätigkeit aber fand Köpke nach wie vor in der historischen Wissenschaft; zunächst literarisch: eine populäre, aber den dermaligen Stand der Wissenschaft genau wiedergebende deutsche Geschichte zu schreiben, das war die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, zu deren Lösung er die umfassendsten Einleitungen getroffen hatte, die aber auch von ihm, der mehr als irgend Jemand gerade zu diesem Werke berufen war, ungelöst hinterlassen worden ist. Vorarbeiten zu diesem Werke, mit dem die empfindlichste Lücke unserer Literatur endlich ausgefüllt worden wäre, geben die kleineren streng wissenschaftlich gehaltenen, aber vor ähnlichen Arbeiten durch die Anmuth des Stiles und die Eleganz der Darstellung sich auszeichnenden Werke Köpke's: „Die Anfänge des Königthums bei den Gothen" (1859), „Widukind von Corvey" (1867), „Hroswitha von Gandersheim" (1869), von welch letzterem Werke er einen populären Auszug gab unter dem Titel: „Die älteste deutsche Dichterin". Einem anderen Gebiete angehörig ist doch dieser Gruppe zuzuzählen Köpke's Schrift „Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" (1869), mit deren Abfassung er von dem Senate der Universität bei Gelegenheit des 50jährigen Stiftungsfestes der preußischen Hochschule beauftragt worden war, und in der er ein Muster für alle ähnlichen, meist recht unerquicklich ausfallenden Gelegenheitsschriften geschaffen hat.

Aber auch insofern blieb Rudolph Köpke bei allem Interesse für andere Disciplinen

Digitized by Google

und bei zeitweise eifriger Thätigkeit auf dem Gebiete der Literaturgeschichte doch der geschichtlichen Wissenschaft als dem eigentlichen Berufe seines Lebens getreu, als er als akademischer Lehrer eine im Laufe der Jahre sich immer erfreulicher gestaltende Thätigkeit entfaltete. Im März 1846 hatte sich Köpke an der Berliner Universität habilitirt; aber erst zehn Jahre danach, in einem Alter von 43 Jahren, wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt; als er sich fünf Jahre früher um eine solche Stelle beworben, hatte ihn der Minister von Raumer abschlägig beschieden: die Facultät wäre wegen Ueberfüllung mit Docenten gegen seine Ernennung gewesen! Und niemals hat es Köpke weiter als zum außerordentlichen Professor gebracht, — eine Thatsache, die anderen in neuerer Zeit zur Illustrirung der Berliner Universitätszustände vielfach erörterten wohl angereiht zu werden verdient. Und doch wäre die Aufnahme Köpke's als eines vollberechtigten Mitgliedes der Facultät, der er wahrlich zur Zierde gereichte, nur der gebührende Lohn gewesen für die hervorragenden Leistungen desselben in seiner langjährigen akademischen Thätigkeit.

Köpke war kein glänzender, aber ein formgewandter, sicherer, klarer und geistvoller Redner, wie unsere Universitäten deren nicht eben viele aufzuweisen haben. Während diese Begabung und die von ihr getragene erfolgreiche Thätigkeit von anderer Seite her anerkannt wurde, indem Köpke die geschichtliche Professur an der Berliner Kriegsakademie erhielt, an welcher er 1860—67 als hochgefeierter Lehrer wirkte und in dem preußischen Officiercorps historische Kenntniß, politische Einsicht und patriotische Begeisterung weckte und pflegte, hat er an der Universität eigentlich sein Leben lang mit all den kleinen und großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, die unter den damals obwaltenden Verhältnissen mit einer derartigen Stellung gerade in Berlin verbunden zu sein pflegten. Mit einer Ausdauer, die sich zum Theil nur daraus erklärt, daß ihn die ersten Bedingungen eines behaglichen Daseins, das Zusammenleben mit dem geistesverwandten greisen Vater und mit Mutter und Schwester, an Berlin fesselten, und die geistige Vielthätigkeit, die dort herrschte, mit ihren mannichfaltigen Anregungen ihm gewissermaßen Lebensbedürfniß geworden war, hat Köpke gegen diese Schwierigkeiten angekämpft, und es ist ihm die Freude nicht versagt geblieben, vor seinem ernsten Willen und seiner treuen Arbeit dieselben allmählich schwinden zu sehen. Hatten in früheren Jahren vorzugsweise seine literargeschichtlichen Vorlesungen zahlreichere Zuhörer angezogen, so drang Köpke späterhin auch als eigentlich geschichtlicher Docent mehr und mehr durch, las vor stets wachsenden Zuhörerkreisen und konnte namentlich eine ziemlich beträchtliche Anzahl jüngerer Historiker zu einer Art von Seminar um sich vereinigen, um dieselben zu selbständiger Forscherarbeit anzuleiten und in die Methodik derselben einzuführen. Nirgends hat sich das akademische Lehrtalent Köpke's so bewährt und so Bedeutendes geleistet, wie in seiner Wirksamkeit in diesem Kreise jüngerer strebsamer Männer und angehender Fachgenossen, nirgends hat sich der Lehrer Köpke ein so dankbares und pietätvolles Andenken gestiftet wie bei den Jüngern seiner Wissenschaft, die er zuerst in das Innere derselben tiefer eingeführt, und von denen durch jene Uebungen Mancher den für sein ganzes wissenschaftliches Leben entscheidenden Anstoß empfangen hat.

Aber das Bild des verewigten Lehrers würde unvollständig sein, wollten wir nicht auch seiner politischen Gesinnung und seiner eine Zeit lang mit dem größten Eifer betriebenen patriotischen und politischen Wirksamkeit gedenken. Bei einem so maßvollen Geiste, der die Gesetze des historischen Lebens zu ergründen und in ihrer Wirksamkeit darzustellen zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hatte, kann es nur natürlich erscheinen,

Digitized by Google

daß er gegen alles plötzlich Hereinbrechende, alles gewaltsam Erzwungene, den geschichtlichen Gang der Entwickelung im Leben der Völker und Staaten willkürlich Durchbrechende eine unüberwindliche Abneigung hegte und, wo er auf solche Bestrebungen, das geschichtlich Gewordene in andere, neue Bahnen hineinzuzwängen, stieß, sich denselben mit aller Energie und mit einem aus tiefster Ueberzeugung entspringenden rücksichtslosen Muthe entgegenstellte. Auf der anderen Seite aber war Rudolph Köpke doch auch durchdrungen von dem Rechte und der Pflicht des Volkes, an dem Staate und dessen Ausbau mitzuarbeiten: war er auf der einen Seite strenger Monarchist und auch in den Tagen, da die politische Bewegung am höchsten ging und selbst die Getreuesten zu schwanken und irre zu werden anfingen, ein begeisterter Anhänger der Hohenzollern, so war er auf der andern doch zu sehr Historiker, um sich der Erkenntniß zu verschließen, daß die eigentlich treibende und bewegende, die neue Bildungen schaffende Kraft in dem Volke liege, daß es also dieses aufzuklären und zu bilden und zu politischer Arbeit heranzuziehen gelte. In diesem Sinne hat Rudolph Köpke denn auch selbst zeitweise eine rege politische Thätigkeit entfaltet, namentlich in den stürmischen Jahren 1848—51. Er war einer der hervorragendsten Stifter des „Patriotischen Vereines", der aus einem Theil des bisherigen constitutionellen Clubs entstanden war in Folge der Streitigkeiten über die Frage, ob die neue preußische Verfassung auf das Ein- oder Zweikammersystem zu begründen sei, und blieb auch, bis der Verein mit der zunehmenden Reaction die ersten Bedingungen gedeihlicher Wirksamkeit verlor und endlich einging, eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder desselben. Köpke's leidenschaftslose, klare, sachliche, dabei formell abgerundete Rede wurde jederzeit gern gehört, und mehr als einmal ist es dem Worte des unscheinbaren Mannes gelungen, die auseinandergehenden Meinungen zu einigen und in wichtigen Fragen die Entscheidung in seinem Sinne herbeizuführen. Nicht minder eifrig aber focht Köpke für die von ihm erwählte Sache mit der Feder: die meisten der Aufrufe, Erlasse, Adressen, Denkschriften u. s. w., die in jenen Monaten von dem Patriotischen Vereine oder dem Centralausschusse der zu einem großen Ganzen verbundenen Vereine gleicher Tendenz ausgegangen sind, verdanken ihren Ursprung der gewandten Feder Köpke's. Sie alle zeichnet der Wohllaut der Sprache, der Ernst des Vortrages, das Verschmähen aller Stichwörter und Phrasen vor ähnlichen Schriftstücken jener Zeit in ungewöhnlichem Grade aus.

Die Wendung freilich, welche Preußens innere und äußere Politik unter dem Ministerium Manteuffel nahm, erbitterte auch Köpke und ließ denselben zu der traurigen Erkenntniß kommen, daß auch sein Streben, sein redlicher Eifer, seine aufopfernde Thätigkeit vergeblich gewesen sei; auch ihm war die politische Thätigkeit, in die er sich, davon überzeugt, daß er einer guten Sache diene, mit Begeisterung geworfen hatte, seitdem völlig verleidet, und er zog sich mehr und mehr in seine geschichtlichen und literarhistorischen Studien zurück. Erst nach langen Jahren, als der Geist einer neuen Zeit mit Sturmeswehen durch Preußen und Deutschland daherbrauste, kehrte Köpke, wenn auch diesmal nur mit der Feder, zu seiner politischen Thätigkeit zurück. Ein Mann von den politischen Ansichten, der Schärfe des Blickes und dem edlen Patriotismus Köpke's mußte durch die Ereignisse, die im Frühjahr 1866 sich zu entwickeln begannen, auf das Tiefste und Gewaltigste erregt werden: Köpke erkannte sogleich, um was es sich handelte, was es jetzt für Preußen und für Deutschland zu gewinnen galt. In einer Reihe vortrefflicher Artikel, die er für die Spener'sche Zeitung schrieb, warf er sich zum entschiedensten Vertheidiger der in ihren Anfängen viel geschmähten deutschen Politik Bismarck's auf und verlangte

Digitized by Google

zuerst mit aller Entschiedenheit die Einverleibung der bei Ausbruch des Krieges von Preußen besetzten Bundesstaaten. Diese Artikel, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen gerechtes Aufsehen machten, wurden später überarbeitet und zu einem Ganzen vereinigt als besondere Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Das Ende der Kleinstaaterei, ein Capitel aus Deutschlands neuester Geschichte", eine der besten Erscheinungen in jener broschüren- und flugschriftenreichen Zeit, der Friedrich von Raumer in einem an Köpke gerichteten historisch-politischen Briefe mit Recht nachrühmte, sie sei werthvoll, nach Form und Inhalt anziehend und reich an Beredtsamkeit der Einsicht, des edlen Zornes und des männlichen und begeisterten Gemüthes. Gerade aber im Hinblick auf diese letzte und bedeutendste Arbeit Köpke's auf dem Gebiete der Politik muß man es bedauern, daß es dem edlen Patrioten nicht vergönnt gewesen ist, die Frucht des im Jahre 1866 Begonnenen in dem großen Kriege 1870—71 zur vollen und herrlichen Reife gedeihen zu sehen. Die unter glorreichen Siegen begründete neue Herrlichkeit des geeinigten Deutschland war das Ideal, welches Rudolph Köpke's Seele erfüllte, sein wissenschaftliches Lehren, sein literarisches Schaffen beherrschte und durchgeistigte, dessen einstige Verwirklichung vorzubereiten er als die schönste und höchste Aufgabe seines Lebens ansah.

Dieser Geist spricht uns denn nun auch aus den Schriften des Verstorbenen an: alle liebenswürdigen, alle bedeutenden Seiten seines äußerlich einfachen und schlichten, innerlich reichen und vollgehaltigen Wesens kommen gerade aus den die verschiedensten Stoffe behandelnden kleineren Arbeiten Rudolph Köpke's, wie sie jetzt in einem stattlichen, mit dem wohlgetroffenen Porträt des Verfassers gezierten Bande vereinigt uns vorliegen, recht ganz und voll zur Entfaltung. Der Geist ächtdeutscher Familienliebe und pietätvollster Anhänglichkeit durchweht das den Band eröffnende „Familiendenkmal", eine Festschrift zu dem funfzigjährigen Amtsjubiläum seines Vaters, in welcher der glückwünschende Sohn auf Grund urkundlicher Forschungen eine höchst anmuthig geschriebene Geschichte der Familie Köpke giebt; in demselben ergreifenden und erhebenden Tone ist der zugleich von kindlichem Schmerze durchzitterte Nekrolog geschrieben, den er 1865 seinem in hohem Greisenalter nach einem segensreichen und gesegneten Leben entschlafenen Vater nachsendet.

In den den größten Theil des Bandes einnehmenden eigentlich geschichtlichen Aufsätzen entfalten sich alle die Eigenschaften aufs neue, die Rudolph Köpke als Historiker in Forschung und Darstellung auszeichneten. Vornehmlich tritt es hier recht lebhaft uns entgegen, wie Köpke jedes Einzelne und Kleine auf das Große und Ganze zu beziehen und ihm in dem Organismus desselben seinen Platz anzuweisen verstand; besonders anziehend sind uns in dieser Hinsicht die zahlreichen Heiligenleben und kleinen Biographien historischer Persönlichkeiten, die Köpke seinerzeit in Piper's Evangelischem Kalender veröffentlichte: die Reinheit, die Kindlichkeit seines der größten Innigkeit fähigen Gemüthes tritt gerade in diesen kleineren, so recht mit dem Herzen geschriebenen, formell auf das Sorgfältigste ausgefeilten Aufsätzen in der wohlthuendsten Weise hervor und hat für eine ganze Gattung eine Reihe unübertrefflicher Musterbilder geschaffen. Den Schluß des Bandes bilden, den literarhistorischen Arbeiten sich anreihend, einige biographische Denkmale, wie sie Rudolph Köpke ihm nahestehenden bekannten und verdienten Männern zu setzen liebte: hier tritt er uns recht als Mensch, als liebender, verständnißvoller, männlicher Freund entgegen, und es wird uns so auch nach dieser Seite das Bild des Verewigten ergänzt und harmonisch abgeschlossen.

Digitized by Google

Ein reicher Segen ist von dem stillen und unscheinbaren, aber innerlich reichen Leben Rudolph Köpke's ausgegangen; der größte aber ist und wird allezeit der sein, daß — wie des Verewigten Freund Giesebrecht die Summe dieses Lebens ziehend wünscht — der Geist der Wahrheit, Reinheit und Treue, der wie Köpke's ganzes Leben so auch alle seine Werke durchdringt, immer mehr und immer voller zur Herrschaft in unserem Volke gelange.

Ein deutscher Antibarbarus.

Von

Bruno Meyer.

Es ist noch nicht ganz ein Jahr her, da nahm ich an dieser Stelle Gelegenheit, mein Herz auszuschütten über und gegen eine der schwersten Versündigungen der Deutschen gegen das Deutschthum, der leider nicht ohne Weiteres durch die nationale Erhebung und die Wiedergeburt des Reiches ein Ziel gesetzt wird, deren man sich vielmehr nichts ahnend, in gutem Glauben schuldig gemacht, und der man sich, ohne ernstliche Ermahnung und gründliche Gegenwehr, auch ferner ungescheut ergeben haben würde. Ich veröffentlichte im siebenten Hefte des ersten Bandes der „Deutschen Warte" einen Aufsatz „Die Pflege der Sprache, eine nationale Aufgabe", der nachwies, daß und warum die deutsche Sprache seit Schiller und Goethe nicht nur nicht entsprechend fortgebildet, sondern sogar entschieden vernachlässigt werde und in Verfall gerathen sei. Aus nahe liegenden Rücksichten konnte ich auf Einzelheiten nicht eingehen, und als ich von verschiedenen Seiten privatim um Rath angegangen wurde, konnte ich weiter nichts thun, als auf ein tüchtiges Sprachstudium im Allgemeinen als Mittel zur Abhülfe verweisen, wie ich das als Inhalt der uns erwachsenden „nationalen Aufgabe" bereits in dem beregten Aufsatze bezeichnet und erläutert hatte.

Seit ganz Kurzem sind wir in dieser Hinsicht besser gestellt. Der Mann, der wie kaum ein zweiter dazu befähigt war, der Verfasser des großen „Wörterbuches der deutschen Sprache" (Leipzig, bei Otto Wigand), des einzigen vollständigen wissenschaftlichen Werkes dieser Art, und einer Anzahl verwandter und ergänzender kleinerer Werke, hat sich das Verdienst erworben, eine empfindliche Lücke in der deutschen Literatur auszufüllen, hier einmal ohne Phrase einem tief gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Sein neuestes Werk führt den anspruchslosen Titel: „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Von Dr. Daniel Sanders. Berlin, 1872. G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung." Und bevor ich dazu habe kommen können, der Freude über diese überaus schätzbare Gabe einen nicht bloß auf einige oberflächliche Phrasen und verständnißlos herausgegriffene Beispiele (wie anderwärts fast ausschließlich geschehen) beschränkten Ausdruck zu geben, liegt mir schon die dritte Auflage vor, und kaum habe ich Aussicht, diese Besprechung vor dem Erscheinen einer vierten in die Hände der Leser zu bringen, wofern diese der dritten annähernd

Digitized by Google

so schnell folgt, wie die letztere ihren Vorgängerinnen gefolgt ist. (Die drei Vorreden sind vom 4. Februar, vom 6. Mai und vom 19. Juni dieses Jahres datirt!)

Ich muß gestehen, daß mich selten der durchschlagende Erfolg eines Buches so wie hier erfreut, aber doch auch überrascht hat. Vorher hätte ich ihn nicht möglich gehalten. Ein wirklich gediegenes, in der Form bis zur lexikalischen Trockenheit schlichtes, die Phantasie des Lesers nicht erregendes und seiner Eitelkeit nichts weniger als schmeichelndes Buch wie dieses hat sonst Noth, sich dem Publicum als annehmbar darzustellen, und das vorliegende wird förmlich verschlungen! Da muß also das Bedürfniß wirklich brennend, und mehr als das — gefühlt und anerkannt, vielleicht darf man sagen — eingestanden sein. Das ist höchst erfreulich, denn dann ist doch einige Aussicht auf Besserung und auf einen dem Aeußeren entsprechenden inneren Erfolg des trefflichen Buches.

Der Verfasser beginnt sein Vorwort also: „Es giebt im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind, und gegen die sie deshalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht — oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos — festgestellt hat, und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Fall neben einander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleich berechtigt sind, oder welche die richtigere oder vielleicht die allein richtige sein dürfte.

„Diese Zweifelfälle sind nicht bloß zahlreicher, sondern es ist auch die Unsicherheit in denselben größer, als man im Allgemeinen glaubt und anerkennt. — In derartigen Zweifelfällen und überall da, wo für gebildete Deutsche im Gebrauch ihrer Muttersprache sich grammatische Schwierigkeiten herausstellen dürften, soll das vorliegende Buch schnelle und sichere Auskunft ertheilen."

Der Zweck des Buches ist also der, aus dem schwankenden Gebrauche den richtigen herauszuschälen und eine Norm für die deutsche Sprache der Gegenwart an's Licht zu fördern. Der Verfasser erreicht diesen Zweck im Allgemeinen vollständig in einer großen Menge meist sehr kurzer (überwiegend einzeiliger) und einer beschränkten Zahl sehr übersichtlich gegliederter längerer Artikel in lexikographischer Ordnung auf 188 Octavseiten. Das Buch bietet also in Bezug auf die deutsche Sprache dasselbe, was der sogenannte Antibarbarus für das classische Latein bietet, eine Sammlung in Form und Gebrauch schwankender und zum großen Theil fehlerhafter, gegen den Geist der Sprache verstoßender, „barbarischer" Wörter, Wendungen und Fügungen nebst Berichtigung des Irrigen und Bestätigung des Rechten und Guten. Man kann es daher füglich einen *deutschen Antibarbarus* nennen. Es wird demselben damit keineswegs willkürlich ein ihm fremder Stempel aufgedrückt.

Ich glaube nun meiner Hochachtung für den Verfasser und meiner aufrichtigen Freude über das Buch keinen schlagenderen Ausdruck geben zu können, als indem ich zeige, daß ich es sorgfältig benutzt und mit Fleiß daraus zu lernen gesucht habe, indem ich aber dies nicht durch Wiederkäuen längst bekannter oder neu gefundener frappanter und unzweifelhafter Wahrheiten bekunde, sondern dadurch, daß ich mich über einige der mir noch nicht ganz klar erscheinenden Punkte verständigend verbreite.

Es liegt mir natürlich sehr fern, den Standpunkt des Verfassers anzufechten. Nur aus sehr unberufenen Kreisen könnte der Einwand erhoben werden: die Sprache auszu-

Digitized by Google

bilden und festzustellen, sei Aufgabe der Schriftsteller und werde von ihnen bestens besorgt. Es ist vielmehr durchaus thöricht, sprachliche „Zweifelfälle", lexikalische und grammatische Schwierigkeiten durch die Autorität der Schriftsteller, und wären es die allergrößten und unantastbarsten Dichteringenien, entscheiden und aufklären zu wollen. Wer steht dafür, daß denselben die höchsten Kenntnisse in sprachlichen Dingen eigen gewesen, daß sie ihnen nur haben eigen sein können, daß sie ihnen — im besten Falle — in jedem Momente beim Produciren genügend gegenwärtig gewesen, um jeden noch so leisen Verstoß gegen sprachliche Normen mit untrüglicher Sicherheit zu verhüten?

Cicero war doch arm an Gedanken genug, um der sprachlichen Form jeden Grad von Sorgfalt ohne Schaden für den meist nichtigen Inhalt zuzuwenden; und doch setzt dieser Idealschriftsteller der dogmenwüthigen Neulateiner seine Anbeter und Nachtreter oft durch schwankenden Gebrauch und durch sprachliche Dinge in Verzweiflung, die sich aus der sicheren Vergleichung mit anderen Autoren und aus seinem eigenen Gebrauch als durchaus nicht immer im besten, makellosesten Latein unverfängliche und berechtigte herausstellen. Ganz ebenso und noch mehr ist Aehnliches im Deutschen der Fall, denn hier, als in einer „noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache" giebt es überhaupt keinen solchen absoluten Normalschriftsteller.

Man lese folgenden Satz: „Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte (!), das Bild zu sich nahm (!), und später Tischbein die ihm (!) contractmäßige (!) Hälfte um ein Namhaftes abkaufte." Das kann der ungeschickteste Localreporter einer Zeitung vierten Ranges absolut nicht schlechter liefern, und wenn man unter Vorzeigung dieser Stilprobe für ihren Verfasser um den Rang einer anerkannten Sprachautorität würbe, so könnte man damit doch nur Gelächter ernten. Dadurch aber, daß nun zufällig Goethe (Rom, den 16. Juni 1787) der Verfasser ist, wird doch dies Deutsch nicht um eines Strohhalmes Breite besser, und wer so etwas schreiben konnte (wenn auch nur in einem vielleicht flüchtig hingeworfenen Briefe, der ja doch aber später unbeanstandet zum Druck befördert wurde), der kann unmöglich als unverbrüchliche Sprachautorität in „Zweifelfällen" gelten.

Diese Autorität kann vielmehr absolut nur bei dem Sprachforscher sein, gleichviel, ob er sich als Schriftsteller einen Namen gemacht hat oder nicht. Es handelt sich hier einfach um die Berechtigung der Kritik, die nicht zum „Bessermachen" herangeholt werden darf. Eine schriftstellerische Arbeit kann die treffendsten Gedanken, die rührendsten Empfindungen, die überraschendsten Bilder und die schönsten Wendungen enthalten, und doch sehr vielfach uncorrect sein, was der Sprachforscher oder selbst der sprachlich etwas feiner Gebildete sofort bemerkt, ob er gleich nicht im Stande ist, die Schönheiten der Arbeit selber in annäherndem Maße hervorzubringen. Die Arbeit ist aber dann nicht wegen, sondern trotz der Fehler nur wegen ihrer anderweitigen Schönheiten schön, und sie ist durch die Fehler weniger schön, als sie sein könnte und sollte. Manchmal, vielfach — beispielsweise meist in Werken gebundener Rede — lassen sich die sprachlichen Schwächen hinterher aus dem einmal fertigen Werke nicht entfernen, wenigstens nicht ohne Anderes, was werthvoll ist, mit zu opfern. Aber dadurch wird das Falsche nimmermehr richtig und noch weniger schön. Es kann allenfalls — wie oft geschieht — einen gewissen Affectionswerth erhalten:

„Man liebt ein Gedicht, wie den Freund man liebt, ihn selbst nebst allen Gebrechen",

Digitized by Google

sagt Platen vollkommen mit Recht; und man sträubt sich mit gutem Grunde dagegen, von fremder Hand selbst die unschädlichsten Verbesserungen vornehmen zu lassen.

Aber schöner wär's immer, der Genius der Sprache wäre in dem Schaffenden so lebendig gewesen, daß ihm nichts „Menschliches" begegnet oder entschlüpft wäre; und was wir bei dem älteren Dichter mit dem herrschenden Gebrauche seiner Zeit entschuldigen und ohne Störung hinnehmen, das sind wir berechtigt und verpflichtet, bei dem modernen Schriftsteller strenge zu verpönen und als einen entstellenden, bis zur Ungenießbarkeit verunzierenden Flecken zu empfinden. Wer schreiben will, mit dem Anspruch, daß man ihm als Schriftsteller irgend einen Rang, eine Bedeutung zuerkenne, wer nicht bloß in mehr oder weniger ungehobelter Form, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist", sein bischen Ideen und Meinungen um Gottes willen an den Mann bringen will, der soll die Sprache lernen mit emsigem Fleiße, wie die Sprachforscher sie in ihrer Reinheit und Formvollendung ermittelt und hingestellt haben. Der Sprachforscher ist der Gesetzgeber im Gebiete der Sprache. Er ist da der König, wo der einzelne Schriftsteller nur ein Parlamentsmitglied ist. Das kann Anträge stellen, und diese können auch von vielen, ja den meisten seiner Collegen gebilligt und angenommen werden. Darnach kommt der König darüber und spricht: sic volo, sic jubeo — oder sic veto —, und so hat's zu geschehen.

Wenn ich mir diese Stellung des Sprachforschers vergegenwärtige, wenn ich die ganz außerordentliche Autorität eines Sanders bedenke, wenn ich mich des gegenwärtigen Zustandes, will heißen der grassirenden Verwahrlosung, unserer herrlichen Sprache erinnere, und mir sein Buch als deutschen Antibarbarus vorstelle, so wünschte ich durchgängig, der Verfasser wäre selbstbewußter, energischer, entschiedener aufgetreten. Das Buch verräth — als Antibarbarus betrachtet — noch zu sehr den Lexikographen, dem jede lexikalische Erscheinung als solche und als historische Thatsache werthvoll und heilig ist, wie dem Botaniker jedes Pflänzchen, mag es brauchbar oder unbrauchbar, gleichgültig oder giftig sein. Er führt auf's Gewissenhafteste jeden Gebrauch an, oft ohne ein bestimmtes Urtheil auszusprechen, meist kaum es durch ein „veraltend" oder „selten" oder „seltener" andeutend, wobei aber das so Bezeichnete oft sehr gut, oft nur noch eben oder aber gar nicht mehr zu dulden ist. Nur bei den absolutesten Thorheiten, die von potenzirten Schwaben, Leuten, die nicht nur nicht vor dem vierzigsten Jahre, sondern überhaupt in keinem für Menschen erreichbaren Alter klug werden, noch ab und zu wieder aufgewärmt werden und einen halbwegs vernünftigen Menschen nachgerade bei der bloßen Annäherung nervös machen und mit Anwandlungen von Seekrankheit bedrohen, wie bei „Rechnen-" und „Zeichnenbuch" statt des natürlichen und richtigen „Rechen-" und „Zeichenbuch", erlaubt er sich ein gereiztes „entschieden falsch". Sonst muß man seine die vergleichungsweisen Werthe der schwankenden Formen und Wendungen abwägenden Ausdrücke sehr schwer nehmen, um für den Gebrauch das Richtige zu treffen. „Tadelhaft" bedeutet mindestens „unbedingt verwerflich"; „nicht nachahmungswerth" so viel wie „grundverkehrt"; „richtiger" heißt beinahe „ausschließlich richtig"; u. s. w.

Es wäre gar nicht zu befahren gewesen, daß eine absprechendere und so zu sagen subjectivere, besser vielleicht: autokratischere Kritik des gegenwärtig (d. h. seit der classischen Periode) entwickelten und herrschenden Sprachgebrauches der Wirksamkeit des Buches schaden könnte. Das ist nicht einmal bei den Willkürlichkeiten eines Adelung der Fall gewesen, und heute liegt doch ein anderes Material vor und wird dasselbe doch von einer anderen Kritik beherrscht. Wer durch seine Sprachkenntnisse in der Lage ist, Sanders zu

Digitized by Google

controlliren und auch ihm gegenüber eine selbständige begründete Meinung zu behaupten, wird sich durch dessen entschiedene Meinungsäußerung nicht einschüchtern lassen; und wer dazu nicht im Stande ist, der erhält in der überwiegenden Anzahl von Fällen jetzt kein fertiges Urtheil geliefert und kein ausreichendes Material zur eigenen Beurtheilung unterbreitet; und für diese Gattung von Lesern — es ist der bei weitem größte Theil, sicher mehrere neunzig Procent — ist es unbedingt ersprießlicher und wünschenswerther, der vielleicht noch nicht ganz allgemein gebilligten klaren und bestimmten Ansicht eines Sanders folgen zu können, als den Zufälligkeiten und Unberechenbarkeiten einer sogenannten Selbständigkeit überantwortet zu sein. Namentlich aber in Zeiten der Zerfahrenheit und Verwilderung ist es vielmehr angezeigt, die Zügel etwas zu straff anzuziehen und das Gesetz in schroffster Form hinzustellen, als mit Milde und Duldung die etwa einzuräumenden Gränzen der Licenz so weit wie möglich hinauszuschieben. Uebersprungen werden in solchen Zeiten die aufgerichteten Gränzpfähle doch; besser also, jenseits derselben wird noch einiger sicherer, wiewohl nicht recht nutzbarer Boden gelassen, als jede Ueberschreitung führt sofort und ausnahmslos in den Sumpf.

Allerdings ist auch hierin eine gewisse Maßhaltung geboten, deren Vernachlässigung unsere Sprache um einen ihrer wesentlichsten und förderlichsten Vorzüge bringen würde: um ihre Beweglichkeit und ihre Anbequemungsfähigkeit an jede besondere Gedankennuance. Das Ideal unserer deutschen Grammatik (namentlich ist hier an die Syntax gedacht) ist nicht die knöcherne Unausweichlichkeit und Unfehlbarkeit der höchst präcisirten Regel, wie im Lateinischen, sondern die schöne Mannichfaltigkeit der Möglichkeiten, durch welche das Sprachmaterial wie Wachs in der Hand des Sprachkünstlers bildsam ist und sich in die feinsten Detailformen des Gedankens willig einschmiegt, wie im Griechischen (welches letztere — beiläufig — um dieser Verwandtschaft und Verbildlichkeit willen einen nicht genug zu würdigenden Vorzug vor dem Lateinischen als formales Bildungsmittel hat). Diese unentbehrliche Freiheit gilt es aber doch nur da zu wahren, wo es sich um den Ausdruck von Gedanken, nicht aber, wo es sich lediglich um Gedankenlosigkeit und Unwissenheit handelt. Der letzteren Art Fälle sind übermäßig häufig; und da sollte das beschneidende Messer ein Bischen wüthen.

In dieser Rücksicht hätte auch manchen gewaltsamen Erweiterungen der sprachlichen Möglichkeiten minder hoher Werth beigelegt werden können. Was Lessing von der Kunst sagt, gilt vollauf auch von der Sprache: Nicht Alles, was sie vermag, soll sie vermögen. Man hat gesagt: Den guten Stilisten erkennt man an Dem, was er verschweigt. Man sollte hinzusetzen: Mehr noch an den Schwierigkeiten, die er umgeht. Das Geschlecht formelhafter Wortverbindungen (Sanders' Artikel: „Genus stehender Wortcomplexe"), in denen die Hauptwörter ursprünglich artikellos stehen, braucht ein guter Schriftsteller nie zu bezeichnen, und ähnlich steht es mit hundert unerträglich harten Wendungen und Fügungen, die sehr oft gebraucht und von Sanders auch an den verschiedensten Stellen erörtert, manchmal allerdings (besonders in dem Artikel: „Zweideutigkeit") erfreulicher Weise auch ausdrücklich als besser zu meiden gekennzeichnet werden. So stolz wir auf die Gefügigkeit unserer Sprache sein und so sehr wir dieselbe benutzen können, sollen wir ihr doch keine Gewalt anthun, um sie allen Capricen und Capriolen der Gedankenformation mit sichtbarem Zwange anzupassen. Dabei geht mehr (an Schönheit der Sprache und an Feingefühl für dieselbe) verloren, als durch eine forcirte piquante Wendung irgend gewonnen werden kann.

Digitized by Google

Der Verfasser hat aber nicht zu befürchten, daß ihm von Verständigen der im Vorworte befürchtete Vorwurf gemacht werden wird, er habe Unnöthiges aufgenommen. Erstlich kommt es bei den allereinfachsten und abgethanen Geschichten doch wahrlich nicht darauf an, ob ihnen zu Liebe ein paar Dutzend einzeilige Artikel mehr oder weniger da sind. Ferner würde es ihm ja ein Leichtes sein, durch Citate zu belegen, daß keine seiner Bemerkungen unnütz gemacht ist; denn leider giebt es keine noch so große Dummheit in diesen sprachlichen Dingen, die sich nicht — wenigstens gelegentlich, manchmal aber selbst in verhängnißvoller Gewöhnung und Regelmäßigkeit — selbst unsere besten Schriftsteller zu Schulden kommen ließen. — Allerdings aber wird es ihm nicht erspart werden und ihm sogar lieb sein, auf bemerkte Lücken aufmerksam gemacht zu werden; und deren würde er unzweifelhaft selber noch viele finden, wenn er mit dem Gedanken eines deutschen Antibarbarus, wie es sehr zu wünschen wäre, recht fürchterlichen Ernst machen wollte. Ich will das Odium auf mich laden, hier ein paar solche Schoßsünden unserer Schriftsteller, die er nicht oder nicht ausreichend und entschieden abgethan hat, zu denunciren.

Mit sehr vielen anderen syntaktischen Angelegenheiten, die in diesem Buche haben verhandelt werden müssen, hätte wohl auch der scheußliche Zopf des Curialstiles, der selbst die reinlichsten Arbeiten wie eine in der Luft liegende Pest hie und da verunziert, eine Berücksichtigung verdient. „Und hat der Betreffende" — diese unfehlbare Wendung jedweder hochobrigkeitlichen Verfügung deutet dem „Betreffenden" an der Kragenumdrehung, die an der Sprache vollzogen wird, symbolisch sein eigenes Schicksal an, wenn er etwa... Ich fühle immer etwas wie einen Polizeigriff im Nacken, und es ist mir, als würde ich von kräftigen Wachtstubendüften umweht, wenn mir diese Inversion nach und begegnet, deren nicht zu beschönigende Unrichtigkeit und deren bodenlose Geschmacklosigkeit nicht scharf genug verurtheilt und verfolgt werden kann. Die Inversion (umgekehrte Wortfolge) entsteht im Hauptsatze (von der Frage abgesehen) grundsätzlich nur und ausschließlich dadurch, daß irgend ein Satztheil (oder einen solchen vertretender Satz) aus der einfachsten und natürlichsten Ordnung heraus an die Spitze des Satzes genommen wird, um ihm dadurch Nachdruck zu geben. „Er hat auch einen Orden dafür bekommen." Invertirt: „Auch hat er u. s. w." oder „Dafür hat er u. s. w." Das Wort „und" jedoch — das syntaktisch vollkommen gleich mit „oder" steht — kann nicht beliebig seine Stelle ändern; es verbindet entweder Wörter im Satze und bleibt dann zwischen ihnen wie der Leim zwischen zwei Brettern, oder es steht vor dem Satze, um ihn mit seinem Vorgänger zu verbinden, dann aber hat es nicht den allermindesten Einfluß auf die Construction des nachfolgenden Satzes und kann denselben also am allerwenigsten ganz über den Haufen werfen und umwenden.

Freilich kann gelegentlich nach „und" ein invertirter Hauptsatz folgen, wenn dieser nämlich die Fortsetzung eines solchen ist: „Kaum war er abgestiegen und hatte der Diener das Pferd in den Stall geführt; da u. s. w." Das kann, zumal wenn Zwischensätze eingetreten sind, mitunter auf den ersten Blick verfänglich aussehen, ist aber vollkommen correct. Auch dürfte es sich schwerlich empfehlen oder rechtfertigen, für solche Und-Sätze die Aufhebung der Inversion als Regel aufzustellen, wie es der Verfasser einmal (S. 9) sogar innerhalb eines Nebensatzes, der die Wortfolge des invertirten Hauptsatzes hat, zu beabsichtigen scheint.

Er führt einen sehr schön gebauten Satz von Gutzkow an: „Es schien ihm, als läge eine bange Vergessenheit hinter ihm, und eine alte trübe Erfahrung, die ihn betrogen,

Digitized by Google

äffe ihn auf's Neue." Hier ist also in dem Und-Satze, der regelmäßigen Fortsetzung eines invertirten Satzes, das Subject wieder vor das Zeitwort getreten. Ich behaupte aber, das ist nur scheinbar ein hierher gehöriges Beispiel; in Wahrheit liegt eine Anakoluthie, d. h. eine Abweichung von der strengen Construction, vor, die darin besteht, daß mit zwei gleich möglichen und guten Constructionen zu Gunsten des Fortschrittes zu der lebhafteren und energischeren gewechselt wird. Man kann eben sagen: „Es schien ihm, eine alte Erfahrung äffe ihn" — ganz ohne „als", in Hauptsatzconstruction. Wenn dieser Wechsel hier (und in ähnlichen Fällen) einen anderen Grund als den erwähnten ästhetischen hat (die grammatische Erklärung von Sanders ist falsch), so kann es nur ein zu bekämpfender sein, nämlich der Mangel an Uebung und Muth, deutsche Sätze ernstlich zu bauen mit bewußter Einsicht in ihre Gliederung, und die leidige Gewohnheit, sich vom „Gefühl" leiten zu lassen, wo dann natürlich alle Augenblicke die Anakoluthie da, und nicht im zehnten Falle die Sprache so gefällig wie hier ist, den aus dem Bau gefallenen Schriftsteller in dem weichen Bette einer auch erlaubten Construction ohne Schaden aufzufangen.

Der oben angeführten einfachen Art, wie die Inversion entsteht, und der großen Wirkung, welche mit ihrer Anwendung verbunden ist, sollte man sich erinnern, um dem Mißbrauch der französischen Schwindsuchtsconstruction unter Hinweis auf dies Radicalmittel zur Vermeidung derselben den Krieg auf Tod und Leben zu erklären. Kein ehrlicher und vernünftiger Mensch braucht Krücken, wenn er gesunde Beine hat; aber die deutschen Schriftsteller coquettiren und entstellen sich mit dem Gebrauch einer solchen, welche ihre französischen Collegen aus kahler und elender Noth sich geschnitzt haben und gebrauchen. Der Mangel einer Declination zwingt die Franzosen, ihre Satztheile der Verständlichkeit zu Liebe in einer bestimmten Reihenfolge zu setzen, welche sie — bis auf die sehr mäßigen Licenzen der Dichter und einige neuere Emancipationsversuche — auch über das unmittelbare Bedürfniß hinaus festhalten: „il a tué son père". Wenn wir dem Entsetzen gerade über dies Object dieser That deutsch Ausdruck geben wollen, so sagen wir einfach: „Seinen Vater hat er getödtet!" Das ist französisch so nicht zu übersetzen; man muß sagen: „c'est son père qu'il a tué", eine so umständliche und lahme Ausdrucksweise, daß — ja, daß die Deutschen dumm genug sind, sie unnützer Weise nachzuahmen: „Es ist sein Vater, den er getödtet hat". Es sollte als Regel für jeden anständigen und zurechnungsfähigen deutschen Schriftsteller unverbrüchlich hingestellt werden: Diese fremdartige Flickschusterarbeit ist verpönt. — Natürlich darf nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden; nur die bedeutungslose, meist aus reiner Faulenzerei nach diesem leeren, aber bequemen Schema bewirkte Umschreibung des hervorgehobenen Begriffes ist durchaus unstatthaft, diese aber auch unverbrüchlich. Dagegen muß es selbstverständlich gestattet bleiben, einen Satztheil, also auch den hervorgehobenen, und diesen sogar besonders, zu einem Satze zu erweitern. Das geschieht aber bekanntlich nicht, wie in dieser Formel der Fall, indem man den Satztheil zum Hauptsatze, den ursprünglichen und Hauptgedanken aber zum Inhalte eines Nebensatzes macht, sondern vielmehr so, daß aus dem Satztheil ein Periodentheil, d. h. ein untergeordneter, ein Nebensatz wird.

Findet sich aber, daß dasjenige, was in der ersten Einem vorschwebenden Fassung nur als Satztheil auftrat und nun sich fast von selbst zu jenem Satzembryo erweitert, wirklich Wichtigkeit und Inhalt genug hat, um einen selbständigen Hauptsatz daraus zu machen, so gestalte man dann auch in der That einen Satz, nicht einen solchen Schemen von einem satzartigen Gebilde. Ein Hauptsatz muß der Ausdruck, nicht das Bruchstück

Digitized by Google

eines Gedankens sein. Was aber ist jenes kümmerliche „Es ist sein Vater"? Ja, wenn ich an einer Leiche stehe, und Jemand weist fragend auf einen stumm und verzweiflungsvoll dastehenden jungen Mann, und ich sage: „Es" — oder besser: „Das (d. h. die Leiche) ist sein Vater": das ist etwas Vollständiges, das bedeutet etwas; aber was will denn jener Trumm bedeuten! Schon die bloße Umstellung der Sätze ändert das Verhältniß:

„Den du erschlugst, grausamer Christ,
O Gott! — es war mein Sohn!"

Da bezieht sich „den" nicht auf das Wort „Sohn" in einem unverständlichen Satze, sondern auf ein ausgelassenes und mit dem Worte „es" nachher wieder aufgenommenes „der Mann" oder „derjenige". Kurz, es giebt auch hier, wie überall in der Welt, einen Unterschied, den der Kundige und Fühlende erkennt und versteht; die Unart aber bleibt Unart, mag sie begehen, wer will; und die sollten und wollen wir uns nicht mehr gefallen lassen.

Die Denk- und Redefaulheit, d. h. die tadelnswerthe und strafbare Unlust, die Gedanken und die ihnen entsprechenden Sprachformen klar und zu einander passend zu entwickeln, hat einen so furchtbaren Grad und solchen chronischen Charakter erreicht, daß unser Verf. einer der allerverwerflichsten Sprachsünden — ich glaube fast aus Scheu vor der Autorität Goethe's, der ihr leider unzählige Male verfällt, — freilich mit sauer-süßer Miene, die bei seiner Milde im Urtheil schwer wiegt, aber doch immerhin ausdrücklich (S. 33) mit folgenden Worten Absolution ertheilt und bedingter Weise das Bürgerrecht in der Sprachwelt zuerkennt: „Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß dergleichen Ausweichungen aus der streng grammatischen Fügung nur mit Vorsicht und nicht zwecklos anzuwenden sind." Nun steht es aber wohl unzweifelhaft fest, daß alle diese Ausweichungen ohne jede Vorsicht und ohne jeden Zweck verbrochen sind und werden, und wer mit Vorsicht handelt, sie vermeidet. Es ist hier die Rede von dem liebenswürdigen Schlendrian, den Relativsatz so fortzusetzen, als ob gar keine relativische Anknüpfung vorhanden wäre, d. h. so, daß bei den angereihten Sätzen weder das vorangehende Relativum ergänzt werden kann, noch eine neue relativische Anknüpfung gemacht wird, noch auch das letztere überhaupt möglich ist, wie das z. B. in der oben citirten Goethe'schen Briefstelle der Fall ist. Dieses Forttaumeln aus dem Relativsatz in alle möglichen unmotivirten Nebensatzformationen und das Hineinfallen selbst in die Fügung des Hauptsatzes ist eine sprachschänderische Bummelei, mit der Mitleid und Nachsicht zu haben mir unverantwortlich erscheint. Es giebt in keiner anderen Kunst eine irgend vergleichbare Nonchalance; und für solche Auszeichnungen sollte sich die Sprachkunst bedanken; sie hat auf bessere Anrecht.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Gedankenlosigkeit und Trägheit, die solche Dinge treibt, auch vor anderen Faseleien und Faulheitsbeschönigungen nicht zurückscheut. Eine der beliebtesten ist die, wenn man just nicht recht weiß, wie etwas ist, und sich auch nicht die Mühe weiteren Nachdenkens geben will, zu sagen: „so": der „so" große Mann, das „so" schöne Gedicht. Das ist abgeschmackt und liederlich. Das Wort „so" *) hat nur einen Sinn und somit eine Berechtigung, wenn „daß" oder „wie" darauf folgt, oder das letztere aus dem

*) Abgesehen natürlich von seinem Gebrauch in prägnanter Bedeutung, im Sinne von „ohnehin" oder „ohnedies", allein oder in der Verbindung „so schon", wie auch von dem Gebrauch in den Verbindungen „so recht" und „so mancher".

Digitized by Google

Zusammenhange mit dem nächst Vorhergehenden unzweideutig, unmittelbar und unwillkürlich ergänzt werden kann, und zwar nicht mit einer allgemeinen Phrase, sondern mit einem ganz concreten Vergleiche. Man kann die Gedankenlosigkeit und die nebelhafte Verschwommenheit der Schriftsteller und der verschiedenen Schriftwerke ziemlich genau und ganz zutreffend an der Menge der sinnlos eingeflickten „so" abmessen und sich leicht überzeugen, wie viel bestimmter und kerniger Gedanken und Ausdruck wird, sobald man nur einfach jenes Symbol des Dusels wegstreicht, was in neun Zehnteln aller Fälle das einfache und zugleich das beste Heilmittel ist. Freilich müssen dann die Verfasser für einen greifbaren Gedanken einstehen.

Oft aber sind sie relativ unschuldig, auch wenn sie nach dem hier Ausgesprochenen verdammlich erscheinen; sehr oft nämlich folgt auf „so" nicht nur „daß" oder „wie" oder gar nichts, sondern auch „als". Dann aber sind sie mit Umgehung der Scylla in die Charybdis gefallen. Es ist sehr anerkennens- und dankenswerth, daß unser Verf. über alle älteren vielfach von der Regel und unter sich abweichenden Autoritäten hinweg mit größter Entschiedenheit festgestellt hat, daß die Partikel für den Comparativ der Gleichheit — also insbesondere nach so — wie im Englischen as - as — einzig „wie" ist, nicht als, während nach dem Comparativ der Ungleichheit — entsprechend dem englischen than — ausschließlich „als" oder (mit Vorliebe in gewissen Fällen, um Härten, wie den Zusammenstoß „als als", zu vermeiden) „denn" steht, durchaus nicht „wie". Distinctionen und feine Unterschiede, die hier Manche ersonnen haben, sind müßige Spintisiereien. Die Sache liegt so einfach und glatt, wie Weniges in der Sprache.

Bei den bezüglichen Fürwörtern — es ist vom „wie" nur ein kurzer Weg für die Gedankenassociationen zu ihnen — gäbe es auch wohl etwas aufzuklären und zu reformiren. „Der" und „welcher" als zurückbezüglich auf Wörter, welche einzelne Dinge bezeichnen, „was" dagegen als zurückbezüglich auf ganze Sätze oder Wortcomplexe und auf allgemeine Neutra stehen klar genug gesondert einander gegenüber, und für die Unterscheidung von „der" und „welcher" im Gebrauche giebt der Verfasser genug. Aber wo bleiben die Consequenzen? Wie ist es zu vertheidigen, daß alle jene Wörter, welche wegen der allgemeinen, d. h. indifferenten Bedeutung und der Flexionslosigkeit von „was" aus der Verschmelzung desselben mit Präpositionen entstanden sind: „woraus", „worin", „worauf" u. s. w., nicht blos wie „was", sondern wie jedes beliebige Relativum zurückbezogen werden? Kein Mensch darf recht sagen: das Schwein, was ich geschlachtet habe; noch weniger: die Frau, was ich gesehen habe. Aber man schreibt und spricht (Sanders selbst sogar!) in der Form: das Pferd, worauf er ritt; die Straße, woran sein Haus liegt; der Berg, worüber die Straße führt. Das ist einfach falsch und nur aus leidiger Bequemlichkeit entstandener Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, der wohl eine gründliche Erörterung und darauf eine unzweideutige Verpönung erfahren sollte. In diese Untersuchung müßte auch das relative „wo" und Aehnliches hineingezogen werden; u. A. besonders der verwandte Mißbrauch der correlativen hinweisenden Verschmelzungen „daraus", „darin", „darauf" u. s. w.

Einer kurzen Erwähnung wäre auch der durchaus sinn- und sprachwidrige Gebrauch von „indem" im Sinne von „da" oder „weil" werth, um kurzer Hand auf den Index gesetzt zu werden. „Indem" bedeutet ausschließlich die Gleichzeitigkeit und die wie das Mittel zum Zwecke sich verhaltende Zusammengehörigkeit zweier Handlungen.

Ich sehe, ich habe den vorgezeichneten Raum schon bedenklich überschritten, und ich

Digitized by Google

fürchte, daß die Geduld und das Interesse vieler Leser mir bei meinen Kreuzzügen auf dem „trockenen" Felde der Grammatik schwerlich selbst nur bis hierher gefolgt sein dürfte, so sehr das der Sache wegen zu wünschen wäre; denn mit der Taktik des Vogels Strauß ist nun einmal nirgend etwas Ordentliches zu schaffen; die Uebelstände sind da, und ohne Ernst und Mühe wird an ihnen nichts geändert, und die kellerdeutsche Sprachverderberei muß aufhören, denn sie ist eine Schmach und ein Hohn für ein geistig und politisch so hochstehendes Volk, wie das deutsche ist. Indem ich also im Uebrigen auf meinen früheren Aufsatz und als bequemes und treffliches Mittel zur Belehrung und Besserung auf das Sanders'sche Buch verweise, unterlasse ich es, auf die zahlreichen noch notirten Punkte näher einzugehen, indem ich nur noch bemerke, daß, wer bei Benutzung des Buches finden sollte, daß er dasselbe nicht versteht, sich hüten möge, zu sagen: Ach, das ist ja Unsinn, wozu soll ich mich damit quälen! — sondern irgend wo im geheimsten Kämmerlein sich gestehe, daß es ihm an der allernothwendigsten und nothdürftigsten soliden Unterlage zur wirklichen Bildung gebricht, und hingehe und eifrig das Versäumte nachhole. Es bleibt für alle Ewigkeiten unwandelbar dabei, daß ohne gründliche Sprachkenntnisse alle sogenannte Bildung „eitel", d. h. hohles Scheinwesen ist. „Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag' allem Wissen", spricht Rückert's Brahmane, und kein Mensch hat je mehr Recht gehabt als er.

Ein Wort noch über die Drucklegung. Dieselbe ist enorm schwierig und verantwortungsvoll bei einem solchen Werke, aber freilich für die Officin, in der die Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefe und das encyklopädische Wörterbuch der französischen Sprache von Sachs gedruckt werden, ist dieser Satz verhältnißmäßig einfach. Dennoch verdient die Herstellung als absolute Leistung ein besonderes Lob. Sie ist sehr gewissenhaft besorgt und trägt viel zur Uebersichtlichkeit des Buches, das heißt also zu seiner Brauchbarkeit bei.*) Ich notire zwei Druckfehler, die mir gerade in die Hand fallen: S. 16, 2, Mitte: einem Bevorstehnden (nicht m) und S. 40, 2, Z. 11 von unten: überall schwache Form (statt: starke).

Der Artikel, in dem Letzteres steht, „Declination der Eigenschaftswörter", ist an Klarheit, Uebersichtlichkeit und Energie einer der meisterhaftesten des Buches, eine wahre Freude, ihn zu lesen. Der Verf. sagt da bei einer Gelegenheit (S. 46): „Diese Unterscheidung, die jeder Feinhörende als richtig anerkennen wird (in Bezug auf das in Rede Stehende unzweifelhaft!), wird freilich noch nicht von Allen gleichmäßig durchgeführt, sollte es aber jedenfalls werden, damit das regellose, willkürliche Schwanken endlich vollständig ein Ende fände." Auf wie viele Punkte der Art paßt der Seufzer nicht?! Möchte dem Buche der glücklichste Erfolg beschieden sein, — sich selbst überflüssig zu machen! Damit wird es aber wohl noch gute Wege haben! So werde es um so mehr bis dahin fleißig und sorgfältig benutzt; — es kann nur Gutes wirken.

*) Sanders schreibt so consequent in allen analogen Fällen: Bevorstehnden, nicht Bevorstehenden. Ich möchte dieser Form doch im Allgemeinen den Vorzug zugestehen und jene eben nur als — allerdings vollberechtigte — Nebenform gelten lassen. Die Berufung auf das Mittelhochdeutsche kann hier nicht verfangen, da die neue Sprache auch andere verwandte und unverwandte Verkürzungen und Zusammenziehungen der älteren (varnde, soltu, zeinem, u. s. w.) eben durchgängig aufgegeben hat.

Digitized by Google

Römische Briefe.

Von

Gustav Floerke.

I.

(Moderne Malerei. Zur Berliner Ausstellung.)

Rom, Ende Juni.

Sie wissen, ich bin nicht gerade der Ansicht, daß der modernen Malerei aus Rom besonders viel Heil kommen müsse. Ich habe mich vor einiger Zeit in der „Gegenwart" darüber ausgesprochen und will hier nur den Satz wiederholen.

Wenn ich Ihnen heute über das zu schreiben gedenke, was Ihre diesjährige große Akademie-Ausstellung von Rom an Bildern zu erwarten hat, so scheint es mir praktisch, Ihren Lesern einige Notizen über die gegenwärtige Malerei der ewigen Stadt voraufzuschicken.

Rom zählt tausend und ich weiß nicht wie viel „Kunst"-Maler, wie man in München sagt. Der Menge nach, in Zahl und Production, stehen die Copisten voran, handwerksmäßige, auf ein oder zwei alte Bilder eingelernte Schmierer, die hier wahrhaftig nur dazu da zu sein scheinen, Einem den Genuß auch des Besten zu verderben und aus den würdigen Sälen römischer Principi Fabrik- und Kaufgewölbe zu machen. Es giebt kaum noch ein bekanntes gutes oder doch dafür verschrienes Bild in den Galerien Roms, bei dessen Vorstellung sich mir nicht auch die Erinnerung an eine entsetzliche Copie wie ein Schatten mit aufdrängte. Dabei muß bemerkt werden, daß Leute, die nur zu ihrem Studium copirten, hier fast gar nicht vorkommen. — Neben jenen Copisten alter Bilder stehen die, welche für hiesige „Kunst"-Händler (einen Kunsthandel in unserem Sinne giebt es hier nicht) moderne Bilder, die Letztere entweder gekauft oder unter dem Vorwande des Kaufes sich geliehen haben, bis in's Unendliche und Unglaubliche vervielfältigen. Ich könnte Ihnen Namen bekannter Landsleute nennen, welche an hiesigen Schaufenstern Bilder mit der eigenen Namensunterschrift fanden, an denen sie Gott sei Dank nicht den geringsten Antheil mehr hatten, als die einstmalige Erfindung des Motives.

In zweiter Linie kommt eine fast eben so große Reihe von selbständigen Fremdenmalern. Sie vorzugsweise bedingen mit ihrer gleichartigen Massenproduction das alte geschminkte Larvengesicht, welches die römische Malerei jedem gesunden Fremden darbietet, welcher herkommt und in den glänzenden offenen Ateliers so und so vieler in den Reisehandbüchern besternter Maler einen Ueberblick über die gegenwärtige Kunst der Stadt zu finden hofft. Es sind Leute manchmal mit großem Talente vor zwanzig Jahren, manchmal noch heute talentvoll und geschickt, manchmal allerdings kaum das letztere, Alle aber mit scharf ausgebildeten gesellschaftlichen und kaufmännischen Anlagen. Sind sie auch nicht Maler im Wollen und Können, so sind sie es doch in den Haaren oder in ihren Reden, von denen der nach Rom kommende und somit officiell begeisterte Geldmann ziemlich viel vertragen kann, und sie sind es sammt und sonders im Bilderverkaufen. Wer je in Rom gewesen ist, kennt sie. Denn sie malen von jeher dasselbe: — „Römisches",

Digitized by Google

d. h. Wasserleitungen und Modelle. Nur manchmal ist das Motiv laut Unterschrift aus Ischia oder Capri oder einem sonst vielbesuchten Touristenort des den Göttern heiligen Italiens entlehnt. Und sie malen von jeher auf dieselbe Art, denn ihre Kunst malt nach Geld und hat nicht Zeit, sich um den Fortschritt, den die moderne Malerei in Anschauung, Studium und Wiedergabe der Natur gemacht hat, zu kümmern. Und hier in Rom geht dies Stillestehen. Denn man weiß einmal draußen, daß man in Rom nur Besonderes und lauter Gutes findet. Ist man trotzdem im Zweifel, so läßt man sich von den dazu angestellten Platzbedienten belehren, oder man gesteht sich heimlich die eigene Unkenntniß ein, schämt sich, sie laut zu bekennen und nimmt das, was Einem wunderlich vorkommt, in Farbe oder Zeichnung für den römischen Stil oder sonst was Besonderes. Unter dieser Gesellschaft zählt auch die deutsche Zunge, deutscher oder schweizerischer Nation, ihre Vertreter, allerdings meist solche, welche den Betrieb bereits auf eine höhere Stufe gebracht haben. Sie machen alljährlich ihre „Geschäftsreise" nach Paris und sehen nach, „was geht". Das machen sie nachher auch, in ihrer Art. In Paris pflegen diese Herrn nur Schweizer zu sein; hier spielen sie sich auf die Deutschen hinaus. Natürlich. Denn Deutsche kaufen mehr als Schweizer, und Engländer kaufen z. B. nur von Engländern, Americaner von Americanern ꝛc. Diese Aristokratie der Fremdenfänger sind meine besonderen Freunde, und es kann Niemand mehr von mir verlangen, daß ich ihre Bilder aufsuche oder gar über sie schreibe. Wozu auch? Diese Leute riskirten, selbst wenn sie Zeit dazu hätten, doch nie eine auswärtige Ausstellung zu beschicken, um nicht abgewiesen zu werden.

Sie können mir sagen, daß ich hier mit etwas scharfem Contour zeichne. Ja, ich gebe das zu. Aber will man den Typus einer unendlich vielfarbigen und vielgeschmeidigen Classe kurz und knapp und doch ähnlich darstellen, so kann man nicht anders als die Hauptzüge markiren. Auch werden die guten Züge manches Einzelnen werthlos unter dieser Gesammtfirma. Außerdem — wenn diese Leute mit eigengebauten Kartoffeln oder Malzextract handelten, hätte man ja nichts gegen sie; aber die Kunst ist doch zu gut dazu, und so erscheint mir Hoff noch als ein Gentleman gegen sie.

Ueber das Geheimniß des glänzenden Geschäftes, welches diese Herrn machen, noch wenige Worte. Natürlich besteht es, wie alle verwandten, in der Reclame. Die Hauptrolle spielt dabei das Protectorat der Lohndiener. In zweiter Linie kommen die Fremdenzeitungen, in welche sich die Herren, unter allerlei anderen Firmen, inseriren, und die Reisebücher, aus denen sie heute mit dem besten Willen nicht zu entfernen sind, falls sie einmal darin stehen. Manchmal genügt auch das Ueberallsein in der Gesellschaft, der Ruf des elegant eingerichteten Fabrikgewölbes oder die künstlerisch liebenswürdige und interessante Persönlichkeit. Manchmal wirkt ein gutes altes Bild, das man sich auf 14 Tage in's Atelier leiht, — ein echter Raphael zum Beispiel; das zieht! Auch rührende Erzählungen thun viel, um z. B. unbedeutende Genrebilder zu verkaufen. Hat man dazu kein ausreichendes Talent, so genügt oft — besonders phantasievollen Damen gegenüber — daß man auseinandersetzt, was man sich bei der grünen Farbe der Tapete, bei der rothen Nase des Alten, bei der Stunde, welche die Uhr zeigt, bei der offenen Lichtscheere und Gott weiß wobei gedacht hat. Der glückliche Käufer kann das nachher daheim jedem Besuche wieder erzählen. — Probatum est.

Bei berühmteren Leuten dieses Genres pflegt der Preis von der Größe der Leinwand abzuhängen. Ungefähr so: Eine Dame hat die Studienmappe des Herrn X durchgeblättert und sich entschlossen. „Ach, Herr X, malen Sie mir also dies, in Oel natürlich.

Digitized by Google

Und was wird das kosten?" — Dieselbe Größe? 800 Francs. — „Das wäre also wohl so groß wie das Bild da?" (Sie hält die Skizze gegen das eingerahmte Probeschaustück.) — Nein, das ist schon zu 900. — „Richtig! Was würde es denn in der Größe da kosten?" — Welche befehlen Sie? Diese da? 1000. — „Und in jener?" — 1500. — „So — Nun, ich danke Ihnen. In acht Tagen also —." — Sie meinen, das sei in einem Kupferstichladen passirt? Bitte, ich habe diese Scene selbst erlebt.

Eine Classe alter Herrn und mit ihnen herumlaufender Classiker ist noch ziemlich zahlreich und meist aus Deutschen bestehend. Sie malen aber so gut wie Nichts. Sie hatten sich früher um dies oder jenes große Talent geschaart, und das ist jetzt todt. Sie kommen mir immer vor entweder wie längst Gestorbene oder doch wie Jener, dem sein Arzt prophezeit hatte, daß er höchstens noch sechs Monate leben könne. Der ließ nun Gott einen guten Mann sein, kümmerte sich den Teufel um Arbeit und Lernen, verkneipte, was er hatte, — und nun sind das schon Jahre her, er wartet Tag für Tag auf sein seliges Ende, aber er lebt immer noch.

Die Italiäner sind bis jetzt noch nicht viel auf deutschen Ausstellungen erschienen. Die Geschickten unter ihnen haben meist schon auf der Staffelei verkauft. Auch sie sind alle ausgezeichnete Geschäftsleute und nicht gerade tiefe Künstler. Aber sie sind fleißige, liebenswürdige und geschmackvolle moderne Maler, die meist eine Juwelierarbeit meissonnierscher Technik betreiben. Wenn ihnen dabei meist der Zopf oder die französische Spätrenaissance als Cinquecento dient, so ist das eben nur modern. Im Winter, wenn ihre Ateliers sich wieder zu füllen beginnen, und sie selber zurückkehren, werde ich Ihre Leser mit den Besten unter ihnen bekannt machen. — Die hier weilenden Spanier sind, nebenbei bemerkt, von diesen Italiänern kaum zu trennen.

Was die Franzosen malen, weiß ich nicht. Hebert ist nicht hier, Hamon und Saint weilen meist auf Capri, und damit möchten nicht nur die ältesten, sondern auch die besten Namen genannt sein. In die Académie française gehe ich nicht, um mich keinen Grobheiten auszusetzen. Ich kann Ihnen bei dieser Gelegenheit nur die kleine Geschichte erzählen, daß der Portier jenes französischen Institutes in der Villa Medici eine vornehme deutsche Dame wegen ihrer Nationalität mit beleidigenden Grobheiten hinauswies, während auf der Villa Malta (Bayerische Gesandtschaft) eines der begehrenswertheften und langbegehrteften Ateliers noch immer in den Händen eines der echtfarbigsten Franzosen ist. „Er ist halt schon so lang' da. Man kann ihm doch nit nausschmeißе," sagt Peter Schöpf.

Die Belgier sind den Franzosen völlig verwandt. — Dänen und Scandinavier machen zwar hin und wieder eigenartige Sachen, soweit sie nicht Deutsche sein wollen, aber doch ist von ihnen nicht viel Besonderes zu sagen.

Ueberhaupt wäre es jetzt die falscheste Zeit, auf die zeitgenössige Malerei in Rom genauer eingehen zu wollen. Denn jetzt geht die Kunst auf Reisen; der Künstler in die Campagne oder die Berge, die Bilder an ihre Besteller oder auf die Ausstellungen.

Auch an Berlin ist hier gedacht worden, und das hat mich hauptsächlich zu diesem Briefe bewogen. Ich habe Manches für unsere hauptstädtische große Ausstellung Bestimmte gesehen, was bereits dem geflügelten Rade anvertraut ist. Auch verstehe ich von diesen Bildern Verschiedenes; nur bei einem oder dem anderen Kunstwerke nicht, wie solche Waare so theueren Transport verträgt.

Da nun somit meines Erachtens, wenn auch kein besonderes Heil, so doch einiges

Digitized by Google

Gute von Rom zu Ihnen kommt, so will ich Ihnen diesen kurzen Begleitbrief dazu schicken.

Das größeste und wohl auch bedeutendste Bild, welches ich gesehen habe, ist Schlösers riesiges: „Peleus und Thetis". Aber das Gemälde ist schon seit längerer Zeit in Deutschland und dürfte bereits wiederholte Besprechungen erfahren haben, wenn auch keine davon zu mir gedrungen ist. Ich beschränke mich daher darauf, hier kurz hinzuzufügen, daß ich bekenne, nicht ganz zu den unbedingten Verehrern des Herrn Schlösser zu gehören. Kein Mensch kann ihm sein staunenerregendes Wissen, seine reiche Kenntniß und seinen bewundernswürdigen Fleiß verkleinern, Eigenschaften, von denen das Fleisch dieses Bildes wieder glänzendes Zeugniß ablegt. Aber Schlösser ist nach meiner festen Ueberzeugung — oder soll ich sagen nach meinem Gefühle — ein Künstler ohne Phantasie. Seine Figuren dürften kaum so originell, ihre Affecte kaum so unbedingt einzig richtig, mathematisch zweifellos sein, wie man wohl sagt. Was die Composition anlangt, die bei einer Richtung wie die Schlösser's doch eine große Hauptsache ist, so kann ich mir nicht ausreden, daß das blos Raumfüllende bei ihr doch einen zu großen Platz einnimmt. So schön z. B. die Nymphen des Mittelgrundes in diesem Bilde sind, so kann ich ihre völlige Theilnahmlosigkeit doch nicht mit ihren Einzelvorzügen entschuldigen, sondern vielmehr im Bilde kaum ertragen. Außerdem ist mir hier der Raum selbst und die Erscheinung der Menschen und Dinge in ihm, in Licht und Luft entweder nicht sorglos — ideell — genug, oder zu wenig den Bedingungen der wirklichen Natur entsprechend. Auch die Ausführung der Nebendinge erscheint mir von diesen zwei Gesichtspunkten aus entweder der Composition schädlich oder unwahr in Rücksicht auf den beschränkten Aufnahmekreis des Auges. Daß sich neben äußerst charakteristischen Händen auch manierirte finden, werde ich einem Nachahmer des Cinquecento gegenüber nicht allein behaupten. Soviel scheint mir schließlich trotz aller Hochachtung vor der Kunst Schlösser's gewiß, daß er an einem neuen Aufschwung unserer Malerei nicht Schuld werden dürfte.

Ein absolut entgegengesetztes, in jedem Sinne modernes Bild ist das in seiner Art hervorragende Abendbild von Otto Weber. Der Künstler scheint allmählich wieder Deutscher werden zu wollen, seit man ihm, so gern er auch Franzose gewesen sein soll, Paris unmöglich gemacht hat, — wenigstens beehrt er unsere Ausstellungen. Sein Bild ist übrigens so gut wie eins seiner Richtung. Was das Auge mit einem Blick erfassen, was das Gemüth auf einen Griff fühlen kann: Stimmung, Jahres- und Tageszeit — die liebliche Idylle eines blühenden klaren Frühlingsabendes in einfachster Natur ohne auffallende Schönheit, — das ist hier auch einem und dem ersten Blicke geboten. Wer nicht mehr von der Malerei fordert, hat hier kaum noch zu fordern. Höchstens ließe sich darüber streiten, ob die absichtliche Vernachlässigung des Rasens im linken Vordergrunde eine richtige Consequenz dieses malerischen Principes sei.

Dann möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf zwei Bilder „In den Bädern des Tiberius" (Capri) und „Vorsindfluthlich" von H. C. Krohn lenken. Ich muß bekennen, daß die beiden Arbeiten, zusammen betrachtet, mir ein anziehendes Bild von der künstlerischen Persönlichkeit ihres Schöpfers machen. Ich habe nicht gerade häufig einen so gewissenhaften Fleiß vor der Natur beobachtet, welcher, wie auf dem Bilde von Capri, der Erscheinung so bis in die kleinsten Details ihrer Wirkung in Licht und Luft gefolgt wäre, und doch damit die tüchtigste Zeichnung zu vereinigen und so fern von einer leeren Nachahmung der Natur zu bleiben vermocht hätte. Ich habe noch seltener gesehen, daß ein der-

Digitized by Google

artig sorgfältiger Realist, wie der, der sich auf dem eben genannten Bilde mit der einfachsten Existenzmalerei begnügt, noch die originelle Phantasie und Schöpfungsfreude hatte, wie sie das zweite Krohn'sche Bild verräth. — Dort auf dem ersten Bilde sehen wir einfache Mädchen von Capri, die im Begriffe sind, sich im Trümmerschutze der Tiberiusbäder zu baden. Es ist ihre wirkliche Badestelle, es sind wirkliche Caprimädchen, nicht unächte, wie sie Gregorovius dichtet, jeder Charakter, Form, Bewegung, Stoff sind ächt genug, — und eben so wahr ist die Gesammterscheinung, das Nebeneinander der bereits farblos werdenden Farben, — nur draußen, wo vom häuserreichen Ufer des Golfes von Neapel ein Stückchen herüberblitzt, liegt noch rothe Sonne. Drinnen ist es schon abendlich kühl, und tief und einladend ruht die Fluth — bis diese bunte muntere Schaar — jetzt ihre einzigen Gäste — sie trüben wird. — Bei allem Fleiß ist das Bild überall und offenbar mit verständiger Absicht so anspruchslos wie sein Stoff, wie die Wirklichkeit. Allerdings trotz der feinen Abwägung der Farben ist das Ganze nicht vollständig Bild geworden. Man fühlt, daß der Fleiß und die genaue Kenntniß der Erscheinungsbedingungen unter den gegebenen Umständen dem Maler etwas im Wege gestanden haben. Das Interesse ist etwas zertheilt und eine Linie, wie die der Trümmer im Mittelgrunde, die der Wirkung entschieden entgegen ist, ist schon deshalb mit keinem „Es ist aber so" zu entschuldigen.

In vollem Gegensatze zu dieser Arbeit, die mir etwas wie Respect einflößte, steht das zweite Bild, welches mich auf den ersten Blick mühelos erfreut hat, ein Bild durch und durch, von dem sinnigen Einfall bis zur letzten Stimmung der Farben und Töne, bis zu der Gränze, in welcher sich hier die Ausführung gehalten. Das Alles entspricht sich gegenseitig wie auf jenen Tiberiusbädern, nur hat es hier eben mehr ein Bild gegeben. — Ein Cannafeld, durch dessen unsichtbare Kronen die Sonne warm hereinspielt. Aus dem hohen dichten Rohre bricht das stupide massige Haupt eines Büffels — auf seinem Rücken lehnt die zierliche lachende Gestalt eines nackten jungen Mädchens, mit der Linken in der Mähne des merkwürdigen Freundes, mit der Rechten der Canna wehrend. Es ist viel über die Schönheit der Verbindung von Menschen- und Thierleib gesprochen worden, hier tritt noch besonders reizend der Gegensatz zwischen graciöser Sorglosigkeit und roher, aber mühelos beherrschter Kraft hinzu. Das ist ein „römisches" Bild, wie ich es mir gefallen lasse, denn das Mädel ist römisch, wenn sie auch kein Costüm anhat. Sie ist von dieser glücklichen Art, die sich den Leib nicht mit Schnüren zu verderben braucht, die Luft und Licht zu seiner schönen Ausbildung hineinlassen darf. Auch der Büffel ist römisch, und charakteristisch für Rom, wie er, ist auch die Canna, die im Sommer die Hälfte des Vignenlandes bedeckt. Wer will mir dagegen einwenden, daß es „Vorsindfluthlich" heißt. Was geht mich der nachträglich gemachte Katalogname an? Wer will mir sagen: Das giebt es nicht! Er gehe hin und besehe das Bild, und er wird dem Maler glauben und nur bedauern, daß *ihm* selbst das niemals begegnet ist. Hier ist eine Realität des Märchenhaften, welche die fleißigen Studien des Capribildes doppelt interessant machen. — Der nackte fünfzehnjährige Leib wird heute in Berlin wohl Niemanden mehr ärgern. Es giebt allerdings Zöpfe, welche darin, daß man „zu junge" Mädchen *malt*, eine Art Unzucht der Phantasie sehen und auch dagegen am liebsten einen Paragraphen im Strafgesetzbuche sähen. Ich behaupte, daß man ein Recht hat daraus zu schließen, daß gerade *ihre* Phantasie krank ist. Der jugendliche Körper hat meiner Meinung nach mit der von ihnen gemeinten Sinnlichkeit des Beschauers noch nichts zu thun, er ist einflußlos auf sie. Er ist ferner aber schlanker, feiner und in seinen Verhältnissen direct schöner, als der des

Digitized by Google

ausgewachsenen Weibes, dessen Nacktheit erst eine späte vorwiegend sinnliche Zeit in die Kunst gebracht hat. Denn die besten unbekleideten weiblichen Bildungen des Alterthumes sind Weiber mit völlig jungfräulichen Verhältnissen.*) Mit der schönsten im ästhetischen Sinne sinnlichen Erscheinung hat es aber meiner Meinung nach auch die Malerei in ihrer Weise ein für alle Mal zu thun.

Viel deutlicher römisch durch eine Menge von Costümen, bekannten Figuren, Aufschriften ꝛc. ꝛc. ist ein großes Bild „Tombola" von Wieder. Und doch, so oft außerdem der Künstler den Stoff schon behandelt hat, will das Bild für mich nicht römisch werden. Ich halte das für Modelle, nicht für Römer; ich merke Modellgefühle, schmecke Modellausdruck, keinen römischen, keinen durch die Seele des Künstlers gegangenen. Diese Leute haben sich den Schmutz von den Stiefeln gebürstet, ehe sie in das Atelier des Künstlers getreten sind. Der Zusammenhang scheint mir dem entsprechend mehr ein gestellter und darum absichtlicher; Absicht steckt überhaupt in allen Ecken bis auf die sauber gemalten Maueraufschriften mit ihren Witzchen. Die Menschen und Costüme sind aus demselben Grunde ausgesucht und sonntagsmäßig, gerade so viele, wie man etwa noch in der ganzen Stadt auftreiben dürfte. Und dieser Auffassungsweise entspricht die Technik: glatt, blank, veraltet. Das Bild ist eins jener sauber gemachten „Genre"-Bilder, deren Maler es nöthig zu haben glaubten, das bloß Bürgerliche auf alle mögliche äußere Weise zu verfeinern, um es darstellungswürdig und salonfähig zu machen. In Deutschland haben wir diese Art Genrebilder viel und lange gemacht, — aber ihre Zeit ist vorüber, man macht heute bessere.

Von zwei Genrebildchen von Guiglielmi, die zwar das Wieder'sche in Routine, momentanem Interesse und Geschick lange nicht erreichen, gilt ihrer Richtung wegen doch dasselbe.

Die in Deutschland wohlbekannte Dänin Frau Jerichau-Baumann ist eine der fleißigst schaffenden Künstlerinnen, die es geben kann. Man könnte ihre Production eine geradezu fieberhafte nennen. Daß diese Dame mir völlig unsympathisch ist, hat seinen Grund aber nicht allein darin. Ihre ausgesprochene Vorliebe für das Häßliche ist mir bei einer Frau doppelt unangenehm. Aber Frau oder nicht, das geht mich nichts an. Hier sind die Bilder: Eine Fischerhütte — eine Frau, wahrscheinlich aus dem Meere gezogen, liegt auf dem Lager. Eben bringt man ihr das ebenfalls gerettete Kind. Der Ausdruck der Mutter hat etwas Geistiges, Inniges, ja. Damit ist aber auch der Werth des Bildes ausgesprochen. Bedeutende malerische Technik kann mich allein nicht mehr warm machen. Eine zerfetzte Beleuchtung zerreißt zunächst alle Ruhe und alle Bild-

*) Es ist hier nicht der Ort, diese Principienfrage weiter zu erörtern, und wir haben unbeanstandet unserem Herren Mitarbeiter den Ausdruck seiner Meinung verstattet. Wir können aber nicht unterlassen, zu fragen, wie sich wohl zu der letzten Behauptung die Venus von Melos verhält! Denn nicht um jungfräulich oder matronal handelt es sich, sondern um unreif oder reif. Unzweifelhaft, daß auch die nackten Körper noch unreifer Mädchen ein ganz unverfänglicher Vorwurf der Malerei sein können, — eben da nämlich, wo auch die nackte Schönheit des reifen weiblichen Leibes unanstößig (in Intention und Ausführung) behandelt wird. Ganz ebenso unzweifelhaft aber mindestens, daß, wo überhaupt sich eine ungesunde Richtung der Phantasie und die Speculation auf die Sinnlichkeit des Beschauers in der Bevorzugung und der besonderen Auffassung der Nacktheiten verräth, eine besonders widerwärtige Steigerung der Lüsternheit in der Schaustellung noch unreifer Reize liegt. — Das Urtheil über das in Rede stehende Bild wird hierdurch selbstredend nicht berührt. Red.

Digitized by Google

wirkung, die sie hervorbringen sollte. Dann ist diese Beleuchtung des realistischen Bildes noch dazu unwahr. Ein blendendes Licht fällt durch die Thür auf die Frau — aber draußen ist der Himmel nachtschwarz, nur die See hell. Außerdem steht der hereintretende Fischer mitten in der Oeffnung, die nur noch ein mäßiges Helldunkel bewirken könnte. Am Herde sitzen dann noch zwei rothbeleuchtete magere Beine eines Alten, steht eine lange Stange von Magd. — Auf dem zweiten Bilde präsentirt ein moderner Grieche ein Lämmlein. Der Mensch ist nur bis zum Knie sichtbar und der Parthenon dient ihm als Hintergrund oder dient ihm vielmehr gar nicht. Ich finde das gegenseitige Verhältniß so unglücklich wie möglich — wenn ich aber wählen sollte, so möchte ich doch wünschen, daß der Hirt der Frau Jerichau wegginge und mich den Parthenon sehen ließe.

Eine eigenthümliche Künstlerrichtung repräsentiren vier Bilder von Schobelt. Bei allen wird sofort deutlich, daß der Maler in Italien das Cinquecento studirt hat. Was hat er daraus in seine modernen Menschen herübergetragen, was mit ihnen vereinigt? Meiner Meinung nach das, was ihnen am wenigsten paßt. Einen über ihren Kreis hinausgehenden geistigen Inhalt dadurch, daß er sie zu leichten Allegorien benutzt; eine fremdartige Form dadurch, daß er sie, z. B. eine Mutter mit Kindern, à la Madonna della sedia in einen runden Raum componirt; eine andeutende Behandlung der Stoffe, der seine Fertigkeit nicht gewachsen ist, — lauter nicht gerade erfreuliche Dinge. Wenigstens hätte sich wohl Besseres von jener Zeit lernen lassen. Dabei passirt es Herrn Schobelt, daß seine Allegorien unklar bleiben (die Frau in rothem Sammt mit dem alten Weibe), und daß er sich völlig vermodellirt, wie z. B. in dem jüngern Kopfe desselben Bildes. Am meisten sagt mir noch der Studienkopf eines lesenden Mädchens zu.

Drei „Historische" von Löwenthal erwähne ich nur ihrer Größe wegen, und weil ich glaube, daß ihr Verfertiger irgend wie von Berlin stipendiirt nach Rom gekommen ist. Verzeichnungen aller Art sind auf ihnen nichts Seltenes. So unbedeutend sie in malerischer Beziehung sind, so sind sie es auch in allem Anderen, was sie prätendiren. Ich möchte fast bezweifeln, daß Sie alle drei werden zu Gesicht bekommen. Denn die Prüfungscommission — *)

Unter den Landschaften stehen drei große Bilder von Harald Jerichau obenan. Allerdings sind sie nicht viel mehr als die Schnellmalereien und Effectbilder eines geschickten Künstlers. Farbeneffect mit allen Mitteln und um jeden Preis, selbst auf Kosten der Möglichkeit. Ich verweise nur auf das ungeheuer geschickt behandelte, aber absolut unmögliche Dunkel des Vordergrundes jenes Campagnabildes, auf welchem die Sonne, noch ziemlich hoch, hinter den Bäumen steht. — Die Ansicht von Sorrent erreicht ihren Mittagseffect nur auf Kosten der Wirklichkeit und der Gesammtfarbe. Der Fleiß, welcher auf dem vorigen Bilde das unerlaubte Dunkel des Vordergrundes wieder belebte, macht hier die Wellen der See bleiern. — Die abendbeleuchtete Campagna des dritten Bildes halte ich für die beste der drei Leistungen. Das ist allerdings römische Campagna, und die staunenswerthe Ausführung der Vordergrundsvegetation erhöht hier nur die Wirkung der tiefen Weite. — Im Ganzen betrachtet will mir aber auch diese künstlerische Erscheinung nicht recht erfreulich wirken. Wenn man schon in so jungen Jahren — Herr Jerichau steht im Anfange der Zwanziger — ein solcher Routinier ist, so ohne weiteren warmen Pulsschlag,

*) Ist unberechenbar! Jedenfalls ist Löwenthal schon öfter bei ihr durchgeschlüpft. Red.

Digitized by Google

bei solcher Massenproduction, wie soll man da im Alter malen! Ich meine, der Künstler kann sich freuen, wenn er nach 10 Jahren noch so malt wie heute und nicht bereits viel lebloser und manierirter. — Was die Hängecommission zu den raumfressenden breiten Sammetkästen sagen wird, welche den Effect der Bilder erhöhen sollen, weiß ich zwar nicht; ich denke aber, sie müßte viel überflüssigen Platz haben, wenn sie sie nicht cassirte.

Eine große Landschaft aus den Sabinerbergen von Kanoldt hat mich auch nicht warm machen können. Der Prellerschüler ist darin in Conflict gekommen mit dem Künstler, der vor der Natur Studien malt. Dies zerrissene Terrain besitzt weder in seinen Linien die Fähigkeit zu beruhigen, noch in seiner hie und da versuchten Halbrealistik Wahrheit genug, um uns zu erfreuen oder nur zu fesseln.

Zwei wunderliche Leistungen schickt Ihnen schließlich der Landschaftsmaler Ludwig. Ich verstehe das Auge nicht, welches das für schöner hält, als römische Campagnanatur, welches diese Pappbäume dem schöngeformten Egeriahain vorzieht, welches es für nöthig hält, den Monte Cavo zu einem zackigen Zuckerhut umzustilisiren. Nebenbei gesagt ist dabei sowohl der weiche linienzarte Charakter dieser vulcanischen Gebirgsbildung wie die breitgeschichtete Eigenart der italiänischen Eiche völlig verloren gegangen. Was zu Breughel's Zeit naiv war, ist heut zu Tage ganz was Anderes. Wenn der Verfasser auf solchem Bilde im Hintergrunde archaisirende Staffagefiguren getreulich verzeichnet, so ist auch ihr Gegensatz mit den Herren im Cylinder (Vordergrund) alles Andere als den Verstand beruhigend. Uebrigens verzeichnet sich Herr Ludwig auch gern bei modernen Figuren, wie eine andere Gruppe desselben Bildes (rechts) beweist. Noch mehr aber lehrt das zweite Bild, eine für mich völlig unqualificirbare Brücke, an der bei ihrer sonstigen Luftperspectivelosigkeit eine fremdartig feine Luftstimmung (links) auffällt.

Mehr habe ich nicht gesehen. Feuerbach hielt sein Atelier den Winter über verschlossen. Ob Müller, Kray und Andere die Ausstellung beschicken werden, scheint noch nicht gewiß; wenigstens habe ich nichts davon erfahren.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[9. August 1872.] Im Inneren unseres **Reiches** konnte die vierhundertjährige Jubelfeier der Ingolstadt-Landshut-Münchener Universität am 1. August und an den folgenden Tagen um so mehr die öffentliche Theilnahme auf sich ziehen, als sonst über allen Wipfeln der Politik Ruhe war. Der Reichskanzler ist noch in Varzin, und der Kaiser reiste nach Beendigung der Emser Cur langsam nach Gastein, wo er am 5. August eintraf. Auf dieser Reise erwartete man die Fassung der kaiserlichen Entschließung über die im preußischen Ministerium betreffs des Vorgehens gegen den Bischof von Ermeland und andere Bischöfe vorbereiteten Beschlüsse. Dem Vernehmen nach hatte die Reise des preußischen Cultusministers nach Homburg den Zweck, darüber persönlich Vortrag zu halten. Vielleicht ist diese Entschließung bis zur Rückkehr des Kaisers nach Berlin verschoben, we-

Digitized by Google

nigstens ist sie noch nicht veröffentlicht. Die am 1. August erfolgte förmliche Auflösung der Jesuiten-Congregation zu Schrimm in Posen und einiges Andere beweist aber, daß die Regierung auf dem Wege, welchen sie sich vorgezeichnet hat, vorschreitet. Die früher beabsichtigte Begegnung des Kaisers von Deutschland mit dem Kaiser von Oesterreich fand auf dem Wege nach Gastein nicht statt. Da sich der vom Kaiser Franz Joseph für Anfang September angesagte Besuch in Berlin mittlerweile zu einer bedeutungsvollen Dreikaiserzusammenkunft erweitert hat, so konnte es auch kaum angemessen erscheinen, daß der förmlich festgestellten Begegnung der drei Herrscher eine besondere Zusammenkunft von zweien derselben vorausging. Daher empfing nur der Erzherzog Karl Ludwig, im Namen seines kaiserlichen Bruders, den Kaiser Wilhelm an der Landesgränze, im Bahnhofe zu Wels. Letzterer bog auf dem Wege nach Gastein nur für einen Tag nach Berchtesgaden ab, wo bekanntlich der Thronfolger des Deutschen Reiches mit seiner Familie einen Sommeraufenthalt macht. Sein Verweilen auf diesem unvergleichlich schönen Stücke bayerischer und deutscher Erde ist nicht ganz bedeutungslos. Die einfach-frische Art seines Lebens und Verkehrs entspricht trotz des fremdartigen Dialektes ganz dem Genius des Ortes, ist Land und Leuten vollkommen angemessen. Der gewinnende Eindruck davon, gepaart mit den gewaltigen an seine Person geknüpften Erinnerungen aus der Kriegszeit nimmt naturgemäß und ungesucht seinen Weg aus dem engen Gebirgswinkel in einen weiteren Kreis. Es giebt noch andere Leute als die Bergbewohner, welche sich da freuen, daß der Erbe des Deutschen Reiches am 30. Juli seinen Namenszug auf der Spitze des Watzmannes einzeichnete.

Das Jubiläum der Münchener Universität, welches sich zu einem großartigen, auch vom Auslande — z. B. von Holland, von England — geehrten Feste gemeinsamer deutscher Wissenschaft gestaltet hatte, bewährte wieder einmal, daß an großen Vereinigungstagen, welcher Art sie auch seien, der deutsche Ton jetzt immer von selbst die Stimmung beherrscht, belebt und den lautesten Anklang findet. Fehlte es doch dafür selbst nicht an einem officiellen Zeugnisse. An dem Festmahle schloß der Cultusminister seinen Toast mit den Worten: „Unsere freudige Hoffnung möge ausströmen in den Ruf: Hoch Deutschland, Hoch Deutschlands sieg- und ruhmgekrönter Kaiser! Hoch das Deutsche Reich!“ Was aber dieser vierhundertjährigen Jubiläumsfeier außer ihrer der Wissenschaft zugewendeten Seite und außer dem deutschen Tone, welcher sich einmischte, noch eine Bedeutung anderer Art gab, das ist die Thatsache, daß gerade Döllinger als Rector magnificus die Universität vertrat. Alle die Zeichen der Anerkennung und Huldigung, welche von der Bürgerschaft, von den Studirenden, von den Vertretern der Universitäten und der ganzen deutschen Wissenschaft, von dem Könige selbst in vollem Maße ausgeschüttet wurden, galten eben so wohl der Universität, die durch einen der gründlichsten Gelehrten Europa's vertreten war, wie dem Priester des Wissens und der Religion, welcher sich charaktervoll dem unheilvollen Beginnen des Vaticanes wie ein Fels auf deutscher Erde entgegengestemmt hat. Beide Charaktere flossen so in einander, daß schwer zu sagen ist, welcher von ihnen die lebhaftere Anregung zu dem dargebrachten Tribute gegeben, die größere Anziehungskraft geübt hat. Der König ehrte Döllinger mit dem Großcomthurkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone und bestimmte, daß er den großen Fackelzug, welcher stattfand, als ihm (Döllinger) persönlich dargebracht betrachtet wissen wolle.

Während wir in unserer nächsten Nähe den Einfluß der politischen Windstille empfinden, erhalten wir gleichzeitig aus weiten Fernen die eine und die andere Kunde, welche

Digitized by Google

Zeugniß giebt von dem wachsenden Ansehen des Deutschen Reiches in Zonen, welche unserem Heere unerreichbar sind. Dort führten bisher nur die großen Seemächte das große Wort und ließen von Zeit zu Zeit Flotten erscheinen, mit denen die Anfänge unserer Marine sich nicht vergleichen lassen. Ueber den Vorgang in Hayti (vergl. Heft 2) ist nunmehr (am 22. Juli) auch eine officiöse Darlegung in der „N. Allg. Ztg." gegeben worden, die unzweifelhaft auf einem amtlichen Berichte beruht. Aber noch ist nicht Alles aufgeklärt. Vorläufig steht zweierlei fest. Zu wenig Energie ist bei dieser Gelegenheit von der Reichsregierung und von dem Schiffscapitän Batsch in keinem Falle entfaltet worden. Ob man nicht zu rasch zur Gewalt gegriffen, wie ehedem in ähnlichen Fällen Palmerston es oft that, ist noch eine offene Frage. Man kennt alle einschlagenden Thatsachen noch zu wenig, um darüber abzuurtheilen. Jeden Falles ist — zweitens — die Sache im Deutschen Interesse erledigt; die Regierung von Hayti hat sich gefügt, und ihr nachträglicher Protest verhallt im Winde.

Ein zweiter ähnlicher Vorgang, bei welchem es jedoch nicht bis zur Anwendung von Gewalt kam, spielte in Tunis. Die Regierung des Bey wollte Forderungen eines Deutschen, die früher zugleich mit Forderungen französischer und italiänischer Staatsangehörigen unter dem Schutze der französischen Interception gestanden hatten, nicht in demselben Maße wie diesen anderen fremden Ansprüchen gerecht werden. Ein ernstes und kräftiges Wort, eine Art Ultimatum Seitens der Deutschen Reichsregierung genügte aber, um dieser ungleichen Behandlung ein Ende zu machen.

Endlich ist bemerkenswerth, was von Canton in China berichtet wird. Daselbst besteht eine französisch-chinesische Unternehmung für den Bau von Kanonenbooten. Ein Verwalter derselben, ein geborener Elsässer und früherer französischer Officier, ward auf Anstiften seiner französischen Collegen, die ihm, wie es heißt, wegen seiner deutschen Gesinnung grollten, von dem dortigen Vicekönig entlassen. Da derselbe aber als Elsässer den Schutz des Deutschen Consuls in Canton in Anspruch nahm und erhielt, so ward er vom Vicekönig wieder in seine frühere Stellung eingesetzt. Eine officielle Mittheilung ist aber auch über diesen Fall — meines Wissens — noch nicht veröffentlicht worden.

In **Frankreich***) bildet der glänzende Erfolg des vielbesprochenen am 30. Juli zur Zeichnung aufgelegten Riesenanlehens das große Ereigniß des Tages. Es ist in gewissem Sinne ein deutsch-französisches Ereigniß, denn es wird unzweifelhaft die den Vertragsterminen bedeutend vorauseilende völlige Abzahlung der Kriegsschuld und die Räumung Frankreichs durch unsere Truppen nach sich ziehen. Thiers, seine Regierung, Frankreich

*) Ich habe einen wesentlichen Irrthum zu berichtigen, welcher sich in dem, was die Umschau des vorigen (dritten) Heftes über das französische Recrutirungsgesetz enthält, findet. Ich hatte damals das einschlagende Material noch nicht vollständig zur Hand und folgte einem ungenauen Berichte. Die eine Hälfte des diensttauglichen Jahrescontingentes, welches während des Friedens mit einer ganz kurzen Dienstzeit nur milizartig abgerichtet wird, zählt nämlich nach Vollendung dieser Abrichtung nicht zur Territorialarmee, sondern zur activen Armee, als eine besondere Kategorie derselben. Sie bleibt zur Disposition des Kriegsministers und tritt im Kriegsfalle sofort in die active Armee. Bei Berechnung der Höhe derselben ist auch auf diese zweite Kategorie der activen Armee Rücksicht genommen. In die Territorialarmee treten beide Klassen der activen Armee erst nach Ablauf der vollen Dienstzeit. Derselben gehört jeder in das Heer eingestellte Franzose bis zum 40. Jahre an, nämlich nach Ablauf der Reservedienstzeit für die active Armee 5 Jahre und ferner 6 Jahre als territorialer Reservedienstmann.

v. Wydenbrugk.

Digitized by Google

selbst, wenigstens das ganze politische, financielle und industrielle Frankreich, sonnt sich in den Strahlen dieses Erfolges. Niemals ward auch bis jetzt ein Anlehen in gleicher Höhe gefordert, niemals eine gleich hohe Summe gezeichnet, weder in der alten noch in der neuen Welt. Drei und eine halbe Milliarde wirkliches Capital oder der entsprechende Betrag an fünfprocentiger Rente zu 84½ Procent war gefordert worden. Darauf wurden über 2½ Milliarden fünfprocentige Rente oder 43 Milliarden effectives Capital gezeichnet, mehr als die Hälfte (fast ⅗) davon im Auslande, fast die Hälfte in Frankreich selbst. Es fand also ein mehr als zwölffaches Angebot statt, und demgemäß werden die Zeichnungen auf nicht ganz 8 Procent reducirt. Fragt man nur nach der Verhältnißzahl zwischen dem geforderten und dem angebotenen Capital, so hat Frankreich unter dem zweiten Kaiserreiche noch größere Erfolge als den gegenwärtigen aufzuweisen. In den letzten Tagen des Jahres 1863 war die Aufnahme eines Anlehens im Betrag von 300 Millionen Capital beschlossen worden. Am 30. Januar 1864 verkündete der Moniteur, daß darauf nicht weniger als 219,321,536 Francs Rente gezeichnet worden waren. Davon waren 2½ Millionen nicht reducirbar; die übrigen Zeichner konnten nur mit 5½ Procent ihres Angebotes bedacht werden. Am 6. August 1868 ward eine Subscription auf 450 Millionen Capital oder 19,516,245 Francs dreiprocentige Rente eröffnet. Als am 10. August die Zeichnungen geschlossen wurden, waren nicht weniger als 660,184,274 Francs Rente, also beinahe das 34fache der geforderten Summe oder 15 Milliarden Capital unterzeichnet. Abgesehen aber von der Verhältnißzahl zwischen Forderung und Angebot, ist Frankreich, ist keinem Staate der Welt jemals von der Capitalkraft dieser Erde ein gleich gewaltiger Credit eröffnet worden.

Freilich weiß Jedermann, daß das Angebot sowohl in dem gegenwärtigen Falle wie bei den eben erwähnten Anlehen unter dem Kaiserreiche nur zu einem gar kleinen Theile ernstlich gemeint war. Jedermann rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Rente unmittelbar nach dem Schlusse des Anlehens durch die gewöhnlichen Finanzkunststücke der in diesem Falle ziemlich allgemein coalirten großen Capitalmächte für einige Zeit hinaufgetrieben werden würde. Jedermann wußte, daß die Tonangeber größere Summen zeichnen würden, als die sie zu erhalten oder zu behalten wünschten, und that nun, in dem breiten und reißenden Strome mitschwimmend, zu seinem Theile desgleichen. Die meisten Zeichner dachten überdies nicht einmal daran, den Theil der gezeichneten Rente, der ihnen auch *nach* der stärksten *Reduction* wirklich zufallen würde, zu *behalten*. Sie wollten dieselbe rasch weiter geben und nur einen Agiogewinn abschöpfen. Es handelte sich also nur darum, die bei den Zeichnungen erforderlichen Cautionen in der einen oder anderen Form aufzubringen. Daß dies heute in viel größerem Maße und in viel weiter gezogenem Kreise geschehen kann als noch vor Kurzem, dies erklärt sich durch die von Jahr zu Jahr mächtiger anschwellende Capitalkraft, durch die mit Hülfe unzähliger neuer Banken vermittelte größere Mobilisirung aller Werthe und durch die Leichtigkeit, welche in alle Creditverhältnisse gekommen ist. Daß Finanzmanöver, welche durch diese volkswirthschaftliche Entwickelung in riesigem Maßstabe *möglich* gemacht sind, bei Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, auch vollständig zur Anwendung kommen, dies erklärt sich daraus, daß der Speculationstrieb, der Drang nach leichtem, mühe- und arbeitslosem Erwerbe von Jahr zu Jahr in fast noch rascherer Progression gestiegen ist als die Capitalkraft und die Entwickelung der Creditverhältnisse. Heute die Commune, fünfzehn Monate später 43 Milliarden Capital gezeichnet! Zwei Symptome, welche zwei Pole des französischen, des euro-

Digitized by Google

päiſchen Geſellſchaftslebens kennzeichnen! Wie düſter die eine, wie glänzend die andere Erſcheinung ſich abhebt, ein gewiſſer Zuſammenhang beſteht doch zwiſchen dieſen Extremen.

Es iſt hiernach nur zu natürlich, daß die Anfrage Frankreichs an den Geldmarkt der Welt und die von demſelben darauf gegebene Antwort von verſchiedenen Seiten ganz verſchieden gedeutet wird. Daſſelbe Ding erſcheint den Einen als weiß, den Anderen als ſchwarz. Die Einen ſehen darin nichts als Schwindel, nur die augenblickliche Ausbeutung eines coloſſalen Geldbedarfes durch die Speculation, nicht das durch das Gefühl der Sicherheit bedingte Anvertrauen eines ungeheuren Gutes. Die Anderen ſehen darin den Beweis für das wiedererwachte, faſt gränzenloſe Vertrauen nicht nur in die unerſchöpflichen Hülfsmittel Frankreichs, ſondern auch in ſeine politiſche und geſellſchaftliche Zukunft. Weder die eine noch die andere Anſicht iſt in ihrer Ausſchließlichkeit zutreffend. Gewiß eine die Dinge leicht nehmende, nicht allzu weit in die Ferne blickende Speculation und ein Stück Schwindel dazu, haben den Löwenantheil an dem Geſchäfte. Aber ohne eine gewiſſe reale Grundlage könnte eine in ſolchem Umfange ſich bewegende Speculation nicht durchſchlagen, könnte ſie ſelbſt nicht einmal auf Monate oder Wochen hinaus eine einigermaßen ſichere Rechnung machen.

Kein Land der Welt, dieſe Thatſache iſt kaum zu bemängeln, würde ein ſolches Geſchäft machen können, wenn es wie Frankreich ſeit ſeiner „großen" Revolution unaufhörlich von Umwälzung zu Umwälzung, von Staatsſtreich zu Staatsſtreich fortgetrieben worden wäre, wenn es eben aus einem Kriege wie der von 1870/71 und gleich darauf aus einem Bürgerkriege wie der zwiſchen Verſailles und der Commune hervorgegangen wäre. Das herrliche über Frankreich lachende Klima, welches Ernten von ſo ſeltener Fülle wie z. B. im gegenwärtigen Jahre in den Schoß des Volkes gießt, konnte durch alle dieſe politiſchen und ſocialen Stürme nicht verdorben werden. Aber auch die Rührigkeit, der unternehmende Sinn und die Geſchicklichkeit des Volkes, welches dieſe ungewöhnlich ſchöne Gabe des Himmels und der Erde zu benutzen und daraus Erſparniſſe zu ziehen weiß, iſt im großen Ganzen noch geblieben. Eine andere Eigenſchaft des Volkes aber, die ihm ſchon oft zum Fluche geworden iſt, ſeine leichtfertige Beweglichkeit, hat ihm zu Zeiten auch wieder geholfen, leichter über das Schlimmſte hinwegzukommen, als es ernſteren und feſter gearteten Völkern möglich geweſen wäre. Durch dieſe von der Nationaleitelkeit geſteigerte und durch die Elaſticität der beſſeren Volkstheile gehobene Beweglichkeit wußte es ſich ſchnell in ganz veränderten Lagen zurecht zu finden, und hat die Welt ſchon einige Male durch die Tiefe ſeines Falles und durch die Höhe ſeines Aufſteigens in jähem Wechſel in Erſtaunen geſetzt. So iſt dieſes Volk trotz politiſcher und ſocialer Wirren, die andere Völker leicht auch tief in Armuth und Verkommenheit geſtürzt hätten, doch auf der Leiter des Reichthumes raſch von Sproſſe zu Sproſſe aufwärts geſtiegen.

Dies iſt die eine Seite, die uns Frankreich zeigt. Aber auch zwei andere Dinge ſind nicht minder wahr und nicht minder wichtig. Nach jener Theorie, nach welcher die Gemeinweſen mit den geringſten Staatsſchulden die am wenigſten entwickelten, die mit den größten Staatsſchulden die höchſtentwickelten ſind, würde Frankreich jetzt mit noch mehr Fug und Recht an der Spitze der Civiliſation einherſchreiten als vor dem Kriege, welcher es zu Boden warf. Seine Staatsſchuld, die fundirte und unfundirte zuſammengerechnet, wird jetzt ſelbſt die von England weit überragen, obgleich dieſes noch viel reicher iſt als Frankreich. Aber noch weit mehr iſt die Anſpannung der Steuerkraft gegenwärtig erheblich

Digitized by Google

größer als in England, einfach schon im absoluten, doppelt und dreifach aber im relativen Sinne. Frankreich ist nicht nur mehr verschuldet, es ist nicht blos weit weniger reich als England, es verwendet auch auf Heer und Marine, d. h. also unproductiv, weit größere Summen. Steigert es doch das ordentliche Kriegsbudget für 1873 um 60 bis 70 Millionen, und muß es doch dasselbe in den nächsten Jahren, wenn der Heeresorganisationsplan durchgeführt wird, noch weit mehr steigern. Die Steuerkraft Frankreichs ist jetzt auf das Aeußerste angespannt, stellenweise gewiß schon überspannt. Auf so ungewöhnlich reiche, auch Handel und Industrie ungewöhnlich belebende Ernten, wie dieses Jahr ihm eine schenkt, kann es nicht immer rechnen. Erst die Erfahrung einer Reihe von Jahren kann lehren, ob sich seine mit einem Sprunge außerordentlich gestiegenen Lasten mit einer rasch und stetig aufsteigenden volkswirthschaftlichen Entwickelung in's Gleichgewicht setzen, oder ob arge Rückschläge eintreten werden. Abgesehen von den allgemeinen Verhältnissen bildet die durch Thiers glücklich zu Stande gebrachte Anbahnung einer Restauration der schutzzöllnerischen Politik, wenn man auf dem betretenen Wege weiter geht, noch ganz besonders ein ernstes Fragezeichen. Seine ihm besonders theuren Rohstoffzölle sind nun votirt. So bleibt die Frage, ob er sie sofort praktisch und vollständig ausnutzen kann, oder ob er sich daran vorerst noch durch internationale Rücksichten im Hinblick auf die noch bestehenden Handelsverträge verhindert oder doch zu theilweiser Verschiebung ihrer Einführung genöthigt sieht. Einen Theil der freien Zeit, welche ihm die Ferien der Nationalversammlung lassen, kann und wird er nun desfallsigen Beschäftigungen widmen.

Sodann beachte man neben dem rein Financiellen und Volkswirthschaftlichen doch auch das Politische. Es ist wahr, die politischen und socialen Stürme, welche reichlich über Frankreichs Boden gezogen sind, haben seine materielle Entwickelung bisher in einem auffallend geringem Maße berührt. Aber es wäre eitel Thorheit zu meinen, dies würde, dies könnte fortwährend der Fall sein. Es giebt ein Maß für alle Dinge. Ob Frankreich die ihm eigenthümlichen Fehler, die wir aus seiner neuesten Geschichte kennen, und die hier nicht ausgemalt werden sollen, ablegt oder nicht: der Boden Frankreichs wird freilich seine reichen Quellen des Volkswohlstandes behalten, und eine milde Sonne wird ihm stets leuchten. Aber die menschlichen Eigenschaften, welche aus diesen natürlichen Vorbedingungen des Wohllebens, des Wohlbefindens, des Reichthumes diese Güter selbst erst in reicher Fülle hervorrufen, müssen zuletzt doch zerrüttet, abgestumpft oder verlottert werden, wenn die Aera der Revolutionen und Staatsstreiche sich nie schließt, wenn Frankreich nie wieder einen geschichtlichen Zusammenhang findet, welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fest und organisch verknüpft. Ja man kann sagen, je mehr der Reichthum Frankreichs zunimmt, je tiefer die dadurch bedingten socialen Gegensätze eindringen, um so zerrüttender muß zuletzt die Fortdauer der revolutionären Aera auf die schaffende Arbeit, auf die Arbeitskraft in materiellem, intellectuellem und sittlichem Sinne zurückwirken.

Prüfe ich die Lage Frankreichs unter dem eben berührten Gesichtspunkte, so kann ich nicht finden, daß der politische Horizont nach dem Abschlusse des Anlehens weniger umdüstert ist als vorher. Ich lege kein besonderes Gewicht auf die in die Zeit vom 25. bis 27. Juli fallenden Arbeiterunruhen im Departement des Pas de Calais. Vielfache Arbeitseinstellungen in dem Kohlenbecken von Valenciennes bis Douai hatten hier und da einen erschwerenden Charakter angenommen, indem Arbeiterbanden ausrückten, um in Bergwerken, in denen die Arbeiten wieder begonnen hatten, die Grubenleute mit Gewalt

Digitized by Google

von derselben abzuhalten. Dagegen hat Thiers sofort mit der äußersten Energie unter Absendung von Militär einschreiten lassen und der Sache ein Ende gemacht. Dies sind doch noch ganz locale Vorgänge. Auch in Berlin fanden ja zufällig um dieselbe Zeit recht häßliche Pöbelaufläufe und Kämpfe statt, veranlaßt durch die gerichtliche Exmission eines Tischlermeisters mit seiner Familie aus einem Hause in der Blumenstraße; und im Allgemeinen machten sich während der letzten Zeit die Arbeitseinstellungen in Deutschland in bedenklicherer Weise breit als in Frankreich, welches sich seit dem Gesetze gegen die Betheiligung an der Internationale mit einem Netze von Arbeitersyndicaten bedeckt. Dieselben verfolgen, da der betäubende Schlag gegen die Commune und in Paris der Belagerungszustand noch gefühlt wird, vorerst unter legalen Formen, gesetzlich erlaubte Zwecke oder legen solche doch äußerlich dar. Nicht diese und ähnliche Dinge stehen jetzt im Vordergrunde, sondern vorerst die Consolidirung des öffentlichen Rechtszustandes, die definitive Gründung oder Beseitigung der Republik à la Gambetta, vor Allem die Beziehungen der Nationalversammlung zu dem Präsidenten der Republik. Die politischen Geschäfte des Hauses Orleans, welches eben durch den Tod des jungen Herzoges von Guise, einzigen Sohnes des Herzoges von Aumale, in Trauer versetzt wurde, scheinen nicht recht vorwärts zu kommen.

Die Nationalversammlung hat sich auf die Zeit vom 4. August bis 11. November vertagt, nachdem sie dem Kriegsminister noch einen Credit von 65 Millionen für außerordentliche Ausgaben, einschließlich 25 Millionen für die Unterhaltung der deutschen Truppen eröffnet, das Gesetz, welches die Privat-Branntweinbrennerei zur Alcoholsteuer heranzieht, angenommen und ein Zündhölzchen-Monopol geschaffen hat. Als sie im Herbste des vorigen Jahres Ferien machte, sprach Thiers in großem Stile durch eine Botschaft zu der Nation. Die Thaten der Nationalversammlung wurden gepriesen, und das eigene Verdienst nicht übergangen. Der Ton, welcher im Laufe der letzten Monate durch die Beziehungen zwischen den beiden Gewalten ging, stand der Wiederholung desselben Vorganges entgegen. Aber die Mehrheit der Nationalversammlung suchte wenigstens nach einem Surrogate für solche sie hochstellende Botschaft, vielleicht im Interesse und zur Beruhigung des Landes, wahrscheinlicher um sich daran anzuklammern als an einem Bret der Rettung vor dem Ertrinken in der vorherrschenden Strömung. Daher ward der Präsident der Republik ersucht, sich am 29. Juli im Schoße der Vertagungs-Commission über seine Politik auszusprechen. Er gab einige allgemeine Erklärungen ab, daß er stets conservativ gewesen sei und nicht auf der Seite der extremen Parteien stehe. Solche allgemeinen Ausdrücke haben, ohne Anwendung auf bestimmte Fragen, gar wenig Werth. Sie sind vieldeutig, man kann daraus viel und wenig machen, man kann sie sich zurecht legen, wie man mag. Dies that nun die Vertagungs-Commission in ihrem Sinne, d. h. im Sinne der Majorität, als sie am 1. August über den Martel'schen Ferienantrag berichtete. Sie verbreitete sich über dieses Verhör von Thiers, welches den Zweck gehabt habe, daß durch die gegebenen Aufklärungen „vor der Einsetzung der Permanenz-Commission jedes Dunkel aus den Beziehungen zwischen dem Präsidenten der Republik und der Nationalversammlung schwinde". Es ist nur allzu klar: durch solche hinter den Coulissen sich bewegende Machination wird es nicht Licht, wird kein Dunkel entfernt. Wenn irgend etwas, so zeigt gerade dieser tendenciöse Vorgang den nächsten schwarzen Punkt am politischen Horizonte Frankreichs.

In **Oesterreich** trat, nach Ablauf der Osterferien, bereits am 7. Mai der jetzt

Digitized by Google

Ferien haltende Reichsrath wieder zusammen (D. Warte II. 10). Die beiden Hälften des Doppelreiches zeigen seitdem ein sehr verschiedenes Gepräge. In Westösterreich, wo man die große böhmische Wahlschlacht glücklich hinter sich hat, tritt eine verhältnißmäßige politische Windstille ein. Das Ministerium sammelt sich und temporisirt wie in den schwebenden staatsrechtlichen Fragen, so insbesondere in den Fragen, welche das Verhältniß zwischen Staat und Kirche berühren. In Ungarn und Croatien dagegen, wo neue Landesvertretungen zu wählen waren, wogte nach alter Landesart ein gewaltiger Wahlkampf über das Land. Zuerst schien es, als ob das herrschende System in Croatien eine ebenso vollständige Niederlage wie in Ungarn einen glänzenden Sieg zu verzeichnen hätte. Dort, wo früher als in Ungarn gewählt wurde, zählte man nach Beendigung der Wahlen, Anfangs Juni, 48 oppositionelle „Nationale", 27 regierungsfreundliche Unionisten und 4 unentschiedene Mittelmänner. Nun kamen dazu allerdings noch die Virilstimmen: 9 Obergespanne, 9 geistliche Würdenträger und etwa 30 Magnaten, von denen aber einige nie im Landtage erscheinen. Wenn man auch die Mehrheit der Virilstimmen als regierungsfreundlich betrachten durfte, so standen doch — Croatien für sich allein betrachtet — die Dinge noch immer bedenklich genug für die Deakisten, auf deren Zusammenwirken mit der deutschen Verfassungspartei in Westösterreich der 1867 aufgerichtete Bau von Oesterreich-Ungarn ruht. Aber das Ergebniß der Wahlbewegung in Ungarn und der Einfluß der Regierung griff später noch umgestaltend in die Entwickelung in Croatien ein.

Als im eigentlichen Ungarn Ende Juli sämmtliche Wahlen beendigt waren, hatten die Deakisten der Linken 17 Stimmen abgewonnen. Man berechnet jetzt für das Unterhaus des ungarischen Reichstages überhaupt 245 Deakisten und 145 Oppositionsmitglieder. Im Anfange der Wahlperiode schien der Erfolg der Deakpartei noch größer werden zu wollen. Die nicht magyarischen Nationalen waren zwar diesmal durch die Agitation einiger Führer etwas lebhafter als früher erregt worden und hatten auch einzelne Erfolge aufzuweisen. Aber dies blieb für das Ganze doch ziemlich bedeutungslos. Dagegen wurden von allen Seiten Siege der Deakisten in Wahlbezirken, die bisher durch die Linke vertreten waren, und sehr selten ein umgekehrtes Wahlergebniß gemeldet. In Siebenbürgen aber, wo die Wahlen zuletzt stattfanden, trug die Linke viele Erfolge davon. Dadurch ward ihre Einbuße an Sitzen im Unterhause etwas gemindert. Immerhin war ihr Verlust noch bedeutend, und die Deakpartei erscheint nicht nur der Zahl nach verstärkt, sondern auch mit wesentlich erhöhtem Ansehen wieder im Reichstage.

Der Einfluß von alle dem und von den Bemühungen der Regierung auf Croatien war nun folgender. Als der Landtag am 15. Juni eröffnet wurde, waren seine Elemente großentheils noch in einer unabgeklärten Gärung begriffen. Bischof Stroßmayer, mit dem indessen die Regierung jetzt auch mehr als bisher Fühlung sucht, ward sehr demonstrativ empfangen. Ausgleichs- und Fusionsversuche zwischen Nationalen und Unionisten wurden angeknüpft, scheiterten und wurden wieder erneuert. Zuletzt schloß sich eine äußerste nationale Linke, welche die Union, wie sie dermalen mit Ungarn besteht, einfach verneint, für sich ab. Ihr zur Seite bildete sich eine gemäßigte nationale Linke, welche sich auf den Boden der Union stellt und nur auf eine gründliche Revision in ganz legaler Weise dringt. Sie bildet eine Art Mittelpartei und macht eine ruhige Fortentwickelung der öffentlichen Zustände möglich. Auf dieser Grundlage ist dann auch die Adresse erwachsen, welche dem Kaiser am 11. Juli — nach einer langen Unterbrechung — durch

Digitized by Google

eine Deputation in Wien überreicht wurde. Die Antwort des Monarchen betont zwar, daß durch das Unionsgesetz von 1868 dem Lande schon ein möglichst weit gehendes Selbstbestimmungsrecht in inneren Angelegenheiten gesichert sei, nimmt indessen den nun weiter fortzuspinnenden Revisionsfaden auf.

In Westösterreich ist, was die Wechselwirkung zwischen Regierung und Reichsrath betrifft, vor Allem die Ende Mai vorgelegte und in Berathung genommene Strafproceßordnung zu erwähnen, welche von der öffentlichen Meinung und der Publicistik gut aufgenommen ist. Die Verhandlungen über den Nachtrag zum Landwehrgesetz führten fast zum Bruche zwischen der Verfassungspartei und dem Ministerium, welches in dieser Frage mehr von der Opposition als von der eigenen Partei unterstützt wurde. Die am 4. Juli im Reichsgesetzblatte veröffentlichte Novelle zum Landwehrgesetze ist der Ausdruck eines Compromisses. Durch dasselbe ist aber die Verfassungspartei in ihren Zugeständnissen weniger weit gegangen, als die Regierung von dem zurückgetreten ist, was sie für nöthig erachtet hatte, um in der thatsächlichen Entwickelung der Landwehr einigermaßen gleichen Schritt mit Ungarn zu halten. Damals übersah man wohl auch noch weniger als jetzt den sehr günstigen Verlauf des gegenwärtigen Finanzjahres. Während sich in Ungarn eine Finanzklemme anmeldet, denkt man in Westösterreich wieder ohne Anleihe durchzukommen, hofft sogar 10 Millionen für weitere Gehaltsaufbesserungen übrig zu behalten. Weniger karg zeigte sich die Verfassungspartei, als der Reichsrath von den 2 Millionen, um welche die kaiserliche Civilliste erhöht werden soll, dem gestellten Antrage entsprechend die Hälfte ohne Discussion für Westösterreich übernahm (Mitte Juni), ferner bei den am 7. Juni ausgesprochenen Verwilligungen (1 Million zu Unterstützungen, 5 Millionen zu unverzinslichen Darlehen), zu denen die unmittelbar vorausgegangenen entsetzlichen Ueberschwemmungen in Böhmen die Veranlassung gegeben hatten.

Die galizische Ausgleichsfrage ist nicht vom Flecke gerückt. Die Polen haben die günstige Stunde verpaßt. Ministerium und Reichsrathsmajorität braucht sie nicht mehr so nöthig, als da die Tschechen den Landtag beherrschten. Sie selbst stehen zwischen Thür und Angel. Sie mögen nicht abbrechen, d. h. nicht brechen, sie mögen aber auch nicht annehmen, was sie noch haben könnten, immer auf einen günstigen Stern der Zukunft, der ihnen mehr und Besseres bringen soll, hoffend. Die in der Thronrede erwähnte Vorlage über directe Reichstagswahlen ist ebenfalls noch nicht geboren. Ebensowenig die auch schon in der Thronrede angekündigte, und am 16. Mai durch die Rechbauer'sche Interpellation monirte Vorlage von Gesetzen, behufs näherer Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und Ausfüllung der durch Aufhebung des Concordates entstandenen Lücken. Zu den Altkatholiken stellt sich der Cultusminister Stremayer noch eben so wie früher. Die nun ziemlich glatt verlaufende Congruafrage hatte in den ersten Tagen des Mai eine Conferenz der österreichischen Bischöfe in Wien veranlaßt. In einem aus dieser Conferenz hervorgegangenen Memorandum an das Cultusministerium wird unter Anderem an der neuesten Schulgesetzgebung gedeutelt und genörgelt, es werden ausweichende Wege gesucht. Es ist getadelt worden, daß dieses Memorandum — wenn es sich auch noch wesentlich auf dem Boden der Theorie bewegt — nicht energisch vom Cultusministerium zurückgewiesen ist. Namentlich das, was der Minister in der Reichsrathssitzung vom 16. Mai in Beziehung darauf sagte, war durchaus nicht zutreffend. Es ist schwach und ein Zeichen von Schwäche. Damals war der Inhalt des Memorandums noch nicht bekannt. Nur halb befriedigt hat ferner der eben jetzt erschienene vom 11. Juli datirte Ministerial-

Digitized by Google

erlaß, welcher veranlaßt ist durch die im Deutschen Reiche beschlossenen und in der Ausführung begriffenen Maßregeln gegen die Jesuiten, deren Zuzug nach Oesterreich eine ernste Angelegenheit für dasselbe wird. Dagegen verdient der Reformplan des österreichischen Cultusministers rücksichtlich der theologischen Facultäten lobende Erwähnung. Doch ist er eben bis auf weiteres — nur Plan.

Daß der von Hause aus eben so franzosenfreundliche wie russenfeindliche Graf Andrassy demnächst seinem Monarchen zu der Dreikaiserzusammenkunft nach Berlin folgt: dies und seine Haltung während des deutsch-französischen Krieges, gegenüber den Lockungen Frankreichs, giebt Zeugniß von dem umgestaltenden Einflusse der hinter uns liegenden großen Ereignisse auf die Anschauungen auch wirklich bedeutender Staatsmänner.

Bücherschau.

Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur, Decoration und Kunstgewerbe in Originalaufnahmen. Redaction des Gesammtwerks: Prof. A. Ortwein in Nürnberg. Leipzig 1871. 1872. Verlag von E. A. Seemann. — Erste Abtheilung: Nürnberg. Autographirt und herausgegeben von A. Ortwein, Professor für Architektur an der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg. 4 Hefte (im Ganzen 10—12). — Zweite Abtheilung: Augsburg, autographirt und herausgegeben von L. Leybold, Baurath, Stadtbaumeister von Augsburg. 2 Hefte (im Ganzen 5—6). — Dritte Abtheilung: Rothenburg a/T., autographirt und herausgegeben von Georg Graef, Zeichenlehrer an der Gewerbeschule zu Rothenburg a. d. Tauber. 2 Hefte (im Ganzen 4—5). — Vierte Abtheilung: Schloß Bevern. Autographirt und herausgegeben von B. Liebold, Architekt und Lehrer an der Baugewerkenschule zu Holzminden. 1 Heft (im Ganzen 2).

Geschichte der deutschen Renaissance von Wilhelm Lübke. Mit Illustrationen. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1872. Erste und zweite Abtheilung (VIII und 400 Seiten); — in vier Abtheilungen vollständig. — Zugleich als Schluß von: Franz Kugler's Geschichte der Baukunst.

Zwei Werke, für welche sich das gesammte gebildete Publicum Deutschlands den Verfassern und Verlegern nicht dankbar genug erweisen kann! Während in Italien und Frankreich der Ruhm einer kunstreichen Vergangenheit eifrigst cultivirt und geltend gemacht worden, während dort der nationale mit dem localen Patriotismus in der Pietät und der Begeisterung für die überkommenen Denkmäler gewetteifert, während daselbst — sei es auch nur aus Eitelkeit oder Eigenliebe — bedeutende Summen und tüchtige Kräfte an die Sammlung und Erhaltung, an die Nachbildung und Erforschung der Kunstherrlichkeiten gesetzt worden, und während die fortwährende und ausgiebige Beschäftigung mit diesen Dingen über die ganze Welt das Interesse daran verbreitet und sie zu einem Gegenstande allgemeinster Bewunderung und zu einer Quelle des Ruhmes und selbst des Reichthumes für die verständnißvollen Nachgebornen gemacht, geschah bei uns in Deutschlands nicht das Allermindeste in diesem Sinne. Ein Name Holbein verblaßte zu einem märchenhaften Klange; Cranach blieb in dämmerhafter Erinnerung als Bildnißmaler der Reformationszeit, und der Gattungsbegriff Dürer wurde zu dem großen Schnappsack gemacht, in welchem Alles Platz fand, was alt, eckig und steif war. Sehr kluge Leute hatten auch einmal etwas von einem gewissen Peter Vischer gehört, der seine eigene lebenvolle Statuette im Arbeitsgewande gebildet. Das war so ungefähr Alles, was sich dem gesammten Kunstruhme der anderen Nationen unsererseits entgegensetzen konnte. Von Architektur keine Rede. Um das heidelberger Schloß erwarb sich

Digitized by Google

Melac das Verdienst, ihm ein gewisses patriotisches Sensationsinteresse zu verschaffen, und die Lage auf einem schönen Aussichtspunkte erhielt die Erinnerung rege, die sonst vielleicht auch bald erloschen wäre.

Da begann die kunstgeschichtliche Forschung, vornehmlich, man kann fast ohne jede Uebertreibung sagen: ausschließlich in Deutschland streng wissenschaftlich geübt, nicht nur die legendarische Geschichte der anderen Nationen kritisch fest zu stellen, sondern auch in überraschender Weise hier und da die eigene Vorgeschichte aufzuhellen. Die fast mythisch gewordenen Hauptmeister wurden zu bestimmten, greifbaren Persönlichkeiten mit einem charakteristischen Thätigkeitskreise. Die Denkmälerkunde erweiterte sich namentlich erstaunlich im Gebiete der Malerei. Die Cultur- und Handelsgeschichte lieferte schätzbare Indicationen, und bald förderte das Studium der Kleinkünste ungeahnte Thatsachen an's Licht, wie die für französische Eitelkeit niederschmetternde Entdeckung, daß die gepriesenen Prachtrüstungen der Könige Frankreichs von deutscher Erfindung und Arbeit waren. Das wachsende Verständniß für die Sache, die Fülle des nach und nach zufällig zusammengeführten Materiales, die vermehrten Kräfte der Forschenden ließen immer mehr zu einem vielseitigen und wohlgegliederten Gesammtbilde der vorzeitlichen Kunstthätigkeit in Deutschland gelangen, und die Ergebnisse haben das Culturbild der Renaissancezeit, der Geburtsepoche modernen Geistes und Lebens, um manche charakteristischen Züge bereichert.

Nur in einer Richtung blieben die Leistungen lücken- und mangelhaft, und sie sind es geblieben bis auf diese Stunde: die deutsche Baukunst der neuen Zeit konnte sich weder an Schönheit noch an Reichthum, noch an Selbständigkeit, noch an charakteristischer Bedeutsamkeit den Schwesterkünsten an die Seite stellen: ihre Darstellung bildet ein trauriges und dürftiges Capitel in den Kunstgeschichten. Und doch lag das — wie wir jetzt einsehen lernen — wenigstens nicht ganz und allein an der Unergiebigkeit des Gebietes selber, sondern an der eigenthümlichen Schwierigkeit seiner Erforschung.

Die Werke der beiden darstellenden Künste haben das Bestreben sich zu sammeln; sobald die Producte einer Zeit durch diejenigen eines neuen Geschmackes im Leben verdrängt werden, flüchten sie als geschichtliche Denkmäler in den Schutz der Museen und Galerien. Der älteren Bauwerke kann sich die Nachwelt nicht in so einfach leichter Weise entledigen. Sie bleiben an ihrem Platze und in ihrem Gebrauche. Die Zerstreuung nun der Renaissancebaudenkmäler ist in Folge der politischen Zerrissenheit Deutschlands nirgends größer als bei uns. In Frankreich beispielsweise liegen alle wesentlichen und bemerkenswerthen Bauwerke dieser Zeit wie der vorangegangenen gothischen Periode in einem ganz kleinen Ringe um die Isle de France herum concentrirt; bei uns erstreckt sich ihr Gebiet in die Länge von Basel bis Königsberg, und nicht minder in die Breite.

Daß die Baudenkmäler die Capricen jeder ihrer Zeit folgenden Mode über sich ergehen lassen müssen und dadurch als Denkmäler ihrer Entstehungsepoche fast unkenntlich werden, scheint etwas ganz Allgemeines und hier nicht weiter zu Erwähnendes zu sein, fällt aber für Deutschland deswegen schwer ins Gewicht, weil die Noth der Zeiten, sowie die bescheidenere, weniger Respect heischende Erscheinungsweise der deutschen Renaissancebauten das Alte besonders schlecht vor „zeitgemäßen" Neuerungen bewahrte.

Nun kommt ferner noch für die deutsche Renaissance der eigenthümliche Umstand hinzu, daß die Architektur nicht nur nicht die führende Kunst in der Zeit des neuen Stiles war — das könnte man auch in Italien und Frankreich nur ganz bedingter Weise behaupten —, sondern nicht einmal mit den Schwesterkünsten gleichzeitig erblühte. Malerei und Bildhauerei gehen hier der Baukunst voran, und es entstehen viel früher gemalte Baulichkeiten und gemeißelte Detailformen im Charakter des neuen Stiles, als wirklich gebaute Architektur; und so muß man die Anfänge der deutschen Renaissancearchitektur in den Werken der beiden anderen bildenden Künste aufsuchen. Darauf ist man nicht allzu frühe genügend aufmerksam geworden.

Es mangelt sodann in Deutschland — und es wäre höchlich zu verwundern, wenn dem anders wäre — an einzelnen imposanten, mäch-

Digitized by Google

tig hervorragenden und durchweg bedeutsamen Bauwerken. Demzufolge ist die Charakteristik der deutschen Renaissance-Baukunst durch eifriges Sammeln und Vergleichen sehr vieler zerstreuten Einzelheiten zu gewinnen; und während man beispielsweise an dem einen Gebäudecomplex des Louvres und der Tuilerien die ganze französische Baugeschichte innerhalb zweier Jahrhunderte studiren kann, liegen die Einzelzüge für das Bild der Thätigkeit einer einzigen bauenden Generation in Deutschland weit auseinander; um so weiter, als ja nach dem Nationalcharakter und den äußeren Verhältnissen hier nicht entfernt so unbedingt wie dort je zu Zeiten die Bauweise eines einzigen Meisters unverbrüchliche Norm werden konnte und wurde.

Zu alle dem aber kommt endlich noch die ganz allgemeine Schwierigkeit der baugeschichtlichen Forschungen hinzu, daß sie ohne Betheiligung architektonischer Kräfte, ohne fach- und sachverständig gemachte Originalaufnahmen der Bauwerke und Details nicht zu bewerkstelligen sind; und hier fehlt es im auffallendsten Maße. Denn diese Arbeiten zu machen erfordert Geld, sehr viel Geld; und wer hätte das in Deutschland dafür übrig haben sollen? In Italien sorgten die Städte, in Frankreich die Regierung dafür; in Deutschland fehlte es beiden an Verständniß, Muße und Mitteln. Und daß die architektonischen Kreise aus eigener Initiative und aus Hingebung an die Sache sich hätten an's Werk machen sollen, war weder zu erwarten noch — wenn man billig sein will — zu verlangen. Sie mußten erst auf die zu hebenden Schätze hingewiesen werden; für ihre Studien fanden sie bequemeres Material in den leicht zur Hand liegenden Arbeiten und Publicationen der anderen Nationen. Und bei reichlicher und lohnender Beschäftigung spürten sie für brodlose Liebhabereien von ganz ungewissem Erfolge wenig Neigung. In neuerer Zeit, da sich eben die Verhältnisse in jeder Weise vortheilhaft verändert haben, sehen wir ja auch schon Architekturschulen unter der Führung erprobter Meister sich der Erforschung noch nicht untersuchter Baudenkmäler zuwenden.

Hier treten nun als Vorbild und als Anleitung die beiden oben erwähnten Werke zur gelegensten Zeit auf. Es gehörte ein Riesenmuth und ein unbegränztes Zutrauen zum deutschen Publicum dazu, beide zu unternehmen; mögen sie das Entgegenkommen finden, das sie verdienen! Das Ortwein-Seemann'sche Unternehmen beabsichtigt im weitesten Umfange dem Mangel an bautünstlerisch zuverlässigen Originalaufnahmen der Renaissancedenkmäler abzuhelfen! Es besteht aus autolithographischen Darstellungen in Federzeichnung und in hinreichend großem, doch handlichem Formate; zehn Blätter mit einem kurzen sachlichen erläuternden Texte bilden ein Heft, und jedes Jahr soll 10 bis 12 solcher Hefte zum Preise von je 24 Sgr. (in der Subscription) erscheinen sehen. Außer den bereits begonnenen Abtheilungen und den für dieselben thätigen Mitarbeitern werden nach den vorläufig getroffenen Dispositionen noch Dr. Gehring Landshut, H. Schenk Merseburg, Bauconducteur Bohnsack Gandersheim, Architekt Wiebe Braunschweig, Bauinspector Eulenstein Sigmaringen, Stadtbaumeister Raschdorff Köln, Architekt Berlepsch Zürich, Architekt Baldinger Stuttgart, und Bauconducteur Bent Weimar und Erfurt bearbeiten. Man sieht, das Unternehmen „geht auf die Dörfer", mit geflissentlicher Umgehung der größten Städte; so ist es sicher, das am wenigsten bekannte Material, d. h. das Nothwendigste zuerst herbeizuschaffen. Zugleich faßt es diejenigen Orte in's Auge, bei denen die Ausbeute am lohnendsten ist. Das Hauptgewicht wird auf die architektonischen Details, auf Decorationsmotive und auf das Mobiliar gelegt, womit man sich nach dem vorstehend Erörterten als mit der zweckmäßigsten Direction einverstanden erklären muß. Das bisher schon gebotene Material ist sehr vielseitig und von höchstem Interesse. Die Behandlung hat einen eigenen Reiz, und es fällt namentlich vortheilhaft auf, wie gleichmäßig die Ausführung im Allgemeinen — trotz der verschiedenen daran betheiligten Hände — ist. Man möchte wünschen, das schätzbare Werk recht schnell gefördert zu sehen, und es dürfte wohl als ein Unternehmen gelten können, dem noch eine andere Unterstützung als die durch die dankbare Theilnahme des Publicums zu Theil werden sollte. Immer wird es ein Ruhm der Unternehmer bleiben, mit privaten Mitteln zur Ehre Deutschlands und seiner Kunst in so durchaus respectabler Weise vor den Riß getreten zu sein.

Digitized by Google

Das zweite der oben citirten Werke, das jetzt halb vorliegende Buch Lübke's, ist ein neuer überraschender Beweis von der unvergleichlichen Arbeitskraft, Energie und Geistesfrische des Verfassers. Wir wissen, mit welcher Liebe er Jahre lang daran gearbeitet, und welchen Werth er selbst seinem Werke beimißt; er hat vollauf Ursache, stolz darauf zu sein, und ganz Deutschland darf sich dem gleichen Gefühle hingeben. Als Lübke vor einigen Jahren die französische Renaissance darzustellen unternahm, da machte er den ersten Versuch, das vorliegende Material wissenschaftlich zu ordnen und zu einem historischen Gesammtbilde zu gestalten. Die Arbeit war gewiß nicht leicht, und Wenigen fürwahr wäre sie in gleichem Maße gelungen. Aber da hatte er doch wenigstens vorliegendes Material, und in nicht geringer Fülle und Güte. Hier aber darf er sich rühmen, auch das Material zu seinem Bau ganz selbständig herbeigeschleppt und planvoll gesammelt zu haben; und wohl muß man staunen, was für einen stattlichen Bau er gethürmt hat, wo bisher nicht viel mehr als Schurrmurr zu sehen war.

Er schildert im ersten Capitel die Renaissance des deutschen Geistes. Das zweite ist den oben erwähnten Anfängen der Renaissance bei Malern und Bildhauern gewidmet. Das dritte stellt die Renaissance in den Kunstgewerben dar. Das vierte, eine treffliche und an wichtigen Aufschlüssen über den Geist der Epoche reiche Untersuchung, behandelt die Theoretiker. Im fünften, einer durch Schärfe, Klarheit, Rundung und anmuthige Darstellung wahrhaft musterhaften Leitung, entwirft er ein Gesammtbild der deutschen Renaissance, wie es vor diesem seinem Werke und ohne seine umfassenden neuen Studien entschieden unmöglich zu geben war. Alsdann wendet er sich, vom sechsten Capitel an, der Beschreibung der Bauwerke nach dem hierfür unbedingt vortheilhaftesten, dem topographischen Principe zu.

Bei dem ungewöhnlichen Interesse des Werkes kommen wir nach seiner Vollendung noch einmal auf dasselbe zurück, um seine Hauptergebnisse in Kürze zu resumiren und etwaige weitere Betrachtungen daran zu knüpfen.

Bruno Meyer.

Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polemische Aufsätze von Paul Lindau. Dritte unveränderte Auflage. Leipzig, 1871. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Das auf den Titel gesetzte Motto Th. Storm's:

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten —

bezeichnet klarer und treffender, als es gemeiniglich bei Motto's der Fall zu sein pflegt, den Charakter des vorliegenden Büchleins und giebt zugleich Princip und Inhalt seiner partitio an. Denn die hier gesammelten Gelegenheitsarbeiten zerfallen in zwei dem Umfange nach fast gleiche Hälften; die erste derselben enthält (neun) „feuilletonistische Aufsätze vermischten Inhalts", in denen die Rücksicht waltet, die zweite aber (fünf) „kritisch-polemische Aufsätze", in denen die Rücksichtslosigkeit zum Princip erklärt ist. Man wird auch die ersteren gern und zum Theil mit befriedigender Ausbeute an Belehrung für die kurze und dabei immer kurzweilige Anspannung der Lectüre lesen; den Schwerpunkt des Interesses und der Theilnahme aber wird man aus der letzteren Abtheilung nicht leicht in die andere hinüber zu verlegen geneigt sein.

Es will mir immer so vorkommen, als ob Lindau, wo er lobt und anerkennt, wo er den Leser zu mitgenießender Freude ermuntern und belehrend befähigen möchte, nicht so fesselnd, nicht so warm, nicht so natürlich, nicht so in seinem Elemente wäre, wie dort, wo er die schärfsten Pfeile der Kritik in die ätzende Lauge seines in verhängnißvoller Ueppigkeit sprudelnden Witzes taucht und sie in ungezählter Menge mit tödtlicher Sicherheit immer ins Herz des Zieles schleudert. Ich sehe nicht ein, daß darin für den geborenen Kritiker ein Vorwurf liegen sollte, ja daß es nur eben so gut auch anders sein könnte; und ich halte den wahren Kritiker für eine so bedeutungsvolle Erscheinung im Gebiete des geistigen Lebens und Verkehres und Paul Lindau für einen so ausgezeichneten unter den wenigen geborenen Kritikern, die wir überhaupt besitzen, daß mir die eben ausgesprochene Bemerkung über sein Buch und seine kritische Production überhaupt keineswegs als eine Verkleinerung, sondern als eine Bejahung und Bekräftigung seines kritischen Berufes und seiner

Digitized by Google

schriftstellerischen Geschicklichkeit — um nicht zu sagen Meisterschaft — erscheint.

Das sogenannte Tadeln verhält sich zum sogenannten Loben innerhalb der Kritik im weitesten Sinne genau ebenso wie diese Kritik zum positiven künstlerischen Schaffen. Die mittelmäßige Begabung ermöglicht jene vom platten — gewöhnlich fälschlich sogenannten gesunden — Verstande als Ideal verlangte Vereinigung der Kritik mit der Production, indem sie in jener die gesinnungs-, einsichts- und geschmacklose Lobhudelei cultivirt und in dieser ohne tiefere Impulse höchstens die untere Kante jener breiten Zone der Mittelmäßigkeit streift. Die bedeutende, auszeichnende Begabung aber ist nicht zweideutig, zweifelhaft, sie erfaßt, was ihr Gebiet ist, ganz; sie ist entweder kritisches oder künstlerisches Genie, und selbst wo sie ausnahmsweise in das entgegengesetzte Gebiet hinüberschweift, was ja nicht ganz ausgeschlossen ist, da bleibt sie ihrem Charakter getreu, ist in der Production betrachtend und kritisch, in der Kritik anschauend und gestaltend.

Doch ich versenke mich in diese Distinctionen, die dem Einen eben so selbstverständlich wie dem Anderen ohne längere Motivirung und Ausführung unbegreiflich sein und somit in jedem Falle überflüssig erscheinen werden. Ich schließe daher — nicht mit der gewöhnlichen Phrase einer Empfehlung des Buches, deren es nicht bedarf, sondern — mit einer auf einen Theil seines Inhaltes bezüglichen Bemerkung: wer nämlich auch die Aufsätze von früherer Publication her schon kennt, wird mit Interesse die „Nachschrift" zu dem zerschmetternden Aufsatze „Molière's Tartuffe und Gutzkow's Urbild des Tartuffe" lesen, in welcher die Rettungs- und Ausgleichsversuche Gutzkow's in der neuen Ausgabe seines Stückes mit kritischer Strenge und allerdings mit wenig Rücksicht beleuchtet werden. Daß Betroffene oder möglicher Weise zu Betreffende sich bemühen, einer menschlichen Thätigkeit, die solcher Schandthaten wider den erlauchten und erleuchteten Stand der unfehlbaren Dichter fähig ist, den Garaus zu machen, ist begreiflich, — aber nur auf einem Wege möglich: — durch Selbstkritik der Herren beim Schaffen.

B. M.

Todtenschau.

Juarez, Carlos Benito, Präsident der mexicanischen Republik, † am 18. Juli d. J. am Schlagflusse. Er wurde wahrscheinlich in einem Weiler bei Ixtland im Staate Oaxaca im Jahre 1807 (nach Anderen im Jahre 1809) geboren, gehörte zu dem Indianerstamme der Zapatecos und hatte eine traurige Kindheit zu durchleben. Sein Vater betheiligte sich bei der Verschwörung des Pfarrers Miguel Hidalgo (1810) und verlor sein Leben in einer Schlacht. Der junge Juarez erhielt die Unterstützung einer wohlhabenden Familie seiner Heimat, sodaß er zuerst in der Stadt Oaxaca und 1830 in Mexico Jurisprudenz studiren konnte. Nachdem er seine Universitätsstudien vollendet hatte, war er seit 1834 Advocat in Oaxaca und bald darauf ebendaselbst Friedensrichter. Da er sich in seinem Berufe auszeichnete, erhielt er die Stelle eines ersten Richters in seinem Heimatsstaate. Obschon er pflichtgetreu seinem Amte vorstand, vergaß er seine weitere Ausbildung nicht, sondern studirte fleißig das canonische Recht und verfolgte mit Eifer den politischen Entwickelungsgang der Dinge in Mexico. So geschah es, daß er, nachdem er Mitglied der Legislative von Oaxaca gewesen, im Jahre 1846 als Deputirter zum Congresse in Mexico und von 1848 bis 1852 zum Gouverneur seines Geburtsstaates gewählt wurde. In der letztgenannten Stellung entwickelte er ein bedeutendes organisatorisches und finanzielles Talent, mußte aber wegen seiner liberalen Richtung flüchten, als Santa-Anna im Jahre 1853 die Dictatur übernahm. Er begab sich zunächst nach Havanna und dann nach New-Orleans, schloß sich aber 1855 dem durch seine persönliche Tapferkeit in den

Digitized by Google

Vordergrund getretenen Indianergeneral Juan Alvarez an und erhielt von diesem, nach dem Sturze Santa-Anna's, das Ministerium des Auswärtigen und der Justiz. In dieser Stellung publicirte Juarez, der schon als Congreßmitglied die Säcularisation der geistlichen Güter befürwortet hatte, das Gesetz, welches dem Clerus und dem Militär die privilegirte Gerichtsbarkeit entzog. Als Alvarez das Präsidentenamt niederlegte, wurde Juarez von dessen Nachfolger Commonfort zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofes ernannt. Die neue, streng demokratische Verfassung vom 11. März 1857 ist wesentlich Juarez' Werk. Da diese Verfassung stark die übermächtige Gewalt der Geistlichkeit einschränkte, so suchte letztere Unzufriedenheit und Unruhen zu erregen. Nichtsdestoweniger wurden in den allgemeinen Wahlen vom Juli 1857 Commonfort zum Präsidenten und Juarez zum Vicepräsidenten gewählt. Als Commonfort indessen im Anfange des Jahres 1858 nach einem siebentägigen Kampfe mit dem Generale Zuloaga floh, trat Juarez als gewählter Vicepräsident an dessen Stelle und bestand, als Haupt der liberalen Partei, mit Muth und Ausdauer einen harten Bürgerkrieg gegen Zuloaga und den clericalgesinnten Miramon. Im Januar 1861 kehrte er als Sieger nach der Stadt Mexico zurück und wurde von dem inzwischen einberufenen Congresse zum constitutionellen Präsidenten erwählt und mit dictatorischer Machtvollkommenheit bekleidet. Bei den während dieser Zeit mit den vereinigten Staaten gepflogenen Unterhandlungen hat sich Juarez als gewandter Diplomat bewährt, noch mehr that er dies, als die drei Mächte Frankreich, England und Spanien auf Grund der zu London im October 1861 abgeschlossenen Convention zu einer bewaffneten Intervention gegen Mexico schritten. Durch den Vertrag von Soledad im Februar 1862 traf nämlich Juarez mit England und Spanien ein Separatabkommen und hatte somit fernerhin mit Napoleon III. und Frankreich allein zu thun. In dem Kriege mit Frankreich und dem unglücklichen Kaiser Maximilian zeigte sich Juarez von Neuem als ein Mann von vielem Muthe, großer Ausdauer und ungewöhnlichen Fähigkeiten. Die Niederlage der Franzosen trotz aller Siege im Felde und das traurige Ende des österreichischen Maximilian, der mit seinem Blute viele seiner Schwächen und Fehler abwusch, befestigten Juarez in seiner Stellung. Er siegte in der Präsidentenwahl vom Jahre 1867, und als weder er noch sein Gegner Porfirio Diaz im Jahre 1871 bei den allgemeinen Wahlen die nöthige Stimmenmehrheit erhielten, wurde Juarez von der Majorität des Congresses wiederum zum Präsidenten für die Zeit 1871-75 ernannt. Allein die Fahne der Revolution wurde von Neuem aufgepflanzt; lange schwankte der Kampf, und als endlich die Sache von Juarez den Sieg davonzutragen schien, da rief der Tod den viel und hart geprüften und nie zu leicht befundenen Patrioten und Staatsmann aus diesem Leben hinweg. Sein Hinscheiden wird aber schwerlich der mexicanischen Republik den wünschenswerthen Frieden geben. —

Thorbecke, Johann Rudolph, holländischer Staatsmann und Publicist, † am 5. Juni im Haag, und zwar als Premierminister des bis zum 1. Juli noch fortbestehenden Cabinets, das wenige Wochen zuvor seine Entlassung eingereicht hatte. Der Tod Thorbecke's ist ein unersetzlicher Verlust für Holland, um so mehr, als die innere politische Lage des Landes sich in einem höchst confusen Zustande befindet, und das liberale Ministerium durch eine Coalition von Radicalen und Liberalen gestürzt wurde.

Der Verewigte, 1796 zu Zwolle geboren, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und bezog nach Beendigung seiner humanistischen Studien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt das berühmte Athenäum von Amsterdam. Von hier aus ging er 1818 an die Universität Leyden und promovirte dort 1820 zum Doctor der Rechte. Alsdann trat er, von der Regierung unterstützt, eine Reise nach Deutschland an und besuchte bis 1822 Göttingen, Marburg, Gießen, Heidelberg, Stuttgart, München, Erlangen, Jena, Dresden und Berlin, und benutzte die sich darbietende Gelegenheit besonders zum Studium der Philosophie, der er von jeher seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Aus dieser Zeit stammen seine beiden im dritten Bande der Annalen von Leyden veröffentlichten Schriften: „Responsio ad quaestionem ... Quaeritur, in dogmaticis oppugnandis, num quid inter Academicos et Scepticos interfuerit", und: „Prin-

Digitized by Google

cipium philosophiae et officiorum exponatur e Ciceronis operibus philosophicis etc." Sein längerer Aufenthalt in Deutschland, besonders an Universitäten, wo die Fluthen liberalen Denkens sehr hoch gingen, verhinderten seine Anstellung an einer heimischen Universität; er nahm daher seinen Wohnsitz in Göttingen und habilitirte sich daselbst als Privatdocent, als welcher er ein Werk „Ueber das Wesen und den organischen Charakter der Geschichte" (Göttingen 1824) schrieb. Das Vorurtheil gegen ihn schwand indessen allmählich in seiner Heimat, er wurde 1825, zum Theil in Folge der von ihm herausgegebenen staatsrechtlichen Schrift: „Bedenkingen aangaande het Regt an den Staat" (Amsterdam 1825), zum Professor der politischen Wissenschaften an die Universität zu Gent, später 1830 in ähnlicher Eigenschaft an die juristische Facultät zu Leyden berufen. Hier that er sich als Rechtslehrer vor allen Anderen hervor, namentlich durch seine Vorlesungen über Geschichte des römischen Rechtes, Handelsrecht, niederländische Staats- und Rechtsgeschichte, sowie über die Constitution von 1815. Durch die Sympathie, welche ihm hierbei entgegenkam, bildete sich eine Art Schule, die seine Grundsätze weiter entwickelte und in das öffentliche Leben überführte. In derselben Richtung wirkte Thorbecke auch durch seine Schriften, vor Allem durch die „Aanteekening op de Grondwet", welcher sich „Proeve van herziene Grondwet" anschloß. Als König Wilhelm I. 1840 eine Verfassungsveränderung beabsichtigte, wurde der Dahingeschiedene in die Kammer gewählt, welche über dieselbe berathschlagen sollte. Er stimmte mit denen, die eine durchgehende Reform der Verfassung wünschten, und wirkte nachher, als Wilhelm II. die Angelegenheit nicht wieder aufnahm, durch Wort und Schrift für eine solche, bis er endlich nebst sieben anderen Abgeordneten 1844 den Kammern einen vollständig ausgearbeiteten Revisionsplan der Verfassung vorlegte, der jedoch erst 1848 angenommen wurde. Seit dieser Zeit bis an sein Ende war der Verewigte der Führer der liberalen Partei seines Landes. Im Jahre 1849 ward er Minister des Innern und bald darauf Haupt des Cabinets. In dieser hohen Stellung bewies er sich als ein Mann von ungewöhnlichem Talent, als ein eben so geschickter wie kräftiger Lenker des Staatsschiffes, und nur den größten Anstrengungen seiner Gegner, den Clericalen und den Anhängern des alten Regierungssystemes, gelang es, ihn am 19. April 1853, anläßlich einer clericalen Bewegung, zu stürzen. Im Jahre 1862 wurde er abermals mit der Bildung eines Cabinets beauftragt, das bis 1866 am Ruder blieb. Thorbecke, von dem ein englischer Staatsmann sagte: „Er ist zu groß für ein so kleines Land", stand eben jetzt wieder an der Spitze eines liberalen Cabinets, als der Tod ihn, den freilich schon Hochbetagten, aus seiner verdienstvollen Laufbahn abrief. Holland verlor in ihm einen Mann, dessen Platz nicht wieder ausgefüllt werden kann; er war eine Art Monarch in diesem kleinen Lande. Er war der mannhafteste unter den Männern. Ein genialer Stoicismus, eine schätzenswerthe Gabe, das Gute zu erfassen und das Schlechte zu vermeiden, eine unbesiegbare Ruhe und Heiterkeit der Seele zeichnete ihn aus. Im Unglück stets voll Hoffnung, im Glück mäßig, besonnen, kühl, war er alle Zeit bereit, das Geschick zu nehmen, wie es fiel. Der Verewigte, der seit 1848 auf wissenschaftlichem Felde nichts mehr leistete, gab unter dem Titel „Historische Schetzen" (s'Gravenhage 1860) einige seiner früheren Aufsätze gesammelt heraus.

Forey, Elié Frédéric, Marschall und Senator von Frankreich, † am 20. Juni zu Paris. Mit dem Dahingeschiedenen ist wiederum eine der Säulen der bonapartistischen Sache in Frankreich hinweggenommen, und das Häuflein der Getreuen, welche die Sache des gefallenen Kaiserreiches noch immer verfechten, um ein geschicktes und thätiges Mitglied geringer geworden. Der Verstorbene, der am 10. Januar 1804 zu Paris geboren war, trat 1822 in die Militärschule von Saint-Cyr und war nach Beendigung seiner Studien Instructeur in einem Infanterieregiment. Später nahm er Theil an der Expedition von Algier, stand dann bis 1835 in Garnison in den Pyrenäen, avancirte zum Capitän und zeichnete sich, nach Algerien versetzt, bei Medeah aus, dann während des unglücklichen Rückzuges der Franzosen nach der ersten verunglückten Belagerung von Constantine, sowie an den Portes aux fer. Im Jahre 1840 zum Bataillonschef aufgestiegen, machte

Digitized by Google

er auf's Neue vier Campagnen in Africa mit und kehrte 1844 mit dem Range eines Obersten nach Frankreich zurück. Nachdem Forey 1848 zum General ernannt worden war, zeichnete er sich am 2. December 1851 als einer der Haupthelfershelfer beim Staatsstreiche aus und wurde für seine bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste mit dem Commandeurkreuze der Ehrenlegion belohnt. In der Gunst des Kaisers und des Hofes gesichert, erstieg er von jetzt ab schnell die höchsten Stufen in der militärischen Hierarchie. Am 22. December 1852 Divisionsgeneral, fungirte er nach einander als Mitglied des höchsten Ausschusses für Infanteriewesen und als Generalinspector. Während des Krimkrieges commandirte er zuerst eine Reservedivision und stand dann, während der letzten Augenblicke des Marschalls St.-Arnaud, momentan an der Spitze des Belagerungsheeres von Sewastopol. Im Jahre 1857 erhielt er das Commando der 1. Division der Armee von Paris, mit der er sich im italiänischen Feldzuge bei Montebello, am 20. Mai 1859, dem ersten Gefechte in diesem Kriege auszeichnete. Als die Expedition von Mexico beschlossen war, wurde der Verstorbene an die Spitze des Expeditionscorps gestellt, das aus zwei Divisionen Infanterie, Bazaine und Lorencez, und aus einer Cavalleriebrigade zusammengesetzt war. Am 27. September 1862 in Veracruz gelandet, veröffentlichte er eine Proclamation an die Mexicaner, in der er ihnen die Versicherung gab, daß sie volle Freiheit hätten, sich ihre Regierung zu wählen. Was es mit dieser Proclamation für eine Bewandtniß hatte, und was für eine Rolle Forey, der als bevollmächtigter Minister Frankreichs sowohl die Civil- wie die Militärgewalt in Händen hatte, spielte, ist zu bekannt, um hier wiederholt zu werden. Nachdem er endlich mit vieler Mühe und nachdem sein General Lorencez einmal eine tüchtige Schlappe erlitten, am 17. Mai 1863 die die Hauptstadt deckende Festung Puebla eingenommen hatte, wurde er am 2. Juli zum Marschall von Frankreich ernannt. Kaum jedoch hatte er seinen Einzug in Mexico gehalten und eine aus drei der Sache der Franzosen ergebenen Eingeborenen zusammengesetzte provisorische Regierung ernannt, als er auch schon abgerufen wurde und sein Commando dem General, späteren Marschall Bazaine, übergeben mußte. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er das Commando des 2. Armeecorps, mit dem Hauptquartier zu Lille. Im Senate versuchte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die verunglückte Expedition, deren erster Anführer er gewesen, zu vertheidigen und den Gesetzgebenden Körper zu überzeugen, daß man mit neuen Truppensendungen ein glückliches Resultat derselben herbeiführen könne. Nachdem der Verstorbene noch im Jahre 1867 das Lager von Chalons commandirt hatte, wurde er wenige Zeit vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges als Gesandter nach Rußland geschickt, wo er sich, nach den ersten Niederlagen der französischen Armee, alle erdenkliche, wenngleich vergebliche Mühe gab, den Kaiser Alexander zu Gunsten Frankreichs umzustimmen. Außer allem Zweifel ist es, daß seine geschminkten Berichte über seinen Einfluß am kaiserlich russischen Hofe eine Hauptveranlassung des Briefes der Kaiserin Eugenie an Alexander II. von Rußland war. Nach Frankreich Ende October 1870 zurückgekehrt, hielt er sich seitdem bis an sein Lebensende scheinbar von allem öffentlichen Treiben fern.

Digitized by Google

Die Ursachen der städtischen Wohnungsnoth,

mit besonderer Beziehung auf Berlin.

Von

Dr. Ernst Bruch.

Sobald mit der Wandlung der „beweglichen Zelte“ in „friedliche feste Hütten“ der erste Schritt zu wahrhaft menschlicher Cultur gemacht ist, zeigen sich in der Lage, der Form, dem Materiale der ersten Ansiedelungen die ursprünglichen Charakterverschiedenheiten der Völker. Da der Urmensch seine Sprache den Naturlauten entlehnt hat, war die Sprache aller Völker in ihrer Kindheit gleich. Die vergleichende Sprachforschung weist daher vorzugsweise den geringeren oder größeren Grad der Verwandtschaft und Einheit des Menschengeschlechtes nach. Das vergleichende Studium der Urwohnungen führt dagegen vorzugsweise zur Erkenntniß seiner anfänglichen Verschiedenheit. Bei der höheren Cultur unserer Epoche, welche die individuellen Mannichfaltigkeiten herausarbeitet, ist daher der Satz, daß „der Stil (oder die Sprache) den Menschen“ charakterisirt, gewiß richtig. Die Baukunst dagegen — die älteste ihrer Schwestern, weil sie aus dem ersten, Allen gemeinsamen Bedürfnisse hervorgegangen ist — ruft Schöpfungen hervor, die der erste und beste Maßstab für die Beurtheilung der Eigenschaften und des Culturzustandes der Völker sind. Denn die zu ihrer Herstellung und Schmückung erforderliche Thätigkeit setzt sämmtliche in dem Menschen ruhenden Fähigkeiten in Bewegung. Der praktische Sinn führt zu einer möglichst vollkommenen Befriedigung des Bedürfnisses, das ideale Streben macht sich in dem Zierat des Hauses geltend, welcher nur bei den unbegabtesten und am meisten zurückgebliebenen Völkern fehlt. Wohnung und Mensch stehen naturgemäß in beständiger Wechselwirkung. Die unmittelbarste Umgebung, die sich der Mensch nach seinen ursprünglichsten Fähigkeiten gebildet hat, muß dieselben fort und fort in dieser charakteristischen Richtung weiter bilden. Die ersten Begegnungen der Stämme und Völker führen sofort zum Austausch und zur gegenseitigen Abschleifung ihrer Sprache. Das Haus bleibt davon unberührt, bis große Wanderungen und längerer Aufenthalt in der Fremde den ursprünglichen particularen und nationalen Geist mit internationalen Elementen durchsetzt und umgebildet hat.

Der stabile, Jahrhunderte überdauernde Charakter des Hauses bringt es mit sich, daß wir die Entwickelung desselben für eine lange, die Grundlagen unserer zeitigen Cultur völlig beherrschende Periode in synchronistisch neben einander auftretenden Bildungen bestehen sehen. Wir erkennen in dem ländlichen Bauernhause den directen Nachkommen der ältesten

Digitized by Google

Formen der Ansiedelungen unserer Vorfahren, in dem städtischen Hause des Mittelalters, welches sich in allen älteren, auch sonst modernisirten Städten erhalten hat, das Gepräge des hoch entwickelten gewerblichen Lebens jener Zeiten, in dem modernen Hause unserer Großstädte ein Spiegelbild unserer nüchternen, verständigen, die vorhandenen Güter klug ausnutzenden Zeitrichtung. Wie verschieden die äußeren Formen des Bauernhauses, vorzugsweise unter den deutschen Stämmen, sich darstellen — wir wollen nur an das altsächsische oder westphälische, das thüringische und das alemannische oder schweizerische erinnern —, sie haben alle das gemeinsame, aus dem gegebenen Bedürfniß hervorgegangene Kennzeichen, daß sie zum gemeinschaftlichen Aufenthalt einer Wirthschaftsgemeinschaft und zum Mittelpunkt eines landwirthschaftlichen Betriebes bestimmt sind. Das „Haus" beherbergt entweder unter demselben mächtigen Dache Mensch und Vieh, oder der „Hof" theilt sich in einzelne, den verschiedenen Bedürfnissen getrennt dienende Gebäude. Natürlich ist von vorneherein die Möglichkeit einer Verbindung mehrerer vollständiger und ganz getrennter Wirthschaften auf demselben Hofe ausgeschlossen. Der Landmann hat in seiner absoluten Selbstherrlichkeit und bei der Möglichkeit, alle seine Bedürfnisse mit seinen eigenen Mitteln zu befriedigen, etwas Exclusives, das sich in der selbständigen, von allgemeinen Regeln nicht beeinflußten Lage und Abgränzung seiner Wohnung zu erkennen giebt.

Sobald die Theilung der Arbeit eintritt, auf welche bekanntlich Adam Smith erst den „Reichthum der Nationen" basirt, sobald der eine Mensch des anderen zu seiner Existenz nothwendig bedarf, rücken die Menschen einander näher, ihre Häuser schließen sich aneinander, gemeinsame, die ganze Ansiedelung beherrschende Regeln bilden Straßen- und Baufluchten, Plätze, Arrondirung und Abscheidung der „Stadt" von dem „Lande". Sobald diese beiden Formen der menschlichen Existenz in ihrem Gegensatze und ihrer Verbindung das Leben beherrschen, macht sich sofort eine locale Gruppirung und Entmischung der Gesellschaft nach ihrer vorzugsweise betriebenen Beschäftigung geltend. Die Städte werden der Sitz der Gewerbe, der Schauplatz des Austausches ihrer Producte innerhalb ihrer selbst und zwischen den Städten und dem Lande. Der Landbewohner lernt erkennen, daß die Selbstbefriedigung seiner Bedürfnisse nicht immer für ihn das pecuniär Vortheilhafteste ist, er sucht sie da zu befriedigen, wo es in der billigsten Weise möglich ist. Billig ist die Production aber nur bei vorgeschrittener Arbeitstheilung, also in den Städten. Die vereinzelten Gewerbetreibenden auf dem Lande können damit nicht concurriren, sie verkümmern und werden höchstens noch zum Flickwerk herangezogen. Siedelt nun ein Gewerbetreibender nach der Stadt über, so müssen ihm eine ganze Reihe anderer folgen. Mit der ersten Theilung der Arbeit ist daher die Existenz der Stadt mit eng aneinander gerückten, auf einander angewiesenen menschlichen Wohnungen, und mit deren Existenz auch das beständige Wachsthum der Städte bis zur völligen Entmischung der Gesellschaft nach Gewerbe und Handel hie und Landwirthschaft da nothwendig verbunden.

Die Frage, ob ein solcher in der Natur der Dinge beruhender Zustand wünschenswerth ist oder nicht, wird von einer gewissen volkswirthschaftlichen Partei als überhaupt unberechtigt und unsinnig zurückgewiesen. Wenn die „billigste Production" das höchste, erstrebenswertheste Ziel der menschlichen Gesellschaft bildet, ist gegen einen solchen Standpunkt nichts einzuwenden. Die Harmonie dieser Interessen mag erreicht werden, ob aber auf Kosten anderer, ist denn doch eine Frage, die der ernstesten Erwägung werth ist. Die mittelalterlichen „Volkswirthe", die freilich nicht in Congressen, sondern durch die Verwaltung des Staates und der Gemeinde diesen Namen zu verdienen suchten, hatten offenbar

Digitized by Google

die Ueberzeugung, daß schon das damalige Anschwellen der großen Städte, das freilich unseren heutigen Verhältnissen gegenüber sehr kindlich aussah, kein wünschenswerther und die allgemeinen Interessen einer gesammten Bevölkerung fördernder Zustand war. Sie suchten das ländliche Handwerk durch Zwangs- und Bannrechte zu erhalten, verbanden die städtischen Gewerbe durch Zünfte und Innungen, erhielten in denselben einen wenn auch abschließenden, so doch gegenseitig fördernden Standesgeist mit corporativen Organisationen, an denen die Theilnahme für Neueintretende erschwert war. So sehr man über solche Mittel im Einzelnen streiten kann, der Hauptzweck wurde erreicht, der natürlich gegebene Entmischungsproceß ward unterbrochen. Die Städte nahmen nur sehr mäßig zu, und die ländliche Bevölkerung nahm unter ruhigen Verhältnissen nicht ab.

Die letzten Thaten unserer Gesetzgebung haben in der Niederreißung der alten Schranken kaum noch etwas übrig gelassen. Fast schrankenlose Gewerbefreiheit, absolute Freizügigkeit, Aufhebung auch der kleinen städtischen Bürgerrechtsgelder, liberalste Armengesetzgebung haben den trotz der bisherigen Schleusen und Wehre beständig den großen Städten zufließenden Strom der Einwanderung nunmehr zu einem wahren Katarakte gemacht.

Auf dem Lande werden ferner mit jedem Dampfpfluge, jeder Dresch- und Säemaschine, jeder Locomobile eine immer größere Zahl von Arbeitskräften disponibel, die großen Industrien wirken magnetartig meilenweit auf ihre Umgebung; das Wohnungsbedürfniß von Hunderttausenden wird — wenn überhaupt — auf die einfachste, schnellste und billigste Weise befriedigt. So ist die hoch aufgethürmte, dicht zusammengedrängte, jeden Quadratfuß Bodenraum sorgfältig ausnutzende Miethscaserne die natürliche Tochter unserer wirthschaftlichen Entwickelung.

Das städtische Haus des Mittelalters ist nur unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse zu verstehen. Das breit hingelagerte Landhaus mit dem Haupteingange in der Giebelseite wurde in seinen Flanken von beiden Seiten mehr und mehr gedrängt, es wuchs so naturgemäß in die Höhe und bestand aus einem Erdgeschoß mit mächtigem Hausflur, aus einem ersten Stock mit den Wohnzimmern und, wenn dieser nicht ausreichte, aus noch einem zweiten Stock mit den Schlafzimmern — und den Räumen für die Gewerbsgehülfen. Durch die Schranken der Gesetzgebung war nämlich die natürliche Fortentwicklung der Gewerbe zur völligen Arbeitstheilung, die nur mit der fabrikmäßigen Production und der wirthschaftlichen Unselbständigkeit der großen Mehrheit der Gewerbetreibenden zu erreichen ist, gehemmt worden. Der Handwerksmeister stellte noch mit seinen zahlreichen Gesellen und Lehrlingen einen Gegenstand selbständig aus dem Urmateriale her. Aus dem gleichen Stück Eisen machte der Eine den Nagel, der Andere die Nadel, der Dritte den Küraß, aus demselben Stück Messing der Eine den Thürklopfer, der Andere die Uhr. Alle die unzähligen, unzählige Hände beschäftigenden Manipulationen, die massenhaften Wanderungen und Wandelungen in räumlich ganz getrennten Werkstätten, welche jetzt der einfachste Gebrauchsgegenstand bis zu seiner Fertigstellung aus dem Urmateriale durchzumachen hat, waren damals unter demselben Dache vereinigt, und Gesellen und Lehrlinge mit der Meisterfamilie hausten darunter zusammen. Wie das Landhaus das landwirthschaftliche, so beherbergte das Stadthaus das selbständige städtische Gewerbe. Ebenso natürlich wie dort, ist es hier, daß zwei oder mehrere in der vollen Bedeutung des Wortes betriebene Gewerbe nicht unter demselben Dache Platz haben.

Digitized by Google

Aus diesen ganz selbstverständlichen Verhältnissen ist von den meisten Schriftstellern, die sich mit der Wohnungsnoth unserer Tage befassen, — und ihre Zahl ist Legion — der Schluß gezogen, daß das Einzelfamilienhaus die allgemeine Lebensform namentlich des deutschen Volkes gewesen sei, und daß es nur seiner Wiedereinführung bedürfe, um eine ganze Reihe verlorener Güter wiederzugewinnen, die sociale Frage zu lösen und das Volk durch die allgemeine Beschaffung eigener Grundstücke wieder an Sparsamkeit, Ordnung und Gesittung zu gewöhnen. Nach Faucher's Vorgange ist dieses Streben so Mode geworden, daß neuerdings eine Reform unserer Wohnungsverhältnisse einzig und allein auf diesem Wege gesucht wird. In Berlin sind hauptsächlich Beta, Born und Wiß, in Wien Sax, Ratkowsky und Reschauer in des Meisters Fußtapfen getreten. Die großen englischen Städte geben das Vorbild in der Gegenwart, welches seinen Urtypus in der deutschen Vergangenheit gehabt, aber verloren habe.

Wir haben gesehen, wie das mittelalterliche Haus in seiner organischen Einheit nur durch die jetzt überwundenen Schranken der gewerblichen Entwickelung erhalten werden konnte. Die Arbeitstheilung, durch die Dampfmaschine auf die Spitze getrieben, vernichtete den stillen, von vier Pfählen umschlossenen Gewerbefleiß des mittelalterlichen Hauses, der Mensch wurde von seiner Arbeitsstätte losgerissen. Schaaren von Arbeitern wandern des Morgens in die riesigen Arbeitsräume der Fabrik, um erst des Abends wieder die eigene Wohnung aufzusuchen, anstatt der mittelalterlichen Zurschaustellung der eigenen Producte im eigenen Hause öffnet jetzt das Magazin seine weiten gemietheten Hallen mit den Erzeugnissen einer großen Zahl von Gewerbetreibenden, die nur dem Namen nach ihre Selbständigkeit und Meisterschaft erhalten haben. Die kleinen Handwerksmeister unserer großen Städte stehen somit nicht höher, als der Geselle des Mittelalters, der von dem wirklichen Meister seine Schlafkammer zugewiesen erhielt. Ebensowenig wie in früheren Zeiten unselbständige kleine Leute im Stande waren, ein eigenes Haus zu erwerben und, wenn sie wirklich in den Besitz gekommen waren, sich darin zu erhalten, ebensowenig sollte man jetzt seine Lebensaufgabe daran setzen, diese Leute um jeden Preis in eine ihrer ganzen Lebensstellung nicht zusagende Lebensform hineinzupressen.

Es erscheint uns überhaupt zweifelhaft, ob es bei dem notorischen Mangel an Capital in unserem Lande möglich ist, eine irgendwie nennenswerthe Zahl unserer modernen unselbständigen Arbeiter aus eigener Kraft mit eigenen, lediglich von ihnen selbst zur Wohnung benutzten Grundstücken zu versehen. Mögen Capital- und Personalassociationen die Anschaffung des Anlagecapitales und die allmähliche Abzahlung noch so sehr erleichtern, so gehört doch zur pünktlichen Erfüllung der mannichfachen daraus resultirenden Pflichten ein so vorgeschrittener, solider Standpunkt, daß wir für die Jetztzeit diesem Princip allein seine allgemeine Anwendbarkeit und wunderbare Heilkraft absprechen müssen. Es ist auffallend, daß dieselben Volkswirthe, welche die Freizügigkeit in der Theorie und Praxis auf's stärkste betonen, welche durch die Erringung aller möglichen wirthschaftlichen Freiheiten das Nomadenleben der Bevölkerung sowohl innerhalb einer großen Stadt wie zwischen verschiedenen Arbeitsplätzen wieder ins Leben gerufen haben, sich zugleich auf's eifrigste bemühen, sogar den unselbständigen Arbeiter um jeden Preis wieder an die Scholle zu fesseln. Dieses Bestreben erscheint uns vergleichbar mit dem Aufheften neuer Flicken auf alte Schläuche. Und hat man denn nicht auch an die mannichfachen öffentlichen Pflichten, welche sich an das Grundeigenthum anknüpfen, gedacht? an Grundsteuern und Quartierlast im Frieden? an Reparaturen und Erneuerungsfonds? an die besonderen

Digitized by Google

Beiträge für Schul- und Kirchenkosten auf dem Lande? an Hypotheken, die doch jedenfalls nicht vermieden werden können?

Alle diese besonderen Verantwortlichkeiten sind auch die Veranlassung, daß selbst social höher stehende Personen, für die allein uns vorläufig noch der eigene Besitz ein unbedingt wünschenswerthes Ziel zu sein scheint, keineswegs allgemein von dem vorausgesetzten Wunsche durchdrungen sind, Grundbesitzer zu werden. Auch bei diesen Ständen ist die Wahl des Aufenthaltsortes meistentheils nicht von ihrer eigenen Entschließung abhängig. Der moderne Staat verfügt über seine Beamten völlig willkürlich, auch Gelehrte, Künstler, Schriftsteller ꝛc. sind in ihrer Existenz selten so fest gegründet, daß ein Wechsel des Aufenthaltes unter allen Umständen ausgeschlossen ist.

Die Annehmlichkeit des Wohnens im eigenen Hause, welche auch wohl jedenfalls überschätzt ist, kann ferner nur mit großen Unbequemlichkeiten auf der anderen Seite erkauft werden. Während bei unserem städtischen Wohnhause die einzelnen Wohnungen sich etagenweise abscheiden — und allerdings sollte man darnach streben, daß nicht mehr als eine Wohnung in einer Etage angeordnet wird — umfaßt das Einzelfamilienhaus alle Etagen zum Wohnungsgebrauche. Je werthvoller der Grund und Boden, um so mehr werden diese Einzelfamilienhäuser zusammengedrängt. Trotzdem erfordern dieselben immer noch ein dreifach größeres Areal als eine in einer auch nur mäßig ausgenutzten Miethscaserne gelegene Wohnung. In den englischen Häusern dieser Art, mit denen gewöhnlich exemplificirt wird, sind mit dem Keller gewöhnlich vier Etagen im beständigen Gebrauche einer Familie. An und für sich kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die Anordnung von Zimmern in horizontaler Folge bequemer und schöner ist, als die verticale Uebereinanderhäufung. Die englische Hausfrau mittleren Standes, welche Küche und Wirthschaftsräume eine oder zwei Treppen unter sich und die Kinderstube eine Treppe über sich gleichzeitig beaufsichtigen soll, ist dazu nur im Stande, wenn ihr allermindestens zwei Dienstboten zur Verfügung stehen, und wenn sie diesen Dienstboten ein großes Vertrauen schenken darf. Factisch rechtfertigen englische Dienstboten ein solches Vertrauen viel mehr, als unsere. Die deutsche Hausfrau muß sich viel mehr und eingehender mit beiden Polen ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit befassen, als ihre englische Collegin. Für sie ist die Nebeneinanderfügung von Küche und Kinderstube und damit auch des Eßzimmers und ihres eigenen Schlafraumes ein viel dringenderes Bedürfniß. Unsere — durch die, wie schon hervorgehoben, viel größere Capitalarmuth bedingten — Verhältnisse gestatten eine allgemeine Ausdehnung dieser englischen Lebensformen leider noch lange nicht. Wir brauchen nur auf die bis jetzt erst vorliegenden Resultate der Volkszählung von 1867 zu verweisen. Es waren damals — und das Verhältniß wird sich nicht wesentlich geändert haben — in Berlin 120,902 Haushaltungen ohne jeden, 31,739 mit Dienstboten. Von diesen letzteren, welche 21 Procent der Gesammtzahl ausmachen, waren 15 Procent der Gesammtzahl mit nur einem, 4 Procent mit zwei und nur 2 Procent mit mehr Dienstboten versehen. Hiermit dürfte wohl die vorläufige Unanwendbarkeit der englischen Verhältnisse für uns erwiesen sein.

Das intensive Streben des Engländers nach einem eigenen Herde, dessen sociale Bedeutung wir gewiß nicht unterschätzen wollen, erklärt sich übrigens auch aus den bedeutenden politischen Rechten, welche damit dort verbunden sind, und welche die untrennbaren Pflichten wohl aufzuwiegen im Stande sind. Dieses berechtigte Streben hat ferner schon früh eine Ausbildung des Verkehrswesens ins Leben gerufen, von dem wir noch außer-

Digitized by Google

ordentlich weit entfernt sind. Der Engländer wohnt fern in der Vorstadt und hat sein Bureau, sein Comptoir, seinen Laden ꝛc. im Herzen der Stadt. Hiermit ist eine völlige Veränderung der Lebensweise, gegen die unserige, nothwendig verbunden. Die englische Hauptmahlzeit liegt in den Abendstunden, es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, daß in der langen Vormittags-, Mittags- und Nachmittagszeit nicht auch noch eine sehr kräftige Mahlzeit eingenommen würde, die es — leider — mit unserer Mittags-Hauptmahlzeit wohl aufnehmen kann. Bekanntlich ist der Fleischconsum nirgends größer, als in England, was wesentlich dadurch herbeigeführt wird, daß der Engländer gezwungen ist, zweimal am Tage Fleisch zu verzehren. Die Pause in der Arbeit um Mittag, wo die Sonne am höchsten steht, ist durch die Natur bedingt und so alt, wie das Menschengeschlecht. Nur Unnatur und Uebercivilisation, wie wir sie zum Theil in den englischen Verhältnissen erkennen müssen, hat den natürlichen Schwerpunkt verlegt. Wir behaupten, daß wir im Großen und Ganzen auch in dieser Beziehung zu capitalarm sind, um das jetzige deutsche Mittagessen auf den Abend zu verlegen. Da unser Volk im großen Ganzen sich nur eine kräftige Mahlzeit am Tage erlauben darf, kann es dieselbe am Mittag nicht entbehren. Es ist wahrlich eine Kühnheit, zu behaupten, daß dadurch die deutsche Arbeitskraft gelitten habe.

Nur bei geistiger Arbeit, die bekanntlich länger ohne größere Unterbrechung fortgesetzt werden kann, als körperliche, ist die Nichtberücksichtigung der Mittagspause und die Ausdehnung bis zum späteren Nachmittag erlaubt. Deshalb ist die Verlängerung der Bureaustunden in Berlin ganz allgemein und mit Recht durchgeführt. Wo aber schon eine längere als achtstündige Arbeitszeit täglich verlangt wird, wie es in den meisten Banquier- und Engrosgeschäften der Fall ist, kann eine Fortsetzung der Arbeit nach der Hauptmahlzeit nicht entbehrt werden. Auch hier sind wieder unsere minder günstigen Verhältnisse Schuld daran, daß wir mit einer ebenso kurzen Arbeitszeit, wie in England, nicht auskommen. Die gewaltsamen Versuche einer Aufpfropfung jener vielgepriesenen Zustände haben sich bisher immer nicht bewährt.

Neben dieser fest eingelebten Gewöhnung steht sodann das sehr naheliegende Bestreben des Geschäftsmannes, auch wenn er nicht zu arbeiten braucht, doch sein Geschäftslocal möglichst nahe bei sich zu haben. Es können plötzlich Umstände eintreten, die seine Anwesenheit auch außerhalb der Geschäftszeit dringend wünschenswerth machen. Das meilenweite tägliche Hin- und Zurückfahren würde unserer bedächtigen Natur nicht zusagen. Man läßt es sich gerne für einige Sommermonate gefallen, wo die stillere Geschäftszeit und die größere Annehmlichkeit eines ländlichen Aufenthaltes es erlaubt und empfiehlt. Aber in der Regel würde uns als *Ideal* der Lebensweise immer auch nur die älteste und natürlichste Lebensform des *gemeinschaftlichen Geschäfts- und Wohnungshauses* erscheinen, wobei das Specificum der Berliner Sommerwohnung als angenehme, aber entbehrliche Zugabe erscheint. Machen wir lieber unsere Städte gesund und angenehm, als daß wir ihnen verzweiflungsvoll den Rücken kehren, nur ihre Vortheile genießen wollen, ohne uns ernstlich Mühe zu geben, auch die Nachtheile möglichst zu beseitigen.

Uebrigens sind die *wirthschaftlichen* Vortheile des Wohnens an der äußersten Peripherie — selbst die besten Verkehrsmittel vorausgesetzt — sehr zweifelhaft. Bekanntlich lebt sich's billiger mitten in der Stadt, als an der Peripherie, und billiger hier, als in den benachbarten Dörfern, deren Bewohner klug genug sind, für ihre Erzeugnisse lieber

Digitized by Google

den großen Markt des städtischen Centrums aufzusuchen. Nicht nur Colonialwaaren, sondern auch Fleisch, Gemüse, Butter und Eier müssen sogar fast regelmäßig aus der Stadt herausgeschafft werden. Der Communismus der Colonien mit gemeinschaftlichem Fuhrwerk und abwechselnder Deputirung der betheiligten Hausfrauen ist auch ein sehr zweifelhafter Gewinn für die Selbständigkeit und das Selbstbewußtsein eines deutschen Haushaltes. Natürlich haben es die Pioniere, die sich zuerst in sandigen Kartoffel- und Rübenfeldern anzubauen wagen, am schlimmsten. Nichtsdestoweniger sind wir weit davon entfernt, einer größeren Ausdehnung von Colonien an der städtischen Peripherie hindernd entgegentreten zu wollen. Wir müssen nur dieser Bewegung eine allgemeine Bedeutung absprechen.

Aus dem exclusiven Egoismus hervorgegangen, hat die Wohnungsweise in England die gegen außen abschließenden, für den Fremden fast undurchdringlichen Schranken um den Haushalt gezogen. Der Engländer giebt bekanntlich keine Gesellschaften, kann sie auch bei der hierfür unzweckmäßigen verticalen Anordnung seiner Zimmer nicht beherbergen und bewirthen, er sieht höchstens ein paar Verwandte und Freunde am Familientisch. Neben seinem familiären und gesellschaftlichen Egoismus steht auch sein politischer. Das vielgerühmte Land der Selbstverwaltung stellt höchstens ein paar unbesoldete Sheriffs, Friedensrichter und Aldermans aus den höchsten Stufen der Gesellschaft, von einer allgemeinen Betheiligung des Volkes an der Gemeindeverwaltung kann bei dem exclusiven Leben der gebildeten Mittelclassen in den entlegenen Wohnungen keine Rede sein. Daß die Verwaltung der Stadt Berlin nur mit Hülfe vieler Tausende unbesoldeter Bürger möglich ist, muß jedem Engländer völlig unbegreiflich sein. Von den Mitteln zur Heranziehung der Selbstverwaltung, von unserem Vereins- und Versammlungswesen ist dort ebensowenig eine Ahnung. Es wäre bei der dortigen Wohnungs- und Lebensweise ein Ding der Unmöglichkeit. Bei diesem Vergleich englischer und deutscher Wohnungsweise stellt sich uns dort die Outrirung des wirthschaftlichen Egoismus, hier wenigstens die Möglichkeit dar, auch den Pflichten gegen die Gemeinschaft durch Wort und That gerecht zu werden.

Endlich sind auch die klimatischen Verhältnisse für das Wohnen in einer wirklichen, freistehenden Villa wohl in Betracht zu ziehen. Unser Klima ist viel rauher, als das englische, wir haben einen längeren und strengeren Winter. Um also nur denselben Grad von Comfort wie in einer englischen Villa zu erreichen, bedürfen wir viel kostspieligerer Vorrichtungen. Wir müssen dickere Mauern, Doppelfenster, Heizung im ganzen Gebäude haben, bei der Anlage der Fenster muß die häufig nur sehr schwer mögliche Rücksicht auf unsere viel heftigeren Winde genommen werden. Die Kinder, welche im Winter den weiten, mit Schnee und Eis bedeckten Weg zur Schule ohne den Schutz der ununterbrochenen Häuserfronten unserer Straßen machen müssen, sind viel eher Erkältungen und Krankheiten ausgesetzt. In der Stadt steht bekanntlich das Thermometer beständig einige Grad höher, als vor den Thoren. Auch diese Nachtheile sind in England sehr wohl erkannt, man hat sich bei dem — wieder zu betonenden — größeren Capitalreichthum aber auch besser*) zu helfen gewußt. Die Gouvernante ist bei jeder gut situirten Familie durchaus die Regel. Da wir für diesen „Artikel" eine viel geringere Verwendung haben, ziehen

*) Das ist nur als façon de parler zuzugeben. Die englische Gouvernanten-Erziehung wie das ganze specifisch englische Erziehungswesen hat in keiner Weise das Recht, dem deutschen als „besser" entgegengesetzt zu werden. Red.

Digitized by Google

bekanntlich alljährlich große Schaaren deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen nach England und ermöglichen den englischen Familien so deren Wohnungsweise.

Es ist uns schon häufig bei dem Besprechen dieser Dinge eine Redensart aufgefallen, deren Berechtigung wir wenigstens für jetzt nicht ableugnen können: „Es giebt zwei angenehme Zeitpunkte bei dem Bewohnen einer Villa, der eine, wenn man sich glücklich eingerichtet hat, der andere, wenn man sie gut verkauft hat". Die wirkliche Villa ist nur für sehr reiche oder mindestens wohl situirte Leute, hier freilich die beste Lebensform, die sich denken läßt — wenn Wagen und Pferde nicht fehlen —, die Pseudo-Villa, das schmale zweizipfelige Handtuch, wie sie der Engländer selbst nennt, vereinigt erhebliche Vortheile mit vielleicht noch schwerer ins Gewicht fallenden Nachtheilen.

Das Thema „Villa oder Miethscaserne" ist bei uns allmählich in unendlichen Variationen zu ausschließlichen Gunsten der ersteren abgespielt worden, an eine zeitgemäße Umformung des wirklichen, unseren jetzigen Verhältnissen nicht mehr entsprechenden alten deutschen Hauses hat man nicht gedacht. In der Mitte liegt, wie immer, die Wahrheit, also weder eine Villa für Jedermann, noch die unendliche, allerdings gerechte Bedenken für die Zukunft unserer Culturentwicklung erregende Ausdehnung des Miethscasernenthums! —

Beide äußersten Pole der Entwickelung unsrer Wohnungsweise sind die Resultate einer verschiedenen geistigen sowohl wie materiellen Befähigung und Neigung der Völker. Dem aus dem abschließenden, egoistischen, englischen Nationalcharakter hervorgehenden Einzelfamilienhause steht das Zerrbild des mittheilsameren, mehr den allgemeinen Interessen sich hingebenden und darin aufgehenden deutschen Nationalcharakters in der Miethscaserne, diesem Mikrokosmos der ganzen Gesellschaft in allen ihren Nüancirungen, gegenüber. Das Einzelfamilienhaus war aber nur bei größerer und allgemeinerer Capitalkraft möglich, die für sich wieder die natürliche Folge jenes größeren Egoismus ist. Das durch seine continentale Lage, seinen Boden, seine politischen Zerrüttungen materiell zurückgebliebene deutsche Volk mußte sich vorläufig mit der Miethscaserne begnügen.

Anstatt Zeit und Kraft mit der Empfehlung vorläufig jedenfalls nur in beschränkter Weise und nur für solche Mitglieder der Gesellschaft, die sich selbst und allein zu helfen in der Lage sind, anwendbarer Lebensformen zu verschwenden, haben wir vielmehr Veranlassung, die Gründe zu untersuchen, welche die beständige *Vertheuerung* unserer Wohnungen verschulden. Denn das ist der eigentliche Kernpunkt der sogenannten Wohnungsnoth. Alle anderen Aeußerungen derselben lassen sich lediglich darauf zurückführen. Denn es würde *mehr* gebaut werden, wenn sich das Bauen besser rentirte, die Wohnungen würden nicht so *schlecht* sein, wenn man bessere bezahlen könnte, und der beständige *Wechsel* würde nicht eintreten, wenn man keine Steigerungen zu befürchten brauchte.

Theuerung ist nun ein sehr relativer Begriff. Da der Preis ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Waare und dem Tauschmittel anzeigt, die Wohnung einerseits eine Waare ist, deren Herstellung die Verwendung aller möglichen menschlichen Producte voraussetzt, und andererseits die Anzahl der bei dem einzelnen Menschen vorhandenen Tauschmittel dessen Zahlungsfähigkeit bestimmt, so ist die Theuerung der Wohnungen sowohl in der *Preissteigerung der Materialien* wie in der Art der *Vertheilung der Tauschmittel* in der Gesellschaft begründet.

Digitized by Google

Laspeyres hat kürzlich (in der Tübinger Zeitschrift) eine interessante statistische Untersuchung über die Frage angestellt, welche Waaren im Laufe der Zeiten immer theurer werden, und hat gefunden, daß je mehr eine Waare direct der Natur entnommen ist, sie um so mehr im Preise steigt. Er sucht den Grund dafür darin, daß die Ergiebigkeit der Natur in sehr cultivirten Ländern immer mehr abnimmt. Die directe Anwendung dieses Satzes auf die Verhältnisse der großen Städte erklärt schon von vornherein das beständige Steigen der Wohnungspreise, da zunächst der städtische Grund und Boden durch die fortschreitende Bebauung beständig ein geringeres Angebot gewährt. Die colossale Einwanderung unserer Tage muß natürlich die Bodenpreise immer gewaltiger in die Höhe schrauben. Eine Vermehrung der politischen Bedeutung einer Stadt, wie wir sie namentlich für Berlin durch die letzten Kriege erlebt haben, vermehrt dazu das Bestreben des Capitals auch aus weitester Ferne nach einer sicheren Anlage innerhalb ihrer Mauern. Eine Capitalanlage in Berliner Grundstücken ist außerordentlich beliebt geworden, wofür hundertfache Beweise aus der letzten Vergangenheit vorliegen. Je mehr das Capital nach den Mittelpunkten des modernen geschäftlichen Lebens zusammenströmt, um so mehr büßt es relativ gegenüber dem Grund und Boden, auf dem es allein operiren kann, an Werth ein. Das Geld verliert, der Boden gewinnt; der Zinsfuß sinkt, die Miethe als die Rente des städtischen Grund und Bodens steigt. Bekanntlich wird der Werth eines städtischen Grundstückes wesentlich durch die Capitalisirung seines Miethsertrages bestimmt. Vor noch wenigen Jahren war der Zinsfuß, mit dem capitalisirt wurde, 6 Procent, so daß ein Grundstück, welches 1000 Thlr. reine Miethe, nach Abzug aller Nebenkosten brachte, im Werthe zu $1000 \times 16^2/_3$, also zu $16{,}666^2/_3$ Thlr. angenommen wurde. Im vorigen Jahre war noch die Capitalisirung mit 5 Procent die Regel, so daß dasselbe Grundstück zu $1000 \times 20 = 20{,}000$ Thlr. geschätzt wurde. Das weitere Sinken des Zinsfußes hat es bewirkt, daß, wie im laufenden Jahre schon in einzelnen Fällen, bald ganz allgemein 4 Proc. die landesübliche Verzinsung für den Bodenwerth sein wird. Dasselbe Grundstück wird daher hiernach 25,000 Thlr. werth sein.

Es ist kein Zweifel, daß die neuesten Verhältnisse des Geldmarktes, der sich zur Aufnahme von rasch hintereinander folgenden 3 Milliarden Francs französischer Kriegsschuld rüsten muß, den Zinsfuß ganz allgemein auf das letztere Maß, vielleicht noch niedriger herunterdrücken werden. Der Finanzminister hat es in den letzten Kammerverhandlungen selbst ausgesprochen, daß der Zinsfuß vielleicht auf $3^1/_2$ und 3 Procent heruntergehen werde. Wenn nun der wirkliche Nutzen aus diesem höheren Bodenpreise gleich dem landesüblichen Zinsfuß wäre, so würden allerdings die Miethen gleich bleiben. Sie sind aber beträchtlich höher, ihre Differenz gegenüber dem Zinsfuße steigt um so höher, je niedriger dieser ist. Dies ist das Steigen der Grundrente bei sinkendem Zinsfuß — ein für den Grundbesitzer ebenso angenehmes und vortheilhaftes Verhältniß wie das Sinken der Grundrente bei steigendem Zinsfuße für den Capitalisten. Der letztere Zustand ist noch vor nicht gar langer Zeit in Berlin der herrschende gewesen, und man muß gerecht genug sein, nun den Grundbesitzern einen Theil des ihnen jetzt zufallenden Vortheiles zu gönnen, da sie damals auch schwere Tage durchgemacht und große directe Verluste getragen haben.

Die Concentration des großen Geldverkehres in Berlin hat dann noch ganz besonders die Preise des Grund und Bodens in die Höhe getrieben. Jede neue Bank sucht naturgemäß ihr eigenes Grundstück, die hochbesoldeten Directoren und Procuristen, die sehr schnell reich gewordenen „Gründer" der Actiengesellschaften suchen große Wohnungen und

Digitized by Google

zahlen leicht die geforderten unmäßigen Preise. Das Geschäft mit Häusern, namentlich in guter bankfähiger Gegend, blühte in nie geahnter Weise, Grundstücke wurden an der Börse verhandelt, wie Producten und Effecten, wechselten an einem Tage oft mehrere Male ihre Besitzer, der Werth der Baulichkeiten wurde bei der Taxirung des Werthes gar nicht mehr berücksichtigt, der einzige Maßstab war die Größe, die Ausnutzungsfähigkeit, die Zahl der Quadratruthen. Deren Preis stieg bis zu 10,000 Thlr. in feinster Gegend, aber auch an der Peripherie wurden Preise erzielt, die geradezu in Erstaunen setzen müssen. Nicht eine durch die natürliche Vermehrung der Bevölkerung angeregte Baulust war hiervon die Ursache, sondern das Auftauchen einer großen Zahl von Baugesellschaften, deren Hauptzweck war, an Kauf und Verkauf von Grund und Boden zu verdienen. Die Bodenspeculation ist sowohl eine Folge der Wohnungsnoth, als auch eine Ursache derselben. Diese Verhältnisse sind so flüchtig und ephemer, daß die solide Statistik ihnen unmöglich zu folgen im Stande ist. Die mühseligen Berechnungen der Werthssteigerung des Grund und Bodens, die man aus den gerichtlich lautbar gewordenen Verkäufen gewinnen könnte, sind nur ein schwaches Abbild davon.

Die vielfache Annahme, daß jetzt schon ein bedeutender Rückschlag in dieser Beziehung eingetreten sei, ist durchaus nicht richtig. Die Bodenpreise halten sich in derselben Höhe, das Geschäft ist nur lauer geworden, weil der erste Andrang befriedigt ist. Die Grundstücke sind zum Theil in feste Hände übergegangen; ob dieselben sich zum Theil lange darin werden halten können, ist eine andere Frage, welche zu der Kehrseite jenes riesigen Aufschwunges des Grundeigenthumes führt, und das ist die in gleichem Verhältnisse wachsende Verschuldung. Bei fast keinem der in der letzten Zeit vorgekommenen Verkäufe ist nämlich der Kaufpreis voll ausgezahlt worden. Es wurde nur eine Anzahlung geleistet, und das Restkaufgeld trat als letzte Hypothek den schon bestehenden hinzu, ein folgender Verkauf brachte dann noch eine allerletzte Hypothek hinzu, und oft noch mehr. Nun war der wirkliche Werth der Berliner Grundstücke schon vor dem Eintreten der Krisis zu $^4/_5$ verschuldet, trotz des steigenden Werthes kann man wohl annehmen, daß der verschuldete Theil noch größer geworden ist. Aber wenn auch die Verschuldung nur in gleichem Verhältnisse mit der Werthsteigerung vor sich gegangen wäre, würde doch die Thatsache der Vermehrung der einzelnen Hypothekenstellen schon an sich bedenklich sein. Für die Bemessung des Werthes der Hypotheken war und ist immer noch der Feuerkassenwerth der Baulichkeiten von besonderem Werthe. Dieser war nun bisher völlig durch Hypotheken absorbirt, ist also jetzt erheblich überschritten — ein Zustand, der bei einer rückläufigen Bewegung seine Wirkung nicht verfehlen wird. Dieselbe kann nicht ausbleiben, ist sogar schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit zu bestimmen. Bei den meisten Verkäufen des letzten Jahres wurde nämlich für die Kündigung des Restkaufgeldes ein fünfjähriger Zeitraum ausgemacht, der also mit dem Jahre 1877 sein Ende erreicht haben wird. Es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß von jener Erlaubniß zu dieser Zeit in größter Ausdehnung Gebrauch gemacht werden wird. Man kann annehmen, daß mindestens bei 2000 effectiv gewordenen Hauskäufen das Restkaufgeld gekündigt werden wird, dessen Höhe durchschnittlich auf mindestens 10,000, also auf 20 Millionen Thaler im Ganzen angenommen werden kann. Diese dem gewöhnlichen Hypothekenumsatze hinzutretende Summe kann eine sehr bedenkliche Krisis herbeiführen, auch wenn bis dahin — was keineswegs sicher — die Ruhe der Welt nicht gestört werden sollte.

Digitized by Google

Wir betreten hiermit das Gebiet der Creditnoth des Grundbesitzes, die nur die Kurzsichtigkeit unter den Hauptursachen der Wohnungsnoth verkennen kann. Man hat zwar die Klage über „theuren Credit des Grundbesitzes", und zwar sowohl des ländlichen wie des städtischen, von einer gewissen, vorzugsweise die Interessen des Capitales vertretenden Richtung in der Presse und der Volksvertretung mit wohlfeilem Spotte durch die behauptete Creditunwürdigkeit zurückzuweisen gesucht. Und es ist auch nicht zu verkennen, daß eine durchschnittliche Belastung des gesammten Grundbesitzes in Preußen mit 50—60 Procent — in Berlin, wie schon hervorgehoben, noch mehr — durchaus kein wünschenswerther Zustand ist. Jedoch ist stets mit dieser unerfreulichen Thatsache zu rechnen und zu berücksichtigen, daß der Werth des Grundbesitzes durch seine Verschuldung an sich nicht verliert. Der Grundbesitzer zieht, abweichend von jedem anderen Geschäftsmanne, seine Ueberschüsse möglichst aus diesem Geschäfte heraus und legt sie in beweglichen Werthen an. Er ist gezwungen, beständig eine gewisse Summe leicht übertragbarer Capitalien zur Verfügung zu haben, wozu im Handel viel weniger Veranlassung vorliegt, da jeden Augenblick eine beliebige Summe direct aus dem Geschäfte gezogen werden kann. Im Allgemeinen arbeitet das im Handel erworbene Capital in derselben Weise immer weiter. Hierin beruht schon die Nothwendigkeit, daß eine gegebene Verschuldung des Grundbesitzes mindestens sich nicht erheblich vermindern kann. Der Grundbesitz muß aber von vorneherein verschuldet sein, da seine Bestellung auf dem Lande und seine Bebauung in der Stadt eine Capitalsumme erfordert. Tritt dann noch der Umstand hinzu, daß in Zeiten schwerer Noth und Gefahr, die das Vaterland bedroht, immer zuerst und in der Folge immer nachhaltiger, als alle übrigen Berufszweige, der Grundbesitz zur Tragung der Lasten herangezogen wird, so darf man die Klagen des Grundbesitzes nicht so behandeln, wie es aus dem beredtesten Munde des Reichstages geschehen ist.

Der Grundbesitz beklagt sich aber zunächst darüber, daß zwischen ihm und dem mobilen Capitale seitens der Steuergesetzgebung Licht und Schatten nicht gleichmäßig vertheilt ist, und daß in Folge dessen das ersparte Volkscapital, auf dessen Gewinnung und nutzbringende Anlegung die Industrie und der Grundbesitz hinarbeitet, sich mehr nach der privilegirten Seite hinzuneigen pflegt. Abgesehen von den staatlichen Gebäude- und Grundsteuern, zu denen noch communale Haussteuern ꝛc. hinzutreten, welche von der neuesten Wissenschaft als isolirte Steuern zurückgewiesen werden, (cfr. A. Held, Die Einkommensteuer) erschweren namentlich die bedeutenden Werthstempel für die Uebertragung des Grundeigenthumes, und die bedeutenden Cessionsgebühren für die Uebertragung der Hypotheken, die wünschenswerthe Leichtigkeit in der Bewegung des dem Grundbesitze zugewendeten Capitales. Um die Bedeutung des Kaufstempels zu illustriren, wollen wir daran erinnern, daß im letzten Jahre mindestens 3000 Grundstücke allein in Berlin den Besitzer gewechselt haben. (Vorhin gaben wir die Zahl 2000 für diejenigen Verkäufe an, bei denen voraussichtlich etwa in der Folge eine Kündigung der Restkaufgelder zu erwarten ist.) Da der durchschnittliche Kaufpreis eines Grundstückes sich auf 45,000 Thlr. stellt, so waren an Grundwerth in der angegebenen Zeit nachweislich 135 Millionen Thaler in Bewegung, von welcher Summe 1 Procent, also 1,350,000 Thlr. aus dem dem Grundbesitze zugewendeten Capitale in die Staatskasse geflossen ist. Hierzu treten noch die Gebühren von der Uebertragung von circa 30 Millionen Thaler umlaufender Hypotheken, welche Summe für gewöhnliche Zeiten in Berlin angenommen wird. Allein also in dieser Form — abgesehen von den den Ertrag belastenden Steuern — hat

Digitized by Google

der Berliner Grundbesitz jedenfalls nahezu eine und eine halbe Million Thaler für die allgemeinen Staatslasten beigetragen.

Dem gegenüber dürfte denn wohl mit besonderem Nachdrucke darauf hingewiesen werden, daß an der Börse Milliarden effectiv und differenciell ganz ungehindert in beständiger Bewegung sind, ohne daß die sonst sorgfältig spürende Steuernase sich darum bekümmert, obgleich es leicht genug wäre, die Schlußzettel mit einem Stempel zu versehen oder die Bank des Berliner Kassenvereines unter steuerlicher Controle zu halten.

Dazu kommt, daß die Preußische Hauptbank mit ihren großartigen Privilegien, zu denen namentlich die Staatsgarantie der Banknoten und die zu 2 Procent ihr gesetzlich zufließenden Deposital- und Spargelder der öffentlichen Anstalten gehören, den Hypothekarcredit von ihren Geschäften grundsätzlich ausschließt. Mit Recht sagt Wilmans („Die Reform der deutschen Banken"), daß wenn der Staat dem Kaufmannsstande für seine Wechsel garantirte Banknoten giebt, er ebenso verpflichtet ist, den Grundbesitzern für ihre Hypotheken garantirte Pfandbriefe zu gewähren. Wenn die Preußische Bank in der That — nach Wilmans' Vorschlag — nur die kraft ihres Privilegiums ihr zufließenden Capitalien für den Hypothekarcredit verwenden wollte, so wäre dem Grundbesitze wesentlich und dauernd geholfen. Sie brauchte dieselben nur in absolut sicheren Hypotheken anzulegen, aber nicht, um sie in ihrem Tresor zu behalten, sondern um sie baldmöglichst weiter zu begeben, mit der Valuta neue Hypotheken zu erwerben, diese wieder zu begeben und so weiter. Es wäre damit auch der schmerzlich vermißte Central-Hypothekenmarkt mit einem Schlage gewonnen.

Die Privatanstalten zur Vermittlung des Hypothekarcredites sind zudem mit den mannichfachsten Beschränkungen belastet, von denen die Personal-Creditbanken keine Ahnung haben. Die Beleihungsgränze, die Amortisationsweise, der Zinsfuß für die Verwaltung der Fonds ist genau regulirt und wird durch hemmende Maßregeln beständig controlirt. Was Wunder, wenn der Strom des Handels- und Industriecredites immer mächtiger anschwillt und schließlich das ganze Volksvermögen zu verschlingen droht? Das dürftig fließende Bächlein des Realcredites war dagegen schon oft im Versiechen.

Man kann keineswegs sagen, daß diese Zustände durch die augenblicklichen Verhältnisse wesentlich anders geworden wären. Noch immer ist es nur mit directen Verlusten möglich, bei einer etwas geringeren Sicherheit, als die absolute, Geld für den Realcredit flüssig zu machen, während bei geradezu schemenhaften Garantien, wenn sie nur mit dem gehörigen Pompe vorgebracht werden, Geld in Hülle und Fülle vorhanden ist. Aus einer französischen Bank-Enquête theilt Rouland, der Gouverneur der Bank von Frankreich — nach Wilmans — die interessante Notiz mit, daß in den letzten 12 Jahren in Frankreich für auswärtige Actien-Unternehmungen allein 6 Milliarden verwendet sind; davon haben die Actionäre 1773 Millionen verloren, und darunter 402 Millionen an die „Gründer" von Frankreich. Wer kann noch daran zweifeln, daß wir ähnlichen Zuständen mit der Geschwindigkeit des Dampfes entgegeneilen? Heutzutage ist kein gutes Industrie- und Handelsgeschäft vor der „Gründung" sicher. Der Fabrikbesitzer erhält ein bedeutendes Capital ausgezahlt, um es wieder in Speculationen ähnlicher Art anzuwenden und die Actien wandern an Stelle der industriell verwertheten baaren Ersparnisse des Volkes in dessen Hände. Jede neue „Gründung" unterbindet so dem Grundcredite die ihm natürlich zukommende Nahrung. Nun wandert zwar jetzt eine

Digitized by Google

Masse baaren Geldes aus Frankreich in unser Land über, und wenn auch ein Theil desselben dem Grundcredite zu Gute kommt, den Hauptvortheil zieht davon die Speculation. Der Staat, der mit seinen Anleihen zuerst dem Publicum den Geschmack an hypothekarischer Anlage seiner Gelder verdorben hat, hat zunächst seine Anleihen mit den Kriegskosten abzutragen angefangen. Die vormaligen Staatsgläubiger werden unzweifelhaft nun zum größten Theile Eisenbahn- und Bankgläubiger werden. Es ist ja durch die mannichfaltigsten „Auflagen" dafür gesorgt, daß in der Anlage keine Störung einzutreten braucht. Die in Aussicht stehende plötzliche Massenhaftigkeit der französischen Zahlungen muß das Börsenspiel und den Gründungsschwindel ganz ungeheuer poussiren, der Nutzen, den der nationale Gesammtwohlstand daraus zieht, wird hierdurch mindestens beeinträchtigt. Wenn der Banquier und der Gründer den eigentlichen Vortheil nicht allein davon haben sollen, müssen bei Zeiten Maßregeln getroffen werden, die das dauernde Einleiten eines Theiles des Capitalstromes in den Grundbesitz bewirken und erhalten.

(Schluß folgt.)

Die Culturgeschichte und die Aufklärung.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

II.

(Schluß.)

Die Geburtsstunde der wirklichen Aufklärung unserer Zeit, d. h. der Aufklärung, welche sich nicht im Namen eines Glaubens gegen den andern, sondern im Namen der Vernunft gegen den Glauben überhaupt erhob, war die nächste Zeit nach dem westfälischen Frieden. Der Glaubenshaß hatte in der dreißigjährigen Schlächterei ausgetobt und seine Kräfte abgenutzt, und der Parteienkampf der Puritaner und Cavaliere bewies vollends die Nichtigkeit des Wahnes, durch bloße Aenderung des herrschenden Glaubens und der ihn dictirenden Regierung freiere und glücklichere Zustände herbeiführen zu können.

Daß dies ohne Bildung und ohne durch solche bewerkstelligte Untergrabung aller unvernünftigen Ansichten unmöglich sei, wurde von da an der Fundamentalsatz der Bewegung gegen den herrschenden Gewissensdruck. Es sollte klar werden in den Köpfen, daher wurde die Aufklärung nun eine Wahrheit.

Die Heimat dieser wahren Aufklärung ist ohne Zweifel England zur Zeit der Restauration der Stuarts. Mitten unter dem von dieser unbelehrbaren Familie geübten politischen und kirchlichen Drucke fand Newton sein Weltsystem und befreite sich die Naturwissenschaft, nicht aus Gnade, sondern durch eigene Kraft, von dem auf ihr lastenden Joche. Germanischer Geist gebar die Geistesbefreiung; von der freien Insel aus nahm sie ihren Flug zuerst nach Frankreich und dann nach Deutschland, in jedem dieser Länder aber wieder ihre eigenthümlichen und eigenartigen Früchte tragend und

Digitized by Google

zeitigend. Einen vielfachen Kampf mußte die fortschrittliche Bewegung auf dem weiten Gebiete menschlicher Cultur unternehmen; denn es galt einer nicht weniger als siebenköpfigen Hyder der Unterdrückung und Bornirtheit die giftigen Häupter vom Rumpfe zu trennen.

Es ist keine Künstelei, was uns diese Siebenzahl eingiebt, sondern sie resultirt aus den historischen Thatsachen, wie solche vorliegen, von selbst. Wir meinen nämlich die sieben unglückseligen Pestbeulen der politischen Unterdrückung, des Particularismus, der Hierarchie, des Buchstabenglaubens, des Aberglaubens, der Unwissenheit und der blinden Nachahmungssucht. Sie alle wurden durch die Aufklärung des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts frisch angegriffen und gründlich untergraben. Sehen wir uns einen dieser Kämpfe nach dem anderen näher an.

Der Anprall gegen die politische Unterdrückung war ein doppelter: ein theoretischer und ein praktischer. Ausgehen mußte er natürlich von da, wo die politische Freiheit am weitesten vorgeschritten, beziehungsweise am besten bewahrt war. Denn die Freiheit ist sehr häufig nicht ein radicales, revolutionäres, sondern, und dann unter der sehr concreten Form der „Rechte und Freiheiten", ein durchaus conservatives Element. In dieser Weise hatte sie sich in der Schweiz gegen die Knechtungsversuche des Hauses Oesterreich, in den Niederlanden gegen die spanische Fremdherrschaft und in England gegen die Despotie der Stuarts mit Erfolg erhoben, während sie im deutschen Reiche, wie dasselbe verstümmelt aus dem dreißigjährigen Kriege hervorgegangen, in Frankreich und in Italien Schritt vor Schritt abgenommen hatte und endlich beinahe vollkommen verschwunden war.

Das Alpenland war bei aller Tapferkeit seiner Söhne unter die Herrschaft ehrgeiziger Patricier gerathen, und zudem noch damals beinahe ohne alle Bildung; gewichtige Aeußerungen über den Werth der Freiheit und wuchtige Anklagen gegen die Knechtschaft konnten sich daher nur an den freien Mündungen des Rheines und in dem freien Inselreiche erheben. Nur die langjährige selbstthätige Uebung der Freiheit konnte über das Wesen des Staates aufklären und dessen wahre Genesis an den Tag legen. Das Leben unter einer jede Bewegung des Menschen controlirenden fürstlichen Vormundschaft, ohne Garantie für Achtung der Menschenwürde, mußte die bornirte Ansicht von der Herleitung aller staatlichen Ordnung aus dem Jenseits nähren, und dieser Ueberzeugung hatten selbst die Bewegungsmänner der deutschen Reformation gehuldigt. Ja, Niemand hatte jemals mit solchem Eifer den Grundsatz verfochten, daß alle Obrigkeit von Gott komme, wie der gegen jede menschliche Ueberhebung auf dem geistigen Gebiete eindringlich donnernde Luther. Gegen diesen Wahn konnten mit Fug Solche auftreten, welche ihre „Obrigkeit" selbst gemacht, sie nicht von einer fremden oder gar übernatürlichen Gewalt beschceert erhalten hatten.

Der erste Streiter dieser Phalanx war der Niederländer Hugo Grotius. Zuerst unter allen Rechtslehrern der Christenheit wagte er es, in seinem berühmten Buche „De jure belli ac pacis" den zehn Geboten des Mose die Eigenschaft einer Grundlage des Völkerrechtes abzusprechen, die Entstehung des Rechtsprincipes im Menschen zu suchen und nachzuweisen, daß die Menschen auch dann ein Naturrecht haben müßten, wenn kein Gott wäre. Gott könne, betonte er, das Naturrecht so wenig ändern, wie eine mathematische Wahrheit unwahr machen. Alle Gewalt im Staate leitete er, wenn der Wahlfürst sterbe, oder die Dynastie des Erbfürsten erlösche, stets auf das Volk zurück. Wie er

Digitized by Google

hierdurch den freieren politischen Ansichten der Neuzeit vorarbeitete, so that er dies in Bezug auf den Freihandel durch seine Schrift „Mare liberum".

Den ersten Wiederhall fanden diese Grundsätze in den politischen Schriften des unerschütterlichen Republicaners John Milton, welcher sich in gleicher Weise als Priester der Freiheit wie der Schönheit auszeichnete und die einzige lichtvolle und erquickende Erscheinung unter dem augenverdrehenden und Bibelsprüche herplappernden Gesindel der „Puritaner" bildet. Er ging einen Schritt weiter als Grotius, indem er, wie es seine Landsleute mit der That bekräftigt hatten, aussprach, daß das Volk einen tyrannischen Fürsten zur Verantwortung ziehen dürfe.

Den so gebahnten Weg mußte wider Willen auch der wissenschaftliche Vertreter der englischen Revolution betreten. Thomas Hobbes, der „englische Machiavelli", konnte es nicht mehr umgehen, anzuerkennen, daß das Volk der eigentliche Besitzer des Staates sei; nur verlangte er von ihm die Unterwerfung unter einen absoluten Monarchen.

Dagegen schritt der vorurtheilslose Spinoza, dieser um Jahrhunderte zu früh geborene Freidenker, der so muthig war, weder Jude noch Christ sein zu wollen, von dem rein politischen Standpunkte des Grotius und Milton zu einem zugleich humanen vor. Wir erwähnen zum Zeugnisse dessen seine schönen Worte im „Tractatus politicus", welche, wie Bluntschli sagt, verdienten, mit goldenen Buchstaben an die Thore der Rathhäuser und Residenzen geschrieben zu werden: „Aus den Grundlagen des Staates folgt, daß der letzte Endzweck desselben nicht sei, zu herrschen, sondern einem Jeden Sicherheit des Lebens und der Rechte zu schenken; es ist nicht der Zweck des Staates, Menschen aus vernünftigen Geschöpfen zu Thieren oder Automaten zu machen, sondern daß ihr Geist und Körper ihre Fähigkeiten ungefährdet entwickele, daß sie sich ihrer freien Vernunft bedienen, nicht in Haß, Zorn und Betrug mit einander streiten und sich gegenseitig befeinden. Der Endzweck des Staates ist also im Grunde die Freiheit."

Was Spinoza von einem mehr abstracten, kosmopolitischen, das leistete von einem concreteren, nationalen Standpunkte der Denker, welcher die reactionären Bestrebungen von Hobbes, die sich schwer an dem englischen Volksgeiste versündigt hatten, wieder gut machte, — John Locke, der Philosoph der zweiten britischen Revolution gegen die Stuarts. Er, der auch die Muttersprache an die Stelle des Lateinischen als wissenschaftliches Ausdrucksmittel setzte, war der Erste, welcher die einzelnen Gewalten im Staate von einander unterschied. Er hielt fest an dem Grundsatze, daß dem Inhaber der gesetzgebenden Gewalt dieselbe nur vom Volke anvertraut, der gesetzgebenden aber die übrigen Gewalten untergeordnet seien. Neu auch, aber noch nicht consequent durchgebildet war sein Auftreten für Glaubensfreiheit und Trennung der Kirche vom Staate.

Legten so die niederländischen und englischen Staatsrechtsphilosophen den Grund zu den modernen demokratischen Anschauungen, so begnügten sich die bedächtigeren Deutschen dagegen mit Befolgung einer nationalen Politik. Voran ging hierin der wackere, vom Pedanten- wie vom Höflingsschwarme wüthend verfolgte Samuel Pufendorf, welcher zum ersten Male den Muth hatte, die Jämmerlichkeit des entarteten „Reiches" bloszulegen. Es ist wirklich merkwürdig, wie seine Aussprüche noch bis in die neueste Zeit des „Bundes" zutreffend waren. Von Oesterreich z. B. sagte er: es betrachte sich in allen ihm günstigen Dingen als Glied des Reiches, in allen ihm ungünstigen aber als eine vom Reiche getrennte Macht. Das Reich selbst bezeichnete er als ein Zwitterding von Monarchie und Aristokratie, welches keines von diesen beiden recht sei; die Verfassung des Reiches nannte er ein

Digitized by Google

Monstrum. Frankreich sei, versicherte er, die einzige Macht, welche Deutschland gefährlich werden könne, aber auch dies nicht, wenn Deutschland einig wäre! Um letzteren Zweck zu erreichen, schlug er die Schöpfung eines „Bundesrathes" und eines „Bundesheeres" vor und empfahl schließlich die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer und der Klöster und die Vertreibung der Jesuiten, „damit die verderbliche Priesterherrschaft aufhöre, nicht mehr die Hälfte des deutschen Bodens in den Händen des römischen Clerus sei und die Nation zu innerem Frieden gelange". — Auch Pufendorf blieb auf dem von Grotius betretenen Wege, die vollkommene Unabhängigkeit des Rechtes von der Religion zu verkündigen. Gegenüber seinem Gegner Seckendorf verfocht er die Gleichberechtigung der Nichtchristen mit den Christen vor dem Gesetze und erklärte das Naturrecht als eine gemeinsame Sache der Menschheit.

Das Zurückweichen des furchtsamen Leibnitz von Pufendorf's Standpunkte vermochte die Geltendmachung des letzteren blos zu verschieben, nicht zu verhindern; denn bald erhielt derselbe einen energischen Nachfolger in Thomasius, dem ächten deutschen Manne, der auch die deutsche Sprache (1688 zu Leipzig) auf das Katheder hob und ihr eine kritische Presse gründete. Gegenüber dem „gelahrten Zopfe" Gottfried Masius wies er die Behauptung von dem göttlichen Ursprunge der Obrigkeit als unvernünftig und unhistorisch nach, was ihm freilich arge Verketzerung zuzog und ihn in die Verbannung trieb. Der vielseitige Kämpfer wird uns später wieder begegnen. Wie Leibnitz einen Pufendorf, so suchte nachher umsonst Wolf einen Thomasius abzuschwächen.

Am weitesten ging während des Zeitalters der Aufklärung die politische Opposition gegen das Bestehende in dem despotisch regierten Frankreich, und merkwürdigerweise in einer vollkommenen Stufenfolge. Während Bossuet, der antipäpstliche Ketzerrichter und Hofprediger Ludwig's XIV., noch dem ultramontan-feudalen Staate huldigte, schritt Fénélon, der sanfte Schwärmer, zum aufgeklärt-monarchischen, der originelle Abbé de Saint-Pierre zu einer Art von aristokratischem, Montesquieu zum constitutionellen Standpunkte nach englischem Muster und zuletzt Rousseau zum demokratischen Principe fort. Der Abbé de Saint-Pierre hatte es bereits gewagt, dem stolzen Urheber des „L'état c'est moi!" seine Kriege vorzuwerfen und den Titel des „Großen" streitig zu machen, wofür ihn die kriechende Akademie durch einstimmige Ausschließung strafte. Ein „ewiger Friede" gehörte zu seinen Idealen. Montesquieu erntete mit seinen die französischen Kirchen- und Hofzustände persifflirenden „Persischen Briefen" außerordentlichen Beifall, und sein „Geist der Gesetze" brandmarkte die Despotie als die „Regierung der Furcht" und verfocht das allgemeine Wahlrecht, wie die Gesetzgebung durch die Volksvertreter und eine vom Hofe unabhängige Justiz, — bei dem System der Lettres de cachet und der Bastille gewiß etwas Gewagtes! Nicht weniger sein Auftreten gegen Leibeigenschaft und Sclaverei! Der Genferbürger J. J. Rousseau vollendete endlich den regelrechten Gang der staatsrechtlichen Theorien des Jahrhundertes in Frankreich, indem er seine Ideale, statt aus dem verknöcherten und mehr am Alten als an der Freiheit hangenden England, aus den Idealen der jeweiligen radicalen Opposition seiner schönen Vaterstadt herholte. Und diese Ideale, was waren sie anders als eine Verklärung der alten, noch nicht patricisch gefärbten Zustände der mit Genf verbündeten deutschen Schweiz, — also ächt germanisches Gewächs! —

Soweit die Theoretiker, deren ideales Streben auf die Zukunft gerichtet war. Neben ihnen gingen indeß auch Praktiker einher, welche für die Gegenwart arbeiteten, d. h. ihre

Digitized by Google

Ideen auch sofort verwirklichten — weil sie eben die Gelegenheit und Macht dazu hatten; denn es waren entweder Fürsten oder Minister. Als den Ersten unter ihnen in der Periode, um welche es sich handelt, müssen wir den genialen Colbert anerkennen. Seine durchgreifenden Reformen in der damals großen Despotie des Westens sind bekannt. Als sein Gegenstück trat in der Despotie des Ostens der wilde Fanatiker für „Civilisation", Peter der Große auf. Ein so abschreckendes Bild die Rohheit darbietet, mit welcher er gute Zwecke zu erreichen meinte, ein so gewinnendes erscheint uns nach seinem Tode in dem großen Friedrich von Preußen, den wir als die eigentliche Verkörperung der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts betrachten dürfen. Er beförderte die Bildung aber nicht durch gründliche wissenschaftliche Untersuchungen, sondern durch Untergrabung der ihr entgegenstehenden Mächte; er unterstützte die Literatur, aber nicht die mühsam sich aus barbarischen Zuständen emporschwingende des eigenen Vaterlandes, sondern die länger schon verfeinerte, aber frivole und oberflächliche französische; er nannte sich den ersten Diener des Staates, aber nicht um ihm zu dienen, sondern um ihn zu beherrschen; er besang mit Voltaire die Freiheit und verdammte Machiavelli's Verherrlichung der Despotie; aber er regierte selbst als Despot, nur nicht mit Rohheit, wie Peter, aber mit eiserner Strenge; er schwärmte für Vernichtung aller Dogmen, begünstigte aber die katholische Kirche und sogar die Jesuiten, die dafür mit gewohnter Dankbarkeit sein Andenken verunglimpfen. Diese, oft freilich nur scheinbaren Widersprüche sind das eigentliche Charakterbild jener merkwürdigen Periode, die mit dem Alten aufräumen wollte, ohne sich klar zu sein, was sie an dessen Stelle setzen könne.

War indessen diesem Streben der alte Fritz noch in einer sehr mäßigen und ruhigen Weise ergeben, welche Gewaltthaten und den völligen Bruch mit bestehenden Institutionen scheute, so hatte er dagegen Bewunderer und Nacheiferer, welche auch vor diesen Mitteln nicht zurückbebten und sich dem „aufgeklärten" Ziele mit dem Feuereifer der Leidenschaft, mit dem Streben nach Zerstörung des Verhaßten zu nähern suchten. Wir meinen Katharina II. von Rußland, welche durch Gewaltanwendung eine neue Regierung, den Minister Struensee, welcher in Dänemark ebenso ein neues Regierungssystem, und Gustav III. von Schweden, welcher eine neue Regierungsform, die absolute Monarchie statt der Aristokratie, einführte. Das waren bereits Vorboten einer neuen Bewegung, welche nicht mehr blos Aufklärung, sondern Umwälzung wollte, deren Schauplatz dann aber nicht der Osten und Norden, wo sie begonnen, sondern der civilisirtere und verfeinertere Westen wurde.

Das wüste Treiben eines Wilkes in England, das Aufsehen, welches die Juniusbriefe erregten, die Unterstützung, welche Burke's Rednertalent der Erhebung einer überseeischen Colonie zum selbständigen Volke angedeihen ließ, die Ministerwirksamkeit des feurigen Fox und das revolutionäre Apostolat von Thomas Payne waren lauter Antriebe zum Bruche mit der Vergangenheit, von dem germanischen Inselllande des Oceanes her an den europäischen Continent gerichtet, wo aber gallisches Windbeutel- und Feuerteufeltemperament sie zu blutiger Wiederholung der Gräuel eines Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, Nero und Caracalla mißbrauchte. Das politische Element der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts endete in einer unermeßlichen Blutlache! —.

Ein zweiter gleichzeitiger Krieg der Aufklärung galt dem Particularismus, — nicht dem heute vorzugsweise sogenannten staatlichen gegenüber einer nationalen Bewegung, sondern dem Sonderbestreben localer, socialer, nationaler und ganz besonders confessio-

Digitized by Google

neller Kreise gegenüber humanistisch gefärbten Anstrengungen, in der Menschheit das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken. Den ersten Propheten dieser Richtung erblicken wir in dem Bischofe der Mährischen Brüder, Amos Komensky, latinisirt Comenius (1592—1671), welcher auf seiner beinahe beständigen Flucht vor der katholischen Kirche und deren Häschern des Lebens Leid und Mühen kennen lernte und in Folge dessen allgemeine Toleranz aller Religionen und werkthätige Menschenliebe verkündete.

Seine Grundsätze fanden den meisten Anklang in England, und wohl hauptsächlich ihnen ist es zu verdanken, daß sich im Jahr 1717 die Ueberreste der Werkmaurergenossenschaften in London entschlossen, eine Großloge der Freimaurer zu gründen, welche das Bauen und Mauern in symbolischem und philanthropischem Sinne auffaßte und verstand. Die rasche Ausbreitung des neuen Bundes ist ebensowohl der im Zuge der Zeit liegenden Liebhaberei für Geheimnisse und Ceremonien, mit welchen sich der humanistische Kern der Sache umgab, wie dem Geiste der Aufklärung zuzuschreiben, zu deren Idealen auch das Aufgehen aller Besonderheiten in einem kosmopolitischen Weltbunde gehörte. Daß indessen jenes Geheimniß- und Symbolwesen zu mannichfachen, theils lächerlichen, theils widerwärtigen Verirrungen und Schwindeleien führte, vernichtete die gute Seite des Strebens nicht, war aber die Ursache, daß der Bund mit der Zeit hinter deren Aufgaben und Thaten zurückblieb, und das Genie und Talent in seinem Schoße größtentheils der Mittelmäßigkeit und dem Philisterthum Platz machte. Der Freimaurerbund hat im Stillen viel Gutes gethan; aber in das Getriebe der Welt hat er nicht eingegriffen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß seine Grundsätze der Toleranz und Humanität, welche zur Zeit seiner Stiftung noch geheim gehalten werden mußten, durch die Mitgliedschaft hervorragender Geister zu manchen großen Thaten Anregung und Anstoß gaben. Es müssen hierher namentlich die Bemühungen um Milderung und zuletzt Aufhebung der Leibeigenschaft, der Folter, der Körper- und Todesstrafen u. s. w. gerechnet werden. Niemand wirkte indessen, nachdem Friedrich der Große die Folter in Preußen aufgehoben, für die letztgenannten Verbesserungen des Strafverfahrens mit so humanem Sinne, gründlicher Wissenschaftlichkeit und glänzendem Erfolge wie der italiänische Marchese Beccaria, der unseres Wissens nicht Freimaurer war; dagegen sind viele strafrechtliche und andere Reformen in Oesterreich dem Freimaurer Sonnenfels zu verdanken.

Ein kühner Versuch zur Zerstörung alles Particularismus war auch stets die römische Hierarchie, aber keiner nach dem Sinne und Geiste der Aufklärung, welche daher dieser mächtigen und gefährlichen Concurrentin mit ebenso großem Eifer den Krieg erklärte wie der Zersplitterung der Menschheit in kleine und beschränkte Wirkungskreise. Die Aufklärung machte in diesem Theile ihres Kampfes interessante Wandelungen durch. Ihre Opposition gegen die römische Nivellirung des Glaubens wagte es im siebenzehnten Jahrhundert noch nicht, gegen den Glauben überhaupt die Stimme zu erheben, sondern begab sich selbst in dessen graues Büßergewand und arbeitete unter der Maske der protestantischen Frömmigkeit, welche gegen die Verderbniß der Kirche aufstand, nach Art und Weise der „ketzerischen" Secten des Mittelalters und der Reformatoren. Freilich scheint es auf den ersten Blick, als ob ein solches Beginnen den Namen der Aufklärung nicht verdiente; allein es kommt nicht darauf an, daß eine Bewegung schon in ihren ersten Stadien den vollen Ausdruck ihres Charakters besitze, sondern darauf, daß dieselbe Tendenz durch verschiedene Stadien hindurch in verschiedenen Aeußerungen als eine einzige verfolgt werden könne. Trat auch die Opposition gegen die römische Hierarchie lange Zeit im Namen

Digitized by Google

des durch Prunk und eitle Werkthätigkeit unterdrückten Glaubens auf, so war sie dennoch dieselbe, welche sich nachher gegen den Glauben selbst wandte, weil sich im Laufe der Zeit ergab, daß dieser auf ebenso schwachen Füßen stehe, ebensowenig übermenschlichen Ursprungs sei, wie das übermüthige Priesterthum.

Um indessen nicht zu weit vorzugreifen, erwähnen wir gleich desjenigen Kämpen, welcher, seitdem der Religionskrieg aufgehört, und die Reformation aus einer Oppositionspartei selbst zu einer Kirchenmacht geworden, zuerst die Fahne gegen Rom im Namen des leidenden christlichen Glaubens erhob. Sein Standpunkt war ein schwieriger; denn er befand sich in einem katholischen Lande, das vor kurzer Zeit die Partei kirchlicher Reform in Blutströmen ertränkt und auf Scheiterhaufen in Asche verwandelt hatte, und wo es sich doch nicht um den Glauben, sondern nur um die Macht der kirchlichen Organe handelte. Wir sprechen von Blaise Pascal. So wenig seine geistreichen mathematischen Untersuchungen in das unruhige Fahrwasser der aufklärenden Bewegung gehörten, so sehr letzterer sein schwärmerisches und wundersüchtiges Gemüthsleben widersprach, so sehr steht er dagegen mitten in ihrem ersten Aufbrausen mit seiner Kriegserklärung gegen die Jesuiten. Die frommen, gläubigen Jansenisten, in deren ascetischem Kloster Port-Royal Pascal Buße that und eigenem Urtheil abschwor, waren die bittersten Feinde der weltlustigen und werkthätigen Jesuiten, und unter dieser Antipathie entstanden Pascal's weltgeschichtliche Provincialbriefe, diese ersten, folgenschweren und für alle Zukunft die Bande Loyola's brandmarkenden Enthüllungen ihrer schauerlichen Moral.

Das war schon ein bedeutender Erfolg, wenn auch die Macht der Jesuiten hierdurch nicht angetastet war. Doch auch dies sollte im Zeitalter der Aufklärung geschehen, aber erst ein Jahrhundert später und nicht mehr im Namen des Glaubens, sondern in dem der Staatsallmacht. Die Streiche, welche ein Pombal in Portugal, ein Choiseul in Frankreich, ein Campomanes und Aranda in Spanien, ein Tanucci in Neapel u. A., lauter Minister erzkatholischer Regentenhäuser und Nationen, gegen die Jesuiten führten, waren scheinbar ebensoviele dem das Jahrhundert beherrschenden Principe der Aufklärung dargebrachte Huldigungen, ohne daß jedoch durch diese Schritte irgend etwas zu Gunsten der wahren Aufklärung geschah; in Wirklichkeit aber waren sie fiscalische Maßregeln, um die leeren Staatskassen zu füllen. Ja, der Zug der Zeit war so mächtig, daß selbst der Papst, dessen getreue Leibwache die Jesuiten bildeten, dem sie das berüchtigte vierte Gelübde des unbedingten Gehorsames ablegten, daß Clemens XIV. den bourbonischen Regierungen nachfolgen und den Orden aufheben mußte, wenn er nicht die Lossagung der genannten Länder von Rom und die Gründung ebenso vieler Nationalkirchen erleben wollte.

Auch diese Maßregel war nutzlos, wie die späteren Zeiten leider beweisen sollten, und ebenso nutzlos auch das Wirken eines weiteren Monarchen, obschon dieser anders als die erwähnten Minister und der Papst, weder aus Zwang, noch aus Herrsch- und Habsucht, sondern aus innigster Ueberzeugung handelte. Es war Kaiser Joseph II., der Gründer des vielphrasigen und dabei ohnmächtigen Josephinismus. Sein ganzes Auftreten litt, bei allem guten Willen, an Schwäche und Inconsequenz und am Verkennen der Menschen und ihrer verschiedenartigen Bedürfnisse. Weder genossen alle Secten die Vortheile seiner glänzend verkündeten Toleranz, noch theilten alle Klöster die Schicksale der von ihm aufgehobenen, und mit dem kranken Kaiser stieg auch sein krankes System für einmal ins Grab.

Digitized by Google

Die wahre Consequenz des Vorgehens gegen die Hierarchie war dasjenige gegen den Buchstabenglauben. Es erforderte aber mehr Muth und weniger Rücksicht auf die „Gefühle und Anschauungen des Volkes", und es war — nichts dabei zu gewinnen. Daher widmeten sich ihm nicht Fürsten und Minister, sondern blos Schriftsteller und Gelehrte, die freilich bei einigen — wenigen — Fürsten Theilnahme und vorübergehenden Schutz fanden. Der eigentliche Begründer der neueren philosophischen Aufklärung gegenüber der blinden Verehrung dessen, was man für „Offenbarung" hielt, war Descartes, welcher die Welt lehrte, an Allem zu zweifeln, außer an sich selbst; denn: „Cogito, ergo sum!" Ihm folgte, als consequenter Fortbildner seines Systems, Spinoza, der außer der Natur nichts anerkannte, sie aber — kluger Weise — Gott betitelte. Nur in diesem Sinne hat sein System Bestand und Inhalt. Locke that den kühnen Griff, die angeborenen Ideen zu verwerfen, mit welchen auch alle Knechtung des Geistes unter vorgeschriebene Glaubenssätze wegfällt. Auch sein spiritualistischer Gegenpol, Leibnitz, so sehr seine „Theodicee" der Theologie den Hof machte, trieb mit seiner Monadenlehre alle Dogmatik gründlich aus und vernichtete die religiöse Vergötterung des Individuums.

Was aber diese unter sich in feindliche Schulen zerfallenen Philosophen hinter der Phrase versteckten, das sagte in populärem Tone frisch heraus der gründliche Skeptiker Bayle mit seinem naiven, aber ewig wahren Geständnisse, „daß wir nichts wissen können". Seitdem trat die Philosophie löblicherweise, freilich auf Kosten ihres hochtrabenden, unverständlichen Stiles, unter das schlichte Publicum hinaus. Zuerst in England, wo die Theisten und „Freidenker", diese nahen geistigen Verwandten der „Freimaurer", auftraten. Schon im siebenzehnten Jahrhunderte verwarf Herbert öffentlich die meisten Dogmen, und Blount die Wunder dazu. Collins warf die Offenbarung und die gesammte Theologie nach, und Toland geißelte die Geistlichkeit und zeigte durch seinen ruhigen Tod — ohne Priester —, wie „Freidenker" sterben. Shaftesbury erklärte die Tugend mit der Schönheit identisch. Weit vorsichtiger verhielten sich Tindal, Morgan und Chubb; Bolingbroke, der Feind der Freidenker, wollte die Religion, aber nur als polizeiliche Anstalt, aufrecht erhalten, obschon er nichts glaubte, und Chesterfield erklärte die Tugend für einen Wahn. Wissenschaftlicher verfuhr wieder Hume, dessen Skepticismus an Entschiedenheit über die früheren Systeme hinausging. Die englische Freidenkerei aber hatte sich im Ganzen zersplittert und war zu keinem klaren und selbständigen Resultate gelangt.

Anders in Frankreich, — Dank der Empörung, welche das Ausbeutungssystem und Lasterleben des Hofes Ludwig's XV. hervorrief. In den Salons geistreicher Frauen wurde die äußerste Aufklärung, die nackteste Negation großgezogen. Dort dominirte der Patriarch der französischen Freigeisterei, der schalkhafte Arouet-Voltaire, selbst noch Theist, aber Vorläufer der später auch diese zahme Richtung Verwerfenden. Schon er ging indessen, als consequenter Schüler Locke's, bis zur Leugnung des Jenseits vor, und die christliche Kirche mit ihren Wundern und sog. Heilsanstalten war nur ein Gegenstand seines unerschöpflichen Hohnes und Spottes. Im alten Testamente fand er nichts als Ungereimtheit und Thorheit; Jesus verglich er mit Fox, dem Stifter der Quäker, und stellte ihn als einen sittenreinen Schwärmer, einen ländlichen Sokrates dar, dessen Reden und Handlungen aber so ungenau, widersprechend und mit Wundern vermischt seien, daß man das Wahre nicht mehr vom Falschen unterscheiden könne. Das Christenthum war ihm eine Vermischung von Platonismus und Judenthum, die Kirchengeschichte eine Reihe von

Digitized by Google

Fälschungen und Grausamkeiten, die Reformation ein ganz unnützer Kampf zwischen zwei Irrthümern. Daher „Écrasez l'infame!“ (d. h. die intolerante Kirche). Das Hübscheste enthalten indessen in dieser Beziehung seine philosophischen Romane. Zadig persifflirt den Aberglauben, Candide die Hypothese einer besten Welt und der Zweckmäßigkeit der unserigen, Mikromegas die angebliche Wichtigkeit der Erde im Weltsysteme. Am kühnsten aber macht sich „L'Ingénu“ über die christlichen Gebräuche und Anstalten lustig. Ein ehrendes Denkmal setzte sich Voltaire auf immer durch sein energisches Auftreten zu Gunsten verfolgter Familien, wie der Calas, und unschuldig verurtheilter Einzelner.

In ihm ist eigentlich die gesammte französische Aufklärung enthalten und vertreten; in ihren übrigen Organen zersplitterte sie sich, wenn sie auch alle in den Resultaten genau übereinstimmen. Rein wissenschaftlich, ohne Tendenz, verfuhr der Sensualist Condillac mit seiner Darstellung des Menschen als einer Bildsäule, an welche die Sinnesempfindungen herantreten, — wissenschaftlich mit starker antireligiöser Tendenz die Encyclopädisten Diderot, d'Alembert u. A. und die Verfasser des „Système de la nature“, durchaus unwissenschaftlich und blos frivol oder pomphaft: Lamettrie, Helvetius, St. Lambert, Volney u. A. In den „Ruinen“ des Letztgenannten endete die französische Aufklärung mit einem poetischen Hymnus auf die Humanität ohne Religion. So verklärte sich gewissermaßen poetisch ihr Resultat, das sonst auf absoluten Materialismus und Atheismus hinauslief. Die politische Aufklärung Frankreichs war in Blut erstickt, — die philosophische versank — in Nichts!

Viel bedächtiger und schüchterner trat die philosophische Aufklärung Deutschlands auf. Die aufklärende Tendenz trat hier zurück und das reine Streben nach Wahrheit hervor. Wolf, der entschiedenere Nachfolger des zahmen Leibnitz, schwankte, dieser Eigenschaft ungeachtet, noch zwischen Letzterem und Locke, verwarf die Lehren der englischen und französischen Freidenker, wollte aber die „religiösen Wahrheiten“ aus der Philosophie ableiten. Die Wunder der Bibel leugnete er nicht, erklärte aber die Wunder der Natur für größer als jene, durch welche die Ordnung der Natur verkehrt werde. Die Handlungen der Menschen, behauptete er, seien, weil ihr Erfolg gut oder böse, schon an sich eines oder das andere und werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht, — ja, sie wären das, was sie sind, auch wenn es keinen Gott gäbe! Mit Eifer trat er für die Unabhängigkeit der Moral vom Glauben ein und kämpfte gegen den Wahn, daß ein Atheist (so sehr er dieser Richtung abgeneigt war) nothwendig schlecht sein müsse. Nicht der Unglaube, sondern die Unkenntniß des Guten und Bösen mache schlecht, und dies sei auch bei Gläubigen der Fall. So gemäßigt auch diese Ansichten waren, so harte Verfolgung zogen sie doch bei der an den Hochschulen herrschenden Zopfweisheit dem Urheber zu, welcher Halle verlassen mußte, weil man dem Könige Friedrich Wilhelm I. vorgegeben, Wolf's Lehre verführe die langen Grenadiere zum Ausreißen; der Philosoph aber, der dem Corporal auf dem Throne folgte, berief ihn wieder zurück.

Grell sticht gegen den ehrbaren, aber steifen und trockenen Kathedermann Wolf sein Zeitgenosse, der feurige Wanderlehrer Christian Edelmann, der deutsche Demokrit, ab. Wie eine Oase steht in der Wüste der steifleinenen Gelahrtheit dieser Naturweise da, der sich aus eigener Kraft vom Pietisten zum Spinozisten hinaufarbeitete. Von der Pfaffenmeute mit gifttriefenden Mäulern verfolgt und durch die Länder gehetzt, stets aber über diese Thorheit lachend und scherzend und in langem Barte und schlechter Kleidung wan-

Digitized by Google

dernd, legte er sein Glaubensbekenntniß offen dar, durch welches Spinoza's Naturgott bekannt, Wunder und Offenbarung aber gründlich wegrasirt wurden.

Wolf's Klugheit und Edelmann's Kühnheit wurden vermengt und vermittelt durch die ihnen nachfolgende Schule der Rationalisten, unter welchen als der klarste und entschiedenste der edle Reimarus dasteht. Mit der Theologie pactirten, aus Rücksicht auf ihre Lebensstellung, Semler und seine Nachfolger. Ganz zerfahren, schwankend und inconsequent flatterte das lüderliche Genie des „Doctor Bahrdt" herum. Mit hausbackenem Philisterthum und Glaubensbedarf brüstete sich der pedantische Buchhändler und spätere Geisterseher Nicolai, und mit dem Glauben suchte die Religion gewaltsam zusammenzuschweißen der philanthropisch-langweilige Jude Moses Mendelssohn.

So war die deutsche Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in ein unerquicklich-trockenes Sammelsurium populär sein sollender Phrasen entartet, und es war Zeit, daß ein wissenschaftlicher Kopf dieselben gründlich ausfegte. Diese hohe Aufgabe erfüllte Immanuel Kant. Mit einem noch nicht dagewesenen Scharfsinn untersuchte er die Bedingungen des Erkennens und gelangte zu dem die Welt überraschenden Resultate, daß wir die Dinge nicht so erkennen, wie sie sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen, und daß wir nichts erkennen, wofür es keine Erfahrung giebt, das Uebersinnliche daher nicht erkannt werden könne. Das war der Tod des Buchstabenglaubens — bei den wahrhaft Gebildeten nämlich.

Der Kampf gegen den Buchstabenglauben konnte indessen nicht ablaufen ohne einen gleichzeitigen Kampf gegen den Aberglauben. Es hat, zur Schande der christlichen Civilisation, Jahrhunderte gegeben, und sie sind noch gar nicht weit hinter uns, — in welchen der Aberglaube von Kirche und Staat förmlich anerkannt war, und ihm Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet wurden. Der scheußliche Wahn der Hexenprocesse, dem frühesten Mittelalter, dem „dunkeln", unbekannt und erst mit Anbruch „hellerer" Zeiten zu seiner Blüte gelangt, hatte im Zeitalter der „Aufklärung" immer noch seine mit brandigen Dünsten die Welt verpestenden Opferaltäre. Umsonst hatten im sechszehnten Jahrhundert der Italiäner Ponzivibius, der Deutsche Weier und der Franzose Montaigne gegen diese Tollheit geistigen Krieg geführt. Erst nachdem in Frankreich auch Charron, La Bruyère und Bayle dasselbe gethan, verbot 1672 Colbert die Hexenprocesse, deren letzter aber erst 1731 stattfand. In Deutschland grassirte der Unsinn leider noch länger. Hier traten zwei Jesuiten (die einzigen ihres Ordens!), Adam Tanner und Friedrich von Spee, als Anwälte der unschuldig verfolgten Weiber auf. Ihnen folgte der holländische Prediger Balthasar Bekker und sein Landsmann Anton van Dale, doch nur, um dafür Verfolgung zu ernten. Mehr Glück hatte in dieser Sache der wackere Thomasius, freilich erst nachdem er anderweitige Verfolgung erlitten. In seinem Asyle zu Halle bewies er während der ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der über solche Kühnheit verblüfften Welt, daß das ganze Zauber- und Hexenwesen nichts als Wahn, Lug und Trug, und alle Opfer desselben unschuldig seien. Die nächste Folge war die Aufhebung der Hexenprocesse in Preußen. Erst die Mitte des Jahrhundertes sah in Deutschland dies Ungethüm ausathmen, erst das Ende desselben anderswo. — Gegen den weniger gefährlichen, aber ebenso tollen Wahn der Geisterseherei traten mit Freimuth und Kraft auf: Hauber, Reichard, Keller, Hennings, Fischer und Münter, mit dem freiesten Geiste und besten

Digitized by Google

Erfolge aber, namentlich gegenüber Swedenborg, Kant in seinen „Träumen eines Geistersehers".

Was half aber das Losziehen gegen Buchstaben- und Aberglauben, wenn das Volk unwissend blieb? Gegen jene geistigen Uebel und Krankheiten hilft nur Bildung und Unterricht; nur die Wissenschaft kann sie überwinden. Das Weltsystem des Copernicus war der erste Nagel in den Sarg des Wahnes, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt und eine bevorzugte, auserwählte Stätte der Thaten Gottes sei; die glänzenden Bestätigungen dieses Systemes durch Kepler und Newton untergruben ihn gründlich, wenn sie ihn auch nicht beseitigen konnten; denn gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens! So wirkten denn ferner die Astronomen Halley, Bradley, Herschel, die Mathematiker Maupertuis, Euler, Bernouilli, die Physiker Guericke, Huyghens, Chladni, Franklin, Galvani, Volta, die Chemiker Priestley, Lavoisier, Berzelius, die Geologen Werner, Saussure, die Naturhistoriker Linné, Jussieu, Buffon, Blumenbach u. s. w. Cook u. A. erweiterten die Kenntniß des Erdkreises; Hume, Gibbon, Robertson begründeten die wissenschaftliche Geschichtschreibung. Das neuere Unterrichtswesen erhielt seine Grundlage durch den schon erwähnten Comenius, den Verfasser des „Orbis pictus". Ungeachtet seines pietistischen Systemes bewirkte Francke in Halle durch seine Schulanstalten viel Gutes. Weiter, in eine geträumte goldene Idealzeit strebte mit seinem originellen „Emile" J. J. Rousseau, das Haupt einer revolutionären Pädagogenschule, die in Deutschland ihren Propheten in dem rastlos thätigen, aber schwindelhaften Basedow, ihren Tempel in seinem „Philanthropin" und ihre Bibel in seinem „Elementarwerk" erhielt, ihre moralische Läuterung aber durch den Schweizer Pestalozzi erfuhr, dessen Methode nach mannichfachen Verbesserungen die Herrschaft in der Schule behauptete. Seitdem gelangten in der geistigen Erziehung die Muttersprache und das Vaterland zu ihrem Rechte; nicht blos classisch mehr, wie im Reformationszeitalter, — auch human und patriotisch wurde jetzt erzogen, und der gelehrten Einseitigkeit folgte die gebildete Vielseitigkeit.

Mit dieser Erweiterung der intellectuellen Ausbildung war nothwendig eine Weckung der Genies verbunden. Die Originalien konnten sich nun entwickeln, und damit war eine bloße Nachahmung fremder Muster, wie sie bis dahin auf den Gebieten der Literatur und Kunst geherrscht, nicht länger verträglich. Die Emancipation von dieser Nachahmung war daher ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil der aufklärenden Bewegung. Die sog. schöne Literatur der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts war in traurigem Rückschritte von den schönen Blüten, die sie im sechszehnten getrieben, begriffen. Wie in Deutschland die Glanzperiode des dreizehnten Jahrhunderts, wie in England des göttlichen Stratforders Lebensweisheit, so war in Frankreich die volksthümliche Poesie eines Rabelais vergessen, und überall war die Sucht eingerissen, die alten Classiker nachzuahmen, was natürlich bei den ganz anderen Verhältnissen, unter welche sie verpflanzt wurden, nur zur Carricatur werden konnte. Die Franzosen ahmten die Griechen und Römer, die Deutschen und Engländer wieder die Franzosen nach; Lüge und Unnatur, Impotenz und Geistlosigkeit waren die Charakterzüge der Poesie jener Zeit.

Der erste Anprall gegen dieses steife Zopfsystem war Milton's Werk. Sein verlorenes Paradies schöpfte aus eigener Quelle; doch war es der letzteren nicht vergönnt, in reicherem Maße befruchtend zu wirken. Mit Dryden kam der Zopf wieder zur Herrschaft, verlor sie jedoch stufenweise durch Pope, Thomson und Young und vor Allem durch

Digitized by Google

den Volksdichter Burns, und auf dem Gebiete der Prosadichtung durch die originellen Schöpfungen Defoe's und Swift's und durch den modernen Roman, welchen Richardson, Fielding, Smollet, Goldsmith und Sterne begründeten. An die Stelle kalter und gefühlloser Nachahmung von Werken, die im eigenen Denken und Fühlen keine Heimat hatten, trat warme und tiefe Sehnsucht nach Liebe und Schönheit, nach Traulichkeit und Natürlichkeit. Statt steifer Formgewandtheit suchte man selbstempfundene Poesie. Und dies wirkte sogar nach Frankreich herüber, von wo doch die Zopf- und Rococoherrschaft ausgegangen. Voltaire war größerer Dichter in seinen Elegien auf Natur und Freiheit, als in seinen classischen Tragödien, in seinem eisigen Epos und seiner schlüpfrigen Pucelle. Diderot verpflanzte den englischen Familienroman nach Frankreich, Lesage den spanischen Schelmenroman, während Rousseau mit seiner schwärmerischen durch „Robinson" genährten Apologie der Einsamkeit, in die er sich aus dem wüsten Treiben der Welt flüchtete, eine ganz originelle Bahn betrat, die ihre sentimentale Fortsetzung in Bernardin de St. Pierre, in Chateaubriand und in unserem Werther fand. Und was war diese Liebe zur Einsamkeit und zur Idylle im Grunde, als eine versteckte und dabei nichts desto weniger scharfe Opposition gegen die herrschenden politischen, kirchlichen und socialen Zustände?

Viel länger als England und Frankreich trug Deutschland das Joch der Nachahmung fremder Muster im Gebiete der Schönheit. Sogar als in Frankreich bereits die falsche Classicität in Mißcredit gerathen, war sie bei den tonangebenden Kreisen erst eines Opitz und dann eines Gottsched noch ein Evangelium, an das nicht getastet werden durfte. Nur vereinzelt erklangen daneben ursprüngliche Gefühlsausdrücke, wie bei Flemming, Logau, Günther u. s. w. Langsam nur machte sich der Einfluß Englands geltend. Zum Siege gelangte er, gegenüber Gottsched, durch zwei selbst als Dichter nicht hervorragende Kritiker, beide Schweizer, Bodmer und Breitinger. Die englische Naturbegeisterung eines Thomson fand ihren Wiederhall in Brockes' „irdischem Vergnügen in Gott" und in Haller's „Alpen". Die mit der Idylle verwandte satirische Ader äußerte sich schüchtern in Rabener, theilweise auch in Gellert und Lichtwer. Vaterländische Klänge ließ Gleim, lebensfreudige Uz, naturbegeisterte Kleist erschallen.

Die ersten größeren originellen, aber nur kurze Zeit genießbaren deutschen Dichtwerke schuf der Sänger des Messias. Das Gegenbild seiner himmelssehnsüchtigen und urdeutschthümlichen Dichtung stellte der ganz in die Freuden der Erde versunkene Sänger des Oberon dar, der wieder zum Theil in den Bann der Nachahmung verfiel. Das Wirken Beider wäre indessen bei ihrem gänzlichen Mangel an grundsätzlichem und kritischem Eingreifen spurlos verflogen, wenn nicht ein Dritter, mehr als Kunstkenner denn als Dichter (?! Red.) hervorragender deutscher Mann ihnen gefolgt wäre. Lessing war nicht nur der Schöpfer der selbständigen deutschen Dichtung, sondern auch ein Kämpfer für Aufklärung in allen Gebieten, eine Kernfigur in der Geschichte der Aufklärung. Ist ja sein „Nathan" eine Predigt der Toleranz und die „Fragmente" eine solche der Freiheit kritischer Forschung, — wie sein Laokoon ein Programm freier Kunstübung, seine Minna ein Muster vaterländischer Komödie, wie seine Emilia Galotti ein solches wahrer Tragik, — und gab seine Dramaturgie ja dem selbständigen deutschen Theater das Leben! Er hatte, gleich Winkelried, mit seinem Herzblute eine Gasse gemacht durch die Speere fremder Eindringlinge, und der Mahnung des Sterbenden folgten auch seine

Digitized by Google

Landsleute; sie sorgten für sein Weib, die deutsche Dichtung, und für seine Kinder, deren hehre Schöpfungen.

Brach auch anfangs gleich Alles in wildem Sturm und Drang über die Bresche, die er geschossen, — gleichviel — der Feuereifer klärte sich bald zu reinem, klaren Schaffen ab, und die wildesten Stürmer und Dränger, die Dichter des Götz und der Räuber, wurden die herrlichsten classischen Zierden des deutschen Dichterhaines. Mit dieser Entwickelung war auch auf dem Felde des Schönen der Sieg der Aufklärung errungen. Denn nicht nur die Dichtung, auch die bildende Kunst war wieder aufgelebt, seitdem ihr Winckelmann statt des falschen das wahre Alterthum als Vorbild gezeigt, und zugleich hatte die neueste Kunst Europas, die der Töne, bereits eine Reihe der gottgeweihtesten Meister aufzuweisen: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert u. s. w.

So hatte das achtzehnte Jahrhundert wacker gearbeitet, die Idee der Aufklärung, ohne welche es ein Fortschreiten in der geistigen Cultur des Menschen nicht geben konnte, zu verwirklichen. Und sie hatte Erfolge errungen, sowohl in den Gemüthern der gebildeten Menschheit wie theilweise auch im praktischen Leben durch thätiges Eingreifen ihr ergebener Machthaber. Es waren aufgeklärte Ideen in hohem Maße zur Geltung gelangt auf den Gebieten der politischen Theorie und der staatlichen Praxis, des humanen Gemeingefühles und der werkthätigen Menschenfreundlichkeit, der kirchlichen Freiheit und derjenigen des wissenschaftlichen Forschens, der Untergrabung des Aberglaubens und der Beförderung des Unterrichtes und der Erziehung, sowie endlich der Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines jeden Volksthumes in Verwirklichung der Schönheitsidee durch Wort und Bild.

Der Fortschritt zu vollkommeneren und höheren Culturzuständen war daher im besten Gange, als die französische Revolution ausbrach und — ihn wieder illusorisch machte. Dieses Ereigniß ist je nach der Partei der Geschichtsschreiber und Politiker über- oder unterschätzt worden. Es ist ebenso weit gefehlt, dasselbe als das Resultat einer Verschwörung gegen das Bestehende zu ehrgeizigen oder habsüchtigen Zwecken, — wie: es als die Begründung eines neuen Heiles der Welt darzustellen. Ersteres ist falsch, weil die französische Revolution keine andere Ursache hatte und haben konnte, als die schlechte Regierung der Bourbons und die unter ihnen eingerissene Finanznoth. Letzteres ist falsch, weil das in der französischen Revolution Angestrebte und Errungene theils schon vorher durch die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts angestrebt und errungen war, theils aber durch dieselbe geschichtliche Nothwendigkeit, mit welcher dies geschehen, im Laufe der Zeit auch ohne Revolution ebenso sicher errungen worden und dann noch sicherer aufrecht geblieben wäre, weil dann keine Reaction stattgefunden und es wieder in Frage gestellt hätte. Die französische Revolution hat keine einzige neue Idee auf die Schaubühne der Geschichte gebracht, sondern nur die schon durch die vorangegangene Aufklärung ins Leben gerufenen benützt und allerdings schneller verbreitet, als dies ohne sie geschehen wäre. Aber das romanisch-keltische Element, das Frankreich beherrscht, verkehrte die ehrenhaften germanisch-ständischen Bestrebungen, mit denen die Revolution begann, in eine Wiederholung der Schrecken und Greuel aus der Zeit des Verfalles der römischen Republik und des Aufkommens der Cäsaren. Diese Entwickelung hat dem Fortschreiten der Aufklärung nur geschadet, und es ist daher nicht genug zu beklagen, daß das bourbonische Regiment eine solche Wendung herbeiführte. Wie bei dem romanischen Temperamente nicht anders

Digitized by Google

denkbar, führte der Constitutionalismus zur Anarchie und diese zur Militärdespotie (eine wirkliche Republik oder Demokratie trat nie in's Leben), und die Militärdespotie durch ihre Eroberungssucht zur politischen und kirchlichen Reaction.

Diese Reaction, die schon vor Ende des achtzehnten Jahrhundertes erwachte und die Schrecken der Neuzeit nur durch die Rückkehr der angeblichen Ruhe des Mittelalters heilen zu können wähnte, machte die aufklärende Arbeit jenes Jahrhunderts in dem Maße rückgängig, daß die nun einmal nicht mehr aufzuhaltenden und zu unterdrückenden Bestrebungen nach höherer Entwickelung der Cultur beinahe wieder von vorne begonnen werden mußten. Es geschah dies auch redlich und mit lebendigem Eifer, und die bisherigen Resultate sind wirklich der Art, daß sie zu den besten Hoffnungen berechtigen. Es ist seit jener traurigen Reaction im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts nicht nur alles im achtzehnten Errungene, soweit es angetastet oder gar vernichtet worden, wieder hergestellt; — es ist auch Weiteres, und nicht nur Weitergehendes, sondern auch Gründlicheres, Solideres und Consequenteres geschaffen worden.

So viele Verdienste die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts auch aufzuweisen hatte, so besaß sie doch, was bei der Neuheit ihrer Erscheinung und den von ihr zu bestehenden Kämpfen nicht anders denkbar war, im Ganzen einen mehr auf vorgefaßten Ideen und blendenden Phrasen, als auf gründlicher Untersuchung beruhenden Charakter. Die Kritik fehlte ihr, und diese hat das neunzehnte Jahrhundert, das während seiner ersten, reactionären Zeit Stoff genug dazu erhielt, in tüchtigem Maße nachgeholt. Die Reaction hatte somit auch ihre, freilich negative, gute Seite; sie forderte die Kritik gewaltsam heraus.

Die Hauptgegenstände der Kritik des neunzehnten Jahrhunderts waren und konnten nicht andere sein, als die Prätensionen der herrschenden politischen und religiösen Parteien, welche von einer Wiedereinsetzung der Kirchenmacht des Mittelalters und einer in deren Schatten thronenden und willkürlich schaltenden Staatsallmacht träumten. Die Kritik bewies ihnen ihre totale Unkenntniß der Geschichte; sie bewies, daß ein Mittelalter, wie es geträumt wurde, theilweise gar nie existirt habe, theilweise aber, soweit wirkliche Zustände desselben angestrebt wurden, in unserer Zeit nicht mehr ausführbar, mit ihr absolut unverträglich sei.

Zwei weitere Male hat die Reaction, stets aus Anlaß französischer Revolutionen, dieser steten Hemmschuhe gefunden Fortschrittes, ihr Haupt wieder erhoben, nach 1830 und nach 1848; aber jedes Mal wurde sie von der Kritik wieder, nicht durch blutigen Kampf, sondern durch die Macht der Ueberzeugung und der öffentlichen Meinung, niedergeworfen, und ihre Absichten vernichtet. So ist es denn im gebildeten Europa (zu dem wir Rußland und die Türkei nicht rechnen) dahin gekommen, daß kein anderer Staat als der Rechtsstaat und kein anderes System kirchlicher Politik als die Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse mehr möglich ist, daß Niemand mehr um politischer und religiöser Ansichten, zu deren Durchführung er keine Gewalt anwendet oder anzuwenden versucht, verfolgt oder belästigt werden kann und darf. Es ist dazu gekommen, daß die Machtsprüche und Machtansprüche sowohl kirchlicher wie weltlicher Gewalten der Wissenschaft und der freien Ueberzeugung gegenüber nichts mehr vermögen, und daß Bannstrahlen aller Art nur noch verlacht werden. Daneben haben die Wissenschaft und die Technik Fortschritte gemacht, die riesenhaft genannt zu werden verdienen, und auch die schöne Literatur

Digitized by Google

und Kunst haben, wenn auch frühere Blütezeiten nicht wieder erreicht, doch ihr Möglichstes gethan, um zu zeigen, daß sie keineswegs in Stagnation verfallen sind.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Fortschritte der Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert ebenso eingehend zu behandeln, wie diejenigen des vorhergehenden Säculums. Einerseits haben sie noch keinen Abschluß gefunden und lassen daher auch noch keine sichere und vollständige Gruppirung zu; andererseits aber sind sie so mannichfaltig und bieten so viele Gesichtspunkte, Specialitäten und Vergleichungen dar, daß sie es verdienen, in besonderen Aufsätzen, je nach ihrer Beschaffenheit, eigens dargestellt und ausführlicher besprochen zu werden, als es hier möglich ist. Und dazu bieten die zahlreichen periodischen wissenschaftlichen und volksthümlichen Organe der Presse hinlänglichen Raum dar.

Die religiöse Frage der Gegenwart

im Lichte von zwei Erstlingsschriften Schleiermachers.

Von

Ludwig Fensch,
Archidiakonus am Dom zu Soldin.

III.

(Schluß.)

In der katholischen Welt, wo die absolute Gewalt der Kirche, die Sünden zu vergeben, der sittlichen Bequemlichkeit und Leichtfertigkeit auf höchst bedenkliche Weise halbwegs entgegenkommt, erscheint das Fürwahrhalten der kirchlichen Dogmen wichtiger als der sittliche Kampf des Lebens, so sehr auch die Lehre von der Heiligung theoretisch dort in den Vordergrund gerückt ist. Aber auch durch die protestantische Welt geht in dieser Beziehung bereits ein stark katholischer Zug. In kirchlichen Kreisen erscheint hier die praktisch-sittliche Bewährung der Religion im Leben stark hinter dem Wissen und Anerkennen der Dogmen zurückgesetzt, indem zwischen Rechtgläubigkeit und Rechtlebigkeit nicht immer gleich gemessen wird. Aber auch in den der Kirche mehr oder weniger entfremdeten Kreisen dürfte den aufmerksamen Beobachter die Neigung des Zeitalters stutzig und besorgt machen, dem Wissen und Denken, der Cultur des Verstandes und Intellects den Vorzug zu geben vor der Bildung des Willens und dem sittlichen Charakter, während doch notorisch ist, daß nicht die Begabung der Intelligenz, sondern vielmehr die Tüchtigkeit des Charakters den Werth des Mannes für das Leben ausmacht. Charaktere also thun uns Noth.

Die Bildungsmächte unseres Zeitalters offenbaren mehr eine nivellirende Wirkung, als daß sie der Pflege und dem sich Geltendmachen scharf ausgeprägter, ursprünglicher Charaktere günstig wären. Und doch ist Wesen und Kraft eines Charakters eben seine Eigenthümlichkeit und Originalität. Es ist wahrlich an der Zeit, daß Alle, die irgendwie berufen sind, und wär' es auch auf noch so bescheidene Weise, an der Bildung der Nation

Digitized by Google

mitzuarbeiten, die Mütter in der Kinderstube, die Väter unter ihren Söhnen, die Pädagogen in der Schule, die Examinatoren und amtlichen Vorgesetzten, die Politiker und Regierungen, daß sie Alle die ungeheure Bedeutung und Wichtigkeit einer Ausbildung und Cultur der Individualität anerkennen und davon in der Ausübung ihrer Berufspflichten mehr, als bisher geschehen, sich leiten und bestimmen lassen. Daß dies gerade der Kern der sittlichen Aufgabe sei, hat Schleiermacher in seinen Monologen wie ein altes Geheimniß neu entdeckt. Aber leider ist seine Stimme vielfach überhört worden. Man darf sich in der That über die Unzahl von Durchschnitts- und Alltagsmenschen ohne alle und jede individuellen Charakterzüge und originale Kraft nicht wundern. Hier liegt ein wichtiges und, wie uns bedünkt, höchst dankbares Stück der religiös-sittlichen Aufgabe, welche der Gegenwart zugefallen ist. Ein kurzes Wort zur Entwickelung der Schleiermacher'schen Gedanken sei daher noch gestattet.

Wenn der Mensch den Blick in sein inneres Selbst zurückwendet und loslöst von der unwürdigen Einzelheit des sinnlich thierischen Lebens, so ist er gleichsam ausgewandert aus der Zeit und befindet dort sich im Reiche der Ewigkeit. Die äußere Welt, in der Kraft an Kraft, Freiheit an Freiheit sich stößt, kann ihn wohl durch das Gesetz der Nothwendigkeit beschränken und in seinem äußeren Thun behindern; aber in sich selbst ist er frei davon, sein inneres Handeln, seine Willensrichtung und Gesinnung kann sie nicht hemmen, an sein freies Ich kann sie nicht hinan. Daher ist auch nicht der Erfolg seines Handelns und Strebens, sondern sein inneres Thun, sein Wollen, die Hauptsache und das sittlich Entscheidende. Dieses letzte innerste Handeln liegt im Gewissen, dem Bewußtsein der Menschheit, welches nur ein der Menschheit würdiges Handeln zuläßt und nicht durch einzelne Regeln, sondern überall durch den Entschluß, ein Mensch zu sein, auf unser sittliches Leben bestimmend einwirkt. Wahrhaft sittlich ist erst dann unser Streben zu nennen, wenn wir nicht bloß einzelnen Tugenden nachtrachten, sondern unser ganzes inneres Wesen im Auge behaltend und dem Entschluß, ein Mensch zu sein, unaufhörlich treu überall und in Allem suchen Vernunft walten zu lassen. So trägt der in der sittlichen Selbstbildung begriffne Mensch mit jenem inneren Handeln ein Urbild, ein Ideal des äußeren in seiner Brust; doch wird es ihm nicht erspart bleiben, in der Wirklichkeit häufig zwischen seinem Urbild und Zerrbild hin- und herzuschwanken.

Zur Selbstanschauung gehört aber nothwendig eine Anschauung der Menschheit. Es liegt Alles daran, daß der Einzelne durch Selbst-Anschauung und Erkenntniß seinen Ort, den er im Organismus der Menschheit einzunehmen berufen ist, genau und sicher bestimme. Damit hängt es zusammen, daß diesem besonderen, eigenthümlichen Orte gemäß der Persönlichkeit, der Einheit des fließenden vergänglichen Bewußtseins im Menschen, eine Eigenthümlichkeit von originaler Kraft und Berechtigung zu Grunde liegt, — es kommt nur darauf an, daß sie nicht von vorneweg unterdrückt und dem Uniformzwange einer falsch verstandenen Bildung zum Opfer gebracht werde. Dadurch entstehen die unzureichenden, verwaschenen Charaktere, die problematischen Naturen, die in allen Bildungs-Magazinen zu Hause sind, aber nirgends eine Ruhestätte haben, die unpraktischen Grünentisch-Männer, die Lampenschirm-Gelehrten, die Troglodyten der Ideenwelt und der Abstractionen, welche am hellen Lichte des frischen lebendigen Menschenlebens sich als Blödsichtige oder Idioten erweisen.

Jeder einzelne Mensch hat den Beruf und das Recht, an sich und durch sich die Menschheit auf eigenthümliche Art darzustellen; immer fester und markiger soll er im

Digitized by Google

beſtändigen Geben und Empfangen das eigene Weſen beſtimmen. Seine beſondere Eigenthümlichkeit ergreifen und ihr zu voller Ausprägung verhelfen heißt ſich bilden. Der Sinn für die eigene und für fremde Eigenthümlichkeit fällt nothwendig zuſammen: Darum keine Bildung ohne Liebe; Beides wächſt, eins das andere ergänzend, unzertrennlich fort. Immer reicher wird das Weſen des Menſchen dadurch, daß er Allem den eigenen Stempel aufdrückt. Der ſtärkſte Trieb in ihm iſt eben der, den eigenen Charakter zu offenbaren. Allein er ſoll es nur mit denjenigen Elementen ſeines geiſtigen Lebens thun, welche er wirklich in ſich geiſtig-lebendig verarbeitet, zur vollen Klarheit erhoben und ſich wirklich angeeignet hat.

Das Anerkennen, das Waltenlaſſen und Begreifen der fremden Eigenthümlichkeit iſt die Grundlage aller ethiſchen Lebensverhältniſſe, in der Freundſchaft, in der Ehe, im Staat und in der freien Geſelligkeit. Verkehrt, verderblich und verwerflich wäre es, den Anderen durch die Liebe in ſeiner Eigenthümlichkeit beſchränken zu wollen. Das iſt ja die Quelle der Bereicherung, die der Einzelne in jenen Verhältniſſen erfährt, das die durch ſie in Berührung Geſetzten einander ungleich ſind und einander nimmer ähnlich ſein ſollen oder können. So ſtellen ſie den unendlichen Reichthum und in aller Mannichfaltigkeit die ewige Harmonie des geiſtigen Lebens dar. Heutzutage iſt leider Alles nur gerichtet „auf vermehrten äußeren Beſitz des Habens und Wiſſens, auf Schutz und Hülfe gegen Schickſal und Unglück, auf vermehrte Kraft im Bündniß zur Beſchränkung der Andern: das nur ſuchet und findet der Menſch von Heute in Freundſchaft, Ehe und Vaterland; nicht Hülfe und Ergänzung der Kraft zur eigenen Bildung, nicht Gewinn an neuem inneren Leben. Hieran vielmehr hindert ihn jegliche Gemeinſchaft, die er eingeht vom erſten Bande der Erziehung an, wo ſchon der junge Geiſt, ſtatt freien Spielraum zu gewinnen und Welt und Menſchheit in ihrem ganzen Umfang zu erblicken, nach fremden Gedanken beſchränkt und früh ſchon zu des Lebens langer Knechtſchaft gewöhnt wird".

Jene wunderbare Harmonie der unendlichen Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ſtellt ſich für die Nation hauptſächlich dar in der Sitte und Sprache. In beiden ſei Allgemeines und Individuelles zu ſchönem Ebenmaß gebracht; Beides ſei der klare Spiegel und das untrügliche Merkmal von dem inneren eigenthümlichen Weſen des Geiſtes! Als ſolche ſie zu pflegen, zu läutern, zu verklären iſt eine um ſo wichtigere Aufgabe der Nation, als beiden, der Sprache und der Sitte, der Menſch angehört, noch ehe er ſich ſelbſt findet, und ſie demnach zu den einflußreichſten Bildungsmitteln gehören.

Immer mehr zu werden, was er iſt nach ſeiner Natur und Freiheit, alſo nach dem Allwillen, iſt das Ziel des ſittlichen Strebens für den Menſchen, aber auch für die Völkerindividuen, die Nationen. Der Begriff des Schickſales verſchwindet für ihn; denn Nichts ſoll ihm begegnen können, was das Wachsthum der eigenen Bildung zu hemmen und zu hindern vermöchte, und wo die Willkür des Schickſales zu übermächtig wirken ſollte, da findet er allen Mangel im Paradieſe jener allmächtigen Schöpferin, der Phantaſie, erſetzt und ausgeglichen. Es gilt den Entſchluß, durch den Willen die Jugend feſtzuhalten und mit den Tugenden des Alters die Vorzüge der Jugend zu verbinden, wie jene Bäume zugleich Blüthen zu treiben und Früchte zu tragen. Frühreife und kindiſches Weſen, falſche Großmuth und Moroſität haben nichts zu ſchaffen mit der ewigen Jugend eines ſittlich gediegenen und geläuterten Charakters.

Allem ſittlichen Streben des Menſchen liegt nothwendig der Glaube an ſich ſelbſt und der durch keinen Schein des Gegentheils ſich beirren laſſende Glaube an den endlichen

Digitized by Google

Sieg des Guten zum Grunde. Das Aufgehen und Lebendigwerden dieſes doppelten Glaubens im Innern des Menſchen iſt die Geburt ſeiner ſittlichen Freiheit, und ſofern er's nun erſt recht faßt, daß er an ſich, dem Einzelnen, die Menſchheit auf beſondere und eigenthümliche Weiſe darſtellen ſolle, verſchwiſtert ſich unmittelbar damit die Gewißheit, ein einzeln gewolltes, alſo auserleſenes Werk der Gottheit zu ſein. Das iſt aber nichts Anderes als der religiöſe Subjectivismus, der, unbeſchadet der berechtigten und nothwendigen Objectivität, vom richtig verſtandenen Chriſtenthume geſchützt und gepflegt wird. Iſt von der Religion die vornehmlichſte Unterſtützung und Förderung der Sittlichkeit zu erwarten, ſo geſchieht dies gewiß durch das Chriſtenthum, wo es in ſeiner freien, lauteren Kraft zu wirken nicht verhindert wird.

Geſetzgebung und politiſche Organiſation kann hier nicht Alles, ja, eigentlich nur Weniges unmittelbar ausrichten. Niemand ſollte den Einfluß ſeines perſönlichen Lebens ſo unterſchätzen, ſeine Stellung ſo gering anſehen, daß er wähnte, an ſeinem Theile zu der Löſung der großen ſittlichen Fragen Nichts beitragen zu können. An dieſer Arbeit kann und ſoll ein jeder mitwirken. Vorerſt laſſe man ſich nur durchdringen von gewiſſen Wahrheiten und Ueberzeugungen. Sie werden aus ſich ſelbſt den Trieb des Strebens erzeugen und ihre Verwirklichung mit Naturnothwendigkeit herbeiführen. Wir lenken die Aufmerkſamkeit der Leſer auf folgende Punkte:

1) Die Bildung des Willens beſteht nicht nur in ſeiner Stählung und Kräftigung, ſondern auch darin, daß er befähigt wird, die rechte Richtung zu nehmen.

2) Dieſe Richtung wird ihm angewieſen durch Einpflanzung einer überzeugungsvollen Begeiſterung für das Gute, Wahre und Schöne, durch Klärung und Schärfung des ſittlichen Urtheils, durch Sicherung und Befeſtigung praktiſcher Grundſätze, durch Anbildung eines untrüglichen ſittlichen Tactes, mit einem Worte, durch Anerziehung einer tüchtigen, ſoliden Geſinnung.

3) Das Gewiſſen, als Richter in ſittlichen Dingen, iſt zwar als Anlage da; aber es will erzogen und in ſeinen großen, wichtigen Aufgaben bis dahin geübt ſein, daß ſeine Stimme zu einer ſicheren Norm des ſittlichen Lebens erhoben werden kann.

4) Was der Menſch unter Menſchen ſein und wirken ſoll bei Unterdrückung der puren Thierheit und Erhebung der Vernunft auf den Thron und Richterſtuhl —, das iſt die eine große Frage, das Ein und Alles im Bereiche der Sittlichkeit. Wehe dem Menſchen, wehe der Nation, für welche die Ideale zu Irrwiſchen geworden, welchen nachzujagen lächerlich oder gar gefährlich wäre! Humanität, das iſt und muß bleiben bis an's Ende der Dinge die Leuchte, die über allem Streben und Fortſchritt der Menſchheit ſchwebt. Etwas Höheres, Größeres kann es nun einmal nicht für ſie geben. Und wer in ſeinem Leben an ihre großen Forderungen nur ein Scherflein in wahrer, lauterer Begeiſterung abgetragen hat, der darf ſich ſelig preiſen.

5) Der Menſch iſt zur Fähigkeit ſich ſelbſt zu bilden, und zur Selbſtändigkeit hinanzuführen.

6) Es iſt anzuerkennen das Recht des Einzelnen auf den urſprünglichen Grundriß ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit, das Recht den Bau und Ausbau des eigenen Charakters weiter zu führen, und es iſt jeder fremde, ungeſunde, abnorme Zug aus dieſer Vorzeichnung ſo früh wie möglich zu beſeitigen. Das Streben der Geſammtheit muß ſich mehr und mehr darauf lenken, Spielraum für den Einzelnen zu ſchaffen, damit er

Digitized by Google

im vollſten Maße werden könne, was er in ihrem Organismus nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu werden berufen iſt.

7) Es ſind dies Alles Aufgaben, die zuvörderſt der Jugenderziehung anheimfallen. Was wird da ſchon in der Familie geſündigt gegen den zu erziehenden Willen durch übel angebrachte Zärtlichkeit; was gegen den Geiſt der Wahrheit und Sittlichkeit durch Geſinnungsloſigkeit und Untüchtigkeit derer, die zur Erziehung berufen ſind; was gegen das Urrecht der Individualität, ſich naturgemäß zu entwickeln, durch Standes- und andere Vorurtheile, indem man Eigenthümlichkeiten in Sphären gewaltſam hineinzwängt, in denen ſie unwiderruflich zu Nullen werden müſſen, da ſie doch in anderen der Welt zum Nutzen, ſich ſelbſt zum Frieden gereichen könnten! Die Pädagogik berückſichtigt, ſoviel auch darüber theoretiſirt wird, in praxi die Bedeutung und das Recht der Individualität noch viel zu wenig und begeht doch damit indirect einen Raub am Reichthum des Lebens. Vor den Abgründen eines gränzenloſen Individualismus, wie er ſich unter dem Gegendruck der politiſchen Centraliſation des franzöſiſchem Empires zum ſittlichen und nationalen Verderben mehr und mehr herausgebildet hat, wird das deutſche Volk — das ſei den Feinden des Individualismus geſagt! — bewahrt bleiben, ſo lange die hütende Macht der Ideale ihm nicht abhanden kommt; ſo lange der Geiſt ächter Liebe mit Achtung und Ehrfurcht vor der Individualität des Anderen erfüllt und ſomit jenen Hochmuth ausſchließt, der bei den Franzoſen bis zur Carricatur ausgeartet iſt; ſo lange Gewicht und Maß der abſtracten Gerechtigkeit berichtigt wird durch die Normen einer auch die berechtigte Eigenthümlichkeit in Erwägung ziehenden, mit den concreten Verhältniſſen rechnenden Gerechtigkeit.

8) Die nationale Volkserziehung wird demnach manche neuen Bahnen einzuſchlagen, manche neuen Mittel zu ſuchen und zu entdecken haben. Ihr fällt das wichtigſte und weſentlichſte Stück Arbeit zu weil die Reſultate ihrer Arbeit ſich in allen Lebensgebieten geltend machen, in der freien Geſelligkeit, in gebundeneren Genoſſenſchaften, in der Freundſchaft, in der Ehe, im Staatsleben. Unſer deutſches Reich iſt, wie viel und wie ſehr oft mit Recht über die „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ geſpottet worden, hoffentlich nicht in der Gefahr, über dem Streben, den Bau der deutſchen Einheit zu vollenden, aus der Scylla des engherzigen Particularismus in die Charybdis der alles wahre, freie Leben untergrabenden Vereinerleiung zu gerathen. Aber es gehört zu der Weisheit, mit der die gefährliche ſtolze Sicherheit vermieden ſein will, dieſes bei der Entwickelung des nationalen Lebens beſtändig im Auge zu behalten. Mit der Berückſichtigung der Individualität iſt mittels der obligaten „mildernden Umſtände“ auf criminaliſtiſchem Gebiete mancher Unfug getrieben worden; aber dennoch würde es auf Koſten wahrer Gerechtigkeit geſchehen, wollte die Geſetzgebung, anſtatt den Forderungen des Individualismus Rechnung zu tragen, ſolcher Rückſichten ſich gänzlich entſchlagen.

9) In der Sitte und Sprache ſoll Geiſt und Eigenart des nationalen Lebens auf einer gegebenen Culturſtufe zum klaren, ebenmäßigen, vernünftigen Ausdruck gebracht werden. Unter der abſoluten Herrſchaft der Mode verkümmert die Sitte; ſie büßt das Charaktervolle unter einem falſch angewandten Kosmopolitismus ein und geräth in gänzlichen Verfall. Die Mutterſprache als die nächſte ſollte auch die nächſte Aufmerkſamkeit und das eingehendſte Studium erfahren. Es handelt ſich in ihr um Bewahrung, Fort-

Digitized by Google

entwicklung und Vervollkommnung eines Gutes, mit dem das nationale Geiſtesleben ſteht und fällt.

10) Die ſociale Frage löſt ſich ebenſowenig durch die Ueberſpanntheiten der Internationale wie durch die Halbheiten äußerlicher Maßnahmen und Ausflüchte. Sie löſt ſich nur gleichen Schrittes mit der religiös-ethiſchen. Mit der Löſung der letzteren werden tauſend lahmgelegte innere Kräfte entfeſſelt, das ganze Reich der Sittlichkeit reformirt, und ein neuer Geiſt der Gerechtigkeit, der Bruderliebe und der Barmherzigkeit pfingſtlich über die Menſchheit ausgegoſſen werden.

11) Endlich ſei noch an den Kern der deutſchen Eigenart, an das deutſche Gemüth, erinnert. Es iſt das denkende Herz, der fühlende Verſtand, beſchwingt Beides von einer geſunden, ſchöpferiſchen Phantaſie. Nur eine harmoniſche Bildung des ganzen inneren Menſchen kann uns dieſen ſchönen nationalen Charakterzug bewahren. Aber Nichts iſt ſchwerer, als die Phantaſie zu bilden und zu nähren, ohne ſie zu verfüttern und zu vergiften; ſie zu feſſeln, ohne ſie lahm zu legen. Und doch iſt ſie an der Entſtehung der Werke der Kunſt und an dem verſittlichenden Genuß derſelben gleichmäßig in hervorragender Weiſe betheiligt! —

Das „deutſche Gemüth“, dieſe Eigenart unſerer Nation, verbürgt dem deutſchen Volke ſeine meſſianiſche Stellung unter den modernen Culturvölkern. Große Aufgaben hat ihm die Gegenwart geſtellt, als die größte und wichtigſte, weil alle übrigen an ihr Theil haben, die ſittlich-religiöſe Frage. Die deutſche Nation hat dieſelbe nicht blos für ſich allein zu löſen. Sie iſt eine Culturfrage von mehr als europäiſchem Umfange. Aus dem Herzen Europas ſoll auch jetzt, wie ſchon einmal, das Heil der Völker geboren werden. Seher und Propheten, wie Friedrich Schleiermacher, haben dieſes meſſianiſche Zeitalter vorausgeſagt und dieſe Weisſagung als ein Zeichen für Jeden, der nicht blind ſein will, hingeſtellt. Ueber ihren Gräbern erfüllt ſie ſich nun. In zwei blutigen Kriegen, von denen nicht ohne Urſache der Anfang des einen mit der Hauptthat des vaticaniſchen Concils zuſammenfiel, handelte es ſich zugleich heimlich unter der Decke um Sieg oder Niederlage des jeſuitiſchen Katholicismus. Seine Hoffnungen haben ſich nicht erfüllt, vielmehr hat er Deutſchland in ungeahnter Kraft und neuem Glanze ſich erheben ſehen. Dies von Schleiermacher vor ſiebenzig Jahren prophezeite Wunder iſt vor unſeren Augen geſchehen. Werden wir nun glauben an die lebendige Kraft der Religion und des Chriſtenthums? Hoffen wir; denn ohne dieſen Glauben würde die ſtarre Maſſe ſich nicht erheben aus ihrem todesähnlichen Schlaf, und ohne allſeitiges Intereſſe und ohne allgemeine Betheiligung wird ſich die große brennende Frage der Gegenwart nicht löſen laſſen! —

Digitized by Google

Die bevorstehende Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von

H. Bartling.

1. Grant und sein Cabinet.

I.

Als Präsident Ulysses Simpson Grant in der ersten Woche des Monats October im vergangenen Jahre mit einer kurzen, aber höchst rosenfarbigen Botschaft, die im Großen und Ganzen höchst günstig sowohl in der Union wie auch auswärts aufgenommen wurde, vor den Congreß trat, da schien seine Wiederwahl als Präsident über allen Zweifel erhaben. Doch jetzt, wo der bekannte Journalist und ehemalige Antisclavereiapostel Horace Greeley, durch die Coalition der radicalen Republicaner und Freihändler mit den Demokraten, sehr bedeutende Aussichten hat, den Sieger von Richmond bei dem bevorstehenden Wahlkampfe aus dem Präsidentenstuhle zu treiben, da dürfte es nicht ganz unangemessen sein, ehe wir uns den einzelnen Parteien im Kampfe um die Erringung der höchsten Gewalt in der Union zuwenden, einmal die Mitglieder der Regierung, gegen welche ihre Gegner gewichtige Anschuldigungen schleudern, näher zu betrachten und aus ihrem bisherigen Lebensgange zu erfahren suchen, inwiefern sie zu ihrem hohen Posten befähigt sind, und was die leitenden Ursachen zu ihrer ehemaligen Wahl waren.

Ueber den Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst ist in der letzten Zeit so viel geschrieben worden, daß es unnöthig erscheint, hier noch einmal eine biographische, wenn auch noch so kurze Skizze zu entwerfen. Unsere gegenwärtige Arbeit würde jedoch der Vollständigkeit ermangeln, wollten wir Grant's gar keiner Erwähnung thun. Dabei liegt es aber durchaus nicht in unserer Absicht, dem Leser irgendwie etwas wie eine Biographie darzubieten, sondern nur ganz oberflächlich und kurz wünschten wir die Hauptereignisse im Leben des jetzigen Präsidenten zu berühren, durch deren Kenntniß wir unzweifelhaft zu einer richtigen und unparteiischen Beurtheilung seines Charakters und seiner Fähigkeiten gelangen können.

Ulysses Simpson Grant*) wurde am 27. April 1827 zu Point Pleasant in der Grafschaft Clermont, im Staate Ohio, ungefähr sechs englische Meilen jenseits Cincinati, geboren. Er stammt aus einer alten Soldatenfamilie, denn seine sämmtlichen Vorfahren fochten mit Auszeichnung in dem alten französischen und im Unabhängigkeitskriege. Grant selbst war der Sohn eines kleinen Geschäftsmannes in beschränkten Umständen, und seine Kindheit verlief in einem zu kurze Zeit erst geordneten Lande, um viel von den Vorzügen und Annehmlichkeiten der Civilisation zu besitzen. Seine Jugend war eine harte, praktische und unromantische, doch zeigte er schon damals in auffallender Weise manche Züge der Energie, der Unbeugsamkeit im Vorhaben und jenes Selbstvertrauens, durch die

*) Der eigentliche Name ist Hiram Ulysses Grant. Jedoch wurde er als Cadet durch ein bis jetzt noch nicht aufgeklärtes Versehen als Ulysses Simpson Grant eingeschrieben, und seit dieser Zeit hat er die Initialien, die er auf diese Weise empfangen hatte, stets beibehalten und sich U. S. Grant genannt. Simpson war der Familienname seiner Mutter.

Digitized by Google

er sich als Mann auszeichnete. Er war ein hartnäckiger, eigenwilliger Knabe; er entwickelte sich zu einem festen, resoluten Manne. Er war furchtlos und liebte schon bei seinen Knabenspielen die Gefahr; vor keiner Gefahr schreckte er zurück, sondern bot jedem Hindernisse, das sich ihm in den Weg stellte, kühn die Stirn und bewältigte es. Als Kind zeichnete er sich durch die Schnelligkeit aus, mit der er Mittel ersann, um schwierige Unternehmungen auszuführen; als Mann hat ihm diese Fähigkeit, diese Fruchtbarkeit an Hülfsquellen dazu verholfen, große und bedeutende Siege zu erringen.

Der Ehrgeiz, der in seiner Brust schlummerte, trieb ihn dahin, das Geschäft seines Vaters zu verachten und nach einer besseren Erziehung zu trachten, als sie ihm die Schulen der Nachbarschaft darbieten konnten. Um den Wünschen seines Sohnes nachzukommen, verschaffte ihm der Vater das Cadetten-Patent für West Point, und im Jahre 1839 trat der siebenzehnjährige Jüngling in die berühmte Militärakademie, in der er vier Jahre verblieb. Im Juli 1843, kaum etwas über 21 Jahre alt, wurde Grant Lieutenant in der Armee der Vereinigten Staaten. Nachdem er zwei Jahre lang auf der Gränze gegen die Indianer gedient, nahm er an dem Feldzuge gegen Mexico Theil, focht in allen Schlachten, mit Ausnahme der von Buena Vista, und erhielt wegen seiner vorzüglichen Führung in den genannten Kämpfen 1847 den Brevetrang eines Capitains und 1853 den vollen Rang.

Nach Beendigung des mexicanischen Krieges stand Grant an der Gränze von britisch America, nahm 1854 seinen Abschied, ging nach St. Louis und heiratete dort eine junge Dame ohne Vermögen, Namens Julia Dent. Nun wandte er sich der Landwirthschaft zu und pachtete eine Farm. Da er jedoch wenig oder gar nichts von seinem neuen Berufe verstand, so fand er bei demselben seinen Lebensunterhalt nicht, weshalb er sich 1859 gezwungen sah, nach Galena im Staate Illinois überzusiedeln, um sich dort in einem von seinem Vater und seinem Bruder gemeinsam betriebenen Geschäfte Brod und Unterkommen zu verdienen.

Ueber diese unglücklichste Zeit aus Grant's Leben sagt ein englischer Biograph nicht mit Unrecht: „Es ist kaum ein Jahrzehnt vorübergeflossen, daß ein bedürftiger, freund- und hoffnungsloser Mann in den Straßen von St. Louis umherbummelte. Er hatte einen ehrbaren Dienst unter der Ungnade seiner Oberen verlassen, und nachdem er sich an der nationalen Beschäftigung der Landwirthschaft, die ihm viel Arbeit, aber wenig Gewinn gebracht, versucht hatte, wandte er sich vergebens anderen Beschäftigungen zu. Als Wollhändler, Schuldeneintreiber, Auctionator und Hausagent war es ihm unmöglich gewesen, mit den schärferen und geschäftskundigeren Köpfen um ihn her zu concurriren, und dann wurde ihm noch, um das Unglück voll zu machen, das, was er als seinen letzten Hoffnungsanker angesehen hatte, nämlich die Erlangung eines kleinen localen Amtes, rundweg mit dem Bemerken abgeschlagen, daß es ihm an guten Zeugnissen fehle. Diesem Excapitain ohne Vermögen, Namen und Hoffnung mag vielleicht ein böser Dämon in einer üblen Stunde zugeraunt haben: Warum noch ferner gegen Dein Geschick ankämpfen? Die Welt hat keinen Platz für Dich und Deines Gleichen! Du hast Dir die günstige Gelegenheit aus der Hand schlüpfen lassen. Der Tag Deiner Hoffnung ist vorüber. Deine Freunde sind Deiner Existenz müde. Deine Bekannten ziehen sich zurück, damit sie nichts von Deinen dürftigen Umständen zu hören brauchen. Gieb Deine nutzlosen Anstrengungen auf, Dich selbst wieder aufzuschwingen, mach', daß Du aus der Welt kommst! Auf der anderen Seite aber mag ihm sein guter Engel neuen Muth eingeflößt und ihn erinnert

Digitized by Google

haben, daß er einst auf den fernen Ebenen von Mexico wegen seines Muthes bekannt gewesen; daß der damals gewonnene Name noch nicht ganz verloren gegangen sei, und daß in dem anscheinend friedfertigen, geldsuchenden Lande, in dem sein Glück liege, Elemente eines tödtlichen Kampfes schlummerten, bald reif, hervorzubrechen, und daß dann soldatische Fähigkeiten in ihm hervorleuchten und ihn in Ruhm und Reichthum eben so hoch über die Alltagsmenschen heben würden, wie er jetzt hülflos unter ihnen stehe."

Wer vermag zu wissen, ob ähnliche Gedanken Grant's Geist durchkreuzten, und die besseren am Ende die Oberhand behielten? Gewiß ist, daß der Excapitain, nachdem er St. Louis und seinen Versuchungen den Rücken gekehrt und zwei Jahre bei seinem Vater zugebracht, auf den Ruf Lincoln's nach 75,000 Freiwilligen die Sache des Nordens, obgleich er ein Demokrat war, zu der seinigen machte. Denn Grant, gleich allen gebildeten Männern der Vereinigten Staaten, hatte den herannahenden Conflict mit hohem Interesse überwacht. Von Geburt ein Mann des Westens und nun ein Bürger des großen, freien Staates, der Lincoln unter seinen Söhnen zählte, wurde Grant von Instinkt und Patriotismus getrieben, das Schwert für die Sache der Union zu ziehen. Doch auch Eigennutz, Selbstinteresse waren bei ihm im Spiele, denn jetzt endlich, nach langem Harren zeigte sich ihm die gewünschte Gelegenheit, sich wieder zu der Stellung, die er verloren hatte, zu verhelfen.

Gleich vielen anderen Exofficieren der Armee, die es mit dem Norden hielten, wandte er sich ungesäumt mit der Bitte um eine Officiersstelle nach Washington. Das Kriegsministerium war jedoch nicht der Weg, der ihn zum Ruhme führen sollte. Der alte General Scott, der in den ersten Monaten des Krieges den Oberbefehl führte, war unnachsichtlich gegen das Vergehen, nämlich Schulden, dessen Grant angeklagt war. Mit Hooker und einigen anderen weniger bekannten Officieren, die den Dienst aus ähnlichen Umständen verlassen hatten, fand er sein Ansuchen vollständig vernachlässigt. Glücklicherweise hatte er sich jedoch nicht allein auf das Kriegsministerium verlassen. Noch ehe er an dasselbe geschrieben, hatte er bereits in der kleinen Stadt Galena eine Freiwilligencompagnie gebildet und mit Ausbildung derselben begonnen, so daß er acht Tage nach der berühmten Proclamation Lincoln's sein kleines Häuflein, kriegsfeldmarschfertig, dem Gouverneur Yates zu Springfield, der Hauptstadt des Staates, vorführen konnte. Militärisch gebildete Männer waren damals im Westen, wo die Fluthen des militärischen und patriotischen Enthusiasmus gewaltig hoch gingen, äußerst selten. Der Gouverneur, der nicht so genau war, wie das greise Haupt der Kriegsverwaltung, stellte Grant nach kurzer Unterhaltung mit Freuden in seinem eigenen Bureau an, um ihm bei der Organisation der Freiwilligen des Staates behülflich zu sein. Seine professionellen Kenntnisse, seine Energie, seine Aufmerksamkeit auf Details machten ihn hier zu einem höchst brauchbaren Assistenten und zu einem Günstlinge des Gouverneurs. Als fünf Wochen später das 21. Illinoisregiment den Letzteren um einen Obersten bat, und zwar weil sich im ganzen Bataillon Niemand irgend welcher militärischen Kenntnisse zu rühmen wagte, da zeigte Gouverneur Yates auf den bescheiden gekleideten, in einer Ecke des Zimmers schreibenden Mann mit den Worten: „Meine Herren, ich kann Ihnen keinen besseren geben, als Capitain Grant."

Die Anstellung wurde sehr bald ausgefertigt, aber nicht sofort angenommen, denn der neue Oberst reiste zuvörderst zwei Male nach Cincinati, wo McClellan jene Truppen zusammenzog, die ihm bald nachher seinen Ruf in Westvirginien verschaffen sollten. Grant hatte McClellan in früheren Tagen wohl gekannt und hoffte nun einen Platz in seinem

Digitized by Google

Stabe zu finden; doch da er den General beständig verfehlte, kehrte er nach Illinois zurück und übernahm das Commando seines Regimentes. Da dieses Regiment, gleich allen anderen Freiwilligenregimentern nur auf drei Monate zusammengetreten war, so konnte der Wunsch Grant's nach einer dauernden, wenn auch nominell niederen Stellung nichts Auffallendes an sich haben. Kaum hatte Grant im Juni 1861 die Führung seines Regimentes übernommen, als er auch schon nach Missouri gesandt wurde, wo um diese Zeit jeder District durch den heftigsten Krieg um den Besitz des Staates zerrissen war, einen Krieg zwischen den Sclavenhaltern und den Freiländlern oder Freibodenmännern (Freesoilers), welche Letztere durch ein mächtiges Contingent deutscher Einwanderer unterstützt wurden. Der erste regelmäßige Officier, unter dem Grant diente, war General Pope. Von diesem nach Mexico beordert, traf er dort noch mehrere Freiwilligen-Regimenter, deren Obersten ihn baten, als der einzige geschulte Officier bis zur Ankunft eines Generales der regulären Armee als Brigadegeneral zu fungiren; doch schon einige Wochen später erhielt er, mit noch 33 anderen Officieren, seine Bestallung als Brigadegeneral bei den Freiwilligen. Mr. Washburne, ein wohlbekanntes Mitglied des Repräsentantenhauses und Einwohner von Galena, hatte die Anstrengungen Grant's bemerkt, die er sich zuerst bei der Ausbildung der Freiwilligen der Stadt und später bei denen des Staates gegeben. Unterstützt von anderen Repräsentanten von Illinois beeilte er sich, den Namen des neuen Obersten dem Präsidenten Lincoln als eines solchen einzuschärfen, der wahrscheinlich dem Staate in einem höheren Commando große Dienste leisten könne, und so kam es, daß sich Grant's Name unter der ersten großen Ernennung von Generalen befand, welche die wachsenden Dimensionen des Krieges nöthig machte.

Von nun an kehrte das Glück Grant nicht wieder den Rücken. Sein ausdauernder, hartnäckiger, im Unglücke nie wankender Charakter überwand nach und nach alle ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten, und sein „stetes Hämmern auf ein und dieselbe Stelle" brach endlich eine gewaltige Bresche in den Widerstand des Südens und führte so dessen endliche Unterwerfung herbei. Wir übergehen hier Grant's glänzende, wenn auch durchaus nicht fehlerfreie militärische Laufbahn, die bei Appomattox Courthouse mit der Capitulation Lee's endigte, bei welcher Gelegenheit er seinen Gegner mit den erhaben einfachen Worten anredete: „Laßt uns Frieden haben!"

Als ihn die republicanische Partei bei der herannahenden Präsidentenwahl zu ihrem Candidaten ernannte, handelte sie nur in Uebereinstimmung mit den bekannten Wünschen des Volkes, das seinen Namen als das Symbol von Ordnung, Frieden und Gedeihen ansah. Seine Wahl war von dem Augenblicke seiner Ernennung an ein vorgefaßter Beschluß. Grant trat sein neues Amt mit den schönsten Aussichten, die jemals ein Präsident genoß, an. Er hatte das vollste Vertrauen des Volkes, und inwiefern er sich desselben würdig gezeigt, darüber an dieser Stelle zu richten, würde eben so anmaßend wie voreilig sein. Wenn auch im Kampfe der Parteien von einem unserer bedeutendsten Landsleute in der Union die härtesten Anschuldigungen gegen Grant und seine Verwaltung erhoben worden sind, wenn er auch an mehr als einer Stelle eine bedauerliche Nachgiebigkeit gegenüber den Stellenjägern und inneren Freibeutern gezeigt, wenn er auch oft der Fähigkeiten und der Umsicht eines großen Staatsmannes ermangelte, wenn auch unter ihm der Freihandel in der Union verkümmerte, und die Protection blühte, so dürfen wir doch auf der anderen Seite wiederum nicht vergessen, daß er seine eigenen Hände nicht mit dem Raube Anderer besudelte, daß er, um mit Rudolph Doehn zu sprechen, seinem Lande im Frieden so ergeben

Digitized by Google

und treu gedient hat wie im Kriege, daß sich unter seiner durch und durch friedfertigen Regierung die Vereinigten Staaten auf staunenswerthe Weise erholt haben und daß die auswärtigen Beziehungen des großen Freistaates niemals besser gewesen sind, als im jetzigen Augenblicke. Angesichts solcher Thatsachen kann es uns, die wir nicht drüben wohnen, wie schon bemerkt, nicht anstehen, irgend ein Urtheil, weder lobendes, noch tadelndes, über den Präsidenten auszusprechen, dessen Regierungszeit sich seinem Ende naht. Ohne Kritik haben wir nur einfach die hauptsächlichen, hervorspringenden Punkte seiner Verwaltung und die darüber von einem seiner bedeutendsten Gegner ausgesprochene Meinung zu berühren, als das geeignetste Mittel für den Fernstehenden, den Neutralen, sich sein eigenes Urtheil zu bilden.

Nachdem Grant ein Jahr lang regiert hatte, durfte er sagen, daß die Reconstruction der Union vollendet sei, und er deshalb ohne Furcht das „fünfte Amendement der Wahlrechtsbill", das allen Farbigen der Union das volle Wahlrecht gab, ratificiren dürfe. Hieran schloß sich eng die Promulgation des Naturalisationsgesetzes, durch welches die sämmtlichen Nachkommen von Africanern zu Bürgern der Vereinigten Staaten wurden. Was nun zuvörderst Grant's auswärtige Politik anbelangt, so hat es den Anschein, als ob er darauf hinarbeitete, durch etwaige Annexionen, wie die von Cuba und St. Domingo, das americanische Volk zu blenden und es durch derartige Scheinerfolge für die nächste Wahl an sich zu fesseln. Doch der gesunde Sinn der Majorität machte, trotz aller Anstrengungen des Präsidenten und seiner Anhänger, seine Wünsche zu Schanden und zwang ihn in dieser Hinsicht zur Mäßigkeit.

Im Zusammenhange mit seinem Wunsche, sich durch Erfolge in der äußeren Politik neue Anhänger zu verschaffen, stand jeden Falles auch die Erneuerung der Alabamafrage, die er im Februar d. J. durch eine, aus Vertretern beider streitenden Nationen zusammengesetzten Commission beizulegen versuchte. Kaum jedoch war die gütliche Beilegung durch einen Vertrag scheinbar erreicht, als er durch die Behauptung, America habe seine Forderungen auf Schadenersatz für den ihm indirect zugefügten Schaden niemals aufgegeben, die ganze Frage auf's Neue zu einer brennenden machte, aus der er jedoch, wie bekannt, nicht als Sieger hervorging.

Was nun seine innere Politik anbetrifft, so ist diese hauptsächlich auf Protection, Vergrößerung der centralen Gewalt, auf Centralisation und Verminderung des Selfgovernment der einzelnen Staaten basirt. Wenn auch auf der einen Seite die Revenue der Union ein fortwährendes Anschwellen zeigte, und der Schatzsecretair Boutwell großartige Summen zur Verminderung der Staatsschuld anwenden konnte, so war dies weniger ein Beweis von der besonderen Blüthe des Handels und der Industrie, als vielmehr von der constanten Entwickelung des noch immer unfertigen Zustandes des Landes und der ausgedehnten und friedlichen Ausbeutung seiner unermeßlichen Hülfsquellen. Wenn auf der einen Seite der Census 1870 eine Vermehrung der Bevölkerung von 8 Millionen in zehn Jahren nachwies, so zeigte dagegen auf der anderen Seite das Congreßmitglied A. Wells in einem höchst fähig geschriebenen Artikel in der „Boston Review", daß durch das von Grant und seinem Cabinet genährte Protectionssystem fast alle Zweige des Exporthandels und namentlich auch der Schiffbau sehr gelitten hätten. So, um nur einige wenige Zahlen anzuführen, sank die Ausfuhr von Schuhwaaren von $ 782,525 im Jahre 1860 auf $ 365,290 im ersten Jahre der Verwaltung Grant's herab, und ganz ähnliche Verhältnisse existiren bei den wollenen Waaren, Wagen, Lichtern, Papier, Tabak, Farben,

Digitized by Google

Pulver, Gummiwaaren und bei den Häuten. Ein anderer warnender Fingerzeig gegen die Protection war Well's Nachweis, daß die Vereinigten Staaten jetzt weniger Zucker und Kaffee verbrauchten als 1859, und weniger Schuhe, Hüte und andere Artikel nothwendiger, allgemeiner Consumtion, während es ferner positiv bekannt sei, daß der Verbrauch von Baumwollenzeugen nach Pfunden berechnet im Jahre 1870 mit 39 Millionen Einwohner geringer war, als 1860 mit 30 Millionen. Mr. Sumner, in seiner am 31. Mai im Senate gegen die Prätensionen des Präsidenten auf eine Wiederwahl gehaltenen Rede, sagte am Schlusse derselben, indem er die einzeln angeführten Anklagepunkte zusammenfaßte: „Ich protestire gegen ihn als radical untauglich zum Amte des Präsidenten, denn seiner Natur nach ist er ein reiner Militär ohne Erfahrung im bürgerlichen Leben, ohne Fähigkeiten für bürgerliche Pflichten und ohne Kenntniß republicanischer Institutionen." —

Wir wenden uns nun Schuyler Colfax, dem Vicepräsidenten, zu. Sein wohlgetroffenes Portrait hängt vor uns. Wer jemals eines intelligenten Americaners Antlitz gesehen und in das von Colfax schaut, weiß, daß er einen ächten Americaner von höchster Begabung vor sich hat. Jede Linie des breiten, markirten Gesichtes, die beiden wie Halbmonde von der Nasenwurzel über das Gesicht hinlaufenden Furchen, die plötzlich mit einer kurzen, kühnen Wendung an den Winkeln eines breiten, gewölbten, aber dicht geschlossenen Mundes enden, deuten auf Entschlossenheit und Willenskraft. Und nun die breite, hohe Stirn, über die in knabenhafter, einfacher Weise das dichte Haar gescheitelt liegt, die hervorspringenden Augenbrauen, unter denen tief glänzende, milde Augen liegen, und über das ganze Gesicht, das ein dichter, glatt nach unten gekämmter Bart einrahmt, ist eine heitere Freundlichkeit ausgegossen, die auf Eleganz, aber auch auf Treuherzigkeit und Ritterlichkeit schließen läßt.

Um es mit kurzen Worten zu sagen, uns erscheint Colfax als ein ächter Vollblut-Yankee in des Wortes bester Bedeutung. Auch stammt er aus guter Familie, was heißen will, daß seine Vorfahren bedeutende Männer und Ehrenmänner waren. Sein Großvater war Sir William Colfax aus New-Jersey, ein ausgezeichneter Officier der Revolution, der während des Kampfes die Leibgarden von Washington befehligte. Das Vertrauen und die Zuneigung, die der große Gründer der nordamericanischen Union während der dunkelen Periode der nordamericanischen Geschichte in ihn setzte, war voll und ganz verdient, und kein Officier der Continentalarmee war von seinen Kameraden mehr geachtet und geliebt als er. Nach Beendigung des Krieges gehörte der geprüfte Soldat zu den intimsten Freunden Washington's, welcher Umstand der deutlichste Beweis für seinen Werth und seine Integrität als Mann ist. General Colfax heiratete Hester Schuyler, eine Tochter des berühmten Generals Schuyler in dem Unabhängigkeitskriege, in dessen Adern das beste Blut von Newyork floß. Sein einziger dieser Ehe entsprossene Sohn wurde nach der Familie der Mutter Schuyler genannt. Beamter einer Bank, verheiratete er sich früh, überlebte die Heirat aber nicht lange, sondern starb etwa vier Monate vor der Geburt seines Sohnes, des jetzigen Vicepräsidenten der Union, der am 23. März 1823 das Licht der Welt erblickte. Da seine Mutter in sehr bedrängten Umständen zurückgelassen war, so verfloß seine Jugend in Armut, sowie er seine Erziehung nur bis zu seinem zehnten Jahre in einer kleinen Schule von Newyork erhielt.

Nachdem er einige Jahre in einem kleinen Materialwaarengeschäfte gearbeitet, siedelte er mit seiner Mutter, die sich inzwischen wieder verheiratet hatte, nach St. Joseph County

Digitized by Google

in Indiana über, wo er in der Stadt New-Carlisle wiederum als Commis in ein Geschäft trat und bis zu seinem siebzehnten Jahre blieb. Anfangs 1840, also noch im frühesten Jünglingsalter, trat er ins öffentliche Leben über. Er wurde nämlich zum Vicecontroleur der Grafschaft ernannt und zog, um seinen Pflichten besser nachkommen zu können, von New-Carlisle nach South-Bend, wo er bis zu seiner Ernennung zu seinem heutigen Posten wohnte. Wohl fühlend, daß seine Ausbildung nur eine höchst beschränkte war, setzte er alle seine Kräfte daran, die Lücken in seinem Wissen durch ein systematisches Studium auszufüllen. Er beschäftigte sich vornehmlich mit Rechtswissenschaft, Geschichte, Biographie, Reisen, kurz mit Allem, das seinen Geist mit nützlichem Wissen füllen konnte. Seine Freunde hatten eine hohe Meinung von seinen juristischen Kenntnissen und consultirten ihn häufig in wichtigen Rechtsfragen, seinen Rath dem praktisirender Anwälte vorziehend.

Als er 22 Jahre alt war (1845) gründete er das „St. Joseph Valley Register", ein Wochen-Journal, mit dem er sich nach mancherlei Kämpfen und Anfechtungen die allgemeine Achtung und einen nicht unbedeutenden Leserkreis erwarb. In einer kleinen, debattirenden politischen Gesellschaft seines Wohnortes bildete er sich auch nach und nach zum Redner aus, und dieser Vortheil, wie alle übrigen, wurde von ihm gewissenhaft und sorgfältig weiter ausgebildet. Sein Freund, D. Defrees, heute Superintendent der Staatsdruckerei und damals Eigenthümer des „Indianapolis Journals" machte ihn zum Rapporteur der Debatten im Senate, welchen Posten er verschiedene Jahre hindurch bekleidete. Hier legte Colfax den Grund zu seiner genauen Kenntniß der parlamentarischen Formen und des Rechtes, die ihn später zu einem der schlagfertigsten Redner im Unterhause machte. In der Politik war er von Anfang an ein Whig und ein feuriger Vertheidiger dieser Partei sowohl in seinem Blatte wie in den Wahlversammlungen.

Im Jahre 1848 wurde er als Delegirter in die nationale Whigconvention gesandt, die General Taylor ernannte; er selbst erhielt den Ehrenposten eines Secretärs dieser Körperschaft. In der Grafschaft, in der er wohnte, genoß er, trotzdem dieselbe durch und durch demokratisch war, eine solche Popularität, daß man ihn 1850 mit großer Majorität als Mitglied der Convention wählte, welche die heutige Constitution des Staates Indiana entwarf. In dieser Convention zeichnete er sich durch seine Ernsthaftigkeit und Beredsamkeit aus, mit denen er die Maßregel bekämpfte, welche Farbigen das Wohnrecht im Staate verbot. Nachdem er bereits 1851 von seiner Partei als Candidat für den Congreß ernannt, aber von seinem demokratischen Gegner geschlagen worden war, siegte er endlich drei Jahre später und wurde in der 34. Legislaturperiode vom Sprecher zum Mitgliede des Wahlprüfungs-Comités ernannt. Auf hervorragende Weise zeichnete er sich zuerst in dem Kampfe aus, welcher der Wahl des Herren Banks als Sprecher voraufging, wobei er zwei der bestangelegten Manöver der demokratischen Partei, sich des Präsidentenstuhles im Unterhause zu bemächtigen, entdeckte und durchkreuzte. In ganz kurzer Zeit schwang sich Colfax nun, sowohl durch sein Rednertalent, wie durch seine administrativen Fähigkeiten, besonders im Postfache, zu einem der bedeutendsten Mitglieder der republicanischen Partei im Congresse auf und war einer der Hauptführer seiner Partei in der 36. Legislaturperiode während des berühmten „Helper Book quarrel", den die südstaatlichen Mitglieder benutzten, um die Herren Sherman und Grow, welche von den Republicanern für das Sprecheramt aufgestellt waren, als unfähig für jenes Amt erklären zu lassen.*)

*) Vgl. R. Doehn's treffliches Buch: Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika, S. 216 ff. Leipzig 1868.

Digitized by Google

Nach der Organisation des Hauses, die durch obenerwähnten Streit um mehrere Monate, bis Februar 1860, verzögert wurde, erwählte man Colfax zum Vorsitzenden des parlamentarischen Comité's für Postangelegenheiten, in welcher Stellung er die Haupttriebfeder und in vielen Fällen der Urheber der hervorstechendsten Züge des heutigen americanischen Postsystemes war. Er sicherte der Küste am stillen Ocean und den westlichen Territorien das vorzügliche Ueberlandspostsystem, welches mit Recht der Stolz und der Ruhm des Westens ist. Er war der treue, feste und beständige Freund der Great Pacific Bahn; er rief die Anlegung von Postanstalten und Poststraßen in den Territorien ins Leben, wohl wissend, daß es keinen sichereren Weg gebe, die Emigration in diesen Ländern und Gegenden zu fördern. Gleicherweise fand der Telegraph nach der Pacificküste in ihm einen warmen Förderer, sowie er Alles that, was in seiner Macht lag, um die Westküste in immer engere Verbindung mit den atlantischen Staaten zu bringen.

Im Jahre 1860 nahm er den regsten Antheil an dem Kampfe um den Präsidentenstuhl und unterstützte mit seiner Feder und seinem Worte die Candidatur Lincoln's. Er hatte die große Genugthuung, zu sehen, daß die republicanische Partei in seinem Staate mit großer Majorität siegte, und daß er selbst zum vierten Male in den Congreß gewählt wurde.

Während des Bürgerkrieges zeigte Colfax, sowohl innerhalb wie außerhalb des Congresses, seine ganze geistige Kraft, indem er mit seltener Ausdauer und unbeugsamem Muthe auf Seiten seines Freundes Lincoln stand und ihm in den schwersten Stunden ein treuer und bewährter Rathgeber war. Als 1863 der 38. Congreß zusammentrat, da wurde er, der geprüfte Staatsmann, Redner und Verfechter der Freiheit, in Anerkennung seiner Verdienste zum Sprecher des Unterhauses gewählt, welcher Platz ihm bis zu seiner Erhebung zum Vicepräsidenten unausgesetzt blieb. Ihm wurde ferner das traurige Vorrecht zu Theil, das letzte Lebewohl, das der sterbende Präsident Lincoln auf Erden sprach, zu empfangen und den Todesschweiß von der kalten Stirne des Märtyrers zu wischen.

Nachdem Colfax die sterbliche Hülle seines großen Freundes zur letzten Ruhestätte begleitet hatte, wandte er sich dem Westen zu. Seit Jahren hatte er den Wunsch gehegt, den fernen Westen und die Küste des stillen Oceanes zu besuchen, um sich persönlich von der Entwickelung jenes Landes zu überzeugen, in dessen Interesse er seit langer Zeit gewirkt hatte. Seine Reise durch den Continent war ein ununterbrochener Triumphzug; wohin er auch kam, wurde er mit Beweisen der höchsten Achtung und der wärmsten Freundschaft empfangen. Seine Erwartungen von der Wichtigkeit und den Hülfsquellen des Landes wurden mehr als realisirt und die von ihm damals gewonnene Kenntniß hat bis heute — wir erinnern nur an die energische Durchführung der Pacificbahn — die herrlichsten Früchte für den fernen Westen getragen. Nach seiner Rückkehr von der Pacificküste ging Colfax wieder nach Washington, um als Präsident des Unterhauses über die stürmischen Berathungen des denkwürdigen 39. Congresses, welche den Anfang des Streites mit der Executive bezeichneten, zu präsidiren. Er war ein warmer Vertheidiger der Civilrechts-Bill und der Beamtenanstellungs-Bill, sowie aller vom Congresse ergriffenen Maßregeln zur Reconstruction der Union, sowie er ferner bei der in Anklagezustandversetzung des Präsidenten Johnson auf Seiten des Unterhauses stand.

Im Herbste 1866 wurde er wiederum mit großer Majorität in den Congreß gesandt und sofort, und zwar zum vierten Male, zum Sprecher gewählt. Seine Führung als Präsident des Hauses während sechs Jahren wurde von Allen, selbst von seinen heftigsten

Digitized by Google

Gegnern, als eine höchst würdige anerkannt und brachte ihm den Namen des „populärsten Sprechers seit den Tagen Henry Clay's" ein. Die Nationalconvention der unionistisch republicanischen Partei trat in Chicago am 20. März 1868 zusammen, und nachdem Grant von ihr als Candidat für die Präsidentschaft ernannt worden war, wurde Colfax als solcher für die Vicepräsidentschaft aufgestellt. Die Nachricht seiner Ernennung wurde ihm sofort nach Washington gesandt und traf ihn im Sprechzimmer im Capitol. „Beim Empfange dieser Depesche", so heißt es in der „Newyork Tribüne", „erschollen nicht enden wollende Bravos im Saal. Colfax empfing von der ganzen Gesellschaft die herzlichsten Glückwünsche, und die spätere Scene kann man sich denken. Von allen Seiten regnete es Telegramme, die alle zu beantworten unmöglich war. Das Zimmer war von Besuchern überfüllt, die sich an ihn heandrängten, um ihm die Hände zu drücken, und es schien, als ob es ihm unmöglich sein würde, aus dieser Masse von Bewunderern zu entkommen. Demokraten und Republicaner, Wade-Männer und Wilson-Männer, alle drangen auf ihn ein, und der Ausdruck herzlicher Glückwünsche ist selten ein ähnlicher gewesen."

Im Herbste 1868, als seine Wahl erfolgt war, verheiratete sich Colfax mit einem Fräulein Nellie Wade aus Ohio, der Nichte des bekannten Senators aus dem gleichen Staate.

Ueber die Sitzungen des Unterhauses präsidirte er noch während der zweiten Session des 40. Congresses und übergab endlich den Präsidentenstuhl am 3. März 1869 an den Herrn Wilson aus Jowa mit der Bitte, bis zur Neuwahl eines Sprechers zu präsidiren. Dann wandte er sich an das Haus und kündigte demselben in einer der schönsten Reden, die er je gehalten, die Niederlegung seiner Sprecherwürde an. Als er sich hierauf aus dem Sitzungssaale zurückgezogen hatte, stellte der Abgeordnete Woodward aus Pennsylvanien, einer der Leiter der demokratischen Partei, den Antrag zu einem Dankesvotum, das einstimmig angenommen und Colfax später in einer auf Pergament geschriebenen und von den Beamten des Hauses unterzeichneten Copie zugestellt wurde. Am Tage darauf legte er, vor einem vollen Hause der Senatoren, in die Hände des fungirenden Vicepräsidenten Wade, den Eid auf die Verfassung ab.

Noch ein Wort über Erfindungs-Patente.

Von

A. Emminghaus.

Im 2. Januarhefte des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift habe ich versucht, in übersichtlicher und gedrängter Form, und so, daß auch Leser, welche in der Materie nicht bereits bewandert sind, einen klaren Einblick in dieselbe gewinnen, die Frage zu erörtern, ob wir der Erfindungspatente bedürfen, und ob sie uns frommen.

Man wolle mir gestatten, heute noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen, da inzwischen der Verein deutscher Ingenieure dem Bundesrathe des deutschen Reiches den Entwurf eines Patentgesetzes vorgelegt hat und in der diesen Entwurf begleitenden Petition

Digitized by Google

die Ansicht ausspricht, daß die hier vorgeschlagene gesetzliche Regelung des Patentwesens allen bisher gemachten Einwänden begegne und den Ausgangspunkt für einen mächtigen Fortschritt der industriellen Entwickelung Deutschlands bilden könne, während ich in dem erwähnten kleinen Aufsatze meine wissenschaftliche Ueberzeugung von der Sache dahin resumirt hatte, daß für den erfinderischen Geist der Nation ebenso wie für diejenigen, welche die Früchte solchen Geistes genießen wollen, die Verzichtleistung auf jeden Patentschutz das Gerathenste sei.

Ich weiß wohl, daß meine Gegnerschaft mir als Manchesterthum ausgelegt werden wird, obwohl ich sie theile mit entschiedenen Vertretern beider auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik jetzt schroff einander gegenüberstehenden Parteien; ich halte es auch für wahrscheinlich, daß das Festhalten an dem Standpunkte, den ich öffentlich seit nunmehr fünfzehn Jahren*) vertrete, von Manchen auf Rechnung einer gewissen Species von doctrinärem Eigensinne geschrieben oder aus anderen als rein sachlichen Ursachen zu erklären versucht werden wird. Aber alles das kann mich nicht, und Aehnliches wird nie einen ernsten Forscher abhalten, bei dem stehen zu bleiben, was das Ergebniß reiflicher Erwägung ist und noch durch keine Gegenerwägung erschüttert ward. Schweigen aber dürfte man nach so langem Streite nur, wenn man von dem Obsiege der Gegner nicht eine Gefahr fürchten müßte für einen wichtigen Zweig menschlicher Thätigkeit, dessen Gedeihen ernsten Vertretern beider gegnerischen Richtungen gleich sehr am Herzen liegt.

Die Petition des Vereines deutscher Ingenieure, welche sich an das bekannte, in meinem ersten Aufsatze erwähnte Gutachten des Berliner Aeltesten-Collegiums vom 13. October 1863 anlegt, entwickelt keine neuen Gründe zu Gunsten des Patentschutzes. Dieser wird als eine Anstandspflicht, als das einzige sichere Mittel, neuen Erfindungen Publicität zu verschaffen und so den technischen Fortschritt zu beschleunigen, aufgefaßt. Das sind Argumente, die man als bereits überwunden betrachten darf. Die Verfasser vergessen, daß kein Erfinder selbst durch das mustergültigste Patentgesetz sich bestimmen läßt, seine Erfindung durch die Vermittelung des Patentamtes bekannt zu geben, wenn anders er sie geheim zu halten vermag. Sie erwähnen der Schwierigkeit gar nicht, die in dem Institute der Verbesserungspatente (ich nannte sie die Achillesferse des ganzen Patentwesens; nicht ganz bezeichnend, denn das letztere ist auch an mehreren anderen Stellen verwundbar) liegt; sie verwickeln sich in einen Widerspruch, wenn sie einerseits behaupten, es gezieme dem großen deutschen Reiche nicht, sich „von dem Opfer auszuschließen, welches die übrigen großen Culturstaaten dem technischen Fortschritt bringen", und also an diesem Fortschritte vollen Antheil zu haben, ohne jene Opfer sich aufzuerlegen, und wenn sie andererseits Stillstand oder Rückgang unserer industriellen Entwickelung als nothwendige Folge der Beseitigung des Patentschutzes in Deutschland hinstellen; sie nehmen, was Vertreter des Patentschutzes mit Vorliebe thun, die gänzlich unzutreffende Analogie des Schutzes des Verlagsrechtes zu ihren Gunsten in Anspruch, ohne sich dessen zu erinnern, daß diese Einrichtung nichts ist als ein Niemanden beeinträchtigendes Mittel, den Verleger gegen den Verlust eines auf dem Wege des Privatvertrages erworbenen Vermögensrechtes zu schützen, während das Patentgesetz die Tendenz hat, dem Erfinder kraft einer öffentlich-rechtlichen Institution ein solches Vermögensrecht erst zu verschaffen; daß die Allgemeinheit im Ge-

*) Vgl. meinen Aufsatz, betitelt: „Der Patentschutz und die deutsche Patentgesetzgebung" in der Zeitschr. für die ges. Staatswissensch. Jahrg. 1858 Heft 1.

Digitized by Google

brauche des vor Nachdruck geschützten Buches in keiner Weise gehindert ist, daß ihr aber die Benutzung der patentirten Maschinen keineswegs ebenso freisteht, wie jedem Leseluſtigen die Lecture eines Buches, dessen Text nicht von anderen Personen, als den Berechtigten, seinem wesentlichen Inhalte nach wörtlich vervielfältigt werden darf.

Die Petition macht nicht den Eindruck, als habe sie den Bundesrath überzeugen wollen; die Verfasser hielten den letzteren wohl bereits vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit des Erlasses eines neuen deutschen Patentgesetzes, und wollten ihn nur der Mühe überheben, ein solches Gesetz zu verfassen, oder ihm nützliche Fingerzeige geben für den Fall, daß er früher oder später an diese Arbeit herantreten sollte. Der Gesetzentwurf bildet den Schwerpunkt der Eingabe. Ihm werde ich, wenn auch eingedenk der Aufgaben und der Stellung der „Deutschen Warte", etwas eingehendere Bemerkungen widmen müssen.

Unsere Bedenken gegen den Patentschutz sind — das wolle man wohl beachten — zwiefacher Art. 1) sind wir überzeugt, daß die Industrie keines solchen Schutzes bedarf und daß derselbe ihr und dem betheiligten Publicum nicht frommt; 2) halten wir, auf eine reichhaltige Erfahrung gestützt, die Aufgabe des Patentschutzes für legislativ nicht durchführbar.

Wenn wir uns einer Kritik des vorliegenden Entwurfes zuwenden, so bleibt das erstere Bedenken außer Betracht, so stellen wir uns auf den Standpunkt der principiellen Vertheidiger des Patentschutzes, so lautet die Frage: Ist der vorliegende Gesetzentwurf geeignet, dem Erfinder und dem sonst betheiligten Publicum die Vortheile zu sichern, welche man bei der Forderung des Patentschutzes im Auge hat, ohne zugleich anderweite, wichtigere Interessen zu beeinträchtigen?

Nach § 1 sollen „Gegenstand des Patentschutzes" sein können „1) Erzeugnisse der Industrie, 2) Methoden, solche herzustellen, 3) Maschinen, Geräthe oder Werkzeuge, vorausgesetzt, daß dieselben neu entdeckt oder erfunden und ihrer Natur nach überhaupt patentfähig sind". Man sieht auch hier wieder: es macht die größten Schwierigkeiten, den Patentgegenstand gehörig zu umgränzen. Der vorliegende Entwurf ist dieser Schwierigkeiten offenbar nicht Herr geworden. Er sagt eigentlich nicht viel Weiteres, als: „Gegenstand des Patentschutzes sind Erfindungen, welche patentirt werden können". Die hinzugefügte Specification ist überflüssig und unlogisch. Warum „Maschinen, Geräthen und Werkzeugen", die doch immer „Erzeugnisse der Industrie" sind, neben diesen letzteren eine besondere Classe anweisen? Müßte man dann nicht auch noch manche weitere Classe aufnehmen, z. B. Maschinen-, Werkzeug- und Geräthe-Theile?

Weiter thut der § 1 wohl gleich der Verbesserungspatente Erwähnung; denn es heißt da weiter: „Für Veränderungen solcher Gegenstände" (sind Methoden Gegenstände?) „werden, vorausgesetzt, daß sie sich als selbständige neue Entdeckungen oder Erfindungen darstellen, Verbesserungspatente ertheilt, und zwar als selbständige Patente oder als Zusatzpatente". Aber es ist von Verbesserungspatenten dann nur noch im § 9 und § 30 des Entwurfes die Rede; im § 9 heißt es: „Patente, welche das Patentamt ertheilt" — von anderen kann ja wohl überhaupt nicht die Rede sein! — „haben Gültigkeit für fünfzehn Jahre, Zusatzpatente für die Dauer des Hauptpatentes". Hieraus geht hervor, daß Zusatzpatente den ursprünglichen Erfindern für ihre während der Dauer des ursprünglichen Patentes erfundenen Verbesserungen verliehen, Verbesserungspatente aber anderen Per-

Digitized by Google

sonen, welche an der patentirten Erfindung eine Verbesserung vorgenommen haben, ertheilt werden sollen.

§ 30 lautet: „Patente, welche auf Verbesserungen an bereits patentirten Gegenständen ausgestellt werden, schließen die Befugniß auf Ausübung des bereits Patentirten nicht in sich".

Also es sollen Verbesserungspatente gegeben werden, aber eventuell ohne jede Wirkung für den Inhaber.

A hat eine Hobelmaschine erfunden. Sie wird vom 1. Januar 1873 bis dahin 1888 patentirt. Im Jahre 1886 gelingt es ihm, eine Verbesserung zu construiren. Darauf soll er, wenn wir recht verstehen, nicht ein neues Patent, sondern nur ein Zusatzpatent lösen können. Dies dauert aber nur noch zwei Jahre. Was kann ihm an dieser kurzen Schutzfrist gelegen sein?

Oder: B construirt im Jahre 1874 eine Verbesserung. Er erhält ein selbständiges Patent, welches bis 1889 läuft. Welchen Werth hat das Patent für ihn, wenn er die bereits patentirte Erfindung des A in 14 Jahren nicht benutzen darf? Und kann seine angebliche Verbesserung nicht eine viel bedeutendere Erfindung sein, als die des A?

Der Entwurf hat den schwierigsten Punkt aller Patentgesetzgebung sehr kurz abgethan. Welche Fülle von Processen würde sich aus dieser — wohl geflissentlichen — Vernachlässigung ergeben, wenn der Entwurf Gesetzeskraft erlangte!

Nach § 2 soll eine Entdeckung oder Erfindung, welche durch den Druck in einer europäischen Sprache vor der Anmeldung des Patentgesuches in solcher Weise bekannt geworden ist, daß dieselbe hiernach vollständig ausgeführt werden kann, nicht als neu gelten, also nicht patentirt werden. Aber dieser Satz wird sofort im Schlußsatze des Paragraphen wieder illusorisch gemacht; denn da heißt es: „Auf Vorgänge außerhalb des Deutschen Reiches von Amtswegen Rücksicht zu nehmen sind die Patentbehörden nicht verpflichtet". Wer kann dies anders deuten, als folgendermaßen: Die Verfasser des Entwurfes fühlten das Bedürfniß, uns vor der systematischen Ausbeutung fremder Patentbeschreibungen zu behüten; würde diese unbeschränkt gestattet, so gäbe das Anlaß zu gewichtigen Bedenken Seitens der Gegner des Patentschutzes. Deshalb wird das Patentamt instruirt, bereits vor der Anmeldung beschriebene Erfindungen nicht zu patentiren; aber da fällt den Verfassern ein, daß das Patentamt unmöglich wissen kann, welche Erfindung bereits beschrieben ist; also muß die Behörde von der eben vorher ihr auferlegten Beschränkung so gut wie ganz wieder befreit werden.

Wenn in den beigefügten Erläuterungen gesagt ist: „Der § 2 verpflichtet die Patentbehörde nicht, von Amtswegen auf Vorgänge im Auslande Rücksicht zu nehmen; daraus folgt zwar nicht, daß sie dasjenige, was ihr über Vorgänge des Auslandes wirklich bekannt ist, unberücksichtigt lassen müßte; man muthet ihr aber nicht von vorn herein zu, von allen in einer europäischen Sprache überhaupt erschienenen Drucksachen Kenntniß zu haben; eine so weit gehende Verpflichtung würde thatsächlich über das Erreichbare hinausgehen" — so leuchtet es ein, daß auch nach der Absicht der Verfasser jene Bestimmung in Betreff der Nichtpatentirbarkeit des schon Beschriebenen lediglich auf dem Papiere stehen, in Wirklichkeit aber nicht befolgt werden soll — da sie einfach nicht befolgt werden kann.

Nach § 3 soll ein Patent nicht ertheilt werden können „auf Nahrungsmittel, Getränke oder Arzeneien". Die Erläuterungen wissen für diese Bestimmung keinen Grund, als daß sie auch in anderen Patentgesetzgebungen adoptirt ist. Wenn Patente gute Erfindun-

Digitized by Google

gen hervorrufen, oder eine entsprechende Form des Dankes für erfinderische Bemühungen sind — nun, warum soll der Erfindung auf dem Gebiete der menschlichen Ernährung oder auf dem der Heilmittelbereitung jene Anregung oder dieser Dank versagt werden? Ist wohl eine neue Fleischconservirungs- oder Bierbereitungsmethode, ein neues sicheres Mittel gegen Dysenterie u. s. w. weniger wichtig für die Menschheit, als ein neuer Lackfirniß oder ein neues Maschinenöl?

Die §§ 4—8 (den § 9 haben wir schon oben erwähnt) enthalten indifferente Bestimmungen. Nach § 4 soll *der* Entdecker oder Erfinder Anspruch auf ein Patent haben, welcher zuerst ordnungsmäßig darum nachsucht. Er soll Dritten überlassen können, diesen Anspruch geltend zu machen. Einen besonderen Nachweis, daß er der Entdecker oder Erfinder, oder von diesem der Anspruch ihm überlassen sei, soll er nicht führen müssen, wenn nur die Entdeckung oder Erfindung überhaupt neu ist. § 5 bestimmt, daß auch juristische Personen, und daß, wenn sie Domicil im Deutschen Reiche haben, neben den Inländern auch Ausländer Patente sollen erwerben können; § 6 verfügt über die rechtliche Uebertragung von Patenten unter Lebenden oder von Todeswegen. Nach § 7 sollen Mitglieder oder Beamte der Patentbehörde Patente anders nicht als von Todeswegen erwerben dürfen. § 8 handelt von der Form der Verleihung und von dem Beginne der Patente.

Im § 10 werden die *Patentkosten* festgestellt: die Abgabe soll für das erste Jahr 10 Thlr. betragen. „Vor Ablauf des ersten Jahres" — heißt es dann — „ist für das zweite Jahr eine Abgabe von 20 Thlr. zu entrichten, vor Ablauf jedes folgenden Jahres eine jährlich um zehn Thaler wachsende Abgabe für das nächstfolgende Jahr. Die Bezahlung der Abgabe früher als sechs Monate vor Beginn des Jahres, für welches die Abgabe den Patentschutz sichern soll, ist unzulässig. Für Zusatzpatente wird eine einmalige Gebühr von zehn Thalern, außerdem aber neben der Abgabe für das Hauptpatent keine besondere Abgabe erhoben."

Wir wollen mit den Verfassern nicht darüber rechten, daß die Annahme völlig gleicher Taxen für alle Hauptpatente, möge es sich nun um die Erfindung einer Self-Acting-Mule oder einer neuen Putzseife handeln, der Billigkeit doch wenig entspricht, daß die Abgabe für Zusatzpatente, deren Gegenstand doch viel wichtiger sein kann, als der des Hauptpatentes, verhältnißig so niedrig, wie geschehen, bemessen ist, daß man bei der Festsetzung der Taxe beabsichtigt hat, Patentgesuche fernzuhalten für Erfindungen, die voraussichtlich nicht bedeutenden Gewinn abwerfen, während solche Erfindungen doch besonders bedeutsam sein können. Wir wollen nur daran erinnern, daß es bezeichnend ist, wenn der Entwurf für eine Staatsleistung, welche doch nicht privativen Interessen dienen soll, überhaupt, und zwar recht beträchtliche Gebühren fordert, und daß die Verfasser von ihrem Standpunkte aus eigentlich die gebührenfreie Patentverleihung hätten vertreten müssen.

Nach § 11 soll das Patent erlöschen

1. durch ein dasselbe aufhebendes gerichtliches Erkenntniß;
2. mit Ablauf des Zeitraumes, für welchen es Gültigkeit hat;
3. mit Ablauf der Zeit, für welche die Patentabgabe bezahlt ist, falls die Abgabe für das nächste Jahr nicht rechtzeitig gezahlt wird;
4. durch Verzichtleistung mittelst schriftlicher Anzeige beim Patentamte;
5. durch Verfügung des Patentamtes, wenn die Entdeckung oder Erfindung nach Ertheilung des Patentes im Deutschen Reiche zwei aufeinanderfolgende Jahre außer Anwendung geblieben ist."

Digitized by Google

Der letzte Erlöschungsgrund hätte füglich wegbleiben können; die Nichtanwendung eines Patentes zu constatiren — das wird dem Patentamte doch nur in den seltensten Fällen gelingen; sie kann auch einen gänzlich unverfänglichen Grund haben. - Wer diesem Erlöschungsgrunde vorbeugen will, braucht nur einmal alle zwei Jahre irgend welche Anwendung von der patentirten Erfindung zu machen. Und wozu ihn dazu zwingen?!

Als Patentbehörden sollen nach § 12 ff. das Reichspatentamt und das Reichoberhandelsgericht fungiren. Das Patentamt soll seinen Sitz am Sitze des Reichsoberhandelsgerichtes haben. Die Mitglieder des Amtes soll der Kaiser auf Vorschlag des Bundesrathes ernennen. Mindestens zur Hälfte sollen sie „in dem einen oder anderen Zweige der Industrie sachverständig sein". Sie sollen Reichsbeamte sein; die Reichskasse soll den für die Patentbehörden erforderlichen Aufwand bestreiten.

Der Wirkungskreis des Patentamtes soll die ganze Leitung des Patentwesens, den administrativen Theil dieser Geschäfte umfassen; dem Oberhandelsgerichte ist nur die Entscheidung von Patentstreitigkeiten (Streitigkeiten in Bezug auf Ertheilung von Patenten, deren Ungültigkeit und Erlöschen; Streitigkeiten zwischen den Inhabern verschiedener Patente bezüglich des Umfanges ihrer gegenseitigen Rechte u. s. w.) zugewiesen.

Der § 20 enthält die Grundzüge des Verfahrens vor dem Reichsoberhandelsgerichte in Patentsachen.

Die wichtigsten Bestimmungen enthalten nun die das Verfahren mit Patentgesuchen regelnden §§ 21—27. Wir theilen sie dem Wortlaute nach mit:

„§ 21. Wer um ein Patent nachsuchen will, muß dies schriftlich in deutscher Sprache bei dem Patentamte thun und das Gesuch in doppelter Ausfertigung überreichen. Die eine Ausfertigung wird mit der Bescheinigung über die Zeit der Einreichung versehen zurückgegeben.

Das Patentgesuch muß den Gegenstand des Patentes möglichst genau, aber kurz bezeichnen. Daneben muß eine Gebühr von 5 Thlr. für die Prüfung des Gesuchs eingezahlt werden.

Sodann muß dem Patentgesuche in deutscher Sprache eine Beschreibung beigefügt werden, welche den Gegenstand, für welche der Patentschutz begehrt wird, vollständig und deutlich dergestalt darlegt, daß danach von jedem Sachverständigen die Ausführung erfolgen kann, auch die Punkte, die als neu in Anspruch genommen werden, bestimmt hervorhebt.

Soweit dies zur Deutlichkeit nöthig ist, sind der Beschreibung Abbildungen, Modelle oder Probestücke beizufügen.

§ 22. Entspricht das Patentgesuch den formellen Vorschriften nicht, so ertheilt das Patentamt einen Bescheid, worin auf die Mängel aufmerksam gemacht und deren Erledigung in bestimmter Frist vorgeschrieben wird. Erfolgt die Erledigung der Mängel in der vorgeschriebenen Frist, so bleibt die Priorität des ursprünglichen Gesuchs gewahrt.

§ 23. Das formell richtige Patentgesuch wird von dem Patentamte in dem Amtsblatte des Patentamtes abgedruckt. Daneben ist die dem Gesuche als Anlage beigefügte Beschreibung nebst Zeichnungen ebenfalls abzudrucken und als Anlage des amtlichen Blattes an die dazu bestimmten Behörden zu versenden.

Diese sind gehalten, Jedermann die Einsicht kostenfrei zu gestatten. Auch kann Jedermann ein Exemplar gegen Erstattung der Druckkosten, soweit der Vorrath reicht, andernfalls gegen Erstattung der Copialien, erhalten.

Digitized by Google

Die Kosten für den Druck des Patentgesuches und der amtlich zu vertheilenden Anlagen hat der Patentsucher nach näherer reglementarischer Bestimmung zu tragen.

§ 24. Das Patentamt ist verpflichtet, wenn das Patentgesuch nach der Ansicht des Patentamtes zur weiteren Verfolgung sich nicht eignet, vor der Bekanntmachung (§ 23) dem Antragsteller den Rath zu ertheilen, daß er das Gesuch fallen lasse, und eine Frist vorzuschreiben, innerhalb deren der Antragsteller sich zu erklären hat, ob er den Antrag noch verfolgen will. Erklärt der Antragsteller innerhalb dieser Frist, daß er seinen Antrag aufrecht erhalte, so wird das weitere Verfahren nach § 23 eingeleitet, jedoch bei der Bekanntmachung des Patentgesuchs zugleich veröffentlicht, daß dem Antragsteller die Verfolgung des Gesuchs vom Patentamte widerrathen sei.

§ 25. Dem Patentsucher ist gestattet, bei Einreichung seines Gesuches zu beantragen, daß die Veröffentlichung drei Monate ausgesetzt bleibe. Das Alter des Patentgesuches richtet sich nichtsdestoweniger nach der Zeit der Ueberreichung.

§ 26. Frühestens drei und spätestens sechs Monate nach der Bekanntmachung des Patentgesuches im amtlichen Blatte hat der Patentsucher das Recht, unter Einzahlung einer Abgabe auf die Bewilligung des Patentes anzutragen. Er muß dabei dem Patentamte den Nachweis führen, daß der Gegenstand des Patents im Deutschen Reiche ausgeführt und in Gebrauch gekommen ist. Das Patentamt kann die Frist von sechs Monaten in besonderen Fällen um längstens ein Jahr verlängern.

Ueber den Antrag auf Ertheilung des Patentes hat das Patentamt zu entscheiden und das Patent entweder abzuschlagen oder zu bewilligen. Jedermann hat das Recht, dem Patentamte Gründe gegen die Zulässigkeit der Patentertheilung behufs Berücksichtigung bei dieser Entscheidung vorzulegen. Das Patentamt kann die behufs einer Entscheidung ihm erforderlich scheinenden Untersuchungen anordnen oder dem Patentsucher die Beibringung von Nachweisungen oder Abstellung von Mängeln aufgeben.

§ 27. Der Patentinhaber ist verpflichtet, dem Patentamte die für die fortdauernde Gültigkeit seines Patents geforderten Nachweisungen zu liefern."

Diese Paragraphen enthalten den umständlichen Apparat, welchen die Verfasser des Entwurfes geschaffen haben, um ein Mittelding zwischen Anmeldeverfahren und Vorprüfungssystem zu begründen. Bei näherer Betrachtung wird man finden, daß dem vorgeschlagenen Verfahren alle Mängel, aber nicht alle Vorzüge beider hier combinirten Systeme anhaften, am meisten freilich die Mängel des Vorprüfungssystemes; denn was die Verfasser eigentlich wollen, ist ja doch dieses letztere; den Anhängern des Anmeldeverfahrens werden nur einige, wenig sagende Concessionen gemacht. Was die sogenannte consultative Voruntersuchung soll, wenn doch eine entscheidende Voruntersuchung folgen muß, sobald die Abmahnung den Patentsucher nicht abschreckt, ist nicht einzusehen. Jedenfalls belastet sie das Patentamt mit einer sehr bedeutenden Verantwortung. Schreckt die Abmahnung den Patentsucher wirklich ab, sein Gesuch weiter zu verfolgen, so ist, wenn es sich doch um eine bedeutende Erfindung, deren Bedeutung das Patentamt nur nicht einsah, handelt, gerade das Entgegengesetzte von dem erreicht, was die Verfasser mit der Aufrechterhaltung des Patentschutzes anstreben.

Es wird jedem aufmerksamen Leser der obigen Paragraphen so gehen, wie es uns gegangen ist: man wird verwundert fragen, welche Classe von Erfindern sich die Verfasser eigentlich noch als Patentsucher vorstellen, wenn die Erlangung eines Patentes von so vielen Schwierigkeiten, Weitläufigkeiten und Kosten abhängig ist, wie es nach diesem Ent-

Digitized by Google

wurfe der Fall ist, und wenn, wie der Entwurf allenfalls zuläßt, das mühsam erworbene Patent durch ein von einem Anderen vorher erworbenes Patent mit Rücksicht darauf, vielleicht auf eine lange Reihe von Jahren, illusorisch gemacht werden kann, daß es für ein Verbesserungspatent erklärt wird. Die Erfinder müßten plötzlich ungemein opferfreudig werden, wenn sie, lediglich um das Publicum schnellmöglichst mit ihrer Erfindung bekannt zu machen, das in dem Entwurfe vorgeschlagene Verfahren und dabei noch eine levis notae macula (die Bemerkung des Patentamtes, „daß das Gesuch zu weiterer Verfolgung sich nicht eigne") und eine gänzliche Schutzlosigkeit ihrer Erfindung während einer bestimmten Frist riskiren, ja die Kosten der Bekanntmachung bis zu Heller und Pfennig bestreiten sollten. Die Verfasser hegen ohne Zweifel eine viel zu hohe Meinung von dem Werthe, welchen ernste Männer dem Patentschutze beimessen, wenn sie erwarten, daß bei dem von ihnen vorgeschlagenen Verfahren das Ziel, welches sie ausgesprochenermaßen bei ihrer Arbeit ausschließlich im Auge hatten, das Ziel der Veröffentlichung aller werthvolleren Erfindungen, auch nur annähernd erreicht werden werde.

Aber verkennen wollen wir nicht, daß der vorliegende Versuch ungemein lehrreich ist. Nachdem die Erfahrung die Nichtsnutzigkeit des reinen Anmelde- und des reinen Vorprüfungssystemes zur Genüge constatirt hat, zeigt diese Vorlage, daß die Materie auch einer mit wie großem Scharfsinn immer unternommenen, beide Systeme combinirenden Behandlung widerstrebt.

Nach § 28 soll eine Klage Seitens des Patentsuchers gegen das Patentamt statthaft sein, wenn letzteres die Ertheilung des Patentes ohne rechtmäßigen Grund abschlägt oder den Patentschutz ohne solchen Grund entzieht.

Wenn der Kläger obsiegt, müßte in diesem Falle eigentlich ein Disciplinarverfahren gegen das Patentamt eingeleitet werden.

Die Klage eines Interessenten, durch welche ein ertheiltes Patent angefochten werden soll, hat nach dem Entwurfe, wenn der Kläger obsiegt, weil wirklich das Patent aus anderen Gründen nicht hätte ertheilt werden sollen, oder weil er die patentirte Erfindung gleichzeitig oder früher gemacht hat, nur die Folge, daß das ertheilte Patent „dem Kläger gegenüber unwirksam bleibt". Das heißt doch wohl so viel wie: beide Personen, Kläger wie Verklagter, haben fortan das Recht, welches das Patent verleiht, Ersterer aber, ohne dafür irgend welche Zahlungen machen zu müssen. Die Schadenersatzpflicht, welche eigentlich in diesem Falle am Platze gewesen wäre, wollten die Verfasser wohl nicht aussprechen, weil sie selbstverständlich Niemanden sonst als das Patentamt treffen könnte.

Der § 29 enthält die Definition des Patentschutzes. Derselbe soll sich erstrecken auf die ausschließliche Anfertigung des Patentgegenstandes und den Handel mit demselben; bei Maschinen, Werkzeugen und Geräthen, sowie bei Fabricationsmethoden industrieller Erzeugnisse auch auf die ausschließliche Anwendung zu gewerblichen Zwecken.

In letzterer Beziehung wird ein Eingriff schwer zu constatiren sein. Die Verzichtleistung auf eine Beschränkung der Einfuhr von im Inlande patentirten Gegenständen wird den Genuß des Patentes in vielen Fällen wesentlich beeinträchtigen. Andererseits würde das Verbot der Einfuhr solcher Gegenstände ohne die äußerste Vexation des Gränzverkehres allerdings kaum aufrecht zu erhalten sein.

§ 31 enthält eine Restriction des Patentschutzes zu Gunsten der Kriegs- und Marineverwaltung, die §§ 32—38 handeln von den Rechtswirkungen geschehener Eingriffe in

Digitized by Google

das Patentrecht und von dem Verfahren zur Effectuirung der angedrohten Rechtsnachtheile; im § 39 wird der Bundesrath mit der Ausführung des Gesetzes beauftragt.

Diejenigen zwei Puncte, an denen jedes Patentgesetz scheitert und meines Erachtens aus Gründen, die in dem Wesen des Patentes, in dem Wesen der Erfindung liegen, scheitern muß, hat auch dieser Entwurf nicht umsegeln können. Auch er kann nicht umhin, Verbesserungspatente zu statuiren — und, giebt man Verbesserungspatente, so macht man entweder den Schutz der ursprünglich patentirten Erfindung oder den Gewinn des Verbesserers illusorisch; giebt man keine, so schädigt man, vorausgesetzt, daß Patente die industrielle Entwickelung fördern, diese letztere entschieden. Auch er scheitert ferner an der Unmöglichkeit, das Vorprüfungs- oder das Anmeldesystem oder eine Combination beider mit der legislativpolitischen Tendenz der Patente und mit dem öffentlichen Interesse in Einklang zu bringen.

Handelte es sich um ein wahres Lebensinteresse der Civilisation, so wäre die Mühe lobenswerth, die man sich giebt, um in einem concreten Patentgesetze die unvermeidlichen Uebelstände jeder Patentgesetzgebung thunlichst auszugleichen. Welcher Stoff schließlich ist so spröde, daß man ihn nicht beugen lernte? Aber dem vorliegenden Stoffe braucht man im Interesse der Cultur nicht Gewalt anzuthun. Wir bedürfen des Erfindungsschutzes nicht, und er frommt uns nicht.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[22. August 1872.] Der Kronprinz des **deutschen Reiches** hat nach Beendigung seiner Sommerfrische im Berchtesgadener Alpenlande sich über München zu einem Besuche der Königin-Mutter von Bayern nach Hohenschwangau, dann nach Baden und Würtemberg zur Besichtigung der Truppen begeben, und wird eben jetzt zu einer wenigstens theilweisen Inspection der bayerischen Truppen über Augsburg nach Ingolstadt gehen. Diese ganze Reise hat sich zu einem wahren Triumphzuge gestaltet. Dem Könige von Bayern zwar ist unser zukünftiger Kaiser auf seinen Wegen nicht begegnet. Aber das deutsche Volksgefühl ist überall, wohin er seinen Fuß gesetzt hat, in ursprünglicher, lebhaftester und herzlichster Weise zum Durchbruche gekommen. Gegenüber dieser zukunftsfrohen Seite der Reise tritt das Geschäftliche derselben fast in den Hintergrund.

Es mag an heimatlichem Stoffe diesmal nur dieses Ereigniß erwähnt werden. Daneben blos im Vorbeigehen das gemeinsame deutsche Turnfest in Bonn, die Uebungsreise des von Moltke geführten und von Vertretern vieler fremden Heere begleiteten großen Generalstabes im Elsaß, endlich das am 14. August in Mainz und am 17. August in Köln erfolgte energische Auftreten gegen die dortigen Niederlassungen der Gesellschaft Jesu. Denselben ist nun die Fortsetzung jeder geistlichen Thätigkeit oder Seelsorge, z. B. das

Digitized by Google

Beichteabhören, abgeſchnitten. — Die politiſche Stille dieſer Tage giebt heute Raum zu einem etwas weiter zurückgehenden Ueberblicke über den großen europäiſchen Parlaments- und Handelsſtaat, welcher eine Zeit lang dieſer Umſchau ferner ſtehen mußte.

In **England** ward das Parlament am 10. Auguſt mittels Verleſens der königlichen Thronrede durch eine Commiſſion geſchloſſen. Erſt in der zweiten Hälfte der Parlamentsſeſſion nahmen die Ereigniſſe und mit ihnen die parlamentariſchen Geſchäfte eine Wendung, daß Gladſtone nunmehr wieder gehobenen Hauptes an dem Steuerruder ſteht, an welches er vor faſt vier Jahren im December 1868 trat. Als am 6. Februar das Parlament eröffnet wurde, leuchtete ſein Stern ſchon nicht mehr ſo hell wie früher, und in den folgenden Monaten verdunkelte er ſich mehr und mehr. Das Gefühl: es geht bergab mit der liberalen Staatsverwaltung, deren Haupt Gladſtone iſt, fing an allgemein zu werden. Die Reihen der Freunde waren nicht mehr geſchloſſen, der Glaube der Maſſen fing an zu wanken und theilweiſe zu den conſervativen Gegnern hinüberzuſchwanken, in deren Geiſt wieder eine Zuverſicht einzuziehen ſchien, welche ſeit lange von ihnen gewichen war. Schon als Disraeli anfangs April in Mancheſter unter großem Beifall öffentlich auftrat, klang ſeine Rede wie der Prolog eines nahe bevorſtehenden Torycabinets. Dann beſſerte ſich die Lage etwas, ward aber auch wieder ſchlimmer. Einmal, als das Gladſtone'ſche Cabinet in der Alabamafrage gar nicht vom Flecke kam, als die Ungeduld wuchs, die Verhandlung über ein von der Oppoſition vorbereitetes Mißtrauensvotum, mehrmals verſchoben, näher und näher rückte, ſchien die Stellung dieſes Cabinets in der öffentlichen Meinung bereits ſo unterhöhlt, daß Viele glaubten, es fehle nur noch ein kräftiger Stoß, um ihm ein Ende zu machen. Aber an demſelben Faden, welcher Gladſtone abwärts geleitet, ſtieg er ſchnell auch wieder empor.

Man erinnere ſich, wie es gekommen war, daß die Lage Gladſtone's, als das Parlament im Auguſt 1871 auseinanderging, bereits wenig behaglich geworden war. Als es ſich in dieſem Jahre anfangs Februar wieder vereinigte, war das Land durch ein unerwartetes Ereigniß auf das Tiefſte erregt. Zur Schlichtung der unter der Benennung der Alabamaforderungen zuſammengefaßten Anſprüche war Ende 1871 das durch den Waſhingtoner Vertrag vom 8. Mai 1871 berufene Schiedsgericht in Genf zuſammengetreten. Die Vorlagen der beiden Parteien waren erfolgt und durch das Schiedsgericht zur Beantwortung mitgetheilt worden. Schon ging durch alle Länder ein unbeſtimmtes Gerücht, daß die Union nicht nur directe, ſondern auch indirecte Entſchädigungsanſprüche und zwar in einer außerordentlichen Höhe angemeldet habe, als England, ziemlich ſpät, die Beſtätigung dieſer Nachricht durch ſeine Regierung erhielt. Die Mitglieder des Cabinets hatten nicht gleich Zeit gehabt, die umfangreiche Staatsſchrift der Regierung von Waſhington zu leſen! In der That waren es im Weſentlichen dieſelben ungeheuerlichen Entſchädigungsanſprüche, mit welchen einſt der Senator Sumner den nordamericaniſchen Senat unterhalten, und welche man in Großbritannien als Erzeugniß einer ausſchweifenden Phantaſie oder eines kranken Hirnes beſpöttelt hatte, und über welche nun ein völkerrechtlicher Areopag feierlich zu Gericht ſitzen ſollte. England war wie vom Blitze getroffen. Nicht nur aus inneren Gründen, ſondern auch nach den beſtimmten Erklärungen, welche dem Parlamente des vorigen Jahres rückſichtlich des Waſhingtoner Vertrags durch das Miniſterium gemacht worden waren, hatte man das Hereinziehen ungemeſſener mittelbarer Entſchädigungsanſprüche in das ſchiedsrichterliche Verfahren für unmöglich gehalten. Nun waren ſie doch förmlich angemeldet, und die Regierung der Union beſtand darauf, daß das Schieds-

Digitized by Google

gericht nach dem abgeschlossenen Vertrage zur Aburtheilung derselben competent sei. Von dem Schiedsgerichte darauf hin zurücktreten, hieß die Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten auf einen weit schlimmeren Fuß als vor dem Vertrage vom 8. Mai 1871 bringen, hieß einem künftigen Kriege entgegentreiben und schon jetzt in seinem Grunde das Vertrauen erschüttern, welches die Seele eines blühenden Verkehres und Handels ist. Dem Genfer Schiedsgerichte aber alles Weitere zu überlassen, in dem guten Glauben, daß dasselbe sich für die Aburtheilung dieser indirecten Entschädigungsansprüche nicht für zuständig, oder wenn zuständig, die Ansprüche jeden Falles für unbegründet erachten werde, hieß unter dem caudinischen Joche durchgehen und dem britischen Nationalgefühl einen Schlag ins Gesicht geben. In dieser Beziehung begegnete sich das Volk und die Regierung Englands in dem Rufe: niemals! Die Sprache des Cabinets mußte, wenn es nicht sofort zurücktreten wollte, entschieden, kräftig und anregend sein. Trug es doch schon schwer genug an der sich verbreitenden Meinung, daß es bei dem Abschlusse und der Formulirung des Washingtoner Vertrages jeden Falles nicht mit pflichtmäßiger Sorgfalt und Voraussicht verfahren sein könne. Gleichviel, ob die Vereinigten Staaten rücksichtlich der Competenzfrage des Schiedsgerichtes in Betreff der indirecten Ansprüche im Rechte seien oder nicht, man sagte sich, und zwar mit Grund, daß die Anmeldung dieser Ansprüche gar nicht möglich gewesen wäre, wenn man sich in dem Vertrage selbst über eine solche Frage ersten Ranges — auf die man schon früher mit der Nase gestoßen war — ausdrücklich und vollkommen deutlich ausgesprochen hätte.

Es war klar, die Nachgiebigkeit sowohl wie der Abbruch der Verhandlungen hätte dem Gladstone'schen Cabinete das Leben gekostet. Es steckte in einer bösen Haut. Zwischen zwei gefährlichen Klippen hin- und hersteuernd, suchte es nach einem Auswege. Es würde zu lang und zwecklos sein, die Verhandlung der Frage in allen den vielverschlungenen Windungen, in welche sie nun trat, zu verfolgen. Die Hauptsache liegt in Folgendem. Kurz vor Mitte Mai hatten sich Präsident Grant und der englische Minister des Auswärtigen, Lord Granville, auf den Vorschlag des Letzteren vorläufig über einen Zusatzvertrag geeinigt, nach welchem beide Staaten für alle Zukunft unter sich als völkerrechtlichen Grundsatz anerkennen wollten, daß indirecte Entschädigungsansprüche, wie die angemeldeten, aus Neutralitätsverletzungen, wie die von der Union behaupteten, nicht statthaft sein, und daß deshalb auch die jetzt erhobenen indirecten Ansprüche nicht weiter geltend gemacht werden sollten. Die Zustimmung Grant's war indessen nicht weiter gegangen, als daß er die Uebereinkunft dem Senate vorlegen wollte, um dessen Ansicht über sie einzuholen. Der Senat stimmte indessen nicht einfach zu, sondern schlug eine Erweiterung des zu sanctionirenden völkerrechtlichen Grundsatzes vor. Es sollte bestimmt werden: „Beide Regierungen adoptiren für die Folge den Grundsatz, daß Ansprüche für mittelbare (remote) und indirecte Verluste nicht als das Ergebniß der Unterlassung in der Erfüllung der Neutralitätspflichten gelten sollen". Dagegen waren von englischer Seite einige Gegenamendements gestellt worden. Grant aber konnte nicht bestimmt werden, dieselben dem Senate mitzutheilen und die Annahme zu beantragen. Er bestand vielmehr auf dem Inhalte des Senatsbeschlusses.*)

*) In einigen englischen und nordamericanischen Blättern wurde seinerzeit berichtet, der durch einen Zusatzvertrag zu sanctionirende Grundsatz habe nach der americanischen, von englischer Seite beanstandeten Fassung schließlich so gelautet: „daß keine von den beiden contrahiren-

Digitized by Google

Das Genfer Schiedsgericht hatte ſich nach dem über den Zwiſchenfall ausgebrochenen Streite bis zum 15. Juni vertagt, um den Parteien Zeit zu laſſen, durch eine Uebereinkunft den Stein des Anſtoßes für ſeine weitere Thätigkeit zu beſeitigen. Als es wieder zuſammentrat, hatte ſich der Congreß der Vereinigten Staaten vertagt (am 10. Juni). Die Möglichkeit einer Abänderung des in Frage ſtehenden Zuſatzvertrages war alſo für die nächſte Zeit ausgeſchloſſen. Aber der engliſche Miniſter des Auswärtigen konnte ſich gleichwohl noch nicht entſchließen, dem vorgeſchlagenen Grundſatze, über welchen man ja in der Hauptſache einig war, ohne einige nähere Beſtimmungen und Einſchränkungen zuzuſtimmen. Die möglichen Conſequenzen des ganz allgemein gefaßten Grundſatzes beunruhigten ihn im Hinblick auf Kriege, welche England ſpäter zu führen haben könnte. Er brachte daher bei dem Schiedsgerichte den Antrag auf mehrmonatliche Vertagung, nämlich bis zu einem Tage, an dem Congreß und Parlament wieder verſammelt ſein würden, ein. Der Agent der Vereinigten Staaten war am 15. Juni und an den folgenden Tagen ohne Inſtruction zur Erklärung auf dieſen Antrag. Das Schiedsgericht trat daher am 17. Juni wieder zuſammen, aber nur, um ſich bis zum 19. zu vertagen. Der Vertreter der Union war auch dann noch nicht im Beſitze ſeiner Inſtruction. Was die Sache ſelbſt betraf, ſo war aber bekannt, daß die Unionsregierung weder in eine mehrmonatliche Vertagung des Schiedsgerichtes willigen noch geſchehen laſſen wollte, daß England nur bedingungsweiſe, d. h. mit vorläufigem Ausſcheiden der indirecten Entſchädigungsanſprüche, dem Fortgange der ſchiedsrichterlichen Verhandlung ſeine Zuſtimmung ertheilen würde. Die Sache war durch einen unglückſeligen Formalismus recht gründlich verfahren, denn über die Sache ſelbſt war eigentlich alle Welt von Anfang an einverſtanden, nämlich darüber, daß indirecte Entſchädigungsanſprüche im gegebenen Falle nie zuerkannt werden würden, ja daß die Unionsregierung gar nicht ernſtlich an die Realiſirung derſelben denke. Man konnte in dieſer Lage nicht vor- und rückwärts. Der Fall des Gladſtone'ſchen Cabinets wäre wahrſcheinlich noch nicht das größte Unglück geweſen, wenn das Schiedsgericht ſeine Aufgabe bei dem Widerſpruche der Parteien als unlösbar hätte zurückgeben und unverrichteter Sache auseinandergehen müſſen. Dem ward indeſſen vorgebeugt, indem es durch eine glücklich angebrachte Initiative den von den Parteien in den Dreck gefahrenen Wagen wieder herausſchob. Am 19. Juni verkündete es durch ſeinen Vorſitzenden Grafen Sclopis, „die Schiedsrichter halten es für Recht, zu erklären, daß ſie nach der reiflichſten Betrachtung alles deſſen, was ſeitens der Vereinigten Staaten zu Gunſten dieſer indirecten Forderungen vorgebracht worden iſt, ſowohl jeder für ſich wie alle insgeſammt, zu dem Schluſſe gekommen ſind: daß dieſe Anſprüche nach den auf ſolche Fälle anwendbaren Grundſätzen des Völkerrechtes keinen guten Grund zur Gewährung von Entſchädigung oder Abſchätzung von Schadloshaltung zwiſchen Nationen gewähren, und daß dieſelben nach den genannten Grundſätzen gänzlich von der Erwägung des Tribunales, wenn daſſelbe ſein Urtheil abgiebt, ausgeſchloſſen ſein ſollten". Dies Urtheil, fügten die Schiedsrichter hinzu, würde eben ſo ausgefallen ſein, wenn kein Zwiſt über die Competenz zwiſchen den beiden Regierungen entſtanden ſein würde.

---

den Mächten für die Handlungen ihrer Bürger gegen eine dieſer Regierungen und zu Gunſten irgend einer kriegführenden Macht, mit welcher irgend eine der beiden Regierungen etwa auf Kriegsfuß ſteht, verantwortlich gemacht werden kann". Dies ſcheint nicht richtig. Soweit ich ſehe, iſt nicht dieſe, ſondern die im Text erwähnte Faſſung die, um welche noch diplomatiſch geſtritten wurde, als das Schiedsgericht nach ſeiner Vertagung wieder zuſammentrat.

Digitized by Google

Damit war das Eis gebrochen. Der höchst bedeutungsvolle völkerrechtliche Proceß kam nun sofort in vollen Fluß. Die Unionsregierung brauchte die erhobenen indirecten Forderungen nicht zurückzuziehen, aber sie ließ bereits am 26. Juni in Genf erklären, daß sie den diese Forderungen beseitigenden Ausspruch des Schiedsgerichtes anerkenne. England zog Tages darauf seinen Vertagungsantrag zurück und reichte dann auch seinerseits eine schriftliche Erörterung des Gegenstandes, der noch in Frage ist, ein. Mittlerweile hat auch die Gesetzgebung Canada's dem Vertrage von Washington, soweit er dieses Land betrifft, seine Zustimmung ertheilt. Das Schiedsgericht vertagte sich nur für wenige Wochen, um die vorliegenden umfangreichen neuen Staatsschriften zu studiren, und ist dann wieder zusammengetreten. Daß es, wie verlautet, England einige Entschädigungssummen wegen directer Beschädigungen auferlegen wird, ist aus inneren Gründen wahrscheinlich, indessen vorläufig doch nur Gerücht.

Die günstige Rückwirkung dieser Lösung auf die Stellung des Gladstone'schen Cabinets im Vertrauen des Landes und auf dem Gebiete der schwebenden inneren Fragen ward sehr bald erkennbar. Unter Allem, was dasselbe mit dem Parlamente zu verhandeln hatte, stand die Bill über die geheime Stimmgebung wieder obenan. Im vorigen Jahre hatte sich das Oberhaus am Ende der Session ermannt, die vom Unterhause angenommene Bill geradezu zu verwerfen. In diesem Jahre hatte dasselbe einige Abänderungen und Zusätze beschlossen, rücksichtlich deren eine Vereinigung mit der Regierung und der Majorität derselben im Unterhause nahe lag. Es hatte aber auch andere Amendements von solcher grundsätzlichen Wichtigkeit beschlossen, daß durch einen Compromiß auf ihrer Grundlage das Gesetz vollkommen verstümmelt und bedeutungslos geworden wäre. Diesen gegenüber nahm Gladstone am 28. Juni — er wußte an diesem Tage natürlich schon, was sich am folgenden in Genf ereignen würde — im Unterhause Stellung. Er trat entschieden gegen dieselben auf und wies den Gedanken eines Compromisses zurück auf die Gefahr hin, daß das ganze Zustandekommen des Gesetzes an dem Widerstande des Oberhauses abermals scheitern würde. Der Erfolg ist gewesen, daß das Oberhaus seinen Widerstand nicht bis aufs Aeußerste trieb, daß es in den Hauptpunkten nachgab und so die Bill zum Abschlusse kam. Darin wurde den Lords allerdings nachgegeben, daß dem Gesetze vorerst nur für die Dauer von acht Jahren Gültigkeit zugesprochen ist. Es ist ein zwar stark klingender, aber in der Sache vollkommen bedeutungsloser Vorbehalt. Ein Gesetz wie dieses kann man, wenn es eine Reihe von Jahren in anerkannter Wirksamkeit bestanden hat, in England nicht einfach cassiren, wenn das Oberhaus ihm keine längere Dauer zugestehen möchte. Mit Uebereinstimmung beider Häuser aber kann ja in England jedes für alle Zeit erlassene Gesetz wieder aufgehoben werden.

Die Ballotbill hat am 15. August bei einer Wahl in Pontefract ihre erste Probe zur Befriedigung bestanden. Der liberale Candidat Childers ward mit einer kleinen Majorität gewählt, und die ganze Wahl verlief ungewöhnlich ruhig. Aus allen Theilen des Königreiches hatten sich Wahlagenten eingefunden, um von der früher oft bezweifelten Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit des Wahlverfahrens nach dem neuen Gesetze Kenntniß zu nehmen. Ich bezeichne an dieser Stelle kurz die wichtigsten Unterschiede zwischen dem bisherigen und dem neuen Verfahren, welches nunmehr nicht blos die Parlaments-, sondern auch die Municipalwahlen regelt. Die Wahl durch Händeschau findet nicht mehr statt. Sie war in der letzten Zeit überhaupt meistens nur eine Posse, gab aber oft Veranlassung zu Prügeleien zwischen den Anhängern der verschiedenen Candidaten und zu anderen rohen

Digitized by Google

Scenen. Die sogenannte Nomination besteht zwar fort, aber nur in geschlossenem Raume, zu welchem außer dem Wahlvorsteher und dessen Gehülfen nur die verschiedenen Candidaten mit je drei Freunden Zutritt haben. Diese Nomination schließt die förmliche Wahl durch Abstimmung der einzelnen Wahlberechtigten nur in dem ungewöhnlichen Falle aus, wenn nicht mehr Candidaten angemeldet werden, als Abgeordnete zu wählen sind, und wenn bis zu einer bestimmten Stunde gegen dieselben keine von dem Wahlvorsteher als stichhaltig anerkannte Einwendungen vorgebracht sind. Im anderen Falle wird an einem späteren Tage zur namentlichen Abstimmung geschritten. Dem Wahlvorsteher liegen die nöthigen Anordnungen rücksichtlich der Wählerlisten, der Ballotzettel, der Stempelmaschinen, der Ballotkästen ob. Er hat namentlich für die nöthigen Wahlstationen in jedem Wahlorte zu sorgen und für jede dieser Stationen einen Vorsteher zu bestimmen. In Zukunft dürfen aber nur ausnahmsweise besondere Buden für die Wahlstationen errichtet und benutzt werden, was bisher die Regel war. Die Locale der vom Staate unterstützten Schulen und jede Räumlichkeit, welche aus Localabgaben erhalten wird, ist unentgeltlich als Wahlstation zu benutzen. In diesen Wahlstationen händigen am Tage der Wahl die Vorsteher, neben welchen die nöthigen Schreiber und Agenten der Candidaten sitzen, den in den Listen verzeichneten Wahlberechtigten, welche erscheinen, Wahlzettel ein, welche mit einer nur dem Wahlvorsteher bekannten Marke abgestempelt sind. Diese Wahlzettel tragen die Namen der rechtzeitig angemeldeten Candidaten, und der Wähler bezeichnet den Namen desjenigen, oder wenn mehrere zu wählen sind, die Namen derjenigen, die er wählen will, mit einem Kreuz. Dies geschieht im Wahllocale selbst, aber an besonderen Stellen, wo es unbeobachtet vorgenommen werden kann. Der Wähler kehrt dann zum Sitze des Wahlvorstehers zurück und wirft den markirten Wahlzettel in den Ballotkasten. Für Blinde und solche, welche wegen anderer Gebrechen einen Wahlzettel nicht in dieser Weise ausfüllen und abgeben können, sind besondere Bestimmungen getroffen. Diejenigen Wähler endlich, welche nicht lesen oder schreiben können, geben dem Wahlvorsteher eine darauf bezügliche Erklärung zu Papier, worauf derselbe den Wahlzettel, so wie sie es wünschen, in Gegenwart der Schreiber und Agenten markirt. Derselbe hält über diese Classe von Wählern ein besonderes Register.

Die beabsichtigte Reform, nach welcher die Wahlkosten von den Gemeinden getragen werden sollten, ist vorläufig noch nicht durchgedrungen. Schon im Jahre 1871 ließ Gladstone dieselbe fallen in dem — damals doch vergeblichen — Bestreben, das Oberhaus dadurch von der Verwerfung der Ballotbill abzuhalten. Auch in diesem Jahre konnte diese bedeutungsvolle Neuerung, der Gladstone wenigstens nicht widersprach, deren Ablehnung er aber voraussagte, nicht durchgesetzt werden. Er soll aber beabsichtigen, auf den Grundsatz der Uebertragung der Wahlkosten auf die Grafschaften und Städte zurückzukommen, vielleicht in Verbindung mit einer anderen, allgemeineren Reform. Wie er angekündigt, will er nämlich selbst die Frage der localen Steuern in die Hand nehmen und in der nächsten Session eine umfassende Maßregel zur Reorganisation des ganzen englischen Gemeindewesens beantragen. Jetzt also fallen die Wahlkosten, darunter auch die Remunerationen für die Wahlvorsteher und deren Gehülfen, wie bisher noch den einzelnen Candidaten zur Last. Indessen greift doch auch schon die gegenwärtige Reform des Wahlverfahrens mittelbar in jene andere Reform ein, welche den Sitz im Parlamente nicht mehr durch großen Reichthum (oder abnorme Unterstützungen) thatsächlich bedingt wissen will. Die Wahlkosten werden nämlich in Zukunft weit geringer sein als bisher, denn die Errichtung von Wahlbuden,

Digitized by Google

von Rednertribünen, und überdies die bisherige Taxe der Wahlvorsteher fällt weg. Aber nicht blos die gesetzlichen Wahlkosten, in noch viel höherem Grade werden die nicht gesetzlichen und die unerlaubten Wahlkosten fallen. Rücksichtlich der Maßregeln gegen Wahlbestechungen hatte die Thronrede, mit welcher das Parlament geschlossen wurde, allerdings nur folgenden Satz: „Obschon Sie in der gegenwärtigen Session nicht im Stande gewesen sind, irgend eine Maßregel zur Reife zu bringen, welche gegen die Bestechlichkeit bei der Wahl von Parlamentsmitgliedern gerichtet ist, so sehe ich doch mit Vergnügen, daß der verwandte Gegenstand der Municipalwahlen Ihre Aufmerksamkeit gefunden hat, und daß Sie ein Gesetz vorgelegt haben, welches wohl darauf berechnet ist, den bestehenden Uebelständen Einhalt zu thun, und welches ein Tribunal einsetzt, um die Gültigkeit solcher Wahlen zu prüfen." Die Hauptsache ist, daß nunmehr auch bei Parlamentswahlen weit seltener Wähler in die Versuchung kommen werden, sich bestechen oder sonst auf Nebenwegen gewinnen zu lassen, weil in den meisten Fällen nicht ermittelt werden kann, wie sie abgestimmt haben.

Zu der Zeit, als es mit Gladstone schnell bergab zu gehen schien, hing sich an den verfahrenen und bedrohlichen Zwischenstreit in der Alabamafrage noch ein Gewicht an das andere an, um seine Stellung zu erschüttern. Der Eindruck, daß er im Jahre 1871 sich durch die Umstände zu einer grundsätzlichen Inconsequenz in seiner bisherigen Finanzpolitik hatte bestimmen lassen, war noch nicht verwischt und wirkte fort. In Irland erhob sich wieder die Agitation für ein eigenes irisches Parlament (home-rule). In England entwickelten die Nonconformisten, welche vollständig confessionslose Schulen wollen, und welche von der Forster'schen Schulacte nicht befriedigt sind, eine große Vereinsthätigkeit zum Zwecke der Aufhebung dieser Acte. Der Skandal der Hinrichtung der aufständischen Kukahs in Ostindien durch Kanonenschüsse hatte einen unangenehmen Eindruck gemacht. Die Nachrichten über die Zustände Ostindiens, welche durch den später (8. Februar 1872) ermordeten und durch Lord Northbrook ersetzten Vicekönig, Lord Mayo, nach England kamen, lauteten überhaupt wenig befriedigend. In einer anderen wichtigen Frage, die Dubliner Universität betreffend, wollte sich die öffentliche Meinung der entschieden liberalen Protestanten nicht damit befreunden, daß Gladstone dem katholischen Clerus denselben Einfluß auf das Universitätswesen einzuräumen geneigt schien, wie ihn die anglicanische Geistlichkeit in England besitzt. Bei Aufhebung der Staatskirche in Irland hatte er die Hochkirchenmänner und die Hochtories gegen sich gehabt. In dieser Frage traten ihm die Radicalen und die Unabhängig-Liberalen entgegen. Sie warfen ihm liberal-doctrinäre Principienreiterei vor. Die alte Sage von der Sympathie, welche er als Puseyit mit dem Katholicismus habe, ward wieder neu und erhielt dadurch Nahrung, daß sich die irische Brigade des Parlamentes ihm näherte. Der theoretisch wohl zu vertheidigende Satz, nach welchem Studenten der Seminarien unter der ausschließlichen Controle römisch-katholischer Bischöfe dieselbe Unterstützung zu fordern haben, wie Studenten solcher Anstalten, an denen das Studium von jeder kirchlichen Aufsicht befreit ist, ward als verderblich in seinen Folgen bekämpft. Wenn man keinen Unterschied macht zwischen Instituten, die der Staatsregierung untergeordnet sind, und solchen, die von Prälaten mit Ausschluß jeder weltlichen Behörde verwaltet werden, so werde dies — so sagte man im Parlament und in der Presse — in Irland*) nicht zur Gleichberechtigung, sondern zu einer intoleranten und politisch

*) Der blutige Aufruhr in Belfast, der Hauptstadt des Ulsterlandes, beweist indessen eben

Digitized by Google

gefährlichen Herrſchaft der Ultramontanen führen. Da aber Gladſtone wenigſtens in dieſem Jahre noch nicht mit einer Bill über die Univerſität Dublin hervortreten wollte, ſo ſuchte ihn ein angeſehenes radicales Parlamentsmitglied, der blinde Profeſſor Fawcett, zu nöthigen, Farbe zu bekennen. Ein Antrag von ihm verlangte 1) die Abſchaffung der religiöſen Teſts, wie ſie wenigſtens theilweiſe für die engliſchen Univerſitäten ſchon beſchloſſen iſt; 2) die vollſtändige Durchführung des weltlichen, kein religiöſes Glaubensbekenntniß berückſichtigenden Erziehungsſyſtemes an der Univerſität von Dublin und den damit verbundenen Colleges. Gladſtone hatte die Anſetzung eines Tages für die zweite Leſung dieſer „Dublin-Univerſitäts-Bill“ im Unterhauſe ſchon mehrmals verhindert. Als Fawcett am 25. April darauf beſtand, daß dieſelbe mindeſtens vor dem 15. Juni zur Schlußfaſſung gebracht werde, als Gladſtone, um dies zu verhindern, nicht verhehlte, daß er daraus eine Cabinetsfrage mache, und daneben die Frage wegen des Genfer Schiedsgerichtes auf ihm laſtete, da war er an dem Punkte angekommen, wo die begonnene Fahnenflucht bald in eine Maſſendeſertion auszuarten drohte.

Einige Zeit noch, dann kam der Wendepunkt. War dafür auch vor Allem die Löſung der Frage über die indirecten Entſchädigungsanſprüche der Vereinigten Staaten entſcheidend, ſo reichten ſich doch auch gleichzeitig und kurz vorher verſchiedene andere Thatſachen die Hand, um dieſen Erfolg zu verſtärken. Voran ſtand der fortdauernde, ganz außerordentliche Aufſchwung der Induſtrie, die geſteigerte innere Conſumtion und eine der Maſſe und mehr noch dem Werthe nach mächtig anſchwellende Ausfuhr. Dieſelbe betrug im Jahre 1871 über 222 Millionen Pfund Sterling, 11,4 Procent mehr als 1870, und 17 Procent mehr als 1869. Dieſes Steigen dauerte auch im laufenden Jahre nicht blos fort, ſondern nahm noch größere Verhältniſſe an. Wohl trug auch in England ein merkwürdiger und plötzlicher Umſchwung in den Preiſen vieler nothwendigen Lebensbedürfniſſe, namentlich in den Fleiſchpreiſen, Störungen und Beunruhigung in manche Kreiſe. Die ſteigenden Kohlenpreiſe, die ſich fortwährend ſteigernden Forderungen der Arbeiter, die ſich mehr und mehr verbreitenden Arbeitseinſtellungen, die ſogar von Warwick aus einzelne Kreiſe landwirthſchaftlicher Arbeiter zu erfaſſen beginnen, erwecken hier und da Sorgen für die Zukunft der engliſchen Induſtrie, da die Mittel der Production theurer und ſchwieriger werden. Eben jetzt mahnt der hartnäckige und blutige Aufſtand in Belfaſt, der ein ſcharfes Einſchreiten der Polizei und der Truppen nöthig macht, auch England an den ſteigenden Ernſt der Arbeiterfragen, denn das ſpecifiſche Arbeiterelement miſcht ſich dort in bedenklicher Weiſe in die Bewegung, die an ſich einen anderen, einen confeſſionellen Charakter hat. Doch konnte man ſich ſagen, daß rückſichtlich aller dieſer Dinge auch auf dem Continente die über der Zukunft der induſtriellen Entwickelung ſtehenden Zeichen größtentheils denſelben Charakter haben. Jeden Falles konnte man dem Gladſtone'ſchen

---

jetzt zweierlei. Zunächſt, daß in Irland die Unduldſamkeit der Orangiſtenpartei, namentlich in den unteren Volksclaſſen, noch größer iſt als unter den Katholiken. Sie ſelbſt hatten es ſich nicht nehmen laſſen, am 12. Juli und 12. Auguſt ihre Proceſſionen zu halten und Demonſtrationen zu machen (und man ließ ſie gewähren), griffen aber nichtsdeſtoweniger die Katholiken an, welche am Maria-Himmelfahrtstag, den 15. Auguſt, ihrerſeits daſſelbe thaten, vielleicht in einer etwas auffälligeren Weiſe. Sodann beweiſt dieſes Ereigniß, daß bei Abſchaffung des Geſetzes über Parteiproceſſionen von der Regierung und dem Parlamente ein zu weit getriebenes Vertrauen in den Ordnungsſinn und den friedlichen Geiſt ſämmtlicher Claſſen der iriſchen Bevölkerung geſetzt worden iſt.

Digitized by Google

Cabinet deshalb so wenig eine Verantwortung beimessen wie wegen der ärgerlichen Kündigung des Handelsvertrages mit Frankreich, welche am 15. März durch Thiers' erfolgt war, oder wegen der Differenzen, welche im Gefolge der neuen Tarifgesetzgebung Frankreichs bereits hervorzutreten begannen. Dagegen kam es Gladstone sehr zu Statten, daß die Staatsfinanzen in vollem Maße an dem Glücke theilnahmen, welches in der Gegenwart über den Handel und die Industrie des Landes ausgebreitet ist. Das Jahr, welches am 30. Juni zu Ende ging, schloß mit einem Ueberschusse von 4,984,711 Pfd. St. Schon die Darlegung, welche der Schatzkanzler am 25. März dem Unterhause über die Finanzen machte, zeigte sowohl rücksichtlich einzelner Ersparnisse an den veranschlagten Ausgaben wie rücksichtlich der Mehreinnahme sehr befriedigende Ergebnisse. Nicht nur der Wegfall der im Jahre 1871 der Einkommensteuer zugeschlagenen 2 Procent, sondern noch eine Reihe anderer Steuerermäßigungen konnte in Aussicht gestellt werden. Der Budgetabschluß erfolgte dann auch leicht in vollkommen befriedigender Weise.

Abgesehen von den Finanzen lauteten auch die aus Ostindien eingehenden Nachrichten im Laufe des Sommers besser. Die in den Laschai-Feldzug ausgeschickten Truppen waren im Frühjahre, nachdem sie ihre Aufgabe erreicht hatten, in gutem Zustande zurückgekehrt. Aus Australien kam die Nachricht, daß sich König Wiremu Kingi, ein Hauptführer der aufständischen Maoris von Neuseeland, unterworfen habe. In dem Maße, wie die Stellung Gladstone's wieder fester, die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, geringer wurden, stumpfte sich auch die außerhalb des Parlamentes wegen der früher erwähnten Cultusfragen oder wegen seiner Politik überhaupt gegen ihn begonnene Agitation ab. Die Stellung, welche das Cabinet gegenüber den unerlaubten Wahleinflüssen katholischer Priester Irlands nahm (Frage wegen des Richters Keogh und des Einschreitens des Attorney-General), machte einen guten Eindruck.

So ist es gekommen, daß der Schluß des Parlamentes, trotz Manchem, was nicht durchgesetzt wurde, oder was in allzu abgeblaßter Farbe zur Welt kam, für das herrschende System doch weit befriedigender, weit zukunftverheißender war als sein Beginn. Die Thronrede konnte denn auch außer den beiden großen Fragen, der Ballotbill und dem, was sich auf den Washingtoner Vertrag bezog, noch einige andere Erfolge oder doch theilweise Erfolge vorführen. Nach außen die Schritte, welche gegen den bis jetzt fast gar nicht beachteten Sclavenhandel an der Ostküste Africa's eingeleitet sind, ferner der mit dem Deutschen Reiche abgeschlossenen und der mit anderen Staaten vorbereiteten Verträge wegen Auslieferung flüchtiger Criminalverbrecher. Der dem Kaiser von Deutschland von England und den Vereinigten Staaten übertragene schiedsrichterliche Spruch in der St. Juan-Gränzfrage wird noch erwartet, bisher wechseln die Parteien noch Schriften. Nach innen die Gesetze über die Localisirung der Armee, über die Einsetzung einer localen Regierungsbehörde in Irland nach dem Muster des englischen Statuts von 1871, über die Verwaltung der großen Fonds in den Händen des Kanzleigerichtshofes, über Bergwerksregulirung, über Ausschankconcessionen (Licensing Bill), endlich das Sanitäts- und das schottische Unterrichtsgesetz. — Ueber das von dem irischen Buben Arthur O'connor am 29. Februar gegen die Königin fingirte Attentat ist die Thronrede beim Schlusse des Parlaments einfach mit Schweigen hinweggegangen.

Digitized by Google

Kleine Umschau.

Die vierhundertjährige Jubelfeier der Münchener Hochschule und der deutsche Gedanke. War auch der Charakter der Festlichkeiten zum vierhundertjährigen Jubiläum der Münchener Hochschule zunächst ein localer, so fehlte es doch keineswegs an Momenten, welche denselben eine weit über München und Bayern hinausreichende Bedeutung verliehen und darin allein liegt der Grund einer Besprechung derselben in diesen Blättern.

Döllinger nannte in seiner Rectorats-Antrittsrede vom Jahre 1866 die deutschen Hochschulen in ihrer jetzigen Gestalt die Producte des historischen Sinnes der Nation und rühmte ihnen zugleich nach, daß durch ihre Thätigkeit dieser Sinn genährt, rein erhalten und auf die rechten Ziele hingelenkt wird. Das Volk und die Regierungen hätten sie deshalb stets mit Liebe gepflegt und an ihrer Geschichte hätten wir die Continuität unserer ganzen geistigen Entwickelung.

Angesichts dieser Worte des großen Gelehrten haben alle Deutschen ein Recht darauf, wenigstens geistig an der Feier jener Hochschule Theil zu nehmen, welche von allen deutschen Hochschulen zumeist in der Lage ist, den Wechsel der Zeiten und ihrer Denkart zur klaren Anschauung zu bringen. So faßten auch die deutschen und viele außerdeutsche Hochschulen die Frage auf, deshalb verdienen die Worte, mit welchen Professor Max Müller aus Oxford der Alma mater die Glückwünsche der auswärtigen Universitäten überbrachte, besondere Beachtung. Derselbe constatirte daß das segensreiche Wirken der deutschen Universitäten nirgend eine aufrichtigere Anerkennung finde als an den englischen Hochschulen. Was Großes und Schönes, Edles, Lebendiges und Kräftiges im deutschen Geistesleben sei, finde bei dem englischen Volke vollste Anerkennung und die Namen Schelling, Thiersch, Liebig und Kaulbach hätten in England ihren fremden Klang ganz verloren. Und es war ein bezeichnendes Wort, das Professor von Sybel sprach, als er seinen herzlichsten Glückwunsch zu Döllingers Namenstag so faßte: „Am Tage des heiligen Ignatius von Loyola bringe ich ein Hoch auf den neuen Ignatius!“ Das klang aber um so bedeutender und charakteristischer, als er vorher bei der officiellen Begrüßung bemerkt hatte: „Im fünfzehnten Jahrhundert hat die Pariser Universität den gesammten Episcopat geleitet — was München heute thut, dünkt mir mehr!“

Der Schwerpunkt der Jubelfeier lag natürlich in der Festrede Döllingers. Er behandelte in Variationen das nämliche Thema, welches die Grundlage seiner Antrittsrede von 1866 gebildet hatte, d. h. er besprach die Entwickelung der Universitäten überhaupt und in Deutschland insbesondere. Vor zwei Jahren habe die deutsche Nation ihre tausendjährige Jubelfeier begehen können, denn im Jahre 870 habe Ludwig alle Deutschen durch Vertrag zum ersten Male auf den natürlichen Grundlagen der Sprache zu einem nationalen Reiche vereinigt. Tausend Jahre später hätten uns deutsche Siege die lange verlorene Westgränze zurückgewonnen und die schwervermißte, vielersehnte Reichseinheit wiedergegeben. Die Universität München sei die erste, welche im neuen Reiche ihr Gründungsfest feiere, wodurch dasselbe sich zur Nationalfeier erweitere. Als er auf die Gründungen einzelner Universitäten übergegangen war und dabei auch Wittenbergs erwähnt hatte, gedachte er der Reformation als der bedeutendsten Bewegung seit Christus, an deren Seite als neue Macht das Studium des classischen Alterthumes, der Humanismus getreten.

Auf München übergehend bemerkte er, daß man hoffen dürfte, durch die daselbst wirkenden Männer und ihre Geistesverwandten in Tübingen, Bonn, Freiburg und Breslau eine wahrhaft deutsche und zugleich universelle, den anderen Wissenszweigen in Ernst und Wahrhaftigkeit der Forschung ebenbürtige Theologie sich herausbilden zu sehen. Ja, damals habe man noch hoffen dürfen. Weiterhin sprach er von der politischen Lage Deutschlands und knüpfte daran folgende Worte: „Jetzt blicken wir festen Muthes und ruhigen Vertrauens in die Zukunft,

Digitized by Google

denn die Sehnsucht nach dem Reiche, die allen Deutschen tief in's Herz gegraben, ist erfüllt: wir sind stark und politisch einig, warum sollten wir nicht hoffen, daß auch die andere Aufgabe zu lösen gelingen werde, nicht hoffen, daß wir auch da noch einmal zur Versöhnung und Eintracht durchdringen könnten?"

Das waren die einzigen Stellen in denen Döllinger die große Frage berührte, mit deren Lösung sein Name für alle Zeiten verknüpft sein wird.

Die katholische Facultät, welcher Döllinger angehört, beschränkte ihre Theilnahme an der Jubelfeier auf ihr Erscheinen im Festzuge und in der großen Universitätsaula am Hauptfesttage, sie glänzte aber bei allen anderen Anlässen durch ihre Abwesenheit und enthielt sich namentlich auch der Verleihung des Ehrendoctorates. Das letztere ist Alles eher, denn ein Beweis von Muth und Charakterfestigkeit. Da die Anhänger des Unfehlbarkeits-Dogmas in ihr die Mehrzahl bilden, so stand nichts entgegen, daß sie dem einen oder anderen Vorkämpfer desselben die höchste Ehre erwies, die eine Facultät zu erweisen vermag, und wenn sie dies gleichwohl unterließ, obschon ihr Herz nothwendig danach verlangen mußte, so konnte sie dies kaum aus einem anderen Grunde thun, als aus Sorge, die Gegner noch mehr zu reizen.

Es war diese Unterlassung um so auffallender als die vier anderen Facultäten von diesem ihrem Rechte einen ziemlich umfassenden Gebrauch machten, wie die Ernennung des Herzoges Karl Theodor zum Doctor der Medicin, des Prinzen Ludwig zum Doctor der Staatswirthschaft und des Professors Karl von Piloty zum Doctor der Philosophie beweisen.

Von ultramontaner Seite bemüht man sich fort und fort, glauben zu machen, der König sei gegen Döllinger nicht mehr so gnädig gestimmt wie früher. Namentlich in der letzten Zeit wurde dies wiederholt behauptet und wohl auch geglaubt, denn man glaubt ja gerne, was man wünscht. Daß dem aber keineswegs so sei, dafür spricht nicht blos die Verleihung des Groß-Comthurkreuzes des Civilverdienstordens der bayerischen Krone an den berühmten Gelehrten bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität, an deren Spitze er gegenwärtig steht, sondern auch das eigenhändige Schreiben des Königes an denselben, in welchem er ihm in der huldvollsten Weise eröffnete, daß er den von den Studirenden beabsichteten Fackelzug als Döllinger in seiner Eigenschaft als dermaliger Vertreter der Alma mater dargebracht wissen wolle und mit Vergnügen bereit sei, ihn in besonderer Audienz zu empfangen.

Die Ehrenpromotionen beschränken sich begreiflicherweise nicht auf Bayern, ja nicht auf das deutsche Reich allein, mehrere von ihnen tragen einen entschieden politischen Charakter. So die v. d. Tann's zum Doctor der Philosophie, anläßlich deren mit Recht hervorgehoben wurde, daß er derjenige gewesen, der im nationalen Kampfe den Studirenden der Universität, die ihm begeistert gefolgt, sich als Vater erwiesen. So die des italiänischen Finanzministers Sella, als eines Mineralogen ersten Ranges, der seine Studien zum Theil in Deutschland gemacht hat. In der ihm gewordenen Auszeichnung wollte die philosophische Facultät ein Zeichen setzen, daß aller Hader zwischen Deutschland und Italien vorüber sei und zugleich der Erinnerung daran, daß die ganze Cultur Deutschlands aus italiänischer Quelle entsprungen ist. Um die ganze Tragweite dieser Auszeichnung Sella's zu würdigen, muß man wissen, mit welcher Erbitterung die clericale italiänische Presse sich darüber ausspricht, und wie sie recht wohl begreift, daß diese Ehre nicht blos dem italiänischen Gelehrten, sondern dem italiänischen Minister gilt, unter dessen Regiment der 20. September 1870 anbrach. Wenn im siebenten deutschen Journalistentage sich die Vertreter der österreichischen Presse als Glieder der großen geistigen Gemeinschaft aller Deutschen fühlten und betrachtet wurden, und wenn das Ehrendoctor-Diplom der philosophischen Facultät an den Gymnasialdirector La Roche in Linz ausspricht, „daß wir uns von Oesterreich nur territorial getrennt erachten, aber stets vereint in der geistigen Cultur — untrennbar", so tritt derselbe nationale Gedanke in erfreulicher Uebereinstimmung in zwei Lebenskreisen rückhaltlos zu Tage, die sonst wenig oder keine Berührungspunkte haben.

Derselbe nationale Gedanke durchzog auch als rother Faden fast alle Tischreden bei den Festmahlen.

Wenn derjenige bayerische Staatsminister,

Digitized by Google

welcher sich vor Allen der besonderen Gunst des Königes erfreuen darf, wenn Herr von Lutz beim Bankette der Universität im Odeonssaale unter Bezug auf das von Döllinger ausgebrachte Hoch auf den König Ludwig II. diesen als das leuchtende Vorbild bezeichnet, von dem wir zu lernen hätten, was uns ziemt, wenn er ihn als den preist, der unverweilt die Söhne seines Landes entsendete, um den an Deutschlands Gränzen stehenden Erbfeind zu bekämpfen; wenn er hervorhebt, wie der König als der Ersten Einer die entschiedensten Schritte gethan, dem in ernster Noth geschlossenen Bündnisse der deutschen Völker bleibende Gestaltung und die Vorbedingungen ewiger Dauer zu geben; wenn er vom Könige sagt, er habe sein Volk gelehrt, daß der Deutsche, weß Landes Kind er auch sei, ein zweites großes und mächtiges Vaterland hat, das Allen dieses Namens gemeinsam ist, und er habe durch sein Beispiel gezeigt, daß wir dieses gemeinsame Vaterland lieben dürfen und sollen mit Wort und That; wenn derselbe Staatsminister seine Freude darüber ausspricht, daß, was seit dem Verfalle der alten Kaiserherrlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht ersehnt worden, in prächtiger Vollendung vor uns steht; wenn er das lebende Geschlecht glücklich preist, weil wir ein einiges Deutschland errungen und gewonnen; wenn er unserer Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, unserer Freude und Hoffnung Ausdruck giebt in dem Rufe: „Hoch Deutschland! Hoch Deutschlands sieg- und ruhmgekrönter Kaiser! Hoch das deutsche Reich!" und wenn wir ferner noch mehr als einen Grund haben, in Herrn v. Lutz den künftigen Leiter der auswärtigen Politik Bayerns zu vermuthen — dann dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, daß der nationale Gedanke auch in den maßgebenden Kreisen nach wie vor lebendig ist.

Daß er es aber immer und unter allen Umständen bleibe, das walte Gott!

Karl Albert Regnet.

Der siebente deutsche Journalistentag. Es kann nicht Aufgabe dieser Blätter sein, einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen des siebenten deutschen Journalistentages zu liefern, welche in der Zeit vom 27. und 28. Juli in München gepflogen wurden. Wohl aber möchte es am Platze sein, aus der Zahl der auf die Tagesordnung gesetzten Fragen zwei näher ins Auge zu fassen und die darüber erwachsenen Debatten zu verfolgen.

Der weitaus wichtigste Gegenstand, mit welchem sich die Vertreter der deutschen Presse — es waren deren 53 anwesend — zu beschäftigen hatten, war ohne Zweifel das Reichspreßgesetz. Das hob auch der Reichstagsabgeordnete, Stadtrichter Dr. Kastner von München hervor, als er am Vorabende der Verhandlungen die auswärtigen Journalisten Namens der in München gewählten Abgeordneten für den bayerischen Landtag wie für den deutschen Reichstag bewillkommnete. Auf das Reichspreßgesetz hinweisend, gab er den Vertretern der deutschen Presse die Versicherung, daß die Männer, in deren Namen er spreche, gewiß bestrebt sein würden, Alles einzusetzen und im Sinne der Vertreter der Presse da einzutreten, wo sie ihr Votum abzugeben haben, damit die Preßfreiheit in der That in Wirksamkeit gesetzt werde. Fürwahr ein schönerer Gruß konnte den Gästen nicht geboten werden; er stärkte ihren Muth und kräftigte ihr Vertrauen.

Im Laufe des darauf folgenden Morgens ging der Journalistentag zur Berathung über den Entwurf des neuen Preßgesetzes über, welche durch das eingehende Referat des Hrn. Sonnemann von der Frankfurter Zeitung eingeleitet wurde. Er gab darin eine ungemein anschauliche Darstellung all' der verschiedenen Wandelungen, welche insbesondere die norddeutsche Presse in ihrer Stellung gegenüber diesem Entwurfe auf dem vorjährigen Journalistentage eingenommen hat. Während sich die Majorität desselben aus reinen Zweckmäßigkeits-Gründen dafür entschied, die gänzliche Aufhebung der vorläufigen Beschlagnahme nicht in den Entwurf aufzunehmen, um auf diese Weise dessen Annahme durch den Bundeskanzler zu erreichen, sei jetzt wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß man, eines Besseren belehrt, die Aufgabe des Journalistentages richtiger dahin fassen werde, daß man von den Gründen der bloßen Zweckmäßigkeit absehen und nur über principielle Feststellungen sich vereinigen werde. Referent unterzog den Artikel 9 des Entwurfes einer scharfen Kritik und wies mit schlagenden Gründen nach, daß mit einer Bestimmung, welche dem Richter das Recht der Beschlagnahme einräumt, nicht das

Digitized by Google

Mindeste gewonnen sei, indem man damit den Richter eigentlich nur zum Polizeibeamten herabwürdige und ihn zwinge, in einer Sache, welche er noch gar nicht untersucht habe, ein Urtheil zu fällen. Schließlich empfahl Referent die Berathung nur über § 9 des Entwurfes zu eröffnen, da die übrigen Theile desselben nicht beanstandet werden, und beantragte darauf hin die gänzliche Aufhebung der vorläufigen Beschlagnahme als principielle Forderung auszusprechen.

Hr. Kletke von der Vossischen Zeitung stimmte den Ausführungen des Referenten in seiner Eigenschaft als Correferent vollständig bei und führte in lebendiger Rede aus, wie mit dem § 9 die Freiheit der Presse stehe oder falle; denn alles Uebrige komme demselben an Wichtigkeit in keiner Beziehung nahe. Die vorläufige Beschlagnahme durch den Richter nannte Redner noch unsinniger als die durch den Polizeibeamten vorgenommene. Zur Begründung seiner Aufstellung brachte Redner zahlreiche Beispiele aus dem vorigen Jahre, da die Berliner Blätter der Reihe nach confiscirt worden. Angesichts solcher Thatsachen erntete er allseitigen lebhaftesten Beifall, als er zu dem Schlusse kam, die Censur sei ihm noch lieber als die vorläufige Beschlagnahme.

Hr. Lecher von der „Presse" wies darauf hin, daß durch die vorläufigen Beschlagnahmen nicht allein die Eigenthümer und das Publicum, Abonnenten und Inserenten, geschädigt würden, sondern auch die Interessen der Journalisten. Man denke nur an die endlosen Klagen der Eigenthümer über den Ruin ihrer Blätter gelegentlich einer Confiscation und wie die Stellung der Redacteure dadurch erschüttert werde. Darum müsse man mit der Confiscation in den Gesetzgebungen Deutschlands und Oesterreichs ein Ende machen.

Sämmtliche Redner sprachen sich mehr oder minder scharf über die Beschlagnahme und die Beschränkung der Colportage aus, namentlich auch Professor Dr. Richter von der „Neuen Freien Presse". Derselbe erklärte Namens seiner Landsleute, daß sie auf Grund dessen, was sie in der Hohenwartischen Periode in Oesterreich erfahren hätten, das lebhafteste Interesse dafür empfinden, daß der Artikel 9 nach dem neuen Ausschußantrage angenommen werde. Denn wenn auch das österreichische Gesetz im Falle ungerechtfertigter Beschlagnahme eine nachträgliche Aufhebung derselben feststelle, so könne doch der materielle Verlust, wenn einmal durch polizeiliche Willkür herbeigeführt, nicht mehr wieder gut gemacht werden, weil die Aufhebung der Beschlagnahme unter Umständen so spät erfolge, daß von einer günstigen Nachwirkung keine Rede mehr sein könne. Die Preßzustände in Oesterreich seien in mancher Beziehung günstiger, in manch' anderer wieder ungünstiger, als im deutschen Reiche und den zugehörigen Ländern, die sich nicht überall der Geschwornen erfreuten. Sie seien bestrebt gewesen eine Besserung der Preßzustände herbeizuführen, namentlich die Stempelsteuer abzuschaffen und die Colportagefreiheit zu gewinnen, welche für die Agitation in freiheitlichen Dingen wie für die Erhaltung kleiner unabhängiger Blätter eine Lebensfrage sei. Aber der Finanzminister habe sich dagegen ausgesprochen, habe sogar auf die Steuerreform vertröstet. Der Gesetzentwurf entspreche den Wünschen seiner Landsleute vollständig, und sie würden deshalb denselben zum Gegenstande ihrer Agitation machen: Die Rechtseinheit sei für Deutschland und Oesterreich ein nicht hoch genug zu schätzendes Gut. Ueberdies hätten sie für diese Agitation auch noch einen nationalen Grund. Wenn sie auch z. B. auf territorialem Gebiete getrennt seien, so wollten sie doch wenigstens auf geistigem Gebiete einen Zusammenhang mit Deutschland haben und deshalb beantrage er auch diesmal wieder die Mittheilung des Berichtes über die Berathungen des Journalistentages an die österreichische Reichsvertretung.

So wurde, nachdem auch noch Hahndorf (Cassel), Bürgers u. A. sich an der Debatte betheiligt, dem Antrage des Referenten entsprechend der Art. 9 des Entwurfes, der den Richtern die Befugniß der Confiscation einräumt, verworfen und einstimmig beschlossen, daß keinerlei Beschlagnahme als Präventiv-Maßregel zulässig sei.

So einig der Journalistentag in der Frage des Preßgesetzes war, so schroff standen sich die Meinungen in einer nicht dem Gebiete der Politik und des Rechtes, sondern der Sitten angehörigen entgegen.

Hr. Kaulen (Frankfurt) hatte nämlich den

Digitized by Google

schon früher gestellten Antrag wiederholt, der Journalistentag wolle in einer Resolution aussprechen, daß die Journale gegen unsittliche Theaterstücke und deren Recensionen wirken mögen, und Herr Voget (Wien) die motivirte Tagesordnung beantragt, weil es ungeziemend sei, daß der Journalistentag Normen für die publicistische Behandlung vorschreibe. Voget's Antrag nun veranlaßte Hrn. Bürgers von der „Mittelrheinischen Zeitung" sich in erregter Weise gegen denselben auszusprechen. Man müsse es beklagen, daß dieser Antrag abermals so mißhandelt werden solle wie in Frankfurt. Es sei leichtfertig und unwürdig, den Antrag sofort wieder durch die Tagesordnung verschwinden zu machen, und nur gemeine, sich wegwerfende Menschen könnten die Producte des französischen Theaters, die den Ehebruch in den Himmel erhöben, noch erörtern. Es gehöre zur journalistischen Standesehre, diesem Treiben entgegen zu treten, und wer es nicht thue, habe eben keine Standesehre.

Die Heftigkeit, mit welcher Herr Bürgers sprach, zog ihm seitens des Vorsitzenden den Ordnungsruf zu; denn, bemerkte Dr. Stein, „der Journalistentag ist in erster Linie dazu berufen, die freie Meinungsäußerung zu wahren; das ist die erste Pflicht desselben".

Nach diesem peinlichen Zwischenfalle wurde der Uebergang zur Tagesordnung mit 24 gegen 19 Stimmen angenommen und damit eine Frage beseitigt, die besser gar nicht angeregt worden wäre. Denn wie man auch über die Producte des französischen Theaters und die gewisser deutschen dramatischen Dichter denken mag, so kann man doch unmöglich übersehen, daß der Journalistentag eine andere Aufgabe hat, als die, den einzelnen Journalisten die Besprechung einer gewissen Gattung dramatischer Poesie zu untersagen. Das hieße einfach an die Stelle der staatlichen Censur eine solche des Journalistentages setzen und die Freiheit des Urtheiles beschränken oder eigentlich ganz aufheben. Zudem bliebe auch nach Annahme des Kaulen'schen Antrages der weitaus größere Theil jener Literatur außer Frage, welche ganz gleiche Tendenzen verfolgt, wie die von ihm ins Auge gefaßte Bühnenliteratur: es bliebe dem einzelnen Journalisten nach wie vor überlassen, die Geistesproducte eines Sacher Masoch und Genossen in den Himmel zu erheben. Gerade aber Romane dieser Art sind gefährlicher als Bühnenstücke und zwar schon darum, weil sie ein größeres Publicum haben. Im günstigsten Falle wäre also mit Kaulen's Antrag nur ein Theil des von ihm beabsichtigten Zweckes erreicht worden und auch dies nur mit Hilfe einer des Standes der Journalisten unwürdigen Bevormundung. Einer solchen aber bedarf es um so weniger, als es jedem, der des Antragstellers Anschauungen über die Schädlichkeit dieser Art von Literatur theilt, freisteht, innerhalb seiner eigenen Sphäre und mit Gesinnungsgenossen dagegen zu wirken.

Karl Albert Regnet.

Todtenschau.

Forster, François, namhafter französischer Kupferstecher, † am 27. Juni zu Paris. Geboren war derselbe am 22. August 1790 zu Locle im Kanton Neuenburg in der Schweiz. Nahezu 15 Jahre alt, kam er nach Paris, und hier legte er im Atelier Langlois' den ersten Grund zu seinem nachherigen künstlerischen Können und Wirken. Auf der Pariser Kunstschule bei deren Besuch er seinen Landsmann und späteren intimsten Freund Leopold Robert kennen und schätzen lernte, beschäftigte ihn das Studium der Malerei und der Kupferstecherkunst. Besonders sagte ihm diese zu, und bald war er einer ihrer fleißigsten und geschicktesten Jünger. 1809 ward ihm eine erste Auszeichnung mit einem Preise zweiter Klasse zu Theil. Einen neuen Triumph feierte der jugendliche Künstler 1814, als ihm der erste große Preis zuerkannt wurde. Seine Leistungen entgingen nicht der Beachtung König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, der sich in dem Jahre nebst den verbündeten Fürsten in Paris

Digitized by Google

aufhielt. Der Monarch verlieh dem talentvollen jungen Kupferstecher nicht nur eine goldene Preismedaille, er bewilligte ihm auch zu einer Kunstreise auf zwei Jahre ein Künstlergehalt im Betrage von 1500 Francs jährlich, eine Aufmunterung, die auf Forster's besonderes Verwenden ebenfalls dessen Freunde Leopold Robert nicht vorenthalten blieb. Die beiden Freunde gingen nun nach Rom und dort ließ Forster es sich namentlich angelegen sein, Meisterwerke Raphaels zu reproduciren. Da er damals zu einem bedeutenden Rufe es noch nicht gebracht hatte, zwang ihn, als seine Pensionsquelle versiegt war, die Nothwendigkeit zur Rückkehr nach Frankreich. Hier war er in der ersten Zeit, um leben zu können, darauf angewiesen, für Herausgeber von Kupferstichsammlungen zu arbeiten. Allein er blieb der ursprünglich von ihm eingeschlagenen Richtung getreu, und mit Lust und Liebe baute er nach wie vor den großen Stich an. Nicht lange, so entstanden mehrere seiner vorzüglichsten Werke, und fortan war sein Künstlerruf und seine Menschenexistenz gesichert: Der Auszeichnungen wurden ihm noch mancherlei zu Theil. Neue Preise trug er 1824, 1831 und auf der 1855er Weltausstellung, die er mit einem Stiche nach Winterhalter: „Die Königin Victoria", beschickt hatte, davon. Mitglied der Künstlerakademie ward er 1845 an des verstorbenen Tardieu Statt. 1838 erfolgte seine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion, und am 14. August 1863 wurde der Ritter zum Officier erhoben. Forster's Stärke bestand in der gesunden, kräftigen Darstellung des Originales, dessen Ausdruck durch seinen Stichel nicht die mindeste Schmälerung erfuhr. Er verstand es, die menschliche Gestalt in allen ihren Theilen im Stiche correct zu behandeln. Gleichwohl vermied er bezüglich der Fleischpartieen nicht immer eine gewisse Härte. Zu seinen hervorragendsten Stichen zählen: „Die drei Grazien", la Vierge à la légende und die beiden Bildnisse Raphaels, nach diesem; „Die Geliebte des Tizian", nach diesem; „Die Jünger in Emmaus", nach Paolo Veronese; la Vierge au bas-relief nach Leonardo da Vinci; „Aeneas und Dido" und „Aurora und Cephalus", nach Guérin; „Franz I. und Karl der Fünfte", nach le Gros; „Die heilige Cäcilia", nach Paul Delaroche; das Bildniß Albrecht Dürer's; das Heinrichs IV., nach Porbus; das Wellington's, nach Gérard; das Alexander von Humboldt's, nach Steuben u. a. m.

Guérolt, Adolphe, einer der fähigsten pariser Journalisten, † am 21. Juli nach einem kurzen Krankenlager zu Vichy. Der Verstorbene, geboren am 29. Januar 1810 zu Radepont im Departement Eure, war der Sohn eines reichen Fabricanten, der die ersten Fabriken im Thale von Andelle (Eure) anlegte. Nach Vollendung seiner Studien schloß er sich mit Feuereifer den Doctrinen der St. Simonisten an, die er niemals ganz wieder aufgab. Nach Zersprengung seiner Glaubensgenossen empfing er von Bertin dem Aelteren, dem bekannten Redacteur des Journal des Débats, während eines Jahres eine Art literarischer Mission in Spanien, von wo aus er dem genannten Blatte eine ebenso interessante wie eingehende Correspondenz über Madrid und die verschiedenen Provinzen der Halbinsel einsandte. Hierauf ging der Verstorbene in ähnlicher Mission nach Italien und schrieb hier für dasselbe Journal, während sechs Jahren, zahlreiche Artikel über die Länder, welche er durchreist hatte, sowie über sociale und volkswirthschaftliche Fragen. Im Jahre 1842 ernannte ihn Guizot zum Consul zu Mazatlan in Mexico, von wo aus er wenige Zeit vor der Revolution von 1848 nach Jassy versetzt wurde. Die provisorische Regierung entließ ihn und Guérolt kehrte nach Paris zurück, wo er St. Simonistische Artikel und Brochuren schrieb und einer der fleißigsten Mitarbeiter der „Republique" und des „Credit" war. Nach dem Staatsstreiche, dem er anfangs sehr abhold war, und der ihm auch eine Verhaftung einbrachte, beschäftigte er sich ausschließlich mit industriellen Fragen, die er hauptsächlich in dem Journal „L'Industrie" behandelte. Ende des Jahres 1857, als Mirès die „Presse" kaufte und hier industriellen und ökonomischen Fragen vor allen anderen den Vorzug gab, wurde er zum Chefredacteur dieses Blattes berufen, verblieb jedoch nur kurze Zeit in dieser Stellung. Im Jahre 1859 gründete er auf das Programm des italiänischen Krieges und eines freien Kaiserreiches die „Opinion Nationale". Obgleich vielfach durch die Patronage des Prinzen Napoleon gehindert und gezwungen pecuniäre Hülfe von

Digitized by Google

diesem anzunehmen, leitete Guérolt sein Blatt doch mit anerkennenswerther Unabhängigkeit. Er erhielt häufig „Verwarnungen" und stand zu verschiedenen Malen wegen Preßvergehen vor dem Zuchtpolizeigerichte. Niemals hörte er auf, den Fehlern des Kaiserreichs entgegen zu treten und weitgreifenden liberalen Principien das Wort zu reden, im Einklange mit seiner Ueberzeugung, daß es nicht wünschenswerth sowohl wie hoffnungslos sei eine Revolution mit Gewalt herbeizurufen. Unausgesetzt lag er im heftigen Kampfe mit dem Ultramontanismus und der weltlichen Macht des Papstes. Im Jahre 1863 war der Verstorbene einer der neun von Paris in die Kammer gewählten Oppositionsdeputirten. Während der sechs Jahre, die er im Gesetzgebenden Körper saß, machte er sich als schlagfertiger Debatteur einen Namen und votirte beständig mit dem linken Centrum. Doch bei den allgemeinen Wahlen im Jahre 1869 machte ihn das Bekanntwerden seiner Beziehungen zum Prinzen Napoleon unpopulär in Paris, infolge dessen er im Wahlkampfe gegen Jules Ferry unterlag. Nach dem 4. September dachte Guérolt niemals wieder an eine Restauration und die „Opinion Nationale" war von dieser Zeit an ein leitendes Organ der gemäßigten Republicaner. Im Privatleben genoß der Verstorbene einer hohen Achtung. Er hatte viel Sinn und Verständniß für Musik und seine Privatconcerte in seinem Hause in der Rue d'Amsterdam, in denen seine schöne Tochter die leitende Rolle spielte, werden lange von der pariser Gesellschaft in Erinnerung behalten werden.

Guérolt hat verschiedene Werke veröffentlicht, die zum Theil aus seinen Journalartikeln zusammengesetzt sind, wie: „Lettres sur l'Espagne" (1838); „De la question coloniale" (1842); „Les colonies françaises et le sucre de betteraves" (1842); „La liberté et les affaires, la cherté des loyers et les travaux de Paris" (1861); „Etudes de politique et de philosophie religieuse" (1862); „La Politique de la Prusse" (1866); „Discours prononcés au Corps legislatif" (1869).

Tibaldi, Ignazio, einer der einflußreichsten Journalisten und geschätztesten Patrioten des jungen Italien, † zu Rom am 6. August. Je nachdem die Zeiten angethan waren, trat er mit dem Schwerte oder mit der Feder für die nationale Sache ein, stets ein ganzer Mann. Geboren 1815 zu Verolanova in der Provinz Breschia, studirte er in Pavia und übernahm dann ein städtisches Verwaltungsamt. Als dann im Jahre 1848 die Revolution ausbrach, führte ihn der ewig rege Gedanke an Italien an die Spitze der Bewegungen von Como, von wo aus er in die provisorische Regierung berufen ward. Darauf wurde er Soldat und machte den Feldzug desselben Jahres mit. So war er denn auch einer der Wenigen, welche die österreichische Amnestie ausnahm. Mit dem Fortschreiten des nationalen Gedankens hatte Tibaldi keine Ruhe mehr zu Verwaltungsämtern. Wie er das Schwert geführt, so griff er jetzt zur Feder. In Piemont, wohin er sich zurückgezogen hatte, trat er in die Redaction des Journals „L'Opinione", mit dem er nach Rom übersiedelte und als dessen Mitarbeiter und Mitbesitzer er gestorben ist. Er war zugleich Mitglied des Parlamentes, in das ihn das dankbare Como nach seiner Befreiung als seinen Vertreter gesandt hatte. Die Ursache seines plötzlichen Todes war ein erneuerter heftiger Anfall eines Sumpffiebers, welches er sich bei der Belagerung von Mantua 1848 geholt, und das ihn von Zeit zu Zeit heimgesucht hatte. — An demselben Tage starb zu Rom an demselben Fieber ein anderer Abgeordneter (für Patti in Sicilien) Michele Bertolemi, der sich nicht nur als Patriot, sondern auch als Dichter eines freundlichen Rufes erfreute.

Digitized by Google

Robert Prutz

† den 21. Juni 1872.

Wandellos, in ew'gem Gleise
Gehn am Himmel, leise, leise,
Uns zur Lust, sich selbst zum Preise,
Mond und Sonnen ihre Kreise:
Und so halten gleicher Weise
Aus den Wolken, leise, leise,
Uns zur Lust, sich selbst zum Preise,
Ew'ge Götter, mild und weise,
Zwischen Sonnenbrand und Eise
Unsers Lebens bunte Reise
Wandellos in ew'gem Gleise.

Bist du auch, von Nacht umfangen,
Auf der Wanderschaft, der langen,
In die Irre mal gegangen,
Lasse dich darum nicht bangen!
Jene nur, die kämpfend rangen,
Sollen einst den Kranz empfangen;
Du mit gläubigem Verlangen
Halte fest den Gott umfangen,
Dran dein Herz zuerst gehangen,
Und du wirst ans Ziel gelangen,
Mutbig wie du angefangen.

Robert Prutz.

So rief sich selbst einst der Dichter, an dessen frisch aufgeworfenem Grabhügel wir trauernd stehen, zu, den sinkenden Muth neu zu beleben, Trost in den Heimsuchungen und neue Kraft zu dem Kampfe des Lebens suchend und findend in dem erhebenden Bewußtsein, für eine gute Sache mit guten Waffen gekämpft zu haben und dem Banner, dem er sich einst in freudigem Jugendmuthe angeschlossen hatte, auch in unverbrüchlicher Treue und unbeirrt durch die schweren Wechselfälle eines ungleichen Kampfes todesmuthig gefolgt zu sein.

Wenn jenes Dichterwort, ein Mensch sein heiße nichts anderes als ein Kämpfer sein auf der Wahlstatt des Lebens, auf Jemanden mit Recht angewandt werden kann, so ist es Robert Prutz. Sein Leben war ein Kampf, nicht bloß in jenem wörtlichen Sinne, in dem das Leben unserer deutschen Schriftsteller ja — von einigen ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen — ein Kampf zu sein pflegt um die Gründung einer wirklich gesicherten und von den Schwankungen der literarischen Production unabhängigen Stellung, sondern auch ein Kampf in dem höheren Sinne, daß der Verstorbene sein ganzes Leben geweiht hatte dem Dienste der Schönheit, der Wahrheit und des Rechtes, daß er dieser Herrschaft, in unversöhnlicher Feindschaft anstürmend gegen alles Unschöne, Unwahre und Unrechte, in immer weiteren Kreisen zu sieghafter Anerkennung zu bringen bemüht war. Als Dichter, als Publicist, als Lehrer des Volkes hat Prutz immer nur dieses eine Ziel im Auge gehabt, nie aufgehört, nach demselben zu streben, trotz der schmerzlichsten Enttäuschungen, des niederschlagendsten Mißglückens, unbeirrt durch mancherlei glänzende Verlockungen, mit denen man ihn der im Gegensatze zu der einmal herrschenden Strömung erwählten Sache untreu zu machen versuchte.

Digitized by Google

In diesem Kampfe gipfelt recht eigentlich das Leben von Robert Prutz, in ihm erkennen wir die treibende und bewegende Kraft, die in allen einzelnen Theilen desselben herrscht, von ihm aus erscheint auch die mannichfache und die verschiedenartigsten Gebiete zugleich berührende und umfassende Thätigkeit des Verstorbenen als eine einheitliche, in sich selbst harmonisch abgeschlossene und trotz des ihr vorzeitig gesetzten Zieles als eine organisch zu Ende geführte.

Ueberblicken wir die Entwickelung des deutschen Geistes während der letzten Jahrzehnte: unter den in derselben herrschenden, den Fortschritt des nationalen Lebens fördernden Strömungen finden wir keine, an welcher Robert Prutz nicht den lebhaftesten Antheil genommen, und wenige, zu deren Nährung und Kräftigung er nicht mehr oder minder Wesentliches beigetragen hätte. Die außerordentliche Empfänglichkeit und Erregbarkeit seines Geistes, welcher, durchaus universeller Natur, den scheinbar unvereinbarsten Dingen ein ernstes Interesse zuzuwenden vermochte, und seine Vielgewandtheit in den verschiedensten Formen der Darstellung sowie seine unbedingte Sicherheit in der Handhabung jeder einzelnen machten Robert Prutz in ungewöhnlich hohem Grade fähig, nicht blos die volle Summe der Entwickelung seiner Zeit auf sich wirken zu lassen, sondern auch seinerseits wiederum, mit glücklichem Tacte das Wichtigste aus dem seiner Natur besonders Zusagenden herausgreifend, auf die im Gange befindliche Entwickelung einen maßgebenden, derselben Ziel und Richtung vorschreibenden Einfluß auszuüben.

Seitdem das Jahr 1840 mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. nach jahrzehntelanger trostloser Stagnation in die Verhältnisse Deutschlands eine neue, frische, freilich noch durchaus unklare und mit sich selbst vielfach in Widerspruch gerathende Bewegung gebracht hatte, bis hin zu dem Jahre 1866 finden wir in dem literarischen und politischen Leben unseres Volkes keinen wichtigen, eine bedeutsame Entscheidung vorbereitenden, eine ernste Wendung in Aussicht stellenden Moment, an dem nicht auch Robert Prutz seine Stimme erhoben hätte, sei es ermuthigend, sei es mahnend und warnend, sei es in schwungvollen Versen oder einschneidenden Journalartikeln oder in mächtig ergreifender freier Rede.

So spiegelt das Leben des in der Reife der Manneskraft dahingestorbenen Dichters das Leben unserer Nation während der letzten Jahrzehnte wieder, in seinem inneren Gehalte und literarischen Schaffen alles Gute und Edle, was das deutsche Volk in selbstüberwindender Arbeit sich errang und zu eigen machte, und was der Quell wurde des herrlichen Aufschwunges dieser letzten Jahre, in seinem äußeren Verlaufe die Unklarheit und Unfertigkeit unserer öffentlichen Verhältnisse, die geistige und politische Reaction und ihre langjährige unbedingte Herrschaft.

Am 30. Mai 1816 wurde Robert Eduard Prutz zu Stettin als jüngstes Kind seiner Aeltern geboren. Sein Vater, der Sohn eines armen Bauern aus dem benachbarten Dorfe Messentin, hatte durch eine entbehrungsreiche Jugend und in harter Arbeit sich aus eigener Kraft zum wohlhabenden Kaufmann emporgerungen, hinterher aber durch die napoleonischen Kriege und namentlich durch die Belagerung Stettins ruinirt, wiederum ganz von vorne anfangen müssen. So wuchs der talentvolle Knabe auf unter den Eindrücken, welche ein arbeitsvolles, tüchtiges, sich seines mühsam erworbenen und stets gefährdeten Glückes mit Maß freuendes Kaufmannshaus darbietet, von dem liebevollen, aber auch harten und heftigen Vater streng gehalten.

Aber die Jahre der glücklichen Kindheit waren kurz gemessen: harte Schicksalsschläge trafen die Familie, der Vater verfiel in Schwermuth und fand in ihr ein vorzeitiges Ende.

Digitized by Google

Unter den Augen der schwächeren Mutter, in innigem Zusammenleben mit zwei älteren Schwestern, von denen namentlich die ihm geistesverwandte älteste einen besonderen Einfluß auf ihn ausübte, wuchs der Knabe zum Jüngling heran, indem sich seine reiche Begabung mit Vorliebe der Literatur zuwandte. An dem Marienstiftsgymnasium, das Prutz besuchte, wirkten damals eine Reihe hochbedeutender Männer, die nicht blos durch ihre Gelehrsamkeit und ihr Lehrtalent, sondern auch durch die scharf ausgeprägte Eigenart ihres ganzen Wesens auf die Jugend in hervorragend fördernder und anregender Weise einzuwirken wußten, wie der gemüthsinnige, poesievolle, zu einer gewissen mystischen Schwärmerei neigende Ludwig Giesebrecht, der logisch scharfe, unerbittlich kritische, energisch durchdringende K. E. A. Schmidt, der feinsinnige, humane, von dem Geiste des classischen Alterthumes durchdrungene Hasselbach u. a. m. Alle diese Männer haben nach der einen oder anderen Seite auf Prutz eingewirkt, der reich begabt und bald über die Mehrzahl seiner Genossen hervorragend auch das Interesse seiner Lehrer besonders erweckte.

Große Hoffnungen setzten diese auf ihn, als er Ostern 1834 das Gymnasium mit einem glänzenden Zeugnisse verließ, um sich dem Studium der Philologie zu widmen. Seine Studienjahre 1834—38 verbrachte Prutz in Berlin, Breslau und Halle. Hat er in dieser Zeit auch immer höhere geistige Interessen verfolgt und sich nach eigener Lust und Wahl wissenschaftlich beschäftigt, so war er doch lange Zeit nicht das, was man einen fleißigen Studenten nennt, sondern genoß diese glücklichste Zeit der Freiheit in vollen Zügen und hier und da wohl auch etwas wild und ausgelassen: mehr als den Geheimnissen der lateinischen und griechischen Grammatik ging er namentlich seinen poetischen Neigungen nach, die schon in seiner Schulzeit poetische Productionen hatten entstehen lassen. Erst in Halle warf sich Prutz mit allem Eifer auf das Studium, mit dem er aber auch jetzt noch fröhliche Hingabe an das sorglose Studentenleben zu verbinden wußte. Neben der Philologie beschäftigte sich Prutz namentlich auch mit geschichtlichen Studien: das Ergebniß derselben war eine Untersuchung über die Quellen der Annalen des Tacitus, durch die er sich 1838 in Halle den Doctorgrad erwarb.

Inzwischen war Prutz bereits literarisch in die Oeffentlichkeit getreten. An Chamisso hatte er einige seiner Gedichte gesandt, damit bei diesem die wohlwollendste Aufnahme gefunden und seine Erstlinge in dem Musenalmanach gedruckt gesehen. Auch als Kritiker hatte sich Prutz schon in jenen Jahren seine Sporen verdient. Der bekannte Componist Karl Löwe hatte sich für die ihm Ehren halber verliehene Doctorwürde durch Veröffentlichung eines Commentares zum zweiten Theile des „Faust" revanchiren zu müssen gemeint; diesen unterzog der Student einer einschneidenden, geradezu vernichtenden Kritik, der man höchstens insofern Bedenken entgegensetzen konnte, als sich hier der Schüler gegen den bisherigen Lehrer erhob, in der aber die besondere kritische Begabung Prutz' unverkennbar hervortrat.

Mit Beendigung seiner Studienzeit handelte es sich für Prutz um die Wahl eines bestimmten Lebensberufes: sich dem Schulfache zu widmen, hat er nie Neigung gehabt, auch würde ihn seine besondere Natur in dieser Thätigkeit wohl kaum haben rechte Befriedigung finden lassen; dachte Prutz nun auch zunächst daran, sich auf die akademische Thätigkeit vorzubereiten, so lagen doch schon damals streng wissenschaftliche und poetische Neigungen mit einander im Streite, und während er an einer gelehrten grammatischen Abhandlung über die griechische Partikel ἄν arbeitete und weitschichtige Materialien zu einer projectirten Geschichte des Textes des Horaz sammelte, gab er sich doch zugleich poeti-

Digitized by Google

schen Plänen, deren ihn mehrere größere beschäftigten, hin und legte Hand an ihre Ausführung.

Längere Zeit hielt er sich damals in seiner Vaterstadt auf, an die ihn nach dem Tode der Mutter nicht blos das innige Verhältniß zu den beiden Schwestern, sondern auch der rege geistige Verkehr fesselte, der damals Stettin auszeichnete, und dessen eigentlicher Mittelpunkt das allen höhern Interessen sich bereitwillig öffnende Haus des hochgebildeten und geistvollen, unheilbares Siechthum muthig tragenden Oberlehrers Wellmann war. Mit diesem und seiner gleichgearteten Gattin, der Tochter Hasselbach's, war Prutz durch die aufrichtigste Freundschaft verbunden, und bei ihnen und in ihrem Kreise fand er für seine poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen jederzeit rechtes Verständniß und einsichtige Förderung; denn was irgend an geistigen Größen in Stettin vorhanden war oder längere oder kürzere Zeit dort verweilte, fand sich in dem Wellmann'schen Hause zusammen, das auch an dem neu auflebenden politischen Interesse frischen Antheil nahm.

Die Absicht, mit dem Eintritt in die akademische Thätigkeit Ernst zu machen, bestimmte Prutz 1839 nach dem ihm besonders lieb gewordenen Halle zurückzukehren, wo er im Verkehre mit den jüngeren Docenten und Doctoren in einen außerordentlich angeregten und seinerseits wiederum weithin anregenden Kreis eintrat. Von besonderer Bedeutung wurde Prutz' Verbindung mit Arnold Ruge und Echtermeyer, denn durch sie wurde er als Mitarbeiter für die Halleschen Jahrbücher gewonnen, in denen ja damals die neue freiere Richtung in Literatur und Politik ihre glänzendste und wirksamste Vertretung fand. Ein guter Theil von dem Ruhme dieser epochemachenden Zeitschrift gebührt Prutz, der aber auch hier seine auf eigener, wohlbegründeter Ueberzeugung beruhende Selbständigkeit bewahrte. Der Doctrinarismus, in den sich namentlich Ruge mit seinen logischen Consequenzen allzutief verrannte, ist Prutz damals wie allezeit durchaus fremd geblieben. Denn er widerstrebte seiner Natur; Prutz' Beiträge zu den Halleschen, später Deutschen Jahrbüchern zeichneten sich vielmehr aus durch ihre praktische Tendenz, durch das Bemühen die Literatur aus ihrer vornehmen Isolirtheit zu befreien und dadurch zu einem integrirenden Bestandtheile des nationalen Lebens zu machen, daß sie mit den das Volk eben damals neu in Bewegung setzenden politischen Interessen auf das Innigste verschmolzen wurde.

So faßte Prutz in jenen Jahren jugendfrischen Schaffens nicht blos in der Literatur, sondern auch in der Politik festen Fuß; beide flossen für ihn zusammen in der Idee, der deutschen Nation nach innen und außen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese literarisch-politische Thätigkeit brachte Prutz mit den Koryphäen der damaligen geistigen Bewegung in vielfache Beziehungen, und mit manchen derselben hat er schon damals für das Leben Bestand habende Verbindungen angeknüpft.

In Ruge's Hause lernte er außerdem das Mädchen kennen, die sein Herz ganz an sich fesselte und mit der er sich 1841 zum Bunde für das Leben vereinigte, Ida Blöde, die Tochter eines verstorbenen sächsischen Beamten, eine Schwester des Dresdener Advocaten Gustav Blöde, der in Folge der Maiereignisse flüchtig, jetzt als Redacteur einer der ersten Newyorker Zeitungen eine angesehene Stellung unter den Deutschen Nordamericas einnimmt, während seine bereits verstorbene Gattin Marie, eine Halbschwester des Dichters Sallet, durch tiefgefühlte und formgewandte Dichtungen sich auch in Deutschland bekannt gemacht hat.

Um dieselbe Zeit (1841) erschien die erste größere selbständige Arbeit von Prutz, eine mustergültige Monographie, die erste bedeutende Frucht, welche die von G. G. Gervinus

Digitized by Google

der deutschen Literaturgeschichte gegebene Anregung getragen hat. In der Absicht, sich auf Grund des durchschlagenden Erfolges, den dieses Buch hatte, an der dortigen Universität zu habilitiren, gründete Prutz seinen jungen Hausstand in Jena, wo er in freundschaftlichem und mannigfach anregendem Verkehr mit Goettling, Luden, Danz, Karl Hase u. a. m. glückliche Zeiten freudigen Schaffens im Gebiete der Poesie und Literatur verlebte.

In der Hauptsache aber erreichte er sein Ziel nicht: seine lebhafte Theilnahme an der politischen Bewegung, die immer höher aufwogte, je mehr die auf Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gesetzten Hoffnungen sich als völlig trügerisch erwiesen, machten ihn selbst den sonst liberalen Weimarischen Behörden verdächtig; die freundschaftliche Verbindung mit Herwegh, der eben damals auf der Höhe seines rasch verwehten Ruhmes angelangt als Gast des Prutz'schen Ehepaares auch in Jena von der liberalen Jugend glänzend gefeiert wurde, sein vertraulicher Verkehr mit Dahlmann, der, aus Göttingen verjagt damals in Jena ein Asyl gefunden hatte, brachten Prutz in den Ruf einer staatsgefährlichen Persönlichkeit, so daß, als er sich bei Gelegenheit eines dem nach Bonn berufenen Dahlmann gegebenen Abschiedsessens mit einem nur für die Festtheilnehmer gedruckten Tischliede eine jugendlich übermüthige Täuschung der in sehr unfähigen Händen liegenden Censur erlaubte, seine förmliche Ausweisung erfolgte.

Nicht lange nach der Geburt seines ältesten Sohnes mußte Prutz wie ein Verfehmter Jena verlassen, und damit war er mit den Seinen für die nächsten Jahre zu unstetem Wanderleben verurtheilt. In Halle, wohin sich Prutz zunächst wandte, war unter solchen Umständen nun vollends an einen Eintritt in die akademische Thätigkeit nicht zu denken. Um so energischer warf sich Prutz in die poetische und politische Wirksamkeit: beide fielen für ihn eigentlich zusammen, denn die in jenen Jahren entstandenen Dramen „Karl von Bourbon", „Moritz von Sachsen" und „Erich XIV.", von denen namentlich die beiden ersten auf verschiedenen deutschen Bühnen mit großem Erfolge gegeben wurden und den Namen des Dichters in immer weiteren Kreisen bekannt machten, wurzelten doch trotz ihres historischen Stoffes und der poetischen Form ganz in den politischen Erregungen jener gärungsreichen Jahre.

Dabei aber konnte sich der Dichter des tiefsten Unmuthes nicht erwehren über den allen Erwartungen gänzlich widersprechenden Gang der öffentlichen Angelegenheiten: ein so klarer und kritischer Kopf wie gerade Prutz mußte durch denselben unwiderstehlich zu bitterer Satire herausgefordert werden, und so entstand denn jene berühmte aristophanische Komödie „Die politische Wochenstube", die als ein unübertroffenes Meisterwerk unserer Literatur dasteht, dem Dichter aber nicht blos den jubelnden Beifall seiner Parteigenossen, sowie aller mit poetischem Sinn und Empfänglichkeit für gesunden Humor ausgestatteten Gegner, sondern auch — einen Proceß wegen Majestätsbeleidigung eintrug. Derselbe drohte mit Prutz' Verurtheilung zu endigen, Friedrich Wilhelm IV. aber, der ja einen guten Witz, selbst wenn er auf seine Kosten gemacht wurde, besonders würdigte, befahl auf Vermittelung Alexander von Humboldt's, der sich lebhaft für Prutz interessirte, schließlich die Niederschlagung des Verfahrens. Humboldt hatte auch trotz des von verschiedenen Seiten geleisteten Widerstandes durch persönliche Intervention bei dem Könige schließlich für Prutz die anfangs versagte Erlaubniß ausgewirkt, in Berlin literarische Vorlesungen zu halten, welche den größten Erfolg hatten und den Dichter zuerst auch als ausgezeichneten Redner bekannt machten.

Digitized by Google

Aber obgleich derselbe gleichzeitig durch die Herausgabe des von ihm gegründeten „Literarhistorischen Taschenbuches", für das er die besten Kräfte als Mitarbeiter gewann, und durch die vortrefflichen Studien, die er selbst in demselben veröffentlichte, auch seine hervorragende wissenschaftliche Qualification unzweifelhaft dargethan hatte, so schwand doch zugleich mit den Hoffnungen auf politische Verjüngung Preußens und Deutschlands die Hoffnung auf ein Amt an einer Universität endgültig. So leistete Prutz denn 1847 dem Rufe Folge, als Dramaturg die Leitung des damals sich einer hohen Blüthe erfreuenden Theaters zu Hamburg zu übernehmen. Aber, wie Jeder, der Prutz' Naturell kannte und richtig beurtheilte, hatte voraussehen müssen, schon nach wenigen Monaten gab Prutz diese undankbare und seinen Neigungen auch nicht im Entferntesten zusagende Stellung auf und siedelte nach der Vaterstadt seiner Frau, nach Dresden, über, wo er literarisch eifrig thätig war und auch mit großem Beifall aufgenommene Vorlesungen hielt. Die Früchte dieser Thätigkeit liegen in der, leider Torso gebliebenen „Geschichte des deutschen Journalismus" (1845) und der „Geschichte des deutschen Theaters" (1847) vor, während die poetische Production des Dichters zahlreiche lyrische und epische, Herz und Haus wiederspiegelnde Lieder, aber auch manch kräftigen politischen Vers entstehen ließ.

Da kam das Sturmjahr 1848: bei dem ersten Aufwogen der Bewegung glaubte auch Prutz die Stunde gekommen, in der die Sehnsucht dieser letzten Jahre befriedigt und die bisher fruchtlose Arbeit belohnt werden sollte. Er eilte nach Berlin, wohin ihm auch seine Familie bald folgte. Der Ruf, welchen er sich bisher erworben hatte, und dann namentlich seine stets schlagfertige und zündende Beredtsamkeit verschafften Prutz bald eine hervorragende Stellung: er gehörte zu den einflußreichsten Leitern des constitutionellen Clubs, hielt sich aber eben nach seiner schon hierin ausgesprochenen Ueberzeugung von allen demagogischen Ausschreitungen fern und hat die Urheber derselben mehr als einmal muthig und erfolgreich bekämpft. Je selbstloser und maßvoller sich Prutz in jenen viel verheißenden Tagen in die politische Thätigkeit eingelassen hatte, um so schmerzlicher und erbitternder mußte auf ihn das schließliche Scheitern auch der bescheidensten Hoffnungen wirken, um so tiefer mußte sein patriotischer Schmerz sein, als er Preußen und Deutschland gleichmäßig in den Strom einer unaufhaltsamen Reaction zurückgeworfen werden sah.

Der Sieg derselben wurde auch für Prutz persönlich folgenreich. Prutz' literarisches Verdienst, sein in öffentlichen Vorträgen bewiesenes Lehrtalent und auch die überzeugungstreue und muthige politische Haltung, die er in den stürmischen Tagen 1848 behauptet hatte, hatten die Aufmerksamkeit des liberalen Ministeriums Auerswald auf Prutz gelenkt, und der wohlwollende, den Dichter persönlich hochschätzende Ladenberg hatte demselben eine Professur in Halle zugesagt. Ehe die Sache jedoch perfect geworden war, hatte sich durch die Novemberereignisse die Lage der Dinge wesentlich geändert. Dennoch erfüllte Ladenberg seine Zusage, wenn dieselbe auch in der früher beabsichtigten Weise unerfüllbar geworden war. 1849 wurde Prutz außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte in Halle, so jedoch, daß er seinen Gehalt von ganzen 500 Thlrn. nicht aus den etatsmäßigen Mitteln der Universität, sondern aus der königlichen Schatulle, also in einer Art erhielt, die ihn nur locker mit dem Organismus der Hochschule verbunden erscheinen ließ und die Möglichkeit gab, ihn jeder Zeit wieder zu beseitigen.

Dennoch fühlte sich Prutz anfangs in dieser neuen Thätigkeit, die ihn endlich von dem unsteten Wanderleben erlöste, durchaus befriedigt. Seine Vorträge fanden bei der studirenden Jugend begeisterte Aufnahme, die Zuhörer strömten ihm zu, und manche viel-

Digitized by Google

verheißende Talente schlossen sich dem frisch anregenden Lehrer bald näher an, so namentlich Julius Grosse, Otto Roquette und der später zum Theater übergegangene Förster. Freilich fehlte es auch nicht an dunklen Schatten: so war es namentlich bei der in Halle herrschenden Richtung unmöglich, zu den älteren Collegen in irgend ein näheres Verhältniß zu treten, ja die Mehrzahl derselben, und gerade die recht eigentlich tonangebenden, hielten es nicht einmal der Mühe werth, Prutz seine Antrittsvisite zu erwiedern.

So sah sich Prutz auf einen kleinen Kreis beschränkt, der jedoch die tüchtigsten und strebsamsten Elemente enthielt, wie den Theologen Karl Schwarz u. a., während von den älteren Gliedern der Facultät nur die Philologen Meier und Roß Prutz freundschaftlich verbunden waren. Dazu kam mannichfaches körperliches Leiden, das Prutz schließlich nöthigte, einen einjährigen Urlaub zu nehmen, den er in den ihm lieb gewordenen Jena zubrachte (1850—51). Dort gründete er das „Deutsche Museum", eine Zeitschrift für Literatur, Kunst und Politik, die von da an drei Lustra hindurch der eigentliche Centralpunkt seiner gesammten Thätigkeit, und zu hohem Ansehen und mächtigem Einflusse erhoben, das Organ geworden ist, durch welches er den Kampf für seine literarischen und politischen Ideen auch in den Zeiten der unumschränkt herrschenden Reaction weitergeführt und auf seine Zeit vielfach anregend und fördernd eingewirkt hat.

Eben durch diese Thätigkeit aber gerieth er mit der herrschenden Partei in eine Reihe erbitterter Conflicte: es wurde ihm ein Verbrechen daraus gemacht, daß er, der vom Könige persönlich besoldete, so zu sagen aus Gnaden angestellte Professor es wagte, die herrschenden Zustände zu kritisiren, zu tadeln und bessern zu wollen oder doch in einem von ihm redigirten Blatte solche hochverrätherische Ansichten Anderer mit seinem Namen zu decken. Die Reaction, die ja gerade in Halle durch einige ihrer gefeiertsten Koryphäen vertreten war, — Pernice, Leo u. s. w. — erhob sich daher zur systematischen Verfolgung des verhaßten Eindringlinges. Zunächst galt es, ihm die Lehrthätigkeit abzuschneiden, durch die er ja die Gemüther der Jugend vergiften konnte.

Hier zum Ziele zu kommen, war für jene Herren leicht: wer bei Prutz hörte, sah sich bei der Vertheilung der Stipendien übergangen, bei Bewerbung um Freitische benachtheiligt, bei den Prüfungen chicanirt. Solche Schädigungen aufzuwiegen war die Anregung und der Genuß, den die Prutz'schen Vorlesungen boten, denn doch nicht im Stande. Also wurde Prutz nicht mehr gehört und sah daher bald seine akademische Stellung, von der er sich einst eine erfreuliche Wirksamkeit versprochen hatte, als eine hindernde Last an.

Bald wurde dieselbe ihm ganz unerträglich. Je unverkennbarer aber seine Verstimmung, je augenscheinlicher seine Unlust wurde, um so leidenschaftlicher hetzten und schürten seine Widersacher. Endlich kam die Sache zum Bruche. In einem im „Deutschen Museum" gedruckten Aufsatze: „Der kleine Rataplan von Halle" hatte Prutz eines der neuen großen Worte, die Heinrich Leo in jener Zeit ab und zu gelassen im Orakeltone auszusprechen pflegte, einer witzigen, herb satirischen Kritik unterzogen, die in Halle enormes Aufsehen machte; eine Gegenschrift erschien, in der Prutz mit ziemlich billigem Witze als der große Pascha von Halle geneckt, im Wesentlichen aber seiner Ansichten halber nach oben hin denuncirt wurde. Dadurch wurde die literarische Fehde in die amtliche Sphäre gerückt, und Prutz der Angriff auf seinen Collegen formell verwiesen.

Doch kam es bald noch ärger: Auf Einladung des Leipziger Schillercomité's hielt Prutz bei dem von demselben veranstalteten Schillerfeste 1856 die Festrede, die, mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen, dem Redner von allen Seiten die enthusiastischesten

Digitized by Google

Lobeserhebungen eintrug; einer der eifrigsten Lober aber, eine der Leuchten der damaligen Leipziger Universität, denuncirte unmittelbar danach gegen Prutz wegen strafbarer politischer Anspielungen, von denen freilich alle anderen Zuhörer nichts wissen wollten, es müßten denn Worte über die deutsche Nation und die Freiheit darunter zu verstehen gewesen sein, wie sie bei der Natur des zu feiernden Dichters allerdings nicht gut zu vermeiden waren. Die Folge dieser heimtückischen Denunciation war ein Erlaß der königlich sächsischen Polizei, durch welchen dem ꝛc. ꝛc. Prutz — der aber von dem ganzen Verfahren erst durch diese vollendete Thatsache Kenntniß erhielt! — das öffentliche Reden innerhalb des Königreiches Sachsen verboten, und derselbe für den Fall des Zuwiderhandelns mit sofortiger Verhaftung und Ausweisung bedroht wurde.

Jetzt hatten auch die einheimischen Gegner Prutz' gewonnenes Spiel: sofort leitete die preußische Regierung gegen denselben, weil er die Ehre eines preußischen Professors beleidigt habe, eine Untersuchung ein, mit deren Führung beauftragt der Curator der Universität Halle, Pernice, seinen criminalistischen und inquisitorischen Neigungen in erwünschtester Weise freien Lauf lassen konnte. Stundenlange Verhöre hatte Prutz vor diesem zum Großinquisitor besonders geeigneten Manne zu bestehen, der dabei kleinlich und gehässig genug war, der ganzen Procedur recht geflissentlich die für den Verfolgten unleidlichsten und demüthigendsten Formen zu geben. Die in Halle herrschende Partei triumphirte: jetzt endlich durfte sie hoffen, den verhaßten Mann, der bisher seinen Platz muthig behauptet hatte, aus dem Wege zu räumen und gänzlich mundtodt zu machen. Und fast wäre es ihr in einem anderen Sinne noch, als sie selbst zunächst beabsichtigte, gelungen.

Die leidenschaftlichen, mit Lug und Trug aller Art geführten Verfolgungen, denen er sich ausgesetzt sah, die damit herbeigeführte Bedrohung der dürftigen Grundlage seiner Existenz, die persönlichen Chicanen und Demüthigungen, die er auf Schritt und Tritt hinnehmen mußte, mannichfache körperliche Leiden, die unter solchen Umständen nur gesteigert werden konnten, brachten den ohnehin reizbaren und nervösen Dichter in einen Zustand körperlicher Abspannung, geistiger Erregtheit und gemüthlicher Niedergedrücktheit, daß seine Familie und seine Freunde das Aeußerste fürchten zu müssen meinten, und er selbst zeitweise ein baldiges Zusammenbrechen seiner geistigen Kräfte und damit alle Art von Elend als sicheren Ausgang dieser neuesten Verwickelungen in sichere Aussicht stellte.

Als das Frühjahr 1857 begann, schien das Verhängniß bereits unabwendbar geworden zu sein. Nur die schnellste und energischeste Hülfe konnte noch retten: auf Andringen der Seinen verließ Prutz das ihm unerträglich gewordene Halle und ging in seine Vaterstadt Stettin. Schon nach wenigen Wochen war er dem Leben und dem Schaffen wiedergegeben. In ländlicher Stille bei Stettin, doch auch theilnehmend an den mannichfachen Anregungen der großen Handelsstadt, im Verkehre mit seinen heimatlichen Jugendfreunden, wurde Prutz förmlich verjüngt, und die poetische Ader, die seit langer Zeit erstorben schien und zuletzt in den Romanen „Felix", „das Engelchen" und „der Musikantenthurm" sich geäußert hatte, begann von Neuem voller zu pulsiren: die Sammlung Gedichte „Aus der Heimat" (1858) gab davon den glänzendsten Beweis und zeigte Prutz wieder im Vollbesitze seiner Schaffenskraft. Mit wiederholt verlängertem Urlaube verbrachte Prutz so ein Jahr in Stettin, wo er im Winter 1857—58 auch zu seiner rednerischen Thätigkeit zurückkehrte und mit allgemeinem Beifall aufgenommene Vorträge über Goethe's Leben und Schriften hielt.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß Prutz in die Hallenser Thätigkeit nicht zurückkehren mochte. Die gegen ihn schwebende Untersuchung hatte ihr Ende erreicht: wegen angeblicher Verletzung der Ehre eines preußischen Professors erhielt Prutz einen in herben Ausdrücken gefaßten Verweis, und man benutzte die Gelegenheit, ihn auf seine bisher fruchtlose akademische Thätigkeit hinzuweisen, — als ob nicht eben die Tadler selber Prutz seine mit Lust und Erfolg begonnene Wirksamkeit systematisch zu Grunde gerichtet gehabt hätten. Prutz beantwortete diesen Erlaß mit dem Gesuche um Entlassung aus seiner Stellung, die ihm ja nicht verweigert werden könne, da er gar nicht eigentlich angestellt sei, sondern durch Verzicht auf den ihm gewissermaßen aus Gnaden gezahlten Gehalt seine volle Freiheit sofort wieder erlange.

Das hatte man auf der anderen Seite denn doch nicht erwartet. Die ersten Anzeichen eines allgemeineren Umschwunges traten gleichzeitig ein: Friedrich Wilhelm IV. war eben damals der bald als unheilbar erkannten Krankheit verfallen, und bei der in Aussicht stehenden Regentschaft waren die Herren Raumer u. s. w. ihrer Sache nicht mehr recht sicher. Das Unglaubliche geschah, man suchte Prutz zu halten: der Curator Pernice, der früher nicht einmal seine Visite erwiedert hatte, kam jetzt persönlich gelaufen, stellte nicht bloß Zulage und etatsmäßige Anstellung, sondern sogar die Ernennung zum Ordinarius in Aussicht. Prutz lehnte unbedingt ab: er hatte den Segen der Freiheit gekostet und wollte sich desselben nicht um zweifelhafter äußerer Vortheile willen wieder entäußern. So erhielt er denn den erbetenen Abschied; wie erlöst kam er sich vor, als er das ihm einst liebe und werthe, jetzt unerträglich gewordene Halle verließ.

Seit Ostern 1858 lebte Prutz wieder ganz in Stettin. Den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete die Redaction des „Deutschen Museums", das jetzt in höherem Grade als bisher auch auf dem politischen Gebiete eine entschiedene und einflußreiche Stellung einnahm; eine von Prutz gegründete „Stettiner Montagszeitung" ging schon nach einem Jahre wegen der Erkrankung des Dichters wieder ein. Allwinterlich hielt Prutz vor einem zahlreichen, die besten Kreise Stettins vereinigenden Publicum literarhistorische und historische Vorträge; auch in den zum Theil hoch blühenden Stettiner Vereinen, wie denen der Handwerker, der jungen Kaufleute u. a. m. war Prutz in gleicher Weise thätig und wurde als gefeierter Lehrer hoch geehrt. Keine größere Festlichkeit verging, ohne daß er sie durch einen poetischen Prolog oder durch eine schwungvolle Rede verherrlicht und auf die Höhe der Zeit erhoben hätte dadurch, daß er sie mit den großen nationalen Ideen in Verbindung brachte, so bei der großen Schillerfeier 1859, bei der Gedächtnißfeier der Leipziger Schlacht, der Körner-, der Freiligrathfeier u. a. m. Der Verkehr mit einem großen Kreise vortrefflicher Männer, in dem die verschiedensten Berufsarten und die verschiedensten Parteiansichten vertreten waren, brachte mannichfache Anregung und zog das Interesse nach den verschiedensten Seiten hin. Alte Jugenderinnerungen und Jugendverbindungen lebten auf und warfen ihren vergoldenden Schein auf den heraufdämmernden Abend eines vielbewegten Lebens, dem freilich auch jetzt noch nicht Ruhe und Rast gegönnt war, ja dem erst die schwersten und unverwindbarsten Schläge noch bevorstanden.

Im Beginne des Winters 1860 traf Prutz ein Schlaganfall, der ihn auf lange Wochen der Fähigkeit zu gehen beraubte. Im Januar 1861 starb sein zweiter Sohn Erich, durch einen jäh hereingebrochenen, wahrscheinlich durch einen unbeachtet gebliebenen inneren Schaden herbeigeführten Tod in wenig Stunden hinweggerafft. Die aufrüttelnde Gewalt des tiefen Schmerzes, dem sich Prutz rückhaltlos hingab, und der in herrlichen

Digitized by Google

Klageliedern um den früh Verklärten seinen poetischen Ausdruck fand, half dem schwer leidenden Dichter mit über seinen traurigen körperlichen Zustand hinweg. Ihm volle Genesung zu geben aber war keine Cur, kein Bad, kein Brunnen mehr im Stande, kaum daß die verschiedenen Versuche, die in dieser Art gemacht wurden, ihm einige Linderung gewährten. Zeitweise drohte sein Zustand sogar sich hoffnungslos zu verschlimmern; die Wirkungen des Schlaganfalles wurden in Affectionen des Rückenmarkes und Gehirnes, nervösen Zufällen und alle Lebenskraft aufreibender Schlaflosigkeit erkennbar. Namentlich die letztere steigerte die geistige Erregtheit des Dichters so, daß zeitweise das Schlimmste zu befürchten war, und er selbst an der Klarheit seines Geistes zu zweifeln anfing. Die Sorge um die Zukunft der Seinen, seiner Frau und zweier Töchter — denn der einzige Sohn Hans hatte sich bereits zu einer gesicherten Stellung durchgekämpft —, erschwerte Prutz seine Leiden, und er quälte sich selbst mit der Frage, wie deren Zukunft sich einst gestalten werde. Dazu kam, daß Prutz in dem schnell lebenden Stettin, seitdem er krank und leidend war, schnell vergessen war, und die ihm früher entgegengebrachten Freundschaften sich mit einzelnen Ausnahmen in der Noth meistens als völlig werthlos erwiesen. Der einst hoch gefeierte Dichter sah sich daheim so gut wie vergessen. Wohl gedachte seiner die Nation: die Schillerstiftung nahm ihn damals in die Zahl ihrer lebenslänglichen Pensionaire auf.

Aber es kamen auch wieder bessere Zeiten, in denen Prutz in neuer Thätigkeit neuen Ruhm und volle Befriedigung gewann. Als im Frühjahre 1866 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, da gab Prutz der allgemeinen Entrüstung über den damals unbegreiflichen, von allen Einsichtigen verworfenen Friedensbruch in seinen berühmten Terzinen „Mai 1866" Ausdruck, welche in der ganzen Nation den lebhaftesten Widerhall fanden, und die ihren Werth auch dadurch nicht verloren, daß der Dichter wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen später die eben durch jenen Krieg eingetretene Wendung in der Entwickelung Deutschlands freudig acceptirte. Der Preßproceß, den jenes Gedicht ihm eingetragen hatte, und in dem er zu beträchtlicher Gefängnißstrafe verurtheilt war, wurde durch die Amnestie erledigt.

Mit unter dem Eindrucke des Aufschwungs, den das nationale Leben in Deutschland nahm, entschloß sich Prutz wieder in eine öffentliche, aber durchaus freie Thätigkeit einzutreten, die ihm zugleich Gelegenheit gab, an den großen nationalen Aufgaben an seinem Theile mitzuarbeiten. Eine eigentlich politische Wirksamkeit, wie sie ihm mehrfach schon während der Conflictszeit angetragen war, lehnte er ab; er hielt sich unter den jetzigen Verhältnissen dazu nicht für berufen und wußte, daß er die dazu nöthige praktische Schule nicht durchgemacht hatte. Aber in der neuen Zeit mit ihren praktischen und politischen Tendenzen der Literatur ihre gebührende Stelle zu verschaffen und sie zu einem integrirenden Bestandtheile des nationalen Lebens zu machen, das war die Aufgabe, an die Prutz die letzten Jahre seines Lebens gesetzt hat. In Aller Gedächtniß sind noch die Vorträge, welche er in den letzten Wintern in Berlin, Bremen, Breslau, Hannover, Hamburg u. s. w. hielt, und in denen der ganze Glanz und die ganze Gewalt seiner freien Rede sich zu vollster Wirkung entfaltete.

Prutz fand in dieser Thätigkeit volle Befriedigung, nicht etwa blos deshalb, weil der äußere Erfolg derselben alle seine Erwartungen übertraf, sondern vornehmlich, weil diese Art von Wirksamkeit seinem Naturell besonders zusagte, und er sich in derselben seines Könnens recht bewußt und seiner Erfolge recht froh werden konnte. Freilich war sein

Digitized by Google

schwacher Körper den Anstrengungen der winterlichen Reisen, Hin- und Herfahrten, Vorträge u. s. w. kaum noch gewachsen; aber mit wahrhaft heroischer Ausdauer hielt sich Prutz aufrecht. Dennoch konnte er sich nicht über die zunehmende Hoffnungslosigkeit seines Zustandes täuschen: der wiederholte Besuch von Karlsbad und von Rehme, ein längerer, genußreicher Aufenthalt in der Schweiz brachten keine Besserung, kaum vorübergehende Linderung. Die Wirkungen des Schlaganfalles, der sich im Kleinen mehrfach wiederholt hatte, machten sich auch in einzelnen Zweigen der geistigen Thätigkeit unverkennbar geltend, während immer neue, zum Theil schmerzhafte Leiden dazu kamen. Schon den letzten Winter sahen Angehörige und Freunde mit Schrecken die Veränderung auch in der äußeren Erscheinung des Dichters, und kundige Aerzte schüttelten bedenklich den Kopf, denn sie ahnten, daß eine plötzliche Katastrophe herannahe. Und Prutz selbst wünschte eine solche: einen schnellen und leichten Tod erflehte er als letzte Gunst von dem Schicksale, das ihm viel versagt hatte, denn mit Entsetzen dachte er an die Möglichkeit, einst nicht blos körperlich gelähmt, sondern auch von dem sicher fortschreitenden Leiden in geistige Nacht versenkt zu werden.

Sein Wunsch ist erhört und erfüllt worden. Am Abend des 20. Juni, — nachdem gerade die letzte Zeit sein Befinden besser gewesen, und er eben mit den Vorbereitungen zu einer neuen Badereise beschäftigt war, traf ihn ein Schlaganfall, der ihn sofort der Sprache und des Bewußtseins beraubte, und in Folge dessen er in der Frühe des 21. Juni seinen Geist aufgab.

Ein an Kampf und Leiden, aber auch an Ruhm und Verdienst reiches Leben schloß damit ab. Aus dem Lorber aber, welcher die Stirne des entschlafenen Dichters schmückte, möge seinem Volke, das sein Andenken als das eines seiner Besten und Treuesten bewahren soll, reicher Segen und die Erfüllung der Ideale sprießen, für die Robert Prutz lebte, kämpfte, litt und starb! —

Die Ursachen der städtischen Wohnungsnoth,

mit besonderer Beziehung auf Berlin.

Von

Dr. Ernst Bruch.

II.

(Schluß.)

Die Vernachlässigung des Grundbesitzes, welche vorzugsweise die Abwendung des Capitales und damit die mangelnde Baulust und die Wohnungsnoth verursacht, zeigt sich aber auch in der Ausbildung der Rechtsinstitute selbst. Während der Wechsel, das kaufmännische Personalcreditpapier, schon lange auf die höchste Stufe technischer Vollendung erhoben worden war, bildete das Hypotheken-Instrument noch bis vor Kurzem das unübertroffene Muster von Unbeholfenheit und Schwerverständlichkeit.

Digitized by Google

Während die kaufmännischen Bücher unbedingten Glauben haben, verdiente denselben nicht einmal das officielle amtliche Hypothekenbuch, da die Besitztitelberichtigung nicht nöthig war. Der eingetragene, aber nicht factische Besitzer konnte Hypotheken aufnehmen, der factische, aber nicht eingetragene Besitzer konnte das Grundstück weiter verkaufen. Der moderne Hypothekenbrief und die Auflassung haben hier Hülfe geschafft und sind gewiß im Stande, dem Capital ein größeres Vertrauen einzuflößen. Das weitere Geschenk, das Regierung und Abgeordnetenhaus dem Grundbesitze bieten wollten in der Loslösung der Hypothek von jedem Reste persönlicher Schuldverbindlichkeit, konnte dagegen vom Herrenhause und mit ihm gewiß von dem gesammten Grundbesitze nur als Danaergeschenk betrachtet werden. Die Beseitigung der aus dem persönlichen Schuldverhältnisse originirenden Einreden hätte zwar die Sicherheit für den Erwerber einer Hypothek vermehrt, ihr Credit selbst wäre aber durch die Loslösung von der persönlichen Schuld beeinträchtigt. Namentlich von Waldeck war in den ersten Stadien der Berathung des Gesetzentwurfes auf die großen Gefahren für die Solidität des Grundbesitzes hingewiesen, welche die Ersetzung der personellen Haftbarkeit durch einen neben der Hypothek herlaufenden und möglicherweise allein weiterbegebbaren Wechsel in sich schlösse. Ganz mit diesen Ansichten übereinstimmend ist nun die Doppelgestaltung der „Hypothek", als eines accessorischen, dinglichen Rechtes nach ihrer bisherigen Bedeutung und als einer selbständigen, von dem persönlichen Forderungsrechte losgelösten „Grundschuld" durch das Votum des Herrenhauses in die Gesetzgebung hineingekommen. Erstere wird, wie bisher, dem Bedürfnisse sicherer und auf lange Dauer und Stabilität berechneter Capitalanlage genügen, letztere dem Verlangen namentlich des größeren und des städtischen Grundbesitzes nach vollkommener Mobilisirung gerecht werden.

Das Verhältniß der Nachfrage nach beiden Arten des Grundcredites wird ein sicherer Maßstab für die Tendenz des Capitalisten werden, ob er nämlich durch die unbedingte Sicherheit die Solidität der Anlage oder durch die unbedingte Uebertragbarkeit die Abwechselung vorzieht. Nach dem Gesagten dürfen wir keinen Zweifel daran haben, daß das Letztere der Fall sein wird. Es ist aber schon Viel dadurch gewonnen, daß der preußische Grund und Boden so in die Lage gesetzt wird, ein bischen weniger als früher hinter Franzosen, Lombarden, Türken, Rumäniern, Gründern und denjenigen Hamburger Bankhäusern (Heilbut und Heckscher) zurückzustehen, welche die Sache dadurch auf die Spitze treiben, daß sogar der kleinste Sparpfennig der Handwerker an den Vortheilen der capitalistischen Engros-Speculation nach Herzenslust participiren kann.

Die Hypothekennoth allein ist aber nicht der Hauptgrund für die Wohnungsnoth, die Art und Weise der Bebauung, also des directesten und natürlichsten Mittels zur Bekämpfung und Beseitigung der letzteren, wie sie jetzt in Berlin üblich ist, vermehrt sie beständig. Wie schon angedeutet, ist der Grundbesitz vorzugsweise auf die Heranziehung des solidesten Capitales angewiesen. Die Zahl derjenigen kleinen Leute, welche die Zeitung nur des Courszettels wegen halten, sich über die gutmüthig harmlos empfehlenden prophetischen Annoncen über die Zukunft dieser und jener Dividende den Kopf zerbrechen und Rumänische Zustände besser kennen, als die des deutschen Reiches, ist wesentlich durch — die Miethscaserne vergrößert worden. Die immer größer und damit werthvoller werdenden Grundstücke verlangen wesentlich große Capitalien. Jeder Grundbesitzer sucht zunächst eine erste pupillarische Hypothek möglichst in einer Summe, die im Einzelnen 15—20,000 Thaler beträgt. Sodann sucht er eine zweite

Digitized by Google

Hypothek, deren Höhe er möglichst hinaufzutreiben sucht, um für die letzten „faulsten" Stellen möglichst kleine Summen übrig zu haben. Factisch laufen beständig derartige kleine *schlechte* Hypotheken herum, die sich vergeblich anbieten, während kleine *erste* Hypotheken ebenso beständig und ebenso vergeblich *gesucht* werden.

Es ist so sehr natürlich, daß kleine solide Capitalisten die Hülfe, welche sie dem Berliner Grundcredite anbieten, oft zurückziehen müssen, weil sie keine Gelegenheit finden. Wären die einzelnen Häuser kleiner, so würde sich eine solche eher bieten; denn dadurch werden auch die sicheren Hypotheken kleiner. Große Capitalisten würden dabei nicht zurückgeschreckt zu werden brauchen, weil eine Theilung leicht ist. Dieses erfreuliche Verhältniß besteht überall noch in kleineren Städten, die von unserer modernen Cultur noch nicht beleckt sind. Der Gewerbetreibende, der Gelehrte, der Rentier haben ihre Ersparnisse bei dem eigenen Hauswirthe, der nicht alle Jahre ein paar Male wechselt, oder dem Nachbar untergebracht. Sie sind entweder selbst Miether ihres Schuldners oder sehen täglich mit Augen, daß in ihrem Schuldobjecte die Wohnung vermiethet ist, deren Zins den pünktlichen Eingang ihrer Hypothekenzinsen sichert. Das *Einzelfamilienhaus* gewährt diese Sicherheit nicht, ist also im Allgemeinen *creditunfähig*; die Miethscaserne kann kleines Capital nicht gebrauchen. Da kleine Capitalien in unserem capitalarmen Lande die weitaus größte Majorität bilden, würden daher kleine Häuser mit 2 bis 4 Wohnungen die stärksten Magnete für diese soliden kleinen Ersparnisse werden. Freilich ist auch in dieser, trotz ihrer social niedrigen Stellung bedeutungsvollen, soliden Sphäre für den Grundbesitz ein schwerer Feind erstanden in den Schulze-Delitzsch'schen Volksbanken, die jetzt schon zusammen 50 Millionen Thaler Vermögen nachweisen, welches auch bestimmungsmäßig dem Grundcredite entzogen ist und ihm früher zugeflossen war.

Die neueste in Berlin in's Leben gerufene Institution, das *Pfandbriefamt*, würde den Beruf, das kleine Capital für den Grundbesitz mobil zu machen, wohl erfüllen können, wenn der Cours der Pfandbriefe nicht auch der Laune der Börsenspeculanten unterworfen wäre, ein Umstand, der nun einmal mit einer unbedingt soliden Capitalanlage schwer zu vereinigen ist. Um dem unberechenbaren Spiele der Börse möglichst wenig Raum zur Bethätigung zu gewähren, haben sich die städtischen Behörden Berlins, deren Anregung das Pfandbriefamt allein zu verdanken ist, mit Recht bemüht, den Pfandbriefen eine möglichst große, unzweifelhaft und offen vorliegende Sicherheit zu gewähren. Dieses Bestreben führt nun aber naturgemäß zu einer möglichst großen Erschwerung der Benutzung des Institutes für den Grundbesitzer, wodurch seine allgemeine Anwendung und damit auch seine segenbringende Wirksamkeit verhindert wird. Es ist außerordentlich schwer, zwischen diesen beiden sich gegenseitig ausschließenden oder wenigstens beeinträchtigenden Erfordernissen der *allgemeinsten Anwendbarkeit* und der *größten Sicherheit* die richtige, beide in möglichst hohem Grade vereinigende Mitte zu treffen. Wir behaupten, daß unter den augenblicklich günstigeren Verhältnissen die Sicherheit viel zu sehr und unnöthig betont erscheint, und daß dadurch die Anwendung immer mehr leiden muß. Der Taxwerth eines Berliner Grundstückes wird durch den Durchschnitt einer fünfprocentigen Capitalisirung der reinen, nach einem Durchschnitte von 10 Jahren ermittelten Miethe einerseits und des Feuerkassenwerthes andererseits festgestellt. Die Beleihung geschieht bis zur Hälfte dieses ideellen Werthes, aber höchstens bis $^3/_4$ des Feuerkassenwerthes und ist ganz ausgeschlossen bei Gebäuden, die noch nicht 5 Jahre

Digitized by Google

stehen. Fast jedes Wort dieser Taxprincipien involvirt eine durch die Zeitverhältnisse — auch wenn sie sich wieder sehr zu Ungunsten des Grundbesitzes ändern sollten — in keiner Beziehung mehr gerechtfertigte Beschränkung.

1. Wenn man einen Durchschnitt aus verschiedenen Methoden der Werthermittelung ziehen will, muß man jede einzelne dieser Methoden wenigstens vollständig umfassen. Die beiden zur Anwendung gekommenen Methoden beziehen sich einerseits auf den Ertrag oder die Miethe, andererseits auf das „ertragende" Object. Das Grundstück besteht aus seinen Baulichkeiten und seinem Grund und Boden. Dieser letztere fehlt in der Werthermittelung gänzlich. Man müßte also dem Miethsertrage die Feuerkasse mit einem den Grundwerth repräsentirenden Zuschlage gegenüberstellen. Die Schwierigkeit der Ermittelung dieses letzteren kann das Princip nicht aufheben, ist auch an sich nicht bedeutend, da in jeder Gegend Verkäufe vorliegen, deren Summen man in ihre Bestandtheile zerlegen kann. Die Nichtberücksichtigung dieses Umstandes drückt den Werth des Areals unbillig herunter, macht zum Theil den werthvollsten Grundstücken den Beitritt unmöglich, setzt so eine Prämie auf eine möglichst intensive Bebauung, ruft ganz von selbst die riesigsten Miethscasernen hervor und vernichtet die Gärten, diese „Lungen unserer Städte". In dem Ertrage gelangen zum Theil die unbebauten Grundstückstheile zur Berücksichtigung, weil die Wohnungen mit freiem Blicke gesuchter sind als andere, aber nicht immer, da vielfach hinter einem ganz umbauten Grundstücke sich noch bedeutende Höfe und Gärten befinden, auf die keine Aussicht von den Wohnungen aus stattfindet.

2. Die bedeutenden Miethssteigerungen der letzten Jahre haben fast die Erinnerung an die Zustände vor 10 Jahren verwischt. Es ist nicht nur keine Aussicht vorhanden, daß solche Zustände wieder eintreten, sondern bei der Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse noch auf weitere Erhöhung der städtischen, ganz besonders der Berliner Grundrente zu rechnen.

3. Die unbedingte, ja sogar die jetzige „pupillarische", von dem Gerichte bei Unterbringung der Depositengelder berücksichtigte Sicherheit geht beträchtlich weiter, als die Hälfte jenes ideellen, schon in doppelter Beziehung zu niedrig bemessenen Werthes. Hierdurch werden die jetzigen ersten Hypotheken bei deren Abstoßung zum Zwecke der Bepfandbriefung nicht ganz gedeckt. Es bleibt fast stets ein Rest übrig, der als letzte kleine unsichere Hypothek nur schwere Verwendung findet und die Sicherheit des Grundbesitzes beeinträchtigt. Capitalisten werden geneigt, sich die Pfandbrieftaxe zum Muster zu nehmen und nun auch die unbedingte Sicherheit nicht höher als jene anzusetzen. Dadurch wird eine allgemeine Entwerthung des Grundbesitzes künstlich herbeigeführt, ohne daß auf den Ertrag oder die Miethe irgend ein Druck ausgeübt werden könnte.

4. Die Beschränkung auf $^3/_4$ des Feuercassenwerthes macht den in bester Gegend belegenen Grundstücken die Benutzung des Pfandbriefsamtes völlig unmöglich. Hier haben die Miethen — namentlich der Läden — eine solche Höhe, daß der Feuercassenwerth völlig verschwindet. Dieser selbst ist in diesen, vorzugsweise alten Stadtgegenden ungewöhnlich niedrig, und wird bei dem noch vielfach vorhandenen Fachwerkbau, hölzernen Treppen ꝛc. ganz ungewöhnlich niedrig geschätzt. Die Situation der Stadt ist aber einmal so, daß in den jetzt durch ihre Lage stark bevorzugten Gegenden und Straßen eine Aenderung zu deren Nachtheil absolut nicht zu besorgen ist.

5. Der Umstand, daß nur ältere als 5jährige Häuser beliehen werden dürfen, schließt die creditbedürftigsten Grundstücke und Stadtgegenden völlig aus. Die Befürch-

Digitized by Google

tung eines möglichen Einsturzes ist in kürzerer Zeit vollkommen beseitigt und bei strengerer Controle der baupolizeilichen Bestimmungen überhaupt unnöthig. Baugelder für spätere Deckung durch Pfandbriefe werden auf so lange Zeiträume nicht gegeben, das Hauptbedürfniß möglichst vielen soliden Neubauten wird daher durch das Pfandbriefamt in keinem Falle befriedigt.

Eine wesentliche Hülfe für den Grundcredit und damit gegen die Wohnungsnoth ist in allen Beziehungen leicht zu finden. Es müssen aber noch weitere Organisationen hinzutreten, auf die wir später zurückkommen müssen.

Von den Herstellungsmitteln einer Wohnung haben wir bisher nur den Grund und Boden, und in engstem Zusammenhange damit seine Creditfähigkeit und Umsatzmöglichkeit in die modernen Tauschmittel: Geld und Papier behandelt. Als weiteres wesentlich auf den Preis der Wohnung — diesen eigentlichen Urgrund aller Wohnungsnoth — einwirkendes Moment müssen sodann die Baumaterialien in Berücksichtigung gezogen werden. Auf diese findet die von Laspeyres nachgewiesene größere Preissteigerung der direct von der Natur dargebotenen Gebrauchsgegenstände vorzugsweise Anwendung. Die Preise von Steinen und Holz haben allmählich eine noch nie dagewesene Höhe erreicht, welche naturgemäß auf den Preis der Wohnungen influiren muß.

Der wichtigste Bestandtheil eines Hauses, die Ziegelsteine, sind zur Zeit auf über 20 Thlr. per Mille gestiegen, während sie noch vor Kurzem 10—15 Thlr. kosteten. Dem Fabricanten erwachsen nachweisbar bei diesem Preise über 100 % reiner Nutzen, und doch ist bis jetzt weder eine vermehrte Production, noch eine erhöhte Zufuhr eingetreten. Ziegeleien werden zwar vielfach „gegründet", doch ist von einer segensreichen Folge dieser Einrichtung Nichts zu merken. Die willkürliche Erweiterung der Entfernung des Productions- vom Consumtions-Orte hat auch in den Transportkosten eine natürliche Gränze. Dem gegenüber wäre es von ungeheurer Wichtigkeit, wenn die vielfach versprochene Fabrication gebrannter Steine aus unserem heimathlichen Sande unter Zusatz von Kalk sich bewährte. Die bisherigen Versuche auf dem Sande unserer Zukunfts-Villendörfer sind von sehr fragwürdigem Erfolge gewesen. Und doch sollen aus solchen in sogenannten Erdöfen gebrannten Steinen Häuser hergerichtet worden sein. Diese Thatsache kann das Vertrauen zu den dortigen Neubauten nicht vermehren. Auch mit dem generellen Ersatze der altgewohnten Ziegel durch Pisé oder Concret scheint es nicht viel auf sich zu haben. Eine Versuchsstation in Boxhagen scheint — wenigstens so weit wie wir bis jetzt gehört haben — keine Nachfolger bekommen zu sollen. Die englischen Erfahrungen, auf die auch in dieser Beziehung regelmäßig hingewiesen wird, passen auch hier nicht wegen des völlig anderen Klima's. Die Möglichkeit eines Erfolges ist freilich nicht in Abrede zu stellen. Für das gegenwärtige Bedürfniß ist indessen nicht auf Abhülfen von dieser Seite her zu rechnen.

Von ganz außerordentlicher Wichtigkeit für die Entwickelung Berlins zur Großstadt sind die Rüdersdorfer Kalkberge, welche ganz ausschließlich den gesammten riesenhaften Bedarf an Fundamentkalksteinen und Kalk für Berlin liefern. Es ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, daß der Staat und die Commune Berlin in gemeinschaftlichem Besitze derselben sind. Freilich wird mancher „rationelle Volkswirth" sein Anathema auf die Verwaltung schleudern, weil sie so wenig von den durch Angebot und Nachfrage bewirkten modernsten Preisharmonien durchdrungen ist, daß sie den Preis der Steine

Digitized by Google

wesentlich nach den Gewinnungskosten unter Hinzufügung eines nach dem Verhältnisse des arbeitenden Capitales unerheblichen Gewinnzuschlages immer gleich auf ein Jahr festsetzt (zur Zeit 1 Thlr. 28 Sgr. pro Kubikmeter). Bei der jetzigen ganz maßlosen Nachfrage müßte, wenn hier lediglich das Privat-Interesse zu entscheiden hätte, der Preis auch ganz maßlos steigen. Und doch würde derjenige, der hier, wenn der glückliche Umstand des öffentlichen Eigenthumes nicht bestände, ein solches fordern würde, ganz allgemein als gefährlicher Socialist und Communist verschrien werden. Das Steigen der Preise der Kalksteine wird lediglich durch die ungewöhnlich schlechten Transportwege verschuldet. Die Schiffe liegen zur Zeit 4—6 Wochen in der Reihe hintereinander, bis sie abgefertigt werden können, nicht wegen Mangels an Material — denn der seit Jahren in's Werk gesetzte völlig bergmännisch betriebene Tiefbau ermöglicht die intensivste Production in den glücklicherweise ganz unerschöpflichen Lagern — sondern weil nur ein schmaler Canal die Verbindung mit Berlin vermittelt.

Das in Berlin zur Verwendung kommende Bauholz endlich gelangt zum größten Theile aus weitester Ferne, Rußland und Polen von der Weichsel her, durch den Bromberger Canal in die Oder, ferner durch die alte Oder in den Finow-Canal und endlich durch die Havel in den Spandauer Schifffahrts-Canal. Diese lange Wasserstraße bietet in ihrer oberen Strecke bis zu der die neue mit der alten Oder verbindenden großen Schleuse wenig Schwierigkeiten, von da an aber sind in der verhältnißmäßig kürzeren Hälfte über 20 Schleusen zu überwinden. Der Knotenpunkt des Verkehres ist die erwähnte Schleuse, vor der die Holzflöße oft 3 Monate liegen müssen, auf 3 Meilen weit sind beide Ufer der Oder von diesen Flößen besetzt. Natürlich steigen die Kosten des Holzes hierdurch ganz außerordentlich — nach oberflächlichen, an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen unter Umständen um das Dreifache.

Diese Mangelhaftigkeit der Zufuhrwege wird durch die Schlechtigkeit der Abladestellen in Berlin womöglich noch überboten. So nothwendig und richtig der Louisenstädtische und der Landwehr-Canal zur Zeit ihrer Anlage waren, so wenig vermögen sie jetzt dem Bedürfnisse zu genügen. Abladestellen für Baumaterialien in bewohnten Gegenden und zwischen zwei Reihen dicht aneinander gereihter Wohnhäuser sind entweder zu klein und ungenügend, oder, wenn sie ausreichen, zu kostspielig und ein Hinderniß für die Bebauung. Gegen die Anlage eines neuen Canales im weiteren Bogen südlich oder nördlich um die Stadt durch noch unbebaute Gegenden ist die dadurch bewirkte Herunterdrückung des Spreewasserstandes geltend gemacht. Man wird sich dadurch helfen können, daß man die genannten alten Canalstrecken einfach cassirt, und wird hierdurch dem Gesundheitszustande der Stadt durch die Beseitigung dieser skandalösen offenen Cloaken keinen geringen Dienst erwiesen haben. Die Beschreibung des von der Natur vorgeschriebenen neuen Wasserweges um Berlin wird der Erörterung der Mittel zur Hebung der Wohnungsnoth vorbehalten werden müssen.

Der Preis der Wohnung wird endlich auch durch den Preis der Arbeit wesentlich beeinflußt. Die factisch ganz bedeutende Erhöhung des Lohnes der Bauhandwerker (jetzt 1 Thlr. 15 Sgr., vor kaum 2 Jahren noch 25 Sgr.) muß ganz nothwendig die Wohnungsmiethe erhöhen. Indem die Lohnerhöhung für einen Theil der Gewerbetreibenden, sofern sie in den allgemeinen Zeitverhältnissen begründet ist, allmählich auch verhältnißmäßig gleiche Steigerungen des Lohnes auf allen übrigen Gebieten der menschlichen Thätig-

Digitized by Google

keit hervorruft, liegt darin allerdings zugleich auch das wirksamste Mittel zur dauernden Beseitigung der Wohnungsnoth. Denn die ganze Bevölkerung wird so zahlungsfähiger und hierdurch das frühere Verhältniß, nach Beseitigung der momentanen Störungen und Verschiebungen, wieder hergestellt. Ob bis jetzt die Miethe oder der Arbeitslohn stärker gestiegen ist, ist sehr schwer zu bestimmen. Bei der Labilität aller dieser Verhältnisse, in der wir uns jetzt noch befinden, würde eine solche Untersuchung auch noch nicht am Platze sein. Die drückende Empfindung der Wohnungsnoth in den betreffenden Ständen giebt aber Veranlassung genug zu der Vermuthung, daß die Miethen stärker gestiegen sind als die industriellen Löhne und die Gehälter, während allerdings das Gegentheil anzunehmen ist für die industriellen und kaufmännischen Verdienste, namentlich auch für die Salaire im großen Geld- und Waarengeschäfte. Wenn nicht noch eine ganze Reihe willkürlicher Hemmungen der Baulust beständen, die wir noch berühren müssen, würden wir aus der Thatsache eines auch nur geringen Mangels an Wohnungen direct auf das Zurückbleiben der Löhne und Gehälter schließen; denn wenn die Wohnungen ihrem *vollen* wirklichen und ideellen Werthe nach bezahlt werden *können*, werden sie gebaut. Dafür bürgt allerdings das Interesse des Egoismus.

Wir behaupten, daß es zur Zeit den körperlichen und geistigen Lohnarbeitern, namentlich den Fabrikarbeitern, kleinen Handwerksmeistern, Lehrern und Beamten, nur mit den größten Opfern, die sie von ihrer menschenwürdigen Existenz bringen müssen, möglich ist, in den großen Städten, namentlich Berlin, zu wohnen. Unsere ganze Productionsweise begünstigt das Capital und vernachlässigt die Arbeit; — ob dieses Verhältniß überhaupt zu ändern ist, erscheint uns bei der Mangelhaftigkeit unserer ganzen Zustände sehr fraglich. Von socialistischen Gewaltmaßregeln ist jedenfalls keine Hülfe zu erwarten. Der Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden wird immer mehr verschärft und, da das Capital eine magnetische Anziehungskraft auf Seinesgleichen besitzt, auch factisch immer größer. Die Wohnungsweise in einem städtischen Hause erfordert aber eine äußerliche Zusammenhaltung verschiedener Stände. Der Hauswirth, der zu den — freilich mehr oder weniger — Besitzenden gehört, sucht nur möglichst Seinesgleichen in seinem Hause zu vereinigen. Er baut lieber große Wohnungen, nach denen auch gerade jetzt durch die vielen neuen Banken und Actiengesellschaften eine ungewöhnlich große Nachfrage entstanden ist, und will mit kleinen Miethern nichts zu thun haben, die die Wohnungen viel mehr ruiniren, geringere Garantien für die Miethszahlung gewähren, keine oder werthlose Pfandobjecte mitbringen und bei Exmissionen gewöhnlich das lynchbereite großstädtische Publicum auf ihrer Seite haben. Dazu kommen die große Kinderzahl, Schlafburschen und — bei höher Gestellten — Chambregarnisten, so daß es dem übel berufenen und viel verschrienen „Haustyrannen" meistens nicht sehr übel zu nehmen ist, wenn er, wie alle Menschen, zunächst sein Privatinteresse in Erwägung zieht und philanthropischen Ideen auf allen Gebieten eher und lieber huldigt, als in Beziehung auf die Theilnahme an seiner eigenen Häuslichkeit. Der „süße Pöbel" in Berlin ist wahrlich allmählich auch bekannt genug geworden, als daß man sich darüber wundern könnte, daß wenig kleine Wohnungen hergestellt werden. Dieselben werden sogar vielfach vernichtet, um größeren Industrielocalen und Prachtwohnungen Platz zu machen. Dieser allerdings bedauernswerthe Uebelstand mag wohl damit zusammenhängen, daß die Klagen über die zunehmende Anmaßung, Roheit und Sittenlosigkeit der kleinen Miether und ihres Anhanges immer lebhafter werden. Je ärmer der Mann, um so schlechter die Wohnung, um so verwahrloster und lüderlicher die heran-

Digitized by Google

wachsende Jugend. Es sind uns niemals mehr ins Gehirn und zum Herzen steigende Klagen der Lehrer zu Ohren gekommen, als in unseren „hoch civilisirten“, mit der Fülle äußerer Güter von oben herab überschütteten Jahren.

Die Wohnungsnoth ist aber nicht nur eine Folge der sittlichen Verwilderung des großstädtischen Publicums in den niederen Sphären der Gesellschaft, auch die mangelhafte Erkenntniß der aus jedem Besitze originirenden Pflichten gegen die Gesammtheit, welche in unseren höheren, Arbeit gebenden Classen herrscht, ist von einer Mitschuld nicht freizusprechen. Die großen Fabricanten und die zahlreiche Gehülfen beständig beschäftigenden Institute kümmern sich viel zu wenig um das Wohl und Wehe der mit ihrer gesammten Lebensexistenz auf sie angewiesenen unselbständigen Arbeiter. Die natürliche Gegenleistung für das gesammte körperliche und geistige Können des Arbeiters im weitesten Sinne sollte mit dem des Lebens Nothdurft nur so eben befriedigenden Lohne nicht abgeschnitten sein. Die neueste Wissenschaft fordert — ganz abgesehen von der moralischen Pflicht der Humanität — von dem Arbeitgeber Rechenschaft über das menschenwürdige Dasein seiner Schutzbefohlenen. In den meisten Fällen sind diese kategorischen und humanen Pflichten identisch mit dem höchsten und verfeinertesten Egoismus. Denn durch die Sorge um die Wohnungsweise der Arbeiter schafft sich der Arbeitgeber einen willigen, vertrauenden und ergebenen Sinn in der ihn umgebenden Sphäre. Das erhebende Gefühl der in dieser Beziehung erfüllten Pflicht und das Bewußtsein der Reinhaltung der geschäftlichen Ehre hat z. B. in neuester Zeit dem größten Arbeitgeber Deutschlands, Krupp in Essen, jenes männliche Manifest an seine durch feindselige Wühlereien aufgehetzten Arbeiter in die Feder dictirt. Nicht jeder große Arbeitgeber Berlins würde in ähnlichen Fällen eine gleiche Sprache führen können. Krupp warnte seine Arbeiter, ihm seine bisher mit ganzer Energie festgehaltene Stellung eines Herren im eigenen Hause nicht zu verleiden, sonst würde auch er nicht mehr „Herr“ sein wollen, vielmehr seine Fabrik — „gründen“ lassen. „Und was dann“? — Faucher sagte in seiner drastischen Weise 1869 in Mainz: „Eine Person muß man heiraten, prügeln und einsperren können; mit einer Actiengesellschaft kann ich das nicht, folglich ist sie überhaupt in meinen Augen keine Person“. Wir glauben, daß eine gegenseitige „Prügelung und Einsperrung“ zwischen der modernen arbeitgebenden Actiengesellschaft und den ihnen auf beständigem Kriegsfuße gewappnet gegenüberstehenden Arbeitergenossenschaften — mögen sie nun „Allgemeiner deutscher Arbeiterverein“ oder „Gewerkverein“ heißen — auf die Dauer unausbleiblich ist. Nur die auf gegenseitiger Achtung und Pflichterfüllung beruhende Vernunft- und Neigungs-„Heirat“ zwischen Arbeit und Capital, zwischen den Arbeitern einer Fabrik und ihrem Fabrikherren vermag die sociale Frage und mit ihr auch — die Wohnungsnoth — letztere wenigstens zu einem Theile — dauernd zu lösen. Auf die daraus auch für Eisenbahnen, Gemeinden und Staaten zu ziehenden Analogien müssen wir bei Besprechung der Mittel zur Abhülfe der Wohnungsnoth zurückkommen.

In den gegenseitigen Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ist namentlich bei den Bauhandwerken eine totale Umwälzung durch zwei neue Errungenschaften der Gegenwart eingetreten, die Aufhebung der Coalitionsverbote und die Aufhebung der Meisterprüfungen. Die erstere hat zu den — leider — jetzt zu sehr beliebten Strikes geführt, deren Berechtigung an sich nicht bestritten werden kann, die auch — namentlich bei den Baugewerken — bisher stets mit Erfolg gekrönt gewesen sind, die aber doch eine stete Unsicherheit und Gefahr in dem Betriebe des Bauhandwerkes her-

Digitized by Google

beigeführt haben, welche zunächst Seitens der Meister naturgemäß durch eine höhere Risicoprämie, also höheren Unternehmergewinn unschädlich zu machen gesucht wird. Wenn aber der Arbeitgeber mit dem Bauherren einen Contract abgeschlossen hat, den er unbedingt halten muß, seine Voraussetzungen jedoch durch einen siegreichen Strike getäuscht werden, so ist er trotzdem ruinirt.*) Dieses beständig über den Bauhandwerksmeistern hängende Damoklesschwert hat denn eine ganze Reihe tüchtiger, solider, noch von den überwundenen Anschauungen der Vergangenheit erfüllter Meister veranlaßt, auf den Betrieb ihres Geschäftes überhaupt zu verzichten, wenn ihre Vermögensverhältnisse — und das ist allerdings meistens der Fall — es irgendwie gestatten. Der Arbeiter selbst ist auch ein anderer geworden: selbstbewußter, aber bei dem fortschreitenden Mißverhältnisse zwischen der wirthschaftlichen Freiheit und seiner sittlichen Bildung roher und frecher. Der alte Meister ist noch an Zucht und Ordnung der alten Innungen gewöhnt, er versteht die neue, noch im Gärungsprocesse liegende Zeit nicht und wendet ihr den Rücken. Die solideren Geschäftsgrundsätze jener werden von den ungeprüften neuen Meistern, die wie Pilze aus dem Boden schießen und sich im Concurrenzmachen gegenseitig überbieten, nicht getheilt. Im Baugewerbe herrscht jetzt im Kleinen eben solche Speculation und eben so viel „Pleite" wie an der Börse. Trotzdem — und großentheils gewiß deswegen — lassen die gehofften und bestimmt versprochenen billigen Baupreise noch sehr auf sich warten.

Um die vorhandenen, mehr natürlich gewordenen Ursachen der Wohnungsnoth zu verschärfen, haben wir sodann selbst, durch das Streben, anderweitige Vortheile zu erreichen, verleitet, und zu einer Zeit, in der die Krankheit noch nicht einen so acuten Charakter wie in letzterer Zeit angenommen hatte, leider eine ganze Reihe willkürlicher Schranken gegen eine normale und ungehinderte Entwickelung der Bauluft aufgestellt. Hierzu rechnen wir namentlich die in den meisten großen Städten herrschenden *baupolizeilichen Bestimmungen*. Unsere Baupolizeiordnungen lassen sich im großen Ganzen dahin charakterisiren, daß sie zu viel Gewicht auf die Abwendung möglicher Feuersgefahr und zu wenig Werth auf die Verhütung übermäßiger Ausnutzung des Grund und Bodens legen. In beiden Beziehungen erschweren und vertheuern sie das Bauen, indem einerseits eine ganze Reihe als unnütz und übertrieben zu bezeichnender Forderungen an die Stärke der Mauern, Beschaffenheit der Treppen, Anlage der Feuerungen, Abscheidung einzelner Hausabschnitte gestellt werden, der Fachwerkbau so gut wie gänzlich verboten und die Anwendung besonderer Materialien, wie Pisé, Cement, Eisen ꝛc. von dem Belieben der Polizei abhängig ist, andererseits aber die sogenannte „Liberalität" in der Ausnutzung eines Grundstückes die Erhöhung der möglichen Grundrente und damit der Bodenpreise im natürlichen Gefolge hat. Sodann fehlt ein wirksamer Schutz in der Gesetzgebung gegen polizeiliche Willkür und Chicane, indem jeder Bau an die „Erlaubniß" der Polizeibehörde geknüpft ist, welche auch bei Erfüllung aller durch die Regeln der Kunst gebotenen Anforderungen nicht gerichtlich erzwungen werden kann. Die nachtheilige Wirkung dieser Principien auf eine normale Bauentwickelung in allen Einzelheiten nachzuweisen, würde uns hier zu weit führen. Wir haben diesen Versuch bei Gelegenheit des bevorstehenden Erlasses einer neuen Bauordnung

*) Es soll im letzten Jahre in Berlin bereits ziemlich verbreiteter Gebrauch gewesen sein, die contractlichen Verpflichtungen nur zu übernehmen, „wofern kein Strike dazwischen kommt". Red.

Digitized by Google

für Berlin in umfassender Weise bereits in einer Reihe von Artikeln gemacht, welche in der „Deutschen Bauzeitung", Organ des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieure, und zwar in den Nummern 38—45 de 1871 und 4 und 5 de 1872 veröffentlicht worden sind.

Die Bauordnung muß aber auch zu einer Baugruppenordnung erweitert werden, die bis jetzt vollständig fehlt. Das Nachbarrecht in der städtischen Bebauung ist noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung. Gesetzlich bestehen in Preußen nur die gänzlich veralteten landrechtlichen Bestimmungen, factisch entscheidet in den einzelnen Städten, da, „wo die Begriffe fehlen", das „Wort" des Polizeichefs. Die innere Anlage von Baulichkeiten auf einer von Straßen rings umschlossenen Häuserinsel ist auf die Beschaffenheit der Wohnungen von ganz außerordentlichem Einfluß. Je nachdem man den einzelnen, einen solchen „Block" bildenden Grundstücken gestattet, den gesetzlich von der Bebauung freizulassenden Theil nach Belieben irgendwo anzubringen, oder nach einem Plane anzuordnen, welcher die gemeinschaftliche Anlage einheitlich beherrscht und möglichst viel zusammenhängendes unbebautes Areal zu gewinnen sucht, — wird man entweder eine ganze Masse stinkender, rings umschlossener Diminutiv-Höfe und licht- und luftloser Hinterwohnungen erhalten, oder einen einheitlichen, nur an den Rändern umbauten Baucomplex, innerhalb dessen ein freies, weites, Gesundheit, Licht und Leben spendendes Garten- und Hofterrain sich ausbreitet. Es kann der mathematische Beweis sehr leicht geführt werden, daß zur Erreichung dieses Zweckes nicht einmal mehr unbebautes Terrain als jetzt verlangt zu werden braucht. Man hat nur die Größe der einzelnen Häuserblocks darnach einzurichten. Ohne auf solche Mittel zur Abhülfe näher einzugehen, wollen wir hier nur darauf aufmerksam machen, daß auch die Beschaffenheit und Situation der einzelnen Wohnungen, mit ihren paar gewöhnlich nicht bewohnten Vorderzimmern (sog. „guten Stuben") und mit ihrem langen Darme licht- und luftloser Hinterzimmer zum Schlafen und Wohnen ein eigenes Capitel der Ursachen der Wohnungsnoth ausmachen würde, wenn nicht das gänzliche Fehlen einer guten Baugruppenordnung damit zusammenfiele.

Die Größe, Situation und Abgränzung der einzelnen Baugruppen, die Richtung und Breite der Straßen, die Anlage von Plätzen für eine werdende Stadt wird durch einen Bebauungsplan geregelt. Derselbe darf in keiner Stadt fehlen, ist aber in seinen Hauptzügen gewöhnlich schon durch die bestehenden Verkehrswege, die man nicht willkürlich versperren kann, fest bestimmt. Meistens fehlt es bei der fortschreitenden Bebauung nur an einigen peripherischen Verbindungswegen, deren Anlegung sofort geboten ist, ehe die Bodenpreise stark zu steigen beginnen. Tritt eine starke Baulust in einzelnen Stadtgegenden auf, so erscheint es geboten, für diese besondere, sorgsam zu erwägende Bebauungspläne aufzustellen. Die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Anlage im Ganzen, die richtige Abmessung der einzelnen Häuserquartiere und die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse und Wünsche der verschiedenen, die Straßen künftig bewohnenden Berufsstände ist dabei die Hauptsache. Viel weniger wird man sich um die Lage der einzelnen Grundstücke zu kümmern haben. Wenn sich deren Situation mit den in unparteiischer Weise erkannten höchsten Regeln des gemeinen Besten nicht verträgt, muß unbedingt ein Regulirungsverfahren nach den Grundsätzen bei der Zusammenlegung ländlicher Grundstücke auch hier erlaubt sein. Es ist daher völlig falsch, sich hinzusetzen und nach den gegenwärtigen — vielleicht oder vielmehr jedenfalls mangelhaften und in künftigen Zeiten zu

Digitized by Google

verbessernden Baugrundsätzen, sowie nach der gegenwärtigen, zufälligen, vielleicht später gar nicht mehr vorhandenen Lage der Grundstücke einen großen, allgemeinen, für ewige Zeiten gültigen Bebauungsplan für eine Stadt nebst ihrer gesammten Umgebung festzustellen. Es ist das auch nur in einer Stadt — leider in Berlin — versucht worden, und hier — nach ächt deutschem Wesen — gleich in einer Gründlichkeit und „Unzweifelhaftigkeit", die ausdrücklich und wohl überlegt jede andere als die auf dem Papiere vorgezeichnete Straße überflüssig machen wollte. Der Bebauungsplan schafft nun durch das Versprechen einer, wenn auch weiten Zukunft bestimmte Werthe für einzelne Personen, die, so künstlich und ideell sie an sich sein mögen, das Resultat haben, daß ganz allgemein eine höhere Schätzung des Bodenwerthes eintritt. Hierdurch ist wiederum mit der Wohnungsnoth die engste Beziehung hergestellt. Noch viel mehr outrirt wird dieser Zusammenhang, wenn dieses ganze Straßennetz einer — so glaubt man — ganz gewissen und nicht mehr allzufernen Zukunft durch den Druck publicirt wird und für Jeden käuflich ist. Dann ist — wie factisch — irgend ein Verkauf über eine Quadratruthe Streusand eine Meile vor den Thoren niemals ohne den betreffenden Abschnitt des Bebauungsplanes herzustellen. Die Baulust wird durch einen solchen Bauplan oft gehemmt, und Baugenossenschaften und Gesellschaften müssen sich ganz unnöthigen Beschränkungen unterwerfen. — Wir haben alle diese Verhältnisse mit den besonderen, hier nicht hergehörigen Mängeln und Schwächen des Berliner Bebauungsplanes gleichfalls in einer Reihe von Artikeln in der „Deutschen Bauzeitung" und demnächst durch eine besondere Broschüre: „Berlins bauliche Zukunft und der Bebauungsplan" dargestellt, auf welche wir verweisen müssen. Wir können uns des Erfolges rühmen, daß die städtischen Behörden, welche vordem unbedingte Anhänger des Bebauungsplanes gewesen waren, voran die Stadtverordnetenversammlung, unsere Grundsätze acceptirt haben, und seitens des Magistrats nunmehr die entsprechenden Anträge beim Polizeipräsidium gestellt sind, welches allerdings vorläufig noch an seinem liebgewordenen Werke festhalten zu wollen scheint.

Einen weiteren Hinderungsgrund gegen eine normale Entwickelung des Bauwesens finden wir sodann in der Art und Weise der wirklichen Herstellung einer Straße, die für die Bebauung mit Häusern geeignet ist. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Anlage einer Straße für die Adjacenten vom allergrößten Vortheile ist, wird regelmäßig die unentgeltliche Abtretung des zum Straßenterrain erforderlichen Landes und die Pflasterung durch die Adjacenten verlangt. Nach den neuesten Erkenntnissen könnte die erste Forderung nunmehr zurückgewiesen werden. Aber die unumwundene Anerkennung der Pflasterungsverpflichtung ist noch jetzt die Voraussetzung der Ertheilung des Bauconsenses. Man stützt sich hierbei für Berlin auf eine, allerdings von dem höchsten Gerichtshofe als solche anerkannte Reallast, welche sich aber hier nur auf eine ganz specielle Cabinetsordre gründet. In anderen Städten ist die Commune dazu verpflichtet. Das starre Festhalten der Berliner Commune an ihrem Rechte ist unzweifelhaft mit eine Ursache der mangelnden Baulust. Es giebt sogar im Inneren der Stadt noch eine ganze Reihe unregulirter und ungepflasterter Straßenstrecken — wir wollen nur an Theile der nach dem Fallen der Stadtmauer entstandenen breiten Gürtelstraße erinnern —, welche schon lange bebaut worden wären, wenn nicht die gerade hier — bei der Breite der Straße — besonders schwere Verpflichtung daran hinderte. Die verkehrsfähige Herstellung und Unterhaltung aller vorhandenen — also auch der noch nicht gepflasterten — Wege ist übrigens unzweifelhaft eine durch die allgemeine Gesetzgebung der Commune auferlegte und auch

Digitized by Google

für Berlin nicht abzuleugnende Last. Solche Zustände, wie sie in schon ganz bebauten Straßenstrecken vielfach vorhanden sind, dürfen auch aus allgemeinen Anstandsrücksichten nicht conservirt werden. Und wer wird an Straßen bauen wollen, in deren Mitte stagnirende Sümpfe und in deren Rinnen die allmählich einsickernden schmutzigen Hausefluvien jeden Vorübergehenden anwidern und Tod und Verderben aushauchen? Die öffentliche Reinlichkeit und Ordnung befördert auch die private, und wer Schmutz auf den Straßen läßt, kann Schmutz in den Häusern nicht verbieten und in den Wohnungen nicht hindern.

Einer besseren Gestaltung unserer Vorstädte in dem armen Norden sowohl wie in dem reichen Westen stehen unsere leider absolut schlechten Entwässerungsverhältnisse dauernd entgegen. Da mit Recht verlangt wird, daß jedes Grundstück nicht nur an einer fahrbaren Straße liegen, sondern auch für genügende Ableitung seiner Unreinlichkeiten sorgen soll, so ist damit in vielen Gegenden eine Bebauung ganz unmöglich oder nur mit unverhältnißmäßig großen Kosten herzustellen. Die Entwässerungsanlagen sind regellos bald hier, bald da, wo gerade das dringendste Bedürfniß vorlag, entstanden. Eine principielle Behandlung fehlt bisher gänzlich, und ist erst im Projecte fertig. Eine rationelle Canalisirung, wie sie alle gut verwalteten Städte besitzen, ist daher auch für Berlin ein immer dringender werdendes Bedürfniß.*) Dieselbe wird die unerträglichen Rinnsteine und die offenen Cloakengruben der Canäle beseitigen, das in die Häusermauern eindringende Grundwasser tiefer legen und große Strecken städtischen Terrains, welches bisher als Sumpf und Morast unmittelbar an die bebauten Stadttheile angränzt und deren Weiterentwickelung hemmt, trocken legen und der Bebauung erschließen können. Sowohl für die höher wie die niedriger gelegenen Stadttheile ist aber ein ferneres Hinderniß der Bebauung die Schwierigkeit der Wasserbeschaffung. Da die privilegirte und monopolisirte englische Wasserleitung in Berlin eine weitere Ausdehnung ihres Röhrennetzes mit ihren Privatinteressen nicht mehr vereinbar findet, würde nur eine städtische Wasserleitung hier Hülfe schaffen können. Je schlechter die Brunnen in einzelnen Stadtgegenden sind und je mehr sie durch die fortschreitende Bebauung verderben, um so mehr ist ein Mangel derselben gleichfalls eine Ursache der Wohnungsnoth. —

Wir haben also eine ganze Reihe von Uebelständen gefunden, deren Existenz nicht mit der Natur der Großstadt nothwendig verbunden sind, sondern derer wir mit aller Entschiedenheit Herr werden können. In der richtigen Erkenntniß dieser Uebelstände liegt schon die Möglichkeit der Abhülfe. Wie die letztere ins Werk gesetzt werden kann, darüber haben wir uns demnächst auszusprechen.

---

*) Wir möchten hiermit um Alles nicht den überhaupt und für Berlin insbesondere gegen eine Canalisirung sprechenden Bedenken vorgegriffen haben. Red.

Digitized by Google

Die bevorstehende Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von

H. Bartling.

1. Grant und sein Cabinet.

II.

(Schluß.)

Nachdem wir uns im vorhergehenden Artikel mit den beiden Präsidenten beschäftigt haben, gelangen wir nun zu der nächst Grant außerhalb America am meisten bekannten Persönlichkeit des bestehenden Cabinets, nämlich zu Hamilton Fish, dem Staatssecretär und Minister des Auswärtigen, der besonders in letzterer Zeit in der Alabamafrage eine hervorragende Rolle spielte.

Hamilton Fish ist das Glied einer der ältesten und angesehensten Familien der Union. Er wurde in Newyork 1809 geboren und steht somit in seinem 63. Lebensjahre. Sein Vater war Oberstlieutenant Fish, ein ausgezeichneter Officier des Unabhängigkeitskrieges und ein Freund Washington's und Alexander Hamilton's, nach welch Letzterem der heutige Staatssecretär genannt wurde. Oberstlieutenant Fish verheiratete sich mit Elizabeth Stuyvesant, der Tochter von Petrus Stuyvesant, dem Erben und directen Nachkommen des berühmten holländischen Gouverneurs gleichen Namens. Das Fort Fish, ein von den Americanern während des Aufstandes angelegtes Vertheidigungswerk auf jenem Theile der Insel, der heute vom Centralpark eingeschlossen wird, ward nach seinem Namen benannt. Er wohnte nahe vor der Stadt, und das Haus, in welchem der jetzige Minister das Licht der Welt erblickte, ist noch vorhanden und steht in der Stuyvesantstraße.

Der junge Fish empfing seine Ausbildung an den besten Schulen seiner Vaterstadt und widmete sich nach Beendigung seiner humanistischen Studien am Columbia College dem Studium der Rechte und ließ sich 1830 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. Doch wirkte er nicht lange als ein solcher, da die Verwaltung der von seinem Vater ererbten großen Liegenschaften den größten Theil seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und ihn endlich bestimmte, seine Praxis ganz niederzulegen. Da er als sehr reicher Mann nicht nöthig hatte, in irgend einer Weise für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, so benutzte er seine Zeit, um sich nach allen Seiten hin wissenschaftlich auszubilden und seine natürlichen Anlagen zu vervollkommnen. In der Politik war Fish ein eifriger Whig, doch enthielt er sich mehrere Jahre hindurch der Theilnahme an öffentlichen Dingen. Im Jahre 1843 jedoch trat er zum erstenmal in der Politik auf, und zwar als ein Candidat seiner Partei für die gesetzgebende Versammlung seines Staates, wurde aber sammt seinen Mitcandidaten geschlagen. Statt dessen wählte ihn, wenn auch erst nach hartem Kampfe, der sechste Newyorker District in den Congreß, in dem er sich schnell einen Namen wegen seiner umfassenden Kenntnisse und seines Eifers gewann. Trotzdem stellten ihn die Whigs im nächsten Jahre nicht wieder als ihren Candidaten auf, was zur Folge hatte, daß er, obgleich er auf den Rath seiner Freunde als unabhängiger Candidat auftrat, nicht wiedergewählt wurde.

Digitized by Google

Im Jahre 1848 wurde Fish, nachdem er bereits stellvertretender Gouverneur (Lieutenant Governor) gewesen, von seiner Partei nach einem harten und denkwürdigen Kampfe zum Gouverneur von Newyork gewählt. Man muß sich hierbei erinnern, daß zu gleicher Zeit auch die Präsidentenwahl stattfand und der Kampf sich im Staate sowohl um locale wie nationale Erfolge drehte. Die demokratische Partei von Newyork war damals in zwei große Fractionen gespalten, und diese Spaltung ermöglichte es den Whigs, den Staat für General Taylor zu gewinnen und Fish als Gouverneur durchzubringen. Seine nun folgende Verwaltung war eine höchst erfolgreiche und bildet die Hauptgrundlage seines Rufes. Nach Ablauf seiner Amtsdauer wurde er von dem gesetzgebenden Körper des Staates als Senator gewählt und diente als solcher seine volle Zeit. Wie es gar nicht anders zu erwarten war, stand Fish als Senator beständig und in allen Fragen auf Seiten seiner Partei und gehörte zu den eifrigsten Förderern und Vertheidigern der alten Whigdoctrin: „Protection der americanischen Industrie". Nach Ablauf seiner Amtsdauer als Senator zog sich Fish ins Privatleben zurück, jede fernere Theilnahme an den öffentlichen Geschäften verweigernd. Er war mit seiner Rolle, die er bis jetzt gespielt hatte, vollkommen zufrieden und wünschte nun sein Leben in Ruhe und nur seinen Privatgeschäften gewidmet hinzubringen.

Zuvörderst begab er sich auf weite Reisen und hielt sich längere Zeit in den verschiedenen Ländern Europas auf, was ihm Gelegenheit gab, die dortigen politischen Systeme genau kennen zu lernen. Nicht weniger durchzog er sein eigenes Vaterland von einem Ende zum anderen und unterrichtete sich aufmerksam vom Wachsthum und Gedeihen der einzelnen Theile der Vereinigten Staaten und allen damit zusammenhängenden Dingen. Fish ist all sein Lebelang ein eifriger Student gewesen und hat einen beträchtlichen Schatz von Wissen erworben, der ihn, seinen großen Erfahrungen hinzugefügt, zu einem der unterrichtetsten und cultivirtesten Männer der Union macht. Als sich unter der Präsidentschaft von Pierce aus der alten Whigpartei, die ihren Untergang selbst herbeigeführt hatte, die republicanische Partei bildete, wurde Fish einer ihrer Hauptförderer. Seitdem hat er im Allgemeinen mit derselben votirt, wenn er auch gelegentlich einem Demokraten seine Stimme gab. Das Zeugniß muß ihm ausgestellt werden, daß er niemals ein Partisan war, sondern seinen Landsleuten allezeit das gute Beispiel gab, sein Stimmrecht mit Ueberlegung und Gewissenhaftigkeit zu gebrauchen, denn er stimmte mit seiner Partei nur, wenn ihre Candidaten und Maßregeln solche waren, die sich mit seiner Ueberzeugung vertrugen.

Es wäre der großen Republik sehr zu wünschen, wenn Fish's Unabhängigkeit des Geistes und des Handelns mehr als bislang von allen Parteien nachgeahmt würde. Er besitzt ein kühles und wohlabgewogenes Urtheil, das ihn in öffentlichen Geschäften selten auf Abwege führt, auch ist er als einer der gewissenhaftesten Staatsmänner der Union bekannt. Er hat im Allgemeinen, wie schon bemerkt, mit der republicanischen Partei und ihren Absichten sympathisirt und dem größten Theil ihrer Maßregeln seine Zustimmung gegeben. Jedoch ist er stets ein starrer Conservativer gewesen und hat Parteitreiben und Parteiausschreitungen eher entmuthigt als gefördert. Während des Bürgerkrieges unterstützte er eifrig und energisch die Maßnahmen der Verwaltung, und Alles, was dazu angethan war, ein friedliches Ende des Kampfes herbeizuführen, fand in ihm einen bereiten und edelmüthigen Fürsprecher. In dem Streite zwischen dem Congresse und dem Präsidenten Johnson sympathisirte er mit ersterem, doch gab er seinen Mitbürgern ein gutes Beispiel, indem er sich von allen Angriffen auf den Angeklagten fern hielt. Seine Erfahrung hatte

Digitized by Google

ihm das Unkluge und die Gefahr des bitteren Weges gelehrt, den die Partisanen des Congresses einschlugen, nämlich, daß sie in ihren Anstrengungen, den Mann zu erniedrigen, nicht erfolgreich sein konnten, ohne auch die Würde in den Staub zu ziehen und derselben ein gutes Theil ihrer moralischen Kraft zu rauben. Als Mitglied des Stewart Comittee's in Newyork trug er nicht wenig zu dem Siege Grant's in diesem Staate bei, weshalb es denn auch nicht fehlen konnte, daß dieser bei Bildung seines Cabinets den erfahrenen, hochgebildeten und reichen ehemaligen Gouverneur von Newyork als Staatssecretär an seine Seite rief und ihm mit Rücksicht auf die manchen zwischen der Union und fremden Nationen schwebenden Fragen das auswärtige Amt übertrug.

Die New-York-World, bekanntlich ein streng demokratisches Blatt, gab über Fish gelegentlich seiner Berufung als Staatssecretär folgende, von Seiten eines Gegners höchst ehrenvolle Charakteristik: „Hamilton Fish, der Staatssecretär, mag kein großer oder glänzender Staatsmann sein, doch ist er ohne Zweifel einer der achtenswerthesten, aufrichtigsten und geachtetsten Bürger dieses Staates oder dieses Landes. Ein Mann, der die Vortheile erblichen Reichthumes genoß, von höherer Bildung, in der Vollkraft geistiger Fähigkeiten, von mannichfachen Erfahrungen im Amte, ein Beispiel aller Privattugenden, besitzt er, was besser als der Ruhm eines großen Staatsmannes ist, ein fleckenloses Leben und die ungetheilte Achtung seiner Mitbürger."

Das Kriegsministerium liegt in den Händen von John A. Rawlins, der am 13. Februar 1831 zu Joe Davies in der Grafschaft Illinois geboren wurde. Seine Aeltern, die sich in dürftigen Umständen befanden, konnten wenig oder gar nichts für seine Erziehung thun und thaten ihn, als er das arbeitsfähige Alter erreicht hatte, auf eine Farm, wo er bis 1854 Kohlenbrenner war. Im November genannten Jahres jedoch trat er als Schreiber in das Bureau eines Advocaten zu Galena, welche Stellung es ihm ermöglichte, sich dem Rechtsstudium zu widmen. Seine Energie und sein Fleiß in der Verfolgung dieses Studiums waren so groß, daß er sich bereits im October 1855 als Advocat zu Galena einschreiben lassen konnte. Sein ehemaliger Principal und Lehrer, der ihm sehr zugethan war, nahm ihn als Theilhaber in seine Praxis auf und überließ ihm dieselbe nach Verlauf eines Jahres.

Rawlins war damals ein eifriger Demokrat der Douglasschule und Candidat dieser Partei bei den Wahlen der Wahlmänner seines Staates zur Präsidentenwahl von 1860. Da er in seinen Ansichten mehr conservativ war, so ließ er es sich angelegen sein, eine friedliche Lösung der nationalen Streitfragen herbeizuführen. Er war bereit, um der Union willen den Südstaaten in vielen Dingen nachzugeben, und so groß waren seine Anstrengungen zur Aufrechterhaltung des Friedens, daß ihn die Republicaner des Staates offen als einen Anhänger und Förderer des Landesverrathes hinstellten. Doch gar bald sollten sie inne werden, wie sehr sie sich alle in Rawlins geirrt hatten. Sein Patriotismus war weder ein halber noch ein lauer: er wünschte nur jede friedliche Maßregel erschöpft zu sehen, ehe er sein Vaterland in den Bürgerkrieg treiben sah, weshalb er denn auch den moralischen Muth hatte, den gegen ihn geschleuderten Anklagen mit ruhiger Stirn zu begegnen. Als in Galena die Nachricht vom Falle des Forts Sumter eintraf, wurde ein Meeting der Republicaner und der unionsgetreuen Demokraten berufen, um über die Mittel und Wege zu berathschlagen, wie man der Verwaltung in der Stunde der Noth am besten helfen könne. Ulysses Simpson Grant, wie wir gesehen haben, damals noch ein armer, unbekannter Bürger, präsidirte über den Meeting und Rawlins war einer der

Digitized by Google

Sprecher. Kühn trat er jetzt für die Anwendung von Gewaltmaßregeln auf, um die Rebellion niederzuschlagen. Er erklärte, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, sich mit geringeren Fragen zu beschäftigen, denn der Bestand der Union sei in Frage gestellt, und die Pflicht eines jeden Bürgers erheische es, zur Union zu stehen und die Regierung in den von ihr zur Erreichung des großen Zweckes für nothwendig erachteten Maßregeln zu unterstützen. Rawlins sprach mit einer Kraft, einem Feuer, das alle Zuhörer in Erstaunen setzte, und kaum vermochten sie zu glauben, daß dieser Redner, dessen patriotische Worte zündend in ihre Herzen schlugen, der war, den sie noch vor Kurzem als Verräther verschrien hatten. Seine Rede war das Ereigniß des Tages, und seine offene und ungeschminkte Erklärung, den Krieg unterstützen zu wollen, trug ungeheuer dazu bei, Recruten aus den Reihen der Demokraten zu ziehen.

Nachdem er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, wandte er der Union in der Stunde der Gefahr nicht nur seine ganze Sympathie und seine ganze Energie zu, nein, er suchte auch Andere zu bewegen, ein Gleiches zu thun. Sobald er von der Niederlage der nordstaatlichen Streitkräfte bei Bull Run hörte, fing er in Gemeinschaft mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten seines Staates an, ein Regiment Infanterie für den Krieg zu formiren. Während er hiermit beschäftigt war, bot ihm sein früherer Client Grant, der inzwischen schon zum Brigadegeneral aufgestiegen war, die Stelle eines Assistant-Adjudant-General in seinem Stabe an und verschaffte ihm den Rang eines Capitäns in der Armee. Rawlins nahm dies Anerbieten an und traf am 15. September 1861 auf dem Kriegsschauplatze bei seinem Generale, der zu Cairo in Illinois stand, ein. Von dieser Zeit bis zum Ende des Krieges diente er ununterbrochen als einer der thätigsten und fähigsten Officiere im Stabe Grant's und schwang sich nach und nach bis zum Generalmajor in der Armee und zum Stabschef des Oberbefehlshabers sämmtlicher Armeen der Union auf. Seit ihrer Verbindung waren die Beziehungen zwischen General Grant und Rawlins so intime, daß es nicht zu verwundern war, wenn dieser von jenem nach seiner Besteigung des Präsidentenstuhles zum Kriegssecretär ernannt wurde, zu welchem Posten er unzweifelhaft befähigt ist.

Der wichtigste Posten nächst dem des Staatssecretärs ist der des Secretärs des Inneren, der von dem Generale Jacob D. Cox verwaltet wird. Dieser in seiner Art bedeutende Mann wurde am 27. October 1828 zu Montreal in Canada geboren, wo sich sein Vater, ein Bauunternehmer und Bürger aus Newyork, zeitweilig aufhielt. Seine Jugend verlebte Cox in Newyork, doch seine Ausbildung erhielt er in Oberlin-College, dem großen Mittelpunkte des westlichen Abolitionismus. Im Jahre 1852 etablirte sich Cox als Advocat im Dorfe Warren und heiratete um diese Zeit die Tochter des Präsidenten des Collegiums, in welchem er seine Studien gemacht hatte. Bald nachher machte er auch seine ersten Schritte in der Politik, indem er sich der ultrarepublicanischen Partei anschloß, was zur Folge hatte, daß ihn 1859 zwei Districte von Ohio in den Senat dieses Staates wählten. In kurzer Zeit nahm er eine hervorragende Stellung in dieser Körperschaft ein und nicht lange dauerte es, daß er mit dem jetzigen Generale Garfield die Ehre der Leiterschaft des gesetzgebenden Körpers von Ohio theilte.

Er war noch Mitglied des Senates, als nach dem Falle des Forts Sumter der erste Aufruf zu den Waffen zur Erhaltung der Union erschallte. Tief die Wichtigkeit des Augenblickes fühlend, warf Cox alle anderen Geschäfte bei Seite und widmete sich ausschließlich der Recrutirung von Freiwilligen im Staate Ohio. Am 23. April 1861 ernannte

Digitized by Google

ihn der Gouverneur Dennison zum Brigadegeneral bei den Ohiofreiwilligen und sandte ihn zur Dienstleistung in die Armee von McClellan. Bald darauf jedoch erhielt er den Befehl über das Lager Dennison, und bei der Wiederanwerbung der Truppen auf drei Jahre wurde er von Lincoln zum Brigadegeneral bei den Freiwilligen ernannt. Im Juli desselben Jahres erhielt er das Commando über das Kanawhathal in Westvirginien, das er ruhmreich gegen den numerisch stärkeren Feind bis zum Sommer 1862 vertheidigte. Dann begleitete er einen Theil seiner Streitkräfte an den Potomac, um General Pope zu verstärken, wobei eine Brigade seiner Truppen unter General Crook vom Feinde abgeschnitten wurde. In der Campagne der Potomacarmee gegen Lee zeichnete sich Cox zu wiederholten Malen aus, vornehmlich in der Schlacht von South-Mountain am 14. Sept. Ende 1862 wurde er nach Westvirginien zurückgesandt, und ihm der Befehl über diesen Staat ertheilt. Die Sachen standen hier bei seiner Ankunft für die Föderirten sehr schlecht. Dieselben waren vom Feinde vom Kanawha zurückgetrieben worden, und erst nach einer Reihe höchst geschickt ausgeführter Manöver gelang es Cox, das Unglück wieder gut zu machen und die Conföderirten bis jenseits der Alleghanies zurückzutreiben und sich in seinen alten Linien bei Flat Top wieder festzusetzen, nach welchem Erfolge Westvirginien comparativ vom Feinde verschont blieb. Seit dem Frühjahre 1863 diente er unter Sherman und zeichnete sich an der Spitze seiner Division, der 3. des 23. Corps, namentlich in der Schlacht bei Nashville und bei der Einnahme des wichtigen conföderirten Seehafens Wilmington aus. Nach der Capitulation der Armee Johnston's war er mit dem Commando der Westhälfte des Staates Nordcarolina betraut, worauf er im Juli 1865 in gleicher Stellung nach dem Ohiodistrict gesandt wurde, von wo ihn Grant zu sich in sein Cabinet als Minister des Inneren berief. Als er jedoch nach einiger Zeit sah, daß Grand weder an eine Reform der Büreaukratie dachte, noch das Schutzzollsystem aufzugeben geneigt schien, da schied er im Anfange der Wahlcampagne aus dem Cabinet und gesellte sich als einer der Führer den liberalen Republicanern zu. Cox ist gleich Fish ein vielseitig gebildeter Mann und besonders belesen in französischer Literatur und Werken über Taktik und Recht.

Die Finanzen der Vereinigten Staaten sind, wie bekannt, George S. Boutwell anvertraut, dessen Name in Europa durch die regelmäßig wiederkehrenden, durch Depeschen mitgetheilten Rückkäufe von Vereinigten-Staaten-Bonds sehr bekannt geworden ist. Er wurde 1818 am 28. Januar zu Brookline in Massachusetts geboren. Ueber seine Jugend läßt sich wenig sagen. Seine Aeltern waren arm, konnten nicht viel für seine Ausbildung thun, weshalb er sein Brot selbst verdienen und sich durch eigene Kraft aufschwingen mußte. Nachdem er zwanzig Jahre Kaufmann gewesen und sich während dieser Zeit nach allen Seiten hin tüchtig ausgebildet hatte, wandte er sich der Rechtslaufbahn zu und trat als Advocat auf, als welcher er in wenigen Jahren einen nicht unbedeutenden Ruf erlangte. Von Anfang an nahm er ein hohes Interesse an der Politik, und zwar als ein eifriger Whig.

Im Jahre 1842 wurde er in den gesetzgebenden Körper von Massachusetts gewählt, in welchem er sieben Jahre hinter einander saß. Seine Dienste in der Legislatur hatten ihm einen solchen Namen erworben, daß ihn seine Partei 1851 zum Candidaten der Gouverneurschaft des Staates ernannte und ihn bei der Wahl auch mit bedeutender Majorität durchbrachte. Seine Partei war mit seiner Verwaltung so zufrieden, daß sie ihn 1852 wieder wählte. Später war Boutwell zwei Jahre Bankcommissar, elf Jahre Se-

Digitized by Google

cretär des Erziehungscomittee's von Massachusetts und sechs Jahre Mitglied des Aufsichtsrathes von Harward College.

Im Jahre 1861 wurde er zum Mitgliede der Friedensconferenz gewählt, die in Washington mit der Absicht zusammentrat, den Krieg zu verhindern, darin jedoch, wie bekannt, kläglich scheiterte. Hierauf ernannte ihn Präsident Lincoln zum Commissar für innere Steuern, ein Amt, das eben erst geschaffen war. Er verwaltete dasselbe mit vielem Geschick bis 1863, um welche Zeit er es niederlegte, um seinen Sitz im Repräsentantenhause einzunehmen, auf den er bis zu seinem Eintritt in das Cabinet regelmäßig wiedergewählt wurde. Während des Krieges war er ein Ultrarepublicaner und einer der Ersten, die auf Errichtung von Negerregimentern drangen, sowie er später thätigen Antheil an den Maßnahmen des Congresses zur Anklage Johnson's nahm. Im November 1867 legte er dem Repräsentantenhause den ersten Rapport vor, in welchem er die Anklage des Präsidenten befürwortete, und als der Schritt endgültig beschlossen war, wurde er zu einem der Leiter der Anklage von Seiten des Hauses gewählt.

Das Interessanteste und Bemerkenswertheste in der Laufbahn Boutwell's sind unstreitig seine Ansichten über die Finanzverwaltung und sein Plan zur Abtragung der ungeheuren Staatsschuld der Vereinigten Staaten. Was zuerst den letzteren Punkt betrifft, so brachte Boutwell am 21. Juli 1868, als die Frage der Fundirung der Nationalschuld vom Repräsentantenhause discutirt wurde, ein Substitut für die Senatsbill und für die vom Congreßcomité dem Hause rapportirte Bill ein. Letztere ordnete die Fundation der gesammten verzinslichen Staatsschuld im Betrage von 2,150 Mill. Dollars an und deren Rückzahlung in klingender Münze zu einem Zinssatze von 3,65 Procent. Boutwell äußerte sich hierüber in der schon erwähnten Sitzung folgendermaßen:

„Das Amendement, auf das ich die Aufmerksamkeit des Hauses lenken möchte, bestimmt für die Fundation 1,200 Millionen der öffentlichen Schuld, 400 Mill. Dollars, rückzahlbar in 15 Jahren zu 5 Procent Zinsen, 400 Millionen in 20 Jahren zu $4^1/_2$ Procent und 400 Millionen rückzahlbar in 25 Jahren zu 3,65 Procent. Diese letztere Summe, Capital und Zinsen, können je nach Wunsch des Inhabers entweder in den Vereinigten Staaten oder in London, Paris und Frankfurt in Empfang genommen werden." Mit Rücksicht auf die Schuld selbst war er höchst hoffnungsvoll, eine Anschauung, die sich als ganz richtig herausgestellt hat. Er führte an:

„Wenn wir die schnelle Entwickelung der Hülfsquellen dieses Landes betrachten, seine Vermehrung der Bevölkerung und das Anwachsen des Reichthumes, so hat meine Voraussage gar nichts Gewagtes an sich, daß unser zur Tilgung der öffentlichen Schuld angewandter Ueberschuß der Revenue in Zukunft nicht kleiner sein wird, als in diesem Jahre. Nun, eine Nation unterscheidet sich in ihren Finanzgeschäften von den Individuen auf eine besondere Art, die ich jetzt einer näheren Prüfung unterziehen werde. Wenn ein Einzelner eine Schuld in drei, fünf oder zehn Jahren zu zahlen hat und Geld zur sofortigen Tilgung derselben besitzt, so kann er dies Geld, wenn er dasselbe contractgemäß nicht gleich zahlen muß, zu verschiedenen anderen Zwecken anwenden, zu Handelsgeschäften, Unternehmungen, ja selbst zu Glücksspielen, und seine Schuld bezahlen, wenn sie fällig wird. Doch eine Regierung ist anders gestellt. Wenn nicht absolute Armuth im Staatsschatze herrscht, so kenne ich keine dem öffentlichen Credit schädlichere Lage der Dinge, als den Besitz großer Fonds im Staatsschatze ohne augenblickliche Mittel und Wege, dieselben in

Digitized by Google

einer legitimen und geeigneten Weise zu verwenden." Und über die Größe der Schuld sagte er:

„Die Schuld sieht allerdings sehr groß aus, doch ist sie für dies Land nur eine kleine, wenn wir bedenken, daß wir in weniger als drei Jahren 100 Mill. Dollars abzahlen. Was können wir über die übrigbleibenden 2000 Millionen sagen? Nun, als der Krieg von 1812 endigte, betrug unsere öffentliche Schuld 127 Mill. Dollars. Das sieht jetzt sehr klein aus, doch war es eine ebenso schwere Schuld für die 7 Mill. Einwohner der Union zu jener Zeit, wie es die Schuld von 2000 Millionen für die gegenwärtige Bevölkerung unseres Landes ist." Gegen den Verkauf von Gold aus dem Staatsschatze, über den wir in unserem Artikel über den Eriering schon zu sprechen Gelegenheit hatten, trat er entschieden auf.

„Wenn wir," so meinte er, „den Schatzsecretär zu der Ankündigung auffordern, daß er jederzeit bereit sei, die nächstfälligen Zinsen zu bezahlen, so wird, indem die öffentlichen Creditoren den Zins von den Zahlungen, die er machen muß, herabdrücken, stets Gelegenheit für jene, welche Coupons besitzen, oder für jene, welche Coupons kaufen wollen, vorhanden sein, das Gold, das sich im Staatsschatze befindet, zu beherrschen; unter allen Umständen ist der Betrag, von dem er ankündigt, daß er ihn auf Verlangen zahlen will, gleich so viel Golde auf den Märkten des Landes. Die Differenz zwischen dieser Proposition und der, Gold zu verkaufen, ist, daß wir Gold auszahlen, da wo es auszuzahlen ist, und uns selbst des Zinses entheben, der im nächsten October, November oder Januar fällig wird, wodurch wir ganz natürlicherweise den Credit des Landes heben. Hiermit hängt eine Verordnung zusammen, die alle Verkäufe von Gold durch den Staatssecretär untersagt. Ich habe nicht nöthig, dem Hause irgend welche Winke zu geben, noch Gründe oder Argumente zu Gunsten einer Verordnung anzuführen, welche dem Schatzsecretär eine Macht entzieht, die, selbst wenn ehrlich ausgeübt, niemals etwas Gutes schaffen kann."

Die Marine der Vereinigten Staaten wird von Adolph E. Borie, Secretär der Marine, verwaltet. Er ward 1809 zu Philadelphia geboren und stammt aus einer der ältesten, aristokratischesten und reichsten Familien Pennsylvaniens. Seine Vorfahren väterlicher Seite kamen von Bordeaux und gehörten lange Zeit zu den leitenden Kaufleuten von Philadelphia. Seine Mutter war die Tochter eines reichen Pflanzers von Domingo, der gezwungen die Insel während des großen Negeraufstandes im vorigen Jahrhundert verlassen mußte. Borie trat mit 16 Jahren in die Universität von Pennsylvanien und ging, als er 20 Jahre alt geworden, zur Vollendung seiner Studien nach Paris. Nach Beendigung seiner Ausbildung durchreiste er mehrere Jahre lang Europa, wodurch er sich eine bedeutende persönliche Kenntniß der alten Welt erwarb, die ihm im späteren Leben von großem Nutzen sein sollte. Nach Philadelphia zurückgekehrt, widmete er sich dem Handelsstande und wurde bald ein Theilnehmer des berühmten Philadelphier Handelshauses McKean, Borie u. Cie. Als solcher entwickelte er bedeutende Fähigkeiten und schwang sich in wenigen Jahren zu einem der ersten Importeure des Landes auf. Frühzeitig richtete er sein Augenmerk auf die Entwickelung des Handels mit China, von dem er voraussah, daß er eines Tages zu den wichtigsten Interessen des Landes gehören würde, und er hatte die Genugthuung, seine Erwartungen realisirt und seinen Reichthum mit seinem Handel wachsen zu sehen. Als Kaufmann wie als Bürger hat sich Borie einen hohen Namen erworben, aber nicht minder auch ein immenses Vermögen.

Obgleich er niemals einen thätigen Antheil an den politischen Kämpfen nahm, so

Digitized by Google

ließ er sich doch stets angelegen sein, seine Rechte sowie seine Pflichten als Bürger zu erfüllen, weshalb er beständig ein lebhaftes Interesse an allen großen Tagesfragen nahm. Ein Whig, während der Existenz dieser Partei, stimmte er mit derselben und unterstützte ihre Männer und Maßregeln, und als sich die republicanische Partei bildete, gehörte er auch dieser mit aller Energie an. Noch heute ist er ein gläubiger Anhänger der Doctrinen Henry Clay's*) und ein eifriger Advocat „der Protection der americanischen Industrie". Er stimmte für Lincoln und trug, soweit es in seiner Macht lag, zu dem Erfolge der Republicaner im Jahre 1860 bei. Beim Ausbruche des Krieges erklärte er sich ohne langes Besinnen zu einer kräftigen und unnachgiebigen Fortsetzung des Kampfes. Seine Ueberzeugung hinsichtlich der Aufrechterhaltung der Union war ebenso sehr auf seine großen Erfahrungen und Kenntnisse als Kaufmann wie auf seine Ergebenheit für die Sache seines Vaterlandes basirt. Durch seine praktische Hülfe, die er der Regierung leistete, gab er seinen Mitbürgern ein leuchtendes Beispiel von Freigebigkeit und Selbstaufopferung. Er sandte auf eigene Kosten verschiedene Regimenter seines Staates vollständig ausgerüstet ins Feld, sowie er sich bei allen nationalen Subscriptionen als einer der Ersten mit großen Summen betheiligte, und diese Summen liefen in die Millionen.

Seine Dienste und patriotischen Opfer machten Borie zu einem der populärsten und geachtetsten Männer seiner Vaterstadt und hoben ihn hoch in der Achtung aller loyalen Bürger. Als die „Union League" zu Philadelphia organisirt wurde, erwählte man ihn zum Vicepräsidenten, und als solcher steuerte er einen großen Theil der fürstlichen Summen bei, mit der die Liga das großartige Clubhaus baute, das ihr gehört. Bald nach Beendigung des großen Bürgerkrieges gratulirte General Grant bei Gelegenheit eines Besuches einem der Mitglieder wegen der großen Freigebigkeit, welche die Liga während des großen Kampfes entfaltet habe, und erkundigte sich nach den Quellen, aus denen die ungeheuren Summen, die vertheilt worden seien, geflossen wären. General Meade, der die Bemerkungen hörte, stellte Borie seinem Obergenerale vor und erzählte ihm, daß dieser einer der Hauptgeber sei. Grant und Borie schieden nach diesem ersten Begegnen als Freunde, was zur Folge hatte, daß Letzterer, da er ja auch zur Protectionistenpartei gehörte, ins Cabinet berufen wurde.

John A. J. Creswell, Generalpostmeister und letztes Mitglied des Grant'schen Cabinets, wurde am 8. März 1828 geboren. Seine Aeltern, die vermögend waren, ließen ihm eine gute Erziehung zu Theil werden und sandten ihn in das Dickinson-College zu Carlisle in Pennsylvanien, wo er sich durch glänzende Studien auszeichnete. Er ergriff die Advocatenlaufbahn, in der er sich in wenigen Jahren zu einem der bedeutendsten Sachwalter in Maryland aufschwang. Doch bis zum Jahre 1862, in welchem er in das Repräsentantenhaus gewählt wurde, war er außerhalb seiner Geschäftskreise ein unbekannter Mann und blieb dies auch im Congresse bis zum Januar 1865. Als aber die Passage der präsidentschaftlichen Botschaft, welche die Abschaffung der Sclaverei verkündigte, zur Discussion kam, da legte er mit einem Male die bislang beobachtete Zurückhaltung ab und schwang sich durch eine einzige feurige, gehaltvolle Rede zu Gunsten der Abolition zu einem bedeutenden Redner im Congresse auf. Im Frühjahre 1865 wurde er an Stelle des Gouverneurs Hicks von der Legislatur seines Staates in den Senat gesandt und errang sich auch hier schnell eine hervorragende Stellung. Als Delegirter zur südlichen

*) Vgl. Rudolph Doehn, Die polit. Parteien in den Ver. Staaten von America, S. 146 ff.

Digitized by Google

Loyalistenconvention, die 1866 in Philadelphia abgehalten wurde, leitete er die Opposition der Gränzstaaten gegen den Antrag, den Negern sofort das Wahlrecht zu verleihen. Er war nicht etwa aus Feindschaft dagegen, sondern weil er nicht an die Dienlichkeit glaubte, in die politische Campagne jenes Jahres mit dem Negerwahlrecht als Streitfrage einzutreten. Die Folgen rechtfertigten seine Vorsicht. Nach der Wahl Grant's zum Präsidenten wurde dieser von vielen leitenden Persönlichkeiten angegangen, Creswell in sein Cabinet zu berufen. Die Congreßdelegationen von Maine, Connecticut, Michigan und ein Theil von Pennsylvanien nahmen gleichfalls das tiefste Interesse an seiner Berufung ins Cabinet, während eine Majorität von Senatoren und Abgeordneten der Südstaaten bei dem Präsidenten zum gleichen Zwecke eine Denkschrift einreichten. Ohne Zweifel wurde Creswell als Repräsentant der republicanischen Partei des gesammten Südens ernannt, da er in keiner Hinsicht den politischen Glauben der Einwohner von Maryland vertritt, die größtentheils Demokraten sind, denn er gehört zur radicalen Fraction der republicanischen Partei.

Ueber nationale Erziehung.

Von

Dr. C. Burmann.

Jeder, der zu erziehen hat, weiß, eine wie schwere Pflicht zu erfüllen ihm obliegt, und jeder, der erzieht, meint auf's beste und richtigste zu handeln, so verschieden auch die Mittel sind, die angewendet werden.

Glaubt etwa der zärtliche Vater unrecht zu handeln, der seinem Töchterchen, seinem Söhnchen nicht nur in jeder Weise den Willen läßt, sondern sich sogar beeilt, dem barschen Befehle und einem gebieterischen „Willst du wohl" seines Kindes Folge zu leisten? Wird doch auf diese Weise nicht der Eigensinn des Kindes herausgefordert, und den Eigensinn fordern nur schlechte Erzieher heraus. —

Dürfen wir, ohne zu beleidigen, dem Lehrer einen Vorwurf machen, der seine Schüler, weil sie nicht gelernt haben, mit fünfzigmaligem Abschreiben der Vocabeln und Sätze quält und ihnen dadurch vier bis sechs Stunden fast täglich raubt? Fast täglich, denn dieses Abschreiben geht das ganze Semester hindurch fort, da durch dasselbe dem Kinde selbst bei angestrengtem Fleiße keine oder nur wenig Zeit für die laufenden Arbeiten bleibt. Dürfen wir einem Lehrer, der so wirthschaftet, ohne daß wir ihn schwer kränken, sagen, daß er die Denkfähigkeit der Kinder fast ertödtet?

Oder aber schlägt der Vater wohl den richtigen Weg ein, dessen Kinder sich seiner nur mit Zittern und Zagen erinnern, die, wenn sie ihn sehen, sogleich den Stock erblicken und der blauen Striemen an ihrem Leibe nicht ledig werden? Der Vater, der so erzieht, will es so haben, er weiß ganz genau, daß es so richtig ist, so sein muß.

Oder erfüllt der Lehrer seine Pflicht, der das Aufgegebene nicht überhört, nicht nachsieht, es sich bequem macht, nicht straft, fünf gerade sein läßt?

Haus und Schule erziehen dieselben Menschen, aber wie arbeitet oft das Haus ganz

Digitized by Google

anders an demselben Individuum als die Schule, wie wirkt oft dieses zerstörend für das, was die Schule angefangen hat aufzubauen! Wir dürften uns darum nicht viel kümmern, wenn nicht die Erziehung überaus wichtig, ja das Wichtigste für die Nation wäre. Hier gilt es, wenn irgend wo, so schnell wie möglich Schäden, die sich etwa herausgestellt haben, auszumerzen, einsichtsvolle Erzieher müssen sich der Fehler, die sie vielleicht begehen, bewußt werden und dieselben ablegen. Solcher Fehler in der Erziehung, wie sie sich besonders in Berlin herausgestellt haben, hat denn auch im vorigen Jahre mehrere der Verfasser der „Briefe über Berliner Erziehung" rücksichtslos aufgedeckt und durch diese Briefe sich unstreitig den Dank vieler Erzieher erworben. Diese Briefe haben Veranlassung gegeben zu einem Aufsatze in der „Deutschen Warte" (Bd. I, S. 1—14), in welchem sie auf's wärmste empfohlen werden. Vor Kurzem erschien von demselben Verfasser ein Buch über nationale Erziehung; sehen wir nun, ob auch dieses wie jenes „wahrhaft überraschend mit Zügen und Eigenschaften ausgestattet ist, die ihm Eingang und Wirkung verschaffen können", wie es in dem oben erwähnten Aufsatze S. 3 heißt.

Das Buch ist nicht nur an die Pädagogen von Fach gerichtet, sondern ladet alle gebildeten Aeltern zu einer Besprechung über die Erziehung ein; es behandelt aber nicht die Erziehung im Inneren der Familie, sondern berücksichtigt diese nur so weit, wie sie mit der öffentlichen, in Schulen direct vom Staate ausgeübten oder wenigstens controlirend beeinflußten im engsten Zusammenhange steht. Aber auch von der öffentlichen Erziehung werden nur die höheren und mittleren Stufen in den Kreis der Erörterungen gezogen.

So richtig nun auch die Gründe sind, die der Verfasser angiebt für die Ausschließung der Erziehung in der Familie (hier ist es schwer wirksamen Einfluß auszuüben, weil selten Einsicht und guter Wille, alte Vorurtheile und Gewohnheiten aufzugeben, vorhanden ist, man also wenig Aussicht hat, die Erziehung durch noch so eingehende und unwiderlegliche Darlegungen mit einem Schlage in eine andere Richtung zu bringen) und in den unteren Stufen der Schule (da er nur eine geringe eigene Anschauung davon besitze, auch hier wegen vieler anderen staatlichen und kirchlichen Reformen und Entwürfe vor der Hand noch nichts ausgerichtet werden könne), so müssen wir doch den Titel des Buches als nicht entsprechend gewählt bezeichnen, da die eine Seite der Erziehung fast ganz unberücksichtigt bleibt, für die andere aber nur die bei weitem kleinste Zahl der Individuen der Nation in Betracht kommt.

Aber wie steht es nun mit der Erziehung der Spitzen der Nation, die doch die höheren Schulen besuchen? Wäre es durchweg wahr, was hier ausgesprochen wird, gäbe es auf dem Bilde, das hier entworfen wird, nicht noch recht viel andere Seiten, mit denen man wohl zufrieden sein kann, es wäre entsetzlich. Leider aber ist zu Vieles richtig. Unsere Erziehung bemüht sich nur zu oft die Schüler bis zur Universität hin im Servilismus zu erhalten, eine bescheidene Entgegnung wird als frecher Widerspruch bestraft, jedes unabhängige Denken, jede frische Thatkraft wird unmöglich, und weit verbreitet ist schlaffe Energielosigkeit, feige und gesinnungslose Unterwürfigkeit, Charakterzüge, die ihren Grund in verkehrter Unterdrückung oder Verkümmerung der individuellen Neigungen und Strebungen haben. Der Schüler lernt nicht selbständig denken, nur reproduciren; er bedarf deshalb des Lehrers überall; wo dieser ihn verläßt, ist er verlassen. Auch der Student lernt durch die Vorlesungen, die er hört, nachschreibt, versteht oder nicht versteht, nicht denken. Was Wunder, wenn oft gerade die besten Köpfe von dem Gymnasium entfernt werden müssen, weil sie sich in diesen Kram nicht schicken, wenn zum Studium nicht

Digitized by Google

selten nur mittelmäßig beanlagte Naturen übergehen, die besser begabten sich von demselben fern halten? Soll wirklich, was nothwendig ist, vom Studium und Berufe der ganze Mensch durchdrungen sein, soll er später sein Amt nicht als eine Last und Bürde ansehen, sollen wir uns in Zukunft nicht mehr wundern dürfen über die Unfreudigkeit des Beamten bei der Erfüllung seiner Pflichten, sollen wir gerade in den höher gebildeten Kreisen seltener als bisher Unabhängigkeit und frische Eigenthümlichkeit des Denkens und Urtheilens vermissen, dann muß in der Schule der Unterricht anders gehandhabt, die Schüler müssen zum eigenen, wirklichen Denken, der Grundlage der künftigen nationalen Bildung, angeleitet werden; dafür werden wir aber absehen müssen von dieser ungeheueren Summe einzelner Kenntnisse, die sich zum Abiturientenexamen die Schüler neun Jahre hindurch, zu den Staatsexaminibus die Candidaten während ihrer Studienzeit eingepaukt haben, aufhören wird müssen die Unterofficierdisciplin, die besonders schwache Lehrer ausüben, die unbedingten Gehorsam gegen jeden Befehl als das beste Mittel anerkennt.

Wie aber würden wir dahin kommen diese Mängel zu beseitigen? Sollen wir die Schuld immer im Lehrer suchen? Oft freilich, das läßt sich nicht leugnen, wird er einen nicht geringen Theil der Schuld tragen; er ist ja nicht selten unter den dargestellten Verhältnissen erzogen, hat seine Examina, nachdem er sich eine Menge einzelner Kenntnisse erworben hatte, gemacht, sich nicht weiter, als er zum Examen nöthig hatte, um die Wissenschaft gekümmert, nun fährt er in dem alten Geleise fort, banausisch zu arbeiten, wie er banausisch bearbeitet worden ist und sich banausisch fortgeholfen hat. Aber auch Lehrer, die weiter wollen, wirklich selbst denken und zum Denken anleiten möchten, die nicht nur am Tage ihre Stunden geben und Hefte corrigiren, und sich Abends mit einem Quantum Bier und Tabacksqualm in einem Locale bei alltäglichster Unterhaltung begnügen, müssen oft eine Unterofficierdisciplin anwenden, da ihre Classen zu überfüllt sind: hier gilt es zuerst Ruhe schaffen und Ordnung halten.

Wenn als besonderes Heilmittel das Erwecken des Ehrgefühles in Knaben und Jünglingen dadurch, daß wir dieselben möglichst früh mit „Sie“ anreden, empfohlen wird, so dürfen wir uns gerade von diesem Mittel, meine ich, nicht zu viel Hülfe versprechen. Wie unsere Schüler auf Gymnasien jetzt sind, werden wir nicht weiter kommen, wenn wir schon in Ober-Tertia oder noch tiefer zu ihnen „Sie“ sagen; die Beobachtung, daß die Classe, in der zuerst die Schüler mit „Sie“ angeredet werden, die sogenannte Flegelclasse ist, daß also auf den meisten Gymnasien diese die Unter-Secunda ist, daß diese Flegelclasse demnach zurückverlegt werden könnte, indem man schon früher die genannte Höflichkeit anwendet, daß man auf diese Weise die oberen Classen sich recht sauber halten könnte, diese Beobachtung, glaube ich, werden nicht gerade viele Lehrer gemacht haben, ebenso wenig werden sie der dortigen Erwägung beipflichten. Es giebt, wenn ich nicht irre, noch Gymnasien, in denen die Schüler durchweg mit „Du“, andere, in denen nur die Primaner mit „Sie“ angeredet werden; in jenen würde es also keine Flegelclasse geben, in diesen würde es stets die Ober-Secunda sein. Wir haben gewiß viel Gymnasien, die in manchen Jahrgängen keine Flegelclasse haben, in anderen ist es bald die eine, bald die andere Tertia, bald die Unter-Secunda. Das hängt lediglich von den Tonangebern in der Classe und deren Charakter ab, deren Zahl gar nicht groß zu sein braucht; vier bis fünf für etwa dreißig Schüler können genügen, den Charakter der Classe durch ihren Einfluß umzugestalten, wenn sie zu den besser Befähigten gehören; es hat das also gar nichts

Digitized by Google

meines Erachtens mit der Anrede an die Schüler zu thun. Meist aber finden sich die Flegeleien nicht in einer einzigen Classe, sondern durch mehrere hindurch bei demselben Lehrer. Die Schüler beobachten scharf, sie erkennen schnell den schwachen Lehrer und wissen bald, was sie ihm bieten können, sie machen ihren Unfug nicht blos in den mittleren Classen, sondern bis in die Prima hinein. Mag man also sorgfältig sein in der Wahl der Lehrkräfte, um diesem Schaden abzuhelfen.

Das Wichtigste aber, was, wenn es wirklich durchgeführt wird, die Gymnasien bedeutend heben muß, ist die Entfernung einer Menge nicht dahin gehöriger Elemente. Dieser hier nur kurz angedeutete Punkt — eingehender wird derselbe in den letzten der Briefe über „Berliner Erziehung" behandelt — verdient die sorgfältigste Beachtung. Die Schulen Berlins und der größeren Städte, in denen mehrere Gymnasien sind, mögen von dem Ballast nicht in die Anstalt gehöriger Schüler immerhin zu leiden haben, aber einerseits liefert die Großstadt im Ganzen ein anderes, lebhafteres, intelligenteres Material in die Gymnasien, als die kleineren Städte, andererseits aber können auch die Schüler, die auf der einen Anstalt nicht fortkommen und doch das Gymnasium weiter besuchen wollen, auf ein anderes übergehen, dort vielleicht in Folge der Luftveränderung leidliche Fortschritte machen. Auch die königlichen Gymnasien in den Provinzialstädten, die ihren schlechten Schülern wohl das Verlassen der Anstalt empfehlen können, sind bedeutend besser daran als viele städtische Gymnasien kleiner Städte. Hier weiß der wenig bemittelte Bürger oft am sichersten, daß er das „Seminasigum" durch seine Abgaben erhält, sein Junge, ob befähigt oder nicht, muß „Seminasigast" werden; und es ist merkwürdig, daß gerade Kinder dieser Leute, denen das Aufbringen des Schulgeldes sehr schwierig wird, nicht von dem Gymnasium herunter zu bekommen sind; drei Jahre lang sitzen sie in der Sexta und gehen dann in die Lehre zum Uhrmacher oder Glaser, andere quälen ihre Lehrer noch in der Quinta und höchstens Quarta, in jeder Classe über zwei Jahre. Der Lehrer kann die Aeltern nicht überzeugen, daß das Schulgeld fortgeworfen ist, daß der Junge — er soll ja nur eine Profession lernen; von denen, die sich die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste zu erwerben denken, will ich noch gar nicht einmal reden — für seinen Lebenszweck in der Bürgerschule viel mehr lernt, als wenn er aus Quinta abgeht; — die Aeltern sind fest überzeugt, daß ihre Kinder ganz gescheidt, die Lehrer aber ungerecht sind, die Talente verkennen, ja sich mit den Kindern nicht genug abgeben, weil sie armer Leute Kinder sind. Für alle aufgewandte Mühe, für die Last, die der Lehrer mit Ruhe trägt, hat er nichts Anderes, als daß er in der gemeinsten Weise durchgehechelt und sein Ruf untergraben wird. Ist nun gar so ein Gevatter Schneider oder Handschuhmacher noch Stadtverordneter, und es wird der Antrag gestellt auf irgend welche Mehrkosten für das Gymnasium, dann erhebt er ungenirt seine Stimme, skandalirt in unverschämter Weise über die Unfähigkeit der Lehrer am Gymnasium, die den Schülern nichts beibringen können, die nichts verstehen und dergleichen, ja er erfrecht sich sogar in der Versammlung der Stadtverordneten Namen zu nennen. Kann man es dann dem Director eines städtischen Gymnasiums verdenken, wenn er um des lieben Friedens willen dem Lehrer, der den Jungen eines Stadtverordneten oder Stadtrathes wegen irgend einer Flegelei hart bestrafen will, sagt: Bedenken Sie, sein Vater ist ein einflußreicher Mann bei der Stadt!? Oder: Wissen Sie wohl, daß er der Sohn des Stadrathes X ist?

Ist es nun aber einmal einem Lehrer gelungen, aus seiner Classe fünf nichtsnutzige

Digitized by Google

Elemente durch seinen stillen Rath zu beseitigen und sich so seine Classe in etwas zu säubern, dann erscheint sein Director mit finsterem Gesichte: Fünf Schüler sind in diesem Semester aus Ihrer Classe abgegangen, das sind 120 Thlr. Schulgeld, die der Magistrat einbüßt, sorgen Sie, daß wir unsere Schüler behalten, sonst muß der Zuschuß aus der Stadtkasse noch größer werden, und die Schreierei gegen das Gymnasium wird noch ärger. Das sind Calamitäten für die Schule, für die öffentliche Erziehung, welche viele Lehrer an den städtischen Gymnasien in den Provincialstädten durchmachen, von denen Lehrer in größeren Städten wohl kaum eine Ahnung haben. So lange — das ist also das wichtigste — den Lehrer unter seinen Schülern noch Individuen angrinsen, die keines Gedankens fähig sind, so lange die Gymnasien von der Menge der nicht hineingehörigen Elemente nicht befreit sind, wird an eine Begründung eines eigenen, wirklichen Denkens in den unteren Classen wenigstens nicht zu denken sein.

Doch es würde — wir kehren zu unserem Buche zurück — ungerecht sein, wollte man für die oben erwähnten Erscheinungen in den gebildeten und Beamten-Kreisen die Schule ganz allein verantwortlich machen. Eine Hauptursache liegt auch in der bureaukratischen Praxis, vermöge deren die jüngeren Beamten fast ausschließlich nach ihrem Prüfungszeugnisse beurtheilt werden, ihre Leistungsfähigkeit nur danach abgeschätzt wird, und ihre Verwendung fast ausschließlich nach der Anciennität erfolgt. Zu selten werden junge Talente an ihren richtigen Platz gesetzt, zu selten dieselben, fast nie, vor der Mittelmäßigkeit genug bevorzugt.

Eine zweite Ursache, welche die Schule nicht beseitigen kann, ist die ganz unzureichende Besoldung der Beamten in manchen Staaten Deutschlands, besonders in dem leitenden Staate Preußen. „Mit der Ehre des Vaters dem Staate zu dienen lassen die Kinder sich weder nähren noch kleiden.“ Was die Gymnasiallehrer anbetrifft, so sind dieselben bis jetzt anerkanntermaßen meist sehr schlecht gestellt. Der Minister hat jetzt einen neuen Normaletat, mit dem man zufrieden sein kann, für die königlichen Anstalten erlassen. Daß die Lehrer an städtischen Anstalten, von denen dasselbe, wie von jenen, verlangt wird, meist 400 Thlr. tiefer im Gehalt stehen sollten, als jene, erregte einen heftigen Sturm. Dieser ist einigermaßen beruhigt, da von Staatswegen eine Pression auf die Städte ausgeübt wird, daß sie ihre Lehrer den königlichen gleichstellen sollen. Einige größere Städte sind denn auch bereitwilligst auf die Vorschläge eingegangen und haben den neuen Normaletat angenommen, andere haben die Nothwendigkeit anerkannt, aber sich außer Stande erklärt, den gerechten Forderungen nachzukommen: hier wird der Staat, wenn er die Existenz der Anstalt als nothwendig anerkennt, helfend eingreifen; andere aber — und das sind nicht wenige — wollen die Nothwendigkeit der Gehaltserhöhung nicht einsehen, ja die Herren Stadtverordneten konnten in ihren Versammlungen überhaupt nicht begreifen, was dieser oder jener Herr Doctor — es wurden Namen genannt! — mit so viel Geld machen wollte. Diese weisen Gevatter Schneider und Handschuhmacher wollen also wohl gar von studirten Männern Rechenschaft darüber verlangen, wie diese ihr Gehalt verwenden? Das ist empörend, daß diese Männer, statt objectiv die Stelle ins Auge zu fassen, von dem reden, der zufällig dieselbe inne hat. Diese Dinge werden dann des Abends am Biertisch weiter ausgesponnen, und da heißt es denn: Der Herr Doctor X hat so viel Gehalt, so viel braucht er für Wohnung, so viel für Mittagstisch u. s. w., das Ganze macht so viel, er spart also jetzt schon jährlich so viel Hunderte, nun soll er noch 400 Thlr. Zulage bekommen, das sollen wir armen Bürger, die wir

Digitized by Google

lange nicht so viel haben, wie diese Lehrer, die nichts verstehen, mit unserem sauren Schweiß aufbringen, das ist himmelschreiend. Von einem anderen, der mehr braucht, weil er eine starke Familie hat, heißt es dann: Der kann Privatstunden geben, meine Commis müssen auch zwölf Stunden des Tages arbeiten. Solche Dinge, die auch in der Familie in Gegenwart von Schülern der Anstalt besprochen werden, gehen durch den ganzen Ort, das erfährt der Lehrer wieder, und so wird ihm die Arbeit gewiß süß. Doch genug davon, denn was hilft's? Mit der Dummheit kämpfen ja die Götter selbst vergebens. —

Der Mittelpunkt des Gymnasiums ist das Lateinische und Griechische. „Aufgabe unserer höheren Schulen ist es den höchsten Grad geistiger Bildung, welcher dem Menschen überhaupt erreichbar ist, zuzuführen." Hierfür haben wir bis jetzt noch kein besseres Mittel als die Sprache, und zwar haben hier mit Recht die lateinische und griechische vor allen anderen seit Jahrhunderten den Vorzug: durch sie entwickelt sich die Denkfähigkeit des Schülers besser als durch die neueren, da sie der eigenen ferner stehen und wenig mit derselben verwandt sind.

Daß für die heutige Realschule noch von vielen Seiten plaidirt wird, liegt daran, daß das Wesen des Gymnasiums nicht richtig erfaßt, daß das Lateinische und Griechische durch die in den letzten Decennien geübte Methode in Mißcredit gekommen ist, daß der herrschende Materialismus, der von höherer, geistiger Bildung überhaupt nichts wissen, sondern nur heute schnell gelernt haben will, womit er morgen Geld verdienen kann, die unbestreitbare Vorzüglichkeit der classischen Sprachen im angegebenen Sinne nicht anerkennen will. Es ist in den letzten Jahren in Broschüren und Programmen so viel über diesen Gegenstand geschrieben worden, daß ein Weiteres darüber unnütz ist; das wird aber doch den meisten über die Sache klar geworden sein, daß der Sturm gegen das Gymnasium vollkommen unnütz gewesen ist: es ist ein Jahrhunderte hindurch bewährter Bau, der noch fest in seinen Fugen steht, an dem sich nicht rütteln läßt, mögen auch einzelne Gänge und Gemächer im Innern desselben einer Veränderung bedürfen. Die Realschulen, entstanden, damit sie den jungen Leuten, die nicht zum Studium übergehen wollen, eine höhere, für das praktische Leben förderliche Bildung geben, erfüllen aber, wie sie jetzt eingerichtet sind, ihren Zweck nicht. Der neunjährige Cursus derselben ist zu lang, da die jungen Leute, wenn sie ihre Bildung auf der Schule abschließen, d. h. das Abiturientenexamen machen wollen, meist zu alt werden, um danach noch einige Jahre in die Lehre zu gehen. Deshalb gehen viele Schüler aus Secunda ab, die Prima ist nur sehr wenig besucht. Wenn nun dafür vielfach gesprochen worden ist, daß den Realabiturienten auch die Universität eröffnet werden solle, so ist dies Wort meist von Städten ausgegangen, die, wenn sie ihren Wunsch durchgesetzt hätten, die Classe, welche ihnen das meiste Geld kostet, mehr zu füllen hofften: sie ließen demnach den eigentlichen Zweck der Realschule — sie *soll* ja eben *nicht* für die Universität vorarbeiten — unberücksichtigt. Wenn jetzt dem Drängen so weit nachgegeben ist, daß die Realabiturienten in die philosophische Facultät eintreten können, so wird bei der nothwendigen Umgestaltung der Realschule diese Concession nun wieder zurückgenommen werden müssen.

Der ganze Lehrplan der Realschule zeigt, daß diese Schule des nothwendigen Centrums entbehrt: dieses muß geschaffen werden. Das Latein, welches Lehrern und Schülern unendlich viel Mühe und Langeweile bereitet, ist zu entfernen, die darauf verwendeten Stunden sind meist den neueren Sprachen zuzuweisen; ferner ist der Lehrcursus

Digitized by Google

in einen siebenjährigen zu verkürzen. Wird dem so, dann können die meisten Realschüler, ohne zu alt zu werden, das Abiturientenexamen machen. Den Abiturienten solcher Realschulen mag man die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste ertheilen. In dieser Weise habe ich mir eine der Nation förderliche Umformung der Realschulen gedacht; ich freue mich zu finden, daß viele Männer, welche sich die Sache sorgfältig durchdacht haben, im Großen und Ganzen ebenso denken; auch der Verfasser des vorliegenden Buches hat in den wichtigsten Punkten dieselbe Ansicht, nur will er, wie den Cursus des Gymnasiums zehnjährig, den der Realschule achtjährig haben, und das Centrum nicht in die neueren Sprachen, sondern in die Naturwissenschaften verlegt wissen.

Hören wir den scharfen Beobachter selbst, wie der Verfasser von Bonitz in der Anzeige der Briefe über Berliner Erziehung (Zeitschrift f. d. Gymnasial-Wesen, Bd. XXV) genannt wird, über unsere jetzige Realschule: „Es ist unerläßliche Bedingung, daß man diese (jetzigen) Realschulen und alle nach ihrem Muster organisirten Schulen ein für alle Male beseitige. In Zeiten entstanden, wo das allgemeine Bewußtsein und die allgemeine Reflexion über Leben und Erziehung die begreifliche Abkehr vom abstracten Idealismus zu einer Nichtachtung alles Idealen übertrieben hatte, haben gerade diese Anstalten nicht wenig zur geistigen Zerfahrenheit beigetragen, ja hätte man diese direct beabsichtigt, so hätte man seinen Zweck kaum sicherer als durch solche Organisation erreichen können. Man braucht nur an die erbärmlich fragmentarische Beschäftigung mit Latein zu denken, die ja ganz natürlich bei der nur auf Befriedigung der nächsten Bedürfnisse gerichteten Gesinnung unmöglich irgend einen Nutzen haben kann, an die ausgedehnte und in ihren Resultaten doch so mangelhafte Beschäftigung mit den neueren Sprachen, an die viel zu untergeordnete Stellung und äußerliche Behandlung der Geschichte, die in den Köpfen zusammenhanglos herumschwimmenden Brocken besonders von Chemie, ferner daran, daß alle diese Gegenstände nebst dem Deutschen und der Mathematik von den Schülern nicht nur der obersten Classen als Hauptgegenstände erfaßt und mit gleichmäßiger Energie getrieben werden sollen, daß, weil dies ganz unmöglich ist, auch ferner ein geistiges Concentriren und damit ein sittliches Concentriren unmöglich wird, daher die Disciplin in diesen Anstalten so häufig zerfährt —: und man wird zugestehen müssen, daß mit dem oben gebrauchten Ausdruck über die Wirkung derselben in Absicht auf die Bildung keineswegs zu viel gesagt ist." —

So viel über das Gymnasium und die Realschule im Allgemeinen, gehen wir nun zu den einzelnen Disciplinen über und betrachten wir, was nach der Ansicht des Verfassers in Methode und Lehrplan geändert werden soll.

Den höchsten Grad geistiger Bildung vermittelt den Schülern das Gymnasium, wenn auch Leute, die gern für die Realschule reden, ohne sie zu kennen, und die von dem wahrhaft bildenden Elemente der alten Sprachen gar keine Ahnung haben, behaupten, die Gymnasiasten können mit ihrem Xenophon und Cicero keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Lateinisch und Griechisch bilden das Centrum des Gymnasiums. In einem Punkte wird für seine Aenderung hier der Verfasser kaum viele Gegner finden, so sehr liegt das Bedürfniß danach auf der Hand, nämlich darin, daß er das Hauptgewicht auf die Lectüre legt, und daß er, weil die griechische Literatur eine viel reichere ist als die lateinische, in den oberen Classen für das Griechische acht, für das Lateinische nur sechs Stunden verlangt, die in Prima ausschließlich, in Secunda fast nur für die Lectüre bestimmt sind. Wie wenig jetzt zuweilen die Schriftsteller berücksichtigt werden, beweist der Umstand, daß

Digitized by Google

manche Gymnasien Abiturienten entlassen, die vom Sophokles nichts gelesen haben. Tritt aber die Lectüre in den Vordergrund, versteht es der Lehrer, dem Schüler die Anleitung zum Verständnisse des Schriftstellers zu geben, dann werden die alten Sprachen dem Schüler viel interessanter werden, er wird auch von dem Unterrichte mehr Nutzen mit ins Leben hinausnehmen, er wird tiefer denken lernen.

Andere Vorschläge dagegen, die wir finden, dürften vielfach Anstoß und Mißfallen erregen; es werden auch, glaube ich, Wenige dem Raisonnement des Verfassers über diese beipflichten. Für die alten Sprachen rechne ich hierher das Anlegen von Sammlungen für die Grammatik, was sich praktisch durch mehrere Classen kaum wird fortführen lassen, da es ein zu inniges Zusammenarbeiten der einzelnen Lehrer nothwendig macht und so dem Einzelnen zu wenig Spielraum läßt.

Daß wir in den oberen Classen fünf Stunden auf die Geschichte verwendet finden, daß die neuere und neueste, besonders die deutsche Geschichte in den Vordergrund tritt, daß dieselbe bis auf die Jetztzeit fortgeführt wird, damit auf diese Weise die Schüler auch unsere Zeit verstehen lernen, muß unbedingt gefallen; aber daß in den fünf Stunden für Unter-Prima als Pensum nur die Geschichte von 1700—1789, für Ober-Prima nur die von da bis zur Gegenwart festgesetzt ist, kann keinen Beifall finden, besonders da die alte Geschichte schon in den Tertien abgeschlossen werden soll; der Gymnasiast muß noch in den oberen Classen alte Geschichte haben, denn durch sie lernt er vielfach erst die Schriftsteller verstehen.

Wenn im Deutschen die Forderung aufgestellt wird, daß das Mittelhochdeutsche schon in Unter-Tertia beginnen, daß die großen Werke unserer Dichterheroen überhaupt nicht gelesen, daß Aufsätze nur ganz sporadisch auf der obersten Stufe angefertigt, in Prima philosophische Grammatik gelehrt werden soll, so muß dies doch ein wenig merkwürdig erscheinen, auch wird der Leser durch die Beweisführung sich wenig überzeugt fühlen.

Die Naturwissenschaften erhalten mit Recht mehr Stunden, als sie bis jetzt haben; merkwürdiger Weise aber wird in Sexta Mineralogie, in Quinta und Unter-Quarta nur Botanik, in Ober-Quarta und Unter-Tertia nur Zoologie gelehrt. Hier liegt wohl ein Versehen vor, denn es kann doch kaum ernstlich gemeint sein, daß der Verfasser, der doch sehr darauf hält, daß die Schüler beobachten und dadurch denken lernen, im Winter, während die Natur schläft, Botanik gelehrt wissen will.

Daß in Prima Kosmologie getrieben, d. h. Alles, was in den Naturwissenschaften von Sexta an dagewesen ist, wiederholt und dabei erweitert werden soll, kann nur gut geheißen werden. Ebenso berechtigt ist die Forderung, daß die Schüler in allen Unterrichtsgegenständen durch eine kurze Biographie und Charakteristik mit den Männern bekannt gemacht werden, die sich um die betreffende Wissenschaft bedeutende Verdienste erworben haben. Am meisten wird hierbei auf unsere Forscher Rücksicht zu nehmen und so das nationale Bewußtsein zu heben sein.

Die Mathematik bleibt wie bisher auf den Gymnasien bestehen. Die Geographie erhält mehr Raum, als bis jetzt; sie wird in Sexta und Quinta in vier, von Quarta bis Ober-Tertia in zwei Stunden besonders gelehrt: geographische Handbücher, Leitfäden und dergl. werden am besten entfernt, die Schüler haben nur Karten vor sich und prägen dieselben so tief ihrem Gedächtniß ein, daß sie im Stande sind, wenn ein Land besprochen ist, die Karte desselben aus dem Gedächtnisse zu zeichnen. Hier müssen die Schüler auch durch gute Abbildungen bekannt gemacht werden mit den unterscheidenden Merkmalen der

Digitized by Google

Gesichtsbildung und des Körperbaues der europäischen und außereuropäischen Nationen, ihren Trachten und Geräthen, sie sollen einen Ueberblick über die gegenseitigen großen Handels- und Verkehrsverhältnisse der Völker erhalten.

In Sexta und Quinta wird in je zwei Stunden Schreiben und Zeichnen gelehrt; Zeichnen von Unter-Quarta an, Gesang und Turnen (?! Red.) sind facultativ.

Der Unterricht in den neueren Sprachen und in der Religion ist ausgeschlossen. Ebenso fällt das Hebräische fort, da das Gymnasium nicht für einen besonderen Stand vorbereitet. In Betreff des Unterrichtes in den neueren Sprachen heißt es: „Was der Sprachunterricht überhaupt in den Schülern wirken soll, ist oben dargethan und daselbst auch kurz erinnert worden, um welcher Eigenschaften willen die beiden classischen Sprachen unzweifelhaft den Vorzug vor allen übrigen verdienen, so daß die banale und in ihrem wirklichen Sinne selten verstandene Redensart, die neueren Sprachen hätten jetzt an die Stelle der alten zu treten, hier wohl von Niemand mehr wiederholt werden wird. Was die neueren Sprachen an bildender Kraft besitzen, neben den alten noch zur Geltung zu bringen, ist aber durchaus überflüssig."

Soll eine neuere Sprache berücksichtigt werden, so heißt es dann weiter, so haben das Englische und Italiänische noch mehr Anspruch auf Berücksichtigung als das Französische; soll auf dem Gymnasium in einer neueren Sprache etwas geleistet werden, so muß sie zu einem weiteren Hauptgegenstande gemacht werden, was zur Zersplitterung der Kraft der Schüler führt. So ist es denn am besten, den Unterricht zu streichen, dem die Schüler nur mit Unwillen folgen, den sie oft zum Tummelplatze des heitersten Amüsements benutzen, der gar zu oft den jüngsten oder den nicht einmal dauernd der Anstalt angehörigen Lehrern anvertraut wird, den beinahe jeder Lehrer als einen verlorenen Posten schon mit Unlust bezieht. Wünschen Aeltern, daß ihre Kinder eine neuere Sprache lernen, so läßt sich dieser Wunsch leicht durch Privatunterricht erfüllen, oder dadurch, daß diese Aeltern ihre Kinder nach Absolvirung des Gymnasiums sechs bis zwölf Monate in das Land schicken, dessen Sprache sie erlernen sollen.

Viele werden sich mit diesen Ansichten nicht einverstanden erklären, auch ich kann ihnen nicht beipflichten, da ich andere Erfahrungen gemacht habe. Eine der neueren Sprachen wird immer vor den anderen den Vorrang haben; war es bisher die französische, so wird es jetzt immer mehr die englische, und diese bevorzugte neuere Sprache muß jeder gebildete Mann halbwegs verstehen, zum Verständniß derselben muß ihm die Schule verhelfen, denn Privatunterricht ist möglichst zu beschränken. Es ist wahr, daß die französischen Stunden vielfach an Gymnasien benutzt werden, damit in denselben besten Falles die Arbeiten für die folgenden Stunden angefertigt werden, daß überhaupt nichts gethan wird im Französischen, weil es ein Nebenfach ist, nichts darauf bei der Versetzung ankommt, u. s. w. Aber es ist ebenso unleugbar, daß in den zwei Stunden, wenn sie den ganzen Gymnasialcursus hindurch vom Lehrer mit Lust und Liebe gegeben, vom Schüler mit Aufmerksamkeit und Fleiß durchgemacht werden, ein bedeutender Gewinn erzielt, der Gymnasiast vielleicht leichter als der Realschüler dahin gebracht werden kann, daß er der französischen Sprache ziemlich Herr wird. Es ist mir unbestreitbare Thatsache, daß der Realschüler, da er die alten Sprachen nicht hat (denn im Lateinischen thut er nichts), nicht ordentlich, wenigstens weit schwerer als der Gymnasiast denken lernt; der Gymnasiast also einmal dahin gebracht, daß er das Französische ansieht als einen Gegenstand, für den er auch arbeiten muß, auf den es auch ankommt, unter den Händen eines energischen Lehrers,

Digitized by Google

schreitet viel schneller vorwärts bei seinen wenig Stunden, als der Realschüler mit der doppelten Zahl.

So erkläre ich mir z. B. die Erfahrung, die ich gemacht habe, daß ich in demselben Semester in Ober-Tertia realis 24 Schüler nicht habe so weit fördern können wie in Ober-Tertia gymn. 45 Schüler, trotzdem beide Classen aus denselben Sexten und Quinten hervorgegangen waren, und die Realschüler in Quarta und Unter-Tertia tüchtige Lehrer gehabt hatten. Ich muß gestehen, daß ich freilich, als mir der französische Unterricht am Gymnasium in Tertia und Secunda, also gerade durch die sogenannten schlimmsten Classen, übertragen wurde, einen gelinden Schreck bekam, da ich mich dessen erinnerte, was wir als Schüler an haarsträubendem Unsinn in unseren französischen Stunden aufgestellt haben, aber ebenso offen muß ich erklären, daß ich jetzt nicht nur den französischen Unterricht am Gymnasium viel lieber als an der Realschule gebe, sondern daß ich auch noch nie über den Erfolg meiner Lectionen mehr Freude gehabt habe, als über den im Französischen in Tertia und Secunda am Gymnasium. Ich wäre also für den Unterricht in derjenigen neueren Sprache, die sich des Vorranges bei den Gebildeten der verschiedenen Nationen erfreut, also vorläufig noch für den im Französischen; bald vielleicht kann an Stelle derselben das Englische treten.

„Den Religionsunterricht — so der Verfasser — habe ich aus dem Grunde für unzulässig erachtet, weil ich seine Ertheilung in der rechten Weise unter den dermalen vorhandenen Verhältnissen für eine Unmöglichkeit halten muß, weshalb ich auch jene Ausschließung nur so lange aufrecht erhalten wissen will, wie diese Verhältnisse noch dauern." Nachdem nun die angedeuteten Verhältnisse mit sittlicher Entrüstung dargelegt sind, und sich dabei herausgestellt hat, daß in dem, was man heut Religionsunterricht nennt, Vieles gelehrt wird, das nicht dahineingehört, daß der Religionsunterricht oft von Männern gegeben wird, die im Interesse der Jugend besser thäten, ihn nicht zu geben, und nachdem auf diese Weise die einzelnen Disciplinen besprochen sind, folgen noch verschiedene Bemerkungen, die zum Theil nicht ohne bedeutenden Werth sind: Im letzten Semester sollen die Abiturienten nicht mehr wie gewöhnlich unterrichtet, sondern dahin geführt werden, daß sie selbstständig und zusammenhängend in den einzelnen Fächern unter den Augen des Lehrers arbeiten. Dagegen scheint es mir förderlicher, was in der letzten Philologenversammlung auch besprochen wurde, daß die Schüler im letzten Semester dem Unterrichte beiwohnen, die befähigteren aber unter Herbeiziehung des ihnen zugänglichen Apparates mit Genehmigung des Lehrers ein Thema bearbeiten, eine sogenannte Valedictionsarbeit anfertigen, während der Zeit der Anfertigung aber von dieser oder jener laufenden schriftlichen Arbeit dispensirt werden. Diese Valedictionsarbeiten haben schon öfter Resultate selbständigen Studiums enthalten und tiefes Nachdenken verrathen. Directoren, deren Schulen in hohem Ansehen stehen, empfehlen dieses selbständige Arbeiten der befähigteren Schüler ungemein. Nur dürfte nach den Vorschlägen des vorliegenden Buches kaum eine Dispensation von einer laufenden schriftlichen Arbeit möglich sein, da schriftliche Arbeiten in Prima nur sporadisch, in den übrigen Stufen sehr wenig angefertigt werden. —

Einen anderen Vorschlag macht der Verfasser, der schon vor Jahrzehnten gemacht ist, und den, so vermuthet er, Viele vielleicht für eine Utopie ansehen möchten. Er will die jungen Leute ins Leben und in den Verkehr mit Menschen auf eine angemessene, des gebildeten Mannes würdige Weise durch die Schule eingeführt sehen; d. h. er will, daß der Lehrer mit den Primanern, aber nur mit diesen, in Gesellschaftsverkehr trete, daß er dieselben zu

Digitized by Google

sich, vielleicht zu einem Abendessen, einlade und die Rolle des stets docirenden, pedantischen Schulmeisters abwerfe. Dieser Vorschlag ist gewiß schon an vielen Gymnasien zur Ausführung gekommen. Ich wenigstens hatte als Primaner einen Lehrer, der fast regelmäßig in 14 Tagen sieben Primaner zu sich zum Abendessen einlud; wir waren anfangs etwas befangen, da wir einen solchen Verkehr mit einem Lehrer nicht kannten, nachher haben wir uns auf diese Einladungen gefreut; die Abende bei dem Lehrer waren gewiß für viele Primaner, deren Leben oft sehr monoton und fern von den Eltern dahinschleicht, die schönsten ihrer letzten Schuljahre. So viel ich weiß, ladet noch jetzt dieser Lehrer seine Primaner von Zeit zu Zeit zu sich.

Wegfallen müssen in der Prima alle jene quälenden, gedächtnißmäßigen Repetitionen und Zurichtungen zum Maturitätsexamen, in diesem selbst die schriftliche Prüfung; dagegen muß in der mündlichen auch in der Geographie examinirt werden; die schriftlichen und mündlichen Prüfungen für die Versetzung aus einer Classe in die andere, die oft viel Zeit rauben und eine höchst nachtheilige Unterbrechung im Unterrichte verursachen, sind fast ganz zu beseitigen.

So viel der Vorschläge für die Reformirung der Gymnasien, von denen mehrere ganz vorzüglich sind; daß aber ein Gymnasium, in dem sie alle zur Durchführung gekommen sind, allen berechtigten Anforderungen genügen wird, wage ich zu bezweifeln, wie aus meiner bisherigen Erörterung hinlänglich hervorgeht, und ich glaube, ich werde nicht der einzige sein, der gegen einzelne der praktischen Vorschläge ein Bedenken erhebt, selbst wenn man, wie das ja nothwendig ist, die Vorschläge in ihrer Gesammtheit sich deutlich vorführt.

Unbedingt nothwendig erscheint eine Aenderung in der Lehrmethode auf unseren Universitäten. Die Studenten, mit Ausnahme derer der Medicin, irren oft plan- und ziellos in dem weiten Gebiete ihrer Wissenschaft umher und lernen nicht wissenschaftlich arbeiten. „Ein strafferes Zusammenfassen in intellectueller Beziehung erscheint durchaus nothwendig, das geistige Vagabundiren fernerhin unzulässig.“ Hier müssen nun neben den Vorlesungen besonders für die jüngeren Studenten die Seminarien eintreten, und diese, wo sie vorhanden sind, bedeutend erweitert werden. In den Examinibus ist dann besonders darauf zu sehen, „was der Candidat und wie er es beherrscht, was er von der Wissenschaft denkend gearbeitet und verarbeitet hat, welches Verhältniß er zwischen der Wissenschaft und seinem gesammten inneren Leben hergestellt hat, woraus sich schließen läßt, welches er künftig einmal zwischen seinem Berufe und seinem inneren und äußeren Leben festhalten wird.“ Der Candidat muß neben einer klaren, allgemeinen Uebersicht über die gesammte Wissenschaft nach eigener Wahl ein oder einige Gebiete derselben vollkommen durchgearbeitet haben und beherrschen.. Der künftige Gymnasiallehrer scheint, wie die Sachen jetzt liegen, für seinen Beruf als Lehrer keiner Vorbereitung bedürfen; er bedarf aber derselben, denn die Gegenstände seiner ungeschickten Versuche und Uebungen sind Menschen, Kinder, bei denen jeder Mißgriff wirkt. Damit dieser verhütet werde, wird verlangt, daß der künftige Lehrer nach Absolvirung des Quadrienniums noch zwei Jahre auf seine pädagogische Ausbildung in einem an den Universitäten zu errichtenden Seminare, in welchem aber nur pädagogische und psychologische Fragen behandelt werden, verwende und sich durch Hospitiren in den Gymnasien im weitesten Umfange heranbilde, sich praktische Uebung durch Unterweisung einzelner zurückgebliebener Schüler verschaffe und dann erst das Probejahr antrete.

Digitized by Google

Diese Zeit für die Vorbereitung auf das Lehramt scheint mir zu lang. Wenn der Candidat während seines Probejahres nur wenig Stunden und diese Anfangs unter der Leitung eines geschickten Lehrers giebt, dabei fleißig bei verschiedenen Lehrern hospitirt, außerdem selbst lehren lernen will und Geschick zum Unterrichten hat, so muß dies Jahr für seine Ausbildung ausreichen. Denen, die zehn Jahre auf ihre pädagogische Ausbildung verwenden könnten, ohne etwas vor sich zu bringen, würde durch diese Einrichtung nicht geholfen, während die geschickteren unnütz aufgehalten würden.

Die Normalzahl der Schüler ist für die unteren und mittleren Classen auf dreißig, für die oberen auf zwanzig festgesetzt und für alle Eventualitäten noch ein Spielraum von fünf gewährt. „Muthet man dabei keinem Lehrer zu, am Tage mehr als drei Stunden zu geben, so wird er, da er eines großen Theils der Correcturen entledigt ist, geistig und körperlich stets die nöthige Elasticität bewahren und nicht mehr über Mangel an Zeit und Kraft für Fortsetzung seiner wissenschaftlichen und Entwickelung einer privaten pädagogischen Thätigkeit zu klagen haben, wozu jetzt freilich oft nur zu viel Ursache vorhanden ist.“ Möchte doch dieses Wort überall die verdiente Beachtung finden!

Da auf den Universitäten auch gelehrt wird, so muß von den Professoren neben der wissenschaftlichen Qualification auch die für das Lehramt verlangt werden. Männer, die Verdienste um die Wissenschaften, aber kein Lehrgeschick haben, berufe man zu Mitgliedern der Akademien der Wissenschaften und honorire sie als solche: man trenne also die Akademien der Wissenschaften und die Universitäten, um beides, die Wissenschaft und den Universitätsunterricht, genügend pflegen zu können.

Hiernach kommen wir zur Realschule, die hier Mittelschule heißt, da der Grad der Ausbildung des Denkens in ihr ein weit niedrigerer bleibt als in den Gymnasien. Die Lehrmethode ist in beiderlei Anstalten dieselbe. In der Realschule werden vorzugsweise die Naturwissenschaften, die für das praktische Leben die größere Wichtigkeit haben, in den unteren mit sechs, in den oberen mit acht Stunden gelehrt; daran reiht sich der Geschichtsunterricht, die Mathematik, das Deutsche, von den neueren Sprachen das Französische und Englische, Geographie, Zeichnen, Schreiben, Gesang, Turnen.

Daß die neueren Sprachen, besonders das Französische, bei ihrer mangelhaft entwickelten Syntax, bei der großen Einförmigkeit in Wortstellung und Periodenbau einen großen bildenden Einfluß auf Entwickelung unseres Denkens haben, will der Verfasser nicht zugeben, deshalb sollen sie auch nicht das Centrum der Realschule werden. Werden aber die Realschulen so — oder, meine ich, dem ähnlich, wie oben vorgeschlagen ist — eingerichtet, und die bisherigen beseitigt, so wird dadurch „die leidige Frage über die Berechtigung der ausgebildeten Realschüler zu Universitätsstudien aus der Welt geschafft. Es hat diese Frage überhaupt nur aufgeworfen und darüber hin- und hergestritten werden können in einer Zeit, in welcher die Begriffe von wahrer Bildung und Wissenschaft und die Ehrfurcht vor der letzteren — die freilich in Geld nicht ausgerechnet werden kann — so vielen abhanden gekommen sind, in welcher man sich auf den niedrigen Standpunkt verirren konnte, als gehöre zum Ergreifen einer Wissenschaft keine andere Vorbildung als die, welche eine größere oder geringere Menge von einschläglichen gedächtnißmäßigen Kenntnissen zu geben vermag.“

Ein Anhang, welcher den höheren Töchterschulen gewidmet ist, mag hier unberücksichtigt bleiben, so werthvolle Gedanken auch in demselben verarbeitet sind.

Digitized by Google

Ist nun mit dem Obigen das Interesse für die Erziehung in etwas angeregt, hat meine Skizze vielleicht diesen oder jenen der geehrten Leser dazu bewogen, das Buch, das mich zu dieser Arbeit leitete, selbst in die Hand zu nehmen und genau durchzulesen, dann darf ich die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, als gelöst betrachten.

Katheder-Socialismus und Manchesterthum.*)

Von

H. von Scheel.

Die unter dem Texte genannte Broschüre Oppenheim's ist der hoffentlich letzte Ausläufer eines tragikomischen Federkrieges, der sich seit fast einem Jahre zwischen Vertretern des Katheders einerseits, der Publicistik andererseits auf dem Gebiete der Nationalökonomie entsponnen hat; ich sage tragikomisch, weil komisch der Eifer ist, mit dem jede der beiden Parteien im Besitze der wirklichen nationalökonomischen Wissenschaft zu sein behauptet, tragisch, oder vielmehr bedauerlich, daß ein Streit, der nicht aus dem Rahmen der Wissenschaft hätte heraustreten sollen, in Ermangelung klarer Streitpunkte und gegenseitig wohlwollenden Verständnisses den Charakter persönlicher Invectiven und literarischer Klopffechterei angenommen hat; während das Hauptthema, die sociale Frage, wirklich ernst und brennend genug ist, um die Zeit besser als zu gegenseitiger Parteiverbitterung anzuwenden.

Der eigenthümliche Kampf, von dem der Leser wohl hie und da ein Stück zu sehen bekommen hat, begann damit, daß der Verfasser der in Rede stehenden Schrift, Oppenheim, in einem Artikel der Nationalzeitung vom December vorigen Jahres, überschrieben: „Manchesterschule und Kathedersocialismus", einige neuere Erscheinungen der nationalökonomischen Literatur besprach und dabei hervorhob, wie eine große Anzahl Vertreter der Volkswirthschaftslehre an den Universitäten die sog. Freihandelstheorie, besser bezeichnet mit dem Titel „Altliberale Nationalökonomie", als überwundenen Standpunkt betrachteten und sich in Denkweise und volkswirthschaftspolitischen Vorschlägen derjenigen Richtung zuneigte, die als „Socialismus und Communismus" noch vor Kurzem jeden besser gekleideten Theoretiker und Praktiker schaudern machte. Er hielt dies für eine tadelnswerthe Verirrung, einen Abweg von der rechten Wissenschaft, die sich von Adam Smith ableite.

Hierauf wurde von der angegriffenen Seite, insbesondere von Professor Lujo Brentano im „Hamburger Correspondenten" erwiedert, und dargelegt, wie der Angreifer in der That einer Schule angehöre, deren Glaubenssätze der gegenwärtigen volkswirthschaftlichen Entwickelung gegenüber nicht mehr haltbar seien; die Formeln vom laissez faire, laissez aller, von den Wundern der freien Concurrenz, von dem zur allgemeinen socialen Harmonie führenden Naturgesetze von Angebot und Nachfrage erwiesen sich als unzureichend, die schwebenden Fragen zu lösen. Es folgte eine Replik Oppenheim's gegen Brentano und

*) Der Katheder-Socialismus von H. B. Oppenheim. Berlin, Verlag von R. Oppenheim. 1872.

Digitized by Google

die anderen „Süßwasser-Socialisten", und als Fortsetzung derselben, wenn ich nicht irre, in der „Gegenwart" unter der Ueberschrift „Volkswirthschaftliche Verirrungen" eine Besprechung der Rede, welche Professor Ad. Wagner bei der Versammlung orthodoxer Protestanten in der Garnisonkirche zu Berlin am 12. October 1871 über die sociale Frage, als gebetener Correferent des Pastor Wichern, gehalten hatte (erschienen bei Wiegandt und Grieben. Berlin 1872). Mehr spöttisch als gründlich wurde hier Wagner's Betonung der Nothwendigkeit des ethischen und christlichen Standpunktes in der Nationalökonomie — Oppenheim verlangt für das Wohl der arbeitenden Classen bessere Garantien als den guten Willen und die christliche Gesinnung der höheren Stände — und eine Anzahl seiner Vorschläge, als einem unklaren Socialismus zusteuernd, abgefertigt.

Hierauf ließ Wagner ein allerdings ebenso grobes wie offenes Antwortschreiben drucken, das weniger auf sachliche Widerlegung als auf den Nachweis unabsichtlicher oder absichtlicher Mißverständnisse seiner Rede angelegt war. Darauf natürlich eine gereizte Erwiderung Oppenheim's, die an einen Vorschlag Wagner's, betreffend die Wohnungsfrage in den großen Städten, anknüpft. Die Discussion, bereits in falschen Bahnen, begann größere Theilnahme zu erregen; und als umfangreichste Frucht derselben erschien im Mai dieses Jahres eine zwei Bogen starke Broschüre des Handelskammersecretärs Dr. Eras: „Der Proceß Bebel-Liebknecht und die officielle Volkswirthschaft", empfohlen durch ein Vorwort Oppenheim's. Auf Grund ihrer literarischen Aeußerungen werden hier Geh. Rath Engel, die Professoren Schönberg, Cohn, Wagner und die Universitätsdocenten gleicher nationalökonomischer Richtung mit den in Leipzig verurtheilten Socialdemokraten in Parallele gestellt, von diesen nur durch geringeren Muth verschieden gefunden und den Regierungen zur sorgfältigen Ueberwachung empfohlen, da die Absetzung der lebenslänglichen Anstellung wegen wohl nicht thunlich sei. Dr. Eras sucht die Staatsgefährlichkeit der Lehransichten, welche zur Zeit, bedenklich abweichend von der Doctrin Ad. Smith's, auf den meisten deutschen nationalökonomischen Kathedern vertreten seien, nachzuweisen, und beruft sich auf Aristoteles, welcher sagt: nach der Verfassung müsse auch die Lehre eingerichtet sein. Also: Verfassungsbruch, wissenschaftlicher Hochverrath! — Verständlich wird der Inhalt dieses Schriftchens nur dann, wenn man sich erinnert, daß es sich damals um die Besetzung zweier nationalökonomischer Professuren handelte, welche der Pamphletist, ein übereifriger Freihandelsschüler, vor Kathedersocialisten zu retten wünschte (s. S. 31 Anm. l. c.).

Eine Fortentwickelung des Streites in der eingeschlagenen Richtung war nach diesem Product desselben kaum anders als durch Staatsanwalt oder Schemelbein möglich. Es folgten auch nur in verschiedenen Zeitungen einige matte Nachzüglerplänkeleien, bis Oppenheim, dem Naturgesetz der Nachfrage nach seinen Aufsätzen unterliegend, davon jetzt ein Massenangebot veranstaltet, indem er sie in obgenannter Broschüre sammelt. Ob dieselben ganz mit den ersten Veröffentlichungen übereinstimmen, vermag ich nicht festzustellen, da ich jene nicht zur Hand habe; vermehrt sind sie um einen an den „Hannoverschen Courier" gerichteten „offenen Brief" des unverwüstlichen R. Braun-Wiesbaden, der mit vielen Citaten aus Studentenliedern und anderswoher auch irgend etwas, wenn auch nicht gerade zur Sache bemerkt. Möchte damit dieser Streit abgeschlossen sein!

Wie sich aus dieser Darstellung ergeben wird, möchte nun an und für sich die Sache nicht werth sein, mehr Worte darüber zu verlieren, wenn nicht dem hier an der publicistischen Oberfläche erscheinenden Streite eine tiefere Ursache zu Grunde läge. Eine kurze

Digitized by Google

Aufklärung über die innere Natur desselben möchte deshalb wohl am Platze sein, zumal die den einschlägigen Fragen ferner Stehenden sich schwer ein Urtheil über die Berechtigung dieser und jener Parteistellung werden bilden können.

Der eben beschriebene Federkrieg ist das Symptom einer Evolution auf dem Gebiete der Nationalökonomie, die sich vom Anfangsstadium, wo ihre Grundprincipien in Form von Axiomen zum praktischen Gebrauche auftraten, zu einer wirklichen Socialwissenschaft durchzuarbeiten strebt. Sehr natürlich tritt dieses innere Ringen als Parteikampf hervor, mit einer conservativen und einer fortschrittlichen Seite; erstere, die Partei der Altliberalen, hier repräsentirt durch Oppenheim und sein literarisches Gefolge, die andere vertreten durch Ad. Wagner und andere Theoretiker, die, ungebunden durch einen bestimmten Parteistandpunct, gedrängt durch eine unbefangene Betrachtung der volkswirthschaftlichen Entwickelung, nach einer wissenschaftlichen Formulirung der energisch sich hervordrängenden neuen wirthschaftlichen Erscheinungen und Forderungen suchen. Vergegenwärtigen wir uns die Entstehung dieser Spaltung näher.

Bekanntlich hat Adam Smith durch seine glückliche Bearbeitung der sogenannten physiokratischen Ideen, die durch Quesnay, Turgot u. A. in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verbreitet wurden und einen Bruch mit dem alten Mercantilsystem darstellten, die Ausbildung und allgemeine Aufnahme der Volkswirthschaftslehre als einer besonderen Wissenschaft angebahnt, die sich aus den Staatswissenschaften nicht früher als besonderer Theil ablösen konnte, weil die volkswirthschaftlichen Verhältnisse der politischen Verfassung untergeordnet waren. Den entscheidenden Ausbau empfing diese dann durch Malthus, Ricardo und J. B. Say; ihre populäre Gestalt und Verbreitung in Deutschland namentlich durch Kraus, in England durch Mc'Culloch, in Frankreich durch Bastiat. Die Hauptsätze der von diesen entwickelten Lehre lassen sich ziemlich kurz zusammenfassen:

Grund und Zweck der Volkswirthschaft ist die Bedürfnißbefriedigung. Die Bedürfnisse der Menschen aber sind unbegränzt und wachsen mit den Gütern, die zu ihrer Befriedigung erzeugt werden. Je mehr sie wachsen, je mehr sie befriedigt werden können, desto vollkommener ist die Volkswirthschaft. Das Ziel derselben ist deshalb die größtmögliche Production von Gütern. Diese entstehen durch die Arbeit, welche aus der Natur Güter schafft, und mit Hülfe der aufgesammelten Arbeitsproducte, des Capitales, wiederum neue Werthe erzeugt. Um deren möglichst viel zu erzeugen, kommt es darauf an, Capital und Arbeit möglichst intensiv auf die Natur wirken zu lassen. Die größte Wirksamkeit geht aber hervor aus dem ungehemmtesten Wirken. Darum ist die Freiheit der Production die Bedingung größter Gütererzeugung und somit blühender Volkswirthschaft. Sie wird herbeigeführt dadurch, daß keine äußere Gewalt, also namentlich nicht die Staatsgewalt, in die wirthschaftliche Thätigkeit eingreift. Die intensivste Anwendung der Kräfte wird Jedem durch sein eigenes Interesse gezeigt, und das Eigeninteresse ist darum die natürliche Macht, welche den Menschen die rationellste Wirthschaft lehrt. Man lasse es ungestört walten, und es treibt Jeden, Arbeit und Capital dahin zu wenden, wo die nützlichste Verwendung ist. Man beschränke in keiner Weise das Capital, seinen Profit da wahrzunehmen, noch die Arbeit ihren Lohn da zu suchen, wo sie ihn am besten zu finden glaubt. Es wird so ein Wettkampf der Capitalisten, der Arbeiter unter einander entstehen, bei dem derjenige siegt, der zu denselben Kosten am meisten, also am billigsten producirt. So entsteht die größte Masse von Gütern zum Vortheile Aller ohne künstliche Regelung. Denn: wo ein Bedürfniß nach Gütern besteht, entsteht auch eine Nachfrage danach, und diese lockt ein Angebot

Digitized by Google

herbei; so bildet sich eine natürliche Kette und ordnet die Wirthschaft in der erwünschtesten Weise. Allerdings, wenn die Nachfrage nach einer bestimmten Art von Gütern stärker ist, als das Angebot, so werden die Nachfragenden vorerst genöthigt sein, sich unter einander starke Concurrenz zu machen und die Waaren zu einem Preise zu bezahlen, der sehr hoch über den Erzeugungskosten steht; diese Preise werden aber sehr bald mehr Producenten und ein größeres Angebot anziehen, und so Concurrenz auf der Seite des Angebotes erzeugen; und die Preise nähern sich zu Gunsten der Consumenten den Erzeugungskosten. So stehen sich Producenten und Consumenten unter einander und gegenseitig in einem beständigen, aber heilsamen Kampfe gegenüber, der durch das Naturgesetz der von Selbstinteresse bewegten Concurrenz in Form von Nachfrage und Angebot geregelt wird. Dasselbe Verhältniß, wie zwischen Verkäufern und Käufern von Waaren, findet zwischen Capital und Arbeit statt. Das Capital braucht Arbeitskraft, um verwerthet zu werden, die Arbeit braucht Capital, um sich äußern zu können; der Capitalist tritt als Nachfrager, der Arbeiter als Anbieter der Waare „Arbeit" auf. Je größer die Productivität des Capitales ist, desto mehr Arbeit kann beschäftigt werden, und vice versa. Auch hier regelt das Naturgesetz von Nachfrage und Angebot mit Hülfe der Concurrenz die Verhältnisse.

Wenn man auf diese Weise die wirthschaftlichen Dinge ihrem natürlichen Gange, die wirthschaftlichen Kräfte ihrer Freiheit überläßt, so wird dadurch die Volkswirthschaft auf die denkbar vollkommenste Weise in Activität versetzt und geregelt, und die wirthschaftlichen Interessen Aller kommen dabei aufs beste zur Geltung und schließlichen Versöhnung. Denn gerade durch den Kampf der Interessen wird eine Harmonie der Interessen hergestellt, weil, wenn Alle ihren Vortheil frei verfolgen können und über den besten Weg durch ihr Selbstinteresse belehrt werden, auch Alle zu ihrem Vortheile kommen müssen. Auf diesem Wege wird die zweckmäßigste Anwendung des Capitales und Theilung der Arbeit erreicht, dadurch wird zum geringsten Kostensatze am meisten producirt, werden möglichst viele Bedürfnisse befriedigt. Und damit ist der Zweck der Volkswirthschaft: die Erzeugung des größten Nationalreichthumes, erreicht.

In die Praxis übertragen, haben die vorstehenden Grundsätze, wie man weiß, eine enorme Wirksamkeit gehabt, sie haben in kurzer Zeit einen colossalen Um- und Aufschwung im wirthschaftlichen Leben durchführen helfen, und die Verkündiger und Vertreter derselben haben sich wesentliche Verdienste um die Zerstörung nicht mehr zeitgemäßer Schranken und Einrichtungen, um die Freiheit des Verkehres im Innern und des Handels nach außen erworben. Das besondere Hervortreten der Agitation für diesen letzteren Punkt, der erklärlicherweise dem tonangebenden Großcapitale vorzüglich am Herzen lag, hat den Anhängern des „Smithianismus", der sich lange Zeit mit der Volkswirthschaftslehre überhaupt identificirte, den Namen der „Freihandelsschule" verschafft; und sie lieben es, in Erinnerung früherer Kämpfe und Siege, diesen Ehrennamen auch jetzt noch für sich in Anspruch zu nehmen, obgleich das Eintreten für den Freihandel keineswegs mehr ein Kennzeichen nur derer ist, welche die Volkswirthschaft von dem angedeuteten Standpunkte aus auffassen.

Wenn man nun jene Sätze genauer ansieht, so leuchten zwei Dinge daraus sofort ein; erstens nämlich, formell, daß sie durch Bestimmtheit und Einfachheit bestechen und sich an der Hand derselben sehr viele volkswirthschaftliche Fragen leicht beantworten lassen. Ihre Handhabung ist für Jeden, der nicht tiefer auf Wesen und Consequenzen derselben eingeht, ausnehmend bequem und verlockend. Daher erklärt sich die große Popularität

Digitized by Google

namentlich für den journalistischen und oratorischen Gebrauch, auch nachdem sie an innerer Berechtigung gegen früher bedeutend verloren haben. Zweitens aber ist einleuchtend, daß, materiell, die aus den Sätzen hervorgehende Volkswirthschaftspolitik besonders günstig ist für den wirthschaftlich stärkeren Theil der Gesellschaft, dem die volle Benutzungs- und Ausnutzungsfreiheit der volkswirthschaftlichen Verhältnisse und Kräfte nach dem Grundsatze des rücksichtslosen Eigeninteresses, so zu sagen, zur volkswirthschaftlichen Pflicht gemacht ist. Der ökonomisch Stärkere ist aber der, dem neben der Arbeitskraft auch Capital, Besitz zu Gebote steht, während es dem Capitallosen sehr schwer wird, nur durch besonders günstige Umstände gelingt, sich eine sichere Position in einer Volkswirthschaft zu verschaffen, innerhalb deren jeder corporative Zusammenschluß von Volkswirthschaftsclassen, ein geordnetes, stufenweises Vorrücken, jede rechtliche Schranke für den Gebrauch zufällig oder durch hervorragendes Talent erlangter wirthschaftlicher Macht fehlt. Diese Begünstigung der Besitzenden durch das „Freihandelssystem" und insbesondere der Unternehmer mit beweglichem Capitale, mußte demselben nothwendig eine besondere Beliebtheit bei diesen verschaffen, und es wurde so in Verbindung mit dem politischen Liberalismus das Glaubensbekenntniß des sog. gebildeten Mittelstandes, aus welchem sich jedoch, eben mit Hülfe der Freihandelspraxis, bald eine obere Schicht, der großen Capitalisten, absonderte, der gegenüber sich der Gegensatz der capitallosen Lohnarbeiter und deren Zusammenschluß zu einer durch gemeinsames Bewußtsein getragenen Classe besonders wirksam geltend machen konnte.

So lange nun der Smithianismus angesichts veralteter nationalökonomischer Gesetzgebungen seine vollkommene Berechtigung behielt und wohlthätig auflösend wirkte, durfte derselbe wohl als gleichbedeutend mit der Volkswirthschaftswissenschaft überhaupt gelten; indeß trug er einerseits zu sehr den Stempel einer aus dem Zeitbedürfniß entstandenen Lehre an sich, andererseits barg er zu sehr die Gefahr einer oligarchischen Wirthschaftsentwickelung in sich, um nicht der Wissenschaft die Nothwendigkeit einer Fortentwickelung, ja neuen Grundlegung, der Praxis den Wunsch nach Regelungen und Einrichtungen besonders im Interesse des wirthschaftlich schwächeren Theiles der Gesellschaft wachzurufen. Seitdem diese Ueberzeugung und darauf gerichtete Bestrebungen sich Bahn brachen, wurde der Zwiespalt innerhalb der Wissenschaft unvermeidlich; denn es war zu erwarten, daß eine Lehre von den oben bezeichneten Eigenschaften von einem großen Anhange zähe festgehalten werden würde. Für diesen mußte sie dann werden und wurde zur Parteidoctrin, wobei eine tendenziös schroffe Ausbildung der Sätze nicht ausbleiben konnte; und derjenige Theil der Freihandelsschule, der auf diesem Standpunkte verharrte, wurde zum Manchesterthum, oder der Manchesterpartei, die Jörg in seiner Geschichte der socialpolitischen Parteien meisterhaft geschildert hat.

Lassen wir nun hier die Erörterung beiseite, wie weit die neu auftauchenden Ansichten und Forderungen zu billigen sind, die unbefangen forschende Wissenschaft mußte sie in Berücksichtigung ziehen und untersuchen, was daran Wahres und Berechtigtes sei; zumal sie sich nicht verhehlen konnte, daß das Freihandelssystem in dieser Formulirung eine Fortentwickelung kaum zuließ. Denn wie sollte das geschehen, wenn allen neu auftretenden Erscheinungen und Bedürfnissen die Formel von der Nothwendigkeit höchster Production, dem Naturgesetze von Angebot und Nachfrage, der Schädlichkeit der Staatseinmischung entgegengehalten wurde? — Ist denn wirklich die massenhafteste Gütererzeugung das höchste Ziel der Volkswirthschaft? Muß Alles dem isolirten Concurrenzkampfe anheimgegeben werden? Ist der Staat wirklich zu nichts tauglich, als Eigenthum und Person

Digitized by Google

gegen formelle Rechtsverletzungen zu schützen? — So mußte die Wissenschaft fragen, und wenn sie nicht ohne weiteres bejahen konnte, so mußte sie den Stimmen Gehör geben, die seit Saint Simon und Sismondi eine Kritik der Freihandelstheorie übten, aber von dieser als „Socialismus und Communismus" wegen Schwärmerei verlacht oder wegen gesellschaftlicher Umsturzpläne verurtheilt, keinesfalls als ebenbürtige Forschung zugelassen wurden. Bei der Prüfung jener Theorien ergab sich nun aber für die Wissenschaft sehr bald ein gemeinsamer Grundzug derselben, in welchem ihre Stärke und Wahrheit zu liegen schien, nämlich das Streben nach organisatorischen Schöpfungen, welche das Erwerbsleben der großen Masse den Schwankungen und ungleichen Chancen des Concurrenzkampfes entreißen und ihm eine mehr gesicherte Grundlage verschaffen würde, mochte man nun meinen, daß zur Erreichung dieses Zieles die sogenannte Selbsthülfe, oder die Humanität der günstiger Situirten, oder die Kirche, oder die Staatsgewalt das Meiste beitragen sollten. Die in dieser Beziehung hervorgetretenen Vorschläge eklektisch ausnutzend, bejahte die über das Freihandelssystem hinausschreitende Theorie die Berechtigung jenes allgemeinen Grundprincipes, und mußte dabei freilich die Construction der Volkswirthschaft als einer nur naturgesetzlich durch Nachfrage und Angebot geregelten verlassen und sie als ein Feld betrachten, auf welchem sociale, durch menschlichen Willen zu regelnde Kräfte wirken und geschichtlich sich ändernde und veränderliche Verhältnisse vorliegen, sie mußten die Volkswirthschaftslehre nicht mehr als eine Forschung nach wirthschaftlichen Naturgesetzen, sondern als eine Socialwissenschaft auffassen; und so wurden aus den Volkswirthschaftslehrern — Katheder-socialisten.

Diese Auseinandersetzung wird, hoffe ich, das Wesen des Streites und seine tiefere Bedeutung klargelegt haben und die Stellung der Kämpfenden beurtheilen lassen; und nun drängt sich die Frage auf, wie kann und soll, abgesehen von jenem unglücklichen literarischen Ausläufer desselben, dieser Zwiespalt enden und beigelegt werden? Darüber seien schließlich einige Gedanken, nur Andeutungen, so weit wie möglich versöhnender Natur gestattet.

Aus der Freihandelsschule haben sich also Manchesterthum und Katheder-socialismus entwickelt, während natürlich Viele sich weder für jenes noch für diesen entschieden haben, und nur der einen oder anderen Richtung zuneigen. Diese mögen immerhin sich noch schlechtweg als Freihändler bezeichnen, und zu ihnen rechnen wir auf Grund der vorliegenden Broschüre auch Oppenheim (s. z. B. seinen oben citirten Ausspruch und den Aufsatz II. l. c. „Ueber die neuen Formen der Arbeit und des Müßiggangs"). Diese Freihändler, welche noch im Großen und Ganzen die älteren Formulirungen beibehalten, insbesondere aber die dunklere Schattirung derselben, die Manchesterleute, haben nun vor dem Katheder-socialismus jedenfalls einen Vortheil voraus, nämlich den der größeren formellen Klarheit und Bestimmtheit ihrer Sätze, den Besitz eines geschlossenen Systemes zum Handgebrauch; während der Katheder-socialismus das Stadium wissenschaftlichen Ringens darstellt, in dem nothwendig noch Vieles unbestimmt und unklar ist. Von diesem Vortheile macht jene Schule nun auch den ausgiebigsten Gebrauch und giebt sich gar keine Mühe, der Lage und dem Streben der Anderen Rechnung zu tragen. Und doch wäre dies aus verschiedenen Gründen zu verlangen und zu wünschen. Einmal sollte überhaupt von redlichem Willen geleitetes wissenschaftliches Streben — politische Parteitendenz hat noch Niemand dem Katheder-socialismus nachzuweisen vermocht — mehr mit anerkennender Zurechtweisung, als mit bloßer Rückweisung auf die alte orthodoxe Lehre aufgenommen werden; und letzteres

Digitized by Google

thut man auch, wenn man, wie Oppenheim, zwar zugiebt, daß einige Reformen nöthig sein möchten, indeß alle gemachten Vorschläge doch deshalb zurückweist, weil sie sich nicht aus dem Freihandelssysteme rechtfertigen lassen. Dann zweitens dürfte angesichts aller der Erscheinungen, die sich als sociale Frage zusammenfassen lassen (vielleicht darf ich dafür auf meine kleine Schrift: „Die Theorie der socialen Frage, Jena. Mauke 1871" verweisen), und deren Existenz auch der enragirteste Manchestermann nicht leugnen kann, doch wohl zugegeben werden müssen, daß die Volkswirthschaft, wie sie Adam Smith und seine Nachfolger im Auge hatten, als sie ihre Sätze ableiteten, erheblich anders geworden ist und neue Formen, Gegensätze, Bedürfnisse zu Tage getreten sind, denen theoretisch wie praktisch Rechnung getragen werden muß, wenn die Wissenschaft nicht die Fühlung mit dem Leben verlieren und in der Volkswirthschaft selbst das jetzige Gähren und Treiben der Kräfte dauernde Verwirrung und über kurz oder lang einen Kampf von schwer zu berechnendem Ausgange veranlassen soll. Drittens aber möchte sich wohl die Freihandelspartei erinnern, daß gerade sie mit ihrer Lehre jene wirthschaftlichen Ansprüche und Forderungen erweckt hat und nährt, welche zu unterstützen ihren Hauptvorwurf gegen den Kathedersocialismus bildet, und daß Katheder- und andere Socialisten nur deshalb, weil sie in vielen Punkten doch immer noch auf dem Grunde des Smithianismus stehen, so lehren, wie sie lehren. Und darum scheint es eher angezeigt, sich mit jenen zu einer Fortentwickelung des Smithianismus zu verbinden, als diesen zur Waffe des antisocialistischen Kampfes benutzen zu wollen. — Zur Begründung dieser letzteren Behauptung nur noch einige Worte.

Der Smithianismus gerade lehrt: Arbeit und Capital, d. i. „aufgehäufte Arbeit", schafften zusammen den Werth, und seien in diesem Processe zwei gleichberechtigte Factoren; ja, geschichtlich zurückverfolgt, sei die Arbeit die einzige Quelle des Werthes. So stellt man „Capital" und „Arbeit" neben einander, ohne die Gränze ihrer beiderseitigen wirthschaftlichen Ansprüche zu bestimmen. Diese Vertheilung verweist man vielmehr mit der Formel, daß die Arbeit ein Gegenstand des freien Tauschverkehres, eine Waare sei, und dafür die Vertragsbedingungen maßgebend seien, auf das Gebiet des Rechtes. Dieses aber bekümmert sich nicht um jene wirthschaftliche Voraussetzung, sondern spricht das Product und dessen Werth ganz derjenigen Seite zu, welche die Nationalökonomie mit „Capital" bezeichnet, und läßt den Arbeiter mit einem Lohne abfinden, der — wie schon aus Zeit und Form der Lohnzahlung hervorgeht — in gar keiner Beziehung zu dem Werthe des Gutes steht, das der Arbeiter hatte schaffen helfen. Trotzdem zeigt die Nationalökonomie, daß ein unbestimmter Theil des Werthes der „Arbeit" gehöre, und darum fordert der „Arbeiter" einen möglichst großen Theil des Werthes, den er ja geschaffen habe, und sieht nicht ein, warum das „Capital" mehr behalten soll, als zum nothdürftigen Unterhalte desselben und seines Besitzers ausreicht. Der Smithianismus begründet seine Ansprüche und giebt ihm das Recht auf Forderungen ohne Gränzen.

Wo soll dies enden, und wer kann da entscheiden als die wirthschaftliche Uebermacht, welche nicht immer im friedlichen Gewande des Naturgesetzes von Angebot und Nachfrage aufzutreten Lust hat. Offenbar, so lange Manchesterthum und Socialismus von diesem Standpunkte aus lehren, ist weder Frieden noch Entscheidung des Kampfes abzusehen. Sie müssen einen anderen Ausgangspunkt suchen und, ich glaube, sie könnten ihn finden. Betrachten wir nämlich das Verhältniß von Capital und Arbeit einmal ganz unabhängig von den Sätzen des Smithianismus, so scheint es, daß dieser zwar sehr anschaulich die

Digitized by Google

Entstehung der Güter, d. h. dem menschlichen Bedürfnisse dienender Sachen, erklärt, daß aber diese Erklärung noch gar nicht die Formel der rechtlichen Ansprüche auf den Werth, d. h. den Umfang der Herrschaft eines Gutes über andere Güter, bedingt. Das Gut entsteht allerdings durch Arbeit und Capital in unbestimmbarer Betheiligung, der Werth aber, welcher äußerlich im Preise hervortritt, wird nur erzielt durch die Unternehmerarbeit, d. h. durch die disponirende Thätigkeit des Capitalbesitzers, welcher, die Conjuncturen theils benutzend, theils schaffend, das Gut in die Volkswirthschaft einführt, mag er es nun allein oder mit Hülfe fremder Arbeit, von Lohnarbeitern, producirt haben.

Diese Letzteren haben nun zwar durch ihre stoffumwandelnde Thätigkeit das Gut erzeugt, aber sie sind ganz unbetheiligt an dem eigentlich volkswirthschaftlich productiven Act, welcher das Gut zum Werthe und dadurch erst zu einem Bestandtheile des Volkseinkommens macht. Darum erscheinen auch alle Ansprüche der Lohnarbeiter auf den Werth, welche sie auf Grundlage ihrer volkswirthschaftlich productiven Thätigkeit machen, ihre Ansprüche auf Gewinnbetheiligung i. w. S. als durchaus grundlos; die Arbeit als besondere Werthschöpferin kommt bei dem Arbeitsvertrage nicht in Betracht, und dieser ist, wirthschaftlich wie juristisch, seinem inneren Wesen nach ein Dienstvertrag, in welchem die Person — mag nun die Lohnform sein, welche sie wolle — sich zur Disposition des Unternehmers stellt; und es ist nur verwirrend, wenn man diesen Dienstvertrag einen Kaufvertrag über eine gleichsam von der Person abgesonderte „Waare Arbeit" nennt.

Dieser Dienstvertrag bedarf nun freilich auch der Regelung, indeß wird diese bedeutend leichter sein, als wenn es sich darum handelt, eine unfindbare Gränze zu suchen zwischen angeblich gleichen Ansprüchen von Capital und Arbeit; denn sie wird wesentlich darin zu bestehen haben, daß dem Lohnarbeiter durch ein staatlich zu sanctionirendes Dienstrecht eine Lebenshaltung geschaffen wird, bei welcher er und seine Familie im Interesse der geistigen und materiellen Cultur vor Uebergriffen des Dienstherrn und den verderblichen Wirkungen der von seinem Willen unabhängigen Schwankungen der Production möglichst gesichert ist. Und wenn es sich hierum, um das Dienstrecht, und nicht mehr um die „Rechte der Arbeit" handelt, könnten dann nicht Katheder-socialismus und Manchesterthum in gemeinschaftlicher Arbeit die Lösung der socialen Frage versuchen?

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[5. September 1872.] Das Ereigniß des Tages, welches seine Schatten weit voraus geworfen und schon lange den Stoff für eine ganze Legion von politischen Vermuthungen abgegeben hat, ist nun da. Heute kommt der Kaiser von Rußland, morgen der Kaiser von Oesterreich in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches als Gast unseres Kaisers an. Der Großfürst Thronfolger und Großfürst Wladimir begleiten den russischen Kaiser. Sie und eine Zahl ebenfalls erscheinender deutscher Fürsten bilden die unmittel-

Digitized by Google

barste fürstliche Staffage der mächtigen im Vordergrunde stehenden Dreikaisergruppe. Die Feste, unter denen natürlich die militärischen den ersten Rang und den breitesten Raum einnehmen, werden zahlreich und großartig sich folgen. Erst künftige Tage werden uns lehren, ob sie nur die glänzende Decoration für einen politischen Kern bilden, dessen innere Bedeutung dem äußeren Glanze jener nicht nachsteht, oder ob sie Hauptsache geworden und geblieben sind. Niemand wird verkennen, daß dem Plane der Dreikaiserzusammenkunft von Hause aus politische Zwecke zu Grunde liegen. Auch sind ja die leitenden Staatsmänner der fremden Monarchen, begleitet von bevorzugten Mitarbeitern, ebenfalls nach Berlin geeilt. Und als der natürliche Mittelpunkt des Ganzen hat Fürst Bismarck, trotz seiner noch angegriffenen Gesundheit, Varzin für einige Zeit den Rücken gekehrt, und ist seit dem 3. September in Berlin an seinem Platze.

Die politische Bedeutung der Dreikaiserzusammenkunft wird auch von officiöser Seite nicht verhehlt. Sie tritt unter der Firma einer Garantie des europäischen Friedenszustandes auf die Bühne der Welt. Und in der That, wenn die drei Kaiser entschlossen sind, unter sich Frieden zu halten und andere Staaten nicht widerrechtlich herauszufordern, wenn sie ferner entschlossen sind, der Politik anderer Staaten, sobald sie den europäischen Frieden bedroht, entgegenzutreten, niemals mit einem muthwilligen Störenfried gemeinschaftliche Sache zu machen, niemals ihn zu ermuthigen, sondern ihn in seine Schranken zurückzuweisen: wenn sie dazu entschlossen sind, und wenn sie und ihre Nachfolger bei solch löblichem Entschlusse fest stehen bleiben, so müßte Europa einer Zukunft entgegengehen, in der der Waffenlärm schweigt, und die reichsten Gaben aus dem Füllhorne des Friedens in den Schoß der Völker fallen. Ein solcher bis in ferne Zeiten reichender Entschluß wäre selbst dann ein sicherer Grund für den europäischen Völkerfrieden, wenn — wie versichert wird — die Absicht der Monarchen nicht auf ein eigentliches Bündniß gerichtet ist, und wenn die Spitze ihrer Vereinigung sich nicht gegen Frankreich oder überhaupt gegen einen Staat im Besonderen kehren soll. Wer würde denn wagen, als Friedensstörer in offenen Gegensatz zu treten wider eine Macht, wie sie in der Vereinigung der drei Kaiserreiche sich darstellt?

Aber freilich, auch der ernsteste, auch der wohlgemeinteste Entschluß der drei Kaiser, die Schirmherren des europäischen Friedens sein zu wollen, ist nicht viel mehr als ein Wort, welches der erste beste Sturmwind leicht wie Spreu verwehen kann, so lange diese Garantie nicht selbst wieder durch etwas tiefer Liegendes *in ihrem Bestande* garantirt ist. Ein innerlich einigendes Band ist als etwas dauerndes nicht denkbar ohne eine genau in die thatsächlichen Verhältnisse eingehende Verständigung über eine gemeinsame Interessenpolitik. Diese aber setzt, um dauernden Erfolg zu versprechen, Beschränkung in den Zielen und gut gezogene Gränzlinien auf dem Felde der internationalen Bestrebungen voraus.

Die Gegenwart und die nächste Zukunft ist reich an wichtigen Momenten, über welche die vereinigten Monarchen und ihre Staatsmänner eine gemeinschaftliche Politik feststellen *können*. Der schon ausgebrochene Streit zwischen der Staatsgewalt und der römisch-katholischen Kirche, die Beziehungen zu der nächsten Papstwahl, die gegenüber der communistischen Umsturzpartei zu verfolgende Politik gehören in diese Kategorie. Eben jetzt lenkt ja die von dem Londoner Hauptquartiere der letzteren veranstaltete allgemeine Tagefahrt im Haag die Aufmerksamkeit auf die centralisirten Bestrebungen dieser Minirer. Der Communistentag im Haag und der Kaisertag in Berlin veranschaulichen gleichzeitig

Digitized by Google

in augenfälligster Weise die gemeinsamen Bestrebungen im Oben und Unten der europäischen Gesellschaft, und die jedem Theile eigenthümlichen Ziele, Mittel und Wege. An alle diese Dinge *kann* die Kaiserzusammenkunft herantreten, sie kann auch daran vorübergehen. Aber eines *muß* sie erfassen, wenn sie nicht bedeutungslos im Strome der Zeit verschwinden will. Ich meine den Versuch, das Problem, ein Gebiet zu neutralisiren, auf welchem Zwischenfragen, die das gleichzeitige Hand-in-Hand-Gehen der drei Ostmächte stören oder verhindern, wie Pilze in die Höhe schießen. Für Oesterreich war es bisher nicht leicht, gleichzeitig der Freund Deutschlands und Rußlands zu sein, die innere Natur Rußlands widerstrebte, am Arme des deutschen Reiches zu gehen und zugleich die Hand Oesterreichs zu nehmen. Diese Macht der Verhältnisse zu zerbrechen oder sie zu umgehen und allmählich stumpf zu machen ist die Aufgabe, welche Fürst Bismarck in die Hand genommen hat.

Diese Dreikaiserbegegnung, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat ein doppeltes Gesicht, eines, welches rückwärts, ein anderes, welches vorwärts schaut. Sie thut vor dem Augen Europa's dar, daß, was in der Vergangenheit trennend und verbitternd wirkte, begraben sein soll, sie giebt Zeugniß dafür, daß man sich durch untergeordnete Fragen nicht von dem Hauptziele, welches durch das Zusammengehen der drei Mächte bedingt ist, abwenden lassen will. Was aber untergeordnete Fragen sind, was nicht, und wie man auf dem klippenreichen Meere dieser sogenannten untergeordneten Fragen zu segeln hat, um das Hauptziel nicht aus dem Auge zu verlieren, das soll der vorausschauende Blick erspähen. Etwas, was gerade jetzt ganz nahe liegt, zeigt, wie wichtig eine Verständigung auf diesem Gebiete ist. In Serbien hat sich gleichzeitig ein eben so freundliches Verhältniß zu Rußland wie ein abstoßendes Verhältniß zu Oesterreich entwickelt. Der junge Fürst machte 1871 eine weite Reise, um den Kaiser von Rußland in Livadia zu begrüßen; als aber der Kaiser von Oesterreich auf seiner Banatreise in diesem Jahre der Gränze seines Landes ganz nahe kam, unterließ er die Reise von wenigen Meilen, welche zu einer persönlichen Begrüßung genügt hätte. Der Kaiser traf auf seinem Wege auch nur einen türkischen, keinen serbischen Abgesandten. Prag und andere slavische Städte Oesterreich-Ungarns wollten der Einladung Belgrads entsprechen und Deputationen zur Feier der Thronbesteigung des eben jetzt majorenn gewordenen Fürsten entsenden. Die Beschlüsse wurden aber von der Regierung cassirt, weil sie in das Gebiet der Vertretung des Reiches nach außen eingriffen. Bei diesen Festen selbst erschien kein Vertreter Oesterreichs, aber der Vertreter Rußlands, Fürst Dolgorucki, war seinerseits sehr liebenswürdig und ward von dem Fürsten, von der Regierung und vom Volke mit Artigkeiten und Jubel überschüttet. Dagegen speit die serbische und die ungarische Presse Gift und Galle gegen einander. Dies Alles trifft im Augenblicke mit den noch ungelösten Fragen, mit der dortigen Agitation, vornehmlich aber mit der eigenthümlich kirchlich-politischen Bewegung der Serben Ungarns und den mit Trennungsgelüsten schwangeren Bestrebungen der jungserbischen Partei zusammen. Dies eine Beispiel zeigt schon die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit der eben bezeichneten politischen Aufgabe.

An der vielleicht sehr wichtig werdenden **bayerischen Ministerkrisis** gehe ich heute noch vorüber. Eben so an den verschiedenen Versammlungen, an denen wie gewöhnlich die ersten Herbstwochen reich sind, dem Juristentage, der Versammlung der Naturforscher, des Gustav-Adolph-Vereines und der Communisten, dem internationalen statistischen Con-

Digitized by Google

greſſe, welcher Rußland Veranlaſſung bot eine glänzende Gaſtfreundſchaft zu entfalten, und dergleichen mehr. Statt deſſen richte ich den Blick jetzt auf ein ferneres Land.

Spanien hat in der Spanne Zeit, welche verfloſſen iſt, ſeit dieſe Umſchau zum letzten Male ſeine Lage überblickte (vergleiche „Deutſche Warte" Bd. II, Heft 10), den Bürgerkrieg, in welchen es damals durch die Verblendung oder den frevelhaften Leichtſinn ſeines carliſtiſchen Prätendenten eben geſtürzt war, nahebei bewältigt. Es hat einen verunglückten Mordverſuch auf ſeinen König erlebt. Zwei Male ward ein neues Miniſterium gebildet, und eben erſt hat das Volk wieder an den Wahlurnen geſtanden, zum zweiten Male in dieſem Jahre. Zum erſten Male waren die Cortes am 24. Januar aufgelöſt worden, zum zweiten Male durch das königliche Decret vom 30. Juni, welches für die Neuwahlen den 24. Auguſt und für den Wiederzuſammentritt des Congreſſes den 15. September beſtimmte. Auch die Veröffentlichung eines ſchon am 17. April dieſes Jahres an den Marquis von Campo Sagrado geſchriebenen Briefes des Herzoges von Montpenſier zählt unter die wichtigeren Ereigniſſe dieſes Sommers auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Der Herzog hat darin ohne Rückhalt die Fahne für den Prinzen Alphons, Sohn der geweſenen Königin Iſabella, den Neffen ſeiner Gemahlin entrollt. Es verſteht ſich, daß der kluge Mann bei dieſem Wechſel ſich ſelbſt nicht vergeſſen hat. Er giebt deutlich zu verſtehen, daß Prinz Alphons König, er aber während ſeiner Minderjährigkeit Regent werden müſſe. Es giebt aber Leute, welche meinen, wenn der Herzog von Montpenſier nur erſt Regent wäre, dann würde Prinz Alphons gewiß niemals König werden. Indeſſen iſt der Weg zum Regentſchaftsſtuhle noch weit und ſteil. Die ganze Manifeſtation hat nur inſofern einigen Erfolg gehabt, als ſie die Ausſichten des Prinzen Alphons ſowohl wie die ſeines wohlwollenden Oheims eher verſchlechtert als verbeſſert zu haben ſcheint.

Es wird — und, ſo weit man aus der Ferne urtheilen kann, mit Grund — angenommen, daß, *wenn* überhaupt Spanien für einen Umſchwung reif würde, welcher der früheren königlichen Familie wieder geſtatten würde, die Stufen des Thrones zu beſchreiten, nicht Montpenſier, nicht Prinz Alphons, ſondern der ſtreng legitimiſtiſche Prätendent die meiſte Ausſicht hätte. Auf wie ſchwachen Füßen aber ſelbſt deſſen Ausſichten noch ſtehen, das hat ja eben der Verlauf des Carliſtenaufſtandes bewieſen, welcher nur noch in ſeinen letzten unbedeutenden Zuckungen fortlebt. Es iſt hier nicht der Ort, die Geſchichte der zahlreichen Gefechte zu ſchreiben ſeit dem größeren Kampfe bei Oroquinta (Anfangs Mai), wo die königlichen Truppen unter Moriones einen in ſeinen Folgen wichtigen Erfolg davon trugen, bis zu den letzten Scharmützeln. Die Kämpfe haben im Ganzen denſelben Verlauf gehabt, wie ſchon mancher frühere Carliſtenaufſtand. Geſchlagen und zerſtreut in größeren Gefechten, tauchten die Inſurgenten wieder anderswo in den Bergen auf, in kleinerer Zahl aber oft zugleich an mehreren Orten. Oder wenn der Aufſtand in der einen Provinz gänzlich bewältigt zu ſein ſchien, zog er ſich in eine benachbarte Provinz hinüber, bis er durch Gefangennahme und theilweiſe Ergebungen der Aufſtändiſchen allmählich, wenn auch nur langſam ſeinem Ende entgegen ging. Zuerſt war Serrano ſelbſt an die Spitze der gegen den Aufſtand zuſammengezogenen Truppen geſtellt worden. Als am 25. Mai ein neues Cabinet gebildet wurde, in welches zuerſt Topete und dann auch Serrano als Chef eintrat, legte er den Feldherrnſtab nieder und ging nach Madrid zurück. Seine letzte That auf dem Kriegsſchauplatze war der ihm vielfach vorgeworfene Vertrag mit der Carliſten-Junta von Biscaya d. d. Amoravieta am 24. Mai geweſen. Jeden Falles hatte er damit ein von dem Könige in der Thronrede am 24. April geſprochenes Wort

Digitized by Google

Lügen geſtraft, durch welches das energiſcheſte Vorgehen gegen die Carliſten in Ausſicht geſtellt war, weil die Erfahrung bewieſen habe, daß es erfolglos ſei, Gnade walten zu laſſen. Er war aber auch in bedenklicher Weiſe der Disciplin im Heere zu nahe getreten. Solchen Aufſtändiſchen nämlich, welche Officiere im königlichen Heere geweſen waren, war nach Niederlegung der Waffen ihre Stellung in der Armee durch dieſe Convention erhalten worden. Gegen den daraus abgeleiteten Vorwurf hat ſich Serrano und das Miniſterium (welches die Convention anerkannte) dadurch zu ſchützen verſucht, daß ſie den angefochtenen Grundſatz als etwas hinſtellten, was im gegebenen Falle eigentlich nur ein beruhigendes theoretiſches Wort ſei, da es in Ermangelung vorliegender Fälle (??) keine praktiſche Anwendbarkeit habe. Im Allgemeinen aber ſuchte man den Inhalt des Vertrages damit zu rechtfertigen, daß nur auf dieſe Weiſe der Aufſtand ſchnell zu Ende zu bringen geweſen ſei, und daß außerdem noch viel Blut vergeblich im Bürgerkriege habe fließen müſſen. Dies war aber eine Täuſchung. Der Vertrag hatte die beruhigende Wirkung keineswegs. Die Carliſten traten ihr größtentheils nicht bei, kämpften fort oder griffen wieder zu den Waffen. Moriones, welcher an der Stelle Serrano's zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt wurde, hat noch lange mit ihnen zu thun gehabt.

Der Prätendent aber, der die Fahne des Bürgerkrieges entfaltete, um als König Karl VII. den ſpaniſchen Thron zu beſchreiten, hat offenbar eine traurige Rolle geſpielt. Seine Hauptthaten waren die Proclamationen und Manifeſte, welche er aus ſicherem Hafen, erſt von Genf, dann von der franzöſiſchen Gränze aus, nach Spanien ſchleuderte, theils bevor er den Boden Spaniens betreten, theils nachdem er wieder heimlich nach Frankreich übergetreten war, das letzte „an der ſpaniſchen Gränze 16. Juli 1872". Er ruft, um die Truppen zum Abfalle zu veranlaſſen und die Spanier zum Kampfe gegen den von den Cortes eingeſetzten König zu treiben, den Haß gegen alles nicht Spaniſche und den kirchlichen Fanatismus an, lügt der Nation Erfolge vor, die nur eingebildet ſind, und treibt mit Verſprechungen ein leichtfertiges Spiel. Namentlich that er dies in Beziehung auf die alten in der Gegenwart ſo nicht mehr möglichen Provincialfreiheiten, die ſogenannten „Fueros". Von gleichem Geiſte iſt die Proclamation erfüllt, welche der von den Cortes zum Oberbefehlshaber beſtellte General Triſtany Graf von Avino erließ, als er (am 25. Mai) in Catalonien einrückte. Noch iſt nicht vollſtändig aufgeklärt, wie lange der Prätendent überhaupt jenſeits der Pyrenäen bei den Kämpfenden verweilte. Gewiß iſt, daß er während dieſer Kämpfe ſich größtentheils auf dieſer Seite der Pyrenäen befand.

Das Mißlingen des Karliſtenaufſtandes beweiſt weniger für die Befeſtigung der neuen Dynaſtie — ihre Wurzeln liegen noch ſehr flach — als dafür, daß ſich dem, was die Vergangenheit Spaniens beherrſchte, die Gunſt der Gegenwart nicht wieder zugewendet hat. Insbeſondere muß, wenn die neueſten Ereigniſſe als Barometer gelten dürfen, der Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Maſſe der Nation im Vergleich zu früheren Zeiten ſehr abgenommen haben. Die Spaltung zwiſchen dem Vatican in Rom und der königlichen Regierung zu Madrid hat ſich nur erweitert. Seit dem Decrete von Montero Rios, welches bis auf Weiteres die Beſetzung der hohen kirchlichen Aemter unterſagte, war die Zahl der erledigten biſchöflichen und erzbiſchöflichen Sitze ſchon im Monat Juli bis auf 14 geſtiegen. Unbeſetzt waren die Bisthümer und Erzbisthümer in Toledo, Vich, Orenſe, Barcelona, Huesca, Lérida, Leon, Teruel, Plaſencia, Mondoñedo, Pamplona, Aſtorga, Jaen, Tarragona. Die Erſparniſſe, welche der hartbedrängte Staatsſchatz dadurch macht, ſind an ſich nicht unerheblich, aber doch verſchwindend gegenüber den Summen, die man

Digitized by Google

braucht, um einem geordneten Staatshaushalte wieder näher zu kommen. Auch in der niederen Geistlichkeit hat die Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge nicht abgenommen, sondern sich gesteigert, zumal seitdem Zorrilla wieder an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt ist. Als der König gegen Ende Juli bis zum 24. August — von Zorrilla bis Santander begleitet — eine Reise in die nördlichen Provinzen unternahm, zeigten auch die oppositionellen Parteien eine anständige Haltung. Nur die Geistlichkeit ließ in vielen Orten, auch da, wo der König nach der Rückkehr Zorrilla's allein erschien, offen ihre Abneigung oder ihren Haß hervortreten. Dennoch hat sie das von den Karlisten angelegte Feuer nicht zu einer großen, sich weit über Spanien verbreitenden Flamme anzublasen vermocht. Selbst auf die Corteswahlen hat sie nur einen localen, keinen für das Ganze maßgebenden Einfluß auszuüben vermocht. Und gleichwohl haben gerade die neuesten Wahlen von neuem gezeigt, in wie hohem Grade das spanische Volk noch eine unselbständige, von äußeren Einflüssen abhängige Masse ist. Als nach der Auflösung der Cortes vom 24. Januar Sagosta Neuwahlen vornehmen ließ, erhielt er die Majorität. Gegenwärtig hat sein erklärter Feind Zorrilla die Neuwahlen ausgeschrieben, und auch er hat eine noch entschiedenere Majorität erhalten. Von den Wahlen, die bis zum 31. August bekannt waren, zählte man nicht weniger als 294 der radicalen, und 76 der republicanischen Partei zu. Außerdem 14 Alfonsisten und nur 9 dynastisch Conservative, d. h. Karlisten unter einem anderen Namen.

Darin, daß in der Masse des spanischen Volkes der Procentsatz derer, welche wenigstens eine relative politische Selbständigkeit haben und einer Initiative fähig sind, so gering ist, liegt auch für die Zukunft die größte Gefahr. Es bildet die Hauptschwierigkeit der politischen Genesung, denn es erschwert eine vom Volke ausgehende tiefgreifende Reaction gegen das bisherige Parteiwesen und Parteigetriebe. Dies aber thut Spanien vor Allem noth. Die Hoffnung, daß vielleicht die junge Monarchie in sich selbst den Beruf und die Kraft finden würde, einen solchen Umschmelzungsproceß im öffentlichen Leben des Volkes herbeizuführen, zu diesem Zwecke über die Parteien hinwegzuschreiten, die Masse des Volkes stark an sich heranzuziehen und selbst den bestimmenden Einfluß auf dieselbe zu bilden: diese Hoffnung war schon im ersten Jahre der Dynastie nur eine entfernte. Aber sie ist im zweiten Jahre bedeutend schwächer geworden. Die Ereignisse dieses Jahres thun dar, daß das Parteiwesen Spaniens aus sich selbst heraus nicht gesunder, sondern ungesunder geworden, und daß das Königthum, statt sich mehr und mehr den Schlingen desselben zu entwinden, nur tiefer in dieselben verstrickt worden ist.

Von Anfang an war die Lage des Königthumes aus dem Grunde schwierig, weil es die Staatsgeschäfte nicht unabhängig von den Parteien, oder gestützt auf *eine* in sich geschlossene, in ihren positiven Zielen einige Partei führte, sondern mit Hülfe jener *Parteicoalition*, welche die Revolution gemacht und zuletzt die savoyische Dynastie eingesetzt hatte. Seitdem aber der wichtigste Bestandtheil in dieser Coalition, die Progressisten, in zwei Theile, die historischen Progressisten unter Sagosta und die radicalen Progressisten unter Zorrilla, zerfallen und gegen Ende des vorigen Jahres in die feindlichste Stellung gegen einander getreten waren, stand das Königthum auf einem noch weit schwankenderen Brete. Sagosta, welcher nach einigen Uebergangsministern an die Stelle Zorrilla's getreten war und sich am 20. Februar ein neues Cabinet gebildet hatte, konnte sich nicht halten. Der König schwankte, ob er Zorrilla wieder berufen sollte, mit dem er auch eine Unterredung hatte, oder ob er es mit einem conservativeren, vornehmlich aus den alten

Digitized by Google

Unioniſten gegriffenen Miniſterium verſuchen ſollte. Er entſchied ſich für das Letztere, da der im vorigen Jahre mit Zorrilla gemachte Verſuch ſchließlich zu einer ärgeren Parteizerklüftung und nahebei zur Anarchie im Schoße der Cortes ſelbſt geführt hatte.

Am 25. Mai ward Admiral Topete mit der Neubildung eines Cabinets beauftragt, und am 4. Juni leiſtete der von der Nordarmee zurückgekehrte frühere Regent, Marſchall Serrano, den Eid als Kriegsminiſter und Miniſterpräſident. Es ſchienen böſe, ſtürmiſche Tage im Anzug, vielleicht ein vollſtändiger Umſturz. Zorrilla mochte ſich daran nicht betheiligen, ohne Zweifel mit Rückſicht auf die perſönlichen Beziehungen, in die er zum Könige getreten war. Er entſagte für einige Zeit jeder politiſchen Rolle. Noch bevor Serrano als Miniſterpräſident förmlich verpflichtet war, ſchon am 31. Mai, wurde in den Cortes eine Austrittserklärung von ihm verleſen. Er zog ſich auf ſein Landgut in Tablado zurück.

Es war ein kurzer Tag, welchen das Miniſterium Serrano zu leben hatte. Der Vertrag von Amoravieta hatte die öffentliche Meinung unangenehm erregt. Die Dinge, welche ihm auf den Ferſen folgten, ſteigerten dieſe Erregung. Er hatte, über dieſen Vertrag ſprechend, öffentlich erklärt, daß in Biscaya nicht eine einzige Karliſtenbande mehr beſtehe. Aus den Zeitungen erfuhr man bald das Gegentheil. Ueberhaupt war der Karliſtenaufſtand nach Abſchluß jenes Vertrages nicht in ſich ſelbſt zuſammengebrochen, ſondern hatte ſich neu belebt. Zudem war man beunruhigt durch die immer ſchwierigere Lage, in welche der Staatsſchatz ſeit dem Rücktritte Zorrilla's (unter dem die Finanzen einen Augenblick eine Wendung zum Beſſeren nehmen zu wollen ſchienen) wieder gekommen war. Die Lage erſchien ſo bedenklich, daß ſich das Miniſterium nach einer Dictatur umſah. Auch ſchien ſich nach ſtattgehabten Vorberathungen in den Cortes eine Mehrheit zu finden, welche geneigt war, der Regierung weitergehende Vollmachten zu übertragen, „um die öffentliche Ruhe ſicherzuſtellen“. Aber auch die Republicaner ſteckten die Köpfe zuſammen. Die Ausführung des Planes des Miniſteriums und der Cortesmehrheit wäre die Loſung geworden, daß auch aus dem republicaniſchen Lager der Ruf: „Nieder mit dem Fremdling!“ durch die Straßen von Madrid und durch die Provinzen gegangen wäre, bis dahin, wo er dem gleichen Rufe der Karliſten begegnet wäre. Auch die Organe der radicalen Partei begannen laut zum Aufſtande gegen die Dynaſtie zu rufen. Als nun am 12. Juni der Miniſterpräſident Herzog de la Torre das Dictaturdecret dem Könige vorlegte, verweigerte derſelbe unter dem Eindrucke der kurz bezeichneten Erſcheinungen die Vollziehung deſſelben. Das Miniſterium erbat und erhielt ſeine Entlaſſung, und Zorrilla ward eiligſt zum Könige gerufen. Das waren gewiß höchſt bedenkliche Zuſtände, unter denen das zweite Miniſterium Zorrilla ins Leben trat. Zorrilla übernahm außer dem Präſidium das Innere, Martos Aeußeres, General Córdova Krieg, Contreadmiral Beranger Marine, Gomez Finanzen, Echegaray öffentliche Arbeiten, Martero Rios Juſtiz und Gaſſet y Artime Colonien. Die Cortes wurden zunächſt vertagt und bald darauf aufgelöſt. Nur die äußerſte Spitze der Republicaner war für Nichtbetheiligung an den Wahlen; die Partei im Ganzen wies nach der eingetretenen Wendung den Gedanken an eine gewaltſame Erhebung zurück und betheiligte ſich an den Wahlen.

Es drängt ſich die Frage auf: wird Zorrilla, patriotiſch, redlich, radical und durchgreifend, wie er iſt, umringt von ſo viel Schwierigkeiten, diesmal glücklicher ſein, als da er zum erſten Male als leitender Miniſter an die Seite des jugendlichen, ebenſo einfachen und wohlwollenden wie unerfahrenen Monarchen berufen wurde? Zunächſt iſt ihm ein

Digitized by Google

im Dunkel geborenes und im Dunkel ausgeführtes Verbrechen zu Hülfe gekommen. Es war in der Nacht vom 18. zum 19. Juni, daß König Amadeo kurz vor Mitternacht mit der Königin in offenem Wagen aus dem Garten des Buen Retiro nach dem Königsschlosse in Madrid zurückfuhr und auf dem Wege dahin von einer ganzen Bande von Mördern angefallen wurde, welche mehrfache Gewehrsalven gegen ihn abfeuerten. Die Polizei hatte kurz zuvor Anzeichen des beabsichtigten Verbrechens bemerkt, und in der That muß man fast noch mehr über die Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit dieser Polizei rücksichtlich der Vereitelung des Verbrechens als darüber erstaunen, daß die Masse der abgefeuerten Kugeln nur ein Pferd des königlichen Wagens niederstreckten, König und Königin aber unversehrt ließen. Einer von den Mördern ist bekanntlich im Kampfe mit den Agenten der Polizei gefallen, drei sind verhaftet worden. Soviel ergab sich auf den ersten Blick, daß sie nur Werkzeug für die Pläne Anderer waren. Ob die Arbeit der spanischen Justiz die eigentlichen Urheber des Verbrechens und die letzten Ziele desselben ermitteln wird, ist abzuwarten. Die republicanische Partei scheint nach dem, was über die Ergebnisse der Untersuchung verlautet, dem finsteren Plane vollkommen fern zu stehen. Die Vermuthungen richten sich theils auf die communistische Umsturzpartei, theils auf ein von kirchlichem Fanatismus und Fremdenhaß ins Leben gerufenes Complott. Aber vorerst kennt man doch nur Vermuthungen, keine gehörig ermittelten Thatsachen, welche als sicherer Wegweiser dienen könnten.

Der Rückschlag dieser frevelhaften That auf die öffentliche Meinung blieb nicht aus, zumal der König persönlichen Muth dabei gezeigt hatte. Die Einflüsterungen, daß ein *fremder* König nicht für Spanien passe und ein Stich in das spanische Nationalgefühl sei, verloren an Kraft. Wie nach der Ermordung Prim's, so belebte sich das monarchische Gefühl; und die Anhänglichkeit an die im Augenblicke bestehende Ordnung der Dinge zog aus der Sorge vor den unberechenbaren Folgen eines gewaltsamen, auf Verbrechen gegründeten Umsturzes neue Nahrung. Der König hatte schon vor dem Attentate auf den Rath Zorrilla's eine Reise beschlossen, zunächst nach Santander. Er trat sie unmittelbar nach demselben an und dehnte sie noch weiter aus, als sie beschlossen war. Die Freudenbezeugungen über seine Rettung, welche bei seiner Abreise aus der Hauptstadt laut wurden, wiederholten sich überall, wo der königliche Zug anhielt. Es war eine im günstigen Momente unternommene Reise. Man darf annehmen, daß das Attentate und die Reise einigen Antheil an dem für Zorrilla günstigen Ausfall haben. Aber freilich, solche Eindrücke halten nicht für alle Zeit nach. Der Grund eines in der Nation festwurzelnden Königthumes muß durch andere Mittel gelegt werden. Sollte das junge Königthum in Spanien nicht gehörig anwurzeln und zuletzt unter dem wirren Parteigetriebe kraftlos zusammenbrechen, so dürfte man nach den bisherigen Erfahrungen schließen, daß die Republicaner mehr Hoffnung auf die Erbschaft haben, als Karlisten, Alfonsisten oder Montpensier und sein Gefolge, wenn es nicht noch wahrscheinlicher wäre, daß alsdann der Ehrgeiz einiger Generale und die von ihnen im Heere gelegten Fäden wieder für einige Zeit über die Geschicke Spaniens entscheiden würden.

Digitized by Google

Bücherschau.

Unter den Reben. Lieder und erzählende Gedichte von Alexander Kaufmann. Berlin, Franz Lipperheide, 1871.

Wenn Herm. Lingg in einem Aufsatze über die moderne Lyrik („Die Gegenwart" Nr. 4 d. Js.) das Urtheil abgiebt, daß dieselbe „mehr als je die Kundgebung der Zeitstimmung geworden sei", so hat er damit allerdings eine hervorragende Eigenthümlichkeit, zugleich aber einen bedenklichen Mangel derselben offen gelegt. Gerade der Dichtungsgattung, welche vorzugsweise der reine, unmittelbare Ausdruck des Gemüthslebens sein soll, ist, seit sie in den Dienst des Zeitgeistes getreten und demselben tributär geworden, mehr und mehr ein ihrem innersten Wesen fremder Stempel aufgedrückt. Es bleibt immer etwas Wahres an dem bekannten Goethe'schen Worte, daß ein politisch Lied ein garstig Lied sei. Der Dichter, der Eigenart und Weihe bewahren will, darf einmal nicht zu weit in die dem Kampfe der Parteien geöffnete Arena niedersteigen.

Als Beispiel diene so manche neuere politische Dichtung, wo leider oft genug der lebendige Quell der Dichtung im traurigen Sande der leeren Phrase verrinnt.

Ganz das Gegentheil solcher von fremden Zwecken — sei es nun politische Tendenz oder philosophische Reflexion — beherrschten Dichtung finden wir zu unserer Freude in den neueren Gedichten des trefflichen rheinischen Sängers Alexander Kaufmann. Er ist noch ein Sänger von echter Art, der, unbeirrt von fremdem Thun und Reden, „singt, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet". Ihm springt noch rein und voll der Born der Lieder, daraus er uns mit goldener Schale schöpft, wogegen er, in sich zufrieden, den Strom der Welt ruhigen Sinnes an sich vorübergleiten läßt.

Wohl beschleicht den Dichter, im Hinblick auf die von ganz anderen Interessen bewegte Zeitstimmung die bange Sorge, ob nicht, „von Waffen- und Gedankenkampf umgeben", sein Lied ungehört, unbeachtet verhalle:

„Was soll Euch Jugendlust und Jugendsehnen,
Was muntrer Wanderburschen Art und Brauch,
Was Mythen aus den Hainen der Hellenen
Und Sagen aus der deutschen Waldnacht Hauch?
Was soll jetzt, da wir Weltgeschichte leben,
Des Dichtergeistes träumerisches Weben?"

Gern möchten wir nun unseren Theils den selten bescheidenen Dichter solcher Sorge entheben und seinen an Gemüth und Laune reichen, echt rheinischen Liedern, wo sie schüchtern in neue Kreise treten, einige empfehlende Worte zum Geleite geben.

Die Hauptthemen seiner Lieder hat der Dichter in den eben citirten Versen selbst angegeben, das Inhaltsverzeichniß so zu sagen poetisch umschrieben, nur die Schlußabtheilung, auf welche der Titel des Ganzen zunächst hinweist, vergaß er namentlich hervorzuheben. Es ist das „Weinbüchlein", das wir als in Geist und Ton besonders gelungen bezeichnen dürfen.

Nicht in gemachter bacchischer Begeisterung, nicht in der Weise eines „quo me, Bacche, rapis tui plenum?" singt der Dichter des Weines Preis und Herrlichkeit, solche hohle Imitation überläßt er Anderen; er versteigt sich nicht in die hohen Töne des Dithyrambus. Als schlichter Erzähler vergnüglicher, launiger Weingeschichten führt er uns an Rhein, Main, Ahr und Mosel, nach dem Johannisberg, nach Rüdesheim und Walporzheim und wo sonst die goldene Traube reift. Und gern lassen wir uns von ihm erzählen, wie da und dort von edlem Wein und tapferen Trinkern „in alten Mären Wunders viel gesagt ist". Da hören wir denn gar manchen lustigen Schwank, „wofür der dicke Wirth im alten Schank (das beste Gasthauszeichen!) gerne noch ein Schöpplein gratis reicht". Alle diese Stücke (vornehmlich „der Rheingauer Selbstmörder", „der Student von Oxford", „die Mönche von Johannisberg", „die Erfindung des Gänseweins", „die grüne Jungfer", „der heilige Peter zu Walporzheim") sind, gleich den verwandten lieblichen Genrebildern aus dem Volksleben („der gute Storch", „Kukuksorakel", „der treue Schwan" ꝛc.) in der That echte Perlen reinster Farbe und Fassung, und insbesondere ist der naive Chronikenstil,

Digitized by Google

der treuherzige, sagen- und legendenhafte Ton darin ganz meisterlich getroffen.

Dabei ist aber der Dichter, im Gegensatz zu einem Eichendorff und Genossen, durchaus frei von jenem ungesunden, romantisch-mystischen Sehnen in mittelalterliche Vergangenheit. Mit hellem Tone singt er des Lebens Freuden, preist er die fröhliche Jugendzeit am Rhein und mahnt, der Stunde, die nicht wiederkehrt, zu genießen. Wie war's so schön, singt er, wenn in abendlicher Stille „des Rheines Woge schauert", und der Dichter im leisen Schlages hinuntergleitenden Nachen zu neuem Liede in die Saiten greift! Wie schön erst „die fröhliche, selige Maiennacht", wenn es unter der Linde traulich dunkelt, wenn im Krystalle der duftige Wein glüht und, da nun das silberne Mondlicht im Rheine spiegelt, die munteren Mägdlein, von Tanten- und Basenzwang frei, vertraulicher herrücken!

Ueber solchen Bildern, wie sie der Dichter mit vollendeter Kunst weiter ausmalt, schwebt ein erquickender Blüthenduft von Glück und Jugend. Noch nach Jahren, da er alt und grau geworden, läßt ihn die Erinnerung unvergeßlicher Frühlingstage ausrufen:

O, es war eine schöne, schöne Zeit —
Der Rhein floß stolz, der Rhein floß grün,
Und wir fuhren in Jugendseligkeit,
Die Herzen so voll, der Muth so kühn!

O, es war eine fröhliche, fröhliche Zeit —
Die Mädchen blühten so jung, so schön;
Es war, als flöß' in Ewigkeit
Der rothe Morgen um alle Höh'n.

Am sinnigsten aber finden wir die wunderbare, Herz und Sinn bestrickende Lust rheinischen Lebens in der reizenden Romanze „zwei Rheinfahrten" veranschaulicht. Wir sehen „Kurkölns berühmte Capelle" auf jener lustigen Künstlerfahrt nach Mergentheim, bei welcher der große Rheinlandssohn Ludwig van Beethoven, wie er ja stets zu allem Humor aufgelegt war, den Küchenjungen spielte und darüber eine von ihm mit rührender Pietät aufbewahrte Urkunde erhielt. Und abermals, nach vielen, vielen Jahren, da kam „Beethoven's Ludewig" desselbigen Weges gefahren.

„Es war kein Küchenjunge mehr,
Er kam in Erz getrieben,
Und trug ihn ein gewaltig Schiff
Zu den Heimatbergen, den sieben.

Wie da in wunderbarer Pracht
Der Rhein einhergeflossen!
Von Berg zu Berg schwamm süßer Duft,
Den blühende Reben ergossen."

Und wohin das Auge schaute, rings Blumenflor und wehende Wimpel, rings Vogelsang und Glockenklang und heller Jubel!

„Viel Böte glitten um's hohe Schiff,
Drin grüßende Hörner klangen;
Am Ufer zogen in bunten Reih'n
Geschmückte Kinder und sangen.

Und Alles war so wunderbar
An des Stroms lichtblühenden Borden —
Wie gerne wäre der Mann von Erz
Wieder Küchenjunge geworden!"

Wie für die alte fröhliche Sage, die er so einzig zu verjüngen wußte, wie für des Rheines Lust und das Glück der Jugend, so hat der Dichter auch zum besonderen Preise einer reinen kindesseligen Liebe in den „Liedern an Amara" — denen sich die launigen, im besten Geiste Anakreon's gedachten „Erotika" anschließen — Töne gefunden, wie sie edlerer Empfindung, süßeren Wohllautes voll seit Rückert's „Liebesfrühling" nicht viel vernommen worden.

Alles in Allem, hat sich uns Alexander Kaufmann als ein Dichter dargestellt, dessen Lieder, voll tief inneren Gehaltes und edel im Ausdrucke, zugleich in ihrer innigen Berührung mit der Natur- und Geisterwelt jenen echt volksthümlichen Ton durchklingen lassen, der den meisten neueren Dichtern, die in ihrem Stuben- und Salonleben die rechte Fühlung mit dem Volksleben verlernt haben, fast ganz abhanden gekommen ist. Was Kaufmann bietet, ist durchweg wirkliche, dem Gemüth entsprossene Poesie. Ja, das sind einmal wieder Verse, in denen Form und Inhalt vollkommen congruent erscheinen, Verse, darin ein feingebildeter dichterischer Geist lebt und webt.

Bei liebenswürdigster Anspruchslosigkeit hat Kaufmann bewiesen, wie so recht er ein Dichter ist, daß er vor Vielen aus der Menge hervorgezogen zu werden und in der Geschichte der neueren deutschen Lyrik eine besondere Ehrentafel zu erhalten verdient. Mag denn immerhin sonst die Dichtung, und zumal die lyrische, auf dem heutigen Büchermarkte eine hartnäckige Baisse drücken — mit so frischen Liedern, wie sie uns

Digitized by Google

sein „Rebenbuch“ darbietet, braucht dem Dichter um das Loos seiner Lieder nicht zu bangen. Er kann überzeugt sein, daß ihm auch heute noch die Gunst aller derer, welche echte Kunst zu schätzen wissen, nicht fehlen werde, und seinen Liedern mit den letzten Versen der Einleitung getrost zurufen:

„Inmitten rheinischer Luft kamt ihr zum Leben,
So lebt auch fort im Land der rheinischen Reben!“

J. S.

Todtenschau.

Gerstäcker, Friedrich, † am 31. Mai zu Braunschweig nach einem kurzen Unwohlsein. Am Vorabende einer neuen Reise um die Welt trat er, der ewig Frische, viel Gelesene die Reise nach jener Welt an, von der aus kein Reisender wiederkehrt. Den Verlust, den die große Leserwelt durch den plötzlichen Tod Gerstäcker's erlitten, ist groß, doch ihn selbst dürfen wir kaum beklagen. Rasch in Allem, was er unternahm, lebens- und thatkräftig allezeit, eine eiserne Natur, die Siechthum nie ernstlich gekannt, hätte man sich ihn auf einem längeren Krankenlager weder vorstellen können noch mögen, und wenn es denn einmal beschlossen war, daß er kein höheres Alter erreichen sollte, dann war es für ihn jedenfalls die mildeste und ihm selbst erwünschteste Lösung, daß der Tod — dem er oft in seinem abenteuernden Leben und unter mannichfachen Gestalten kühn ins Antlitz gesehen — ihn rasch hinwegraffte, nicht langsam lauernd beschlich. Auch daß er in voller Manneskraft starb, war, wenn man sein ganzes frisches, fröhliches, thatenreiches Leben zum Maßstab nimmt, ganz nach seinem Sinne, und schwerlich hätte er selbst, wenn er die Wahl gehabt, mit dem traurigen Loose körperlicher oder geistiger Hinfälligkeit ein längeres Leben sich erkaufen mögen. Seine Freunde hätten auch nimmermehr ihn, den Mann von stählernem Herzen, ihn, der selbst bei schon ergrauendem Haar in seinem Geiste, seinem Herzen, seinem ganzen Gebaren noch immerfort etwas fast jünglingshaft Frisches und Lebendiges hatte, als schwächlichen Greis sich denken können. Und in der That, er, dieser in seiner Art große Mann, fast klein an Statur, aber mit stattlichem Barte, hoher Stirn, mit stechenden, aber seltsamer Weise doch auch gutmüthigen Augen, war ein ächter thatkräftiger Mann, den des Gedankens Bläße, der Moderduft des Studirzimmers nicht berührt hatte. Sehr hübsch und wahr ist die Schilderung, welche der nun auch schon dahingegangene Dichter und Literarhistoriker Robert Prutz in seinem Werke „Die deutsche Literatur der Gegenwart“ von dem Verstorbenen und einem anderen berühmten autodidaktischen Schriftsteller der Gegenwart — Hackländer — entwirft, und nichts Besseres können wir zu einem Nachrufe Gerstäcker's finden, als wenn wir hier die Worte des großen Stettiners wiederholen:

„Wohlan denn,“ so sagt Prutz von Gerstäcker und Hackländer, „hier sind zwei andere Lieblinge unseres romanlesenden Publicums, die von Reflexion und Tendenz nichts wissen, ächte Naturburschе, die sich um Bücher und Systeme von jeher blutwenig gekümmert, dafür aber sich richtig im Leben getummelt und obenein von der Natur die köstliche Mitgift einer immer heitern Laune und eines immer lachenden Humors empfangen haben. Die ungeheure Mehrzahl unserer deutschen Poeten nimmt den Weg in die Literatur durch die Studirstube; ehe sie die Welt kennen, schreiben sie Bücher, und ehe sie Bücher schreiben, schreiben sie Kritiken. Hier sind denn einmal zwei Schriftsteller, die einen völlig entgegengesetzten Weg eingeschlagen haben. Beide, Gerstäcker wie Hackländer, sind nicht aus den gelehrten, sondern aus den gewerbtreibenden Ständen hervorgegangen; beide haben nie eine Universität besucht, nie eine eigentliche wissenschaftliche Bildung erhalten. Dafür aber haben beide von Jugend auf vielfache Gelegenheit gehabt, Welt und Menschen kennen zu lernen, das bunte Treiben der Wirklichkeit, das der Mehrzahl unserer Poeten Zeit ihres Lebens ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, hat sich frühzeitig vor ihren

Digitized by Google

Blicken entfaltet, ja sie selbst haben in mannichfachster Weise thätigen Antheil daran genommen. Die große Masse unserer Schriftsteller entwickelt sich immer nur im Treibhaus der Theorien, Gerstäcker und Hackländer hat die Schule des Lebens großgezogen, weil sie selbst viel Abenteuer bestanden, vermögen sie so abenteuerliche Bücher zu schreiben; in den harten Kämpfen die sie mit der Realität der Dinge geführt haben, hat sich dieser Realismus der poetischen Darstellung herangebildet, den wir an ihnen bewundern."

Die große, fast gränzenlose Popularität, deren sich der Dahingeschiedene zu erfreuen hatte, wird man nicht sowohl in dem ästhetischen Werthe als vielmehr in der Natur der Stoffe seiner zahlreichen Werke zu suchen haben. Seine Domäne war die Neue Welt, transatlantische Abenteuer, poetische Wiedergabe der Sitten außereuropäischer Urvölker, die Darstellung thatenreichen Wald- und Meerlebens, und wo er je dies Terrain verließ, wo er in Hoffmann'scher Manier zu schreiben versuchte, war der Erfolg ein unbedingt geringerer. Selbst in seinen besten Romanen erhebt er, obgleich sie von gestaltenreicher Fülle des Lebens übersprudeln, keinen Anspruch auf eindringende Gründlichkeit und wissenschaftlichen Ernst und man darf von ihm weder auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, noch auf dem der Geographie, Ethnographie oder Statistik nennenswerthe Ausbeute erwarten. Aber er hatte ein scharfes Auge und einen geübten Blick und er sah mancherlei, das er dann mit Geschick und mit Freimuth darzustellen wußte. —

Friedrich Gerstäcker wurde am 10. Mai 1816 zu Hamburg als der Sohn eines zu seiner Zeit beliebten Sängers und Schauspielers geboren. Schon als Knabe begleitete er häufig seinen Vater Samuel Friedrich Gerstäcker auf seinen häufigen Kunstreisen, und so mag frühzeitig seine Reiselust geweckt worden sein. Nach dem Tode seines Vaters kam er nach Braunschweig in das Haus eines Oheimes, der ihn zum Kaufmannsstande bestimmte und nach Kassel in die Lehre schickte. Doch er hatte wenig Neigung zum Handel, und sein Sinnen stand in die Ferne. Nachdem er von 1835 bis 1837 zu Döben bei Grimma die Landwirthschaft erlernt hatte, schiffte er sich im Frühjahre 1837 nach New-York ein und unternahm von dort aus Wanderungen durch fast alle Staaten der Union und führte zuletzt in den Wäldern des Westens ein abenteuerliches Jägerleben. Im Jahre 1842 übernahm er die Leitung eines Hôtels zu Point-Coupée in Louisiana und kehrte im Sommer, von Sehnsucht nach den Seinigen getrieben, nach Deutschland zurück.

Von America aus hatte er bereits Mittheilungen aus seinem Leben in verschiedenen deutschen Zeitschriften, wie der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", dem „Ausland" u. s. w., veröffentlicht, die beim Publicum gute Aufnahme gefunden hatten. Dies gab den Anstoß dazu, daß er sich nun, der reich an Erfahrungen und merkwürdigen transatlantischen Erlebnissen war, der literarischen Thätigkeit zuwandte. Sein erstes Debut waren die interessanten „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamericas" (2 Bde, Dresden 1844 und öfter), denen er dann die „Regulatoren im Arcansas" (3 Bde, Leipzig 1846 und öfter) folgen ließ. Hieran schlossen sich in schneller Reihenfolge „Die Flußpiraten des Mississippi" (3 Bde, Leipzig 1848 und öfter), die gesammelten Erzählungen „Mississippibilder" (3 Bde, Dresden 1847 und öfter) und „Americanische Wald- und Strom-Bilder" (2 Bde, 1849 und öfter).

In diesen Romanwerken thut sich ein ungewöhnliches Erzählertalent kund, eine Ueppigkeit in der Darstellung und Schilderung, die nicht selten der Poesie Sealsfield's nahe kommt, doch, wie Prutz ganz richtig sagt, findet man in ihnen auch nicht minder rohen Naturalismus, Mangel an Selbstkritik und Hinneigung zu einer leichtfertigen, fast fabrikmäßigen Production.

Mehr auf Belehrung berechnete, populäre Schriften aus seiner Feder waren: „Reisen um die Welt" (6 Bde, Leipzig 1847 und öfter) und „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale" (Leipzig 1847), die ebenfalls mit großem Beifall aufgenommen wurden.

Im März 1849 trat der Verstorbene, von dem Reichsverweser Erzherzog Johann und der Cotta'schen Buchhandlung unterstützt, eine neue, größere Reise an. Er ging über Rio de Janeiro, Buenos Ayres und Valparaiso nach Californien, besuchte die Sandwich-Inseln und Gesellschafts-Inseln von wo aus er sich nach Sidney und Java begab. Im Juni 1852 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er während eines Jahres in dem

Digitized by Google

Dorfe Plagwitz bei Leipzig und später in Leipzig selbst. Im Jahre 1860 unternahm er seine dritte Reise, besonders in der Absicht, die deutschen Colonien in Südamerica kennen zu lernen. Er überschritt Panama, durchstreifte Ecuador, Peru, Chile und ging um das Cap Horn nach Montevideo, von wo aus er dann über Uruguay und Brasilien nach Europa zurückkehrte, dabei seinen Weg durch Frankreich nehmend. Zwei Jahre darauf (1862) trieb ihn die Wanderlust wiederum in die Ferne. Er begleitete den Herzog von Gotha, in dessen Nähe er schon vorher einige Zeit gelebt, auf seiner Reise nach Aegypten und Abyssinien und nahm dann bis 1867 seinen Aufenthalt in Gotha. In dem genannten Jahre unternahm er nochmals eine größere Reise, welche sich auf Nordamerica, Mexico, Ecuador, Venezuela und Westindien erstreckte. Ende 1868 heimgekehrt, lebte er längere Zeit in Dresden und dann bis an seinen Tod in Braunschweig.

Unter den mannichfachen Werken des Verstorbenen, die fast sämmtlich ins Holländische und Englische, einzelne auch ins Französische übertragen wurden, und die wie es gar nicht anders bei der Fülle des Gebotenen sein konnte, neben wahrhaft Schönem auch viel Unbedeutendes, Mangelhaftes enthalten, heben wir noch hervor: „Aus meinem Tagebuch", Gesammelte Erzählungen (2 Bde, Leipzig 1869); „Reisen" (5 Bde, Stuttgart 1853–54); „Achtzehn Monate in Südamerica" (3 Bde, Leipzig 1862); „Die beiden Sträflinge" (3 Bde, Leipzig 1856 und öfter); „Im Busch" (3 Bde, Jena 1864). Es sind dies Schilderungen des Lebens und Treibens der Menschen in Australien, während „Tahiti" (4 Bde, Leipzig 1854 und öfter) uns in das Leben der Inselwelt des Großen Oceanes versetzt. „Unter dem Aequator" (3 Bde, Leipzig 1861) spielt auf Java, „General Franco" (3 Bde, Leipzig 1865) in Ecuador, „Senor Aquila" (3 Bde, Leipzig 1855) in Peru, „Die Colonie" (Jena 1864) in Brasilien, die „Californischen Skizzen" (Leipzig 1856) und „Gold!" (3 Bde, Leipzig 1858) in Californien.

Nur selten knüpfte Gerstäcker, wie in „Das alte Haus" (Leipzig 1857), seine Erzählungen an heimischen Boden. Eine große Anzahl kleiner Erzählungen stellte er unter verschiedenen Titeln zusammen, wie „Unter Palmen und Buchen" (Leipzig 1865 und öfter); „Wilde Welt" (Leipzig 1865 und öfter) u. s. w. Für Jäger und Jagdfreunde schrieb er unter anderen „Waidmann's Heil!" (München 1857) und „Eine Gemsjagd in Tirol" (Leipzig 1857).

Unter seinen Schriften für das Volk verdient „Nach America" (6 Bde, Leipzig 1855), unter seinen Jugendschriften außer Märchen und Erzählungen besonders „Die Welt im Kleinen für die kleine Welt" (2. Aufl., 7 Bde, Leipzig 1866) hervorgehoben zu werden.

Mit weniger Glück hat sich Gerstäcker auf der Bühne versucht. Sein Stück „Der Wilderer" (Jena 1864) ist zwar lebhaft im Dialoge und hat auch eine geschickte Führung der Handlung, doch der wahre dramatische Nerv, die Energie der Spannung fehlt demselben.

Eisenlohr, Wilhelm Friedrich, ein auch in weiteren Kreisen bekannter Physiker, † zu Karlsruhe den 9. Juli 1872 in Folge eines Herzleidens. Er war am 1. Januar 1799 zu Pforzheim geboren, besuchte in Durlach die Schule und bezog 1817 die Universität, nachdem er vorher einige Zeit als Schreiber thätig gewesen war. In Heidelberg studirte er Mathematik und Physik mit solchem Erfolge, daß er schon 1819 als Lehrer dieser Disciplinen am Lyceum zu Mannheim eine Anstellung fand. Hier blieb er bis zum Jahre 1840, in welchem er zum Professor der Physik am Polytechnicum zu Karlsruhe ernannt wurde. Bis zum Jahre 1855 hatte er dabei noch den mathematischen und physicalischen Unterricht in der obersten Lycealclasse zu ertheilen. 1865 wurde er nach 46 Dienstjahren auf sein Ansuchen pensionirt.

Der wissenschaftlichen Arbeiten Eisenlohr's sind nur wenige, die bedeutendste derselben ist die Bestimmung von Wellenlängen im ultravioletten Lichte mit Hilfe der Beugung. Wichtiger war seine Thätigkeit als Lehrer und als Verfasser eines verbreiteten Lehrbuches der Physik, dessen erste Auflage 1836 erschien, und dessen zehnte er während seiner letzten Krankheit besorgte. Zur weiteren Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse hielt er in Mannheim und Karlsruhe vielbesuchte populäre Vorlesungen über Physik und Astronomie und gründete an letzterem Orte einen Verein, der hervorragende Gelehrte zu solchen Vorlesungen einlud. Auch dem naturwissenschaftlichen Vereine zu Karls-

Digitized by Google

ruhe widmete er bis zu seinem Tode das regste Interesse.

Bechtold, von, der hessische Minister, † am 14. August 1872, 71 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager. Seine großen Verdienste um die Hebung der Landwirthschaft im Großherzogthume sind nicht zu unterschätzen. Desto unheilvoller war sein Wirken in politischer Beziehung. Bereits vor dem Sturm- und Drangjahre 1848 im hessischen Ministerium bedienstet, durfte ihn schon damals der Bureaukratismus als eine seiner stärksten Stützen betrachten, weshalb er vom Ministerium Gagern im März des genannten Jahres in Ruhestand versetzt wurde. Dalwigk dagegen beeilte sich, ihn 1850 wieder zu reactiviren und er entwickelte nun in antipreußisch-ultramontan-reactionärer Richtung eine außerordentliche Thätigkeit, wobei ihm zu Statten kam, daß Dalwigk, um seine bekannte große Politik zu treiben, ihm die gesammte Verwaltung überließ. So vernichtete von Bechtold denn in kurzer Zeit die Selbstverwaltung der Gemeinden und Kreise fast ganz und stellte die abgeschafften Vorrechte und Privilegien der Standesherren wieder her. Als Dalwigk im Frühjahr 1871 nicht länger mehr zu halten war, folgte ihm von Bechtold als dirigirender Minister. Damit schwand jede Hoffnung auf Aenderung der inneren Zustände des Landes. Was am schwersten auf dem Verstorbenen lastet, das ist seine hervorragende Betheiligung an dem Umsturze der Verfassung und der Octroyirung einer neuen im Jahre 1851. Wenn etwas zu seinem Lobe gesagt werden kann, so ist es die Thatsache, daß er den Gebrauch nationaler und liberaler Redensarten verschmähte und sich als das was er war, als enragirter Rückschrittler gab.

Serre, Friederike, eine auch in weiteren Kreisen gekannte und wegen ihres humanen Sinnes hochgeachtete Frau, † am 7. August zu Dresden. Sie war die Tochter des weiland in Dresden lebenden Kaufmannes Hemmerdörfer, verlor aber ihren Vater schon frühzeitig und verheiratete sich in sehr jungen Jahren mit Johann Friedrich Anton Serre, der, vorher Jurist und Referendar bei dem Oberlandesgerichte zu Glogau, als Freiwilliger am deutschen Befreiungskriege des Jahres 1813 Theil genommen hatte und nach dessen Beendigung längere Zeit als Officier bei der Armee verblieb. In ihm fand sie einen Gemahl, der den ihr innewohnenden Trieb für gemeinnützige Thätigkeit und ihr reges Interesse für Musik, Kunst und Literatur theilte und förderte. Beide Gatten wetteiferten im Wohlthun und verkehrten mit namhaften Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Künste und schönen Wissenschaften. Ihr Besitzthum, das Rittergut Maxen, bildete — in einer reizenden Gegend gelegen — viele Jahre hindurch den Sammelpunkt geistvoller Männer und Frauen. Wir nennen hier nur die Namen von: Tiedge, Tieck, v. Maltitz, Gutzkow, Andersen, C. M. v. Weber, Reißiger, Thalberg, Louise Gr. Saurma, geb. Spohr, Rietschel, Karl und Emil Devrient, Wilhelmine Schröder-Devrient und viele Andere. —

Die Jahre 1833 und 1834 verbrachte Friederike Serre in Gemeinschaft mit ihrem Gatten größtentheils in Italien, um die Schönheiten und Kunstschätze dieses classischen Landes kennen zu lernen. Auch in Rom wurde ihr Haus ein Vereinigungspunkt hervorragender Künstler. Mit Thorwaldsen wurden sie durch die Bande wahrer Freundschaft verbunden. —

Groß ist die Zahl der Armen und Bedürftigen aus den verschiedensten Kreisen, die durch die edle Frau Hülfe und frischen Lebensmuth empfingen. In Maxen selbst wurden verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten gegründet. Und als der Major Serre im Jahre 1859 bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages von Friedrich Schiller im Vereine mit einigen Freunden zu Gunsten würdiger und hülfsbedürftiger Schriftsteller, Dichter und Künstler und ihrer hinterlassenen Wittwen und Waisen eine deutsche National-Lotterie ins Werk setzte, da wendete seine Gattin diesem schönen Unternehmen ihre eifrigste Mitwirkung zu. In Anerkennung dieser opferwilligen Hingebung wurde sie von der Dresdener Schiller- und Tiedge-Stiftung zum Ehrenmitgliede ernannt und hatte die Freude, zu erleben, was ihrem Gemahle, der am 3. März 1863 starb, versagt blieb, daß von den reichen Erträgnissen der nationalen Unternehmung jährlich eine nicht geringe Anzahl ehrender Wohlthaten an würdige Vertreter der deutschen Literatur, Poesie und Kunst und deren Wittwen und Waisen ver-

Digitized by Google

theilt werden können, worüber die Jahresberichte der genannten beiden Stiftungen öffentlich Zeugniß ablegen. —

Seit einer langen Reihe von Jahren und bis an ihr Lebensende sorgte sie hülfreich für den Unterhalt, die Erziehung und den Unterricht mehrerer armen Kinder, und einige davon hat sie zu Lehrern und Musikern ausbilden lassen. —

Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit hatten daher am 10. August d. J. eine sehr zahlreiche Begleitung aus fast allen Ständen an ihrer Gruft versammelt, welche von den Vorständen der Schiller- und Tiedge-Stiftung geschmackvoll und sinnig geschmückt war. Das Andenken von Friederike Serre wird ein von Vielen gesegnetes bleiben. —

d'Afflitto, Marchese Rodolfo, Herzog von Castropignano, † am 26. Juli zu Neapel, seiner Heimat, am Schlagflusse, im 65. Jahre seines Lebens. Die politische Bedeutung dieses Mannes ist für das junge Königreich von Anfang an so wenig zweifelhaft gewesen, wie seine Anhänglichkeit an das Haus Savoyen. Aber gerade in der letzten Zeit, in der Periode der jüngst vergangenen Kammersitzung, wurde seine politische Persönlichkeit und Stellung eine brennende Frage, die nicht allein in Neapel, sondern bis hinauf in's Abgeordnetenhaus die Parteien gegeneinander erbitterte. Schon nach der Wiedergewinnung Venezias als königlicher Commissär in Treviso und dann als Präfect von Genua fehlte es ihm, der mit fast jugendlichem Ungestüm wieder in den politischen Kampf trat, weder auf Seite der Ultra-Liberalen und Rothen, noch im Lager der clericalen Reaction an erbitterten Gegnern. Nach Neapel versetzt, verstand er es, alle diejenigen um sich zu schaaren und zu einer bedeutenden politischen Partei zusammen zu schließen, welche bisher ohne Anschluß gewesen waren. Diese seine Tüchtigkeit und Thätigkeit, sowie seine unbewegliche Festigkeit und Consequenz in den Grundsätzen der regierenden gemäßigten Partei (Ministerium Lanza-Sella) ließen die Gegner, besonders der äußersten Linken, erst die ganze Gefährlichkeit des Mannes für ihre Zwecke erkennen. Aus dem Kriege war ein Kampf um jeden Preis geworden. Verdächtigungen aller Art waren gut genug, und es verging eine zeitlang keine Kammersitzung, ohne daß über ihn gestritten wäre. Trotz alledem war d'Afflitto entschlossener als je, weder nachzugeben noch zu weichen, vielmehr schien ihn der Streit nur zu stärken und innerlich zu festigen. Und ein günstiges Geschick hat es ihm gegönnt, auf dem Posten zu sterben, den er soeben aus augenblicklichen Opportunitätsgründen zu räumen gebeten war. Der König hatte seine „Demission angenommen" und ihm dabei motu proprio den Großcordon der Italiänischen Krone verliehen. Der Marchese stand im Begriff, auf die Präfectur zu fahren, um die nöthigen Maßregeln zu treffen, der Wagen wartete im Hofe, da traf ihn im Zimmer seiner Gattin, von der er Abschied nahm, das jähe Ende. Und so ist er als Präfect von Neapel begraben, und der Großsiegelbewahrer des Reichs war unter denen, die ihm die Zipfel des Bahrtuches trugen.

Zu dem Aufsatze „Zur Erinnerung an R. Köpke" in dem 2. Augusthefte der „Deutschen Warte" trage ich, ein Versäumniß nachholend, die Bemerkung nach, daß die der Sammlung der kleinen Schriften R. Köpke's vorausgeschickte und auch von mir mit Dank benutzte Biographie des Verstorbenen von Herrn Dr. Wilhelm Bernhardi verfaßt ist, wie derselbe sich auch durch seine kundige Mühewaltung bei der Herausgabe der Sammlung um dieselbe verdient gemacht hat.

Hans Prutz.

Digitized by Google

Dr. Ernst Werner Siemens

und seine Mitwirkung zur Ausbreitung und Ausbildung der elektrischen Telegraphen.

Von

Dr. Eduard Zetzsche.

I.

Im Herbste des Jahres 1847 verband sich der damalige Artillerie-Lieutenant Ernst Werner Siemens mit dem ihm befreundeten Mechaniker Johann Georg Halske zur Begründung einer Telegraphen-Bau-Anstalt; dieselbe wurde unter der Firma „Siemens und Halske" in Berlin zwar nur mit wenigen Arbeitern eröffnet, hat aber in den nunmehr 25 Jahren ihres Bestehens ihre vortrefflichen Leistungen und durch diese ihren wohlverdienten Ruf fast über die ganze Erde verbreitet. Unter allen angewandten Wissenschaften hat wohl die elektrische Telegraphie am schnellsten ihre Kinder- und Lehrjahre durchlaufen, und deshalb war es für ein der elektrischen Telegraphie sich widmendes, noch in der Kindheit derselben gegründetes Geschäft an sich schon keine leichte Aufgabe, mit den sich schnell folgenden, theils aus der Erweiterung des theoretischen Wissens entspringenden, theils durch die wachsende Erfahrung und das praktische Gefühl in Betreff der constructiven Ausführung herbeigeführten Verbesserungen jederzeit Schritt zu halten. Damit jedoch begnügten sich Siemens und Halske keineswegs; sie folgten nicht blos den Fortschritten Anderer mit unausgesetzter Aufmerksamkeit, sondern sie pflegten selbst auf der Bahn des Fortschrittes rüstig voranzuschreiten; sie ruhten nicht gemächlich aus bei der Verwerthung des bereits Erreichten, sondern suchten sich immer und immer wieder selbst zu übertreffen und durch neue Leistungen zu überbieten.

Allerdings kam es ihnen dabei wohl zu Statten, daß sich durch ihre Vereinigung die ausführende Hand zu dem forschenden Kopfe gefunden hatte, daß den erfinderischen Gedanken des Einen die Erfahrung und das Geschick des Anderen in die zweckmäßigste Form zu kleiden wußte, und als Folge davon wurde die Mitwelt in um so reicherer Fülle mit den Früchten der gemeinschaftlichen Arbeit der beiden verdienten Männer beschenkt. Da sich nun hierbei die wissenschaftlichen Untersuchungen und Forschungen, welche vorausgehen mußten, um dann gewissermaßen befruchtet für den telegraphischen Verkehr Verwerthung zu finden, zumeist an den Namen Siemens knüpfen, so mag es gestattet sein, die Schilderung des Einflusses, welchen Siemens und Halske auf die Förderung der elektrischen Telegraphie überhaupt ausgeübt haben, und die knappe Aufzählung dessen,

Digitized by Google

was sie unmittelbar zur Ausbreitung des Telegraphennetzes beigetragen haben, an einen kurzen Abriß der äußeren Lebensverhältnisse des Dr. Werner Siemens anzureihen.

Ernst Werner Siemens ward am 13. December 1816 in dem Dorfe Lenthe bei Hannover geboren; daselbst lebte damals sein Vater nebst Familie; derselbe verließ aber, weil das Wild die Felder des von ihm gepachteten Gutes zu arg verwüstete, dieses Dorf im Jahre 1824, und nahm die Domäne Menzendorf im Fürstenthume Ratzeburg (in Mecklenburg-Strelitz) in Pacht. Werner (der älteste von 14 Geschwistern) besuchte hier anfangs die Schule des benachbarten Städtchens Schöneberg, ging dann, von einem Hauslehrer dazu vorbereitet, auf das Lübecker Gymnasium über, ließ sich jedoch durch seine lebhafte Neigung zum Baufache bestimmen, von dem Gymnasium wieder abzugehen, als er dessen Secunda durchgemacht hatte. Mit der geringen Baarschaft, mit der ihn sein Vater nur auszurüsten vermochte, wanderte der 17jährige Jüngling zu Fuß nach Berlin; hier wollte es ihm indessen trotz aller seiner Bemühungen nicht gelingen, einen Platz im preußischen Ingenieurcorps zu finden, weil Officiersaspiranten für dasselbe in Ueberfluß vorhanden waren, und er begab sich deshalb nach Magdeburg zu dem damaligen Commandanten der dritten Artillerie-Brigade, dem Obersten Wilhelm von Scharnhorst, einem Sohne des berühmten Gebhard David von Scharnhorst. Als Schützling des Obersten, welcher ein Jugendfreund und Nachbar seiner Mutter Eleonore Siemens geb. Deichmann gewesen war, trat Werner Siemens 1834 in Magdeburg als Freiwilliger in die preußische Artillerie ein und fand nun im nächsten Jahre schon Aufnahme in die Artillerie- und Ingenieur-Schule in Berlin.

Während des dreijährigen Besuches derselben befaßte er sich neben den militärischen Fachwissenschaften mit besonderer Vorliebe mit mathematischen, physikalischen und chemischen Studien, welche er auch dann noch eifrig fortsetzte, als er 1838 als Artillerieofficier in Magdeburg in den praktischen Dienst eingetreten war. Namentlich beschäftigte ihn die damals noch ganz neue Galvanoplastik. Während es Jacobi in Dorpat (später in Petersburg) erst 1837 (und gleichzeitig Spencer in Liverpool) gelungen war, durch den galvanischen Strom Gegenstände in Kupfer abzuformen, entdeckte de la Rive in Genf 1840 die galvanische Vergoldung. Siemens nahm in Preußen bereits 1841 das erste Patent (dasselbe datirt vom 29. März 1842) auf galvanische Versilberung und Vergoldung. Unter seiner Leitung entstand ferner nicht nur in Berlin die erste Anlage für galvanische Vergoldung und Versilberung von J. Henniger und Comp., sondern er sandte im Winter 1842 auf 43 auch seinen am 4. April 1823 in Lenthe geborenen Bruder Karl Wilhelm nach London; derselbe bemühte sich mit Erfolg, das Verfahren seines Bruders in England, wo man damals emsig an der Verbesserung der galvanischen Vergoldung arbeitete, in Aufnahme zu bringen. Im Laufe d. J. 1843 begab sich Karl Wilhelm Siemens wieder nach London, um dort den von beiden Brüdern erfundenen chronometrischen oder Differential-Regulator für Dampfmaschinen und Wasserräder patentiren zu lassen, welchen Wilhelm Siemens später noch weiter verbesserte, und welcher noch heut für verschiedene Zwecke, u. A. in England (von dem royal observatory) zum Reguliren astronomischer Instrumente benutzt wird.

Werner Siemens war inzwischen auf eigenen Betrieb nach Berlin versetzt worden und wurde 1844 zur Artilleriewerkstätte commandirt; von dieser Zeit an nahm er auch lebhaften und thätigen Antheil an den Versammlungen der Berliner polytechnischen Gesellschaft, sowie an den Sitzungen der eben in Berlin gegründeten physikalischen Gesell-

Digitized by Google

schaft. Bald aber sahen sich die Brüder durch die Schwierigkeiten in der Verwerthung ihrer verschiedenen Erfindungen und namentlich durch die Kosten, welche die praktische Durchführung der letzteren verursachte, genöthigt, ihre bisher nach mehreren Richtungen hin zersplitterte Thätigkeit einem einzelnen Gebiete der wissenschaftlichen Technik ausschließlich zu widmen, und Werner entschied sich da für die elektrische Telegraphie, welche die Engländer und Americaner um jene Zeit für den Verkehr dienstbar zu machen anfingen, während zuerst in Deutschland und zwar schon 1837 von Steinheil mit seinem elektromagnetischen Drucktelegraphen (einem Nadeltelegraphen) auf der $^3/_4$ Meilen langen Leitung von München nach der Sternwarte Bogenhausen die Erfindung als lebensfähig nachgewiesen worden war, ja bereits 1838 ebenfalls Steinheil die Entdeckung gemacht hatte, daß sich die Erde als Rückleiter des elektrischen Stromes benutzen lasse, womit der einzige zur allgemeinen Einführung elektrischer Telegraphen führende Weg gefunden war; denn durch diese Entdeckung ward es möglich, auf einem einzigen zwischen zwei Orten gezogenen Drahte zu telegraphiren. Schon im Jahre 1846 machte Werner Siemens seine ersten Versuche, den Leitungsdraht für unterirdische Linien mittels der seit 1843 in Europa bekannt gewordenen Guttapercha zu isoliren; 1847 ward er zur Assistenz der in Preußen ernannten Commission für Einführung der elektrischen Telegraphen commandirt und schlug derselben die Anwendung der Guttapercha als Isolationsmittel für unterirdische Leitungen vor.

Im Jahre 1848 ließ sich Werner Siemens nach Schleswig-Holstein zur Dienstleistung im Kriege gegen Dänemark beurlauben und legte hier im Kieler Hafen mit seinem Schwager, dem Prof. A. F. K. Himly in Kiel, die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung; dabei waren die nach den Minen führenden Leitungsdrähte in reine Guttapercha eingeschlossen, während bei den Versuchen, Sprengungen unter Wasser mittels der Elektricität zu bewirken, welche in England bereits in den Jahren 1838 bis 1843 angestellt wurden, die Drähte mit Garn umwickelt und mit einer wasserdichten Composition überzogen waren. Als Commandant der Festung Friedrichsort aber baute Siemens die Batterien zum Schutze des Eckernförder Hafens, welche sich 1849 in bekannter Weise so wirksam erwiesen.

Noch im Jahre 1848 legte Siemens eine Leitung unter Wasser durch den Rhein von Deutz nach Cöln und leitete dann im Winter 1848 bis 1849 im Auftrage des preußischen Handelsministeriums den Bau unterirdischer Telegraphenleitungen von Berlin nach Frankfurt und Köln; bei deren Vollendung aber schied er aus der preußischen Armee aus, um sich ausschließlich der von ihm und Halske schon 1847 begründeten Telegraphen-Bau-Anstalt zu widmen. Zweiggeschäfte dieser Anstalt wurden 1855 in Petersburg, 1858 in London und in Wien, 1863 in Tiflis begründet und gediehen in gleichem Grade wie das Stamm-Geschäft.

Ende 1867 trat J. G. Halske von der Mitleitung des Geschäftes zurück, wogegen die Brüder des 1860 bei Gelegenheit des Jubiläums der Berliner Universität von dieser zum Ehrendoctor der Philosophie ernannten Werner Siemens, nämlich der 1871 von der Universität Oxford zum Ehrendoctor ernannte Civilingenieur Wilhelm Siemens in London und Karl Heinrich Siemens, welcher am 4. März 1828 in Menzendorf geboren ist und bei Begründung der Petersburger Filiale deren Leitung übernahm, als Mitinhaber in das Hauptgeschäft eintraten, welches unter ihrer gediegenen Leitung noch recht lange fortblühen möge!

Digitized by Google

Die Verdienste, welche sich Werner Siemens persönlich und die durch ihn begründeten und geleiteten Werkstätten um das Telegraphenwesen erworben haben, lassen sich in 4 Gruppen einordnen; denn sie bestehen entweder

1) in der Ausführung größerer und wichtiger Linienbauten; oder sie beziehen sich
2) auf die Herstellung, Untersuchung und In-Stand-Erhaltung der Linien, oder
3) auf den Betrieb und die Ausnutzung der Linien, oder
4) auf die Telegraphenapparate im engeren Sinne.

I. Die ersten Telegraphenlinien, deren Bau Werner Siemens leitete, waren die schon erwähnten unterirdischen Leitungen von Berlin nach Frankfurt und Köln, welche im Frühjahre 1849 vollendet wurden. Weitere Telegraphen-Bauten wurden durch Siemens in den Jahren 1849 und 1850 im nördlichen Deutschland ausgeführt. Im folgenden Jahre legten Siemens und Halske das Netz der Berliner Feuerwehr- und Polizei-Telegraphen an, dessen Leitungen eine Gesammtlänge von etwas über 20 Meilen haben und größtentheils aus unterirdischen Kabeln aus der Fabrik von Felten und Guilleaume in Köln hergestellt wurden; diese städtischen Telegraphen wurden mit Zeigertelegraphen (mit Selbstunterbrechung) von Siemens und Halske ausgerüstet und arbeiten noch jetzt mit denselben. 1853 übernahmen Siemens und Halske den Bau sowie auf 12 Jahre die Unterhaltung und den Betrieb des russischen Telegraphennetzes, welches zum größten Theile (wie z. B. 1855 die Linie von Nicolajew bis Bactche-Sarai) in kürzester Zeit während des Krimkrieges hergestellt wurde. Die ersten Linien liefen von Petersburg nach Kronstadt (mit einem $1^1/_2$ Meilen langen Kabel), nach Moskau, nach Warschau und Königsberg und knüpften sich hier an das europäische Netz an. Am Ende der Jahre 1857, 1860 und 1864 betrug die Länge der russischen Leitungen 1046, 2353 und 4557, die Länge der Drähte 1449, 3622 und 8056 deutsche Meilen, die Zahl der Stationen 79, 160 und 308.

Das Londoner Zweiggeschäft hat bedeutende Telegraphen-Anlagen u. A. in Südamerica und Capland mit selbstgeliefertem Material ausgeführt und beispielsweise 1870 auch das North-China-Kabel von über 1000 Knoten Länge in seiner Werkstätte angefertigt. Ebenso errichteten Siemens und Halske in Spanien und in den englischen Colonien Telegraphenlinien. Das Berliner, Londoner und Petersburger Geschäft erwarben 1868 in Gemeinschaft die Concession zur Errichtung einer Indo-Europäischen Telegraphen-Linie von London nach Teheran und erbauten in den Jahren 1868 und 69 die dazu erforderlichen Leitungen von Alexandrowo (bei Thorn) nach Teheran in einer Länge von 600 Meilen, wobei die Londoner Firma die Leitungsmaterialien, die Berliner aber die Apparate lieferte. Die Linie läuft über Warschau, Shitomir und Balta nach Odessa, von da nach Nicolajew und durch die Krim nach Kertsch, in einem 2 Meilen langen Kabel über die Straße von Jenikale, an der Südküste des Asowschen Meeres hin nach Temruk, am Kuban hinauf nach Jekaterinodar, dann über den Kaukasus und erreicht in der Nähe der Flüßchen Schubsuch und Dschuba das schwarze Meer, welches sie mit einem 24 Meilen langen, von der Londoner Firma gelieferten, drei Leitungsdrähte enthaltenden Unterseetau mit Kupferhülle durchschneidet, um vom Cap Adler über Tiflis und Eriwan nach Teheran weiterzugehen. Man vermied

Digitized by Google

die lange Durchschreitung des Schwarzen und Caspischen Meeres, weil deren Ufer sehr steil abfallen. Es war zwar schon 1864 bis 65 Rußland über den Kaukasus mit Persien telegraphisch verbunden, und diese Linie nach Indien fortgesetzt worden, bei der schlechten persischen Verwaltung traten aber sehr viel Störungen in der Beförderung der Telegramme ein. Deshalb behielt die 1868 gebildete Indo-European-Telegraph-Company (mit 450 000 Pfd. St. Actiencapital) den Betrieb selbst in der Hand, und für deren Rechnung remontiren die drei Siemens'schen Firmen die Linie mit eigenem technischen Personale, welches über die ganze Linie in Rußland und Persien verbreitet ist, und dessen Oberingenieur seinen Sitz in Odessa hat. Als Schreibapparat dient auf dieser Linie der später zu besprechende Siemens'sche polarisirte Farbschreiber; derselbe ist aber ebensowohl zum Arbeiten mit dem gewöhnlichen Taster, wie zum Empfange der (unter Vermittelung eines durchlochten Streifens abtelegraphirten) automatischen Schnellschrift eingerichtet.

Von den unterseeischen Linien, an deren Legung Siemens und Halske sich betheiligten, mögen noch die von Suez nach Indien und von Biserta nach La Calle bei Bona in Algier erwähnt werden. Mittels der ersteren sollten die Linien von Constantinopel nach Alexandria und von Sicilien über Malta nach Constantinopel, an denen gleichzeitig gearbeitet wurde, 1859 durch das Rothe und Arabische Meer hindurch nach Indien fortgesetzt werden; bei ihr leitete Werner Siemens persönlich den elektrischen Theil und gerieth auf der Rückkehr in Lebensgefahr, indem das Schiff an einem einsam im Rothen Meere liegenden Felsen scheiterte, und die ganze Schiffsgesellschaft mehrere Tage lang auf der Klippe, auf welcher sie sich rettete, von der Sonnenhitze und dem Durste gequält wurde. Auf der Linie Biserta-Bona, einer Fortsetzung des Marsala auf Sicilien mit Biserta in Tunis verbindenden gewöhnlichen Eisenkabels, ward 1865 ein mit Kupferstreifen überzogenes, von dem Londoner Geschäft geliefertes Unterseetau versenkt.

II. Große Verdienste haben sich Siemens und Halske um die Vervollkommnung der Herstellungsweise der oberirdischen und der unterseeischen Leitungen, um die Verfeinerung der anfänglichen und fortlaufenden Prüfung und Untersuchung derselben und um die Sicherheit der Auffindung und Beseitigung von eingetretenen Beschädigungen und Fehlern in ihnen erworben.

In Betreff der Ausführung oberirdischer Leitungen ist (außer einigen Verbesserungen an den Isolatoren) besonders hervorzuheben, daß sie zuerst mit Erfolg in größerem Maßstabe die hölzernen Säulen, welche sehr oft und sehr störend für den Betrieb erneuert werden müssen, durch eiserne ersetzten; beim Bau der indo-europäischen Linie verwandten sie nämlich als Träger der Leitungsdrähte (in Rußland zur Hälfte, in Persien ausschließlich) 12 englische Fuß lange conische schmiedeeiserne Röhren, welche in 7 Fuß lange und $2^1/_2$ Fuß in den Boden versenkte gußeiserne Sockel eingesetzt wurden, an welche unten eine quadratische Fußplatte aus Eisenblech angeschraubt war.

In der Verfertigung der Unterssee-Taue (Telegraphenkabel) haben Siemens und Halske eine für viele Fälle sehr wesentliche Verbesserung dadurch herbeigeführt, daß sie die äußere Schutzhülle des eigentlichen Kerns nicht aus Eisendrähten oder Drahtseilen, sondern aus spiralförmig um den Kern gewundenen Kupferblechstreifen (von etwa 120 Fuß Länge) herstellten; zuerst geschah dieß 1865 bei dem in Fig. 1 abgebildeten für die Linie Bona-Biserta bestimmten Taue; seitdem haben sich aber solche „Siemens'sche kupferbedeckte Kabel" wegen ihrer Leichtigkeit und Biegsamkeit, besonders für militärische

Digitized by Google

Zwecke, als sehr brauchbar erwiesen und in ausgedehntem Maße Verwendung gefunden. In den ausgedehnten Werken der Gebrüder Siemens zu Charlton bei Woolwich werden die Kerne so hergestellt, daß der einfache oder mehrfache kupferne, zunächst mit einer isolirenden Mischung (Chatterton's Composition) überzogene Leitungsdraht (1) dann entweder wie in Fig. 1 mit zwei oder mehreren Lagen Guttapercha (2) überkleidet oder nach Karl Wilhelm Siemens' Angabe mit einer oder mehreren Lagen Kautschuk umpreßt, darüber wieder mit einer Schicht von Chatterton's Mischung und dann noch mit Guttapercha überzogen wird. Bei der Umpressung mit Kautschuk läßt man den Draht zugleich mit zwei, ihn der Länge nach umgebenden Kautschukstreifen durch zwei an ihrem Umfange gefurchte Rollen hindurchgehen, deren scharf geschliffene, dicht aufeinander passende Ränder den überstehenden Kautschuk abschneiden und dabei die frischen Schnittflächen stark aneinanderpressen, so daß sie fest zusammenhaften und den Kupferdraht vollständig umhüllen. Die Nähte der zweiten Umpressung liegen um einen Bogen von 90° von denen der ersten Umpressung entfernt. Der fertige Kern wird dann in doppelter Lage entweder mit Bändern aus getheertem russischen Hanf oder blos mit Jute (3) spiralförmig umwickelt und erhält darüber noch die Schutzhülle aus Eisen oder Kupfer (4, 5).

Fig. 1a.

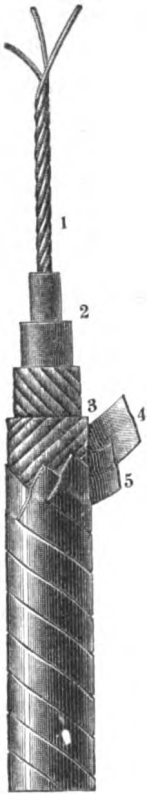


Fig. 1b.

Das Umwickeln der Kerne mit Hanf und Kupferstreifen besorgt dieselbe Maschine, von der eine Abbildung und Beschreibung im Polytechnischen Centralblatte 1871 S. 798 zu finden ist. In Charlton sind sechs solche Maschinen vorhanden, deren jede in 10 Stunden 2,5 engl. Meilen (4000 Meter) Kabel zu umhüllen vermag. Eine andere daselbst aufgestellte Maschine zwirnt 2 bis 12 Kerne in eine einzige Litze zusammen, um so ein Kabel mit mehreren Leitungsdrähten zu bilden. Endlich sind in Charlton 12 ähnliche Maschinen vorhanden zum Ueberziehen der Kabel mit Hanf und Eisendraht. Die fertigen Kabel werden in großen Eisenbehältern unter Wasser bis zur Verschiffung aufbewahrt; in Charlton sind 16 solche Behälter vorhanden, deren jeder 36 Fuß Durchmesser und 11 Fuß Tiefe hat.

Das aufs Schiff verladene Tau muß sorgfältig vor zu großer Erwärmung geschützt werden, um so mehr als die getheerte Hanfhülle *sich selbst zu erhitzen* pflegt, was Wilhelm Siemens (1860) mittels eines *Widerstandsthermometers* nachwies (vergl. S. 395). Bei der Versenkung des Kabels zwischen Algier und Sardinien im September 1857 ward auf Siemens' Vorschlag auf dem Schiffe eine Vorrichtung angebracht, die theils dazu dienen sollte, die Spannung des Kabels zu messen, theils dazu, den Einfluß der Schwankungen des Schiffes auf das Kabel zu mildern.

Da jedes Unterseetau mit seinem Leitungsdrahte, dessen Isolirmittel und metallener Schutzhülle eine ganz ähnliche Zusammenstellung zeigt wie die beiden Beläge und die dazwischen liegende Isolirschicht einer Leydener Flasche, so muß jede im Leitungsdrahte auftretende Elektricität vertheilend auf die äußere Hülle und das umgebende Wasser wirken,

Digitized by Google

dadurch aber selbst gebunden werden, wodurch zugleich die Fortpflanzung der Elektricität wesentlich verlangsamt wird. Ersteres nennt man die Ladungserscheinungen, letzteres die Verzögerung des Stromes. Schon 1848 wurden diese Erscheinungen von Siemens und Halske und von Dr. A. Kramer beim Bau der unterirdischen Linien von Berlin nach Frankfurt und Köln beobachtet; Kramer deutete sie zuerst als Leitungserscheinungen, Siemens aber hat sich sehr eingehend mit ihrer weiteren Untersuchung beschäftigt und darüber in Poggendorff's Annalen (Bd. 79, S. 481 bis 500 und Bd. 102, S. 66 bis 122) ausführlich berichtet. Auch an oberirdischen Drähten zeigen sich ähnliche Erscheinungen, nur wesentlich schwächer.

Wird ein gut isolirter unterseeischer Leitungsdraht AB an dem Ende B isolirt, an dem Ende A mit dem einen Pol einer am anderen Pole zur Erde abgeleiteten Batterie verbunden, so durchläuft den Draht ein kurzer Ladungsstrom in der Richtung von A nach B; trennt man dann das Ende A von dem Batteriepole und verbindet es mit der Erde, so wird der Draht von dem etwa gleichstarken Entladungsstrome oder Rückstrome durchlaufen, aber in der Richtung von B nach A; trennt man A von dem Batteriepole und verbindet dann B mit der Erde, so läuft der Entladungsstrom von A nach B. Ist das Ende B anfänglich nicht isolirt, sondern mit der Erde verbunden, so wird der Strom der bei A angelegten Batterie bei B erst nach erfolgter Ladung des Drahtes wahrnehmbar; wird nach der Ladung A isolirt, so tritt der Entladungsstrom bei B aus.

Ein vom Strome durchflossener Leiter nimmt wegen der Ladung erst nach einiger Zeit einen dauernden elektrischen Zustand an, obgleich die Elektricität fast augenblicklich am anderen Ende erscheint; erst wenn der Draht vollständig geladen ist, geht der Strom regelmäßig und in unveränderlicher Stärke durch den Draht. Die Dauer jenes veränderlichen Zustandes ist proportional dem elektrischen Vertheilungsvermögen; sie wächst mit dem Quadrate der Länge des Leiters, umgekehrt proportional mit dessen Widerstand, daher auch mit dessen Querschnitt. Die zur Erzeugung eines elektrischen Signales erforderliche Zeit wird wesentlich durch den Zeichengeber, die Empfindlichkeit des Empfangsapparates, die Länge und die Isolirung der Linie und durch die Batterie bedingt.

Wegen der eben angeführten Eigenthümlichkeiten im Verhalten der Unterseetaue ist also eine sehr große Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei deren Verfertigung und zwar nicht blos eine sehr sorgsame Auswahl und Prüfung der zu verwendenden Materialien, sondern auch eine fortgesetzte Prüfung während der ganzen Dauer der Verfertigung und auch noch während der Verladung aufs Schiff und der Versenkung ins Meer unbedingt nöthig, wenn nicht das Gelingen des Unternehmens dem bloßen Zufall anheimgegeben werden soll. Es muß zuerst der Kupferdraht und auch das Isolirmittel auf sein Leitungsvermögen geprüft werden. Werner und Wilhelm Siemens setzten dabei die mit Guttapercha überzogenen Drähte in einem luftdicht verschlossenen Behälter mit 24° C. warmem Wasser einem Druck von etwa 600 Pfund auf 1 Quadratzoll aus, weil mit der Temperatur (und in Tauen, die mit geringen Fehlern behaftet sind, auch mit dem Drucke) das Isolationsvermögen der Guttapercha abnimmt. Unerläßlich muß das Leitungsvermögen für jede einzelne Meile des isolirten Drahtes gemessen werden, nicht nur damit man mangelhaftes Material ausschließen kann, namentlich Stellen, an denen der Kupferdraht beim Umpressen gelitten hat, vielmehr besonders damit man einen vollständigen Nachweis über die Leitungsfähigkeit jedes einzelnen Theiles des fertigen Taues gewinne, um später durch galvanische Versuche und Rechnung den Ort der beim Verladen oder Legen etwa vor-

Digitized by Google

gekommenen Beschädigungen genau bestimmen zu können. Es muß endlich auch das Vertheilungsvermögen der isolirenden Hülle durch Versuche festgestellt werden, weil von demselben die schon erwähnten Ladungserscheinungen wesentlich mit bedingt sind.

Bei ihren umfassenden Untersuchungen über das Verhalten und die Prüfung unterseeischer Leitungen wählten Werner und Wilhelm Siemens, da sie weder die Jacobische (Kupferdraht-) Einheit noch die Weber'sche dynamische Widerstandseinheit für zweckmäßig erachteten, von 1859 ab für die Prüfungen des Leitungsvermögens und der Guttapercha als Widerstandseinheit den Widerstand einer Quecksilbersäule von 1 Meter Länge und 1 Quadratmillimeter Querschnitt bei der Temperatur von 0° C., und es ist diese Einheit auch trotz mehrerer (namentlich von der Commission der British Association) gegen dieselbe gerichteten Angriffe auf der Internationalen Telegraphenconferenz zu Wien im Jahre 1868 für den allgemeinen internationalen Verkehr officiell angenommen worden. Aus dieser Einheit construirten Siemens-Halske weiter sehr bequeme und zweckmäßige Widerstandsscalen oder Widerstandsrollen (Rheostaten), mittels deren je nach Bedürfniß Widerstände von bestimmter Größe (zwischen 1 und 10 000 Siemens'scher Einheiten) in Stromkreise eingeschaltet oder aus ihnen ausgeschaltet und mittelbar die Widerstände anderer Leiter gemessen werden konnten.

Auch die Methoden und Instrumente zu diesen Widerstandsmessungen verbesserten Siemens und Halske, wie es die Feinheit der auszuführenden Untersuchungen, die Kleinheit oder Größe der zu messenden Widerstände erforderte; so änderten sie z. B. die Wheatstone'sche Brücke dahin ab, daß sie dieselbe unter Benutzung eines Rheostaten mit 1 bis 10 000 Widerstandseinheiten und eines Multiplicators mit 22 600 Windungen zur Messung von Widerständen zwischen 0,01 und 1 000 000 Einheiten benutzen konnten. Ferner construirte Wilhelm Siemens einen besonderen, der Wheatstone'schen Brücke ähnlichen Widerstandsmesser. In gleicher Weise verbesserten Siemens-Halske die bei den Widerstandsmessungen auch mit erforderlichen Instrumente zur Messung der Stromstärke: sie gaben der Tangentenbussole eine bequemere Gestalt, versahen die meist theuerere und im Gebrauche unbequemere, aber noch bei schwächeren Strömen brauchbare Sinusbussole mit zahlreicheren Windungen und rückten dieselben nahe an die Nadel heran, damit diese Bussole auch zum Messen sehr schwacher Ströme gebraucht werden konnte, und sie bauten eine Sinus-Tangentenbussole, welche gleich gut als Sinusbussole und als Tangentenbussole gebraucht werden kann und sich ganz besonders für telegraphische Zwecke eignet; es wurden z. B. sämmtliche Messungen bei Legung des Telegraphentaues im Rothen Meere damit gemacht.

In ihrem Universal-Galvanometer lieferten Siemens und Halske ein Instrument, welches ebensowohl zu Messungen der Stromstärke, wie zur Messung von Widerständen und zur Messung der elektromotorischen Kraft der Batterien gebraucht werden kann, also zu den drei Messungen, welche der Elektriker und besonders der Telegrapheningenieur am meisten auszuführen hat, und zu denen er sonst verschiedene Instrumente brauchte. Ein solches Universal-Galvanometer ist ein empfindliches Galvanometer, das auf seinem Untergestelle in einer horizontalen Ebene drehbar ist, so daß es als Sinusbussole benutzt werden kann; dasselbe ist ferner mit einer Wheatstone'schen Brücke versehen, deren Draht aber nicht geradlinig, sondern in einem Kreise ausgespannt ist, und endlich ist es mit den zur Widerstandsmessung erforderlichen Widerstandsmaßeinheiten ausgerüstet.

Mehr für den Telegraphendienst selbst berechnet ist das Haarnadelgalvanoskop

Digitized by Google

von Siemens und Halske, welches überhaupt schwache Ströme von sehr kurzer Dauer oder rasch ihre Richtung wechselnde Ströme sicher anzeigen soll, welches aber auch in der durch Fig. 2 und 3 erläuterten Form auf der indo-europäischen Telegraphenlinie als Tisch-galvanoskop verwendet worden ist, wo es die bei der automatischen Telegraphie thätigen Wechselströme anzeigt. Dieses Instrument ist äußerst empfindlich, und erst durch seine Anwendung ist es möglich geworden, die Vorgänge in einer ruhenden Leitung, als: Ueber-gangs-, Inductions- und Ladungs-Erscheinungen, gehörig zu beobachten und zu erkennen.

Fig. 2.

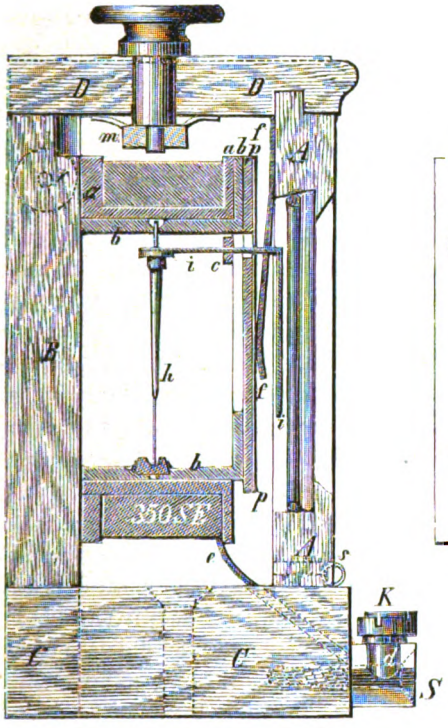
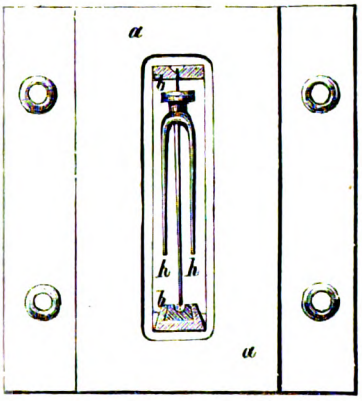


Fig. 3.



Neu und eigenthümlich ist an ihm die Anwendung einer haarnadelförmigen Gal-vanoskopnadel h, welche in der Oeffnung eines einfachen, mit besponnenem Kupferdraht umwickelten Holz- oder Messingrahmens a, um ihre Halbirungslinie drehbar, so aufgestellt ist, daß die Schenkel mit den Windungen parallel stehen, und welche entweder selbst einen kleinen Hufeisenmagneten darstellt oder durch Induction von einem außerhalb des Rahmens aufgestellten Stahlmagneten magnetisirt wird. Die Nadel h ist in ihrem Buge durchbohrt und auf eine Nähnadel mit abgenommenem Oehr aufgesteckt. Die Spitze der letzteren steht zwischen beiden Schenkeln vor und ruht unten in der Höhlung eines kleinen Steines, während das obere, über dem Buge vorstehende Ende in einem wohlpolirten Loche leicht drehbar gelagert ist. Die Schwingungen, in welche die Nadel durch einen die Draht-windungen auf dem Rahmen a in der einen oder der anderen Richtung durchlaufenden Strom versetzt wird, werden durch besondere Hemmstifte cc in gewissen Gränzen erhalten

Digitized by Google

und durch einen leichten Zeiger i von Aluminium wahrnehmbar gemacht, welcher auf die gleiche Axe aufgesteckt ist und mit seinem vorderen, senkrecht herabgebogenen Ende vor einem mit dem Nullstriche versehenen Blatte p spielt. Ist die leichte und äußerst leicht bewegliche Nadel h aus weichem Eisen hergestellt, so wird ein größerer, verstellbarer und drehbarer Hufeisenmagnet M von oben derart über den Rahmen a geschoben, daß letzterer zwischen die Schenkel von M zu liegen kommt. Dieser Magnet magnetisirt dann die Nadel h und wirkt zugleich richtend auf sie, und letztere kann daher durch eine entsprechende Drehung desselben so eingestellt werden, daß sie mit beiden Schenkeln in die Ebene der Drahtwindungen auf dem Rahmen a zu liegen kommt, wobei der Zeiger i auf dem Nullstriche steht. Bildet die Nadel h selbst einen permanenten Magneten, so wird oberhalb des Rahmens a nur ein kleiner Richtmagnet m (Fig. 2) angebracht, mittels dessen die Nadel h in die Ebene der Windungen eingestellt wird. Der die Windungen tragende Rahmen a ist mit vier Holzschrauben (Fig. 3) an der Rückwand B des Gehäuses befestigt. Das in Fig. 3 im Durchschnitt innerhalb des Rahmens a sichtbare Gestelle b, welches die Axenlager der Nadel h trägt, wird von vorn in den Rahmen aa hineingeschoben und durch zwei an der Vorderwand A des Gehäuses befestigte Federn ff an seiner Stelle gehalten. Die Vorderwand A und der mit ihr verbundene Deckel D lassen sich nach Herausnahme des Stiftes r niederklappen, wodurch der Rahmen a und das Gestell b zugänglich wird. Die Enden e der Drahtwindungen sind an zwei Metallschienen S unten an der Vorderseite des Bodens C geführt, an denen auch mittels der Klemmschrauben K die Enden der Telegraphenleitung befestigt werden; diese Schienen liegen nahe neben einander und können durch Einstecken eines Stöpsels in eine conische Ausbohrung ihrer Endflächen metallisch mit einander verbunden und so das Galvanoskop aus der Leitung ausgeschaltet werden.

Zur Untersuchung und Prüfung der oberirdischen Linien von Seiten des Aufsichtspersonales lieferten Siemens und Halske nicht nur ein sehr bequemes Taschengalvanoskop, sondern auch ein sehr zweckmäßiges und einfaches Controlgalvanoskop. Das erstere enthält in einem flachen, runden Gehäuse eine Magnetnadel und deren Umwindungen; die Nadel schwingt in einer horizontalen Ebene, und das Instrument wird daher beim Gebrauche flach auf den Tisch oder Boden gelegt, es kann aber nach Arretirung der Nadel auch wie eine Uhr in die Westentasche gesteckt werden; es besitzt übrigens eine größere Empfindlichkeit als andere Taschengalvanoskope, z. B. als das von Lewert. Controlgalvanoskope werden an den Telegraphenleitungen in gewissen Entfernungen von einander aufgestellt*), damit die Linienwärter sich mittels derselben jederzeit überzeugen können, ob die von ihnen beaufsichtigte Linie in Ordnung ist und ob auf ihr gearbeitet wird oder nicht, ferner ob auf ihr eine Störung vorhanden, namentlich eine Unterbrechung eingetreten ist, und nach welcher Seite hin die letztere zu suchen ist. Damit aber die Leitungsaufseher die hiezu erforderlichen Untersuchungen gehörig vornehmen können, werden sämmtliche Stationen angewiesen, ihre Batterien zu bestimmten Tageszeiten dauernd mit der Leitung zu verbinden, sobald eine Leitungsstörung vorhanden ist.

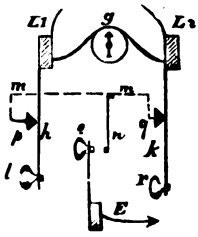
Das neuere, 1865 von Siemens und Halske für die russisch-americanischen Linien ausgeführte Controlgalvanoskop, dessen Einrichtung und Einschaltung Fig. 4 schematisch

*) So wurden von Siemens schon 1855 auf den damals bestehenden russischen Linien, deren Stationen häufig 70 bis 80 Meilen von einander entfernt waren, sogenannte Controlstationen in Entfernungen von 8 bis 10 Meilen eingerichtet.

Digitized by Google

zeigt, ist ein gewöhnliches Galvanoskop g in einem verschließbaren, durch isolirte Schrauben an der Wand eines Gebäudes befestigten Kästchen, dessen untere Deckelhälfte sich nach dem Aufschließen herabklappen läßt. Im Ruhezustande liegen die beiden metallenen Federn h und k an den Contactkegeln p und q an, so daß die Klemmschrauben, in welchen die Leitungen L_1 und L_2 enden, mittels h und k, p und q und des Metallstreifens m kurz leitend verbunden sind, und ein in der Leitung $L_1 L_2$ vorhandener Strom zum bei weitem größten Theile diesen kurzen Weg nimmt. Drückt dagegen der Wärter den Knopf l oder r, so bleibt für den Strom in $L_1 L_2$ nur noch der Weg durch das Galvanoskop g, und wenn auf der Leitung telegraphirt wird, so erkennt dies der Wärter an dem dabei nothwendig auftretenden Ausschlage der Galvanoskop-Nadel. Zeigt sich aber in einer entsprechend langen Beobachtungszeit kein Nadelausschlag, so ist eine Unterbrechung vorauszusetzen, und dann drückt der Wärter gleichzeitig mit dem Knopfe l oder r noch den Knopf e und verbindet dadurch den Streifen m über n mit der Erdleitung E; dadurch sind beide Leitungszweige L_1 und L_2 mit der Erde verbunden, der eine unmittelbar durch die Feder, deren Knopf nicht gedrückt wurde, und m, der andere durch g, die eben genannte Feder und m; wechselt also der Wärter mit dem Niederdrücken der Knöpfe l und r ab, und haben die Stationen ihre Batterien dauernd eingeschaltet, so erhält er von der einen Seite Strom, von der anderen nicht, und erfährt so, nach welcher Seite die Linie unterbrochen ist. Schlägt z. B. die Nadel nur aus, wenn r und e niedergedrückt werden, so ist L_2 in Ordnung und die Unterbrechung liegt in L_1. Gleiches erfahren alle übrigen Leitungswärter, welche ihr Controlgalvanoskop zu derselben Zeit beobachten; zeigt deren Galvanoskop den Nadelausschlag, so liegt die Unterbrechung nicht innerhalb der beiden ihnen am nächsten liegenden Controlapparate.

Fig. 4.



Die genauere Bestimmung der Art des eingetretenen Fehlers und des Ortes, wo derselbe liegt, ist schon bei oberirdischen Leitungen umständlicher und nur von den Stationen aus auszuführen; noch mißlicher steht es in dieser Beziehung bei unterirdischen und unterseeischen Leitungen. Aber auch hier brach Dr. Werner Siemens wieder die Bahn, indem er schon 1850 darauf hinwies, wie bei Kabellegungen die Lage eines Fehlers durch Rechnung oder experimentell zu finden sei; bei Anlage der Linie Suez-Aden (1859) aber führte er die jetzt allein bei Untersuchung der Unterseetaue während der Herstellung und der Versenkung derselben benutzte Methode der Widerstandsmessungen ein.

Die schon von Clausius nachgewiesene Thatsache, daß der Leitungswiderstand reiner Metalle der (absoluten) Temperatur proportional ist, verwerthete Wilhelm Siemens zunächst bei seinem Widerstandsthermometer, mittels dessen aus dem mit Hülfe eines Differentialgalvanometers (oder einer Wheatstone'schen Brücke) gemessenen Leitungswiderstande einer Kupferdrahtspirale auf die Temperatur des Ortes, an welchem sich die Spirale befindet, geschlossen wird. Werner und Wilhelm benutzten jene Erscheinung ferner noch zur Ermittelung der Meerestemperaturen, wobei sie am bequemsten von zwei gleichen Spiralen die eine in das Meer versenkten, die andere auf dem Schiff in ein Oelbad brachten und darin so lange erwärmten, bis der mittels einer Wheatstone'schen Brücke beobachtete Widerstand beider Spiralen gleich groß war, worauf dann blos mittels eines gewöhnlichen Thermometers die Temperatur des Oeles abgelesen zu werden brauchte.

Digitized by Google

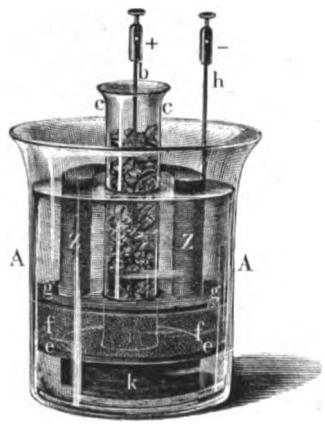
Aehnlich dem Widerstandsthermometer richtete Wilhelm auch sein zum Messen höherer Temperaturen bestimmtes Pyrometer ein, nur rüstete er es nicht mit einer Kupfer-, sondern mit einer Platin-Spirale aus.

III. Zum Betriebe der elektrischen Telegraphen stehen uns zwei Elektricitätsquellen zur Verfügung: die galvanischen Batterien und die Inductoren. Sowohl die einen wie die anderen wurden durch Siemens und Halske verbessert.

Bei Benutzung von Batterieströmen kann entweder mit Arbeitsstrom oder mit Ruhestrom telegraphirt werden; im ersteren Falle ist für gewöhnlich die Linie stromfrei, und es wird der Strom nur dann durch sie hindurch gesendet, wenn ein telegraphisches Zeichen gegeben werden soll, weshalb jede Station mit einer Batterie ausgerüstet sein muß; im zweiten Falle ist die Leitung dauernd von einem Strome durchflossen, so lange die Apparate in Ruhe sind, und es werden die telegraphischen Zeichen eben durch Unterbrechung dieses Stromes gegeben, weshalb für sämmtliche Stationen blos eine einzige Batterie erforderlich ist; beim Telegraphiren mit Ruhestrom ist aber u. A. die Translation umständlicher.

Die in Fig. 5 abgebildete, besonders zu Linienbatterien sich eignende und in ihrer Unterhaltung billige Siemens-Halske'sche constante Batterie (1858) besteht aus Zink-Kupfer-Elementen, wie die Daniell'sche, zeichnet sich aber vor dieser durch ein besseres Diaphragma aus, indem die sonst übliche Thonzelle durch eine besonders zubereitete Papiermasse ff ersetzt ist, welche über dem am Boden des Glasgefäßes A aufrecht stehenden, in mehrere Schneckenwindungen gebogenen Kupferblechstreifen k, an dem der positive Poldraht b befestigt ist, auf einer dünnen Pappscheibe e liegt und mit einem Ringe g g aus lockerem Gewebe überdeckt ist, damit sich auf diesem die in dem nicht amalgamirten Zinkringe ZZ enthaltenen und ungelöst bleibenden fremden Metalle ansammeln und nicht in die Papiermasse gelangen, sondern bei der in der Regel alle vierzehn Tage erfolgenden Reinigung der Batterie sich leicht entfernen lassen. Der negative Poldraht h sitzt am Zink Z fest. Die Batterie wird blos mit schwach angesäuertem oder mit etwas Kochsalz versetztem Wasser gefüllt und kann monatelang einen Strom von gleicher Stärke in einem die beiden Poldrähte b und h verbindenden Schließungsdrahte liefern, wenn nur das verdunstende Wasser ersetzt und der Glascylinder cc mit Kupfervitriolstücken gefüllt erhalten wird.

Fig. 5.



Eine weit wichtigere Vervollkommnung gab Siemens im Jahre 1857 den Magnetinductoren, welche zwar schon Gauß und Weber in Göttingen 1835 zum Telegraphiren benutzt hatten, denen aber erst Stöhrer eine so zweckmäßige Form zu geben verstand, daß sie (1847) bei seinen Zeigertelegraphen Eingang finden konnten. Fig. 6 zeigt den Siemens'schen Cylinder-Inductor in perspectivischer Ansicht; sein Haupttheil ist die Inductionsrolle FF', welche in Fig. 7 im Längsschnitt abgebildet ist. Der im Inneren dieser Rolle liegende Eisencylinder E hat an zwei gegenüberliegenden Seiten

Digitized by Google

tiefe und breite Einschnitte und bildet so einen Galvanometerrahmen mit T-förmigem Querschnitt (Fig. 8), auf welchem mit Seide übersponnener (isolirter) Kupferdraht so aufgewickelt wird, daß E seine frühere cylindrische Form wieder annimmt; das eine Ende des Umwickelungsdrahtes ist mit der Cylinderaxe y, das andere mit einem auf dieser Axe befestigten, aber gegen dieselbe isolirten Kupferringe x verbunden. Der Cylinder E steckt nun in den beiden Metallbüchsen F und F', welche die Lagerzapfen des Cylinders bilden, und wird mittels der Kurbel H, auf deren Axe das in das Getriebe T eingreifende Zahnrad L sitzt, zwischen den entgegengesetzten Polen G und G' einer entsprechenden Anzahl

Fig. 6.

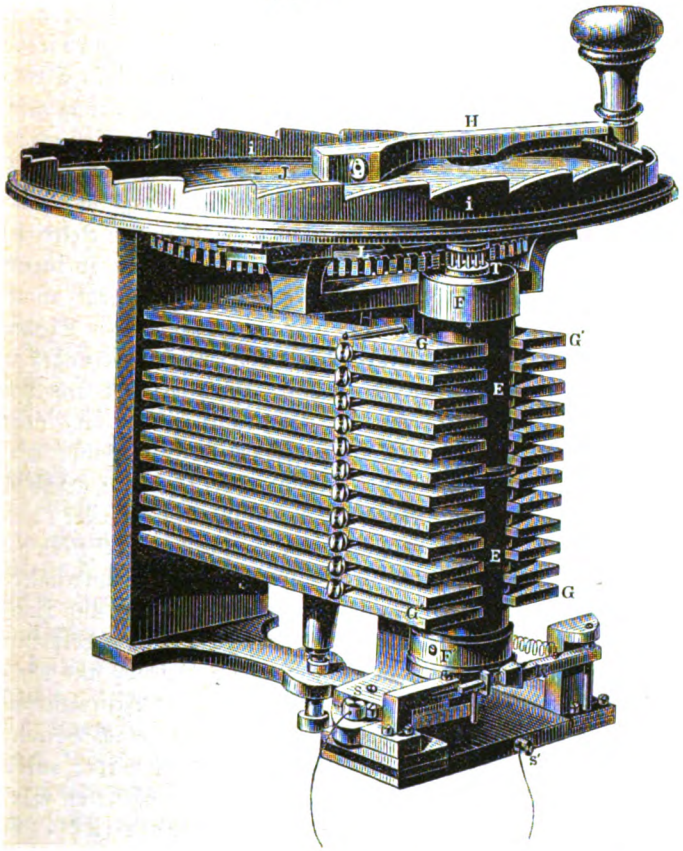


Fig. 7.

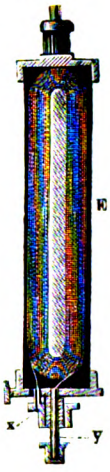


Fig. 8.

von stählernen Stabmagneten in Umdrehung versetzt. Unter der Einwirkung dieser Magnete wird der Eisenkern des Cylinders E ebenfalls ein Magnet, und zwar kehrt er jedem Stabmagnetpole stets einen entgegengesetzten Pol zu, weshalb sich bei der Drehung die Pole des Kernes nach jeder halben Umdrehung umkehren müssen. Die Folge davon ist aber, daß in der Rolle, wenn deren Enden x und y (von denen Drähte nach den Klemmen s und s' laufen) durch einen Leiter der Elektricität, z. B. eine Telegraphenleitung, mit einander verbunden werden, bei jeder Umkehrung ein gleichstarker magneto-elektrischer Inductionsstrom erzeugt wird, so jedoch, daß immer zwei aufeinander folgende dieser nur

Digitized by Google

ganz kurze Zeit dauernden Ströme entgegengesetzte Richtung haben. Die Kurbel H läßt sich über dem Zifferblatte J nur in der einen Richtung drehen, da eine an ihrer Unterseite sitzende federnde Nase sich in die Einschnitte ii des Zifferblattrandes einlegt und ein Rückwärtsdrehen der Kurbel unmöglich macht. Die auf einander folgenden Inductionsströme werden dabei so lange in die Telegraphenleitung gesendet, bis die Kurbel über dem zu telegraphirenden Zeichen angehalten wird.

Im Jahre 1866 benutzte der Engländer Wilde die Ströme eines solchen Cylinder-Inductors, um damit einen sehr großen Elektromagneten zu magnetisiren, zwischen dessen Polen wieder ein zweiter Cylinder-Inductor in Umdrehung versetzt wurde und natürlich weit kräftigere Inductionsströme lieferte, als der erstere. Dies aber führte Siemens im Herbste 1866 zur Erfindung der dynamo-elektrischen oder dynamo-magnetischen Maschine, indem er die Stahlmagnete GG' des Inductors durch einen Elektromagneten ersetzte, dessen Windungen mit den Enden der Inductorspule in Verbindung gesetzt wurden, damit die Inductionsströme selbst erst den Elektromagnetkern magnetisch machen sollten. In einer solchen Maschine verstärken sich die Inductionsströme und der Elektromagnet bei fortgesetztem Drehen des Inductors gegenseitig, so daß die anfangs nur schwachen Ströme schnell kräftiger werden und dann mit Vortheil zum Auslösen von elektrischen Läutewerken dienen können, während der bei Unterbrechung der Leitung überspringende kräftige Funken zur Zündung von Minen verwendet werden kann. Sowohl an den magneto-elektrischen wie den dynamo-elektrischen Läute-Inductoren brachten Siemens und Halske noch einige unwesentliche, aber durch die Umstände gebotene Abänderungen an.

Ein elektro-elektrischer Inductionsstrom (ebenfalls von fast unmeßbar kurzer Dauer) wird in einem geschlossenen Leiter (dem Inductionsdrahte oder der Inductionsrolle) erzeugt, wenn in der Nähe dieses Leiters in einem anderen Leiter (dem Hauptdrahte) ein elektrischer Strom (der inducirende) entsteht oder verschwindet, verstärkt oder geschwächt wird, oder wenn der zweite Leiter dem ersteren genähert oder von ihm entfernt wird; dabei sind zwei Inductionsströme, welche z. B. beim Entstehen und Verschwinden desselben galvanischen Stromes entstehen und als Schließungs- und Oeffnungs-Strom unterschieden werden, von entgegengesetzter Richtung. Auch diese Ströme lehrten Siemens und Halske zum Telegraphiren benutzen, indem sie einen Taster (Wechselstromtaster) herstellten, welcher nicht blos den inducirenden Batteriestrom durch den Hauptdraht schloß und wieder unterbrach, sondern zugleich auch die Inductionsrolle beim Schließen des Batteriestromes mit der Telegraphenleitung in Verbindung setzte, diese Verbindung aber (durch Vermittelung eines federnden Contactes) beim Unterbrechen des Batteriestromes erst wieder aufhob, wenn auch der Oeffnungsstrom aus der Inductionsrolle in die Leitung eingetreten war.

Die Magneto-Inductionsströme sollte der Magnet-Inductionsschlüssel von Siemens und Halske auch für den Morse-Telegraphen verwendbar machen. In diesem Taster war die über einen T-förmigen eisernen Kern gewundene Inductionsrolle an einem Hebel angebracht und so zwischen mehreren parallelen Stahlmagneten gelagert, daß die Kernenden beim Auf- und Niederbewegen des Hebels abwechselnd nord- und südmagnetisch wurden, weil dabei jedes Kernende abwechselnd den Süd- und Nord-Polen der Stahlmagnete genähert wurde.

Beim Betrieb unterseeischer Linien ist es zweckmäßig, die Empfangsapparate gegen die Entladungs- oder Rückströme zu schützen und überdies die Leitung durch Gegenströme theilweise zu entladen. Siemens und Halske entwarfen für diesen Zweck den Sub-

Digitized by Google

marin- oder Unterſee-Taſter, deſſen Einrichtung und Gebrauch ſich an der Skizze Fig. 9 deutlich machen läßt, während die Einrichtung des gewöhnlichen Taſters T und deſſen Verbindung mit der Leitung L, der Batterie B, dem Relais R und der Erdleitung E zum Telegraphiren mit Arbeitsſtrom*) auf einer Endſtation in Fig. 10 (auf einer Mittelſtation durch die ſpäter noch näher zu erläuternde Fig. 11) angedeutet wird. Liegt in Fig. 9 die Kurbel a des Wechſels, in welcher die Telegraphenleitung L endet, auf der Feder r, ſo iſt

Fig. 9.

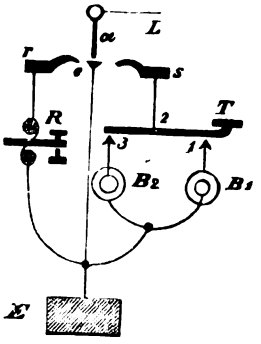
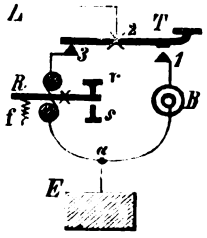


Fig. 10.



das Relais R eingeſchaltet und zum Empfange von Telegrammen bereit. Stellt man die Kurbel a dagegen auf die Feder s, ſo iſt der Taſter T zum Sprechen eingeſchaltet und ſendet in ſeiner Arbeitslage (wenn der metallene Taſterhebel auf den Ambos 1 niedergedrückt iſt) den Strom der Telegraphenbatterie B_1, in ſeiner Ruhelage (wenn der Taſterhebel auf dem Contact 3 ruht) den Strom der Gegenbatterie B_2 von der Taſteraxe 2 über s und a in die Leitung L. Damit aber der letzte Entladungsſtrom (wenn a von s wieder auf r geſtellt wird), nicht das Relais R durchlaufe, ſtreift die Kurbel a im Vorbeigehen an den mit der Erdplatte E verbundenen Contact e, ſo daß der Entladungsſtrom von dieſem auf dem kürzeſten Wege zur Erde geführt wird. Im Submarinetaſter iſt indeſſen gar kein beſonderer Wechſel vorhanden, ſondern die eben erwähnte Umſchaltung von s auf r und umgekehrt beſorgt der Taſterhebel ſelbſt mit; dazu ruht die wie gewöhnlich (Fig. 10) mit der Leitung L verbundene Axe 2 des Taſterhebels T mit ihren Lagerſtändern auf einer um eine verticale Axe drehbaren Metallſchiene, welche für gewöhnlich durch eine Feder an einen (r entſprechenden) nach dem Relais R führenden Contacte anliegt; in dieſer Lage kann der Taſterhebel nicht niedergedrückt werden, da er gerade über einem Anſchlage der Grundplatte des Taſters liegt. Erſt nachdem der Taſterhebel (zugleich mit den beiden Lagerſtändern, in denen ſeine Axe eingelagert iſt, und mit der Metallſchiene) ein Stück um jene verticale Axe gedreht und dabei durch die Schiene eine an ſeinem Ruhecontacte 3 angebrachte Feder mit dem nach der Gegenbatterie B_2 führenden Contacte in Berührung gebracht worden iſt, kann der Taſterhebel niedergedrückt und ſomit telegraphirt werden.

Da bei dieſem älteren Submarinſchlüſſel der fortwährend auszuübende ſeitliche Zug den Telegraphiſten ermüdete, und dieſer Taſter in Folge deſſen nicht recht Eingang fand,

*) Zum Telegraphiren mit Ruheſtrom könnte die Batterie B zwiſchen E und 3 anſtatt zwiſchen E und 1 eingeſchaltet werden.

Digitized by Google

so haben Siemens und Halske einen Wechselstrom-Taster mit Entladungscontact entworfen, an welchem kein besonderer Umschalter (dessen Handhabung vergessen werden könnte) vorhanden ist, und welcher eine wesentlich verbesserte Einrichtung zur Entladung der Leitung enthält. Dieser Taster war zunächst für die indo-europäische Linie bestimmt. Sein beweglicher Theil, dessen Axe mit der Leitung verbunden wird, besteht aus zwei übereinander liegenden metallenen Hebeln, von denen der obere für gewöhnlich durch eine Feder mit seinem vorderen Ende auf einen nach dem Relais führenden Contact (r in Fig. 9) gelegt, von diesem aber, sobald mit dem Taster telegraphirt werden soll, durch Drehung um eine zweite Axe abgehoben und mit seinem hinteren Ende auf den zweiten, gegen die Axe des beweglichen Theiles isolirten Hebel niedergelegt und mit ihm zugleich, ein metallisches Ganze bildend, auf- und niederbewegt wird; nun drückt die schon erwähnte, jetzt aber stärker gespannte Feder das Hebelpaar mit einem seitlichen Vorsprunge an dem unteren Hebel nach oben gegen einen mit dem einen Pole der Gegenbatterie B_2 verbundenen Contact (3 in Fig. 9), während beim Niederdrücken des Hebelpaares dieses sich auf den mit der Arbeitsbatterie B_1 verbundenen Ambos (1 in Fig. 9) auflegt. Läßt der Telegraphist schließlich den Handgriff an dem oberen Hebel los, so zieht die Feder den letzteren wieder auf jenen Contact zurück, auf dem er zuerst lag, dabei tritt aber der obere Hebel durch einen drehbaren seitlichen Ansatz vorübergehend mit einem zur Erde abgeleiteten Contact (e in Fig. 9) in Berührung.

Zum Betriebe langer Unterseelinien benutzen Siemens und Halske den Submarintaster oder den Wechselstromtaster mit Entladungscontact in Verbindung mit zwei später zu erwähnenden Empfangsapparaten, nämlich dem polarisirten Relais und dem polarisirten Farbschreiber, sowie mit einem sehr einfachen Stromwender, dessen Bestimmung war, den Strom stets in der erforderlichen Richtung durch das polarisirte Relais gehen zu lassen. Dabei ward der polarisirte Farbschreiber auch so eingerichtet, daß er als Translator (vgl. später) benutzt werden und dann alle Dienste des Submarintasters ebenfalls leisten konnte. Diese Apparate kamen auf den unterseeischen Linien von Port Vendres nach Algier und von Malta nach Alexandria in Anwendung. Für die Linie von Cagliari nach Corfu lieferten Siemens und Halske ebenfalls die Apparate.

Auch in Bezug auf die für den Betrieb der Telegraphen wichtigen Umschalter oder Wechsel haben sich Siemens und Halske ein Verdienst erworben; ihr in Fig. 11 abgebildeter Stöpsel- oder Lamellen-Umschalter für Zwischenstationen mit blos einem Empfangsapparate R ist sehr einfach, besitzt nur eine sehr geringe Anzahl Contactstellen, läßt sich sehr vielseitig verwenden, und es kann in ihm bei Unaufmerksamkeit des Telegraphisten keine Unterbrechung der Linie eintreten. Derselbe enthält auf einer isolirenden Unterlage drei völlig von einander getrennte Metallschienen I, II und III, von denen aber je zwei durch Einstecken eines für gewöhnlich in dem Loche C steckenden kegelförmigen Metallstöpsels leitend verbunden werden können. Wird der Stöpsel in das Loch D gesteckt, so sind das Relais R und der Taster T ausgeschaltet, weil die Leitungen L_1 und L_2 auf einem kürzeren Wege (I, D, II) unmittelbar verbunden sind. Steckt der Stöpsel in dem Loche A, so geht jeder Strom aus L_1 über I, A, III sofort zur Erde E, jeder Strom aus L_2 über II durch T und R und über I, A, III zur Erde E; auch kann die Zwischen- oder Mittel-Station, indem sie den Hebel des Tasters T auf den Ambos 1 niederdrückt, den Strom der Batterie B in die Linie L_2 senden. Wird der Stöpsel in das Loch P gesteckt, so vertauschen L_1 und L_2 ihre eben beschriebenen Rollen. Steckt man je einen Stöpsel in die Löcher A und P

Digitized by Google

zugleich, so werden beide Linien L_1 und L_2 kurz mit der Erde E verbunden und die Apparate R und T aus beiden Linien ausgeschaltet, was bei Gewittern zu empfehlen ist. Wenn endlich weder in A, noch in P, noch in D ein Stöpsel steckt, so ist die Zwischenstation circular eingeschaltet, L_1 und L_2 bilden eine einzige Telegraphen-Linie, und jeder in dieser auftretende Strom durchläuft auch die Apparate T und R; ebenso kann aber auch die Zwischenstation mit T nach L_1 und L_2 hin zugleich telegraphiren.

Um die zum Schutz der Telegraphenapparate auf den Telegraphenstationen aufgestellten Blitzableiter endlich machten sich Siemens und Halske dadurch verdient, daß sie der einen Art derselben, nämlich den von Prof. Meißner in Braunschweig 1849 angegebenen (1846 von Steinheil vorgeschlagenen) Blitzplatten die in Fig. 12 abgebildete sehr handliche und bequeme Form gaben. Auf der durch einen dicken Leitungsdraht mit

Fig. 11.

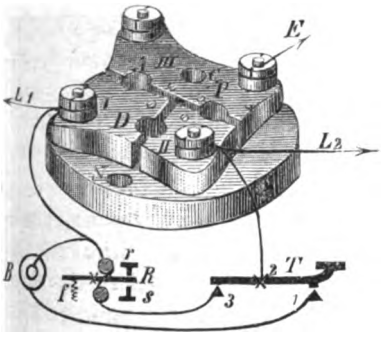
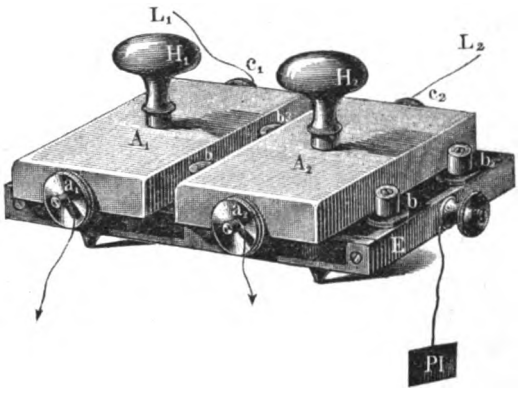


Fig. 12.



der Erdplatte Pl verbundenen unteren Platte E sind sehr dünne Elfenbeinplättchen b, b_1, b_2, b_3 angebracht, auf denen die beiden kleineren Platten A_1 und A_2 in sehr geringem Abstande von E liegen; die auf diesen Plättchen stehenden, mit Guttapercha isolirten Säulchen verhindern ein seitliches Verschieben der Platten A_1 und A_2. Die drei Platten E, A_1 und A_2 sind übrigens aus Gußeisen und an den Flächen, welche sie sich einander zukehren, fein gerieft, damit der elektrische Funke leichter zwischen ihnen überspringt; A_1 und A_2 lassen sich mittels der Handhaben H_1 und H_2 von E abheben, wenn sie gereinigt werden sollen, oder beim Ueberspringen eines sehr kräftigen elektrischen Funkens zusammengeschmolzen sind. Da die von beiden Seiten in die Station eintretenden Luftleitungen L_1 und L_2 an die Klemmen c_1 und c_2 an der Rückseite der Platten A_1 und A_2 geführt, zwischen die Klemmen a_1 und a_2 an deren Vorderseite aber die Stationsapparate eingeschaltet sind, so werden die letzteren regelmäßig von jedem in L_1 L_2 auftretenden galvanischen Telegraphirstrome durchlaufen, während ein in die Station eintretender Strom atmosphärischer Elektricität in Folge seiner höheren Spannung, anstatt den langen Weg durch die Apparate zu nehmen, lieber unmittelbar von A_1 oder A_2 auf E überspringt, um sofort nach der Erdplatte Pl und in die Erde selbst überzugehen.

Digitized by Google

Umschau in der Literatur Frankreichs.

Von

H. B.

I.

Diesmal haben wir es mit den neuesten Erscheinungen der französischen Literatur zu thun, bei deren Besprechung wir derselben Anordnung und denselben Tendenzen folgen werden, wie bei unserer Umschau in der Literatur Englands. In ihrer Gesammtheit ist die französische Literatur der letzten Monate nicht viel mehr werth, als im verflossenen Jahre: sie ist das getreue Abbild des durch Parteien zerrissenen Landes, der in Factionen gespaltenen Nationalversammlung, nur mit dem Unterschiede, daß die literarischen Factionen sich noch ungebärdiger zeigen und ihre Leidenschaften noch schamloser zur Schau stellen, als ihre correspondirenden Mitglieder in der Nationalversammlung zu Versailles. Ihnen gegenüber existirt keine öffentliche Meinung, um die moderirenden Functionen auszuüben, deren sich Grévy in der Kammer mit vielem Tacte entledigt. Außerhalb wie innerhalb wüthen die gleichen Leidenschaften, nur brutaler, ausgesprochener, provocirender.

Auf dem Gebiete der Geschichte folgt Frankreich nach wie vor dem bekannten, längst ausgetretenen Pfade: selbstgefälliges Studium und einseitige Bearbeitung seiner eigenen Geschichte. Die französischen Historiker fallen in den entgegengesetzten Fehler der deutschen, die sich größtentheils mit auswärtiger Geschichte beschäftigen und an Werken über fremde Nationen ihre Kraft erproben und ihren Ruhm gewinnen. Unter der Menge uns vorliegender Geschichtswerke giebt es nur verschwindend wenige, die nicht Frankreich zum Gegenstande hätten. Zuerst stoßen wir auf „Oeuvres du Cardinal de Retz. Nouvelle édition, publiée par M. A. Feillet“ (Paris und London: Hachette und Cie.), die einen neuen Band der prächtigen Collection bilden, welche das Haus Hachette unter dem Titel „Les Grands Écrivains de la France“ verlegt. Der gelehrte Herausgeber, wohl bekannt durch seine „Histoire de la misère au temps de la Fronde“, verspricht in seiner Vorrede, daß er den Memoiren die „Pamphlets“, die Retz während der Revolution geschrieben, und diesen alsdann „Mazarinades“ und die „Oeuvres mêlées“, an der Spitze die „Conjuration de Fiesque“, eine Art gegen Richelieu gerichteter Schmähschrift, folgen lassen werde. Doch es scheint, als habe der Bürgerkrieg einen Theil des werthvollen, vom Herausgeber gesammelten Materiales vernichtet, ein Verlust, den Feillet nur kurze Zeit überlebte. Was bei dem vorliegenden Werke auffällt, ist, daß keine der früher veröffentlichten zwanzig Ausgaben der Memoiren eine correcte ist. Die sechszehn ersten wurden von mehr oder weniger fehlerhaften Copien abgedruckt, weshalb es nicht zu verwundern war, daß sie von Fehlern und Ungenauigkeiten überliefen; doch da die vier letzten von dem Manuscript in der Nationalbibliothek hergestellt wurden, so sind die noch immer darin vorkommenden Fehler im höchsten Grade auffallend. Einzelne sind geradezu lächerlich und ändern ganz und gar den Sinn der Sätze, in denen sie vorkommen. So z. B. erzählt die Handschrift, daß „cardinal Chigi avoit été inquisiteur à Malte et nonce à Munster“, während der Abdruck von 1859 ihn als „inquisiteur à Malte et non à Munster“ hinstellt.

Digitized by Google

Als eine nothwendige Zugabe zu diesem Werke müssen wir hier den Essay von Marius Topin über den Cardinal selbst erwähnen: „Le cardinal de Retz, son génie, ses écrits“ (Paris: Didier). Mit Rücksicht auf einen von der französischen Akademie ausgesetzten Preis geschrieben, den es auch erhielt, hat das Werk bereits zwei Auflagen erlebt und erscheint jetzt sorgfältig revidirt aufs neue. Unserer Ansicht nach scheint Topin den Charakter des Erzconspirators recht aufgefaßt zu haben, und seine Meinung, daß die Opposition der Bourgeoisie gegen Mazarin eine völlig gerechtfertigte gewesen sei, und aller Tadel wegen der damaligen Wirren auf die Aristokratie falle, die, den Aufstand schürend, nur ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgt habe, dürfte als die bei weitem richtigste angesehen werden. Eine Reihe Auszüge aus den Memoiren des Coadjutors setzen seinen Charakter in das rechte Licht, und indem ihn Topin mit St. Simon vergleicht, weist er nach, wie jene beiden bedeutenden Männer mehr als irgend ein anderer zum Verständniß der wahren Geschichte Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert beigetragen hätten.

Einen Schritt weiter in der Zeit führt uns das Werk: „M. de Silhouette, Bouret, les derniers Fermiers-généraux, par MM. Pierre Clément et Alfred Lemoine“ (Paris: Didier). Der nun verstorbene Hauptverfasser, dem die Geschichte das werthvolle Werk „Colbert's Depeschen und Staatspapiere“ verdankt, beschreibt hier mit vielem Verständnisse die Finanzverwaltung Frankreichs und die Geschicke eines der letzten Generalpächter und entschleiert die unverbesserlichen Fehler des alten Regimes dicht vor seinem Falle. Tausend schöne Hoffnungen knüpften sich an den Amtsantritt Silhouette's, und sein Name wurde am Ende das Symbol eines flüchtigen Schattens, von dem heute nur die Umrisse geblieben sind. Sein Steuersystem, das mit größter Härte durchgesetzt wurde, und sein Versuch, die persönlichen Ausgaben des Königes einzuschränken, waren kaum dazu angethan, ihn weder beim Volke noch in Versailles beliebt zu machen, und schon nach acht Monaten war er gezwungen, sein Amt als Finanzcontroleur niederzulegen. Dies ist Alles, was man von dem Manne weiß, dessen Name durch die in schwarzes Papier ausgeschnittenen Figuren, die noch heute „silhouettes“ heißen, unsterblich gemacht wurde. An den Namen Bouret's, dessen Geschichte uns Lemoine erzählt, heften sich einige höchst ärgerliche Skandalgeschichten, welche die Monarchie gewaltig compromittirten.

Ein sehr gelehrtes und für den Geschichtsforscher höchst wichtiges Werk, auf das wir besonders aufmerksam machen möchten, ist G. Picot's „Histoire des États-généraux considerés au point de vue de leur influence sur le gouvernement de la France“ (Paris und London: Hachette und Cie.). Richter am Seinetribunal, verfaßte der Autor das Werk als Antwort auf ein 1866 vom französischen Institute aufgestelltes Programm, und seine vier umfangreichen Bände liefern uns eine in jeder Hinsicht genügende und eingehende Discussion über die Generalstaaten, eine Discussion, die als die beste bis jetzt angesehen werden muß. Die Geschichte der Generalstaaten hat augenblicklich, da die Frage einmal wieder aufgeworfen wird, welche Regierung für Frankreich die beste sei, ein besonderes Interesse. Das in dem Programm aufgestellte Problem war: „Hat die französische Nation jemals ernstlich versucht, sich selbst zu regieren? und welchem Grunde ist es beizumessen, daß ihre Anstrengungen, sich eine liberale Regierung zu schaffen, so langsame waren? Die von Zeit zu Zeit abgehaltenen Versammlungen der Generalstaaten zeigen ohne Zweifel von Seiten der Nation einen Wunsch nach constitutioneller Freiheit, und obgleich die Resultate dieser Versammlungen abortive waren, müssen wir daraus schließen, daß der Fehlschlag ein vollständiger war, und daß in der That gar nichts Gutes erreicht

Digitized by Google

wurde?" Picot bemerkt, daß das System der Generalstaaten von zwei verschiedenen Gegnern angegriffen worden sei, von Gegnern, denen es aus entgegengesetzten Gründen am Herzen gelegen habe, die Geschichte ihren Theorien gemäß zu formen. Die Einen behaupten, daß Frankreich vor der revolutionären Epoche gar keine reelle Existenz gehabt habe, und sie sträuben sich, irgend welche Institutionen des Landes vor 1789 in Betracht zu ziehen. Im Gegentheil datiren wieder Andere den Ruin Frankreichs von jener Zeit und schauen aus dem Abgrunde, in den sie es gefallen wähnen, mit Bedauern auf die gesegnete Vergangenheit, die unserer eigenen Epoche nicht beschert ist noch beschert sein wird. Die Geschichte der Generalstaaten aber, so behauptet Picot, ist eine vollständige Widerlegung dieser beiden extremen Ansichten, und es sei gar nicht schwierig, nachzuweisen, daß die Revolution von 1789 einfach der letzte Ausdruck der Beschwerden gewesen sei, die das Volk seit Jahrhunderten durch seine Generalstaaten immer wieder und wieder vorgetragen habe. Frankreich leidet tief daran, daß diese Versammlungen niemals einen anerkannten Platz in seinen Institutionen hatten. Sie waren die wahren Provinciallandtage, welche der heute bestehenden Centralisation, aus deren Banden sich Frankreich niemals wieder losmachen wird, schnurstraks entgegengesetzt waren.

In die Aera der Revolution führt uns M. Reynald ein mit seinem Buche über: „Mirabeau et la Constituante" (Paris: Didier), das außer einer recht anziehend geschriebenen Einleitung über politische Rednergabe, in der die Namen Pitt, Fox, Burke und Royer Collard als Vergleichungsmittel dienen, wenig Interessantes und noch weniger Neues enthält. Der Autor wandelt längst bekannte Pfade, schildert längst bekannte Dinge, wenn auch mit sichtlichem Streben nach Unparteilichkeit, von einem Mirabeau günstigen Standpunkte aus.

Eine ganz andere Wichtigkeit, als das soeben angeführte Buch, besitzt der neue Band, den F. de Bourgoing von seiner „Histoire diplomatique de l'Europe pendant la Revolution Française" (Paris: Lévy) veröffentlicht hat, und in welchem er die diplomatischen Verwickelungen während der Periode vom Februar 1793 bis 1794 schildert. Das vorliegende Buch ist um so wichtiger, als bislang die Revolution zu ausschließlich vom militärischen Standpunkte aus behandelt wurde und sich mit der alleinigen Ausnahme von Baron Bignon's „Histoire diplomatique française" in Frankreich kaum ein Buch finden dürfte, das die erwähnte Seite jener ereignißreichen Zeit behandelte. Was Bourgoing's Buch höchst werthvoll macht, ist, daß ihm die schwer zugänglichen, ja lange Zeit hermetisch verschlossenen Archive des Ministeriums des Aeußeren geöffnet waren, aus denen er, wie deutlich ersichtlich, ein unschätzbares historisches Material an den Tag förderte.

Michelet hat eine neue Serie historischer Träumereien und confuser Erzählungen begonnen, die er mit dem ehrgeizigen, bombastischen Namen „Histoire du XIXe Siècle" belegt. Sie bilden eine Art Fortsetzung seines Werkes über die französische Revolution, und der soeben erschienene erste Band beginnt mit dem „Directoire; origine des Bonaparte" (Paris: Germer-Baillière) und geht bis zur Schlacht von Castiglione. Michelet, der sich seit 1836, trotzdem er es bestreitet, gewaltig in seinen Ansichten geändert hat, ist einer der einbildungsreichsten, wenn nicht der einbildungsreichste aller französischen Geschichtsschreiber, eine Eigenschaft, die er durch den vorliegenden Band aufs neue unwiderleglich beweist. Derselbe enthält außer verschiedenen merkwürdigen Details über Babeuf, St. Simon und die Socialisten der Directoire-Epoche wenig, was man für „Geschichte" nehmen kann. Wer Lanfrey's großes Werk gelesen, der muß das, was Michelet über Napoleon I.

Digitized by Google

sagt, einfach lächerlich finden. Aus den allerkleinsten Umständen, z. B. der verschiedenen Schreibweise des Namens Bonaparte in den Almanachs, zieht er die wunderbarsten und unglaublichsten Schlüsse und baut dann auf diesen ein wahres Phantasiegebäude von Unmöglichkeiten auf. Nur in einem Punkte stimmen wir mit ihm überein, nämlich in seiner Zeichnung Napoleon's, die wir, wenn sie auch etwas nervös ist, der Lanfrey's vorziehen. „Sein Gesicht", so sagt Michelet, „war das eines Schauspielers, und seine Gestalt formlos. Nur zwei getreue Porträts Napoleon's kenne ich. Das eine ist eine kleine Statue Hudson's, wild, obscur und düster, gleich einem unheilverkündenden Räthsel. Das andere ist ein lebensgroßes Gemälde. Es ist das Werk David's, der, wie es heißt, zwei Jahre nöthig hatte, um es zu vollenden, und der sich dabei so ehrlich, so muthig und so sehr nur auf Wahrheit bedacht zeigte, daß der Kupferstecher ihm in einzelnen Details, in denen die Wahrheit der Tradition nicht entsprach, nicht zu folgen wagte. David malte ihn, wie er alle Zeit war, ohne Augenwimpern und ohne Augenbrauen; sein Haar, das in der Jugend durch den übermäßigen Gebrauch von Pomade schwarz erschien, war dünn und von ungewisser brauner Farbe. Seine Augen waren grau wie eine Glasscheibe, in der man nichts sehen kann. Kurz eine vollständige und obscure Unpersönlichkeit, die phantasmagorisch schien!"

Von Darete's großer Geschichte Frankreichs „Histoire de France depuis ses origines jusqu'à nos jours" (Paris: Plon) ist der siebente Band erschienen. Derselbe enthält die Regierungszeit Louis XVI. und die Revolution bis zum Ende der Nationalconvention. Wir halten dies Werk, neben dem von Emile de Bonnechose, für das beste französische über Frankreich. Es ist ein wahres Vergnügen, nach den einseitigen Productionen von Louis Blanc, Michelet und Quinet eine so leidenschaftslose und unparteiische, wie die vorliegende, zu lesen, die nebenbei noch in einem anziehenden Stile geschrieben ist. Nur eins ist zu bedauern, daß nämlich der Verfasser an keiner einzigen Stelle die Quellen bezeichnet, aus denen er geschöpft hat.

Wir schließen die Reihe der Veröffentlichungen über französische Geschichte mit dem bereits von der Tagespresse von allen Seiten beleuchteten und bis in die kleinsten Details analysirten Werke von Jules Favre: „Gouvernement de la Défense nationale. Deuxième partie" (Paris: Plon). Was immer man auch über Jules Favre denken mag, das Eine muß man ihm zugestehen, daß er mit Aufrichtigkeit und im guten Glauben schreibt. An keiner Stelle sucht er die Fehler zu vertuschen, noch die Schwächen und die Schwierigkeiten zu verdecken, die ihm und seinen Collegen zur Last gelegt werden können. Sein Werk ist sozusagen die Aussage eines Zeugen, der alle Illusionen verloren hat, und der seine Erinnerungen mit einem Trauerschleier umhüllt.

Zurück in die fernen Fernen des classischen Alterthums führt uns Becq de Fouquières durch sein Werk: „Aspasie de Milète; étude historique et morale" (Paris: Didier). Der Verfasser wirft sich zum begeisterten Fürsprech der schönen Aspasia vor dem Forum des neunzehnten Jahrhunderts auf und legt einen energischen Appell gegen den Richterspruch ein, der sie zur Courtisane stempelte. Als Hauptzeugen gegen Aspasia nahmen Kritiker und Historiker bis heute Aristophanes und die anderen komischen Dichter an, Zeugen, die gar häufig unglaubwürdig und vom Parteigeist beeinflußt sind. „Doch", so sagt Fouquières, „wenn wir uns eine richtige Idee von dem Charakter und Einflusse von Frauen in den Tagen der athenienfischen Demokratie machen wollen, so müssen wir uns auf den Standpunkt der damaligen Gesellschaft stellen und nicht blos die Moral und

Digitized by Google

die Sitten unserer Tage ins Auge fassen." Aspasia, so behauptet er weiter, wurde deshalb als Courtisane angesehen, weil es nach athenienſischem Gesetze Fremden verboten war, einen athenienſischen Bürger zu heiraten, infolge dessen die Vereinigung Aspasia's mit Perikles, so legitim sie in Wahrheit auch sein mochte, doch dem Gesetze nach einfach ein Concubinat war. Dies ist in wenigen Worten das Argument des Autors, das er mit großer Fähigkeit ausführt und aufrecht erhält. Nicht der unwichtigste Theil des Buches sind die Fragen rein literarischen Charakters, die Fouquières nothwendigerweise nebenbei berühren mußte, wie z. B. die Autorität von Menexenus und von Xenophon's Memorabilien. Welches Urtheil man auch über die Schlüsse des Autors fällen möge, gründliche Gelehrsamkeit darf man ihm nicht absprechen, so wenig wie seinem Buche, das einen Johannes Scherr'schen Anstrich hat, hohes Interesse.

Ein anderes hochgelehrtes Werk über das Alterthum ist „Essai de commentaire de Fragments de Bérose etc. Par F. Lenormant" (Paris: Maisonneuve), über das ein Urtheil zu fällen wir nicht das genügende Wissen besitzen. Wir können nur sagen, daß, soweit uns bekannt, die Fragmente des Berosus hier zum erstenmale einen competenten Commentator gefunden haben. Die von Lenormant beleuchteten Fragmente sind zwanzig an der Zahl. Sie haben ihm Gelegenheit gegeben, Probleme von großer Wichtigkeit, die mit biblischer und secularer Archäologie in Verbindung stehen, zu discutiren. Wir finden unter anderem einen merkwürdigen, fesselnden Essai über den Inhalt der Bibliotheken von Ninive, Bibliotheken, in denen ein jedes Buch aus einer Collection von Mauersteinen besteht und wo zusammengebackte Erde die Stelle des Papyrus und des Pergaments vertritt. Der chaldäo-assyrische Kalender und der chaldäische Ursprung des Sonnenkreises werden in einer anderen Notiz genau untersucht, und endlich stellt der Verfasser noch eine eingehende Untersuchung über die Sündfluth, die Arche, den Thurm von Babel und die Sprachverwirrung an. Die Werke über die Anfänge des Christenthums mehren sich in Frankreich, auch dort hat sich die historische Kritik ganz entschieden des Feldes bemächtigt, von dem die verschiedenen Orthodoxien sie zu verdrängen suchten.

Ernest Havet mißt in seinem Werke „Le Christianisme et ses origines, l'Hellénisme" (Paris: Lévy) griechischen Ideen einen hervorragenden Antheil an der Geburt des Christenthums bei. Die beiden von ihm veröffentlichten Bände „untersuchen", wie sich der Autor ausdrückt, „die ersten und verborgensten Quellen" der neuen Religion. Die zweite demnächst erscheinende Abtheilung wird den jüdischen Ursprung des Evangeliums zum Gegenstande haben. Man muß abwarten, bis das Werk ganz erschienen ist, um eine genaue Schätzung desselben machen zu können. Havet, der zur Schule der wissenschaftlichen Deisten gehört, zeigt sich in seinen Bemerkungen über Plato, Cicero, Lucian und Aristoteles als ein äußerst gelehrter Kenner der alten classischen Literatur, was seinem Werke erhöhte Anziehungskraft verleiht.

Cultur- wie Literaturgeschichte erhielten eine schätzenswerthe Bereicherung durch Champfleury's „Histoire de la Carricature au Moyen âge" (Paris: Dentu), in welcher der wohlbekannte Autor seine seit Jahren mit großem Eifer ausgeführten archäologischen Studien fortsetzt. Man muß hierbei nicht außer Acht lassen, daß der Titel unendlich viel mehr umschließt, als man gewöhnlich unter Carricatur versteht. Bildhauerkunst und Holzschnitzerei waren im Mittelalter die einzigen Mittel, welche den Satirikern zu Gebote standen, die Laster der Gesellschaft an den Pranger zu stellen, und Champfleury's Buch ist deshalb zum größten Theile eine Geschichte der Kirchendecoration. Der Autor

Digitized by Google

ist ein ganz entschiedener Gegner der Archäologen, welche die grotesken Ornamente in und an unseren Kathedralen für allegorische Repräsentationen halten, dazu bestimmt, uns handgreifliche Lehren über gute Manieren und Doctrinen zu geben. Das Buch, mit vielen Facsimiles gothischer Kunstwerke geschmückt, gewährt eine ebenso interessante wie belehrende Lectüre.

Auf ein bisher wenig ausgebeutetes und unbekanntes Geschichtsfeld hat sich Ed. Sayous begeben mit seiner „Histoire des Hongrois et de leur littérature politique de 1790 à 1815“ (Paris: Germer-Baillière). Die vom Autor behandelte Epoche ist eine der dramatischesten nicht nur in der Geschichte Ungarns, sondern auch der Europas; sie beginnt mit der Thronbesteigung Leopold's und endigt mit dem Untergange des Napoleonischen Reiches 1815. Die französische Revolution war auch für die Magyaren das Signal zu einer nationalen und constitutionellen Wiedergeburt, die sich ungeachtet aller reactionären Gegenmaßregeln ungehemmt entwickelte und durch die damaligen ununterbrochenen Kämpfe in keiner Weise aufgehalten wurde. Doch, wie Sayous richtig bemerkt, nahmen die Ungarn einen hervorragenden Antheil an der Coalition gegen Napoleon, und ihre Anhänglichkeit an Oesterreich rettete dieses vom Verderben. Wenn sie aus dem Herannahen der französischen Armeen Vortheil zur Erreichung ihrer Unabhängigkeit hätten ziehen wollen, so würden sie Oesterreichs Widerstandskraft lahmgelegt haben. Ganz abgesehen von gewissen, die Einbildungskraft lebhaft anregenden Passagen in der Erzählung, abgesehen von gewissen packenden, hervorspringenden Figuren, wie die Paul Nagy's, eines Vorläufers Deak's, ist es höchst lehrreich, wahrzunehmen, wie Frankreich in dem Grade an Sympathie bei den Völkern verlor, in welchem seine Macht stieg. Die Nationen, die ihm beim Ausbruche der Revolution entgegengejubelt hatten, fingen an es zu hassen, weil es ihnen statt Befreiung von den heimischen Despoten andere, viel schlimmere brachte, weil es ihnen statt Gleichheit und Brüderlichkeit, Recht und Gerechtigkeit Willkür, Bedrückung, Lug und Trug brachte und mit hochtönenden Phrasen seinen eisernen Fuß auf ihren Nacken setzte.

Saint-René Taillander, der sich bis zum Kriege von 1870 fast ausschließlich und mit hoher Begabung mit deutscher Literatur beschäftigte, hat zum Gegenstande seiner letzten Studien eine zum Slavenstamme gehörende Nation gewählt. In seinem neuesten Werke „La Serbie“ (Paris: Didier) giebt er eine Geschichte der Serben von der Revolution von 1804 bis zum Tode des Fürsten Miloſch 1860. Eine kurze Einleitung schildert die Lage Serbiens im Mittelalter und erklärt zu gleicher Zeit die Ursachen, welche ihn zur Abfassung der gegenwärtigen Monographie veranlaßt haben. Zuerst erörtert der Autor, der beständig eine geistreiche und anziehende Sprache führt, die panslavistische Frage, und zeigt, daß der beste Schutz gegen die Uebergriffe Rußlands in der Stärkung der kleinen Staaten an der Donau liege. Warum, so fragt Taillander, wollten sich die Ungarn vor zwanzig Jahren lieber in die Arme Rußlands werfen, als sich dem Joche des Hauses Habsburg beugen? Warum fühlen sich die slavischen Völkerschaften noch augenblicklich versucht, einem ähnlichen Wege zu folgen? Einfach, weil das westliche Europa keinen Antheil an den Geschicken der Christen des Ostens nahm, und man beständig der Politik Metternich's huldigte, die darin bestand, unausgesetzt Zwietracht unter die verschiedenen Elemente des österreichischen Kaiserstaates zu säen. Nach der Ansicht mancher gedankenlosen Enthusiasten würden die Zwecke des Panslavismus erreicht sein, sobald die Interessen der Deutschen und Ungarn getrennt wären; doch zwischen diesem Dualismus

Digitized by Google

und einer Rückkehr zum Metternich'schen System existirt nach Ansicht des Autors noch ein glücklicher Mittelweg, und die wahren Interessen Oesterreichs verlangten, daß Böhmen (?!), Ungarn (?!), Polen und alle östlichen Nationen (!) eine mächtige Föderation unter dem Scepter des Hauses Oesterreich schlössen. Die Lösung des überaus schwierigen Problemes, an der sich manche große Staatsmänner bis jetzt vergebens versuchten, liest sich bei Taillander recht anziehend, doch uns dünkt es, als ob er die Schwierigkeiten, welche die von ihm vorgeschlagene Föderation unbedingt im Gefolge haben muß, nicht recht erfaßt habe. Sie bedingt von vornherein bei den einzelnen Staaten die Fähigkeit, ohne Erschütterungen ihre inneren Angelegenheiten selbst verwalten zu können, und dies dürfte man schon bei Böhmen und Galizien, wo zwei sich feindlich gegenüberstehende Völkerstämme um Suprematie ringen, verneinen müssen. Ferner muß bei den Staaten, die eine Föderation schließen wollen, eine Identität der Interessen und gleiche politische Ausbildung vorhanden sein; kann man dies aber von Böhmen und Ungarn, Serbien und Croatien sagen? Man fühlt es dem Autor an, trotzdem er sich abmüht, eine unparteiische Sprache zu führen, daß ihm die Präponderanz der Deutschen und Ungarn im österreichischen Kaiserstaate ein Dorn im Auge ist. Sein Buch ist im Großen und Ganzen nichts als eine Advocatur particularistischer Bestrebungen der slavischen Elemente in Oesterreich und eine Art sursum corda für Frankreich.

Den Schluß unserer Umschau auf dem Gebiete der Geschichte machen wir mit einer halb historischen, halb philosophischen Arbeit von Charles Dolfus: „Considération sur l'histoire. Le Monde antique" (Paris: Germer-Baillière). Der gelehrte Elsässer versucht, das ganze Gebiet der alten Geschichte zu überschauen und das Gesetz zu erklären, welches ihm zufolge die Grundlage der Entwickelung der Humanität bildet. „Uebernatürlich" ist für ihn ein Wort ohne allen Sinn, und „Wunder" gehören — auch wir glauben das — ins Reich der Fabel. Gott, so sagt er, ist einfach die Verkörperung von Gesetz und Ordnung, und das Gesetz hat keine Wunder nöthig, um sich zu manifestiren; die Geschichte ist vollkommen hinreichend, die Nothwendigkeit und die Realität des Gesetzes festzustellen. Nebenbei noch widersprechen sich der Begriff des Uebernatürlichen und der Geschichte; wir müssen, so behauptet Dolfus, zwischen beiden wählen, oder wir müssen vielmehr das Christenthum so annehmen, wie es das menschliche Bewußtsein uns im hellen Tageslichte zeigt, d. h. all' und jeder Idee des Wunders entkleidet und einfach auf den Rang eines Phänomenes in der Reihe der Religionen reducirt. In einer langen Einleitung versucht der Autor, diese Theorien zu erläutern, und nachdem er gezeigt hat, auf welche Weise die menschlichen Leidenschaften den Gang der Ereignisse beeinflussen, beleuchtet er sein Schema durch einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der alten Welt, und mit den Nationen des Ostens beginnend, führt er uns bis zur Auflösung des römischen Reiches. Aus dem ganzen Werke spricht ein klarer Kopf und ein philosophischer Geist, der mit Fleiß die letzten Autoritäten in der Geschichte des Orientes studirt hat und uns nun die Resultate derselben in klar verständlicher Weise vorführt. Das Buch verdient in jeder Hinsicht ein eingehendes Studium und eine detaillirtere Besprechung, als sie hier der Raum erlaubt.

Biographien von Werth hat die jüngstverflossene Zeit, mit Ausnahme einer einzigen, keine gebracht, und diese einzige Ausnahme bildet Guizot's Biographie des Herzogs von Broglie: „Le Duc de Broglie" (Paris und London: Hachette und Cie.). Das kleine Büchelchen, das die seinerzeit in der „Revue des deux Mondes" über seinen verstorbenen

Digitized by Google

Freund von Guizot veröffentlichten Artikel enthält, ist höchst interessant. Und in der That war niemand befähigter als der doctrinäre Minister Louis Philippe's, das Leben und den Charakter eines Mannes zu schildern, der zu den besten modernen Staatsmännern Frankreichs zählt. Hätte das Land lauter solche leitende Männer gehabt, wie den Verstorbenen, würden ihm sicherlich die Gräuel der Commüne erspart geblieben sein.

Unter dem Titel „Souvenirs et Portraits. Par M. de Lamartine" (Vol. I. Paris und London: Hachette und Cie.) haben die Verleger der Lamartine'schen Werke eine Anzahl autobiographischer Artikel, die in den „Entretiens littéraires" des großen Schriftstellers enthalten sind, zusammengestellt. Die erwähnten, vor vielen Jahren veröffentlichten „Entretiens" waren infolge ihrer hastigen Compilation ein vollständiger Fehlschlag, und ihr einziger Werth bestand in den „Souvenirs", die uns heute vorliegen. Der erste Band giebt uns die Porträts der öffentlichen Charaktere, mit denen Lamartine in seiner Jugend bekannt war, wie Lamennais, de Maistre u. a. Das Gemälde Chateaubriand's, das in mancher Hinsicht vorzüglich erscheint, verstärkt noch den Eindruck, den die beiden von St. Beuve über den gleichen Gegenstand geschriebenen Werke im Geiste des Lesers zurücklassen.

Henri Regnault, der junge Maler der vielfach kritisirten Bilder „Prim", „Salomé" und „Die Hinrichtung", Henri Regnault, der Soldat der französischen Republik, den eine deutsche Kugel bei Buzenval tödtete, hat in H. Cazalis — „Henri Regnault, sa vie et son oeuvre" (Paris: Lemerre) — einen liebevollen Biographen gefunden, der sein kleines anziehend geschriebenes Buch noch durch eine genaue Registration sämmtlicher künstlerischen Leistungen des Verstorbenen werthvoller macht.

„Les Princes d'Orléans, par M. Ch. Yriarte, préface de M. Ed. Hervé" (Paris: Plon) ist ein zu Gunsten und vielleicht auch im Auftrage der Orleans geschriebenes Buch, das die Heldenthaten und die anderen Thaten der Orleans dem französischen Volke wieder in Erinnerung zu bringen sucht, damit es sich, wenn der Augenblick kommt, da es wieder einmal herrenlos — wir sagen absichtlich herrenlos — sein wird, an die rechte Firma zur Erlangung eines Herren wenden kann.

An Reisewerken haben wir einzelne zu notiren, die es wohl verdienen, gelesen und der augenblicklichen Vergessenheit entrissen zu werden. Da ist zuerst Hr. de Chambrier, der uns in seinem „Un peu partout" (Paris: Didier) auf recht angenehme und unterhaltende Weise von Neuchâtel nach dem Bosphorus über Wien und Pest führt. Die Politik läßt der Reisende ganz links liegen, doch den Charakter der verschiedenen von ihm besuchten Nationen hat er wohl aufgefaßt und gut geschildert: Chambrier, das beweist er vielfach, hat die Eigenschaften eines Künstlers, Historikers und achtsamen Schriftstellers.

In „Voyage en Indo-Chine, et dans l'empire Chinois. Par L. de Carné" (Paris: Dentu) hat der Vater des jung verstorbenen berühmten Reisenden das Werk vollendet, das jener begonnen. Bereits vor mehreren Jahren brachten sowohl die „Revue des deux Mondes" wie „Unsere Zeit" Auszüge aus dem uns vorliegenden Werke, die, so unvollkommen sie auch waren, damals schon den Werth der Carné'schen Arbeit erkennen ließen. Es ist ein wichtiges Werk voller Entdeckungen, das mit großer Sorgfalt geschrieben und mit einer Menge vorzüglicher Illustrationen ausgestattet ist. Neben den Werken des philosophischen deutschen Reisenden Adolph Bastian enthält es die bedeutendsten Mittheilungen über jene entlegenen Reiche und zeigt uns ferner die Politik, die das zweite Kaiserreich daselbst verfolgte.

Digitized by Google

Hr. Lenoir, der sich an der von Geromé geleiteten Expedition in Mittelägypten, Arabien und Peträa betheiligte, hat in einem höchst amüsanten Buche: „Le Fayoum, Le Sinaï et Pétra, par M. Paul Lenoir“ (avec gravures, Paris: Plon) seine Reiseerinnerungen niedergelegt. Der Verfasser, der eine Art Gerstäcker zu sein scheint, erzählt ausnehmend gut und weiß stets bei Allem, was ihm begegnet, die heiterste Seite zu erfassen. Um die Hülfsquellen des Landes, seine Vergangenheit und seine Zukunft bekümmert er sich gar nicht und läßt den Leser nur an seinen Eindrücken theilnehmen. In dem knapp gehaltenen Buche findet sich auch nicht eine Seite, die langweilig wäre, und nicht selten sind die Scenen, die er schildert, derart, daß sie auch den morosesten Leser zum Lachen bewegen müssen.

Der dritte Band der Reisen des jungen Grafen Beuvoir ist erschienen unter dem Titel: „Pekin, Yeddo, San Francisco“ (avec gravures; Paris: Plon). Nach zweijähriger Unterbrechung hat der Autor wieder die Feder ergriffen, um den Bericht seiner Reise um die Welt, die er in Begleitung des Herzoges von Penthièvre machte, zu beendigen. In dem Augenblicke, da dieser Band erscheint, haben die anderen bereits fünf Auflagen erlebt, und dieser letzte ist nicht minder interessant. Fesselnd und drastisch ist des Grafen Beschreibung der Hauptstadt des Himmlischen Reiches: wir lernen durch ihn die Stadt genau kennen, aber nicht minder auch das Geheimniß der stagnirenden Civilisation, in der sich China befindet, und welche der äußere Zustand der Hauptstadt versinnbildlicht. „Wer Peking nicht gesehen, der weiß nicht, was Verfall ist“, so ruft Beuvoir an einer Stelle aus. „Die ganze Stadt stirbt langsam an einem inneren Verfall dahin. Theben, Memphis, Carthago, Rom haben Ruinen, die ihren Verfall erzählen; Peking zerstört sich selbst, es ist ein Leichnam, der Tag für Tag mehr in Schmutz und Staub zerfällt.“ Unter den Japanesen, den „Franzosen des Ostens“, findet sich der Reisende schneller und besser zu Hause; ohne Rückhalt überläßt er sich den Annehmlichkeiten des dortigen Lebens, ohne Rückhalt tritt er in das Leben und die Gewohnheiten der aufgewecktesten der östlichen Racen ein. So manches wir auch in letzter Zeit über die Scenerien, das Volk, die Künste und die Institutionen in Japan gelesen haben, so ist uns doch bis jetzt nichts so Lebenswahres vorgekommen, wie die enthusiastische Beschreibung des jugendlichen Autors. Hochgebildet, scharfsichtig und reflectiv, reißt er uns mit sich fort in seiner angenehmen Gesellschaft.

Auf dem Gebiete der Politik und der Socialwissenschaften fällt uns vor allen anderen das Werk Paul Janet's, Professors der Philosophie an der Facultät der schönen Wissenschaften in Paris, auf: „Les Problemes du XIXe Siècle“ (Paris: Didier). Dies neue, in fünf Abschnitte zerfallende Buch des fruchtbaren Schriftstellers enthält eine Sammlung von Studien über Politik, Literatur, Wissenschaften, Philosophie und Religion. Die wichtigsten Zeitfragen finden sich hier behandelt, wie die Natur der Demokratie — aus Anlaß einer Analyse der Tocqueville'schen Schriften —, die abweichenden Ansichten in den Wissenschaften und in der Philosophie, die Gefahren der religiösen Idee und der literarischen Tradition. Seinen verschiedenen Studien hat Paul Janet eine bemerkenswerthe Einführung, von der Gedankenfreiheit handelnd, voraufgeschickt. „Jene, die gewissen Ordnungs- und Traditionsprincipien anhangen, welche sie als die nothwendige Basis der gesammten Gesellschaft ansehen, müssen sich von ihrem Mißtrauen gegen die Gedankenfreiheit heilen, denn sie ist ebenso gut für sie, wie für ihre Gegner da. Nicht mehr ist der Augenblick fern, da sie ihre einzige Vertheidigung sein wird. Wenn sie sich

Digitized by Google

in der Minderheit befinden werden, dann werden sie das Recht reclamiren, anders zu denken als die Menge; wenn die neue Gesellschaft sich ihren Glauben, ihre Vorurtheile, ihre Traditionen, ihre Gemeinplätze gebildet haben wird — was niemals in einer sich in Bequemlichkeit befindenden Gesellschaft unterbleibt —, dann werden die Anhänger der alten Ideen und der alten Sitten fordern, dieser neuen Autorität nicht blindlings folgen zu dürfen. Sie werden discutiren, kritisiren, sie werden die Revolutionäre sein; sie sind es schon. In diesem Gehen und Kommen der Mächtigen dieser Welt, in diesem Schwanken der Principien, die sich einander umstoßen und sich dann als absolut hinstellen, giebt es nur eine Garantie für Alle: gegenseitige Freiheit". — Das ist klar, männlich, adelig geschrieben. Im Verlaufe seiner Studien behauptet Janet, daß die Möglichkeit einer Vereinbarung der Anforderungen der Imagination mit den Cardinalregeln des Geschmackes wenig oder gar keiner Demonstration bedürfe. Seine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt zuwendend, findet er, daß die wärmsten Vertheidiger der Experimentalmethode sich der Täuschung entschlagen müssen, die sich auf unsere moralische Natur beziehenden Probleme lösen zu können. Dies sind in wenigen Worten die vom Autor im vorliegenden Buche aufgestellten Meinungen.

Die „Fragments politiques. Par le Comte Chambrun" (Paris: Garnier) bilden eine interessante Lectüre, doch sind sie zu fragmentarisch, und der Autor, der ein Doctrinär ist und mit seinen Sympathien auf orleanistischer Seite steht, generalisirt zu viel und läßt die Thatsachen im Hintergrunde und unberührt. Und ferner, in seinen religiösen Ansichten ist er zu orthodox, zu entschieden, zu rechthaberisch. Ein Hauptmangel seines Werkes aber ist das gelehrte Gewand, in das er es gekleidet, und die Verachtung all und jeder populären Schreibweise. Gerade in Frankreich, unter dem Regime des allgemeinen Stimmrechtes, müssen derartige Bücher, sollen sie Nutzen haben, des trockenen, axiomatischen Stiles entkleidet werden.

In seinem „Essai sur les Formes de Gouvernement dans les Sociétés modernes" (Paris: Germer-Baillière) stützt sich Emile de Laveleye hauptsächlich auf die Schriften fremder politischer Historiker. Sein Hauptzweck ist, die Vortheile einer föderativen, als verschieden von einer centralen oder unitarischen republicanischen Regierungsform, darzulegen und abstracte Politiker aufzufordern, Geschichte zu studiren und anzuerkennen, daß vor 1789 auch schon Vernunft in der Welt gewesen sei. Laveleye schreibt kühl, doch nicht ohne einen Anflug von Verzweiflung, denn während er für Frankreich eine republicanische Regierungsform vorzieht, fürchtet er doch, daß sie als Maske für den Despotismus dienen möchte, und in der That kann es gar nicht anders kommen, so lange wie Theoretiker den abstracten Ideen von 1793 anhangen und sich sträuben, die Lehren der Geschichte anzunehmen. „Sie schreiben", so sagt Laveleye, „als wenn sie nichts von der schweizer Republik, nichts von den Vereinigten Staaten wüßten. Seine Hauptangriffe richtet der Autor in seinen gedankenvollen und concis geschriebenen Essais gegen das Nachäffen der antiken Republiken, in denen Sclaverei eine Institution gewesen sei; gegen die Reaction, die den Socialismus und die Gütertheilung zum Vorwande ihres Erscheinens nehme, und gegen die Centralisation, die, kalt an ihren Extremitäten, das Haupt beständigen Schlaganfällen aussetze.

„Histoire des Classes Ouvrières en Angleterre. Par Martin Nadaud, Représentant du Peuple. Préface de Louis Blanc" (Paris: Lachaud) ist, wie wir aus der biographischen Vorrede Louis Blanc's lernen, das Werk eines ehemaligen Maurergesellen

Digitized by Google

und späteren Professors der französischen Sprache und Literatur in London. Wir können dem Werke, das mit vielem Fleiß und großer Fähigkeit geschrieben, und das eine wichtige Ergänzung des Brentano'schen Werkes über die englischen Arbeitergilden ist, unsere höchste Achtung nicht versagen. Nadaud, der während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in England mit rastlosem Fleiße die Materialien zu seinem Werke sammelte, verließ 1870 seine zweite Heimat, war unter Gambetta Präfect der Creuse und ist nun eines der einflußreichsten Mitglieder des Generalrathes der Seine. Das Feld, das er in seinem Werke durchstreift, ist ein weites: vom Ursprunge der Briten bis in unsere Tage dehnt es sich aus. Keine der uralten Notabilitäten der unteren Classen hat er vergessen, von Caedmon, Aldhelm u. a. bis Wat Tyler. Einen wichtigen Platz räumt Nadaud besonders den ersten Theologen und dem Widerstande der Sachsen gegen St. Augustin und den Papismus ein. Die Basis seines Werkes bildet die Ansicht, daß England all' seine politischen Freiheiten den religiösen Revolutionen verdanke. Ferner stellt der Autor einen Punkt auf, der besonders im gegenwärtigen Augenblicke, da die Aufklärung im Kampfe mit dem Jesuitismus liegt, des ernsten Nachdenkens würdig ist: „Protestantismus", so sagt er, „war die Wiege englischer Freiheit; dank Englands beständigem Widerstande gegen katholischen Absolutismus ist es ihm möglich gewesen, langsam aber sicher politischer Emancipation entgegenzusteuern. Blicke man hin auf alle Nationen der Welt: überall hat der Katholicismus die geistige Höhe des Volkes und seine Moralität erniedrigt, wo es unglücklicherweise in seine Hände fiel." Diese Theorie ist der Cardinalpunkt im Nadaud'schen Buche. Er nimmt es auf Grund unumstößlicher Zeugnisse als bewiesen an, daß die Tendenz des englischen Volkes, sich der Tyrannei Roms zu widersetzen, die Grundbasis seiner Unabhängigkeit sei, und mehr noch, daß der Protestantismus es zur Freiheit vorbereitet und die gewaltthätigen Ausbrüche verhindert habe, die in allen katholischen Nationen stattgefunden hätten. Religiöse Revolution habe den eingeborenen Respect vor dem Gesetze erzeugt, den jeder Engländer besitze. „In gewissen Kreisen", so heißt es weiter, „meint man, daß die Engländer den Besitz ihrer Freiheiten vor allen anderen Völkern Europas ihrer Bereitwilligkeit schulden, sich dem Willen ihrer Lords und ihrer Könige unterzuordnen. Diese Theorie enthält einen tiefen historischen Irrthum, dem man unter allen Umständen entgegentreten muß. England hat niemals, weder von einem Monarchen noch von einem glücklichen Soldaten eine Constitution, ja nicht einmal ein einfaches Gesetz angenommen, und ich behaupte ohne Zögern, daß der nicht ganz und gar von dieser Wahrheit Ueberzeugte niemals das große Drama der Geschichte des uns so nahen und unseren Politikern doch so unbekannten Volkes verstehen kann." So ist ferner, dem Autor gemäß, Freiheit und Katholicismus unverträglich, und hieraus kann man den Schluß ziehen, daß wenn die Valois und die Bourbonen nicht mit blutiger Hand die huguenottische Revolution erdrückt hätten, Frankreich heute nicht an der chronischen Collision zweier antagonistischer Classen leiden würde. Nadaud weist deshalb auf die Reformation als den Anfang des activen Fortschrittes der englischen Arbeiterclassen hin. Er folgt ihrer Geschichte aufs Genaueste, und beschreibt ihre Energie und ihre Ausdauer und die Hindernisse, die sie zu überwinden hatten. Er ist der Ansicht, daß der englische Arbeiter deshalb eine so hohe Achtung vor den höheren Classen habe, weil er die Gesetze seines Landes „abgöttisch" verehre, und dies etwa nicht aus einem Gefühle von Servilität oder Mangel an persönlicher Würde. Die moralische Lage der englischen Arbeiter hält er für eine viel höhere, als die der französischen. „Für ein Volk ist es besser, unter der Regierung einer Aristokratie mit Versammlungs- und Vereinsrecht

Digitized by Google

zu leben, als unter dem Joche eines einzelnen Mannes zu seufzen. Ueberall und immer hat England für seine Rechte gefochten, während sich Frankreich für seine Herren und Meister zerfleischt hat." Wenn das vorliegende Werk auch in hohem Grade einen republicanischen, ja socialistischen Anflug hat, so beeinträchtigt dies weder seine Unparteilichkeit noch die Geradheit seines Urtheils: es gereicht seinem Verfasser zur höchsten Ehre.

Graf Agenor de Gasparin mit seinem Buche „La France; nos fautes, nos périls, notre avenir" (Paris: Lévy), das Rudolph Gottschall ganz kürzlich in „Unserer Zeit" analysirt hat; Jules Barni mit seinem „Manuel republicain" (Paris: Germer-Baillière) und Daniel Ramée mit „La Republique, son developpement dans l'état et dans la société" (Paris: Lemerre), wünschen alle drei von ganzem Herzen, daß Frankreich aus seiner Asche emporsteigen und seinen früheren Platz in Europa wieder einnehmen möge, und schlagen dazu verschiedene, aber keineswegs identische Mittel vor. Graf Gasparin's Buch ist aufrichtig und ohne Vorurtheil geschrieben, Barni ist ein Enthusiast der Gambetta'schen Schule, und Ramée ist trotz aller seiner Citate ein arroganter und aufgeblasener Nichtswisser, der gegen das Christenthum mit nichtssagenden Phrasen zu Felde zieht und dabei doch in seinem leeren Gehirne nichts zu finden weiß, das er an dessen Stelle zu setzen vermöchte.

Daß wir an dieser Stelle den dritten Band des Werkes von Maxime du Camp — „Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIXe Siècle" (Paris und London: Hachette und Cie.) — erwähnen, muß man uns zugute halten; wir wissen, obgleich es nicht genau zur Kategorie der besprochenen Werke gehört, keinen geeigneteren Platz für dasselbe zu finden. In den vorhergehenden Bänden seines überaus wichtigen Werkes schildert er die beiden großen Lebensquellen der Hauptstadt: die Alimentation und die Circulation. In dem vorliegenden führt er uns in die düstersten Theile seines Gegenstandes ein: die Polizei, die Verbrecherwelt, die Gerichtshöfe, die Gefängnisse, die Guillotine und die Prostitution bilden die Gegenstände seiner neuesten Untersuchungen, und die Thatsachen, die er uns vorführt, zusammen mit den Reflexionen, die sie wachrufen, lesen sich wie ein bitterer Commentar zu den schrecklichen Ereignissen des letzten Jahres. Der Autor beginnt mit dem Nachweise, daß die halbe Bevölkerung von Paris aus Dieben bestehe, denn er rechnet zu dieser Kategorie nicht blos die Halsabschneider und Taschendiebe, sondern auch hohe Damen, die Spitzen schmuggeln, und Beamte, die Federn und Papier der Regierung zum eigenen Nutzen verwenden. Die in dem Buche gegebenen Details, die vielfach wiederkehrenden Episoden aus dem Verbrecherleben sind vom schmerzhaftesten Interesse und enthüllen eine so erstaunliche Gesellschaftsform, daß furchtsame Leute nur in der beständig von der Polizei ausgeübten Wachsamkeit einige Beruhigung werden finden können. Das Capitel, das von der Guillotine handelt, ist unstreitig eines der besten, die jemals über diesen Gegenstand geschrieben worden sind, und Alles, was der Autor gegen Beibehaltung der Todesstrafe vorbringt, ist der höchsten Beachtung würdig.

Digitized by Google

Karl und Emil Devrient.

Von

Karl Koberstein.

Nur wenige Monde haben gewechselt, und wieder sind zwei Männer geschieden, welche in dem Reiche des holden Scheines um Hauptes Länge das Geschlecht der Zeitgenossen überragten; noch sind die Blumen nicht verwelkt, die wir im Frühling auf Dawison's Grabhügel pflanzten, und wieder legen wir Lorbern und Rosen als letztes Unterpfand unserer Liebe an der kühlen Ruhestätte verehrter Meister nieder.

Ein Gefühl tiefinnerlichster Wehmuth will uns beschleichen, wenn wir den Blick an dem Bilde dieser beiden Männer haften lassen.

Demselben Mutterschoß entsprungen, in üppigster Fülle von der Natur geschmückt mit inneren und äußeren Gaben, entwinden die Beiden sich den Fesseln eines aufgedrungenen Berufes, und frei und rückhaltlos folgen sie dem Winke des schönen Gottes. Wir sehen sie auf denselben Brettern, unter den Augen eines feinsinnigen Lehrers die ersten, zaghaften Schritte versuchen; wir finden sie im Vollbesitz ihrer Kraft, im stolzen Bewußtsein ihres Könnens als die Zierde derselben Bühne wieder und geben ihnen fast an dem nämlichen Tage das letzte, schmerzliche Geleite.

Zu Berlin in der Brüderstraße stand ihre gemeinsame Wiege. Der Ahnherr des Hauses, de Brient, flandrischen Ursprunges, war mit anderen hugenottischen Flüchtlingen nach der Mark gekommen und hatte unter dem großen Kurfürsten Schutz und Zuflucht gefunden in der Hauptstadt des rüstig aufblühenden Landes. Eng schloß er sich hier an die „französische Colonie"; und in dem alten Kaufmannshause erbte strenge Zucht des Geistes und Leibes, zarte Beobachtung alles Feinen und Schicklichen, überhaucht von ernster Religiosität, wie ein heiliges Vermächtniß vom Vater auf den Sohn, vom Sohne auf das Enkelkind. Erst die dämonische Natur Ludwig Devrient's legte die ehrwürdige Ueberlieferung stillbefriedigten Bürgersinnes darnieder, und in überschäumender Lebenslust, in jugendfrischem Schaffensdrange traten dann trotz aller Hemmnisse, trotz mancher Warnungsrufe die Neffen in die Bresche, die der große Oheim mit gewaltigem Ungestüm gebrochen.

Karl August Devrient wurde am 5. April 1797 geboren. Der regsame Knabe empfing seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zum grauen Kloster und trat später auf Wunsch des Vaters, der auch ihn zum Kaufmanne bestimmt hatte, in das Geschäft eines Berliner Großhändlers.

Wild wehten damals die Stürme des Krieges über die deutschen Fluren, und nur mit Mühe konnte der noch nicht zum Jünglinge Herangewachsene abgehalten werden, an der großen Erhebung Preußens theilzunehmen. Als aber Napoleon von Elba entfloh, als Friedrich Wilhelm III. abermals sein Volk zu den Waffen rief, und die Marken von Eisen klirrten, da litt es den Begeisterungstrunkenen nicht länger in den dumpfen Gewölben, er eilte hinaus, wo die Fahnen seines Königes rauschten, und trat, kaum achtzehn Jahre alt, als Freiwilliger in das achte Husarenregiment. Bei Belle-Alliance erhielt er die Feuertaufe. Strahlend in jugendlicher Schönheit, jauchzte er dem Schlachtgewühl entgegen, bis ihm eine Kugel den kleinen Finger der rechten Hand hinwegriß und ihm verbot, Blücher's Siegeszuge gegen die feindliche Hauptstadt zu folgen.

Digitized by Google

Nach seiner Genesung kehrte Karl Devrient, da der Krieg beendigt war, in den alten Wirkungskreis zurück und siedelte später nach Zwickau über, um als Leiter einer chemischen Fabrik seine Kenntnisse zu erweitern und in einer selbständigen Stellung seine Kräfte zu erproben.

Treulich waltete er seines neuen Amtes, sorglich weihte er den jüngeren Bruder, Emil, der als Lehrling unter seiner Aufsicht stand, in die Geheimnisse des Kaufmannslebens ein; innerlich aber fühlte er sich unbefriedigt. Sein heißes Herz sehnte sich aus den kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus in die helle Zauberwelt, in welcher er den genialen Oheim wirken und siegen sah. Nach langen, vergeblichen Bitten war endlich der strenge Sinn des Vaters erweicht, und voll jugendlicher Zuversicht eilte der Befreite 1819 nach Braunschweig, wo das herzogliche Hoftheater unter August Klingemann's bewährter Führung eine fruchtbringende Regsamkeit entwickelte.

Klingemann erkannte mit sicherem Blicke das reine Gold ächter Begabung; mit väterlicher Unverdrossenheit half er die störenden Schlacken der Anfängerschaft entfernen, planvoll und umsichtig suchte er die wildlodernde Gluth zur künstlerischen Wärme herabzustimmen. Wie ihm dies gelungen, das bewies des Schülers erstes Auftreten als Rudenz in Schiller's „Wilhelm Tell". Der Erfolg war ein voller und nachhaltiger. Devrient trat in den Verband der Braunschweiger Kunstgenossenschaft und blieb ihr fast drei Jahre hindurch erhalten, bis er 1822 einem Rufe Ludwig Tieck's an das Dresdener Hoftheater folgte. Seine geistigen und körperlichen Mittel hatten sich indessen in herrlichster Fülle entfaltet, und mit herzlicher Freude durfte der Altmeister deutscher Romantik dieses kernige Talent als eines der zukunftsreichsten der vaterländischen Bühne begrüßen.

In Dresden lernte Devrient die Tochter der berühmten Tragödin Sophie Schröder kennen, welche schon damals, in dem ganzen Liebreiz blühenden Mädchenthums, die ersten Schritte auf dem Wege that, der sie zur glänzendsten Ruhmeshöhe emporführen sollte. Die jungen Herzen fanden sich bald: 1823 erfolgte ihre eheliche Verbindung in Berlin. Wilhelmine führte seit jener Zeit den Namen Schröder-Devrient.

Aber wie so manche Künstlerehe, so war auch diese keine glückliche: sie wurde bereits im Jahre 1828 wieder gelöst. Trotzdem blieb Karl Devrient noch für einige Zeit in Dresden, neidlos während der letzten beiden Jahre seines Engagements mit dem jüngeren Bruder Emil die Gunst des Publicums theilend. Endlich aber riß er sich von den liebgewordenen Verhältnissen los und trat 1834 eine Kunst- und Studienreise an.

Begleitet von der warmen Anerkennung der Würdigsten und Besten, besuchte er fast alle größeren Städte Deutschlands; ja, er dehnte seine Wanderung auf Petersburg, Pest und Paris aus, überall reiche Erfahrungen sammelnd, überall das Neue und Schöne mit empfänglicher Seele ergreifend. Als sich aber schließlich das Bedürfniß nach Ruhe einstellte, als sich die Sehnsucht nach einem festen Wohnsitze wieder regte, hielt Devrient eine kurze, dreijährige Rast in Karlsruhe, um sich dann nach Hannover zu wenden, wo ihm das seit der Thronbesteigung Ernst August's neuorganisirte Hoftheater eine außergewöhnlich glänzende Stellung bot.

Und Hannover ist er treu geblieben bis zum Tode. Aus dem Fache der Liebhaber ging er später in das der Heldenväter und Charakterrollen über; und die markigen Gestalten eines Shylock, Nathan, Lear, Odoardo Galotti, Antonio Montecatino werden Allen, die Devrient in diesen höchsten Aufgaben darstellender Kunst gesehen, in lebendiger Erinnerung bleiben.

Digitized by Google

Am 17. September 1869 feierte er unter allgemeiner Theilnahme sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum, und wohl Niemand hätte damals geglaubt, daß eine so sicher gefügte Natur schon wenige Jahre später der plötzlich hereinbrechenden Last des Alters erliegen sollte.

Ein Schlaganfall endigte am 2. August d. J. in dem Badeorte Lauterberg am Harz sein reichbewegtes Dasein.

Unter den drei Brüdern gleiches Namens war Karl Devrient seinem berühmten Vorfahren am nächsten verwandt. An Ursprünglichkeit und Energie der Begabung durfte er sich fraglos den Ersten seiner Kunst an die Seite stellen; aber auch ihm fehlte, wie dem Oheim, der ernste Fleiß, der sich selbst nicht genugzuthun vermag, der unverdrossen die fertige Arbeit von Neuem aufnimmt und sie niemals für vollendet erklärt. Das stille, emsige Sichversenken in eine Aufgabe war dem heißblütigen Manne versagt, oder erschien ihm unbequem und lästig.

Auf seine sieghaften Mittel bauend, mit einem sicheren schauspielerischen Instinct begabt, überließ er sich nur zu gern dem Augenblicke, ohne dem zur Ausübung jeglicher Kunst unerläßlichen Handwerke die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen.

Schon Ludwig Tieck sagt in den „Dramaturgischen Blättern" über Karl Devrient:

„Ist ein junger Schauspieler von der Natur selbst für die Tragödie bestimmt worden, so ist es ohne Zweifel dieser. Sein natürlicher Sprachton, seine Intonation erinnern unmittelbar an die schönste Zeit des deutschen Trauerspieles. Auf dieser Basis kann, wenn die Imagination und der Fleiß nicht gescheut wird, das Edelste ausgeführt und vollendet werden, und die Hoffnung auf ein wahres deutsches Tragödienspiel liegt ganz nahe. Wer möchte leugnen, daß der junge Schauspieler seit seinem Aufenthalte in Dresden sein Talent entfaltet habe? An Beifall, ihn zu ermuntern, hat es gewiß nicht gefehlt, obgleich er im Anfange mehr Gegner als Freunde hatte. Doch müßte er ohne Zweifel schon viel weiter sein, hätte er selbst nur ebensoviel für sich gethan, als sein freundliches Geschick. Schwerlich wird man noch sonstwo in Deutschland diesen vollen, reinen Ton des bewegten Gemüthes vernehmen, der am schönsten und rührendsten ist, am edelsten und eindringlichsten, wenn der Schauspieler nur wenig dazu thut, um ihn zu erheben und zu verstärken. Wie ist es zu bedauern, daß dieses erfreuliche Talent sich zu Zeiten vernachlässigt, daß das Gedächtniß versagt, und der leichtnehmende Künstler diese Mängel fast für Genialität zu halten scheint, auch nicht viele Rollen so durchführt, daß sie Haltung hätten. Dieser Mangel an Haltung veranlaßt ihn, sich zu überstürzen, einzelne Stellen zu übertreiben und die ganze Tonleiter seines wohllautenden Organes vernehmen zu lassen, wo die Hälfte oder das Dritttheil dieser Scala wirksamer und natürlicher sein würde. Glänzend und fast ohne die gerügten Mängel zeigt sich Karl Devrient im Don Carlos, eine Rolle, die er wohl am meisten als ein Ganzes faßt. Sehr vorzüglich ist sein Antonius im „Cäsar", wenn er nicht, selbst in der trefflich gesprochenen Rede, etwas zu viel Intrigue andeutete. Sein Mortimer ist zu loben, aber sein Fürst in „Isidor und Olga" zu gewaltsam. Im Romeo ist die leidenschaftliche Scene mit dem Mönche trefflich, sein Max Piccolomini etwas zu unruhig. Sein Ferdinand in „Kabale und Liebe" ist schön, und keine seiner höchst dankbaren Rollen in der Tragödie ohne Werth. Aber er soll weit mehr werden, weil er es kann." —

Wie Tieck ihn hier geschildert, so ist er sein Lebelang geblieben. Devrient's Leistungen boten, namentlich im Bereiche der Tragödie, wahrhaft bedeutende Einzelheiten, ja,

Digitized by Google

sie wiesen Momente von überwältigender Größe auf; aber es blieb mehr oder minder bei diesen Einzelheiten. Seinen Gestalten fehlte, selbst in den Jahren künstlerischer Reife, die rechte organische Entwickelung; von Willkürlichkeiten aller Art entstellt, vermochten sie sich nicht zu voller, plastischer Rundung zu erheben, das wohlthuende Gepräge harmonischer Durchbildung besaßen sie selten oder nie. —

Als das vollkommene Widerspiel Karl Devrient's, und ihm doch sehr ähnlich, erscheint uns der sechs Jahre jüngere Emil.

Willig beugte sich derselbe vor der höheren Begabung des Bruders, aber dieses Abwägen und klare Erkennen der eigenen Kräfte wurde ihm ein Sporn, durch rastlose Arbeit, durch hingebenden Fleiß das zu ersetzen, was ihm an Unmittelbarkeit, an wahrhaft genialer Befähigung gebrach. Welche Früchte dieser treue Sinn gezeitigt, davon weiß das lebende Geschlecht zu erzählen, davon wird mit frommer Verehrung die Kunstgeschichte berichten!

Emil Devrient wurde am 4. September 1803 geboren.

Auch er war — wir haben es oben gesehen — zum Kaufmanne bestimmt; auch er entledigte sich nach langen, fruchtlosen Kämpfen des drückenden Joches und gab der mahnenden Stimme des Herzens Gehör, die ihn zu anderem, schöneren Wirken berief.

Ludwig Devrient erbot sich, den Neffen für die Bühne heranzubilden; bald jedoch stellte es sich heraus, daß der Gewaltige wohl zum Schaffen, nicht aber zum Lehren berufen war, und Emil begleitete seinen Bruder nach Braunschweig, um sich Klingemann's Leitung anzuvertrauen. Klingemann, verstimmt über Karl's bevorstehenden Abgang, nahm den Bittenden nur kühl, fast abweisend auf; er fand ihn zu jugendlich und als Anfänger wenig verwendbar.

Endlich gab er dem Drängen des blühend schönen Jünglinges nach und übertrug ihm als ersten Versuch die Rolle des Ritters Raoul in der „Jungfrau von Orleans". Dieses Debüt fiel über Erwarten glücklich aus, ein zweites — der Sprecher in der „Zauberflöte" — schloß sich bald darauf mit gleich günstigem Erfolge an, und Klingemann fesselte den vielversprechenden Schüler als Volontär für den Winter 1821 und 1822 an sein Theater; ja, es war bereits ein längerer Vertrag zum Abschlusse gediehen, als ein gewisser Unstern, der Devrient's Leistungen von Anbeginn verfolgte, zu einer gütlichen Lösung der beiderseitigen Verbindlichkeiten führte.

Fast in jeder Rolle überkam nämlich Devrient eine plötzliche Abwesenheit des Geistes. Er vermochte seine Gedanken nicht zusammenzuhalten, verlor Fassung und Besonnenheit, und für Augenblicke versagte ihm das Gedächtniß vollständig. Dies gab Veranlassung zu Spöttereien. Um solchen zu entgehen und das erschütterte Selbstvertrauen wiederzugewinnen, wandte sich Emil nach Bremen. Und wie mit einem Zauberschlage war der tückische Neckgeist verscheucht: auf einer fremden Bühne, vor einem fremden Auditorium stellte sich die alte Zuversicht wieder ein, und Devrient feierte in der Rolle des Melchthal den ersten ungetrübten Triumph. —

Ein Jahr lang blieb er in Bremen, im Schauspiele das Fach der jugendlichen Liebhaber, in der Oper das der ersten Baßpartieen vertretend, und nahm dann nach mehreren Gastreisen, ausgerüstet mit einem reichhaltigen Repertoire, eine Stellung am Leipziger Theater an.

Hier fand er für die Weiterentwickelung seines Talentes den geeignetsten Boden. Als Universitätsstadt und Centralpunkt des deutschen Buchhandels bildete damals Leipzig einen der wichtigsten Vereinigungspunkte der Gelehrten- und Schriftstellerwelt. Die

Digitized by Google

Messen lockten alljährlich Tausende von Fremden herbei, die auch für die Kunst frische Augen und verständnißvolle Herzen mitbrachten; und die städtische Bühne selbst hatte unter Dr. Küstner, der als Eingeborener die Leipziger Intelligenz um sich zu versammeln wußte, einen hohen, weithin gerühmten Aufschwung genommen. In dem erlesenen Künstlerkreise traf Devrient seine spätere Gattin, die reizende Darstellerin jugendlicher Lustspielrollen, Doris Böhler, eine durch Geist und Witz gleich hervorstechende Erscheinung. Sie vor Allen veranlaßte den noch Tastenden, auch dem Lustspiele die bis dahin versagte Aufmerksamkeit zuzuwenden, während im Bereiche des ernsten Dramas P. A. Wolf, Goethe's Liebling und eine Zierde der Berliner Hofbühne, den nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausübte. Das Maßvolle der Wolf'schen Darstellungsweise, der tiefe Ernst und die gehaltene Würde der Weimarischen Schule entsprachen Devrient's feinem, allem Gewaltsamen abgeneigtem Sinne. Mit hingebender Treue, ohne jedoch sclavischer Nachahmung zu verfallen, schloß er sich an den älteren Meister an, der ihm auch im späteren Leben ein leuchtendes Vorbild geblieben ist.

Die Küstner'sche Theaterperiode fand mit dem ersten Mai 1828 ihr frühes, allgemein beklagtes Ende, und nicht ohne Wehmuth nahm Devrient Abschied von der Stadt seiner künstlerischen Lehrjahre, um sich mit mehreren der bedeutendsten Leipziger Kräfte nach Magdeburg zu wenden, wo ein vom Könige von Preußen unterstütztes Actientheater errichtet worden war.

Nach neun Monaten jedoch war auch dieses Unternehmen gescheitert, und das Ehepaar Devrient sah sich genöthigt, abermals zu wandern und ein Engagement bei der Hamburger Bühne anzunehmen. Hier, im lebendigen Verkehre mit dem Dramaturgen Zimmermann, mit Heinrich Heine und Maltitz, fühlte sich Emil geistig angeregt und gefördert. Der reiche, mächtig emporstrebende Handelsplatz, das materielle Wohlleben wie seine künstlerische Stellung gewährten ihm innige Befriedigung, und mehrere mit der Gattin gemeinsam unternommene Gastspielreisen boten seinem Ehrgeize volle Genüge.

Eduard Devrient giebt von seinem Bruder während der Hamburger Epoche folgende Schilderung:

„Die Schönheit und maßvolle Anmuth seiner Gestalten war durch volle Jugendfrische und energischen Enthusiasmus getragen. Die maßvollen Wirkungen seines Spieles zielten noch mit unbefangener Hingebung nur auf das künstlerisch Vorzügliche. Durch gewissenhaftes und detailirtes Studium — das der Ausbildung und Kräftigung seines Organes besonders zugute kam — gaben seine Darstellungen schon damals dem Zuschauer die Zuversicht, daß der Künstler seine Aufgabe vollständig beherrsche; und doch war die Wahrnehmung alles Apparates dazu durch das jugendfrische, anmuthige und seelenadelige Colorit entzogen. Wer in dieser Periode Emil Devrient in seinen Glanzrollen gesehen, der hat das Jugendideal des deutschen Theaters kennen gelernt." —

Aus diesem inhaltreichen und behaglichen Dasein entführte der Generaldirector von Lüttichau das junge Ehepaar nach Dresden, um es dauernd an das dortige Hoftheater zu fesseln. Einen längeren Urlaub, der seinem Eintritt in die Dresdener Kunstgenossenschaft voranging, benutzte Emil Devrient zu einem Gastspiel in Berlin und kehrte dann (1831), im Bewußtsein seines Werthes und seiner sich stätig steigernden Kraft, nach Dresden zurück, in schönem Wetteifer mit dem Bruder um die Palme des Sieges zu ringen.

So hoch Emil schon nach kurzer Zeit in der Gunst der Theaterfreunde stand, so hatte

Digitized by Google

er doch mit Schwierigkeiten eigenthümlichster Art zu kämpfen, wollte er sich auf dem eroberten Platze behaupten. Der tiefe, von einem trügerischen Scheine der Freundschaft übersponnene Zwiespalt zwischen Ludwig Tieck und dem Anhange der Abendzeitung brachte den Künstler in eine um so mißlichere Lage, als er zu den Führern der beiden Parteien in dienstlichem Verhältnisse stand. Tieck, grämlich und durch zahlreiche mißlungene Experimente verstimmt, soll späterhin Devrient's Talent nur für naive Rollen und für das Lustspiel ausreichend gefunden haben; daß aber auch der tragische Schauspieler hoch in seiner Achtung gestanden, dafür zeugen viele an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten niedergelegte Aeußerungen des alten Dramaturgen.

Wie der Künstler dazu bestimmt ist, das Höchste unter Leiden und herben Kämpfen des Herzens zu erringen, so blieb es auch Devrient nicht erspart, auf dem Wege bitterer Erfahrungen und schwerer Kümmernisse zu jener inneren Abklärung zu gelangen, die ihn über sich selbst erhob, die wir bis zum letzten Augenblicke an ihm bewundern mußten.

Ein häuslicher Bruch, der ihn von der Mutter seiner Kinder trennte, verdüsterte seinen heiteren Sinn, und voll tiefen Unmuthes, gebrochen an Leib und Seele, eilte er nach Paris, aus dem bewegten Leben der Riesenstadt Genesung und neuen Lebensmuth zu schöpfen.

Und er fand, was er suchte! Das französische Theater übte seinen erfrischenden Zauber auf den fast Abgestorbenen aus. Noch wirkte die Mars, neben ihr Arnal, Bouffé, und das eben der Knospe entsprungene Talent der Rachel hub an, sich in seinem ganzen Reichthume zu entfalten. Die alte Lust zum Schaffen kehrte wieder, und als ein Neuerstandener, in der harten Schule der Leiden gefestigt und geläutert, betrat Devrient den vaterländischen Boden.

In Frankfurt am Main lernte er Gutzkow kennen, dessen dramatisches Erstlingswerk „Richard Savage" in jenen Tagen eine kühle Aufnahme gefunden hatte. Devrient bot dem Freunde die rettende Hand, und das abgewiesene Stück errang einen durchschlagenden Erfolg.

Mit gesteigerter Kraft trat er dann wieder ein in den alten Wirkungskreis, jubelnd begrüßt von den Freunden, die ihn besorgten Herzens hatten hinausziehen sehen in die Fremde. Mit werkthätigem Eifer nahm er sich des jüngeren Dichtergeschlechtes an; seiner selbstlosen Hingabe verdankten es Gutzkow, Laube, Mosen und Prutz, daß die enggezogenen Schranken des Dresdener Hoftheaters sich ihren, dem Hergebrachten fast feindselig gegenüberstehenden Dramen erschlossen.

Von den zahlreichen, alljährlich wiederkehrenden Gastspielen muß der Londoner Unternehmung ganz besonders gedacht werden. Nicht ohne Besorgniß, von bangen Zweifeln gequält, trat im Sommer 1852 Devrient mit seinen Gefährten den Weg nach England an. Bald aber mußten die trüben Gedanken schwinden, denn Ehren und Auszeichnungen aller Art zeigten dem freudig Ueberraschten, daß man auch auswärts deutschen Fleiß und deutsches Können zu würdigen wisse; ja, diese Erfolge steigerten sich, als Devrient im nächsten Jahre, begleitet von Lina Fuhr und Ludwig Dessoir, abermals auf der Bühne des St. James-Theaters erschien. Die englische Kunst- und Schriftstellerwelt überbot sich in Zeichen der Anerkennung, in zarten Aufmerksamkeiten, und selbst der königliche Hof folgte mit herzlicher Antheilnahme den Triumphen der fremden Gäste.

Hervorragend war auch Devrient's Antheil an dem Zustandekommen der Münchener Mustervorstellungen im Sommer 1854. Er, dessen Name in der ganzen gebildeten Welt

Digitized by Google

einen helltönenden Klang hatte, konnte darauf verzichten, in unbedingt erster Reihe glänzen zu wollen, und so gönnte er in liebenswürdiger Bescheidenheit und richtiger Würdigung des Unternehmens, minder berühmten Genossen den Vortritt, für sich meist untergeordnete, selbst die kleinsten Aufgaben heischend.

Einen Versuch, in das Fach der Heldenväter überzugehen, gab er nach der Darstellung des Tell, Wallenstein und Lear als mißlungen wieder auf, denn er fühlte wohl, daß ihm hierzu die Wucht der Erscheinung wie des Tones, vor Allem aber das Schneidige fehle, das Rollen dieser Gattung dringend erfordern.

Damals tauchte zuerst der Gedanke in ihm auf, der Bühne gänzlich Lebewohl zu sagen. Eine gewisse Müdigkeit hatte sich seiner bemächtigt, und die tiefe Sehnsucht nach dem endlichen Abschluß einer so reichbewegten Künstlerlaufbahn ließ ihn den Wunsch hegen, dem jüngeren Rivalen, der meteorgleich an dem Dresdener Bühnenhimmel aufgestiegen war, das Feld zu räumen und in ländlicher Zurückgezogenheit den Lebensabend zu beschließen.

Nicht verletzte Eitelkeit schied seine Wege von denen Dawison's; vielmehr das klare Bewußtsein, daß er und der geniale Pole durch eine unüberbrückbare Kluft von einander getrennt waren. Dawison's geistfunkelnder, blitzartig einschlagender Realismus mußte dem letzten und bedeutsamsten Vertreter der Weimarischen Schule, deren oberstes Gesetz schönes Maßhalten war, als etwas Fremdes, Zerstörendes erscheinen. Devrient empfand feiner als Kritik und Publicum die schreiende Disharmonie in dem Zusammenwirken so entgegengesetzter Elemente, und beschloß, dem unerquicklichen Wettkampfe, den die Dienstbeflissenheit Dritter bis zur offenen Feindschaft verzerrt hatte, durch freiwilligen Rücktritt von der Bühne aus dem Wege zu gehen.

Noch aber war es zu früh für den thatkräftigen Mann, beschaulicher Ruhe sich hinzugeben. Wohl schied er 1856 aus dem engeren Verbande des Dresdener Hoftheaters, aber man ernannte ihn zum Ehrenmitgliede mit der Verpflichtung, alljährlich in einer Reihe von Gastvorstellungen die Bühne zu betreten, deren Stolz er ein Vierteljahrhundert lang gewesen war. In dieser Stellung wirkte er noch manches Jahr mit ungebrochener Frische, umglänzt von einem Strahle nimmerwelkender Jugend, bis er im Vollbesitz aller jener Gaben, die ihn hoch, zuletzt einzig dastehen ließen, am 1. Mai 1868 von dem deutschen Theater, von der Heimstätte seines Wirkens und Ruhmes für immer Abschied nahm.

Und heute beweinen wir seinen Tod, wenn wir das Geschick auch preisen müssen, das ihn so rasch, so ahnungslos von hinnen nahm!

Die Natur, die ewigblühende Mutter, blieb ihrem Lieblinge getreu. Sorglich bewahrte sie den schönen Sohn vor längerem Siechthum, lächelnd wehrte sie von seinen Schläfen die Mühen und Lasten des Alters. In herbstlicher Pracht leuchtete sein Leben hoch auf, dann plötzlich sank die Sonne, und die Nacht des Todes breitete sich still und erhaben über die edle Gestalt.

Es ist ein großes Glück, und es erfüllt mit Stolz, solch ein ächtes Menschendasein vor sich zu sehen! Zu sehen, wie nach ehrlichem Ringen und gutem Kampfe das abgeschlossene Bild des ganzen Mannes in harmonischer Vollendung uns entgegentritt. Wie Devrient das Gewöhnliche und Gemeine aus dem Bereiche seiner Kunst verbannte, so war auch seinem Denken und Handeln außerhalb der Bühne der Stempel untilgbaren Seelenadels aufgedrückt. Die Eitelkeit des Schauspielers hatte sich bei ihm zu jenem männlichen

Digitized by Google

Stolze erhoben, dem überschwängliches Lob nicht zu schmeicheln, den unbilliger Tadel nicht zu erschüttern vermag. Festen Sinnes ertrug er das Leid und, was mehr ist, festen Sinnes ertrug er das Glück!

In seinem nimmer rastenden Fleiße, in der Treue gegen seine Kunst liegt das Geheimniß seiner Wirkungen, seiner Bedeutung für das deutsche Theater. Und wenn es wahr ist, daß die wesentlichste Freundespflicht nicht darin besteht, die Hingeschiedenen durch vergebliche Trauer zu ehren, sondern ihrer Absichten eingedenk zu sein und dieselben nach Kräften in Ausführung zu bringen, so dürfen wir des Meisters Heimgang nicht beklagen, sondern sollen uns erbauen und aufrichten an seinem edlen Bilde: dann wird sein Geist mit uns sein bei allem Guten, das wir erstreben, und sein Segen wird auf uns ruhen bei jedem Schönen, das wir vollbringen! —

Die Mittel zur Abhülfe der städtischen Wohnungsnoth,

mit besonderer Beziehung auf Berlin. *)

Von

Dr. Ernst Bruch.

I.

Wie mannichfaltig und weitverzweigt die Ursachen der allgemeinen Wohnungsnoth sich darstellen, ebenso verschiedenartig und wechselnd müssen die günstigen Einflüsse sein, welche auf dieselbe lindernd einzuwirken haben. Die größte, leider nur zu oft begangene Thorheit ist es, ein Abhülfemittel, auf dessen „Erfindung" man besonders stolz sein zu können glaubt, als Panacee zu betrachten und dem gegenüber alles Andere geringschätzend und wegwerfend zu behandeln. Geradezu verderblich wirkt dieses Streben, wenn man auf diesem einen Steckenpferde ein Ideal zu erreichen sucht, welches nicht nur zur Zeit einer allgemeinen Anwendung unfähig ist, sondern bei dem auch die ersten Versuche zu seiner Verwirklichung die augenblickliche Noth nicht zu lindern, vielmehr eher zu erhöhen geeignet sind.

„Das Bessere ist der Feind des Guten".

Der Entstehung einer guten, alle billigen Ansprüche befriedigenden Wohngelegenheit für eine städtische Familie steht die „Villa", wie wir gezeigt haben, nicht minder feindlich gegenüber, als die sechs Schichten menschlicher Gesellschaft übereinanderthürmende, um einen 17füßigen Hof zusammengedrängte „Miethscaserne". Die Wahrheit liegt, wie immer, in der Mitte. Ein einfaches städtisches Wohnhaus, wie es alle kleineren Städte noch aufzuweisen pflegen, mit 3—4 Stock, ohne Kellerwohnungen und Hofgebäude, ist das allerdings bescheidene, aber einzig erreichbare Ideal. Da an ein solches Haus viel geringere baupolizeiliche Anforderungen gestellt zu werden brauchen, kann es verhältnißmäßig leichter und billiger gebaut werden. Es ist sogar nachgewiesen, daß unter Berücksichtigung der höheren Bodenpreise die Herstellung einer mittleren Wohnung in einem

*) Vgl. „Die Ursachen der städtischen Wohnungsnoth, mit besonderer Beziehung auf Berlin" von Dr. Ernst Bruch, in Heft 5 und 6 des laufenden Bandes. Red.

Digitized by Google

solchen Hause doch billiger zu stehen kommt, als in der modernen sechsschichtigen Miethscaserne. Freilich gehören zum Inslebenrufen dieser Bauart eine ganze Reihe anderer Verwaltungsmaßregeln, die nur für den oberflächlichen Beobachter gleichgültig sein können. Auf eine principielle Umgestaltung des Berliner Bebauungsplanes und seiner Handhabung, auf die nothwendige Schaffung einer Baugruppenordnung ist schon in den Ursachen der Wohnungsnoth hingewiesen worden. Aber auch im Einzelnen sind die Bauviertel des Bebauungsplanes zu groß, um ohne schwere Schädigung der Grundinteressen eine ausschließliche Bebauung an der Straßenfront unter Verbot von Seiten- und Quergebäuden vorzuschreiben, und zu klein, um ein selbständiges System von Privatstraßen unter jener Modalität hindurchzulegen.

Will man also den nach dem schlechten Muster der Gegenwart aufgestellten Bebauungsplan festhalten, so muß man große, tief eingebaute Grundstückscomplexe, wie sie jetzt üblich sind, mit in den Kauf nehmen, und geht man von den letzteren aus, so muß man Bauviertel haben, wie der Bebauungsplan sie vorschreibt. Um diesem circulus vitiosus des Bebauungsplanes und der Bauordnung zu entgehen, sind kleinere Bauviertel, die nur an ihrer Gränze bebaut sind und in ihrer Mitte einen großen freien Platz leer lassen, hervorzurufen, sind aber ferner auch kleinere Bauparcellen, mehr und engere Straßen, niedrigere Häuser und ein richtiges Verhältniß für den unbebaut zu lassenden Hofraum nöthig. In der Herbeiführung solcher Zustände sehen wir mit aller Entschiedenheit ein Mittel zur dauernden Abhülfe der Wohnungsnoth, denn der Werth des Grund und Bodens wird durch seine geringere Ausnutzungsfähigkeit heruntergedrückt, die Herstellungskosten für eine Wohnung werden geringer, die öffentlichen Einrichtungen, wie Pflasterung und Entwässerung, sind leichter herzustellen, die Wohnungen selbst werden also nicht nur billiger, sondern auch größer und gesunder.

Bei der Zusammenfügung dieser so reformirten städtischen Wohngebäude und Straßen und Bauviertel wird man gut thun, nicht eine locale Scheidung der socialen Classen der Bevölkerung herbeizuführen. Die großen Arbeiterviertel waren das Verderben für Paris, die Beamten- und Commisviertel Londons in stundenweiter Entfernung von den Büreaux und Comptoirs sind — abgesehen von der Unmöglichkeit ihrer Durchführung bei uns — keineswegs eine große sociale Errungenschaft. Viel besser erscheint es, eine Scheidung der Gesellschaft nach ihren hauptsächlichen Geschäfts- und Berufscentren herbeizuführen. Wie wir das gemeinschaftliche Geschäfts- und Wohnhaus im Eigenthume des Principales oder Meisters mit den unter demselben Dache den Gewerbsgehülfen überwiesenen Räumen für das höchste Wohnungsideal ansehen müssen, so halten wir es auch für die beste Erscheinungsform bei einem größeren Fabrikbetriebe, wenn der Fabrikherr mit seinen Beamten und Arbeitern gemeinschaftlich sich in unmittelbarer Nähe um die Fabrik herumgruppirt. Das sehr gepriesene englische Ideal führt einerseits zu verschlossenem Egoismus, Spleen, Einseitigkeit und Doctrinarismus der Anschauungen, andererseits zu einer Auseinanderreißung der gemeinschaftlichen Interessen, zu gegenseitiger Gleichgültigkeit und Feindschaft. Wenn schon jetzt in Berlin die Arbeiterschaaren aus den nördlichen Vorstädten, der Fabrikherr (oder gar der Actiengesellschaftsdirector) vom Thiergarten und der unverheiratete Commis aus einer Chambregarnie des mittleren Theiles der Stadt sich nur für die täglichen Arbeitsstunden gezwungen zusammenfinden, kann keine Harmonie zwischen dem Arbeitgeber und -Nehmer, zwischen Besitz und Arbeit entstehen. Der Arbeiter betrachtet sich jetzt nicht als thätiges und nützliches Mitglied innerhalb eines bestimmten Industriezweiges,

Digitized by Google

sondern als ein Vertreter von Standesinteressen. Er wird aber nicht so häufig die Arbeit und damit auch die Wohnung wechseln, nicht so leicht zum Striken geneigt sein und damit seine Existenz und Zahlungsfähigkeit in Frage stellen, wenn das gemeinschaftliche Band, welches Alle an denselben Arbeitsherd fesselt, auch die Wohnungsherde umschließt. Das ständeweise Zusammenwohnen der Gesellschaft ist nicht ein Culturideal, wie es öffentlich genannt ist, sondern im Gegentheil eine beständige Gefahr für die Cultur.

Nicht nur das eigene Interesse, auch die Erkenntniß ihrer Pflichten gegen ihre Mitbürger, deren Arbeit ihre Existenz ausmacht, sollte die großen Arbeitgeber bewegen, ihre Arbeiter möglichst nahe um sich zu sammeln. Wenn das in der Großstadt nicht mehr möglich ist, sollte man ernstlich darauf bedacht sein, die großen Fabriken aus dem Inneren der Stadt zu entfernen. Anfänge dazu sind schon gemacht, da z. B. die Egells'sche Maschinenfabrik nach Tegel (zwei Stunden von Berlin) verlegt werden soll, und einige Zweige des ausgedehnten Borsig'schen Geschäftes schon vor längerer Zeit nach Schlesien in eine von dem Fabrikherren selbstgebaute Stadt „Borsigwerk" verpflanzt worden sind. Eine weitere Ausdehnung dieser Maßregel würde von dem allersegensreichsten Einflusse sein.

Zunächst müssen sich die Fabriken selbst die Frage vorlegen, ob sie bei dem hochgeschraubten Bodenwerthe überhaupt noch mit Vortheil innerhalb der Stadt ihr Geschäft fortsetzen können. In vielen Fällen werden die Zinsen des Kaufpreises, der jetzt für den Grund und Boden gezahlt werden würde, kaum herausgearbeitet werden können, und meistentheils wird die Uebersiedelung vor die Thore der Stadt in weiterer Entfernung ohne alle Kosten vor sich gehen können, da die enormen Kaufpreise den Grunderwerb und den Neubau decken. Hierdurch wird das Innere der Stadt, von den Kohlendämpfen befreit, angenehmer und gesunder sein, die um die neue Fabrik angesiedelten Arbeiter verlassen ihre inneren Wohnungen und vermehren das Angebot derselben, was natürlich den Preis drückt. Das alte Fabrikareal selbst aber ist ein ausgezeichnetes Bauterrain, welches zu rationellerer Bebauung in größeren Vierteln Gelegenheit giebt, die Werthschätzung wirklich gesunder und schöner Wohnungen erhöht und damit die ungesunden und schlechten Wohnungen weniger begehrlich macht.

Ob es sich empfiehlt, mit Zwangsmaßregeln seitens des Staates zum „gemeinen Besten" diesen Proceß zu beschleunigen, ist eine bedenkliche Frage, die wir hier nicht entscheiden wollen. Es sei noch erwähnt, daß die Beschaffung kleinerer Bevölkerungsgruppen mit gemeinschaftlichem Beschäftigungscentrum ohne jede gewaltsame Einmischung der öffentlichen Organe — gegen die wir übrigens principiell nichts einzuwenden haben — sehr leicht möglich und zum Theil schon in der Ausführung begriffen ist. Wir rechnen z. B. dahin die beabsichtigte Verlegung des Cadettenhauses nach Lichterfelde. Der Widerstand des Reichstages gegen das letztere richtete sich bekanntlich nicht gegen den Bauplatz, sondern gegen die Kosten, weshalb die Hoffnung auf Realisirung des Projectes nicht ausgeschlossen ist. Mit dieser Verlegung ist natürlich die Uebersiedelung des ganzen Lehrerpersonales und damit auch von einer ganzen Reihe anderer Gewerbtreibenden verbunden.

Bei dem mit der Donauregulirung bevorstehenden Neubau eines gewaltigen neuen Stadttheiles in Wien macht man gleichfalls von diesem sehr einfachen und praktischen Mittel Gebrauch. Man will, bevor irgend eine größere Neubebauung eingetreten zu sein brauchte, sofort einige Staatsbehörden, die nicht auf den directen Verkehr mit dem Publicum angewiesen sind, dorthin verlegen und den Beamten die Erwerbung passender, gemeinschaftlicher Grundstücke in deren Nähe erleichtern. Ueberhaupt gehört die Ausdehnung des

Digitized by Google

Principes der Dienstwohnungen zu den hierher gehörigen Mitteln zur Beseitigung der städtischen Wohnungsnoth. Namentlich die schlecht besoldeten Beamten der im innersten und theuersten Theile der Stadt domicilirten centralen Staats- und Stadtbehörden sind wahrlich übel genug daran. Sie sind gezwungen, weitab in den Vorstädten zu wohnen, und vergeuden so, bei dem Mangel aller guten und billigen Verkehrsmittel, einen guten Theil ihrer schon durch ihren Beruf stark angespannten Kräfte. Das kgl. Hofmarschallamt in Berlin hat schon in der Erkenntniß der Unmöglichkeit, für seine Beamten in der Nähe des kgl. Schlosses passende Wohnungen zu erhalten, beschlossen, auf eigene Kosten Gebäude für dieselben auf fiscalischen Terrains herzustellen. Königliche und Privateisenbahnen haben schon längst ähnliche Projecte ausgearbeitet. Auch in Lehrerkreisen ist wiederholt darauf hingewiesen, daß die Herstellung nicht nur einer Hauptlehrerwohnung, sondern auch einiger weiteren Wohnungen für verheiratete und unverheiratete Lehrer in den neuen Schulgebäuden für die Commune mit nur geringen Kosten verbunden sei und einem drückenden Nothstande in diesen Kreisen Abhülfe verschaffen könne.

Gemeinde und Staat können in dieser Beziehung lediglich als große Gewerbetreibende angesehen werden, denen nicht minder als diesen eine moralische Pflicht vindicirt werden muß, ein ihren Interessen gewidmetes Menschenleben nicht mit einer kargen Gehaltszahlung abzufinden, sondern auch dafür zu sorgen, daß ihnen eine früher möglich gewesene angenehme und sorgenfreie Existenz nicht durch äußere Umstände immer mehr entzogen werde. Die Verschaffung angemessener Wohnungen für einen größeren Theil der Beamten wird denselben in den meisten Fällen erwünschter und nützlicher sein, als eine Gehaltserhöhung. Durch längere Contracte ohne Wechsel und Steigerung der Miethen, welche in solchen öffentlichen Diensthäusern, wenn sie nicht eigentliche Dienstwohnungen enthalten, eingeführt werden müssen, wird sodann wieder allmählich eine Gewöhnung an größere Seßhaftigkeit eintreten. Im Principe hat der Staat bei einer Kategorie seiner Angestellten schon lange die Verpflichtung der Wohnungsbeschaffung oder der speciellen Entschädigung, da wo dieselbe nicht möglich ist, anerkannt, und zwar beim Militär. Alle nicht casernirten Officiere und Mannschaften erhalten Servis, der bekanntlich, neben und außer dem überall gleichen Gehalte, nach den verschiedenen Miethspreisen in den Garnisonstädten wechselnd ist. Die Ausdehnung dieses Principes auf alle Civilstaatsbeamten steht unmittelbar bevor. Für Berlin stellt sich der in Aussicht genommene Servis — abgesehen von den bereits gewährten bedeutenden Gehaltserhöhungen — auf durchschnittlich ein Fünftel der betreffenden Gehälter.

Wirkliche Beispiele dieser Art von Staatshülfe finden sich namentlich häufig in England, welches so oft fälschlicherweise als das Land der unbedingten freien Concurrenz, als die Incarnation ihres Principes angesehen wird. Tausende von Polizeibeamten, Briefträger, andere Postbeamten, auch Küstenwächter sind in Staatsgebäuden untergebracht. Das Beispiel hat dort bereits bei großen Gesellschaften, Gemeinden und Corporationen vielfache Nachahmung gefunden.

Auch in der unmittelbarsten Nähe von Berlin ist die Nothwendigkeit der Beschaffung eigener Wohnungen für ihre Arbeiter gleichzeitig von Staat und Commune anerkannt, indem denselben durch die fiscalisch-städtische Societät zu Rüdersdorf die Erbauung von eigenen Wohnhäusern auf dem Boden der Societät unter erleichternden Bedingungen und unter Gewährung von Bauprämien gestattet worden ist.

Irgend eine principielle Verschiedenheit zwischen einer derartigen Wohnungsbeschaf-

Digitized by Google

fung für nicht fest angestellte Arbeiter und einer solchen für lebenslänglich angestellte Beamte existirt nicht. Bei dem großartigsten Beispiel einer Intervention der Staatsgewalt für ihre „Bediensteten" ist auch zwischen „Arbeitern" und „Beamten" durchaus kein Unterschied gemacht. Die kgl. würtembergische Centralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart, welche alljährlich die Jahresberichte der würtembergischen Handels- und Gewerbekammern veröffentlicht und dabei den auf das Wohlbefinden der arbeitenden Classen bezüglichen Vorgängen und Maßregeln besondere Aufmerksamkeit schenkt, sagt in ihrem letzten Berichte:

„Ein Gesetz vom 19. Januar 1869 hat die Erbauung von 200 Familienwohnungen in Stuttgart für die unteren Bediensteten der königlichen Verkehrsanstalten angeordnet. In Folge hiervon wurden unweit des Stuttgarter Bahnhofes 26 Wohngebäude, eine Speiseanstalt und eine Wasch- und Badeanstalt erbaut und zum größeren Theile im November 1870 bezogen. Die Häuser sind theils größere, für je 12 Familien, theils kleinere, für je 6 Familien, eingerichtet. Ihre Eintheilung ist so getroffen, daß jede Wohnung für sich abgeschlossen und nur die Treppe und der Hauseingang je für die übereinander wohnenden 6 Familien gemeinschaftlich sind. Jede Familie erhält in den größeren Gebäuden 3 mit 5370 Cubikfuß, in den kleineren 2 Zimmer mit 3971 Cubikfuß Raumgehalt, nebst Küche, Keller ꝛc. Die Wasch- und Badeanstalt umfaßt einen Wasch- und Trockenraum, Mangel- und Bügelsäle, Männer- und Frauenbäder mit den nöthigen Ankleidecabinetten. Die Waschanstalt ist so eingerichtet, daß sich der Proceß des Waschens und Trocknens mittels mechanischer Hülfe sehr rasch, wohlfeil und mit größter Schonung der Wäsche vollzieht und daher denjenigen, welche zu deren Benutzung zugelassen werden, Gelegenheit zu gutem Verdienste bietet."

Die Nr. 36 de 1872 der illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" giebt zwei außerordentlich reizvolle Ansichten dieses „Staatsbedienstetenquartieres", wie es nach den Plänen des Oberbaurath v. Morlok nun fertig dasteht — ein nachahmenswerthes Beispiel der Lösung eines guten Theiles der Wohnungs- und socialen Frage und ein Eldorado für die aller Wohnungsnoth und -Sorge enthobenen großstädtischen Beamten.

Fragen wir, ob eine weitere Ausdehnung der Staatsdienstwohnungen, namentlich für untere Beamten, in Berlin durchführbar ist, so wollen wir nur auf einige alte Casernen, deren Verlegung schon lange beabsichtigt ist, verweisen. Auf dem Terrain der Artilleriecaserne am Kupfergraben können z. B. sämmtliche, auch höhere Beamte der „Unter den Linden" gelegenen Ministerien, sowie Beamte und Professoren der Universität und der verwandten wissenschaftlichen Institute sehr bequem untergebracht werden. Für andere Behörden ist bei ernstlichem Willen die Durchführung ebenso leicht. Die segensreichen Folgen würden nicht ausbleiben.

Die Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Beamten führen zu einem der wirksamsten Mittel zur Beseitigung der Wohnungsnoth, nämlich zur Erhöhung des Preises der Arbeit überhaupt. In dieser Beziehung können, wie schon bei Besprechung der Ursachen der Wohnungsnoth hervorgehoben, die Bestrebungen des Arbeiterstandes auf Erhöhung des Lohnes, in denen die gesammte sociale Frage gipfelt, nur als gerechtfertigt anerkannt werden. Nach unserer Auffassung gipfelt die Lösung derselben in der Wiederherstellung des früheren engeren Bandes zwischen dem Arbeitgeber und seinen Arbeitern, als dessen nothwendige äußere Erscheinungs-

Digitized by Google

form schon die Gruppirung der gesammten auf denselben Arbeitsherd angewiesenen Bevölkerung in möglichster Nähe desselben hingestellt worden ist. Wo das nicht möglich ist, setzt allein eine höhere Lohnzahlung den Arbeiter in den Stand, ohne allmähliche Vernichtung seiner Existenzbedingungen den veränderten Zeitverhältnissen, wie sie sich namentlich in der Erhöhung der Miethen für ihn fühlbar machen, dauernd gerecht zu werden.

Aber auch die Bestrebungen zur Hebung der Volksbildung, die sich jetzt in erfreulicher Weise geltend machen, können als Mittel zur Hebung der Wohnungsnoth begrüßt werden, denn wir haben bereits gesehen, daß vielfach Roheit und Frechheit der unteren Volksschichten die Haus- und Grundbesitzer veranlaßt, auf ein engeres Zusammenwohnen und damit auch überhaupt auf die Herstellung kleiner Wohnungen zu verzichten. Nicht minder rechnen wir die Verbesserungen des Unterrichtes und der Erziehung in den Elementarschulen hierher. Bei dem vorhandenen, unter den gegebenen Verhältnissen stets wachsenden Mißverhältnisse zwischen der — verfrühten — wissenschaftlichen Freiheit und der zurückgebliebenen Gemüths- und Geistesbildung ist aber eine Erhöhung dieser letzteren nur bei einer stärkeren Betonung der Pflichten des Arbeitgebers gegen die Arbeiter und umgekehrt zu ertragen. Ohne eine solche, die auch in der Gesetzgebung Ausdruck finden müßte, wird der sociale Krieg zur Permanenz erhoben, und kann die sociale Revolution auf die Dauer nicht vermieden werden.*) Die endgültige Lösung der Wohnungsfrage ist also von der der socialen Frage unzertrennlich.

Die Gruppirung der Bevölkerung um ihre Arbeitsstätten und die Verbindung gleichartiger Interessen nicht nach Ständen, sondern nach der Art und dem Zwecke der Arbeit führt nothwendig zu einer Decentralisation der Großstadt, wie sie trotz einzelner — schon berührter — falscher Auswüchse in der Weltstadt London zum Theil schon durchgeführt erscheint. Die Docks im Osten mit ihrer Concentration des Hafenverkehres, die City im Inneren mit der Zusammenfassung des gesammten Großhandels, und Westminster im Westen mit den Centren der Staatsverwaltung sind die Pole des dortigen Lebens. In Paris herrscht umgekehrt durchweg ein centralisirender Zug vor, in Berlin sind erst die Anfänge einer solchen gesonderten Entwickelung einzelner Berufszweige zu merken. Die früher in noch größerem Maßstabe herrschende Durcheinandermischung und Uebereinanderhäufung der ganzen Gesellschaft in ihren einzelnen Atomen giebt ein ebenso unerfreuliches Bild und enthält ebenso bedeutende Gefahren, wie die Sonderung nach bloßen Standesinteressen, an denen, wie bereits bemerkt, Paris hauptsächlich laborirt. Gerade diese Verhältnisse riefen wohl auf dem Erfurter Parlamente das erste geflügelte Wort Bismarck's hervor: „Die großen Städte müssen vom Erdboden verschwinden".

So vielfach diese Aeußerung verspottet ist, so tiefe Wahrheiten liegen ihr zu Grunde. Es mehren sich die Anzeichen, daß sie allgemeiner anerkannt werden. Ein bemerkenswerther Artikel vom August vorigen Jahres mit der Ueberschrift „Mängel und Bedürfnisse

*) Wenn manche „Kathedersocialisten" das „sittliche" oder „moralische" oder „ethische" Moment in der Volkswirthschaft auffallend häufig und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit betonen, so mag das von einem Anfluge von Pedanterie und von Einseitigkeit nicht ganz frei zu sprechen sein. Aber jedenfalls hat die ungebührliche gänzliche Nichtbeachtung desselben von Seiten der bisher obenauf gewesenen volkswirthschaftlichen Schule oder Partei die energische Hervorhebung dieser Seite der Sache zu einer wichtigen und unabweislichen Pflicht gemacht; und der Hohn, welcher von gegnerischer Seite über die Versuche, jener Verpflichtung Rechnung zu tragen, ausgeschüttet wird, ist einfach weiter nichts als barbarisch. Red.

Digitized by Google

in Berlin" in der Nationalzeitung, welche mit den durch die unbedingte freie Concurrenz hervorgerufenen Zuständen bekanntlich gewöhnlich sehr zufrieden erscheint, sagt in dieser Beziehung: „Berlin fing an, aus einer großen eine sehr große, und droht jetzt schon, eine übergroße Stadt zu werden; jene ersteren sind nützlich und unentbehrlich, diese nicht." Ferner: „Da nicht abzusehen ist, was für einen Nutzen eine weitere Vermehrung uns bringen würde, so haben wir auch keinen Grund, keinen Antrieb, eine solche herbeizuwünschen. Von einer stärkeren Anhäufung von Menschen werden wir uns kaum einen Vortheil versprechen dürfen, dessen wir bisher nicht genossen. In welcher Hinsicht sollten wir etwa dabei gewinnen können, in wirthschaftlicher oder in geistiger Hinsicht? Es wird zuweilen geglaubt, daß in großen Städten Bildung und Verstand am besten gedeihen und am schönsten blühen; in hinlänglich großen allerdings, aber in übergroßen wahrlich nicht. Nehmen wir getrost an, daß es schon bisher Menschen genug in Berlin gegeben hat, auf daß sehr viel Kluges hätte gesprochen und sehr viel Gutes gethan werden können; haben doch in Weimar und Jena die größten Geister Platz gehabt, warum sollte es ihnen in dem bisherigen Berlin zu enge gewesen sein, und hat Berlin nicht in der That schon im vorigen und im gegenwärtigen Jahrhundert auf das höchste geistige Leben in Deutschland Einfluß auszuüben vermocht? Trauen wir uns nur was zu, wir sind unser genug, und warten wir nicht auf Zuzug! Wahrlich, die allzu großen Städte beherbergen nur zu oft drei Dinge, die gerade nicht liebens- und begehrenswerth sind. Erstens Roheit des unteren Volkes, das dort viel roher ist, als das verborgenste Landvolk in seinen Dörfern und Weilern. Ferner grobe Sinnlichkeit, Gelegenheit und Hang zu Völlerei, Verderben an Leib und Seele. Endlich geistige Flachheit, Herrschaft der Schwätzer und des Scheines. Diese Erfahrungen sind bisher noch in jedem Babylon gemacht worden."

Eine wirkliche Decentralisation der Bevölkerung nach den von uns gewünschten Arbeitsgruppen und Hand in Hand damit eine Decentralisation der Verwaltung wird hier die beste Hülfe schaffen. Wird die Großstadt in mehrere, nur lose zusammenhängende Ortschaften mit einer controlirenden Verwaltungsspitze aufgelöst, so gelangen in den Vorstädten naturgemäß die großen Arbeitgeber an die Spitze der Verwaltung, welche sich daher weit eingehender mit den Interessen der wirthschaftlich und social auf sie zunächst angewiesenen Arbeitermassen beschäftigen können. Dem gegenüber steht aber wieder eine Centralisation aller die Gemeinde-Interessen berührenden Verwaltungszweige und Geschäfte in der Hand der Gemeindeverwaltung. Namentlich auf dem Gebiete des Bauwesens, wo es am nöthigsten ist, sollte die heillose Zersplitterung der Competenzen bald aufgehoben, und eine Reform angestrebt werden, deren Endziel — nach dem englischen Muster der Board of Works — lediglich ein rein technisches Bauamt mit erheblich erweiterter Machtbefugniß sein kann.

Eine andere Art der Decentralisation der Großstadt kann in der vollständigen Verlegung centraler Staatsbehörden aus ihrem Bereiche gefunden werden, wie z. B. in Potsdam die Landes- und Reichsoberrechnungskammer besteht, das Reichsoberhandelsgericht nach Leipzig verlegt worden, und die Verlegung der Marineoberverwaltung nach Kiel in der Ausführung begriffen ist. In den Vereinigten Staaten Nordamericas wird bekanntlich das Princip verfolgt, den Sitz der Regierung nie in die großen Verkehrscentren zu legen. So ist das erst künstlich hervorgerufene Washington die centrale Hauptstadt, und Albany die politische Hauptstadt des Staates Newyork. Unsere staatliche Decentrali-

Digitized by Google

sation hat gewiß ihre guten Früchte getragen. Mögen auch ferner die vielen Sterne am deutschen Himmel nicht vor der Sonne erbleichen. Bei dem jüngsten 400jährigen Jubiläum der Münchener Hochschule sprach der Rector Döllinger die beherzigenswerthen Worte:

„Bleiben wir eingedenk unseres Berufes, der straffen Centralisation zu wehren, welche alles Blut zum Herzen führt und die Glieder kalt werden läßt. Schon durch ihr Dasein sind die deutschen Hochschulen überall Bollwerke gegen die Tendenz zur Centralisation. Sie verbreiten, über ganz Deutschland zerstreut, ihren Einfluß bis in die entlegensten Gegenden, und darum ist uns der Begriff der Provinz, worunter der Franzose sich eine dumpfe, der geistigen Anregung entbehrende Existenz vorstellt, unbekannt. In Frankreich, der Heimat dieser Richtung, wo sich die großartigste Centralisation ausgebildet hat, ist sie nur dadurch so übermäßig geworden, daß die Provinzen schon längst geistig verarmt, und ihre Universitäten, wie die zu Toulouse, Bourges, Orleans, Caen, zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken waren. Dagegen kann und soll auf den deutschen wissenschaftlichen Anstalten jede berechtigte Eigenart der einzelnen deutschen Stämme ihre Vertretung und Pflege finden. Also: Erhaltung kleiner Universitäten. Wir haben nicht eine einzige zu viel. Jede hat ihre eigene Mission zu erfüllen."

Trotzdem zieht die moderne Verkehrsentwickelung eine starke Centralisation als nothwendige Consequenz nach sich. Desto dringender scheint es geboten, dieselbe nicht ohne zwingendes Bedürfniß durch staatliche Einrichtungen zu fördern. In dem Wilmanns'schen Buche über die Reform der deutschen Banken findet sich folgendes Citat aus einem Buche von Wolonski:

„Im engsten Zusammenhange damit steht die Concentration des Capital- und Geldverkehres an den Hauptbank- und Börsenplätzen. Mögen die Banken noch so sehr bemüht sein, durch Errichtung zahlreicher Zweiganstalten ihre Dienste auch den kleineren Plätzen zugänglich zu machen, immer bleiben sie die alleinigen Reservoirs, aus welchen die Filialen gespeist werden. Ihre Entwickelung ist maßgebend für den gesammten Credit und Verkehr. Das Uebergewicht der großen Centren wird künstlich erhöht, sie geben dem wirthschaftlichen Leben nach jeder Richtung seine Impulse; ihr Fortschritt und ihr Rückschritt werden bestimmend für das Gedeihen des ganzen Landes, in welchem ein selbständiger Credit, ein selbständiger Verkehr sich nicht zu entwickeln vermag. Die alles individuelle Leben ertödtende Centralisation schreitet fort, die Kluft zwischen den dominirenden großen Städten und dem von ihnen abhängigen platten Lande, zwischen den herrschenden Geldmächten und den auf ihre Emancipation bedachten Arbeitern wird größer und führt in nothwendiger Consequenz schließlich zu Zuständen, wie sie Paris im März vorigen Jahres erlebt hat."

Unter diesen Umständen ist man wohl berechtigt, für die Einschlagung directer Maßregeln gegen die Wohnungsnoth die Alternative aufzustellen: „Soll man das Angebot der Wohnungen zu vermehren, oder nicht vielmehr die Nachfrage zu vermindern suchen"? Unter den Hauptvertretern der sogenannten Freihandelspartei herrscht hierüber, wie überhaupt in der ganzen Wohnungsfrage, eine bemerkenswerthe Verschiedenheit der Ansichten. Während Faucher mit seinen — bereits namhaft gemachten — Nachfolgern mit möglichster Energie die erstere Alternative bejaht, indem er sogar durch seine Forderung der Expropriation für städtische Bauunternehmungen eine Wendung zum reinen Communismus macht, stellt sich H. B. Oppenheim in einem Artikel „Die Wohnungsnoth und der Communismus" in der Zeitschrift „Die Gegenwart" de 1872 auf den entgegengesetzten

Digitized by Google

Standpunkt. „Dagegen (nämlich: Entvölkerung des flachen Landes und massenhaftes Zuströmen der Arbeitskräfte nach den Städten) wären ja die hohen Miethspreise in den Städten eher ein Präservativ, ein Sicherheitsventil oder ein Schutzzoll, wie man will." Auf die unmittelbar daran geschlossene „Constatirung, daß die hohen Miethspreise den Arbeiterstand am wenigsten treffen, dessen höherer Wohnungspreis nach kurzer Uebergangsfrist stets im Arbeitslohne enthalten sein wird", wollen wir hier nicht näher eingehen, sondern dieser Meinung nur die beherzigenswerthen Worte Held's (in dem vortrefflichen Artikel „Ueber den gegenwärtigen Principienstreit in der Nationalökonomie" in den „Preußischen Jahrbüchern" de 1872) gegenüberstellen: „Die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft besteht aus lauter Uebergangsperioden, jede einzelne verlangt ihre besondere Politik, und trügerisch ist gegenüber den Leiden der Gegenwart die Hoffnung auf die zukünftige Verwirklichung eines idealen Naturzustandes."

Nichtsdestoweniger ist dem freihändlerischen Standpunkte des Nichtsthuns in der berührten Beziehung eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen, wenn man sie nur auf ein planloses Poussiren der Baulust bezieht, ohne gleichzeitige Erwägung aller einschlagenden Verhältnisse und ohne den ernstlichen Willen und die Macht, den daraus möglicherweise resultirenden Nachtheilen zu begegnen. Je mehr sich nämlich das städtisch bewohnbare Gebiet ausdehnt, je zweckmäßiger dasselbe für die Bebauung eingerichtet wird, je leichter das Bauen selbst — unter Beschränkung der polizeilichen Erfordernisse auf das nothwendigste Maß — gemacht werden kann, um so größer wird der Andrang von außerhalb sein. Jede außergewöhnliche Thätigkeit auf diesem Gebiete erfordert ja sogar, ehe sie ins Leben treten kann, auch außergewöhnliche Menschenkräfte, deren Vorhandensein das Uebel vergrößert, dessen Abhülfe daher gerade hierdurch immer schwieriger werden muß.

Hören wir z. B., wie die Schwierigkeit der Verwaltung auf dem Gebiete der Berliner Waisenpflege mit der künstlichen Heranziehung immer größerer Massen besitzloser Proletarier zu wachsen pflegt. Der über das vergangene Jahr im Laufe dieses erstattete Verwaltungsbericht der Abtheilung der städtischen Armendirection für die Waisenpflege äußert sich folgendermaßen:

„Seit dem 1. April d. J. hat in Folge der gesteigerten Wohnungsnoth die Zahl unserer Waisenkinder in höchst erschreckender Weise zugenommen. In der Zeit vom 1. bis 14. April mußten allein 254 Kinder meist obdachloser Familien in das Depot aufgenommen werden. Die Unterbringung derselben in Pflege ist, namentlich was die Knaben betrifft, sehr schwierig, ja meistentheils ganz unausführbar, da gute Pflegeältern sich zur Verpflegung und Erziehung von Kindern, welche sie voraussichtlich nur kurze Zeit behalten können, selten bereit finden lassen. Ein großer Theil dieser Kinder muß deshalb in der Anstalt bleiben, bis es gelingt, sie wieder ihren Pflegeältern zuzuführen. . . . Da nun zu befürchten steht, daß am 1. October noch bedeutend mehr Kinder obdachloser Eltern werden zugeführt werden, so müssen wir schon jetzt Vorkehrungen treffen, um dieselben in geeigneter Weise unterbringen zu können."

Das Plenum dieser selben Armendirection, dem der ganze Umfang des herrschenden Nothstandes am meisten gegenwärtig sein muß, giebt einen Rathschlag, der trotz seiner reactionären Tendenz gegen die herrschende wirthschaftliche Zeitrichtung die größte Beachtung verdient. Wir reproduciren ihn hier als Mittel gegen die Wohnungsnoth in negativer Beziehung.

„Die oft laut werdenden Klagen über die nachtheiligen Folgen, welche die unbe-

Digitized by Google

schränkte Freizügigkeit für große Städte, insbesondere für Berlin zur Folge haben müsse, erscheinen allerdings selbst gegenüber dem Anerkenntniß, daß Handel und Wandel stets eines reichlichen Zuflusses arbeitender Hände bedürfen, nicht ganz ungegründet, und es läßt sich nicht verkennen, daß Tausende gerade nach Berlin, durch die Hoffnung leichten Verdienstes oder in Hinblick auf die zahlreichen hier bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten gelockt, schon in hülfsbedürftigem Zustande kommen und sich dann oft in kläglichster oder gar unredlicher Weise bis zu dem Zeitpunkte ohne die öffentliche Armenpflege durchzubringen suchen, wo sie den Unterstützungswohnsitz erworben und eine Rückweisung in ihre frühere Heimat nicht mehr zu besorgen haben. Die gesetzliche Bestimmung, daß nur dauernde Arbeitsunzulänglichkeit oder Arbeitsunfähigkeit einen Zustand der Verarmung constatiren soll, der erst zur Abweisung eines Neuanziehenden oder zu seiner Ausweisung im Laufe der ersten zwei Jahre des Wohnsitzes berechtigt, ist für eine Gemeinde wie Berlin recht bedenklich, und dies zeigt sich zumal in Zeiten, wo, wie im vorigen und noch mehr in diesem Jahre, Wohnungsmangel in bisher unerhörter Weise eintritt. Wenn die Polizeibehörde nicht streng darauf achtet, daß nach § 1 des Freizügigkeitsgesetzes jeder Bundesangehörige nur an dem Orte sich aufzuhalten oder niederzulassen ein Recht hat, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist, daß also, wo dieses nicht der Fall, der Aufenthalt und die Niederlassung zu verweigern ist, können leichtsinnige Speculation oder unbedachtes Verfahren einzelne Orte mit Zuzüglern überschwemmen, die nicht blos für sich des geeigneten Obdaches entbehren, sondern auch den angesessenen Einwohnern Ungelegenheiten ernstester Art bereiten können. Wir sehen gegenwärtig in Berlin gewiß nicht mit Unrecht in dem übermäßigen Andrängen oft ganz ohne Mittel zugezogener Familien mit einen Anlaß zu dem Mangel an Wohnungen und dem horrenden Steigen der Miethspreise, in Folge dessen Manche aus den unteren Schichten unserer ständigen Bevölkerung, die sonst noch auf eigenen Füßen standen, der Vereins- und Privatwohlthätigkeit oder gar der öffentlichen Armenpflege anheimfallen."

Zu dem Verlangen einer stärkeren polizeilichen Controle über die Existenzfähigkeit des Zuzuges kann wohl noch das Bedauern treten, daß die gesetzliche Aufhebung der Einzugsgelder ohne Noth auch die Aufhebung der geringen Bürgerrechtsgelder im Gefolge gehabt hat, welche doch nur ein Aequivalent für die Mitbenutzung der vorhandenen Gemeindeanstalten sind, also nicht als Steuer auf die freie Bewegung der Bevölkerung betrachtet werden können. Wir können der Wiedereinführung derselben, vielleicht zunächst provisorisch und auf die Dauer des herrschenden Nothstandes, nur das Wort reden.

Eine Umkehr von dem bisherigen polizeilichen Outriren des laisser faire und laisser passer scheint aus der kürzlich an alle Landräthe — nach Zeitungsnachrichten — ergangenen Aufforderung hervorzugehen, nach welcher zum Zwecke der Beseitigung der Wohnungsnoth festgestellt werden soll, ob es auf den größeren Gütern für die Winterzeit an Arbeitskräften fehlt, und eventuell, wie viele Arbeiterfamilien auf Gütern etwa Unterkommen finden können. Es wird hiernach beabsichtigt, alle in Berlin noch nicht heimatberechtigten, zum 1. October obdachlos werdenden Familien auszuweisen und ihnen Arbeit und Unterkommen auf dem Lande nachzuweisen.

Da die Wohnungsnoth, wie wir gesehen haben, wesentlich auf einem Mißverhältnisse zwischen der Zahlungsfähigkeit und dem Miethspreise beruht, so kann sie sowohl durch eine Erhöhung des Einkommens wie durch eine Erniedrigung der Miethen beseitigt werden. Die erstere ist bereits in Erwägung gezogen, von der letzteren

Digitized by Google

haben wir einen Theil besprochen, nämlich die möglichen Maßregeln zur Verminderung der Nachfrage. Es bleibt noch übrig: die Erhöhung des Angebotes, auf welche von anderen Seiten gewöhnlich allein Gewicht gelegt wird.

Folgen wir der früher dargelegten Reihe von Ursachen der Wohnungsnoth, so haben wir zunächst zu besprechen die Herunterdrückung des Bodenwerthes. Es ist interessant und bemerkenswerth, daß sich die Hauptvertreter der beiden zur Zeit in heftigem Streite bekämpfenden volkswirthschaftlichen Richtungen in dem Vorschlage von gewaltsamen Verwaltungsmaßregeln zur Ermäßigung des großstädtischen Bodenwerthes durchaus begegnen. Die in wiederholten, jedenfalls sehr verdienstvollen Aufsätzen Faucher's über Wohnungsreform und Häuserbauunternehmungen (in der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte) dargelegte Meinung gipfelt in folgender Argumentation: Chaussée-, Canal- und Eisenbahnunternehmungen schützt die Gesetzgebung durch die Expropriation gegen Monopolübervortheilung. Die Unternehmung, welche Dach und Fach für die Menge des Volkes zu schaffen hat, erfreut sich keiner solchen gesetzgeberischen Fürsorge. Die Entgegnung, daß der Wegebau an die gerade Linie, der Bergbau an das Flötz gebunden sei, während für den Häuserbau überall Platz sei, trifft bei unseren Städten entschieden nicht zu, denn man muß an Vorhandenes sich anschließen. Für den Häuserbau ist auch eine bestimmte Form und Richtung vorgeschrieben: die Kreislinie. Im Grunde ist die Erleichterung der Arbeitstheilung für Wege- und Städtebau gleicherweise das rationelle Motiv für die Expropriation. Der Baustellenbesitzer hat jetzt den einzigen Vortheil von der Häuserbauunternehmung. Er streicht den Gewinn ein und überläßt dem Unternehmer die möglichen Verluste. Der monopolisirte Baustellenring hat die Stadt im Sack. Wenn die Expropriation nicht zugelassen wird, muß man sich durch Ueberschreitung des ersten Baustellenringes in den zweiten und dritten Bebauungskreis zu helfen suchen und Bauunternehmungen im großen Ganzen ins Leben rufen, wogegen allerdings die Gemeindevertretungen in ihrer überwiegend aus Hausbesitzern des älteren Kernes bestehenden Majorität aus falscher Concurrenzfurcht eingenommen zu sein pflegen.

Dr. Wiß (Die Wohnungsfrage in Deutschland) und Beta (namentlich in vielen Artikeln der Vossischen Zeitung) folgen wesentlich diesen Deductionen, indem sie nur die Forderung der Expropriation zurückweisen. Die gutmüthige Bonhomie, mit welcher hierbei der „frischweg" expropriirende Faucher desavouirt wird, steht in bemerkenswerthem Gegensatze zu dem Verfahren, welches von dem wirthschaftlichen Gesinnungsgenossen jener, Oppenheim, gegen den sogenannten „Kathedersocialisten" Professor Wagner eingeschlagen wird. In dessen „Offenem Briefe an Oppenheim" findet sich folgende Stelle: „Dauern diese Zustände (Miethssteigerung durch Speculation) an, so wird allerdings die tiefstgreifende Reform des Eigenthums nicht ausbleiben können, vielleicht selbst der Uebergang des Grundeigenthums der Großstädte an die Gemeinde oder den Staat". Dieser dann von Oppenheim als Communismus denuncirte Standpunkt ist principiell durchaus mit dem Faucher'schen identisch.

Zu solchen Maßnahmen gehört nun jedenfalls nach der einen oder der anderen Richtung eine vollständige Umwälzung unseres gesammten Wirthschaftslebens, die „vielleicht" in der Zukunft eintreten wird. Die beginnende Discreditirung des Römischen Rechtes mit seinem absoluten „Herrschaft" gebenden „Dominium", die Wiederanlehnung an altdeutsche Anschauungen mit ihren Allmenden und Sammt-„Eigenthum" („eigenes Thun") bringt „vielleicht", nachdem die Erfahrung klug gemacht hat, und die Erkenntniß

Digitized by Google

geläutert ist, jene alten Zustände zurück, die wir in neuerer Zeit in dem kleinrussischen Communalcommunismus noch verkörpert sehen. Und kann es denn auch von dem enragirtesten Freihändler nicht wohl bedauert werden, daß sich die Communen ihres früher großen Besitzes allmählich fast vollständig entäußert haben? daß seine Wiedererwerbung immer mehr zur Unmöglichkeit wird? Hätten die Stadtgemeinden ihr Grundeigenthum zu baulichen Zwecken verpachtet, wie es noch heutzutage in England — allerdings hier von dem großen Grundadel — geschieht, oder hätten sie auch nur allmählich einzelne Bauparcellen (nicht ganze Complexe, Güter und Vorwerke) verkauft und das nicht für Bauzwecke verwendbare Terrain behalten, so würde ganz gewiß weder von der einen Seite über die ungeheueren Gemeindesteuern, noch von der anderen über die colossalen Boden- und Miethspreise geklagt werden können. Auch die Schöneberger und Tempelhofer Bauern bei Berlin wären keine Millionäre geworden.

Glücklicherweise besitzt die Stadtgemeinde Berlin noch ausgedehnte Terrains, von denen sie kürzlich, freilich nach Ueberwindung manchen Widerstandes, das Treptower Gebiet — in nicht genug anzuerkennender Weise — der städtischen Bauunternehmung zur Verfügung gestellt hat. Der eingeschlagene Modus der Zeitpacht auf das gesetzlich empfehlenswertheste Maß von 30 Jahren wird die bewußte Hoffnung auf Beseitigung der Speculation nicht Lügen strafen. Es giebt auch noch bürgerliches Gesammteigenthum bei Berlin, z. B. die sogenannten „Köllnischen Wiesen", welches im Gesammteigenthum der Hauseigenthümer des jetzigen Stadttheiles „Alt-Kölln" steht. Anstatt die nun schon ein halbes Jahrhundert darüber schwebende Separation zu Ende zu führen, sollte man lieber das Gesammteigenthum durch andere moderne Formen erhalten und in seiner Gesammtheit in ähnlicher Weise, wie das Treptower Terrain, der Bebauung zur Verfügung stellen.

Die Erhaltung solcher Zustände im „ersten Bebauungskreise" muß natürlich die Preise für das übrige, künstlich kleiner gemachte Angebot von Baustellen in die Höhe schrauben. Die so sehr hervorgehobene Ueberschreitung des ersten und Benutzung des zweiten Bebauungskreises hat die wohlgemeinte Absicht der Herunterdrückung des Bodenwerthes im ersten entschieden verfehlt. Die Baustellenspeculation, welche sich nach einigen günstigen Versuchen der ganzen weiteren Umgebung, namentlich der umliegenden Dörfer und Güter bemächtigte, hat die Preise des Bodens auch in jenen entlegenen Gegenden, an die bisher Niemand gedacht hatte, zu einer schwindelhaften Höhe getrieben. Mit Recht fragt sich der Baustellen-„Monopolist", dem man durch seine Umgehung ein Schnippchen schlagen wollte: „Wenn in Westend und Lichterfelde (zwei Stunden von Berlin) 50 Thaler pro Quadratruthe verlangt werden, was kann ich verlangen für einen unmittelbar an den vollständig bebauten Stadtkern anstoßenden Bauplatz?" Die Preise müssen mit der Entfernung abnehmen, werden sie dort künstlich in die Höhe getrieben, müssen sie in der Nähe noch viel bedeutender — und zwar ohne jedes Zuthun des Besitzers — steigen.

Man sagt, nur ganz große Bauflächen im gemeinsamen Besitz einer Actiengesellschaft können dem Monopol entgegenarbeiten. Wo wird aber die Concurrenz mehr ausgeschlossen, als durch solche wirkliche Monopolunternehmungen? Factisch sind die einzelnen kleinen „Monopolisten" nur Concurrenten, die für einen angemessenen Preis immer verkaufen. Bei der großen Gesellschaft muß man sich den Bedingungen unterwerfen, weil keine Auswahl zur Verfügung steht. Es geht dabei hier, wie leider immer: das große Capital steckt den großen Gewinn ein, das kleine einen auch im Verhältnisse kleineren.

Digitized by Google

Noch weniger durchschlagend ist die vorgeschlagene Art und Weise, wie man den „Monopolisten" doch noch fassen will. „Man läßt nämlich, nach Wiß, Beta u. s. w., die Grund- und Baustellenbesitzer am Gewinne einer großen Baucommanditengesellschaft theilnehmen und sichert ihnen für jedes Stück verkauften und bebauten Ackers einen Theil dieses Gewinnes und dann noch eine Tantième am Gewinne der ganzen Gesellschaft zu. So treibt man den Teufel durch Beelzebub aus, der stets das Böse will und stets das Gute schafft. Der Monopolist kriegt nun wirklich mehr Geld, läßt aber auch Anderen mehr zukommen." Wenn er nun aber Alles allein haben will und ihm das Theilen mit der Gesellschaft nicht paßt? Vielleicht die ganze Gesellschaft erst recht nicht? Wenn er durch das Bestehen der Gesellschaft die seiner Quadratruthen schließlich doch nicht entbehren kann, noch viel mehr in dem Festhalten bestimmt wird? „Ja dann excommunicirt man ihn durch einen Bretterzaun, über den die „luftigen Werthe" nicht hinüberflattern." Die öffentliche Straße kann ihm aber doch jedenfalls nicht abgeschnitten, die Welt ihm nicht vernagelt werden, und wenn ohne seine Kosten sein Grundstück eingezäunt wird, kann ihm das nur recht sein. Man kann ja auch hinübersehen. —

Faucher sah wohl, daß mit solchen Mitteln nicht auszukommen war. Die Expropriation, die nach ihm auch von Sax („Die Wohnungsnoth der arbeitenden Classen und ihre Reform") empfohlen worden ist, scheint uns übrigens zur Zeit ebenso wenig durchführbar, wie die Consequenz davon, der Communalcommunismus. Welche Willkürlichkeiten werden die Folgen sein? Nach welchen Grundsätzen soll die Auswahl getroffen, wie der Preis bestimmt werden? Ist er niedriger, als der auf freihändigem Wege erzielte, so kann damit die größte Ungerechtigkeit gegen den letzten Erwerber, der mehr dafür gegeben hat, begangen werden. Ist er gleich, so nutzt die Expropriation nichts. Jedenfalls müßte nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen auch der außerordentliche Werth ersetzt werden, wodurch bei großen, durch die Expropriation ins Leben gerufenen industriellen Unternehmungen der Ertrag nicht beeinträchtigt wird, wohl aber bei Häuserbauunternehmungen, die ganz besonders billige Miethen zum Zwecke haben. Mit demselben Rechte könnte man ferner auch die vollständigere Bebauung eines mit Garten und Hof versehenen Grundstückes im Inneren der Stadt oder die Errichtung dritter und vierter Etagen durch Expropriation erreichen wollen. Wo bleibt die Gränze?

Das von jener Seite vorgeschlagene Hauptmittel zur Herunterdrückung der Bodenpreise, nämlich die Villa und das Einzelfamilienhaus für Arbeiter, ist, so lange Gesetz und Gewohnheit die Bewohnung der höchsten und ausgenutztesten Miethscasernen gestattet, viel eher im Stande, die Bodenpreise immer höher zu treiben. Während in England, wo diese Wohnungsart beinahe allgemein ist und durch Verpachtungen im ausgedehntesten Maßstabe erhalten wird, der Bodenpreis sich hierdurch auf einer mäßigen Höhe hält, würde die Aufpfropfung dieser Wohnungsweise allein, ohne die übrigen englischen Einrichtungen und Gewohnheiten, bei uns gerade die entgegengesetzte Wirkung haben.

Es kann dabei nicht unbemerkt bleiben, daß das Einzelfamilienhaus, wie es von Dr. Wiß, dem Director des „Deutschen Centralbauvereines", entworfen und von Beta in überschwänglichen Dithyramben in der „Gartenlaube", der Vossischen Zeitung und sonst als das „ewige (!) Muster wohlfeiler, volksthümlicher, anspruchsloser und doch anständiger, schuldenfreier Heimstätten" angepriesen worden ist, uns unpraktisch, ungesund und unnöthig theuer erscheinen will. Daß ein kalter Corridor, der Wohn- vom Schlafzimmer und Küche vom Schlafzimmer trennt, der durch gegenüberstehende Thüren immer zugig erhalten wird,

Digitized by Google

lauter schiefe Eckeingänge in die einzelnen Zimmer hat, und der das ganze Häuschen in zwei auseinanderfallende Hälften theilt, die sich im Winter nicht gegenseitig erwärmen können, und unverhältnißmäßig viel Mauerwerk erfordert; ein Mansardenfenster, welches das Dach unsicher und durchlässig macht, übermäßig theuer ist und zu einem Zimmerchen gehört, welches mitten im Dache so arrangirt ist, daß für irgend andere Zwecke kein einigermaßen brauchbarer Dachraum disponibel bleibt, — das sind die hauptsächlichen Merkmale dieses „verbesserungsunfähigen" Musterhauses. Jedes Bauernhaus giebt ein besseres.

Bei diesen Kleinhäusern gehört der Giebel nach vorn, wodurch ohne Durchlöcherung des Daches ganz von selbst Giebelstuben nach vorn und hinten gewonnen werden und man deshalb unten ein Zimmer sparen, die übrigen aber erheblich vergrößern kann. Bei der Anordnung der unteren Zimmer soll man sich lediglich von seinem eigenen Bedürfnisse bestimmen lassen, wobei es absolut gar nicht auf schablonenhafte Symmetrie und — bei solchen kleinen Verhältnissen — noch viel weniger auf separate Eingänge für jeden einzelnen Raum ankommt. Namentlich die langen, unbenutzbaren, unnütz viel Raum wegnehmenden, mindestens eine volle Mauer in der Länge erfordernden Corridore sind absolut zu vermeiden. Statt dessen scheint uns viel zweckmäßiger: ein Entrée an der Seite, welches die Treppe enthält, ein volles zweifenstriges Wohnzimmer neben und die Küche hinter sich hat, von der Küche ein Ausgang zum Hofe und zwei Thüren in das Wohn- und das Schlafzimmer.

Etwas Absolutes ist überhaupt in der Wohnungsfrage noch nicht gefunden. Wir vermessen uns auch nicht, unter den jetzigen socialen Verhältnissen ein Universalheilmittel zur Beseitigung der hohen Bodenpreise aufzustellen. Wir glauben genug gethan zu haben, wenn die landläufigen Panaceen in ihrer Isolirung als einzige und durchschlagende Mittel in etwas zweifelhaftes Licht gestellt sind, können aber schließlich unsere Ueberzeugung nicht verhehlen, daß die beabsichtigte Verpachtung städtischen Eigenthumes das zur Zeit beste und hoffnungsreichste Mittel zur Ermäßigung des Uebelstandes ist. Das Gedeihen neuer Stadttheile erfordert nur viel mehr geistige und materielle Kraftaufwendung, als man im Allgemeinen zu glauben pflegt.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[26. September 1872.] Die glänzenden Feste, durch welche die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin verherrlicht wurde, sind vorübergerauscht. Die mächtigen Monarchen, welche sich die Hand gereicht, sind in der freundlichsten Weise von einander geschieden, und nach all dem verklungenen Festesjubel weiß der denkende Beobachter über die bleibende Bedeutung des Ereignisses kaum viel mehr, als die Masse der neugierigen Gaffer. Eines ist gewiß, die Tage vom 6. bis 12. September waren hohe Ehrentage für das neue **Deutsche Reich**, für seine Dynastie, für den leitenden Staatsmann und für den denkenden Strategen, welcher den deutschen Heeren ihre siegreichen Bewegungen vorgezeichnet hat.

Digitized by Google

Auch auf die Hauptstadt des deutschen Reiches fällt ein Abglanz dieser Ehren. Sie trug nicht umsonst ein festliches Gewand, war freudig erregt und bereitete den Gästen ihres Kaisers, so oft dieselben öffentlich mit ihm erschienen, einen festlich rauschenden Empfang. Die Katastrophe an der Schloßfreiheit, wo eine große Zahl von Menschen in einem ungeordneten Gedränge den Tod durch Erdrückung fand, legt Zeugniß von den namentlich bei den militärischen Schauspielen sich zusammenballenden Massen ab. Ob der Polizei wegen ungenügender Vorkehrungen oder wegen unzeitgemäßen und ungeschickten gewaltsamen Einschreitens wenigstens ein Theil der Schuld an der allgemeinen Verwirrung und dem dadurch herbeigeführten großartigen Unglücke beizumessen ist, darüber schwebt die gerichtliche Untersuchung.

Allerdings kam weder Deutschland noch das Deutsche Reich über die Lippen der Gäste unseres Kaisers, nachdem dieser bei dem ersten großen Festmahle, welches er denselben am 7. September gab, sein Glas „mit Gefühlen des herzlichsten Dankes auf das Wohl seiner kaiserlichen Gäste geleert" hatte. Der Trinkspruch des Kaisers von Oesterreich schloß: „Gott erhalte und beschütze den Kaiser Wilhelm, die Kaiserin Augusta und das kronprinzliche Haus". Der Kaiser von Rußland aber, zum Kaiser Wilhelm sich wendend, trank auf das Wohl seiner („Ihrer") tapferen Armee*). Nichtsdestoweniger liegt in dem ganzen Ereignisse der Dreikaiserbegegnung in Berlin bald nach der großen mitteleuropäischen Umgestaltung, welche durch den Krieg mit Frankreich reif wurde, eine durchschlagende thatsächliche Huldigung, die diesem großen politischen Erfolge, d. h. dem neuen Deutschen Reiche, dargebracht wurde, gleichviel ob sie ausdrücklich ausgesprochen wurde oder nicht. Diesen Charakter der Kaiserbesuche hat auch von Anfang an das Volksgefühl richtig erfaßt. Es war daher kein bloßer Zufall, daß gerade an diesen Tagen die Städte Berlin und Dresden dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Moltke durch Deputationen Ehrenbürgerdiplome in prächtiger Ausstattung überreichen ließen. Was Fürst Bismarck bei dieser Gelegenheit sprach, streifte auch das Ereigniß des Tages und ist eigentlich das einzige Officielle, was über die politische Bedeutung desselben in die Oeffentlichkeit gekommen ist. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, sagte er, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keiner sei mit einem Wunsche gekommen, auf den von anderer Seite nicht hätte eingegangen werden können. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht, gegen irgend eine Richtung habe die Zusammenkunft hervorgerufen. Die freundschaftliche persönliche Begegnung der drei Kaiser werde bei unseren Freunden die Zuversicht in die Erhaltung des Friedens stärken, unseren Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.

Dies sind indessen nur Allgemeinheiten, hinter denen man viel und wenig suchen kann. Daß mehrfach vertrauliche Besprechungen der Monarchen und ihrer Staatsmänner stattgefunden haben, ist gewiß. Möglich, daß dieselben, wenn man auch kein förmliches Bündniß abgeschlossen, sachlich doch die Bedeutung bestimmter Vereinigungen über rein völkerrechtliche oder kirchenpolitische Fragen der Gegenwart oder der Zukunft gehabt haben. War dies nicht der Fall — und es ist wohl das Wahrscheinlichere, daß es nicht der Fall war —, so bleibt immer die Hauptfrage, ob man den Dingen klar ins Auge geblickt hat, dort wo die Interessen der drei Reiche, namentlich Rußlands und Oesterreichs, nach deren

*) Nach einer anderen, wie später behauptet wurde, ungenauen Mittheilung hat Kaiser Alexander ausdrücklich die tapfere „preußische" Armee genannt, auf deren Wohl er trinke.

Digitized by Google

bisherigen Traditionen sich feindlich begegnen, Dingen, welche sehr schnell, auch ungesucht, durch den Gang der Ereignisse im Südosten Europas als Zankäpfel in das harmonische Kaisertrio fallen können. Ist man statt dessen an diesen heikelen Fragen scheu vorübergegangen, so mag der allgemeinen Friedenstendenz, die man pflegte, und den guten persönlichen Eindrücken, mit denen die Monarchen geschieden sind, wohl noch einiger, aber gewiß kein großer Werth für die reale Politik beigemessen werden.

Der Kaiser von Oesterreich verließ Berlin am 11. Abends. Den Kaiser von Rußland führte am folgenden Tage die Rückreise noch eine Strecke Weges mit dem deutschen Kaiser zusammen. Die Veranlassung dazu war dasselbe Ereigniß, welches vor hundert Jahren der Grundstein und der Anfang wurde für eine das ganze Jahrhundert durchziehende eigenthümliche Verbindung der drei östlichen Reiche, deren Monarchen sich jetzt wieder in Berlin zusammengefunden hatten. Aus den verschiedenen Theilungen Polens sind wohl gelegentlich auch Elemente der Trennung und des Abstoßens für die europäischen Ostmächte hervorgegangen. Aber dies war das Vorübergehende. Vorherrschend blieb der entgegengesetzte Charakter. Die Theilungen Polens hatten unter den Theilungsmächten eine lange Nachwirkung und haben sie noch jetzt. Immer von neuem trat aus ihnen wieder ein verbindender Kitt hervor. Mit seiner Hülfe kam man sich nach Unterbrechungen und Störungen verschiedener Art schon oftmals wieder näher, und fand ein Gegengewicht gegen die auf anderen Gebieten ziemlich unverhüllt auftretenden Gegensätze der Interessenpolitik.

Jetzt nun begab sich der deutsche Kaiser zur Säcularfeier der Wiedervereinigung Westpreußens, Ermlands und des Netzedistrictes mit Preußen nach Marienburg, und der Kaiser von Rußland ging mit ihm bis dahin, wo sein Weg nach Warschau abbog. Marienburg war bekanntlich in alten Zeiten der hochberühmte feste Sitz des weit in den slavischen Osten — erobernd, heidenbekehrend, germanisirend — vordringenden Ordens der Deutschen Ritter. Die Macht Polens hatte allmählich der seinigen im Lande Preußen weichen müssen. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Onolzbach (Ansbach) war Großmeister des Ordens geworden (und von dieser Linie ging später das Ordensland Preußen auf die Brandenburger Hohenzollern über). Dadurch war eine folgenreiche Verbindung eingeleitet zwischen dem merkwürdigen Ordensstaate und jener aufstrebenden Monarchie, die später von dem Neugewonnenen den Namen lieh. Der Ordensstaat Preußen stand unter päpstlicher Oberhoheit. Dies Band ward zerschnitten, als Markgraf Albrecht sich zur Lutherischen Lehre bekannte, den in Verfall gekommenen Ordensstaat säcularisirte und daraus ein Erbherzogthum machte. Aber, vom Reiche im Stiche gelassen, mußte er die lehnherrliche Oberhoheit Polens anerkennen. Die polnische Oberhoheit war jedoch schon seit dem großen Siege der Polen über das Ordensheer bei Tannenburg im Jahre 1410 thatsächlich wieder entschieden und ein halbes Jahrhundert später, 1466, ausdrücklich wieder anerkannt worden durch den Frieden von Thorn, welcher dem langen Kriege zwischen dem Orden und König Kasimir von Polen ein Ende machte. Durch denselben waren auch verschiedene Städte und Gebiete des Ordenslandes Preußen an Polen förmlich abgetreten worden, darunter namentlich auch Marienburg und ganz Pomerellen. Selbst dann, als das Ordensland an die Hohenzollern'sche Dynastie in Brandenburg gekommen war, als der „große Kurfürst" im Bunde mit Schweden die wenigstens dem Namen nach noch fortdauernde Oberhoheit abschüttelte und auf Alles, was ehedem zum Ordenslande Preußen

Digitized by Google

gehört hatte, wieder die Hand legte, mußten schließlich im Frieden von Oliva (1660) doch noch einige Theile desselben bei Polen gelassen werden, darunter wieder Marienburg. Erst als der große Rückschlag der Geschichte eintrat, als Polen, welches so lange weit über das, was polnisch war, hinausgegriffen hatte, zuerst das loser Angegliederte und bald auch das eigene polnische Land bis auf die letzte Scholle den Nachbarreichen zur Beute werden sah, kehrte Marienburg (in der ersten Theilung Polens) an Preußen zurück und zog viel Anderes mit und nach sich. Heute weht nun, wo einst die Deutschen Herren im weißen Mantel mit schwarzem Kreuze geboten, nicht nur die preußische Fahne mit denselben Farben, sondern sie ist auch noch von der Tricolore des Reiches überschattet.

Damit sind nun in Kürze einige Merksteine bezeichnet für den wechselvollen Gang der Ereignisse, welche vor dem Geiste derer vorübergezogen, welche mit geschichtlichem Sinne, um den Kaiser Deutschlands geschaart, an der Marienburger Säcularfeier theilnahmen, Gegenwart und Vergangenheit, die Erfolge polnischen und deutschen Regimentes mit einander vergleichend. Die Feier selbst verlief in würdiger Weise unter lebhafter Betheiligung der Bevölkerung und der bedeutendsten Corporationen Westpreußens. Ein von der polnischen Fraction in Posen ausgehender Protest durfte natürlich auch nicht fehlen.

Die Feier hat dadurch noch ein besonderes Interesse erlangt, daß sie die Veranlassung wurde, in den kirchlich-politischen Streit an einem Punkte, wo in der letzten Zeit ein gewisser Stillstand eingetreten war, wieder Bewegung zu bringen, und zwar an dem wichtigsten, weil am höchsten hinaufreichenden Punkte. Die Frage, was die Staatsregierung gegenüber solchen Bischöfen, die unter Berufung auf ihre Doppelstellung zur Staatsgewalt und zum päpstlichen Stuhle den Gesetzen des Staates nicht unbedingt Folge leisten, zu thun habe und thun könne, schwebt noch. Die Frage der Amts- und Temporaliensperre war angeregt, aber vorläufig ruhen gelassen worden. Der Kaiser und König schien vorerst noch einer solchen äußersten Maßregel zu widerstreben. Auf kirchlicher Seite suchte man nach Gelegenheiten, um unmittelbar auf das Gemüth des Königes einzuwirken. Auch waren im Schoße der Regierung selbst einige Zweifel darüber aufgetaucht, wie weit man den Bischöfen gegenüber schon jetzt, ohne den Weg der Gesetzgebung betreten zu haben, gehen könne. Doch war schon vor längerer Zeit dem Bischofe von Ermeland angekündigt worden, daß die Staatsregierung mit Bischöfen, welche in ihrer Renitenz verharren, keine staatlichen Beziehungen würde unterhalten, d. h. doch: sie von Staatswegen nicht mehr als Bischöfe würde anerkennen können.

Die Veranlassung zu dem Streite war bekanntlich die ohne Wissen und Genehmigung der Staatsregierung erfolgte Excommunication der altkatholischen Doctoren Michelis und Weltmann gewesen. Dies betrachtete die Staatsregierung als unvereinbar mit der bestehenden Gesetzgebung. Die Bischöfe sahen in den Excommunicationen nur einen kirchlichen Act, die Staatsregierung Handlungen, die eine doppelte, auch eine weltliche Seite haben, und welche die bürgerliche Ehre und die ganze bürgerliche Stellung des Excommunicirten berühren. Nun suchte der Bischof von Ermeland die bevorstehende Säcularfeier zu benutzen, um den ganzen bisher vorwiegend principiell geführten und zuletzt ruhenden Streit auf die Seite zu schieben, indem er über den Kopf oder über die Köpfe der Staatsregierung hinweg dem Könige huldigend nahte und so in unmittelbare Beziehungen zu ihm träte. Er hatte eine von ihm und von dem Frauenburger Domcapitel unterzeichnete Ergebenheitsadresse an den Kaiser vorbereitet, welche er ihm am Tage der Säcularfeier in Marienburg

Digitized by Google

überreichen zu können hoffte. Er fragte daher unterm 22. August unmittelbar bei dem Kaiser wegen persönlicher Theilnahme an der Marienburger Feier an.

Die Antwort des Kaisers behandelte die jetzt vorgebrachte Frage nicht für sich, sondern brachte sie in Verbindung mit der zwischen dem Cultusminister und dem Bischofe geführten Correspondenz. Sie hatte mit dem Schreiben des Ministers vom 21. Mai und mit der Antwort des Bischofes vom 15. Juni geschlossen. Es wurde dem Bischofe vom Könige geantwortet, daß durch seine früheren Erklärungen eigentlich nur die staatliche Souveränetät des Staates anerkannt sei. Damit werde der Souveränetät des Monarchen in seinen Landen eine andere entgegengesetzt, als welche nur die kirchliche gedacht werden könne. Die jetzt abgegebenen Versicherungen des Bischofes ließen den König hoffen, daß er der Aufforderung entsprechen werde, nunmehr rückhaltslos zu erklären, daß er gewillt sei, den Staatsgesetzen in vollem Umfange Folge zu leisten. Wenn dieser Aufforderung entsprochen sei, aber auch nur dann, werde er mit Freuden die Gesinnungen der Treue und Ergebenheit, welche den ermländischen Clerus unverändert beseelen, (die Adresse) aus dem Munde und aus der Hand des Bischofes selbst in Empfang nehmen.

Die Antwort des Bischofes an den König vom 5. September trägt noch mehr als seine früheren Erklärungen die Farbe der Ergebenheit und des Gehorsams. Aber der Sache nach sagt sie doch nur dasselbe. Auf staatlichem Gebiete erkennt er die volle Souveränetät der weltlichen Obrigkeit an, er erkennt keine andere Souveränetät auf diesem Gebiete daneben an, er will deshalb die ihm durch Gottes Wort auferlegte Pflicht, den Staatsgesetzen in vollem Umfange Gehorsam zu leisten, treu erfüllen. Aber andererseits erklärt er sich in Sachen des Glaubens und des ewigen Heiles der von dem heiligen Geiste geleiteten Kirche mit derselben Rückhaltslosigkeit zu unterwerfen. Dies klingt sehr harmlos. „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen." Aber man darf wirklich auch den Nachsatz des Dichterwortes hinzufügen: es „steht aber dennoch schief darum". Es bezweifelt heutzutage Niemand, daß der Staatsgewalt naturgemäß gewisse Gränzen gezogen sind, die sie nicht überschreiten darf, ohne daß der vom Staatsbürger geforderte Gehorsam auf die Stufe eines blos willkürlich erzwungenen thatsächlichen Verhältnisses herabsinkt. Sie kann weder vorschreiben, was man denken, noch was man glauben soll, noch kann sie Gedanken und Glauben verbieten. Wenn dies hingegen nach Ansicht strenggläubiger Katholiken die Kirche, wenn es namentlich der Papst kann, sobald er ex cathedra unfehlbar spricht, so kommt es allen Anderen und dem Staate nur darauf an, daß damit nicht in ein Gebiet eingegriffen wird, welches nicht ausschließlich das der Kirche, das des Papstes ist. Die Worte kirchlich, Glauben, Staatsgewalt und Staatscompetenz sind dafür nun gar nicht entscheidend, wenn die Männer Roms selbst Richter darüber sein wollen, was blos Glaubenssache, was blos eine Frage des ewigen Heiles ist. Darin liegt des Pudels Kern. Der Begriff des Glaubens und des ewigen Heiles, von dem der Bischof spricht, war schon allezeit dehnbar, er konnte immer mittelbar auf äußere Verhältnisse angewendet werden, die der gesellschaftlichen oder rechtlichen Ordnung angehören. Diese gränzenlose Dehnbarkeit ist aber doppelt und dreifach vorhanden, wenn der Papst — und dies ist ja die neue, von den Bischöfen anerkannte Lehre — über Dogmen und über Sittenlehren bindend und verpflichtend ex cathedra sprechen kann. Das sittliche Gebiet namentlich berührt ja an tausend Orten die gesellschaftliche und rechtliche Ordnung, fällt vielfach ganz damit zusammen. Würde der Bischof der Anerkennung der staatlichen Souveränetät hinzufügen, daß nicht seine Ansicht, sondern die der Staatsgewalt darüber entscheide, was

Digitized by Google

Sache des Staates sei, wo eine an sich kirchliche Frage das Gebiet des Staates berühre, und daß darnach die Gränze seines Gehorsams sich bemesse, so wäre Alles klar und jeder principielle Streit beendigt. Dies aber sagt er nicht, und er sagte es auch nicht in dem Schreiben an den König.

Fürst Bismarck erkannte mit ganz richtigem, praktischem Tacte, daß es nicht zweckmäßig sei, die dem Bischofe zu bewilligende Audienz von weiteren theoretischen Erörterungen über das, was in Zukunft zu thun und zu lassen sei, und über die Gränzen der Staatsgewalt abhängig zu machen. Er erinnerte sich und erinnerte den Bischof daran, daß ja bereits ein concreter Fall vorliege, der den besten Prüfstein dafür abgebe, ob er seinen Versicherungen denjenigen praktischen Sinn beilege, auf den es allein ankomme. Er eröffnete ihm daher durch ein Schreiben vom 9. September, daß sein Empfang nur dann mit der Würde der Krone verträglich sei, wenn er einfach anerkenne, daß er durch die gegen Unterthanen Sr. Majestät des Königes ohne Vorwissen der Regierung verhängte große Excommunication gegen die Landesgesetze gefehlt habe.

Nun galt es, unzweideutig Farbe zu bekennen. Da dies der Bischof nicht wollte, so war ihm sein Concept verdorben. Er schrieb dem Könige, daß er durch ein Schreiben des Reichskanzlers, „welches mit dem gnädigen Schreiben Sr. Majestät vom 2. September nicht im Einklang stehe", abgehalten werde, bei der Marienburger Jubelfeier zu erscheinen, und daß er dies tief bedauere. Fürst Bismarck, welchem er dasselbe ausführlicher schrieb und von dem er sich eine „Auskunft über die Gründe der Umänderung des kaiserlichen Wortes" erbat, setzte ihm darauf auseinander, daß der behauptete Widerspruch nicht bestehe. Damit war der Zwischenfall erledigt. Die Frauenburger Ergebenheitsadresse des Clerus wurde in der That bei der Marienburger Säcularfeier übergeben, aber nicht durch den Bischof. Die neuerdings in auffälligster Weise vor den Augen aller Welt — denn der Schriftenwechsel wurde veröffentlicht — angeregte Frage, was der Staat gegen renitente Bischöfe zu thun hat, wird nunmehr doch bald einer Lösung entgegengeführt werden müssen.

Diese Dinge führen uns in die Mitte des begonnenen Kampfes zwischen den beiden organisirten Gewalten des Staates und der römisch-katholischen Hierarchie. Dagegen bildet der eben in Köln vom 20. bis 22. September abgehaltene Altkatholikencongreß wieder einen Abschnitt in dem Verlaufe der inneren kirchlichen Bewegung, welche durch das Vaticanische Concil in der katholischen Bevölkerung selbst angeregt worden ist. Beides ist, trotz der gegenseitigen Berührungspunkte, wohl zu scheiden. Schon bei dem Beginnen der Bewegung (vgl. „D. Warte" I. 1. S. 53 folg.) ward über sie gesagt: „Man unterscheide wohl die schließliche Rückwirkung auf die katholische Kirche selbst und die Rückwirkung auf den Staat und sein Verhältniß zur Kirche. Was das letztere betrifft, so zweifeln wir nicht, daß die deutschen Staaten — und soweit sie es nicht fertig bringen sollten, für sie der Deutsche Staat, indem er den ihm formell gezogenen Kreis erweitert — das Staatsgefährliche der neuen Lehre sich vom Halse schaffen wird. Es wird in der einen oder anderen Weise, temporisirend oder in rascherem Vorgehen, auf Umwegen oder unter Rückschritten, vielleicht später als man denkt, aber es wird schließlich und, wie ich überzeugt bin, mit durchschlagendem Erfolge geschehen. . . . Weit schwieriger ist es, den Erfolg der Bewegung auf rein kirchlichem und religiösem Gebiete zu ermessen. . . . Soviel steht wohl fest: die Bewegung, stark bleibend und nicht entartend, kann, wenn sie auf kirchlich-religiösem Gebiete siegt, den Reinigungs- und inneren Belebungsproceß der

Digitized by Google

katholischen Kirche bedeuten. Versumpfend und besiegt wird sie ein Merkstein für die Auflösung der katholischen Kirche werden. Keine Kirche kann hoffnungsreich in die kommenden Zeiten blicken, wenn sich mehr und mehr Alles von ihr entfremdet, was reges Streben, höheres geistiges Leben hat, und ihr nur der von seinem Oberen unbedingt abhängige Priester und ein Theil der geistesträgen Masse als Stütze bleibt."

An dem jüngsten Altkatholikencongreß ist vor Allem die Erweiterung der Ziele, für welche er eintritt, bemerkenswerth. Dieselbe geht nach drei Richtungen hin. Schon der erste vom 22. bis 24. September 1871 in München tagende Altkatholikencongreß war bei der Verneinung des Unfehlbarkeitsdogmas, überhaupt bei der Verneinung der unter Pius IX. verkündeten Dogmen nicht stehen geblieben. Er hatte, jedoch nur ganz allgemein, als ferneres Ziel eine tiefer greifende Kirchenreform ins Auge gefaßt. Dies ist nun jetzt noch entschiedener als früher geschehen. Zu denen, welche dafür besonders lebhaft eingetreten sind, gehörte der zum Congresse erschienene bekannte französische Abbé Michaud.*) Die Versammlung hat sich für die Einführung der obligatorischen Civilehe und die Führung der Civilstandsregister durch bürgerliche Beamte im Wege der Gesetzgebung ausgesprochen, auch im Principe für wichtige rein kirchliche Reformen an Haupt und Gliedern. Da sie aber individuelle Vorgänge, wie die des P. Hyacinthe, der durch seine Ehe mit dem Cölibate gebrochen hat, tadelt, da sie ferner sich zu dem Grundsatze bekannt hat, „die endgültige Prüfung der tiefgefühlten Mißbräuche und die Durchführung der entsprechenden Reform bleibt den verfassungsmäßigen Organen der Kirche vorbehalten", so ist vorerst die Reformthätigkeit des Congresses im großen Ganzen eine rein theoretische, im günstigsten Falle eine vorbereitende. Eine beschränkte, schon jetzt ins Leben tretende Reform ist in § 8 des Seelsorgerstatutes durch den Wegfall der Stolgebühren und Meßstipendien ausgesprochen, wobei es heißt, daß die Mißbräuche und Auswüchse des Ablaßwesens, der Heiligenverehrung, der Scapuliere, Medaillen u. s. w. zu vermeiden sind.

In der Organisirung der eigenen Seelsorge und der eigenen kirchlichen Einrichtungen ist die Versammlung wieder einen Schritt weiter gegangen. Sie hat eine Reihe von Sätzen angenommen, welche nach dem Ausdrucke des Referenten, Professor Reusch, „eine Art von Kirchenrecht und Pasteralanweisung für den gegenwärtigen Nothstand" bilden sollen. Die nothwendigsten bischöflichen Functionen hat bekanntlich der, auch zum Congreß erschienene Erzbischof der Utrechter Kirche Heinrich Loos im Laufe des letzten Sommers in den altkatholischen Gemeinden Deutschlands vorgenommen. Bei diesem Auskunftsmittel wird es auch vorerst noch bewenden. Doch hat die Versammlung eine Commission von 7 Mitgliedern bestellt, welcher die Vorbereitung einer Bischofswahl, in's Besondere die Frage über Opportunität der Wahl, Residenz, Dotation und Stellung des Gewählten zu den Regierungen, ferner die Entwerfung einer Wahlordnung und Einberufung einer aus den Priestern und Vertretern der Gemeinden zu bildenden Wahlversammlung zugewiesen worden ist. Die Versammlung hat aber die Anträge, welche die Erledigung dieser Aufgaben an eine bestimmte Zeit gebunden, und die Bischofswahl bis zu einem bestimmten Termine vorgenommen wissen wollten, abgelehnt. Das einzig Erhebliche an dem Beschluß ist also eigentlich nur die Feststellung des Grundsatzes, daß während des gegebenen Nothstandes ein Bischof durch Wahl bestellt werden könne. In Ver-

*) Wir werden demnächst mit demselben etwas näher bekannt machen. Red.

Digitized by Google

bindung mit dieser Bischofsfrage ist zu bemerken, daß auch der gegenwärtige armenische Erzbischof die Versammlung schriftlich begrüßt, und beklagt hat, nicht persönlich erscheinen zu können. — Die Geltendmachung der Rechte rücksichtlich des bisherigen Kirchenvermögens, nöthigenfalls durch Beschreitung des Rechtsweges, und die den Regierungen gegenüber zu thuenden Schritte wegen der äußeren Seelsorgeverhältnisse, Dotationen, Gotteshäuser und dergleichen ward natürlich im Allgemeinen auch in's Auge gefaßt.

Vor Allem ist aber unter den erweiterten Zielen die angestrebte Wiedervereinigung der verschiedenen christlichen Confessionen zu nennen. Dieser weitgreifende Gedanke ist offenbar schon vor dem Zusammentritte des Congresses als eine Aufgabe desselben von hervorragenden Kirchenmännern in's Auge gefaßt worden, und es mögen auch Mittheilungen darüber an Angehörige anderer Confessionen gegangen sein. Wenigstens spricht die Thatsache dafür, daß an den Congreß sympathisirende Zuschriften nicht blos von gleichgesinnten Katholiken aus weiter Ferne, z. B. vom Priester Aguayo aus Madrid, sondern auch von Nichtkatholiken eingegangen sind, z. B. von dem anglicanischen Bischofe von Lichfield, vom Professor Pusey aus Oxford und Anderen*). Vor Allem aber ist es dargethan durch das persönliche Erscheinen des Bischofes von Lincoln, des Bischofes Wittingham von Maryland, des Bischofes Brown von Ely, des Oberpriesters Janyschew, Rectors der geistlichen Academie zu St. Petersburg, und des englischen Geistlichen Chauncy Langdon aus Florenz. Sie Alle ergriffen das Wort im Sinne der zwischen der römisch-katholischen, der griechisch-katholischen und der anglicanischen Kirche zu erstrebenden Wiedervereinigung. Auch ein Hauptführer der protestantischen Reformbewegung, Bluntschli, war zum Congreß erschienen und trat wenigstens für eine Annäherung zwischen den protestantischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche (deren völlige dogmatische Vereinigung ihm auch in der Zukunft nicht möglich schien) ein. Die Versammlung der Delegirten selbst hat sich den Gedanken der Wiedervereinigung der verschiedenen Kirchen angeeignet, als etwas, was in der Zukunft verwirklicht, gegenwärtig nur vorbereitet werden könne. Als den Grund, auf welchem die Einigung zu erfolgen habe, erkannte sie an die heilige Schrift und die alten ökumenischen Glaubenssymbole, ausgelegt nach dem Glauben der Jahrhunderte der ungetheilten Kirche. Was die Methode der zu erstrebenden Einigung betrifft, so herrschte die Ansicht vor, daß die Vereinigungsversuche nicht wie in alten Zeiten von der Hierarchie, von den officiellen Behörden der Kirche ausgehen sollten, sondern daß sie von den Bevölkerungen selbst getragen sein müßten, in denen der rechte Sinn dafür durch Vereinsthätigkeit, durch geschriebenes und gesprochenes Wort mehr und mehr zu verbreiten sei. Um diese hochwichtige Frage durch Verhandlungen zu fördern, ward eine Commission erwählt. Außer dem Altmeister Döllinger, welcher diese seine Lieblingsidee bekanntlich zum Gegenstande öffentlicher Vorträge gemacht hat, die er im vorigen Winter in München hielt, sitzen in derselben Professor Friedrich von München, die Professoren Langen und Reusch von Bonn, Reinkens von Breslau, Lutterbeck von Gießen, v. Schulte von Prag, Michelis von Braunsberg, Appellationsrath Rottels von Köln und Abbé Michaud.

*) Auch der Bischof von Deventer wird genannt. Er ist in einem Berichte als katholischer Bischof aufgeführt. Ob er dies ist, ist mir unbekannt. Eben so ist mir die Confession des Professor Ossinin von St. Petersburg, und des englischen Parlamentsmitgliedes Beresferd Hope, von welchen auch zustimmende Schreiben eingingen, nicht bekannt.

Digitized by Google

Für eine zusammenhängende Leitung der altkatholischen Angelegenheiten besteht ein leitender Ausschuß fort, welcher seinen Sitz abwechselnd in München und Köln haben soll, im nächsten Jahre in Köln.

Prüft man diese Vorgänge unbefangenen Blickes, so erscheinen die erweiterten Ziele, mit denen sich der Altkatholikencongreß beschäftigt hat, weniger als der natürliche Ausfluß einer kräftig steigenden Bewegung, denn als Hebel, nach welchem man sucht und greift, um der Bewegung einen neuen Anstoß zu geben, sie zu vertiefen und zu verbreiten. Abgesehen von der weit verbreiteten kirchlichen Indifferenz macht der Leitung der altkatholischen Bewegung noch eine andere bedenkliche Klippe viel zu schaffen. Wenn sie sich vorwiegend auf dem bisherigen negirenden Standpunkte hält, so läuft sie Gefahr, daß nicht nur diejenigen sich abwenden, die eigentlich nur aus politischen Motiven mitgehen und längst über alles orthodoxe Kirchenwesen hinaus sind, sondern auch ein Theil derer, die noch an der Kirche halten, aber ungestüm eine gründliche Reform an Haupt und Gliedern verlangen, alle die, welche eigentlich nur diese Hoffnung von einem völligen inneren Bruche mit der Kirche abhält. Will die Leitung der Altkatholiken hingegen den Versuch machen, eine solche Reform schnell auf eigene Hand zu beschließen und ihre thatsächliche Einführung im eigenen Kreise (z. B. rücksichtlich des Cölibates, der Ohrenbeichte, Ausmerzung des Lateinischen im Gottesdienste und dergleichen mehr) zu beginnen, so läuft sie umgekehrt Gefahr, daß die kirchlich conservativeren Kreise nicht folgen. Wahrscheinlich werden nur tief eingreifende äußere Ereignisse, die zumeist von Rom oder Berlin ausgehen werden, darüber entscheiden, was schließlich aus der Bewegung auf rein kirchlichem Gebiete wird. Eines aber ist vor Allem nicht zu vergessen, wenn man Gegenwart und Zukunft im richtigen kirchlichen Lichte sehen will. Was von deutschen Katholiken nicht mit dem Altkatholicismus geht, steht deshalb noch keineswegs auf der anderen Seite. Die Zahl denkender Menschen, die das Alte verwerfen, und denen das Neue nicht genügt, ist in stetem Wachsen, und der Boden dieses Wachsthums ist üppig gedüngt durch die Thaten des Vaticans in den letzten Jahren, und wird noch fortwährend gedüngt. Von denen aber, die heute in Deutschland mit Rom gehen, thut dies wieder nur ein Procentsatz aus Ueberzeugung oder innerem Bedürfniß. Andere thun es des Scheines wegen („was werden die Nachbarn sagen") oder weil sie in ihren Gewohnheiten nicht gestört sein wollen, oder um des Vortheiles willen.

Es wäre heute noch Manches zu überblicken. Zunächst ein Gegenfüßler des Altkatholikencongresses, die am 13. September zu Breslau abgehaltene 22. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands; dann die vor wenig Tagen geschlossene Bischofs-Conferenz in Fulda, deren Früchte wohl bald in gemeinschaftlichen Hirtenbriefen sichtbar werden; der Verlauf des internationalen Communistentages im Haag; die am 24. Sept. endlich in der Person des Finanzministers Pfretzschner erfolgte Ernennung eines Nachfolgers für den Graf Hegnenberg, durch welche die Velleität eines Ministeriums Gasser förmlich begraben ist; die in manchen Staaten, so in Holland, in Oesterreich-Ungarn wiederbegonnene parlamentarische Thätigkeit; der am 18. September erfolgte Tod des Königes von Schweden, das am 13. September in dem großen völkerrechtlichen Processe zwischen England und den Vereinigten Staaten in Genf gefällte schiedsrichterliche Urtheil; in Spanien die näher rückende Frage des Staatsbankerottes. Das Eine oder Andere davon wird später näher zu betrachten sein.

Digitized by Google

Bücherschau.

Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790. 2 Bände. Leipzig. Duncker und Humblot 1871 und 1872.

Jedem, der nur einen flüchtigen Blick auf die staunenswerthe, jugendfrische und sich nimmer erschöpfende Thätigkeit des Meisters Ranke wirft, muß offenbar werden, daß seine Arbeiten, welche von jeher mehr als die irgend eines anderen Forschers, einen universalen Charakter an sich trugen und Serbien so gut wie Italien, Frankreich wie England in den Bereich ihrer Betrachtung zogen, in der jüngsten Zeit sich mehr auf Deutschland beschränken; dem Wanderer gleich, der nach einer langen, durch alle Erdtheile unternommenen Reise, am Ende seiner Tage, aus allem Schönen und Herrlichen, das die Ferne bot, sich herausreißend, nach der Stätte sich zurücksehnt, von welcher er ausgegangen ist. So haben seine letzten Arbeiten: „Wallenstein", „Der Ursprung des siebenjährigen Krieges" und endlich die vorliegende, drei Perioden der deutschen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts zum Gegenstande.

Trotzdem ist in keinem dieser drei Werke, wie wir dies bei Betrachtung des vorletzten*) zu bemerken Gelegenheit hatten, eine Specialgeschichte gegeben, als welche wir wohl die Geschichte eines einzelnen Landes aufzufassen gewohnt sind. Zwar ist auf dem Titel des uns vorliegenden Werkes das Deutsche mehrfach betont, aber doch begegnen uns Capitelüberschriften wie die des zwanzigsten: „Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte", welche gar keinen Zusammenhang mit der deutschen Geschichte anzudeuten scheinen, und andere, wie die des sechszehnten und siebzehnten: „Irrungen mit Holland, Feldzug in Holland", welche wenigstens keine directe Verbindung mit dem uns augenblicklich beschäftigenden Thema bezeichnen. Aber eben dies ist eine Eigenthümlichkeit der Ranke'schen Geschichtschreibung, gegen deren Berechtigung sich wohl manche Bedenken geltend machen ließen, kein Ereigniß für sich allein, oder, da eine solche völlige Absonderung oft unmöglich, wenigstens nicht ohne große Beeinträchtigung des Verständnisses durchgeführt werden könnte, nur mit oberflächlicher Berücksichtigung der gleichzeitigen Begebenheiten zu betrachten, sondern bei der Erzählung des Einzelnen immer das Allgemeine im Auge zu haben und nachzuweisen, welche Stellung jenes in diesem einnimmt, und in welchem Maße dieses auf die Gestaltung jenes eingewirkt hat.

Mit dieser Art und Weise hängt naturgemäß eine zweite Eigenthümlichkeit zusammen, welche Solchen, die aus Ranke's Werken nur eine Belehrung über die ihnen unbekannten Ereignisse wünschen, störend entgegentritt, nämlich die, daß Ranke keineswegs alle kleinen Begebenheiten aufzählt, sondern, oft Erzähltes als bekannt voraussetzend, nur auf Wichtigeres und Unbekanntes hinweist. Man wird sich hüten müssen, dieses Verfahren von vornherein als falsch zu bezeichnen, vielmehr könnte man es dem in Kunstsammlungen üblichen Gebrauche vergleichen, einen zweifachen Katalog auszugeben, von denen der eine, alle Gegenstände einzeln aufzählend und benennend, als Wegweiser für diejenigen dienen soll, welchen die Kenntniß auch des Kleinsten wünschenswerth erscheint, der andere, nur die allgemein als vorzüglich gepriesenen und außerdem die wenig beachteten, gleichwohl kostbaren und werthvollen Stücke ausführlich beschreibend, ein belehrender Führer für Kenner und verständnißvolle Beschauer ist.*) In gleicher Weise ist das vorliegende umfangreiche Werk keine erschöpfende Erzählung des Jahrzehntes deutscher Geschichte, das durch die beiden bedeutenden Männer, welche in ihm ihre lange und segensreiche Thätigkeit beschließen, Josoph II. und Friedrich den Großen, und

*) S. „Deutsche Warte" Bd. II, Heft 1.

*) Die Vergleichung scheint nur etwas zu hinken. Denn die vollständigen Kataloge sind für den Kenner und Forscher, die auswählenden Führer für das größere Publicum bestimmt, während sich bei der Geschichtsschreibung das Verhältniß wohl vollständig umkehrt. Red.

Digitized by Google

durch das folgenreichste Ereigniß der neueren Geschichte, die französische Revolution, welche in ihm bereits ihre Wirkungen zu äußern beginnt, zu den merkwürdigsten und bedeutsamsten gehört, sondern es ist eher eine in großartigem Stil gehaltene, durch Neuheit der Mittheilungen und Anschauungen fesselnde und belehrende Betrachtung der Wechselbeziehungen zwischen deutscher und allgemeiner Geschichte, eine Betrachtung, die eben ihrer Allgemeinheit wegen nur um so größeres Interesse einzuflößen im Stande ist.

Doch ziehen wir es vor, in dieser Besprechung dem Verfasser nicht in die Weite zu folgen, sondern auf dem engeren Gebiete wirklich deutscher Geschichte zu verbleiben und einzelne wichtigere Punkte besonders hervorzuheben.

Der Fürstenbund, dessen Geschichte auch schon vor Ranke mehrfach — namentlich von Adolph Schmidt — aber doch nicht in genügender Weise behandelt worden ist, erscheint als ein überaus merkwürdiger Versuch der Regeneration des Deutschen Reiches. Freilich verdankt nicht zunächst diesem Plane der Bund seine Entstehung, sondern der Plan reift erst, nachdem der aus Negation hervorgegangene Bund einen positiven Inhalt zu erlangen sucht.

Zum genaueren Verständniß dieser Entwickelung bedarf es einer Vergegenwärtigung der Zeitverhältnisse.

Preußen und Oesterreich hatten, nachdem die starke, durch den siebenjährigen Krieg erzeugte feindselige Stimmung einer ruhigeren Betrachtung gewichen war, versucht, einander etwas näher zu kommen: die Herrscher beider Länder trafen — so finden also Ereignisse der Gegenwart Analogien in ferner Vergangenheit — zu persönlicher Besprechung in Neiße, später in Mährisch-Neustadt zusammen. Aber diese Unterredungen hatten doch nicht den gewünschten Erfolg: in Friedrich blieb eine gewisse Spannung zurück und in den österreichischen Staatsmännern wurde ein Gefühl der Ueberlegenheit erzeugt, welche sich danach sehnte, auf diplomatischem Wege das wieder zu erringen, was man mit den Waffen verloren hatte.

Die Gelegenheit dazu schien sich bald zu bieten. Als nämlich der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern starb (1778), nahm Oesterreich, in Folge von Verabredungen, die es mit dem Nachfolger, Karl Theodor von der Pfalz, getroffen hatte, einige Theile des Landes ein, in der Hoffnung, daß die anderweitig beschäftigten Großmächte diesem Schritte ruhig zusehen würden, und daß Preußen nicht wagen würde, allein dagegen aufzutreten. Da es sich indeß in seiner Erwartung getäuscht sah und die Mächte in drohender Haltung sich gegenüber erblickte, gab es im Frieden von Teschen die eingenommenen Besitzungen wieder heraus. Als dieser Frieden vom Reichstage in Regensburg sanctionirt werden sollte, erhob sich im Kurfürsten-, Fürsten- und Städtecollegium ein lebhafter Streit zwischen den Puristen, welche den Frieden pure annehmen, und den Clausulanten, welche ihm den Zusatz zufügen wollten, daß der Frieden gültig sein solle „unbeschadet der Rechte des Reiches und eines Dritten"; — schließlich siegte die letztere Meinung.

Wichtiger als der letztgenannte Erfolg war aber die durch diese Verhandlung bei vielen Reichsgliedern erregte Wachsamkeit gegen österreichische Uebergriffe, zu deren Bewährung sich bald Gelegenheit fand. Joseph war einerseits in Folge seiner Grundsätze über Behandlung der Geistlichkeit, andererseits in Folge seiner politischen Absichten dahin geführt worden, die Einmischungen auswärtiger Bischöfe in ihre österreichischen Diöcesen zu verbieten und für seinen Bruder Maximilian die Coadjutorstelle in Köln und Münster zu erlangen, und hatte durch das erstere den Zorn geistlicher, durch das letztere die Befürchtungen weltlicher Fürsten erregt. So fanden sich die ehemals in zwei feindliche Lager Geschiedenen auf einem neutralen Boden zusammen, und zwischen einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten, von denen damals ein jeder in frischem Streben für sein Land oder Ländchen eifrig zu sorgen bemüht war, wurde ein gemeinsamer Plan zur Belebung des ständischen Sinnes, zur Stärkung der Reichsverfassung gefaßt. Aber da man Preußen umgehen wollte und in der eigenen Mitte keine Macht besaß, welche im Stande gewesen wäre, die verschiedenartigen Bestandtheile zusammenzuhalten, so gelangte der Plan, welcher überdies zu rechter Klarheit und Bestimmtheit noch nicht gediehen war, nicht zur Ausführung.

Daß es bei diesen ersten Versuchen nicht

Digitized by Google

blieb, dafür sorgte Oesterreich selbst. Es hatte sich an Rußland, nachdem Preußen von diesem abgewiesen worden war, angeschlossen, hatte den gewaltigen Nachbar zur Wegnahme der Krim aus den Händen der Türkei beglückwünscht, und gedachte nun mit seiner Unterstützung das längst gehegte Project eines Tausches der Niederlande, die ihm längst lästig geworden waren, mit Bayern durchzusetzen. Des letztgenannten Landes Herrscher, Karl Theodor, der keine legitimen Kinder hatte und mit dem präsumtiven Thronerben, dem Herzoge Karl von Zweibrücken, in beständiger Spannung lebte, wäre gern auf den Plan eingegangen, und während nun Oesterreich den Besitz der Niederlande zu sichern suchte, dabei aber in Feindseligkeiten mit Holland gerieth, welche erst später durch Frankreichs Vermittelung beigelegt wurden, rief der Herzog von Zweibrücken, dem man die lockendsten Aussichten gezeigt und zunächst Geld geboten hatte, den König von Preußen an. Dieser war wie ganz Deutschland über den Plan erschreckt, und ergriff gern die günstige Gelegenheit, gegen Oesterreich aufzutreten; ebenso erklärten die deutschen Fürsten freudig ihre Theilnahme für die deutsche Freiheit, als von Seiten Preußens an sie die Anfrage erging, wie man sich gegenüber dem österreichischen Begehren zu verhalten habe. Zunächst kam es zu einem Vertrage zwischen den drei Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen, Hannover, welcher ein einmüthiges Verfahren gegen die Eingriffe in die Reichsgerichte, zur Sicherung der Besitzungen jedes Fürsten und gegen den bayerischen Tausch (eventuell mit Waffengewalt) festsetzte; einem Vertrage, dem bald der Erzbischof von Mainz und andere geistliche und weltliche Fürsten sich anschlossen.

An diesen Verhältnissen änderte der in Preußen stattfindende Thronwechsel nichts, denn Friedrich Wilhelm II. hatte schon als Prinz von Preußen seine offene Hinneigung zu einer deutschen Union erklärt und war als König trotz der vielfachen Beschäftigung im eigenen Lande und trotz der rasch und glücklich durchgeführten Unternehmung gegen Holland gern geneigt, den Bund zu unterstützen. Auch von anderer Seite war dem Fürstenbunde, dem freilich durch das eigenmächtige Verfahren des Landgrafen von Hessen-Cassel gegen Lippe große Unannehmlichkeiten erwuchsen, eine Förderung geworden dadurch, daß die von der katholischen Geistlichkeit in Deutschland ausgehende Reformbewegung, welche an dem Kaiser keine Stütze fand, dem antikaiserlichen Bunde neue und gutgewillte Genossen zuführte.

Und hier tritt nun eine, von Ranke zum ersten Male ausführlich geschilderte ruhmreiche, wenn auch erfolglose Thätigkeit eines Fürsten ein, welcher sonst selten bei politischen Bestrebungen genannt wird, nämlich Karl August's von Weimar, der in edelster und uneigennützigster Weise bemüht war, in Gemeinschaft mit den Verbündeten eine wirkliche Reform der Reichsverfassung zu Stande zu bringen. Aber seine Anstrengungen mißlangen, theils vielleicht weil die großartigen Bewegungen, welche im Nachbarlande Frankreich vor sich gingen, ängstlichen Gemüthern das Gefährliche einer jeden großen Veränderung vorzeigten, hauptsächlich aber wegen des eifersüchtigen Mißtrauens, welches die größeren deutschen Fürsten gegen Preußen hegten, dem bei der Aenderung der Verhältnisse die Rolle einer Vormacht hätte zufallen müssen.

Der Fürstenbund, der letzte Versuch, auf friedlichem, gesetzmäßigem Wege das Deutsche Reich neu zu gestalten, scheiterte, wie alle früher und die unter anderen Formen später unternommenen, an den Irrthümern und Fehlern einer tausendjährigen Vergangenheit. Schon im Jahre 1788 harrte, wie Joh. v. Müller in seiner damals erschienenen Schrift „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde" sagt, das deutsche Volk umsonst.

Die beiden bedeutendsten Persönlichkeiten, welche in dieser Periode dem Leser entgegentreten, sind Friedrich der Große und Joseph II. Von dem Ersteren ist in Ranke's Werk freilich nur noch wenig die Rede, aber wie überwältigend ist z. B. sein Tod geschildert (I. S. 267 ff.); dagegen erfüllt die Erzählung von Joseph's Thätigkeit das ganze Buch. Auch hier sind die Charakteristiken Joseph's und seines allmächtigen Ministers Kaunitz vortrefflich; die Schilderung der Unterredung zwischen Letzterem und Papst Pius VI. (I. S. 84 ff.) ist das Plastischeste, das ich kenne; aber man wird sich hüten müssen, das Bild Joseph's, als Vaters seines Volkes, wie es uns seit den Kinderjahren

Digitized by Google

vorschwebt, hier wiederfinden zu wollen: wir sehen hier nur den Politiker in seinen kleinen und großen, gut und schlecht berechneten Zügen, in seinen geringen Erfolgen und großen Niederlagen.

Auch von einem anderen Manne erhalten wir ein mit früheren Anschauungen nicht übereinstimmendes, aber, wie mir scheint, durchaus zutreffendes Bild, nämlich von Friedrich Wilhelm II. Ranke weist hier, nicht in dem tadelnswerthen Bestreben mancher historischen „Retter" unserer Tage, welche alles bisher Schwarzgemalte weiß machen wollen, sondern nach gewissenhafter Prüfung der Thatsachen und Quellen nach, daß dieser König nicht durchaus den herben Tadel verdient, der über ihn besonders durch und seit Mirabeau's Beurtheilung ausgesprochen worden ist. Er war, als er auf den Thron gelangte, „ein junger Mensch in der Blüthe der Jahre, von imponirender Gestalt, der zwar herrschen und seine Pflicht erfüllen, aber auch das Leben genießen wollte; er hatte sich in Liebeshändel und sehr anstößige Verhältnisse verstricken lassen. An Stelle der kalten Skepsis Friedrich's des Großen hegte er religiöse Ideen mit einer starken Neigung zur mystischen Schwärmerei". Diese Neigung wurde von Dienern, die allzuleicht aus niedrigem Stande zu gebietendem Range erhoben wurden, genährt und zur Verketzerung freier religiöser Anschauungen, zur Verbannung der Wissenschaft ausgebildet. Aber in den ersten Regierungsjahren gab man sich einer erfreulichen Thätigkeit hin. Denn man empfand gar wohl und suchte demgemäß abzustellen drückende Einrichtungen in Regierung und Verwaltung, die nur ein Friedrich mit fester Hand hatte aufrechterhalten können. Aber auch nach außen war der junge König eifrig thätig: an der schnellen Erledigung der holländischen Wirren arbeitete er mit, und das bald darauf erlangte Bündniß mit England, durch welches er seinem Staate eine größere europäische Stellung gewann, ist sein eigentliches Werk. — —

Es wäre eine lohnende, aber die Gränzen dieses Blattes weit überschreitende Aufgabe, die große Fülle des Neuen aufzuzählen, welches in den beiden vorliegenden Bänden enthalten ist, — ein Theil der bisher unbekannten Urkunden ist als Analekten in der zweiten Hälfte des letzten Bandes abgedruckt —, daher möge die Beschließung unserer Mittheilungen nur als ein Abbrechen, nicht als ein Erschöpfen des Gegenstandes gedeutet werden.

Zum Schlusse dieser Anzeige der neuen schönen Gabe aus der Hand des Meisters der deutschen Geschichtschreibung mögen die Schlußworte aus der Vorrede des Verfassers angeführt werden, welche, eine Mahnung für Alle enthaltend, welche Geschichte lehren und verstehen wollen, zugleich Ranke's Art und Weise vortrefflich kennzeichnen: „Unmöglich wäre es, unter allen den Kämpfen der Macht und der Ideen, welche die größten Entscheidungen in sich tragen, darüber keine Meinung zu haben. Dabei aber kann doch das Wesen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben. Denn dies besteht nur darin, daß man die agirenden Mächte in dieser Stellung anerkennt und die einer jeden eigenthümchen Beziehungen würdigt. Man sieht sie in ihrem besonderen Selbst erscheinen, einander gegenübertreten und mit einander ringen; in diesem Gegensatz vollziehen sich die Begebenheiten und die weltbeherrschenden Geschicke. Objectivität ist zugleich Unparteilichkeit." L. G.

Todtenschau.

Uhlich, Johann Jacob Marcus Leberecht, Pfarrer der „Freien Gemeinde" zu Magdeburg und Ehrenbürger dieser Stadt, legte nach einem Leben voll Kampf für Licht, Recht und Wahrheit am 23. März sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

In ihm ist ein wahrer, ächter, deutscher Diener Gottes dahingegangen, ein Theologe, der für die Leitung des kirchlichen Lebens in freieren Bahnen, für die Emancipirung desselben von den Banden der Orthodoxie manchen tapferen Strauß gekämpft hat. Der feste Grund

Digitized by Google

und Boden, auf dem der Verewigte unerschütterlich stand, auf dem er nicht wankte, und von dem er nicht wich, wie immer auch die schwarzen Raben der Finsterniß und des todten Glaubens krächzen mochten, das war die heilige Schrift. Dem Wahlspruche folgend: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig" hielt er die Bibel bis an sein selig Stündlein als das hochheilige Erbe des Geistes Gottes, des heiligen Geistes. Die Bibel war ihm nicht der Geist selbst, sondern sie enthielt für ihn nur den Geist; er suchte ihn daher durch unausgesetztes Forschen. Mit Sebastian Frank unterschied er das äußere und das innere Wort, und war eingedenk der Lehre des Erasmus, daß man die Bibel nicht überall nach dem Wortverstande, sondern geistig aufzufassen habe, und daß sie geistig zu verstehen sei. Bei dem unausgesetzten Streben nach Besserung darf daher das Streben nach Erkenntnißerweiterung nicht vernachlässigt werden, denn nur hierdurch kann man eine vernünftige Auffassung der Bibel erreichen. In diesem Sinne war sein Motto denn auch: „Werdet vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist".

Das Gesammtbewußtsein aller so gefundenen Wahrheiten bildete für Uhlich das Wort Gottes und war ihm ein unveräußerliches Product des freien Entwickelungsganges des menschlichen Geistes. Daher war ihm auch der Protestantismus nicht etwa ein in sich Abgeschlossenes, ein mit sich Fertiges, sondern ein sich stets Erweiterndes, in das Reich des Gottesgeistes immer tiefer Eindringendes, er war ihm der heilige Geist selber.

Leberecht Uhlich war 1799 in Köthen in Anhalt von geringen, aber wackeren Aeltern geboren. Sein strebsamer Geist und innere Neigung „zum Predigen" führten ihn zum Studium der Theologie. Sagt er doch in seiner Broschüre: „Zehn Jahre in Magdeburg, 1845—55" (Magdeburg 1855) von sich selber: „Schon als Schulknabe hatte ich mir jüngere Kinder aufgesucht, die ich unterrichtete; in das Amt des kirchlichen Sprechers war ich mit aller der Lust eingetreten, die das Bewußtsein des inneren Berufes giebt." Er lag seinen Studien seit 1817 in Halle ob, wo ihn namentlich Wegscheider in die Bahnen vernünftigen rationalistischen Denkens leitete. Nach Beendigung seiner Studien ging er 1820 nach seiner Vaterstadt als Hauslehrer zurück und wurde 1824 Prediger in Diebzig bei Aken. Durch eine Biographie des Fürsten Wolfgang von Anhalt in dem anhaltischen Landeskalender, gerade zur Zeit, als der Herzog Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche übertrat, fiel er in Ungnade, so daß er bei mehreren Anstellungen übergangen wurde.

Was ihm in seiner Heimat schadete, das diente in Preußen zur Empfehlung, und er wurde hier auf eine gute Pfarrstelle, nach Pömmelte in der Nähe von Magdeburg, versetzt. Allerdings trug dazu der Umstand bei, daß er sich in seiner Umgebung den Ruf eines treuen Seelsorgers und eines wissenschaftlich strebenden Predigers erworben hatte, der die Prediger der Umgegend zu wiederkehrenden Conferenzen zusammengebracht hatte. In seiner neuen Stellung wirkte er mit Aufopferung im gleichen Geiste, was ihm die Liebe und Hochschätzung der ganzen Gegend einbrachte. Die Uebergriffe der Orthodoxen in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's IV., und insbesondere die Verfolgung des rationalistischen Predigers Sintenis in Magdeburg durch den Bischof Dräseke gaben dem Verstorbenen und gleichstrebenden Genossen Veranlassung, im Sommer des Jahres 1841 die Predigerconferenzen in Gnadau, aus denen immer mehr aufschwellende Versammlungen der „protestantischen Lichtfreunde" wurden, ins Leben zu rufen. Hierdurch wurde er auch auf das Feld schriftstellerischer Thätigkeit gezogen, indem Angriffe vermittels der Presse ihn zur Vertheidigung veranlaßten. So entstanden seine „Bekenntnisse" (Leipzig 1845), welche vier Auflagen erlebten.

Im Jahre 1845 wurden die erwähnten Versammlungen, denen Uhlich in den meisten Fällen präsidirte, sowohl in Köthen und Sachsen wie in Preußen obrigkeitlich verboten, und er selbst in einer halben Gefangenschaft in seiner Gemeinde gehalten. Aus dieser mißlichen Lage befreite ihn noch in demselben Jahre eine Berufung als Prediger an der Katharinenkirche zu Magdeburg. Freudig ging er nach dem alten Vororte protestantischen Glaubens, und in unendlich kurzer Zeit erwarb er sich die Liebe seiner Pfarrkinder und seiner Mitbürger. „Ich

Digitized by Google

war ein glücklicher Mensch", so sagt er von den ersten Jahren in Magdeburg. „Es war Mode geworden, etwas auf mich zu halten". Weil er aber das apostolische Symbol bei der Taufe nicht nach Vorschrift der Agende in Anwendung bringen, noch den Kindern bei der Confirmation die alte orthodoxe Lutherische Glaubensformel abfordern wollte, verfeindete er sich mit dem Consistorium, was endlich zuerst seine Amtssuspension und dann seinen Austritt aus der Landeskirche zur Folge hatte. Letzterer wurde hauptsächlich durch die königliche Antwort auf ein von Uhlich am 16. April 1847 an Friedrich Wilhelm IV. gerichtetes Schreiben, in welchem er bat, „den Behörden auf dem eingeschlagenen Wege Einhalt zu gebieten und Schonung und Geduld ihm und dem Rationalismus überhaupt zu gewähren", beschleunigt. Die Schlußstelle der erwähnten königlichen Antwort, die für des Verstorbenen Zukunft entscheidend wurde, lautete: „Mein Patent vom 30. März (1847) hat Jedem, dem sein Gewissen verwehrt, seine Gemeinde im Bekenntniß der Kirche zu stärken, den Weg gezeigt, aus diesem Conflicte zu kommen, ohne in den anderen erwähnten Gewissenswiderspruch zu verfallen. Dem Pfarrer Uhlich muß es daher überlassen bleiben, ob er diesen Weg erwählen, oder ob er, wie die Menge der rationalistischen Geistlichen, sich den Ordnungen der Kirche und den Forderungen des Amtes, nach welchem er sich nennt, friedsam und ohne agitatorisches Streben fügen will. In beiden Fällen wird er vor jeder Anfechtung vollkommen sicher sein".

Uhlich wurde nun Pfarrer der sich bei seinem Austritt aus der Landeskirche bildenden „Freien Gemeinde" zu Magdeburg. Obgleich ihm das königliche Schreiben „Sicherheit vor Anfechtungen" versprochen hatte, so waren seine Fehden mit dem Consistorium und den obrigkeitlichen Behörden in den nächsten Jahren endlos, und gar manchmal schien es, als wenn er in ungleichem Kampfe unterliegen würde. Doch dieser stete Kampf stählte ihn, und seine fortgesetzten Studien und Forschungen reiften seine persönlichen Anschauungen, welche früher das Gepräge des Rationalismus trugen, immer mehr zu einem christlichen Pantheismus und einer populären Humanitätsreligion, die ihren Hauptaccent auf die praktische Verlebendigung der Moral des Christenthumes legte.

Uhlich war ein Prediger des Volkes im wahren Sinne des Wortes. Er war ganz und gar Meister der Richtung, welcher er angehörte, und hatte sich in ihre Tiefen und ihren Mittelpunkt so ganz hineingedacht und gelebt, daß Sache und Person in einander verwachsen waren. Das sicherte ihm eine klare und unparteiische Anschauung aller verschiedenen Richtungen des religiösen Lebens der Gegenwart und machte ihn zu einem stets gerüsteten Leiter der durch ihn hervorgerufenen Bewegung. Er hatte einen wahrhaft überraschenden Fluß der Rede, der rasch und ununterbrochen aus dem lebendig sprudelnden Quell seiner Begeisterung hervorbrach. Neben allem diesen war ihm eine ungewöhnliche Energie, ein seltener Scharfsinn und eine große theologische Beredtsamkeit eigen.

Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Das Büchlein vom Reiche Gottes" (Magdeburg 1845); „Das neue Dogmenbuch und das Magdeburgische Gesangbuch von 1805" (Magdeburg 1852); „Eine Sommerreise . . . im Jahre 1858" (Magdeburg 1858); „Zehn Jahre in Magdeburg, 1845—55" (Magdeburg 1855); „Dissidentische Denkschrift" (Gotha 1859); „Handbüchlein der freien Religion" (Magdeburg 1859); „Glaube und Vernunft" (Gotha 1866); „Die Volksschule" (Gera 1867); „Bildungsgeschichte der Menschheit (Vorträge)" (Gotha 1867); „Die Geschichte allem Volke zugänglich" (Berlin 1869); „Die freie menschliche Schule" (Gera 1870).

Digitized by Google

Ein Prophet des Menschenthums.

Von

Dr. Otto Henne-AmRhyn.

Am 12. September dieses Jahres hat ein Herz zu schlagen aufgehört, von dessen Besitzer ein Redner an seinem Grabe sagen konnte:

„Dem Gelehrten und Philosophen, dem muthigen Kämpfer für Vernunft und Geistesfreiheit, dem genialen Reformator auf philosophischen Gebieten, dem geistvollen Begründer eines weltumfassenden Humanismus, dem tiefen Denker, der mit gewaltigem Ruck die Menschheit in die Bahnen unabhängigen, selbständigen Denkens leitete, dem edeln Menschen, der durch seine Lehre den Menschen wieder zur Bedeutung brachte, dem treuen Freunde, dessen erwärmender Umgang allen denen unvergeßlich bleiben wird, welche das Glück hatten, ihm näher stehen zu dürfen, — Ihm bringe ich diesen Lorberkranz".

Der seltene Geist, dem dieser ehren- und ruhmvolle Nachruf im vollsten Sinne des Wortlautes mit Recht galt, war Ludwig Feuerbach, der Entdecker des Wesens der Religion. Wenn je einem Forscher, den die Meisten vergessen glaubten, am Ende seines Lebens die vollste Genugthuung zu Theil wurde, welche diese Annahme klar als Irrthum darthat, so war es bei ihm der Fall. Sein langes Schweigen, veranlaßt theilweise durch seine Bescheidenheit, durch seine Abneigung gegen Lärm und Aufsehen, theilweise durch seine betrübenden Schicksale, erweckte bereits in den Feinden des Lichtes und der Freiheit die schmeichelnde Hoffnung, daß seine Lehre „ein Märchen aus alter Zeit" geworden, wie wir noch vor einem Jahre in einer orthodox-reactionären Zeitschrift lasen. Da erscholl plötzlich die betrübende Kunde, Feuerbach sei krank und leide im Alter Noth, und sofort flossen die Gaben der Humanität nicht nur, sondern der Begeisterung für den Kämpen der Geistesbefreiung mit den unzweideutigsten Aeußerungen der tiefsten Verehrung und freudigsten Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre aus allen deutschen Gauen und selbst aus den entlegensten Erdtheilen, wo Deutsche des Vaterlandes Wissenschaft und der Heimat Liebe hegen und pflegen. Das „Märchen" hatte sich zur Wahrheit entpuppt, die „alte Zeit" seines Entstehens erwies sich noch immer neu und lebensfrisch, und zum Entsetzen der Dunkelmänner erheiterte sich noch zu guter Letzt der allzulange getrübte Lebensabend des müden Geisteskämpfers, wenn auch nicht mit der Sonne seiner jugendlichen Prophetenlaufbahn, so doch mit dem Sterne der Hoffnung auf eine bessere, freiere Zukunft der Menschheit.

Digitized by Google

Im Jahre 1804 wurde zu Landshut in Baiern, wo damals die früher in Ingolstadt, jetzt in München bestehende Universität blühte, dem berühmten Criminalisten Anselm von Feuerbach sein vierter und vorletzter Sohn Ludwig geboren. Er sollte ein Diener der protestantischen Kirche werden und war auch wirklich in seinen jungen Jahren noch von der feurigsten und aufrichtigsten Gläubigkeit erfüllt. Aus eigener Erfahrung lernte er somit den harten Kampf zwischen Glauben und Wissen kennen. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien zu Ansbach bezog er als Studirender der Theologie die vom ächtesten deutschen Forschergeiste und Burschenleben erfüllten Hallen Heidelbergs, wo der anregende Daub den größten Einfluß auf ihn ausübte, und die ersten Keime der Erkenntniß dessen, was den Geist von seinen Fesseln befreit, in ihm aufschossen. Der Drang, mehr zu lernen und tiefer in das Heiligthum der Forschung einzudringen, führte ihn nach Berlin, wo er Schüler des vielbewunderten und vielverlästerten Hegel wurde, den er aber unbefangen und richtig würdigte, weil er ihn mit Eifer und Hingabe persönlich hörte und seinen mündlichen Vortrag weit klarer und verständlicher fand als seine Schriften, welche mit Recht als ein arger Abfall der deutschen Philosophie von der kernigen und ächt deutschen Sprache Kant's gelten, und die bis auf unsere Gegenwart herab von den Philosophen geübte Versündigung an der Einfachheit und Natürlichkeit des wissenschaftlichen Stiles verschuldet haben.

Die Lehre Hegel's verliert zwar ihren Ruf einer steif orthodoxen und bureaukratischen Schablone für den beschränkten Unterthanenverstand, wenn wir vernehmen, daß ihre erste Wirkung auf Feuerbach diejenige war, ihn vollständig von der Theologie ab- und der Philosophie zuzuwenden; aber kaum hatte er das Orakel der absoluten Philosophie an der Spree im Rücken, so fiel auch das Schiboleth derselben, die Voraussetzung der Natur als logischer Idee, in Feuerbach's Geist wie ein Kartenhaus zusammen. Er bildete sich, langsam aber sicher, sein eigenes, selbständiges und originelles System aus und stand damit bald als Bahnbrecher einer neuen Aera des philosophischen Denkens da. Einen Mann dieser Art konnte der damalige Gelehrtenzopf nicht in seinem Zunftzwange brauchen und dulden. Nach kurzem Versuche, in Erlangen als Docent zu wirken, gab er bald, als sich die Unvereinbarkeit seines Geistes mit dem herrschenden Geiste klar erwiesen, das akademische Lehramt auf und zog sich in ein abgelegenes Dorf zurück, wie einst sein großer Geistesbruder und Vorgänger, der ebenfalls seiner Zeit vorauseilende Spinoza, in eine abgelegene Gasse Amsterdams.

Seit 1836 glücklich verheiratet, lebte er in dem stillen Bruckberg bei Ansbach, zwischen unverkünstelten reizenden Gärten und Wäldern, und hier entstanden seine unsterblichen Werke. Die Familie seiner Gattin besaß dort eine Porcellanfabrik, in welcher auch das Vermögen der Ersteren angelegt war. Unglücklicher Weise schlug die Unternehmung fehl, und Feuerbach verlor damit die hauptsächlichen Subsistenzmittel seiner Familie. Arm, aber ungebeugt und ungebrochen, zog er 1860 in ein kleines Haus am Rechenberge bei Nürnberg, wo er, abgeschieden von der Welt, ja seiner nächsten Nachbarschaft unbekannt, den Rest seiner Tage in herbem Kummer um des Lebens Bedürfnisse verbrachte. Ohne eine fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen, ja ohne auch nur jemals zu klagen, ertrug er mit einem Muthe und einer Zuversicht, die manche Fromme und Heuchler beschämen konnten, sein herbes Schicksal, das sich noch verschlimmerte, als ihn 1867 ein erster und 1870 ein zweiter Gehirnschlag traf, die ihm alle Fähigkeit zur Arbeit raubten.

Wir erwähnten bereits den späten Sonnenblick, der in sein schwindendes Leben fiel,

Digitized by Google

und dessen glücklicherweise heitereres Ende. Wie er in seiner ersten Schrift, den im Revolutionsjahre 1830 erschienenen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" ahnungsvoll den Tod geleugnet, d. h. nachgewiesen hatte, daß der Tod nur eine Verneinung des Lebens, also in Wahrheit ein Nichts sei, so wurde auch für ihn in der That der Tod ein Nichts; denn er fühlte ihn nicht, er schlummerte sanft und schmerzlos ein, um nicht wieder zu erwachen, ausgenommen im Andenken und in der Dankbarkeit der frei forschenden Nachwelt.

Die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", eine Reihe von Aufsätzen über die verschiedenen Auffassungsweisen dieser Begriffe enthaltend, schufen zum ersten Male seit Kant wieder eine klare, genießbare und verständliche Sprache im Reiche der deutschen Wissenschaft. Es war die Zeit nach der Julirevolution und nach Hegel's Tod, ominös für Junkerthum, Bureaukratie und Pfaffenherrschaft zugleich, die Geburtszeit einer neuen Literaturperiode unter dem Panier Börne's, Heine's und des Jungen Deutschlands. Die Fesseln wurden gebrochen, welche die Romantik, seit dem Ende des Jahrhunderts der Aufklärung, der menschlichen Vernunft angelegt hatte. Die „mondbeglänzte Zaubernacht" wurde durch das Licht eines neuen Tages vertrieben, die „wundervolle Märchenwelt" vom Geiste der freien Forschung überwunden, und der „gefangene Sinn", der die Liebe in „süßen Tönen" besungen, wandte sich den praktischen Forderungen der Neuzeit, den Verbesserungen zu, welche die socialen und politischen Mißverhältnisse gebieterisch forderten. Man schwebte nun nicht mehr im Jenseits, weder im erhofften himmlischen, noch im geträumten irdischen, das sich die Sing-Sang-Sonettisten gezimmert, sondern man begann zu erkennen, daß im wirklichen Diesseits die Aufgabe des Menschen liege.

So proclamirte denn auch Feuerbach die große Wahrheit, daß Alles, was der Gläubige nach Jenseits verlegt, thatsächlich im Diesseits liege, daß Jenes nur eine Abstraction von Diesem sei und keine Merkmale habe, die nicht schon hier vorkommen, wenn man sich die Mühe giebt sich umzuschauen. „Ja, hier schon, schon auf Erden muß es besser werden, hier schon muß der Himmel niederkommen, ein neuer Himmel, eine neue Erde, das „„Himmelreich auf Erden"", das war seine Hoffnung, das war seine Sehnsucht, das war sein Glaube!" So sprach Karl Scholl an seinem Grabe.

So gehörte denn Feuerbach mit Leib und Seele zu jenen Himmelsstürmern, welche während des vierten und fünften Jahrzehntes in unserem Jahrhundert die von den Priestern aller Religionen aufgebaute hypothetische Welt mit den unerbittlichen Waffen der Kritik angriffen und unterhöhlten. Im Jahre 1835 warf Strauß sein „Leben Jesu" in die erstaunte Welt und 1840 seine „Christliche Glaubenslehre". Die Gestalt des „Gottessohnes" wurde zur Mythe, das Gebäude der Dogmatik zu einem Wolkenkukuksheim. Den Ursprung dieser Mythe wies haarscharf 1841 und 1842 Bruno Bauer nach. Daumer zeigte, wenn auch mit mancherlei unhaltbaren Hypothesen vermengt, 1842, daß die alten Juden, dieses „auserwählte Volk Gottes", Götzendiener und Menschenopferer gewesen waren. Die Hallischen Jahrbücher Ruge's und Echtermeyer's seit 1838, wegen Verfolgung in Preußen 1841 in die Deutschen Jahrbücher verwandelt, wurden ein Sammelplatz der kühnsten Oppositionsmänner gegen Orthodoxie und Pfaffenthum, bis sie 1843 der wüthenden Bureaukratie erlagen.

Feuerbach, welcher in dieser kühnen Phalanx bald eine hervorragende Stellung einnehmen sollte, machte sich zuerst einen in weiteren Kreisen bekannten Namen durch seine Werke über die Geschichte der Philosophie. Im Jahre 1837 schon erschienen zu

Digitized by Google

Ansbach seine „Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza", und deren Fortsetzung, die „Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie" enthaltend. Später folgte „Pierre Bayle, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit". Die Beurtheilung dieser Werke in den Hallischen Jahrbüchern (1840) äußert sich: „Feuerbach hat schon vielfach gezeigt, daß er in unserer Zeit zu den Wenigen gehört, welchen die Philosophie als solche einen selbständigen Werth hat. Er besitzt daher auf besondere Weise den Beruf, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, ein Beruf, der bei ihm noch durch das ausgezeichnete Talent plastischer Darstellung unterstützt ist." Weiter hieß es: daß das vorliegende Buch, wie Referent aus eigener Erfahrung wisse, gern und mit Nutzen gelesen werde. Feuerbach verlangte von dem Geschichtschreiber der Philosophie „speculativen Sinn"; ohne diesen müßten ihm die Systeme der Philosophie vollkommene Räthsel sein. „Nur der speculative Sinn kann die Speculation in ihnen entdecken". Dabei vertiefte er sich aber in die einzelnen Systeme so sehr, daß der Recensent wünschte, Feuerbach hätte sich nicht blos über die Entwickelung eines Systems, sondern der Systeme ausgesprochen. Feuerbach's Geschichte der neueren Philosophie ist Fragment geblieben; sie sprang von Leibnitz auf Bayle über, ohne mehr Locke, den nothwendigen Gegensatz des Ersteren, zu berühren. Ihre Weiterführung bis zu Kant und Fichte, Schelling und Hegel wäre unter Feuerbach's Hand ein höchst wichtiges und dankbares Werk geworden; aber auch in ihrer Nichtvollendung hat sie auf die neuesten Bearbeitungen der Geschichte der Philosophie einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt.

Im Jahre 1840 erschien als besondere kleine Schrift, ursprünglich für die Hallischen Jahrbücher bestimmt, die Abhandlung „über Philosophie und Christenthum, in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit". Die Besprechung derselben in den Hallischen Jahrbüchern nennt den Verfasser bereits genial. Der Zweck der Schrift ist, auf Veranlassung des Streites zwischen dem Glaubenskämpfer Leo und den „Hegelingen" die Differenz zwischen Christenthum und Philosophie überhaupt zur Sprache zu bringen. Diese Differenz erklärt Feuerbach als eine wesentliche und nothwendige und den Versuch der speculativen Religionsphilosophie, die Identität der Philosophie und Religion oder das positive Christenthum als die absolute Religion zu erweisen, als einen sehr verkehrten. Der wahre Philosoph findet nach ihm seine Religion in der Philosophie, und der wahre Dichter in der Poesie, und der wahre Religiöse ist der, welcher in der Religion die Poesie und Philosophie findet und hat. So zeigt sich in dieser Schrift, wie der Recensent sagt, die „schon bekannte lebensvolle Energie des Verfassers mit seinen geistreichen und schlagenden Gedankenblitzen, welche dem Publicum bereits eine Thatsache ist". Auch die Verketzerung, welche der Verfasser zu erleiden hatte, tröstete ihn der Recensent, könne ihm nur zum Ruhme gereichen; denn sie zeige, daß er ein Mann von großartiger Gesinnung und geistiger Totalität sei, gegen welchen die gereizte Ohnmacht, die das Einschneiden seiner Kraft fühle, umsonst reagire. Feuerbach wird weiter von der Frivolität, welche man bei einer Reihe jüngerer Literaten finde, durchaus freigesprochen, und von ihm gesagt: die noch so scharfen Formen, in denen er gegen alles Ungenügende hervortrete, haben eine substantielle gediegene Gesinnung und Idealität zu ihrer Grundlage und lassen deshalb nur das Gefühl eines edelen Gerichtes über das Macht- und Geistlose zurück. Dennoch, hieß dagegen die Antithese, sei Feuerbach kein Geist, dem die denkende Versöhnung mit sich selbst vollkommen gelungen wäre.

Digitized by Google

Aus dem festen Centrum des aus allen Gegensätzen in sich zurückgekehrten Gedankens reiße ihn eine sprudelnde Genialität, verbunden mit dem entschiedensten Hasse gegen allen Formalismus, unaufhörlich heraus.

Diese Aussetzungen der speculativen Philosophie an ihrem sich emancipirenden Sohne, diese Klagen der die Welt verkünstelnden Gedankenexerciermeister über ihr Mißlingen des gewaltsamen Zusammenschweißens von Wahrheit und Hypothese, des eigensinnigen Herausklaubens der Philosophie aus den übersinnlichen Vorstellungen der Kirchen, waren Schmerzensschreie einer untergehenden Richtung, die mit dem erwachenden Selbstbewußtsein empirischer Wissenschaft schlechthin unverträglich geworden und vor dem Bestreben, die Dinge zu nennen, wie sie sind, nicht mehr bestehen konnte.

Es lag also ein offener Bruch vor zwischen der Philosophie der Vergangenheit, d. h. den letzten Ausläufern der Scholastik oder der Unterordnung des Gedankens unter den Glauben, und zwischen der Philosophie der Zukunft, d. h. der Errichtung neuer Gedankenbauten auf den festen Grundlagen der Natur und der Geschichte. Feuerbach wurde der Prophet der neuen Richtung und der Zertrümmerer der hohlen, zerbrechlichen Phrasenwelt, welche die Welt allzu lange mit ihrem tändelnden Geklingel und bunten Farbenspiele getäuscht hatte.

Als erste Geistesthat der neuen Philosophie, und wie alle oben genannten oppositionellen Kraftstimmen (Strauß' Hauptwerke ausgenommen) in dem freisinnigen und von den Dunkelmächten gefürchteten Verlage von Otto Wigand in Leipzig, erschien 1841 Feuerbach's bis dahin bedeutendstes Werk, sein „Wesen des Christenthums". Der Inhalt desselben ist zu bekannt, als daß wir ihn hier reproduciren dürften.*) Das Resultat war ein einseitiges und doctrinäres, in dem der Verfasser das, was die Menschen „Gott" nennen, blos im Wesen des Menschen selbst suchte, während der Mensch lediglich die letzte, abschließende Form war, welche die Idee des höchsten Wesens nach langen und mannichfachen Wandelungen in der Phantasie der Erdbewohner erhielt.

Die Wirkung des Buches war indessen eine durchschlagende. Den Freidenkenden fielen die Schuppen von den Augen, und sie wunderten sich, daß sie dies Geheimniß nicht schon früher errathen und entschleiert hatten. Die Soldaten des Glaubens knirschten vor Wuth, die Einen, daß der Vorhang ihres Heiligthums zerrissen, die Anderen, daß ihr angebetetes Idol zertrümmert war.

So rückten denn die in Hamburg erscheinenden „Theologischen Studien und Kritiken" Anfangs 1842 mit einer Kriegserklärung im Namen der Theologie gegen Feuerbach heran, welcher diesen Angriff einer Erwiederung würdigte, obschon, wie er sagte, die Theologie nicht anders auftreten konnte, noch durfte. Weil es sich um ihr Lebensprincip handelte, mußte die Theologie Feuerbach als unwissend hinstellen und ihn immoralischer Tendenzen beschuldigen. Schonungslos und mit großem Aufwande eigener theologischer Kenntniß geißelte und vernichtete Feuerbach diesen seinen fanatischen Gegner.

Von freisinniger Seite wurde das „Wesen des Christenthums" in den Hallischen Jahrbüchern vom 22. August 1842 an besprochen. Der Verfasser, Stöhr, stellte sich gleich auf Feuerbach's eigenen Standpunkt. „Für wen die Philosophie, schrieb er, nur ein Mittel ist, die Vernunft der Kirchenlehre zu erkennen, der ist aus dem Kreise der

*) Um so weniger, als wir dies bereits jüngst in der „Gegenwart" Nr. 25 und 26 gethan. Der Verf.

Digitized by Google

Wissenschaft der gegenwärtigen Welt herausgetreten und in den Standpunkt der mittelalterlichen Philosophie zurückgesunken." Und an einer anderen Stelle: „Die Religion, obwohl die Selbstoffenbarung des absoluten Geistes für den Geist, kann daher, weil ihre Form die der Vorstellung und nicht die des Gedankens ist, auch sich selbst nicht begreifen und in ihrer Wesenheit erkennen. Mit diesem Acte hebt sie sich als Religion auf und wird Philosophie." So wird denn Feuerbach's Lehre offen und feierlich proclamirt als die Lossagung der Philosophie von jeder anderen Autorität als der des Denkens; und es wird eine scharfe Gränze gezogen zwischen Religion und Philosophie. Der Religiöse erkennt nämlich das Wesen der Religion nicht, weil sie ihm nicht Gegenstand, sondern sein eigenes Inneres ist; nur der Denker kann dies; denn er stellt sich der Religion als einem Gegenstande, wie jedem anderen, gegenüber und kann sie unbefangen als das bezeichnen, was sie ist. Die Religion geht daher der Philosophie als das Unvollkommenere dem Vollkommeneren voran im Leben des Einzelnen, wie in dem der Völker; denn die Religion ist die indirecte, unbewußte, die Philosophie aber die directe, bewußte Selbsterkenntniß des Menschen.

Dieser Standpunkt Feuerbach's, welchen sein erwähnter Freund als einen „auf der Höhe des gegenwärtigen Denkens stehenden" bezeichnete, konnte indessen nicht der maßgebende bleiben, wenn man näher auf die Geschichte der Religion einging. In diesem Falle konnte es nicht mehr genügen, wenn mit Feuerbach's zuletzt erwähntem Buche gesagt wurde: „Was dem Menschen Gott, das ist sein Geist, seine Seele, und was des Menschen Geist, Seele, Herz, das ist sein Gott, und Gott ist das ausgesprochene Selbst des offenbaren Inneren des Menschen." Allerdings für das Christenthum, mit welchem sich jene Schrift in allen Hauptpunkten desselben beschäftigte, konnte diese Auffassung in gewissem Sinne gelten; denn im Christenthum war Gott zum Menschen geworden, hatte als Mensch gelebt und gelitten, und war sogar das menschliche Institut der Familie mit Vater, Mutter und Sohn in den Himmel gestiegen. Darin allerdings hatte Feuerbach den Nagel auf den Kopf getroffen, daß er das Jenseits der Religion aufhob und dieselbe ganz als in das Diesseits gehörig enthüllte, ganz als ein Werk des menschlichen Geistes und alle ihre Bestandtheile als Abstractionen der sinnlichen Welt darstellte. Aber ihr Gesammtinhalt, der Inhalt nicht nur des Christenthumes, sondern aller Religion, mußte weiter gefaßt werden.

Und diese weitere Fassung gelang demselben Denker. Auf seine „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" (1843), folgte 1845 seine kleinere aber inhaltsschwere Schrift „Das Wesen der Religion", welche in kräftigen Lapidarzügen seinen verbesserten Standpunkt darlegte. Er arbeitete dieselbe binnen Kurzem weiter aus und trug sie unter demselben Titel im Winter der Revolutionsjahre 1848 auf 1849 zu Heidelberg vor, nicht an der Universität, sondern vor einem gemischten Publicum. Dieses sein eigentliches Hauptwerk, — wenn auch nicht das allgemeinst bekannte — wollen wir etwas näher betrachten.

Bezeichnend für Feuerbach's außerordentlichen Scharfblick ist in der Vorrede zu diesem Buche sein Urtheil über die Revolution von 1848. Nicht, sagt er, weil es dem Frankfurter Parlamente an Gottesglauben gefehlt, wie ihm Reactionäre vorgeworfen, sondern weil es ihm an Orts- und Zeitsinn gebrach, nahm es ein schmähliches Ende, ohne etwas gethan zu haben. Denn Raum und Zeit sind die Grundbedingungen alles Seins, Denkens und Handelns, Gedeihens und Gelingens. Die Revolution jenes Jahres war ein,

Digitized by Google

wenn auch illegitimes Kind des christlichen Glaubens; ihre Theilnehmer *glaubten*, daß ihre Bestrebungen sich ohne Anstrengung verwirklichen lassen; die Republicaner wollten aus *Nichts* eine Republik *schaffen*, und daher mißlang Alles, Alles aus thörichter *Gläubigkeit*.

Nachdem Feuerbach in den „Vorlesungen über das Wesen der Religion" seine früheren Schriften kurz und faßlich recapitulirt, gestand er mit liebenswürdiger Offenheit: seine im „Wesen des Christenthums" ausgesprochene Lehre habe eine große Lücke und habe daher zu den sonderbarsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Weil das Christenthum Idealismus sei, einen naturlosen Gott an die Spitze stelle, weil dasselbe nicht die Kräfte der Natur, sondern die das menschliche Wesen im Unterschiede von der Natur begründenden Kräfte: Wille, Verstand, Bewußtsein, als göttliche Kräfte und Wesen verehre, er also im „Wesen des Christenthums" nur vom Wesen des Menschen gehandelt — habe man geglaubt, er habe das menschliche Wesen aus Nichts entspringen lassen, und ihm Vergötterung des Menschen vorgeworfen. Er wisse nun ebenso gut wie seine Tadler, daß ein allein für sich gedachtes menschliches Wesen ein Unding sei. „Aber," fuhr er fort, „das Wesen, welches der Mensch voraussetzt, worauf er sich nothwendig bezieht, ohne welches weder seine Existenz noch sein Wesen gedacht werden kann, dieses Wesen, meine Herren! *ist nichts Anderes als die Natur*, nicht Euer Gott." Die erwähnte Lücke habe er durch das „Wesen der Religion" ausgefüllt, worin nicht nur das Wesen des Christenthums, sondern das der Religion überhaupt behandelt sei. Erst dadurch werde seine Lehre vollständig. Wie Gott als moralisches Wesen, als Gegenstand der christlichen Religion nichts ist, als das vergötterte geistige Wesen des Menschen, so ist er als Ursache der Natur, als Gegenstand der Naturreligion nichts Anderes, als das vergötterte personificirte Wesen der Natur. „Mir war und ist es", sagt Feuerbach, „vor Allem darum zu thun, das dunkle Wesen der Religion mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, damit der Mensch endlich aufhöre, eine Beute, ein Spielball aller jener menschenfeindlichen Mächte zu sein, die sich von jeher, die sich noch heute des Dunkels der Religion zur Unterdrückung des Menschen bedienen. Mein Zweck war, zu beweisen, daß die Mächte, vor denen sich der Mensch in der Religion beugt und fürchtet, denen er sich nicht scheut, selbst blutige Menschenopfer darzubringen, um sie sich günstig zu machen, nur Geschöpfe seines eigenen unfreien, furchtsamen Gemüthes und unwissenden, ungebildeten Verstandes sind" u. s. w. „Der Zweck meiner Schriften, so auch meiner Vorlesungen", fährt er fort, „ist, die Menschen aus Theologen zu Anthropologen, aus Theophilen zu Philanthropen, aus Candidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokratie zu freien, selbstbewußten Bürgern der Erde zu machen." Nachdrücklich betont er dabei, daß sein Zweck nichts weniger als ein negativer, sondern ein positiver sei; er verneine nur das fanatische Scheinwesen der Theologie und Religion, um das wirkliche Wesen des Menschen zu bejahen.

Die Lehre vom Wesen der Religion beginnt mit dem Satze: Der Grund der Religion ist das Abhängigkeitsgefühl, der ursprüngliche Gegenstand des letzteren aber die *Natur*; die Natur ist also der erste Gegenstand aller Religion. Die populärste, augenscheinlichste Form des Abhängigkeitsgefühles ist die Furcht, die bereits seit lange von allen aufgeklärten Forschern als Grund der Religion angesehen wurde. Die höchste Gottheit war daher auch bei allen Völkern die Personification jener Naturerscheinungen, welche vorzugsweise Furcht

Digitized by Google

erregen, der Gewitter nämlich, des Blitzes und Donners. Dennoch ist die Furcht nicht ausreichender Erklärungsgrund der Religion; denn ihr folgt, wenn die gefürchtete Gefahr vorüber, der entgegengesetzte Affect, die Freude, die Liebe. Die Macht, welche verderben kann, kann auch beglücken; daher bleiben nur die unbefähigtesten Völker bei der Verehrung blos gefürchteter Wesen; denkende Völker zollen der gefürchteten Gottheit auch Liebe und Dankbarkeit. Diese Gefühle, bald Furcht und Schrecken, bald Freude und Verehrung, sind auch die Ursache der religiösen Feste, welche in den verschiedenen Jahreszeiten die Abhängigkeit des Menschen von den Gaben, beziehungsweise übeln Folgen derselben, von Hitze und Kälte, Ernte und Unfruchtbarkeit, Sturm, Regen, Hagel und Schnee, feiern.

Ist nun die Natur der *Gegenstand* der Religion, so verehrt auch jedes national beschränkte Volk zunächst nicht die Natur überhaupt, sondern die Natur *seines Landes*, und sein Gott ist daher sein Landsmann. Die unentbehrlichsten Naturwesen sind für den Menschen die Thiere, daher die große Verbreitung der *Thierverehrung*, daher der übertriebene Schutz, den viele Naturvölker den Thieren gewähren. Der Mensch verehrt in den Thieren, was er fürchtet, oder was ihm nützt; der Grund seiner Religion ist daher Egoismus, — nicht im Sinne des gewöhnlichen Wortgebrauches, sondern in der Bedeutung eines philosophischen Principes, der Liebe zu sich selbst, d. h. zum menschlichen Wesen. Bei vorgeschritteneren, denkenden Völkern ist daher der *Nutzen* ein Hauptmotiv der Gottesverehrung. Was ihnen Vortheil bringt, das verehren sie. Die Erscheinungen vom Gegentheile, d. h. die Fälle, wo die Menschen sich aus religiösen Gründen peinigen, quälen oder gar tödten, sind Ausgeburten des Wahnsinnes, in welchem die vernünftige Auffassung der Religion aufhört. Das *Opfer* aber hat die Bedeutung der „Entäußerung eines für den Menschen werthvollen Gutes" und trifft daher in der Blüthezeit dieser Institution das *Leben*. Die christliche Religion, sagt Feuerbach, wird gewöhnlich deswegen gerühmt, daß sie die Menschenopfer abgeschafft. Sie hat aber an die Stelle derselben nur andere eingeführt, oder wenigstens geduldet. Oder was sonst sind die Bestimmungen der Menschen zum Klosterleben?

„Der naturreligiöse Mensch verehrt aber die Natur nicht nur als das Wesen, durch das er besteht, sondern auch als dasjenige, durch das er entstanden ist." Als Mutter des Menschen wird daher die Natur verehrt; denn der Mensch „geht nur *da* über die Natur hinaus, leitet sie nur *da* von einem anderen Wesen ab, wo er sein Wesen sich nicht aus der Natur erklären kann". Feuerbach widerlegt nun den „kosmologischen" Beweis der Existenz Gottes, indem er dessen Willkürlichkeit nachweist und diesen Begriff als eine bloße Abstraction enthüllt. Da die Natur keinen Anfang und kein Ende hat, fällt die Forderung einer „letzten Ursache" dahin. Feuerbach vergleicht die Natur mit einer Republik; wie diese ohne Fürsten, so könne jene ohne Gott bestehen. Gott hat seinen Ursprung blos in der Reflexion des Menschen. Alle Prädicate Gottes lassen sich als Prädicate der Natur oder speciell des Menschen nachweisen. Dort die Unendlichkeit, die Größe, hier die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Liebe, der Zorn u. s. w. Die Frage, ob ein Gott sei, ist nur die Frage, ob eine Allgemeinheit außer den Besonderheiten existire. Der Gedanke, daß ein denkendes Wesen die Natur erschaffen, hat seinen Grund nur darin, daß der Mensch Werke hervorbringt und die Natur mit denselben vergleicht. Den teleologischen Beweis der Existenz Gottes widerlegt Feuerbach dadurch, daß, was der Mensch „Zweckmäßigkeit" in der Natur nennt, nur die Einheit der Welt, die Harmonie der Ursachen und Wirkungen, der Zusammenhang aller Dinge in der Natur ist. Der Mensch sucht Zwecke,

Digitized by Google

wo nur nothwendige Ursachen und Wirkungen sind. Die Luft ist nicht so und so beschaffen, um von den Menschen eingeathmet zu werden; sondern die Menschen athmen die Luft ein, weil sie da ist, weil sie ohne sie nicht leben könnten, ja überhaupt nicht so entstanden wären, wie sie sind, wenn die Luft anders wäre, als sie ist. Es ist nicht göttliche Weisheit, daß die Erde nicht an der Stelle des Mercur sich befindet, wo wir vor Hitze umkommen würden; sondern auf der Erde konnten eben nur solche Wesen entstehen, welche die betreffende Entfernung von der Sonne zuträglich finden, während auf dem Mercur, wenn er Bewohner hat, ganz anders organisirte entstanden sein müßten. Es ist ein Widerspruch, weist Feuerbach nach, Gott als Geist aufzufassen und doch ihm zum Zwecke seiner Schöpfungen durchweg materielle Mittel zuzuschreiben. Die ganze Wirksamkeit Gottes, wie sie geglaubt wird, besteht daher in Wundern.

„Der Glaube oder die Vorstellung, daß ein Gott Urheber, Erhalter und Regent der Welt sei, — eine Vorstellung, die der Mensch nur von sich, von dem politischen Regimente abgezogen und auf die Natur übergetragen hat —, beruht auf der Unkenntniß des Menschen von der Natur; sie stammt daher aus der Kinderzeit der Menschheit, ob sie gleich sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und ist nur da an ihrem Platze, nur da eine wenigstens subjective Wahrheit, wo der Mensch alle Erscheinungen, alle Wirkungen der Natur in seiner religiösen Einfalt und Unwissenheit Gott zuschreibt.“ Mit dieser Quintessenz seiner Lehre fährt Feuerbach fort, die totale Ueberflüssigkeit eines außerweltlichen, übernatürlichen Wesens darzuthun. Wenn ein vollkommenes Wesen ist, als welches man sich Gott vorstellt, wozu ein unvollkommenes daneben? Das Dasein eines vollkommenen Wesens hebt die Nothwendigkeit eines unvollkommenen auf. Die Weltschöpfung durch ein außerweltliches, vollkommenes Wesen erscheint bei reifem Nachdenken als bloße Spielerei zum Zeitvertreibe. Aus dem Unvollkommenen kann sich wohl Vollkommeneres entwickeln; wie aber kann sich aus dem Vollkommenen Unvollkommenes ableiten? Ein vollkommenes Wesen kann nichts Unvollkommenes schaffen. Ein Wesen, das sieht ohne Augen und hört ohne Ohren, kann nicht Augen und Ohren schaffen; denn der Grund der Existenz dieser Organe fällt weg. Nicht die Welt ist unerklärbar ohne Gott, sondern mit der Annahme Gottes ist die Welt unerklärbar, weil überflüssig. Warum aber überhaupt Etwas existire? Thörichte Frage! Weil die Welt da ist, ist sie nothwendig.

Feuerbach unterscheidet drei Stufen der Vorstellung von Gott: die patriarchalische, die absolut monarchische und die constitutionelle. Die erste faßt ihn als Vater auf und unterscheidet ihn noch nicht streng von der Natur, indem sie ihm unmittelbar die Naturwirkungen zuschreibt. Die alten Orientalen, die Griechen und Römer standen auf derselben. Auf der zweiten werden Gott und Welt unterschieden mittels der Reflexion, und zwar durch die Juden, Mohammedaner und orthodoxen Christen. Gott macht nach ihnen, was er will; er wirkt nur durch Wunder. Außer ihm hat nichts Selbständigkeit und Selbstthätigkeit. Bei den Rationalisten endlich wird Gott constitutioneller Monarch; er ist an die Naturgesetze gebunden. Hier ist schon kein Theismus mehr, sondern nur inconsequenter Naturalismus.

„Der Hauptgrund,“ sagt Feuerbach, „warum der Mensch die Welt aus Gott, aus einem Geiste ableitet, ist, weil er sich nicht aus der Welt oder Natur seinen Geist erklären kann.“ Woher ist aber der Geist? fragen die Theisten. Allerdings ist der Geist, wie ihn die Christen auffassen, nicht aus der Natur erklärbar; denn dieser Geist ist ein spätes Product und daher so wenig aus der Natur zu erklären, wie dies ein Officier, ein Pro-

Digitized by Google

fessor, ein Minister ist, obgleich er ein Mensch ist. Der Geist aber, natürlich und vernünftig aufgefaßt, entwickelt sich eben mit dem Leibe, mit den Sinnen, mit dem Menschen überhaupt. Woher der Schädel, das Gehirn, daher ist auch der Geist — woher das Organ, daher auch dessen Verrichtung. Demnach kommt auch der Geist aus der Natur. Der Geist ist allerdings das Höchste im Menschen, aber gerade deshalb auch das Letzte, weil das Vollkommenste sich immer zuletzt entwickelt. Den Geist zum Anfang zu machen, ist eine Verkehrung der Naturordnung. Nur aus Eitelkeit, aus Selbstüberhebung leitet der Mensch seinen Geist aus einem vor- und übernatürlichen Wesen, aus Gott ab.

Ebenso wie die theistische, ist auch die mystische Lehre, daß Gott nicht blos Geist, sondern auch Leib sei, er die Welt nicht aus Nichts gemacht, sondern diese stets neben ihr existirt habe, ein Widerspruch in sich. Denn wenn Gott all' das und nur das enthält und begreift, was die Natur, wozu soll er dann da sein?

Auch die Existenz des Uebels, des Bösen widerspricht der theistischen Vorstellung. Ein vollkommenes Wesen hätte auch eine Welt ohne alle Leiden und Mängel schaffen können. Die Existenz der letzteren widerlegt thatsächlich alle Behauptungen von Gottes Allmacht, Güte und Weisheit. Der Glaube an diese göttlichen Tugenden verhindert die Menschen an eigenem Sorgen für ihr Wohl, für ihre Sicherheit, und lähmt alle ihre Thatkraft. Sobald sich aber der Mensch zu solcher erhebt, so übt er, bewußt oder unbewußt, eine Kritik an den Werken Gottes und verzweifelt daher an ihrer Zweckmäßigkeit. Wenn die Welt Gottes Werk ist und unter seiner Vorsehung lebt, wozu Felder, Städte und Dörfer, Canäle, Straßen und Eisenbahnen?

Soweit handelt Feuerbach von der Natur. In der neunzehnten der dreißig Vorlesungen geht er zum zweiten Theile seiner Aufgabe über, nämlich zu beweisen, „daß der von der Natur unterschiedene Gott nichts Anderes ist, als das eigene Wesen des Menschen". Das Wesen der Naturreligion (Heidenthum) war die Natur, das Wesen der Geistesreligion (Christenthum) ist das Wesen des Menschengeistes.

Feuerbach vertheidigt sich hier zunächst gegen den Vorwurf, als wolle er die Religion aufheben. Er hebe, sagt er, nur den Gegenstand der Religion oder vielmehr der bisherigen Religion auf; er wolle nur, daß der Mensch sein Herz nicht mehr an Dinge hänge, die nicht mehr seinem Wesen und Bedürfnisse entsprechen. Er hebe die Religion nur soweit auf, wie sie nicht Poesie, sondern gemeine Prosa sei. Die Religion aber unterscheidet sich von der Poesie dadurch, daß, während letztere so ehrlich ist, ihre Werke als Werke der Phantasie anzuerkennen, jene die ihrigen für Wirklichkeit ausgibt. Die religiösen Menschen auf niedriger Bildungsstufe halten ihre Götter- und Heiligenbilder für wirklich lebende Wesen. Aber auch der christliche Gott, obschon er sich nicht in Bildern von Holz und Stein, sondern blos im Worte offenbart, ist, weil auch das Wort ein Bild, ebenfalls ein Bild der Einbildungskraft, und der christliche Gottesdienst daher ebenfalls Götzendienst. „Ja selbst der Rationalismus und jede Religion, die einen Gott, d. h. ein nicht wirkliches, ein von der Natur abgezogenes und unterschiedenes Wesen an die Spitze stellt und verehrt, ist Bilderdienst und folglich Götzendienst." Nicht Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde, und das Urbild des rationalistischen Gottes ist der rationalistische Mensch, wie die Urbilder der heidnischen Götter die heidnischen Menschen waren. Und „es wird eine Zeit kommen, wo es ebenso allgemein anerkannt sein wird, daß die Gegenstände der christlichen Religion nur Einbildung waren, als es jetzt allgemein von den Göttern des Heidenthums anerkannt ist". „Es ist nur der

Digitized by Google

Egoismus des Menschen, daß er *seinen* Gott für den wahren, die Götter anderer Völker für eingebildete Wesen hält."

„*Die Götter sind die personificirten Wünsche der Menschen*", ist ein Hauptsatz Feuerbach's. Ihre Handlungen werden durch die Gebete, ihre Werke durch die Gebote der Menschen (z. B. Josua's) dirigirt. Dem Gläubigen gilt die Lehre, „welche die Natur durch sich selbst begreift, welche die Welt oder Natur nicht von dem Willen eines Gottes abhängig macht", für eine trostlose und daher unwahre; also weil die Götter den Menschen Trost gewähren, d. h. ihre Wünsche erfüllen müssen, deshalb existiren sie. Mit einem ächten Gläubigen verkehrt Gott fortwährend, beschäftigt sich unausgesetzt mit ihm; er ist eigentlich *nur für ihn* da. „Die Religion hat daher", fährt Feuerbach fort, „einen praktischen Zweck". Die Natur soll von Gott, und da dieser von den Gebeten der Menschen abhängt, vom Menschen abhängig, es soll dem Letzteren Alles dienstbar sein. Die *Gottheit des Menschen* ist der Endzweck der Religion und daher Lehre des Christenthums.

Die *Abhängigkeit der Moral* von der Religion wird nur so lange geglaubt, wie die Moral noch unentwickelt ist. Die alten Heiden hatten Götter der Künste und Handwerke, weil diese noch sehr der Vervollkommnung bedurften; ist einmal die Moral ausgebildeter, so wird auch sie so wenig der Religion bedürfen, wie ihrer die Künste und Handwerke noch bedürfen. Die Religion ist die Cultur, Kunst, Moral und Wissenschaft der uncivilisirten Menschen; die civilisirten, welche jene Güter erfassen und ausbilden, bedürfen ihrer nicht mehr. Sind Menschen zugleich gebildet und religiös, so ist dies ein Widerspruch, wie es deren viele in den Charakteren der Menschen giebt; waren ja viele geistreiche und vorzügliche Menschen zugleich einem Aberglauben ergeben, den heute die Gläubigsten nicht mehr theilen! (Luther glaubte an Hexen, wie heute der unwissendste Bauer nicht mehr.) Noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde, wer den Teufel leugnete, mit demselben Eifer verdammt, wie heute, wer Gott verwirft. Die alten Religionen mit ihrem gesammten Aberglauben waren consequent, der heutige Gottesglaube ist zerrissen, willkürlich und huldigt blos der Convenienz. Der Rationalismus will Alles natürlich erklären; die Schöpfung selbst aber macht eine Ausnahme und wird übernatürlich erklärt. „Nur die Bewußtlosigkeit, die Charakterlosigkeit, die Halbheit kann den Gottesglauben mit der Natur und Naturwissenschaft verbinden wollen." An Gott glauben heißt: die Naturnothwendigkeit verwerfen. *Entweder Gott oder die Natur!* Ein Drittes giebt es nicht; denn wenn Gott waltet, so bedarf es keiner Naturgesetze, oder sie sind Täuschung und Lüge. Wie das Gespenst ein Bild des verstorbenen Menschen, so ist Gott ein Bild der verachteten Natur, ein Naturgespenst. Der Christ verachtet die Natur, er wünscht ihr Ende, das Ende der Welt; daher giebt er ihr auch einen Anfang, er läßt sie aus Nichts entstehen, weil sie für seinen Gott nichts ist, noch nicht war, als er schon war.

Von dem Glauben an den Christengott ist daher das *Wunder* unzertrennlich, d. h. nicht das Naturwunder, welches kein Wunder ist, sondern nur Bewunderung erregt, sondern jenes Wunder, welches mit der Natur im Widerspruche steht, ihre Gesetze aufhebt. Auch dieses Wunder ist einem menschlichen Wunsche, dem Wunsche allmächtig zu sein, entsprungen. So ist es auch mit dem Wunder der Auferstehung; denn der Mensch wünscht, nach dem Tode aufzuerstehen. Der Unsterblichkeitsglaube überhaupt ist blos ein menschlicher Wunsch; wer keine Fortdauer nach dem Tode wünscht, der glaubt auch an

Digitized by Google

keine. Weil der religiös fortgeschrittene Mensch sich von den Banden der Leiblichkeit zu befreien wünscht, macht er seinen vom Körper abgelösten Geist zum Gotte, und er giebt diesem Ewigkeit, weil er selbst ewig als Geist fortexistiren möchte. „In der Natur giebt es keine andere Unsterblichkeit, als die der Fortpflanzung; die Unsterblichkeit kann daher nicht auf die Natur, sondern blos auf Gott gegründet werden." Es scheint nun, die Unsterblichkeit sei eine Folge des Gottesglaubens; aber in Wahrheit ist sie umgekehrt dessen Ursache; der Mensch glaubt nur an Gott, weil er unsterblich sein möchte. Beide Glaubenssätze sind daher unzertrennlich verbunden; beide stehen und fallen mit einander.

Dies der Inhalt der Vorlesungen über das Wesen der Religion, welche Feuerbach mit den Worten schloß: „Ich wünsche nur, daß ich meine Aufgabe nicht verfehlt habe, die Aufgabe nämlich, Sie aus Gottesfreunden zu Menschenfreunden, aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Christen, welche ihrem eigenen Bekenntniß und Geständniß zufolge „halb Thier und halb Engel" sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen zu machen." — Wir konnten hier nur einen sehr gedrängten Auszug aus diesem Hauptwerke Feuerbach's geben; wer sich weiter darin umsehen will, muß sich entschließen, es selbst zu lesen.*)

Das nächste Werk Feuerbach's ist die 1857 erschienene „Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums", der neunte Band seiner gesammelten Werke. Es übertrifft die bisherigen an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, erreicht sie aber nicht an Klarheit und Gemeinverständlichkeit. Der Inhalt ist derselbe wie im „Wesen der Religion", aber nach speciellen Themen der Religionsgeschichte geordnet und mit zahlreichen Belegstellen versehen. Die fünf ersten Capitel unterstützen Feuerbach's Lehre durch Homer's beide großen Epen, das 6. behandelt das „Urphänomen der Religion", das 7. den „Anfangswunsch", das 8. das „Wesen des Glaubens", das 9. bis 12. die verschiedenen Arten „theologischer Wünsche", das 13. „Furcht und Hoffnung", das 14. „Kunst und Religion", das 15. bis 17. den „Fluch und den Eid", das 18. bis 25. das „Schicksal, Gewissen und Recht, die Strafen der Gottheit, Tod und Unsterblichkeit", das 26. „Gott und Mensch", das 27. die „Wunder", das 28. den „Traum", das 29. die „Theodicee", das 30. die „Offenbarung", das 31. das „Wesen des Christenthums", das 32. die „Schöpfung aus Nichts", das 33. das „erste Capitel Mosis", das 34. die „christliche Naturwissenschaft", das 35. „Schöpfung und Dichtung", das 36. die „theoretische Grundlage des Theismus", das 37. „Theismus und Anthropomorphismus", das 38. den „Cultus", das 39. das „Symbol", das 40. den „Unterschied der Götter", das 41. die „Seligkeit" und das 42. die „Selbstliebe".

Das letzte, 1866 veröffentlichte Werk Feuerbach's, der zehnte Band seiner Werke, ist betitelt „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie", und enthält Nachträge zu seinen früheren Werken, nämlich 1) „Das Geheimniß des Opfers, oder der Mensch ist, was er ißt", womit er diesen seinen vielfach mißdeuteten Ausspruch erläutert, indem er nachweist, daß opfern nichts weiter heißt, als die Götter speisen; 2) „über Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit", in fünfzehn Capiteln; 3) „Zur Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie, oder Kritik der gewöhnlichen Erklärungen von den insbesondere volks- und

*) Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke. 10 Bde. Leipzig, Otto Wigand, 1846—1866. 8. Band: Vorlesungen über das Wesen der Religion. 1851.

Digitized by Google

alterthümlichen Unsterblichkeitsvorstellungen", und 4) „Zur Theogonie, oder Beweise, daß der Götter Ursprung, Wesen und Schicksal der Menschen Wünsche und Bedürfnisse sind (nach den lateinischen Schriftstellern)", nebst einem Epiloge, in welchem der Verfasser die Hauptsache seiner Lehren recapitulirt und so mit seiner literarischen Vergangenheit abschließt. „Der Mensch will Gott sein, das ist der geheime Ursprung; der Mensch soll Gott sein, das ist der offen und klar ausgesprochene Endzweck Gottes." „„Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie Euer Vater im Himmel vollkommen ist."" „Was ist aber zuletzt der Gegenstand alles menschlichen Wollens und Wünschens? Die Seligkeit oder Glückseligkeit, mag sie nun als Grund oder Folge der Tugend, der moralischen Vollkommenheit gedacht werden. Die Seligkeit ist daher auch die Eigenschaft Gottes, welche gewöhnlich erst zuletzt angeführt wird, aber nur, weil man das Beste bis zuletzt aufspart. Daß aber in der Vorstellung der Gottheit als Seligkeit, oder der Seligkeit als Gottheit, sich nur der menschliche Glückseligkeitswunsch verwirklicht und vergegenständlicht, das leuchtet selbst dem Blödsinn ein, bedarf folglich keines Beweises." Das sind seine letzten Worte gewesen. Er ist sich treu geblieben, bis ihn der tödtliche Schlag traf; er ist ein Märtyrer des Gedankens, ein Prophet des Menschenthums.

„Aber auch die Götter sterben", klagte Scholl an Feuerbach's frisch aufgeworfenem Grabe. „Und er war mehr als alle Götter zusammen, er war ein wirkliches, ein leibhaftiges Wesen, lebens- und liebewarm, er war ein Mann, ein ganzer, wahrhaftiger, vollendeter Mann, er war einer der Ersten und Edelsten unseres Jahrhundertes, einer der Besten und Größten aller Mitunslebenden!!"

Wir schließen unseren Bericht über sein Leben und seine Lehre mit dem Wunsche, daß die Kunde von seinem Eingange zu der wahren Unsterblichkeit, zu derjenigen im Andenken der Menschheit, auch dem Wiederbeginne der ernsten Beschäftigung mit seinen unumstößlichen Grundsätzen rufen und das Zeichen zum alleinigen Siege derselben über die Dummheit und den Aberglauben geben möge!

Umschau in der Literatur Frankreichs.

Von

H. B.

II. (Schluß.)

Wir gelangen nun zu den Erscheinungen auf den Gebieten der Wissenschaften, der Kunst, der Theologie und der Philosophie. Sie sind massenhaft: viele fühlten sich berufen, einen Wurf zu thun, doch nur wenigen ist es gelungen; viel Geschrei giebt's, aber wenig Wolle — deshalb, schon um das Raumes willen, nur flüchtige Andeutungen.

E. Littré, der Positivist, Sprachforscher und nun auch nach manchen harten Kämpfen einer der vierzig Unsterblichen Frankreichs, legt in seinem Buche „Médecine et Médecins" (Paris: Didier) seine in der Jugend begonnenen und durch den plötzlichen Tod seines Vaters unterbrochenen Studien in den Arzneiwissenschaften nieder. Die von ihm

Digitized by Google

in dem vorliegenden Buche gesammelten, meistens schon vor Jahren in Zeitschriften erschienenen Essais sind der verschiedensten Art; einige der interessantesten sind jene, in denen die Pathologie dazu benutzt wird, irgend ein literarisches Problem oder ein Vorkommniß im Leben einer berühmten Persönlichkeit zu illustriren. Wir erwähnen hier nur den Artikel über Pascal's Amulet, und jenen, in dem er die Frage erörtert, ob die Herzogin von Orleans, Tochter Karl's I. von England, wirklich, wie die meisten Historiker annehmen, vergiftet wurde. Wichtig sind ferner seine Bemerkungen über die Epidemien, über Schuß- und andere im Gefecht erhaltene Wunden und über die Anwendung von Elektricität in der medicinischen Praxis. Littré ist, obgleich er niemals den medicinischen Doctorgrad erhielt, nicht etwa ein Dilettant, sondern ein Mann, der neben seiner literarischen Beschäftigung, zu der er nach dem Tode seines Vaters zur Erhaltung seiner Mutter und seines jungen Bruders gezwungen war, eifrig sowohl in den Hörsälen, wie in den Hospitälern und Laboratorien seine medicinischen Studien bis in sein hohes Alter fortsetzte.

Dr. Bernard hat eine neue Ausgabe seines vor fünf Jahren auf Ansuchen des Ministers Duruy verfaßten wichtigen Werkes über allgemeine Physiologie „De la Physiologie générale" (Paris und London: Hachette und Cie.) veröffentlicht. Der Autor hat nur sehr wenige Aenderungen im Texte eintreten lassen, und sein Werk ist nun als einer der besten Beiträge zur modernen Naturphilosophie anerkannt.

Der neuesten Production Camille Flammarion's, Verfassers von „Gott in der Natur", „L'Atmosphère" (Paris und London: Hachette und Cie.) vermögen wir nicht ein gleiches Lob zu ertheilen, wie es Alexander Jung seinerzeit in den „Blättern für literarische Unterhaltung" über das erstgenannte Werk aussprach. Wenn auch Flammarion im vorliegenden Werke wiederum „über eine Phantasie gebietet, an deren gewaltigem Feuer selbst große Dichter die ihrige noch entflammen könnten," so vermissen wir doch in seinen naturwissenschaftlichen Darstellungen diesmal ein „gründlich wissenschaftliches Verfahren und den außerordentlichen realistischen Forscher". Das Buch ist weit entfernt, ein gutes zu sein. Es ist prätentiös, sowohl in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner Ausdrucksweise. An kostbaren Stilübungen, poetischen Wendungen ist es reich, an wirklichem Wissen, an Belehrung ist es arm. Die Erklärungen der Phänomene sind wenige an der Zahl und dabei noch oberflächlich. Resultate werden dogmatisch, ohne Rücksicht auf ihren respectiven Werth mitgetheilt; so z. B. führt der Verfasser an, daß die periodische Zeit des Mondes $29^1/_2$ Tag betrage, und daß er einundachtzigmal leichter als die Erde ist. Der Verbreitung wahrer wissenschaftlicher Ideen kann nichts schädlicher sein als solche ohne weiteres gemachten Angaben. Während sich das Buch mit Dingen abgiebt, die wenig oder gar nichts mit der Atmosphäre zu thun haben, vergißt es eine Menge anderer höchst wichtiger; so unterscheidet es in dem Abschnitte über barometrische Curven nicht zwischen den durch die trockene Luft bedingten Veränderungen und jenen, die die Wasserdämpfe erzeugen. Das beste Capitel ist das, welches von den veränderlichen Winden handelt, doch das, welches die Ueberschrift „Les Courants de la Mer" trägt, weiß noch nichts von Dr. Carpenter's bedeutender Arbeit über den gleichen Gegenstand. Um es kurz zu fassen: das Buch ist ein schönes literarisches, aber kein wissenschaftliches Erzeugniß.

Dr. J. Hoefer läßt jetzt, nachdem er vor dreißig Jahren eine Geschichte der Chemie geschrieben, eine „Histoire de la Physique et de la Chimie" (Paris und London: Hachette und Cie.) erscheinen, in welcher er uns ein Gemälde der stufenweisen Entwickelung der Chemie und der Physik giebt. Das Buch scheint viel Gelehrsamkeit zu enthalten, doch verliert es

Digitized by Google

sich als eine Geschichte zu sehr in Einzelheiten und bekümmert sich nur um Resultate, Theorien dagegen werden unbeachtet gelassen, was ein unverzeihlicher Fehler ist.

Auch zweier werthvollen wissenschaftlichen Jahrbücher wollen wir kurz gedenken, nämlich der „Année scientifique et industrielle. Par Louis Figuier. 15e année“ (Paris und London: Hachette und Cie.) und der „Année géographique. Par M. Vivien de Saint-Martin. 9e–10e année“ (gleicher Verlag). Beide Bücher haben sich ihres Werthes wegen lange einen guten Ruf in der wissenschaftlichen Welt erworben, einen Ruf, dessen sie sich auch diesmal werth zeigen. In dem letztgenannten Jahrbuche möchten wir speciell auf die Artikel über China, Japan und das asiatische Rußland aufmerksam machen, die voll interessanter Angaben sind.

Die von Henri Martin unter dem Titel „Études d'Archéologie celtique“ (Paris: Didier) gesammelten Essais können in gewisser Hinsicht als eine Einführung in die Geschichte Frankreichs angesehen werden. Das keltische Element war das erste, das er studiren mußte, und zu diesem Behufe durchzog er einen Theil des westlichen Europas, in welchem sich, wie bekannt, so manche Ueberreste der alten druidischen Civilisation befinden. Der Autor bemerkt, daß diese Quellen der Information mit Sympathie erforscht werden müssen, denn sobald wir uns ihnen im Geiste negativer Kritik nähern, bleiben sie uns unverständlich. Dies ist die Idee, die sich durch die sämmtlichen Essais zieht. Sie umfassen 1) eine kritische Untersuchung der keltischen Race; 2) eine Reihe von Notizen über eine Reise durch Wales; 3) verschiedene Artikel über Fragen betreffs bretonischer Archäologie, Mythologie und Literatur; 4) eine Arbeit über Schweden und scandinavische Alterthümer. Was bei dem sonst gelehrten Werke höchst unerquicklich ist, das sind des Autors lächerliche Versuche, eine Verwandtschaft zwischen den „Preußen“ und den scandinavischen Bevölkerungen nachzuweisen. Wir möchten wissen, was Hr. Quatrefages hierzu sagt, der die „Preußen“ bekanntlich mit den Slaven und Finnen verwandt sein läßt. Man sieht, Sedan hat den Franzosen den Kopf vollständig verdreht.

Auf theologischem Gebiete haben wir nur ein den Talmud betreffendes Werk, über das wir keine kritische Meinung zu haben im Stande sind, zu notiren, nämlich: „Traité des Bérakhoth du Talmud de Jérusalem et du Talmud de Babylone, traduit pour la première fois en Français. Par Moïse Schwab“ (Paris: Maisonneuve). Beiläufig bemerken wollen wir jedoch, daß der Verfasser langjähriger Mitarbeiter und Secretär des verstorbenen Professors Munk war, und daß er sein Werk auf besonderes Ansuchen mehrerer bedeutenden Orientalisten veröffentlicht hat.

Unter philosophischen Schriften haben wir zuvörderst mehrere kleinere Werke von einigem Werthe zu notiren. J. E. Alaux, ein Schriftsteller, dessen Theorien ein aufmerksames Studium verlangen und den Leser reichlich für die darauf verwandte Zeit entschädigen werden, veröffentlichte „L'Analyse métaphysique; methode pour constituer la Philosophie première“ (Paris: Sandoz), die vor einigen Jahren als der zweite Theil eines Werkes unter dem Titel „La Raison; essai sur l'avenir de la Philosophie“ erschien. In derselben versucht der Verfasser nachzuweisen, 1) welche Rolle die Metaphysik in der Geschichte der Humanität gespielt, und was 2) die Metaphysik ist, wenn sie abgesondert von allen äußeren Umständen betrachtet wird.

In „De la Conscience en Psychologie et en Morale“ (Paris: Germer-Baillière) untersucht Francisque Bouillier, eine der philosophischen Größen Frankreichs: Was ist Bewußtsein? und welchen Platz müssen wir demselben unter unseren geistigen

Digitized by Google

Eigenschaften einräumen? Diese Fragen werden mit einer Reihe interessanter Discussionen vom Autor im Verlaufe seines Buches verbunden. Bouillier verneint entschieden, daß die Physiologie irgend ein Licht auf die Natur und den Ursprung des Bewußtseins zu werfen vermöge, und führt zur Bestätigung seiner Ansichten die Meinungen von Tyndall, Claude Bernard und Taine an.*)

M. Nourisson, ein Schüler Cousin's, hat eine bemerkenswerthe Arbeit über einen der ausgezeichnetsten Commentatoren des Aristoteles geschrieben. Sein „De la Liberté et du Hassard; essai sur Alexandre d'Aphrodisias" (Paris: Didier) hat das zweifache Verdienst, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den wenig gekannten Metaphysiker Alexander Aphrodisiensis, den schon Grotius emsig studirte, zu lenken und dann anläßlich desselben das Problem des freien Willens zu discutiren. Dem Werke ist eine Uebersetzung von Alexander's Abhandlung über das „Geschick" hinzugefügt.

Hieran reihen wir zwei philosophische Handbücher. Das erste, „Essai de Philosophie analytique. Par H. Delaperche" (Paris: Didier), sozusagen ein Originalwerk, da es sich auf keine andere Meinung stützt, ist ein starker Band voller schwer verständlicher algebraischer Formeln. Abgehandelt sind die Fragen: Was ist Stoff? Was ist Raum? Was ist Zeit? Was ist die Welt in ihren Principien und ihren Manifestationen? — Das zweite „Principes de Logique exposés d'après une methode nouvelle. Par F. A. Hartsen" (Paris: Lévy), mehr eine Skizze als ein vollständiges Werk, ist ein werthvoller Beitrag zum Studium der Logik, da es einen neuen Weg eröffnet und uns Bemerkungen und Betrachtungen bietet, die man gewöhnlich nicht in Handbüchern findet.

Ad. Franck's neues Buch „Moralistes et Philosophes" (Paris: Didier) bildet eine Art Porträtgalerie, in der die antagonistischesten Schulen repräsentirt sind, und typische Männer vom Mittelalter bis in unsere Zeit einen angemessenen Platz gefunden haben. Papst Sylvester II. eröffnet den Reigen und der Philosoph Renouvier schließt ihn. Einige der von Franck entworfenen Skizzen sind wohl bekannt, andere dagegen, wie die von Levi Ben Gerson, der im 14. Jahrhundert blühte, und von Pomponazzi, einem Philosophen der Renaissancezeit, dürften nur Fachmännern familiär sein. Das Buch ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Ethik und der Metaphysik.

Nicht unerwähnt darf Rénan's neueste Schrift bleiben: „La Reforme intellectuelle et morale" (Paris: Lévy). Wer Rénan nur als Autor des „Lebens Jesu" kennt, der wird ohne ein weiteres Eingehen in seine geistige Constitution kaum ahnen, worin sein politisches Ideal besteht, das er im genannten Werke exponirt. Er, der Kämpfer gegen den Romanismus, ist trotz alledem und alledem ein mit süßlichen Worten um sich werfender Priester geblieben, der in seinem Vaterlande nichts von industrieller Entwickelung, nichts von Constitutionalismus und noch weniger etwas von einer Republik und confessionslosen Schulen wissen will; nur nach einer starken Monarchie, nach einem großen Heere, nach Adel und Priesterherrschaft steht sein Sinn. Auch über dieses Buch brachte R. Gottschall in seinem Artikel „Die französische Presse und Deutschland" in „Unsere Zeit" eine eingehende Analyse, die unseres Erachtens nach, aber nicht den wahren Kern des Buches, der in der „starken Monarchie und in einem großen Heere", womit man die

*) Mit dem Zusatze „bis jetzt" ist das gewiß richtig; aber spätere Entdeckungen präjudiciren zu wollen, wäre thöricht, zum mindesten unvorsichtig. Red.

Digitized by Google

ehemals philosophischen Deutschen, recht unphilosophisch, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte, zusammenhauen kann, gipfelt, erfaßt hat.

Alfred Weber versucht mit seiner „Histoire de la Philosophie européenne“ (Paris: Germer-Baillière) einem in Frankreich längst gefühlten Mangel an einem guten Handbuche der Geschichte der Philosophie abzuhelfen. Das Werk, das sich mit deutschen derartigen Productionen nicht messen kann, bestrebt sich, strict unparteiisch zu sein, doch der Autor stellt sich auf einen Gesichtspunkt, von dem aus er den ungeheueren ihm vorliegenden Gegenstand überschauen kann, und dieser Gesichtspunkt ist klar im folgenden Motto dargelegt: „La verité métaphysique ne se trouve ni dans le matérialisme, ni dans le spiritualisme dualiste, mais dans le spiritualisme concret, qui tient la force et l'intelligence pour les attributs distincts, mais inséparables, de l'esprit.“

Für den allgemeinen obligatorischen Unterricht in Frankreich tritt Charles Robert in einem energisch geschriebenen Pamphlet „L'Instruction obligatoire“ (Paris und London: Hachette und Cie.) auf, in welchem eine Menge Thatsachen chronologisch geordnet sind, um den Fortschritt zu zeigen, der in dieser Richtung in den letzten funfzig Jahren gemacht wurde, sowie daß die Existenz der Gesellschaft eng mit Schulreformen verbunden ist.

Michel Bréal in seinen „Quelques mots sur l'Instruction publique en France“ (Paris und London: Hachette und Cie.) fordert gleich Robert seine Landsleute ernstlich auf, doch endlich von dem Wahne zu lassen, als seien sie die erste Nation in Europa: auf Deutschland müßten sie schauen und die Ursachen der preußischen Erfolge in der Ueberlegenheit des Erziehungssystemes suchen, das jenseits des Rheines herrsche.

Auf dem Felde der Sprachwissenschaften muß des großen Unternehmens der Verlagshandlung Maisonneuve gedacht werden, die eine „Bibliotheque Orientale. Publiée par un comité scientifique international“ herausgiebt, von der bereits die beiden ersten Bände vorliegen. Der erste enthält eine Uebersetzung der Rig-Vedas von Langlois, und der zweite führt uns durch die Blüthezeit der Sanskritliteratur bis zu ihrem Verfalle.

Ein anderes wichtiges linguistisches Werk ist die „Ethnogénie gauloise. 1e partie: Glossoire gaulois. Par M. le baron Roget de Belloguet (Paris: Maisonneuve).

Wir schließen unsere Umschau in der gelehrten Literatur mit dem von den Franzosen neuerdings geschaffenen Literaturzweige, dem sie mit gewohnter Schlagfertigkeit den Namen „Actualités“ beigelegt haben. Es sind dies unter dem Einflusse des Augenblickes, vom rein persönlichen Parteistandpunkte aus geschriebene Bücher, in denen sich nicht selten alle Leidenschaften tummeln. Ihre Zahl ist Legion, ihr literarischer wie geschichtlicher und wissenschaftlicher Werth verschieden und meistens ein höchst geringer, und dennoch werden sie dem zukünftigen Forscher über die gewaltige Zeit, der sie entsprungen, eine unschätzbare Fundgrube historischen Materiales liefern, denn in den Lagern der verschiedenen sich befehdenden Parteien geschrieben, plaudern sie Dinge aus, die in weniger bewegten Zeiten wahrscheinlich für immer verschwiegen geblieben wären. Durch eine sorgsame Vergleichung dieser Materialien wird der Forscher, weiß er nüchtern den richtigen Mittelweg zu wandeln, die rechte Wahrheit an den Tag bringen können. Diese „Actualités“ zerfallen in Rücksicht auf die Ereignisse in zwei große Kategorien, bei denen man dann noch wieder einzelne Unterabtheilungen unterscheiden kann. Die erste umfaßt die kleineren Erscheinungen, die sich auf den deutsch-französischen Krieg beziehen; man kann hier etwa folgende Unterabtheilungen machen: 1) ohne weitere Neben- und Hintergedanken verfaßte Beiträge zum Kriege; 2) sogenannte Reinigungsschriften von Militärs und Beamten; 3) Reflexio-

Digitized by Google

nen über den Krieg und an Frankreich gerichtete Belehrungsschriften, und 4) Schmähschriften auf „Preußen-Deutschland". Der zweiten großen Kategorie gehören die für und wider die Commune geschriebenen Bücher an. Unter dem Wust der Ende vergangenen und im Laufe dieses Jahres erschienenen Schriften können wir nur diejenigen kurz hervorheben, die für deutsche Leser ein specielles Interesse haben dürften.

Ein noch von Napoleon III. veranlaßtes Buch ist „La Marine d'aujourd'hui. Par le vice-amiral Jurien de la Gravière" (Paris und London: Hachette und Cie.), in welchem der wohlbekannte Admiral die in den letzten Jahren in allen Zweigen des Seewesens gemachten Fortschritte Revue passiren läßt. Ferner werden Episoden aus dem Krimkriege, so weit sie die Marine betreffen, beschrieben, und dann einige Bemerkungen über die Stellung Venedigs während des italiänischen Feldzuges gemacht. Auch an praktischen Winken über die Mittel und Wege, den Dienstzweig, dem der Admiral angehört, zu vervollkommnen, fehlt es nicht.

Noch ein anderer Admiral hat sich als Schriftsteller gezeigt. Vice-Admiral La Roncière Le Noury hat in „La Marine au Siège de Paris" (Paris: Plon), als Commandant der an der Vertheidigung von Paris theilnehmenden Marinetruppen, eine Menge Angaben veröffentlicht, die für den zukünftigen Historiker der Belagerung der Hauptstadt von großem Interesse sein werden. Der Werth des rein militärischen Werks wird noch durch vorzügliche Karten, auf denen sich das ganze Vertheidigungs- und Angriffssystem befindet, erhöht. Gleich manchen anderen bedeutenden Schriftstellern über die Ereignisse während der Belagerung, tadelt der Admiral Trochu wegen seines schwankenden Auftretens gegen die Rothen.

Nachdem die Generale Chanzy und Faidherbe ihre Vertheidigungen gegen berufene und unberufene Kritiker der Oeffentlichkeit übergeben hatten, folgt ihnen General Aurelle de Paladines mit „La Première Armée de la Loire" (Paris: Plon). Der alte, von Gambetta und Genossen hart mitgenommene General weist in seinem leidenschaftslosen, ächt militärischen Berichte bis zur Evidenz nach, daß die Affaire von Baune-la-Rolande und die Niederlagen um Orleans herum dem Kriegsminister zugeschrieben werden müssen, ebenso wie Bourbaki's unglückliche Expedition gegen General Werder.

In ähnlicher Weise, wie das so eben erwähnte Buch ist die Brochüre „Orléans" (Paris: Plon) vom General Martin des Pallières abgefaßt, in der sich dieser Militär, ehemals Chef des 15. Corps, gegen die Geschichtsverdrehungen von Freycinet verwahrt.

Die für den „Temps" geschriebenen „Lettres militaires du Siége. Par F. C. Accaldi" (Paris: Plon) bilden einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Belagerung, um so mehr wichtig, als sie aus der Feder eines hochgebildeten Militärs geflossen sind.

„L'Agonie de l'armée du Rhin. Par un officier d'artillerie du 3e corps" (Paris: Dentu) ist von Anfang bis zu Ende eine Rachearie mit Variationen gegen die unfähigen kaiserlichen Generale und gegen die Liberalen, die jahrelang sich angestrengt hätten Unfrieden und Mißtrauen in der Armee zu verbreiten und die Disciplin zu untergraben.

Wir gelangen nun zu dem Werke des Stellvertreters und Gehülfen Gambetta's in Tours, zu dem Werke Charles de Freycinet's, ancien Délégué du Ministre de la Guerre à Tours, „La Guerre en Province" (Paris: Lévy). Dasselbe, ungeachtet seiner Wichtigkeit als ein Beitrag zur Geschichte des Krieges, trägt den Parteigeist so zur Schau,

Digitized by Google

daß man in Versuchung geräth, auch die darin enthaltenen Wahrheiten für Uebertreibungen und Hirngespinste zu nehmen. Während er gegen die Soldaten des Kaiserreiches nicht genug Vorwürfe wegen ihrer Feigheit und Unfähigkeit finden kann, hebt er den Muth der republicanischen Schaaren und die Energie seines Meisters Gambetta in den Himmel. Der Herr Delegirte vergißt ganz und gar, wenn er von den Schlachten bei Wörth, Metz und Sedan spricht, daß es ein ganz anderes Ding war, einer halben Million Krieger entgegenzutreten, als später nur kleineren Abtheilungen der großen deutschen Heere in den verschiedenen Landestheilen im Kampfe zu begegnen. Das Buch, das hauptsächlich seiner Zahlenangaben wegen wichtig ist, zerfällt in drei Hauptabtheilungen. Die erste betrifft hauptsächlich die Organisation der unter der Inspiration Gambetta's geschaffenen republicanischen Armeen, die vom 10. October 1870 bis 9. Februar 1871 nicht weniger als 600,000 Mann ins Feld schickten. Die zweite Abtheilung beschreibt die zur Befreiung Frankreichs gemachten Anstrengungen, und die dritte enthält Freycinet's eigene Ideen über die Reconstitution der Streitkräfte Frankreichs.

Der alte ehrenfeste und tapfere General Vinoy, ein Mann à la Urich, der nichts von dem bombastischen Geschwätz und der Ehrvergessenheit eines Ducrot an sich hat, beschreibt in „Operations du 13me Corps et de la Troisième Armée“ (Paris: Plon) den Antheil, den er an der unglücklichen Sedancampagne nahm, dann seinen Rückzug nach Paris und endlich die Rolle, die er an der Spitze des 3. Armeecorps in der Vertheidigung der Hauptstadt spielte. Das Werk, das nur bis zum 22. Januar 1871 reicht, an welchem Tage Vinoy das Generalcommando an Stelle Trochu's übernahm, ist vom militärischen Standpunkte aus unstreitig das beste, das bis jetzt französischer Seits über die Belagerung veröffentlicht ward; auch erzählt es zum ersten Male genau die durch die 3. Armee ausgeführte Occupation des Mont Avron, von dem sie in den kalten Weihnachtstagen von den deutschen Kugeln wieder verjagt wurde. „Zu spät“, das ist die Moral der Erzählung des alten Kriegers vom Beginne des Buches bis zum Ende.

Ueber „L'Armée du Rhin, depuis le 12 Aout jusqu'au 20 octobre 1870. Par le Maréchal Bazaine“ (Paris: Plon) glauben wir, nach den vielen Besprechungen, die dieses Buch bereits erfahren, nicht nöthig zu haben, noch viele Worte zu verlieren. Es ist eine wortkarge und doch renommistische, herausfordernde Rechtfertigungsschrift, welche die Wahrheit unter einem Berge von zum Theil ganz unwesentlichen Actenstücken zu erdrücken sucht: der Intriguant von Mexico hätte besser gethan zu schweigen, er hätte besser gethan keine neuen Kritiken seines Handelns herauszufordern und das Verdict des Kriegsgerichtes abzuwarten.

Das Bedeutendste unter den reflectiven Ergüssen ist unstreitig das Buch des Grafen de la Chapelle (unter welchem Pseudonym sich der gefallene Kaiser verbirgt), das den Titel trägt: „Les Forces militaires de la France en 1870“ (Paris: Amyot). Es ist eine genaue, offenherzige Darlegung des Hauptfehlers der französischen Armee unter dem zweiten Kaiserreiche — ihr gänzlicher Mangel, weniger an Mannschaften und Material, als an Organisation, und man dürfte hinzusetzen, an geschickten Führern.

Edgar Bourloton, der Kriegsgefangener in Deutschland war, hat seine Zeit zu ernsten Studien benutzt und gibt nun in seinem Buche „L'Allemagne contemporaine“ (Paris: Germer-Baillière), so weit es eben einem Franzosen möglich ist, eine unparteiische Schilderung von uns Deutschen und unseren Institutionen. Der Autor räth seinen Landsleuten ernstlich, dieselben Wege wie die Deutschen zu wandeln, dann würde es ihnen nicht

Digitized by Google

fehlen, zu gleicher Macht und zu gleichem Wohlstande zu gelangen. Der Feldzug von 1870 sei einfach eine Vergeltung für das Unrecht von 1806; doch die Franzosen vergäßen dies, und während sie gegen die Grausamkeiten preußischer Soldaten declamirten, spotteten sie über die Demüthigung von Jena.

Der Abgeordnete Emile Beaussire hat in einem Bande der Bibliothèque d'histoire contemporaine eine Serie von Artikeln vereinigt, die er über die Ereignisse von 1870 und 1871, meistentheils für die „Revue des deux Mondes" geschrieben. Das Buch führt den Titel: „La Guerre étrangère et la guerre civile" (Paris: Germer-Baillière), und sein Autor beurtheilt Menschen und Dinge als Philosoph und mit einer bei Franzosen seltenen Kaltblütigkeit. Streng gegen Fehler und Verbrechen, ist er nachsichtig gegen Personen und bürdet nicht Einzelnen, sondern der ganzen Nation die Schuld für das Unglück auf, das Frankreich so hart darniedergeworfen. Mit Recht sagt er: „Les récriminations personnelles sont hors de saison, quand chacun doit se battre la poitrine. De cette solidarité de tous dans les malheurs publics doit résulter une leçon de modestie et de tolérance mutuelle". Und nun beginnt er mit versöhnender Klugheit eine Untersuchung des Streites zwischen Paris und den Departements, wobei er beiden Parteien und später auch der Nationalversammlung Vernunft predigt und ihnen ihre mannichfach begangenen Sünden vorhält.

Wir greifen nun zu den in letzter Zeit an's Tageslicht gebrachten Schmäh- und Verleumdungsschriften gegen Deutschland. Es überkommt einen ein Grauen, ein Ekel, wenn man die schon hundertfach abgedroschenen Gemeinplätze, die schon hundertfach wiedergekäuten Lügen und Lächerlichkeiten immer auf's neue aufgetischt bekommt. Verlange man von uns nicht, noch dazu hier, wo der Raum zu gemessen ist, mehr als die Titel dieser mit Geifer, Bosheit und verletzter Eitelkeit überlaufenden Zeugnisse der eigenen Schande Frankreichs zu geben. Wer die Franzosen von ihrer niedrigsten und erbärmlichsten Seite kennen lernen will, der nehme nur einmal folgende Broschüren in die Hand: „Suprématie intellectuelle de la France". Par Em. Liais. (Paris: Garnier); „Delenda Germania. Par H. Entz". (Paris: Dentu); „Les Prussiens à Paris et le 18 mars. Par Charles Yriarte. (Paris: Plon); und damit auch das „perfide England" seine Lection erhält: „Irlande et France". Par Alfred Duquet. (Paris: Lévy).

Allen diesen Schmähschriften setzen aber die folgenden beiden die Krone auf: „L'Invasion prussienne dans l'arrondissement des Andelys". Par Ch. Dehais. (Evreux: Blot) und „Les Bibliothèques publiques de Strassbourg incendiées dans la nuit du 24 août 1870, par M. Roudolph Reuss. (Paris: Fischbacher). In der ersten erzählt der Unterpräfect Dehais, in halbamtlichem Tone, die ungeheuerlichsten Dinge über die Grausamkeit „der Preußen", wobei besonders der General Graf von Lippe mit den gemeinsten Anschuldigungen überhäuft wird; in der zweiten behauptet ein ehemaliger Gymnasiallehrer von Straßburg, daß General Werder nicht etwa aus Versehen, sondern mit kaltem Vorbedacht die Bibliothek habe anzünden lassen durch seine glühenden Kugeln.

Wie sehr man auch mit den Franzosen über ihre gegen Deutschland geschleuderten Schmähschriften rechten mag, das Lob muß man ihnen nachsagen, daß sich unter ihnen nicht ein einziger Schurke befand, der in den Stunden des Unglückes sein Vaterland mit Koth beworfen hätte; nur auf die Wiederherstellung der Größe Frankreichs sind Alle bedacht, nicht einer denkt daran, es in den Staub zu ziehen oder es gar heimlich zu ver-

Digitized by Google

rathen und die Feindschaft anderer Völker gegen dasselbe wachzurufen. Zu unserer Schande sei's gesagt; solch ein Bubenstück kann nur von einer particularistisch-welfisch-deutschen Feder auf heimtückische Weise fertig gebracht werden. Vor kurzer Zeit erschien in Paris ein Buch unter dem Titel: „La Tyrannie Prussienne", das von einem „deutschen Staatsmanne" geschrieben und von einem Franzosen übersetzt und mit einer Vorrede versehen wurde. Dieser „deutsche (!!?) Staatsmann" gibt als Grund der anonymen Veröffentlichung seines Schandwerkes in Frankreich seine Furcht vor Bismarck an. Armseliger Schächer, ob der Rache des großen Staatsmannes, dem wir verdanken, daß uns solches Gesindel, wie der „deutsche Staatsmann", nicht mehr tyranniſiren, hätte er ruhig schlafen können: um seines Gleichen bekümmert sich ein Bismarck nicht. Aus dem Grundgedanken des Buches, nämlich Sicherstellung Oesterreichs gegen preußische Anmaßung und preußische Uebergriffe, möchten wir fast den Schluß ziehen, daß der edele Verfasser des 1870 in Darmstadt erschienenen Buches: „Das Germanenthum und Oesterreich. Oesterreich und Ungarn. Eine Fackel für den Völkerstreit. Von Arkolay", auch der Autor des vorliegenden ist. Doch so unverschämt jener Herr ist, und so sehr wir ihm auch zutrauen, mit Phrasen um sich zu werfen, wie: „Preußen sollte von einem Jeden, der die deutsche Zunge spricht, unter die Füße getreten werden", so sind wir doch auf der anderen Seite in Anbetracht seiner nicht geringen Fähigkeiten überzeugt, daß er solches Gewäsch, wie in der „Tyrannie Prussienne" enthalten ist, nicht von Stapel gelassen und sich ferner auch nicht den Titel eines „deutschen Staatsmannes" beigelegt haben würde. Mag der Verfasser nun sein, wer er wolle, er darf mit seinem Erfolge in Frankreich zufrieden sein, der deutlich aus einer Phrase der Vorrede des Uebersetzers erhellt: „Wenn Bismarck unser (das französische) Spiel zu spielen hätte, so würde er schon längst das ganze Land mit brandlegerischen Pamphleten und Agenten überschwemmt haben"; und ferner: „Wenn ein Deutscher in seinem Hasse gegen Preußen die Krebsschäden bloslegt, die an Deutschland fressen, so thut er damit den Franzosen einen großen Dienst, aus dem sie ihren Nutzen ziehen sollten". Doch genug, das jesuitisch geschriebene Buch ist weniger eine Schande für Deutschland als sein Verfasser.

Wir gehen zu den die Commüne betreffenden Büchern über. Da begegnen wir zuerst einer von einem ehemaligen Mitgliede der Commüne geschriebenen Geschichte: „Histoire de la Commune de Paris". Par P. Vésnier. (Paris: Chapman und Hall). Wir begrüßten das Werk bei seinem Erscheinen als das erste auf communaler Seite geschriebene mit Freuden, hoffend, unsere Kenntnisse über diese dunkele Seite der französischen Geschichte durch neue bisher unbekannte Daten vermehrt zu sehen. Doch wir hatten uns arg getäuscht: Vésnier hat weder das Zeug eines Historikers, noch hat er die Kraft, sich von den Fesseln des Parteigeistes loszumachen. Er bringt alte bekannte Thatsachen, jedoch von seinem speciellen Standpunkt aus beleuchtet, wieder zum Vorschein, oder läßt andere unberührt, die der Sache seiner Partei schaden könnten. An einer einzigen Stelle ist er, wahrscheinlich ganz wider seinen Willen, oder besser gesagt, aus Vergessenheit und Unachtsamkeit, offenherzig und bestätigt das, was seiner Zeit der Autor der in „Unserer Zeit" erschienenen Geschichte der Commüne schon hervorhob, nämlich, daß die ersten Acte der communalen Partei Decrete waren, welche die schuldige Miethe erließen, den Verkauf der versetzten Sachen suspendirten, alle Fideicommisse aufhoben, die Illegitimität abschafften und das Eigenthum der versailler Regierung confiscirten. Man sieht also, nur Plünderung und Diebstahl und Gewaltacte, aber von Hebung der materiellen und mora-

Digitized by Google

lischen Lage der Gesellschaft keine Spur! Das Buch, das von Widersprüchen überfließt, wird der Sache, zu deren Vertheidigung es geschrieben, mehr schaden als nutzen.

Léonce Dupont bringt in seiner Schrift „La Commune et ses auxiliaires devant la justice“ (Paris: Didier) heftige Anklagen gegen die Männer des 4. September vor, denen er die Schuld am Bürgerkriege auf die Schultern wälzt, weil sie erstens dem pariser Pöbel ein Beispiel der Verachtung der Gesetze gegeben und zweitens, weil manche der selbstgemachten Politiker, die der Nationalregierung angehörten, Freunde der Communisten gewesen wären. Das Buch enthält manche schlagende Wahrheiten, auf die man leider in Frankreich nur zu wenig hört.

„La Commune et les idées à travers l'histoire. Par E. Bourloton et E. Robert“ (Paris: Baillière) ist ein Buch, in welchem die communistische Idee und ihre Consequenzen an ihren historischen Quellen studirt werden, und das ein wichtiges und werthvolles Document zu einer definitiven Geschichte der großen pariser Insurrection von 1871 bilden wird.

Auf dem Gebiete der schönen Literatur, dem wir uns nun zuwenden, haben wir uns zuerst mit den literaturhistorischen Productionen zu beschäftigen. Unter diesen ragt durch seinen wissenschaftlichen Werth hervor die „Histoire de l'Eloquence latine depuis l'origine de Rome jusqu'à Cicéron; d'après les notes de M. Berger“ (Paris und London: Hachette und Cie.). Victor Cucheval, ein nicht unbedeutender Humanist und langjähriger Schüler des verstorbenen Professors Berger an der Sorbonne, hat es unternommen, nach den von ihm in den Vorlesungen gemachten Noten einen Theil der wahrhaft classischen Vorlesungen seines ehemaligen Lehrers zu veröffentlichen. Wenn wir auch an unseren deutschen Universitäten eine Menge Vorlesungen über denselben Gegenstand zu hören bekommen und auch gedruckt finden, so möchten wir doch bezweifeln, ob bis jetzt jemals so elegant vorgetragene erschienen sind, die neben ihrer Eleganz eine solche Präcision und eine solche Nüchternheit in der Gelehrtheit, eine solche Klarheit in der Exposition und eine solche Kraft und logische Festigkeit in den Folgerungen zur Schau tragen, wie diese Vorlesungen des französischen Professors.

Gar arg sticht von dem soeben genannten Werke das des Professors Paul Albert „Littérature Française — Des Origines au XVIe siècle“ (Paris und London: Hachette und Cie.) durch seinen steifen, unbeholfenen und dogmatischen Stil ab. Es besteht gleichfalls aus Vorlesungen, die er irgendwo gehalten, und die er meistens aus anderen besseren Werken zusammengeschrieben hat. Das Werk Réaume's über die Prosateurs français, das den gleichen Gegenstand behandelt, wie das Albert's, ist bei weitem gründlicher und wissenschaftlicher.

A. Bossert, Professor an der Sorbonne, der sich im vergangenen Jahre in seiner „Littérature allemande au Moyen Age“ speciell mit dem Mittelalter und dem Ursprunge der deutschen Epik beschäftigte, gibt uns jetzt in einem anderen Bande „Goethe, ses précurseurs et ses contemporains“ (Paris und London: Hachette und Cie.). Bossert besitzt wie Taillander ein tiefes Wissen, eine animirte Kritik, voller neuer Gesichtspunkte und belehrender Parallelen. Das Buch, das wir deutschen Lesern ernstlich empfehlen, reicht nur bis zur Mannheit Goethe's; ein zweiter und ein dritter Band unter dem Titel „Goethe et Schiller“ wird die Geschichte des reifen Alters und des Greisenalters unseres Dichterheroen enthalten.

Digitized by Google

Jules Levalois, einst auf kurze Zeit Secretär Sainte-Beuve's, hat ein gewisses Recht über den Verstorbenen gehört zu werden, nur daß die neuesten Veröffentlichungen und unter ihnen auch Levalois' „Sainte-Beuve" (Paris: Didier) über den großen Kritiker wenig dazu angethan sind, ihn in den Augen des Publicums zu heben. Niemand wird das Talent von Sainte-Beuve in Frage ziehen, doch er wußte niemals unparteiisch zu sein und liebte es, aus einem Gefühle von Verachtung und Eifersucht seine eigenen Idole zu zertrümmern. Der Autor untersucht in seinem Werke Sainte-Beuve den „Littérateur", den öffentlichen Charakter und den Mann, wobei er als Supplement eine Reihe von Briefen hinzufügt, die der unermüdliche „Causeur" an seine Freunde schrieb. Dieser letzte Theil ist der interessanteste der biographischen Skizze, da er uns Sainte-Beuve zeigt, wie er wirklich war, und da müssen wir denn doch gestehen, daß er von moralischen Gefühle herzlich wenig besaß.

An guten Romanen, auf die wir die Aufmerksamkeit der deutschen Leserwelt lenken möchten, haben wir nur einige wenige gefunden und unter diesen wenigen, nach unserer unmaßgeblichen Ansicht, nur einen einzigen, der das Prädicat vorzüglich verdient. Es ist dies der Roman „Fleurange. Par Mrs. Augustus Craven" (Paris: Didier). Bei dem heutigen Stande der französischen leichten Literatur ist es ein wahres Ereigniß, einem Gesellschaftsromane zu begegnen, der hochdramatische Situationen und Scenen concentrirter, aber reiner Leidenschaften enthält, einen Roman, den jede Mutter ohne Zögern ihren erwachsenen Töchtern in die Hände geben kann, und an dem sich auch Gelehrte wegen seines correcten und graziösen Stiles erfreuen werden. Die Heldin des Romanes, deren Vater, ein französischer Künstler, ihr den italiänischen Namen Fior angela, oder in seiner eigenen Sprache, Fleurange gegeben hat, bewegt sich mit seltener Grazie in der gelehrten Gesellschaft eines deutschen Professors, in dem prächtigen florentiner Palast einer russischen Prinzessin und am russischen Hofe. Die Kenntniß, welche die Verfasserin von der europäischen Welt besitzt, ist eine seltene, und ob wir ihr in ein italiänisches Kloster, wo Fleurange erzogen wird, oder in die Gegenwart des Kaisers Nicholas folgen, überall finden wir uns schnell orientirt. In der frankfurter Familie ist sie weniger zu Hause als im Palaste Lamianoff, und die Manieren der beiden engelgleichen deutschen Mädchen entspringen wahrscheinlich nur ihrem inneren Bewußtsein. Doch Charaktere, wie der italiänische Marquis, die Prinzessin Lamianoff, ihr Sohn, Graf Georges de Walden, der sich in Fleurange verliebt hat, sind sicher lebenswahrer als der geduldige Liebhaber Clement Dornthal, der Liebling der Verfasserin unter ihren Studien junger Männer. Er ist ein Deutscher, arm und häßlich, doch überreich an männlichen Tugenden, in welchem sie unseren Glauben an Liebes-Quixotismus wieder anzufachen sucht; denn Clement's Devise ist: „Garder l'amour et briser l'espoir". Und in der That lehrt uns die Verfasserin, daß nicht Quixotismus, sondern ernster Wille und durch Religion geleitetes nüchternes Urtheil seine Leidenschaften läuterte und den muthigen Mann in seiner selbstlosen Ergebenheit kräftigte, eine Ergebenheit, die ihn lehrte in täglicher Gemeinschaft mit der von ihm geliebten Frau zu leben, „ohne sie, doch für sie". Daß er noch andere Tugenden als Sohn und Bruder hatte ist natürlich, denn Tugenden vervielfachen sich durch Contact nicht weniger als Laster. In Clement sowohl, wie in der Heldin Fleurange sind Selbstherrschaft, Muth und gesunde Vernunft die hervorragenden Züge und die praktische Anwendung und der praktische Nutzen von Frömmigkeit ist mit Glück und sicherer Hand gezeichnet und nachgewiesen. So künstlich verwickelt auch die Erzählung, und so geistreich angelegt

Digitized by Google

auch die Theorie ist, der Zauber von Madame Craven's Buch liegt in der gesunden Adligkeit ihrer Lebensauffassungen und in der Vorzüglichkeit ihres Stiles.

Schal und erbärmlich nimmt sich neben dem soeben genannten wahrhaft klassischen Romane Charles Deulin's neueste Production „Chardonnette" (Paris: Lacroix) aus. In dem ganzen Buche findet sich auch nicht die geringste Anstrengung, nicht der geringste Spracheffect: es ist wahrhaftig der Mühe werth, solch Zeug in die Welt zu setzen und so durchsichtig zu sein wie Herr Deulin. Diese Erzählung von Chardonnette, die eine Fortsetzung derjenigen ist, die den Titel tragen: „Contes d'un buveur de bière", ist nicht durch Tabackswolken, die gewöhnlich über den Bierseidel schweben, verdunkelt, sondern sie ist die einfache Erzählung eines armen von einem Adonis des kleinen Städtchens betrogenen Mädchens. Das ist höchst originell, und wir fragen, was künftig noch ein Romanschreiber erdichten könnte?

Obgleich „La Revanche de Joseph Noirel, par Victor Cherbuliez" (Paris und London: Hachette und Cie.) zuerst in der „Revue des deux Mondes" erschien und deren Leser „elektrisirte", so können wir uns für denselben, trotz mancher darin vorkommenden packenden Scenen, nicht begeistern. Der Roman scheint uns von ganz falschen Gesichtspunkten auszugehen, und Charaktere wie der Arbeiter Noirel sind weder gemacht, die Moral zu heben, noch den Kunstgeschmack beim lesenden Publicum zu läutern. Wir wollen hoffen, daß sich kein Uebersetzer dieses naturalistischen Romanes in Deutschland finden, und daß er nicht wie die Dorébibel so und so viele Auflagen bei uns erleben wird.

Octave Feuillet hat die Welt wiederum mit einem seiner bodenlos unmoralischen Romane überrascht, seine „Julia de Trècoeur" (Paris: Michel-Lévy), mehr eine Novelle als ein Roman, ist die „sehr" schöne Tochter einer jungen Mutter. Ihr Vater, den sie anbetet, und der sie endlos lieb hatte, stirbt. Madame Trécoeur verheiratet sich wieder, und zwar mit dem „schönen" Herren von Lucan. Darob gewaltige Trauer und Aerger und Gram im Herzen der „sehr schönen" Tochter Julia, die zuerst in einem Kloster Trost in ihren Leiden suchen will, diesen aber doch schließlich anscheinend in einer ihr proponirten Heirat findet. Sie macht mit ihrem Herren Gemahl eine Hochzeitsreise, von der sie ernüchtert heimkehrt. Sie läßt sich auf einem Landsitze nieder, in dessen Nähe auch ihr Stiefvater einen solchen hat, und — nun kommt die Peripetie — verliebt sich sterblich in ihn, den sie einst haßte oder zu hassen vermeinte, was natürlich auch von der anderen Seite erwiedert wird. Da Julia aber von dem Gegenstande ihrer Liebe durch eine Mutter und einen Ehemann getrennt wird, so geräth sie in Verzweiflung und stürzt sich während eines Spazierrittes mit ihrem Pferde von einem Felsen ins Meer, welcher grausigen Scene ihr Mann und ihr Stiefvater ungesehen beiwohnen. Die beiden Männer ließen den Selbstmord geschehen, da sie wahrscheinlich fühlten, daß diese Frau eine Geißel war und die moralische Welt und ihr eigenes Leben bedrohte. Das ist gleich: sicher wird's noch Leser geben, die sie gerettet haben würden.

Von Dichtungen ist nichts vorhanden, das hier einer Erwähnung verdiente, denn die neulich gesammelt herausgegebenen „Poèmes de la Guerre. Par Emile Bergerat" (Paris: Lemerre) und „Idylles prussiens. Par Théodore de Banneville" (Paris: Lemerre) sind zu traurige Erzeugnisse der französischen Muse, um angerührt zu werden. Doch wir irren, wenn wir sagen von Dichtungen ist nichts vorhanden, — Victor Hugo's „furchtbares Jahr" „L'Année terrible" (Paris: Lévy frères) ist erschienen! und die Welt geräth nicht in Erstaunen, die Welt bleibt gewaltig kühl! Es würde

Digitized by Google

hier zu weit führen, wollten wir die Gedichtsammlung einer Kritik unterwerfen, die uns, so wenig wir von einer Kritik von Dichterwerken verstehen, diesmal doch leicht werden würde, denn das „fürchterliche Jahr" ist ein Denkmal, das der Dichter in seiner maßlosen Ueberhebung seinem eigenen Verfalle gesetzt hat. Er hat sein Werk in zwölf Abtheilungen getheilt, die mit den Monaten des Jahres vom August 1870 bis Juli 1871 correspondiren und eine Menge Gedichte enthalten, die sich alle mehr oder weniger, um das „verbrannte Hirn der Welt", um Paris drehen. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die vorliegenden Gedichte nicht einzelne Stellen von großer Schönheit enthalten, jedoch die bei weitem überwiegende Mehrzahl sind voller Tollheit, voller Verdrehungen und lächerlicher Wuthausbrüche, die deutlich den kindisch gewordenen Greis durchblicken lassen. Am deutlichsten zeigt sich dies in seinen Portraits des Königes Wilhelm und Napoleon's III. und in der Beschreibung der Armee, die sein geliebtes Paris belagert. Eine der schönsten Stellen ist die, wo er vom Brande der Louvrebibliothek spricht; hier findet sich wirkliche dichterische Beredtsamkeit. Victor Hugo ruft aus:

„Tu viens d'incendier la Bibliotheque?
— Oui,
J'ai mis le feu là.
— Mais c'est un crime inouï,
Crime commis par toi contre toi-même, infâme!
Mais tu viens de tuer le rayon de ton âme!
C'est ton propre flambeau que tu viens de souffler!
Ce que ta rage impie et folle ose brûler,
C'est ton bien, ton trésor, ta dot, ton héritage!
Le livre, hostile au maître, est à ton avantage,
Le livre a toujours pris fait et cause pour toi.
Une bibliothèque est un acte de foi
Des générations ténébreuses encore
Qui rendent dans la nuit témoignage à l'aurore.
. . . . . .
As-tu donc oublié que ton libérateur
C'est le livre."

Und nun bringt der Dichter auf den Brandstifter mit beredten Vorwürfen ein, doch dieser antwortet am Ende einfach: — Je ne sais pas lire!

Von Victor Hugo Abschied nehmend, hoffen wir, daß er um seines Ruhmes und der Gesundheit der Kritiker willen, die gezwungen sind, sich durch seine endlosen Dichtungen hindurchzulesen, von nun an seine Muse schweigen lassen wird.

Von Theaterdichtungen haben wir neben zwei ganz armseligen Productionen: „Fais ce que dois. Par F. Coppée" (Paris: Lemerre), und „Jean-Marie. Par André Theuriet" (Paris: Lemerre), die ihren Erfolg nur der Aufregung des Augenblickes verdankten, gleichfalls nur ein nennenswerthes Stück zu verzeichnen und zwar „La princesse Georges", pièce en trois actes par Alexandre Dumas fils (Paris: Michel Lévy frères); deutsch „Prinzessin Georgens" von Eduard Mautner (Wien: L. Rosner). Wir können nur ganz und gar Paul Lindau — bekanntlich einer auch von Franzosen anerkannten Autorität auf diesem Felde — beistimmen, der in Nr. 18 seiner „Gegenwart" sagt, daß uns Dumas, im genannten Stücke, nur eine höchst widerwärtige Geschichte erzählt habe. Auch wir meinen mit ihm, daß „Prinzessin Georgens" eine der weniger

Digitized by Google

bedeutenden dramatischen Arbeiten Dumas' ist, und daß es von anstößigen — besser gesagt unmoralischen — Einzelheiten überfließt. Der chronische Ehebruch in den Theaterdichtungen der Franzosen wird nachgerade eben so langweilig, wie ihr stätes Auffrischen der Pendülendiebstähle.

Die Mittel zur Abhülfe der städtischen Wohnungsnoth,

mit besonderer Beziehung auf Berlin.

Von

Dr. Ernst Bruch.

II.

Die eine Verbesserung unserer Zustände und damit auch besonders der Wohnungsverhältnisse bezweckenden Steuer-Reform-Vorschläge lassen sich im Allgemeinen nach zwei Richtungen charakterisiren, und zwar — von unserem Standpunkte aus — in eine dem Grundbesitz ungünstige und eine ihm günstige. Die erstere wird von der sogenannten „Freihandelspartei" vertreten und hat namentlich in einer Resolution des 9. volkswirthschaftlichen Congresses in Hamburg Ausdruck gefunden, nach welcher in Stadtgemeinden der städtische, in Landgemeinden der ländliche Grundbesitz vorzugsweise zur Besteuerung heranzuziehen ist. Die weitere Forderung der Berliner volkswirthschaftlichen Gesellschaft erstreckte sich sogar auf ausschließliche Gewinnung der Gemeindesteuer aus dem Grundbesitz, worauf auch Dr. Schulz (Staats- und Gemeindesteuern) lediglich hinauskommt. Abgesehen davon, daß bei einer solchen Steuervertheilung das Einzelfamilienhaus für den nichtsbesitzenden Arbeiterstand als ein noch viel weniger wünschenswerthes Ziel erscheinen müßte, ist es klar, daß — ohne vollständige Umwälzung unseres Wirthschaftslebens — die erhöhte Grundsteuer sich in einer Steigerung der Miethen fühlbar machen muß. Die Wohnungsfrage würde also noch viel brennender werden. Wissenschaftlich läßt sich diese ganze Deduction auch durch einen Hinweis auf die städtischen Budgets widerlegen. Es ist einfach nicht wahr, daß die communalen Aufwendungen hauptsächlich auf Erhöhung des Grundwerthes hinauslaufen. Straßen-Anlagen, Pflasterungen, Erleuchtung ꝛc. bilden nur einen sehr geringen Antheil von den städtischen Ausgaben, jedenfalls einen geringeren, als denjenigen, welchen jetzt schon in den meisten Communen die auf den Grund und Boden gelegten Abgaben von der Gesammtsumme der städtischen Steuern in Anspruch nehmen. Der bei weitem größte Theil der städtischen Ausgaben wird durch die Schule, das Armenwesen und die Polizei-Verwaltung gebildet. Will man also das Princip von Leistung und Gegenleistung auf die städtische Finanzverwaltung angewendet wissen, so gelangt man eben so gut zu einer Personalbesteuerung, wie auf dem Staatsgebiete. Die natürlich gewordene und überall bestehende Mischung verschiedener Quellen ist einer solchen einseitigen Schablone jedenfalls vorzuziehen.

Ebensowenig läßt sich eine von der „Kreuzzeitung" vorgeschlagene separate Maßregel rechtfertigen, welche speciell einen so unangenehm empfundenen Auswuchs der bestehenden

Digitized by Google

Calamität, wie die Miethssteigerungen, durch eine Steuerauflage einschränken will. Die Steigerung soll zu Capital berechnet und die Steuer so festgestellt werden, daß sie wenigstens fünfzig Procent des Capitalwerthes verschlägt. „Die Speculation muß so besteuert werden, daß sie zum empfindlichen Nachtheil der eigennützigen Speculanten ausschlägt." Es wird sogar noch weiter gefordert, daß nicht nur für die Zukunft den Miethssteigerungen durch eine derartige Capitalsteuer vorgebeugt werde, sondern daß diese auch die Steigerungen der letzten zwei bis drei Jahre treffe. Hierdurch würden alle diejenigen Capitalisten, welche mit Rücksicht auf den bestehenden Miethsertrag in letzter Zeit ein Haus gekauft haben, durch das Gesetz der Hälfte ihres Eigenthumes beraubt werden. Die Befürchtung, daß auch das Häuserbauen für die Zukunft bei dieser Maßregel, auch wenn sie nur die Zukunft berücksichtigte, aufhören müßte, vermögen wir nicht zu theilen. Eine mäßige Nothsteuer auf Miethssteigerungen hätte, wenn sie bei Zeiten eingeführt worden wäre, ihre Wirkung nicht verfehlt, jetzt würde sie zu spät kommen. Aber im Princip müssen wir uns dagegen erklären, weil, wie wir gesehen haben, der tiefere Grund für die Miethssteigerung in einer Entwerthung des Geldes beruht. Ebenso gut wie jene Steuer würde man auch eine solche auf sämmtliche Preiserhöhungen der letzten Jahre legen können. Die Consequenz davon ist also entweder eine einseitige Ungerechtigkeit oder ein Unsinn.

Einen seiner Originalität wegen bemerkenswerthen, mit der Steuerfrage eng zusammenhängenden Vorschlag des Dr. Ratkowsky („Die zur Reform der Wohnungszustände in großen Städten nothwendigen Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse Wiens") können wir an dieser Stelle nicht übergehen. Es gipfelt in folgenden Worten:

„Der Cataster und alle anderen Mittel, durch welche Staatsbehörden den Ertrag von Grundstücken feststellen wollen, haben sich nach den Erfahrungen vieler Jahrzehnte als sehr kostspielige und doch unzuverlässige Maßregeln zur Ermittelung der Grundrente erwiesen. Am besten weiß es jeder Grundbesitzer selbst, was sein Grundstück trägt, und welchen Capitalwerth es daher besitzt. Deshalb soll auch die Gesetzgebung ihn selbst diesen Capitalwerth seiner Grundstücke feststellen lassen und nach dieser Selbstschätzung die Steuer umlegen. Damit aber der Besitzer jedes Grundstückes redlich einschätze, muß die Gesetzgebung das Princip, welches bei der Werthverzollung die redliche Selbstschätzung der Steuerpflichtigen bewirkt, auch hier anwenden. So wie bei der Werthverzollung die Staatsbehörde das Recht hat, das zur Versteuerung angemeldete Gut um den Selbstschätzungspreis an sich zu ziehen, so muß sie oder die Gemeinde auch das Recht erhalten, *jedes Grundstück gegen Ausbezahlung des Selbstschätzungspreises an den Eigenthümer an sich zu nehmen*. Ausführen soll dies die Staatsbehörde immer dann, wenn ihr Jemand für das betreffende Grundstück eine höhere Grundsteuer bietet."

Mit einigen wohlfeilen Phrasen über Communismus und Socialismus ist natürlich der Vorschlag nicht abgethan. Es handelt sich nur darum, ob er *unter den heutigen Verhältnissen* des thatsächlichen Wirthschaftslebens ausführbar ist — und das müssen wir entschieden bestreiten, auch ohne ausführliche Beweise dafür beizubringen.

Eine dem Grundbesitze günstige Richtung macht sich in der neuesten Wissenschaft (Held, „Die Einkommensteuer") geltend, worauf wir hier ebenfalls nicht näher eingehen können;

Digitized by Google

die dort geforderte stärkere Betonung der Personalsteuer müssen wir aber mit für ein Mittel zur Hebung der Wohnungsnoth betrachten.

Der directeste Einfluß auf die Beförderung der Bauten wird durch zwei mit einander in Verbindung stehende, aber entgegengesetzte Maßregeln intendirt, nämlich einerseits die Besteuerung der unbebauten Baustellen, andererseits die Steuerfreiheit der Neubauten. Beide Principien sind in Verbindung mit einander bisher noch nirgendwo in's Leben getreten. Es läßt sich nicht verkennen, daß sie in dieser Weise als Mittel zur Hebung einer zeitigen Wohnungsnoth gute Dienste leisten können. Es könnte aber immer nur als Special- und Nothmittel angesehen werden und nur für die größten Städte eine Zeit lang bis zur Erreichung des gewünschten Zweckes Anwendung finden.

Besonders die Steuerfreiheit für Neubauten ist ein in Wien schon seit lange übliches Mittel, freilich dort — wegen des viel höheren Procentsatzes der Steuer — auch mehr angezeigt. Zuerst gewährte ein Gesetz vom 14. November 1867 allen Neubauten, welche bis zum Jahre 1869 benutzbar gemacht würden, die gänzliche Steuerfreiheit für 15 und allen Zu- und Umbauten für 12 Jahre. Diese „ausnahmsweise" Befreiung mußte durch Gesetz vom 14. December 1869 den Bauunternehmern auch für die Jahre 1870 und 71 zugestanden werden. Diese schon regelmäßig gewordene „Ausnahme" ist von den gesetzgebenden Factoren auch für die Jahre 1872 und 73 statuirt worden.

Durch diese Steuerfreiheiten werden freilich die Miethen nicht heruntergedrückt, denn so lange der Preis derselben in älteren Gebäuden durch die bestehende hohe Gebäudesteuer mit beeinflußt wird, richtet sich der Miethpreis auch in den steuerfreien neuen Gebäuden nach jenem Maßstabe. Die Steuer fließt also lediglich in die Taschen des Unternehmers, was aber auch beabsichtigt wird, da man die Unternehmungslust reizen will. Mittelbar kommt das doch der Wohnungscalamität als Linderungs- und Abhülfemittel zu Statten.

Jedenfalls ist dieser Wiener Modus bedeutend wirksamer, als die namentlich von Wiß vorgeschlagene isolirte Besteuerung unbebauter Baustellen, für deren Werthermittelung — wenn man nicht Ratkowsky'sche Grundsätze acceptiren will — es keinen gültigen Maßstab giebt. Die „Monopolisten"-Gewinne würden auch nicht allzu erheblich sein, wenn der „Monopolist" sich durch eine solche Steuer abhalten ließe, vor der Bebauung eine Werthssteigerung abzuwarten.

Das wirksamste Mittel zur Hebung der Wohnungsnoth auf dem Gebiete des Steuerwesens müssen wir, wie schon früher angedeutet, in einer größeren Ausgleichung der bestehenden Verschiedenheiten in der Besteuerung, namentlich des mobilen und immobilen Capitales, suchen. Wir haben schon hervorgehoben, daß, während an der Börse Milliarden mobilen Capitales vollständig frei sich bewegen, jede Cession, Löschung und Aufnahme von Hypotheken mit den schwersten Stempeln und Gebühren belastet ist, daß, wenn der gesetzlich auf die Bewegung mobilen Capitales mit $^1/_3$ Procent gelegte Werthstempel meistens, an der Börse immer umgangen wird, der Grundbesitz regelmäßig und ausnahmslos bei jedem Umsatze 1 Procent seines Werthes zu opfern gezwungen ist. Die isolirten Ertragssteuern, die auf den Grund und Boden gelegt sind, übertreffen absolut und relativ bei weitem die auf den Ertrag des kaufmännischen und industriellen Geschäftes gelegte Gewerbesteuer. Setzt man die Stempel-, Grund-, Gebäude-, Haus- und Einkommensteuern, welche der Grundbesitzer zu zahlen hat, in Verhältniß zu demjenigen Theile seines Grundvermögens, dessen Genuß ihm — nach Abzug der Hypothekenschulden — verbleibt, so ergiebt

Digitized by Google

sich, daß der Grundbesitzer in Berlin gegen 25 Procent seiner reinen Einnahmen, der Gewerbtreibende dagegen durch seine Gewerbe- und Einkommensteuer nur durchschnittlich 6 Procent und, da er sich nach Patow's Berechnungen zu fünf Sechsteln der Besteuerung zu entziehen weiß, sogar nur 1 Procent der Einnahme für Staat und Commune — abgesehen von dem gleichen communalen Einkommensteuerzuschlage — zu entrichten hat. Wir halten das für ein ungesundes Verhältniß, welches lähmend auf dem gesammten Grundbesitze lastet, das Bauen erschwert und die Miethen vertheuert. Die Einführung einer Börsensteuer unter Aufhebung anderer, den Grundbesitz drückenden Lasten wird dieses Mißverhältniß ermäßigen und das Bauen erleichtern. Daß auch hierdurch dem Creditbedürfnisse des Grundbesitzes ein großer Dienst erwiesen wird, haben wir schon hervorgehoben.

Eine sehr eifrige und sorgfältige Polizei kann der Vermehrung der Bauten nicht sehr günstig sein, weil sie mit dem Wachsthume der Stadt ihre Anforderungen erhöhen müßte. Daß im feuerpolizeilichen Interesse schon seit langer Zeit zu viel gefordert worden ist, haben wir schon angedeutet. Im sanitären Interesse sind dagegen die Ansprüche zu gering gestellt. Nur theilweise — und zwar durch die Zulassung einer geringeren Ausnutzungsfähigkeit — kann hier eine günstige Wirkung auf die Ermäßigung der Bodenpreise, aber erst dann erreicht werden, wenn wirklich auch Sitte und Gewohnheit sich von den vorhandenen, vollständig bis auf das polizeilich zulässige Maß ausgenutzten städtischen Grundstücken und Wohnungen abwendet — ein Zustand, der nach unseren heutigen Begriffen jedenfalls sehr spät, vielleicht gar nicht erreicht werden wird. Unter diesen Umständen muß leider in Zeiten acuter Wohnungsnoth auf eine Erhöhung der sanitätspolizeilichen Vorschriften in Betreff der Beschaffenheit der Wohnungen verzichtet werden; höchstens wäre unter Umständen, um eine übermäßige Vermehrung der Bevölkerung zu verhindern, stärkeres Gewicht auf Vermeidung der Wohnungsüberfüllungen zu legen. Wir können deshalb die in einem Vortrage des Dr. Chalybäus (im Dresdener ärztlichen Zweigvereine) oder die von Dr. Oidtmann (in einer Reihe von Artikeln in der Kölnischen Zeitung) gestellten Anforderungen nicht als Mittel zur Beseitigung einer vorhandenen Wohnungsnoth betrachten.

Nur um zu beweisen, daß in dem Lande der „freien Concurrenz", in England, die Behörde sich ein sehr wachsames Auge auf die Qualität der Wohnungen erhält, wollen wir auf die vielen in den Fünfziger Jahren ergangenen Polizeigesetze Londons verweisen. Die Common Lodging-Houses Act von 1851 und 1853 stellt die sogenannten Logirhäuser unter beständige Controle, die Nuisances Removal Act von 1855 setzt Strafe auf Ueberfüllung von Wohnungen, die Local Government Act von 1858 gestattet die Sperrung schädlicher Wohnungen, die Artisans' Dwellings Act sogar die sofortige Demolirung von Häusern mit schlechten Wohnungen.

Der um die Würdigung der Wohnungsfrage sehr verdiente Huber stellt folgendes unbestreitbare Princip für die Mitwirkung der Polizei in der Gestaltung der Wohnungsfrage auf:

„Die Polizei hat ebensogut das Recht und die Pflicht, zu verhindern, daß positiv schlechte Wohnungen an den Markt gebracht, verkauft, verliehen oder auch verschenkt werden, als sie verpflichtet ist, faule Fische, anrüchiges Fleisch, verrottetes Gemüse oder sonst schädliche Dinge auszuschließen. In diesem wie in jenem Falle — nur daß hier der Schaden, die ganze Bedeutung der Sache unendlich viel größer ist — handelt es sich nicht blos um unmittelbare Verhütung schädlicher Wirkungen, sondern auch um Schutz einer

Digitized by Google

ehrlichen und nützlichen gegen eine gewissenlose und gemeinschädliche Industrie. Zu solchem Schutze reicht der eigene Vortheil des Consumenten auch bei Lebensmitteln keineswegs aus; denn entweder die Noth oder die Dummheit, Gleichgültigkeit, Stumpfheit und Roheit lassen sie die Gefahr nicht erkennen oder nicht achten. Noch viel mehr aber gilt dies bei Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, wo die Unterscheidung ein viel höheres Maß von sittlicher und intellectueller Urtheilsfähigkeit fordert.

Das schleichende Gift einer feuchten verdorbenen Luft, dessen Wirkung der Einzelne meist nicht empfindet, läßt die Polizei Jahr aus Jahr ein seine Opfer fordern. Auf Ventilation, auf das Verhältniß des Cubikraumes zur Bewohnerzahl, auf genügende Trockenlegung des Terrains, auf entsprechende Qualität des Materiales wird nicht Bedacht genommen."

Wie eine derartige polizeiliche Thätigkeit durch das Bestehen einer guten Bauordnung und Baugruppenordnung erleichtert wird, haben wir schon angedeutet.

In Zeiten ruhiger Entwickelung sind solche Maßregeln vortrefflich, für unsere heutigen Zustände ist viel eher eine andere, direct auf das Entstehen von Häusern und Wohnungen hin gerichtete Thätigkeit der öffentlichen Organe zu empfehlen. Es fällt z. B. in England Niemandem ein, die principielle Berechtigung eines von einem Mitgliede des Board of Works gestellten Antrages zu bestreiten, nach welchem das vielfach auch in London vorkommende und — nach englischen Zeitungsberichten — auch dort schon eine wirkliche Wohnungsnoth hervorrufende Niederreißen älterer Häuser mit billigen Wohnungen, an deren Stelle neue elegante Häuser mit theueren Wohnungen treten, nur dann gestattet werden soll, wenn die Unternehmer oder die Commune für das wohnliche Unterkommen der hierdurch obdachlos gewordenen Personen gesorgt haben würden. Dieselben Correspondenzen behaupten, daß demnächst dem Parlamente ein Gesetzesvorschlag unterbreitet werden soll, nach welchem Expropriationen bebauten Landes in großen Städten nur unter der Bedingung zugelassen werden würden, daß ein bestimmter Theil des verfügbaren Landes zu Wohnungen für die ärmeren Classen verwandt werde. Man sieht, das Land, welches Adam Smith, Cobden und Prince-Smith erzeugt hat, ist nicht so freihändlerisch wie die deutsche Partei, welche sich erst nach deren Grundsätzen gebildet hat.

Es kann wohl nicht bestritten werden, daß solche Maßregeln bei den in Berlin bevorstehenden großen Bauunternehmungen, namentlich bei der Errichtung von Markthallen und dem großartigen Project der Kaiser-Wilhelmstraße von segensreichem Einflusse sein würden. Die bisher in Berlin aufgetretenen Vorschläge dieser Art sind nur ein schwaches Abbild des Londoner Beispieles. Nach der einen Lesart soll die Polizeibehörde von einigen der vielen neuen Baugesellschaften gefordert haben, daß sie auf zehn zu erbauende Villen ein Haus mit zehn Arbeiterwohnungen bauen sollen, nach der anderen den Anspruch erhoben haben, daß in jedem neuen Hause ein bestimmter Cubikinhalt für kleine und billige Wohnungen reservirt werde. Die Zweckmäßigkeit solcher Bestimmungen ist freilich nicht unbedingt zuzugeben, da sie leicht umgangen werden und vielleicht auch Einzelne vom Bauen abhalten können.

Auf etwas anderem principiellen Standpunkte steht die wirklich in der neuesten Zeit — unterm 23. August 1872 — für Berlin erlassene Polizeiverordnung, welche, obwohl sie eine große praktische Bedeutung nicht haben wird, doch als Beweis eines ernsteren Bekümmerns der öffentlichen Organe um die allgemeine Calamität zu begrüßen ist. Sie lautet:

Digitized by Google

„Um den Bau billiger und schnell herzustellender Wohngebäude bei der herrschenden Wohnungsnoth nach Möglichkeit zu erleichtern, verordnet das Polizeipräsidium auf Grund der §§ 6 und 11 des Gesetzes vom 11. März 1850 (Ges.-S. S. 265) nach Anhörung des Gemeindevorstandes für den Gemeindebezirk von Berlin was folgt: Die Bestimmung des Alinea 6 der Polizeiverordnung vom 11. April 1865, nach welcher zu jeder Wohnung in Gebäuden, welche höher als ein Geschoß sind, entweder eine massive, aus Stein oder Eisen construirte oder mindestens zwei in verschiedenen Treppenräumen liegende hölzerne Treppen führen müssen, wird hierdurch für alle Wohnungen, deren Fußboden nicht höher als 6 Meter über der Erde liegen, aufgehoben. Für die hölzernen Treppen zu solchen Wohnungen wird hierdurch bestimmt, daß sie entweder zwischen massiven oder zwischen ausgemauerten Fachwerkswänden liegen müssen und daß ihre Läufe, Podeste und Decken unterhalb verschalt und, wie das etwa in den Treppenwänden befindliche Holzwerk, mit Mörtelputz und anderen geeigneten, unverbrennlichen Stoffen bekleidet werden müssen. — Bretterverkleidungen an Treppenwänden und Bretterverschläge unter diesen Treppen sind nicht gestattet. Zuwiderhandlungen gegen die vorstehenden Bestimmungen werden nach § 330 und § 367 Nr. 14. 15 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich bestraft.

Königliches Polizeipräsidium. von Madai."

Diese Verordnung will also lediglich den Bau kleiner Häuser befördern, berücksichtigt indessen nicht, daß bei den hohen Bodenpreisen die Wohnungen in denselben sehr theuer sein müssen. Das Haupterforderniß, das Entstehen billiger Wohnungen, wird in keiner Weise hierdurch beschleunigt.

Viel geeigneter erscheint uns in Zeiten großer Noth, wie wir die Gegenwart betrachten müssen, eine Erleichterung des Entstehens neuer Wohnungen in vorhandenen Gebäuden zu sein. Dies ist am besten zu erreichen, wenn man von den vorhandenen rigorosen Bestimmungen über Dach- und Mansardenwohnungen — zunächst vielleicht provisorisch — Abstand nimmt, wenn man hier hölzerne Treppen und hölzerne Wände, größere Dachneigungen und größere Fensterflächen zuläßt, ja auch in engeren Straßen das Verbot des Hochbauens über die Straßenbreite hinaus aufhebt. Kaum ein einziges gewöhnliches Miethshaus in Paris würde vor den Augen unserer Polizei Gnade finden, da sich häufig nicht nur eine, sondern zwei bis drei Etagen im Dache befinden, die alle sehr stark bevölkert sind. Und doch giebt es in Paris trotz der viel mangelhafteren Feuerwehr verhältnißmäßig nicht mehr Brände und Brandschäden als bei uns. Man zeihe uns auch nicht eines weiteren Beförderns des Miethscasernenthumes und der Uebereinanderschichtung der Gesellschaft. Gegenüber einem effectiven Nothstande muß man auf seinen sonstigen Ueberzeugungen nicht mit zu viel Hartnäckigkeit bestehen. Man brauchte ja auch die Erlaubniß nur denjenigen Häusern zu gewähren, welche noch nicht vier Treppen hoch gebaut sind, oder keine Kellerwohnungen haben. Ob schon jetzt eine Aufmunterung durch Prämien oder ein directer Zwang zur Einrichtung solcher Wohnungen — wogegen wir principiell nichts einzuwenden hätten — gerechtfertigt werden kann, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wenn nur in je einer von zehn gesonderten Baulichkeiten mit eigenem Dache im engeren und weiteren Berliner Polizeibezirke nur je eine solche Dachwohnung hergestellt wird, sind mit einem Schlage 5000 Wohnungen der billigsten Kategorie mit Platz für 20,000 Menschen geschaffen. Gegenüber der großen socialen Bedeutung für die Gegenwart müssen die geringen sanitären Bedenken verschwinden.

Digitized by Google

Auch in Betreff einer Ermäßigung der Kosten der Baumaterialien kann noch außerordentlich viel geschehen. Wir können uns indessen nur auf wenige Andeutungen beschränken. Wenn es wahr ist, daß die Béton- oder Concretmasse in England die Bauten um 50 Procent ermäßigt hat, und daß unser Klima der ausgedehntesten Anwendung derselben nicht im Wege steht, liegt es nicht nur im Interesse der großen Baugesellschaften, sondern auch der großen Industriellen, der Eisenbahnen, der Commune, des Staates, sich möglichst bald über die Richtigkeit dieser Behauptungen zu informiren und Versuche im Großen anzustellen. Der vergangene Winter ist nutzlos vorübergegangen, möge der bevorstehende nicht ebenso verstreichen! —

Wie ungeheuer wichtig für die Ziegelfabrication die sogenannten Hoffmann'schen Ringöfen sind, ist bekannt genug. Weniger bekannt ist, daß in Preußen noch kaum der dritte Theil der jährlich verwendeten Ziegel mit jener bedeutenden Kostenersparniß producirt wird. Die natürliche Folge davon ist, daß der Preis des größeren Theiles der überhaupt verwendeten Ziegel sich nach den alten, höheren Herstellungskosten richtet, die Billigkeit der neuen Productionsmethode also noch nicht in vollem Maße zur Geltung kommen kann, weil eine wirkliche Concurrenz noch nicht besteht. Belehrung und Beispiel, namentlich seitens der Behörden, freilich nicht der Berliner, können hier Wunder wirken.

Endlich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Häuserherstellung en gros bei uns noch gar nicht entwickelt ist. Unsere Architekten machen für jedes, auch das kleinste Haus besondere Risse und Zeichnungen, nach welchen die Zimmer- und Tischlerarbeiten ausgeführt werden. Eine wirkliche Massenproduction von Fenstern, Thüren, Fußböden ꝛc. nach Durchschnittsmustern, die ja doch immer wiederkehren, ist erst in den ersten Stufen ihrer Entwickelung. Hier würde eine solche Arbeitstheilung, wie z. B. in der Uhrenfabrication, sehr am Platze sein.*)

Eines der wirksamsten Mittel zur Beseitigung der Wohnungsnoth ist offenbar die möglichst vollkommene Entwickelung des Verkehrswesens. Auch wenn man nicht ein begeisterter Freund der meilenweiten Ansiedelungen von Colonien auf einander angewiesener Standesgenossen ist, kann man wohl die Verbesserung der Verkehrsmittel für

*) Es nimmt uns Wunder, daß unser geehrter Herr Mitarbeiter nicht bei dieser Gelegenheit des einen recht hübschen Beispieles von Häuserbau en gros nach gleichen Rissen Erwähnung gethan hat, welches in Berlin die Central-Straßen-Actien-Gesellschaft in der von ihr erbauten Straße geliefert hat. (Baumeister: Ende und Böckmann.) — Die Bedeutung der „Durchschnittsmuster" für die vorliegende Frage ist wohl überschätzt. Denn für gewöhnliche Bauten handelt es sich ja wohl meist nur um die Abmessungen der Bautheile, nicht um neue Muster der Kehlungen, Profilirungen u. s. w., deren jeder Fabricant eine kleine Anzahl zur Auswahl hat, die sich aber regelmäßig bei ihm wiederholen. Etwaige kleine Verschiedenheiten in den Abmessungen aber — abgesehen davon, daß sie oft von der Größe des Bauplatzes unwiderstehlich beeinflußt werden, und daß wenige Steine mehr oder weniger in der Höhe der Geschosse, für die doch kaum eine absolute Norm aufzustellen ist, und bei der der Kostenpunkt erheblich ins Gewicht fällt, die durchgreifendsten Veränderungen in denselben hervorrufen, — können um so weniger auf den Preis der Häuser (und Wohnungen) von Einfluß sein, als ja die Baugewerksarbeiten für jedes einigermaßen ansehnliche Haus an sich eine Art von Engros-Production darstellen. Für anspruchsvollere Bauten, namentlich solche mit selbständig künstlerischem Gepräge, ist natürlich ohnehin an all dergleichen nicht zu denken. Im Allgemeinen aber hat man in Berlin eher zu viel Schablone als zu wenig; freilich ist zuzugeben, daß ihre Herrschaft da, wo sie besteht, — im Ausputz der Gebäude — viel überflüssiger, langweiliger und ekelhafter ist, als sie an der hier für sie angewiesenen Stelle jemals werden könnte.
Red.

Digitized by Google

die locale Bewegung der Bevölkerung für unentbehrlich halten. Sobald aus physischen Gründen der Fußverkehr hin und zurück zwischen zwei Punkten derselben Stadt innerhalb der Geschäftszeit eines Tages unmöglich geworden ist, scheint uns das geschäftliche Gedeihen einer Stadt schon so ernstlich gefährdet, daß wir es für die Pflicht der Verwaltung ansehen, das Entstehen allgemeiner, schneller und billiger Verkehrsmittel mit allen Kräften zu befördern. Da wir alle die gesammten Interessen einer Stadt gleichzeitig berührenden Angelegenheiten für eigentlich communale ansehen, so erachten wir es, zur Vermeidung der Ausbeutung des ganzen städtischen Publicums durch einzelne Private, für das einzige Mittel, wenn auch diese nothwendigen öffentlichen Verkehrsmittel für Gemeindeanstalten angesehen werden, deren Verwaltung nur ausnahmsweise privaten Händen, aber auch dann nur unter beständiger öffentlicher Controle, überlassen werden darf. Als die Commune bei Uebertragung ihrer Befugniß zur Anlage eines Pferdebahnnetzes an Private eine solche Ausnahme statuirte, fand das königliche Polizeipräsidium Gelegenheit, sich auf seine Befugniß zur Ertheilung von Verkehrsmittelconcessionen zu berufen, wovon es schwerlich Gebrauch gemacht hätte, wenn die Commune zunächst selbst ihr Recht der eigenen Errichtung von Gemeindeanstalten betont hätte.

Diese wenig erfreulichen Vorgänge haben „fortzeugend" immer unerfreulichere Zustände hervorgerufen. Es existiren jetzt zwei Pferdeeisenbahn-Actiengesellschaften hier, deren Concurrenz bisher nur dahin geführt hat, daß gar nichts geschehen ist.

Das von der einen Gesellschaft vorgelegte Netz von Pferdebahnen hat zudem den großen Mangel, daß es nur Pferdebahnen von den alten Ringmauerthoren nach den umliegenden Ortschaften und eine ihre diesseitigen Endstationen verbindende Gürtelbahn in Aussicht nimmt, während der Verkehr innerhalb des alten Stadtkernes auf die alten Omnibuslinien beschränkt bleibt. Unseres Erachtens müßten unbedingt die Endstationen der Radialbahnen möglichst in das Herz der Stadt hinein verlegt werden, sowie auch ein viel kleinerer concentrischer Kreis für die Gürtelbahn angestrebt werden müßte. Das nachahmungswertheste Ideal bietet hier das Wiener Pferdebahnnetz. Auch müßten einige gegenüberliegende Punkte am Rande des inneren Stadtkernes direct durch Pferdebahnlinien verbunden werden. Hierzu dürften unsere breitesten Straßen — namentlich bei Beseitigung der tiefen Rinnsteine durch unterirdische Canalisation — Platz genug darbieten, wie ja auch ursprünglich derartige Bahnen bei der Magistratsconcession in Aussicht genommen waren. Wenn sich die americanische Erfindung von Luftdruckbahnen bewähren sollte, würden sie für den localen internen Verkehr einer großen Stadt treffliche Verwendung finden können.

Die Zukunft wird den Verkehr mit entlegeneren Orten der Umgebung vollständig den Dampfeisenbahnen überlassen müssen. Auf diesem Gebiete ist überhaupt noch in Berlin ganz außerordentlich viel zu thun. Wir brauchen nicht auf das Londoner Ideal zu verweisen, wo nicht weniger als 177 Eisenbahnhöfe sich dem Verkehre darbieten, und von jedem die Erreichung jedes beliebigen Punktes in der ungeheueren Häuserprovinz möglich ist. Wir halten, wie schon hervorgehoben, die dort bestehende Nothwendigkeit, zur Verrichtung der eigenen regelmäßigen Tagesgeschäfte mehrere Male täglich die Eisenbahn zu benutzen, nicht für ein Ideal und können es nicht bedauern, daß unsere gesammten Verhältnisse der Annäherung solcher Zustände nicht günstig sind. Aber trotzdem ist die innige Verbindung der Arbeitscentren, um welche ja sich die darauf angewiesene Bevölkerung zu gruppiren hätte, unter einander ganz unentbehrlich. Deshalb müssen wir auch ein aus-

Digitized by Google

gebildetes Netz von Localdampfbahnen in den Straßen, entweder auf gemauerten Viaducten mit offenen, als Läden benutzten Bögen, wie in Wien, oder auf hohen eisernen Gestellen, wie in America, fordern. Diese Localbahnen könnten ganz unabhängig von den bestehenden Radial- und Verbindungsbahnen hergerichtet, daher schmalspuriger und überhaupt einfacher und billiger werden. Die bestehenden großen Bahnen sind nun einmal für den großen Fremden- und Güterverkehr eingerichtet und können sich nur schwer an die Aufnahme der ganz andere Wege verfolgenden Localinteressen gewöhnen. Trotzdem sind sie zur Zeit die einzigen Verkehrsmittel dieser Art. Wenn man mit Recht auf die Schwerfälligkeit und Inconlanz einzelner Eisenbahnverwaltungen in der Entwickelung des localen Verkehres an unmittelbar an das Berliner Weichbild anstoßenden Stationen schimpft, sollte man doch auch berücksichtigen, daß die Bahnen nach der ihnen ertheilten monopolistischen Concession lediglich das Interesse ihrer Actionäre zu verfolgen haben. Es ist nicht wahr, wenn man sagt, große Eisenbahngesellschaften, die den Verkehr mit anderen großen Handelsplätzen, wie etwa mit Leipzig, ausschließlich gepachtet haben, hätten einen irgendwie nennenswerthen Vortheil davon, wenn man zum Zwecke des Gedeihens eigener Bauunternehmungen wie etwa in Lichterfelde, von ihnen verlangt, von ihren sonstigen Geschäftsprincipien abzugehen. Wenn die Bahnen von einzelnen Unternehmern den Grund und Boden zur Anlage eines Bahnhofes in einem etwa eine halbe Meile von Berlin gelegenen Dorfe geschenkt erhalten, wie die Potsdamer Bahn in Steglitz, die Anhalter in Lichterfelde u. s. w., und sogar verschiedene Dörfer sich in entgegenkommenden Anerbietungen an die Bahn, um nur eine Station zu erhalten, gegenseitig überbieten, wie z. B. zwei Dörfer an der Stettiner Bahn, dann kann man es wahrlich einem rein capitalistischen Privatunternehmen nicht übelnehmen, wenn es, bevor es selbst unrentable Concessionen gewährt, von seiner rentablen Concession den ausgiebigsten Gebrauch macht, ohne sich um die „Kläffer" am Wege zu bekümmern. „Wir sind ja so gestellt," können die Eisenbahnen in Preußen mit voller Seelenruhe sagen, „daß wir uns um die Klagen des Publicums nicht zu kümmern brauchen, wenn ihre Befriedigung uns keinen Vortheil bringt." — Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß alle Eisenbahnen auch wirklich diesen kleinlichen Standpunkt einnehmen.*)

Wir verdenken es also den Bahnen nicht, wenn sie sich in ihren Preisen nicht drücken lassen, ihre alten, vor Jahrzehnten gegebenen Tarife aufrecht erhalten, keine Local- und Extrazüge arrangiren, die nicht ganz sicher einen hohen Gewinn versprechen, sondern wir verdenken es vielmehr der öffentlichen Gewalt, welche solche Dinge hat entstehen lassen und erhält. In dieser Beziehung ist auf die vielen Artikel und Schriften des um die Kritik unseres Eisenbahnwesens sehr verdienten Perrot zu verweisen. In der Eisenbahn-

*) Und hoffentlich auch keineswegs den leider nur allzu berechtigten Klagen speciell gegen die vorher angezogene Berlin-Anhalter Eisenbahn wegen ihres Verhaltens auch in dem nicht localen Verkehr irgend eine Milderung oder Ablehnung zu Theil werden. Es ist übrigens sicher falsch, den localen Verkehr dem übrigen als anderartig oder gar hinderlich gegenüberzustellen. Die Erfahrung an vielen Stellen beweist, daß intelligente und unternehmende Bahnverwaltungen ohne Beeinträchtigung ihrer großen Aufgaben auch dem kleinen localen Verkehre gerecht zu werden und aus demselben nicht unerheblichen Vortheil zu ziehen verstanden haben. Man muß nur die dumme Steifheit und die noch dummere Vornehmheit abthun, und nicht den neuen Bedürfnissen mit dem alten Schlendrian entgegentreten, sondern die alte Praxis den neuen Anforderungen anbequemen. Red.

Digitized by Google

frage giebt es ebensowenig, wie bei großstädtischen Bauunternehmungen, eine freie Concurrenz. Die Frage heißt nicht: „Entweder Staatsmonopol oder Privatconcurrenz", sondern: „Entweder Staats- oder Privatmonopol".

Aber man kann ja, wird entgegnet, doch einer bestehenden Bahn durch Ertheilung einer anderen Concession in derselben Richtung Concurrenz machen. Einmal kann indessen niemals genau dieselbe Richtung zum zweiten male für den Eisenbahnbau concessionirt werden, es wird immer ein Stück unantastbarer Monopolstrecke übrig bleiben, und sodann wird das Concurrenzmachen nur so lange dauern, bis einige persönliche Reibereien überwunden sind. Sehr bald werden aber die beiden Concurrenten einsehen lernen, wie thöricht die gegenseitige Feindschaft ist. Sie reichen sich die Bruderhand, schließen einen Monopolcontract oder gehen ganz in einander auf. Der Nationalzeitung war es vorbehalten, die in den letzten Jahren immer mehr überhandnehmenden Fusionirungen zu vertheidigen. Sie schließt mit folgendem classischen Satze: „Durch die Gruppenbildung wird der monopolistische Charakter des Eisenbahnbetriebes gebrochen, natürlich unter der Voraussetzung, daß durch dieselbe die Concurrenz verschärft und nicht aufgehoben wird." Perrot stellt dagegen den auch für die Wohnungsnoth unserer Tage höchst bedeutsamen Satz auf: „Die Existenz der Eisenbahnactiengesellschaften ist ein constant wirkendes Geldprivilegium, welches Unsummen jährlicher indirecter Steuern in Form hoher Fahr- und Frachttarife vom Gesammtpublicum erhebt, um sie an die Monopolinhaber abzuführen."

Der neueste Berliner Handelskammerbericht enthält den unter Berücksichtigung der Stelle doppelt bemerkenswerthen Satz: „Ueberhaupt wird für das Eisenbahnwesen, welches in neuerer Zeit vielfach Gegenstand der Discussion sowohl in commerciellen Kreisen, als in der Landesvertretung gewesen ist, eine einheitliche Leitung immer mehr als nothwendig anerkannt." Daß man auch in England schon längst dieser hochwichtigen Frage in einem keineswegs „freihändlerischen" Sinne näher getreten ist, wird nach den mannichfaltigen Analogien, die wir gerade von daher ableiten konnten, nicht mehr wundernehmen. Das englische Parlament hat sich — nach einem Artikel in der „Deutschen Gemeindezeitung" — angesichts der selbstherrlichen Gewalt dieser immer größer wachsenden Staaten im Staate die Frage vorgelegt, ob im Interesse des Verkehres und zum Schutze des verkehrtreibenden Publicums diesen thatsächlich monopolistischen Unternehmungen gegenüber nicht von Staatswegen etwas geschehen müsse. Das Parlament hatte zu diesem Zwecke, und zwar beide Häuser desselben zunächst ein Comité niedergesetzt, welches die ganze Frage eingehend zu prüfen und darüber den Häusern der Lords und der Gemeinen Bericht zu erstatten hätte. Dieser Bericht ist nun am 7. August 1872 vorgelegt worden. Er tritt der lange im Publicum herrschend gewesenen Ansicht *entgegen*, daß bei den Eisenbahnen wie bei den meisten anderen Unternehmungen das wirthschaftliche Leben, die *freie Concurrenz* genügend sei, um dem Bedürfnisse des Verkehres Befriedigung zu verschaffen. Die Erfahrung hat — nach dem Parlamentsberichte — im Gegensatze zu jener verbreiteten Ansicht bewiesen, daß die freie Concurrenz in keiner Gestalt hier das geleistet habe, was man erwartete; sie hat vielmehr aus sich heraus das *Monopol* einzelner großen Eisenbahnunternehmungen hervorwachsen lassen, welche, aus der Auffaugung einer Anzahl kleinerer Gesellschaften hervorgegangen, in fortschreitendem Maße die gleiche Tendenz verfolgen und mehr und mehr dem Staate wie dem gemeinen Verkehrsinteresse über den Kopf wachsen. „Wir haben," bemerkt die „Times" in einem Leitartikel über den fraglichen Parlamentsbericht, „einen fortgesetzten Kampf gegen das Monopol der Eisenbahnen führen

Digitized by Google

müssen, einen Kampf, in welchem die großen Eisenbahngesellschaften sich als zu stark für uns gezeigt haben."

Der Bericht erkennt nun an, daß nach dem bisherigen Stande der Dinge und bei dem muthmaßlichen weiteren Laufe es sich um die Frage handelt, was ist von Staatswegen zu thun, um einen Schutz des Verkehres gegenüber diesen monopolistischen Gewalten auf gesetzlichem Wege herzustellen? In formeller Beziehung giebt er anheim, erstens an die staatliche Genehmigung jeder künftigen Fusion bestimmte Bedingungen zu knüpfen, welche darauf berechnet sind, jenen Schutz darzubieten; zweitens aber ein allgemeines Eisenbahngesetz zu erlassen. Materiell werden Vorschriften zum Behufe größerer Oeffentlichkeit und Redlichkeit der Eisenbahnen, insbesondere eine eigens zu diesem Zwecke einzurichtende Controlbehörde vorgeschlagen; ferner einheitliche Normirung der Fahrtarife; dann werden Bestimmungen über Abeiterzüge („workman's trains", Züge mit ermäßigten Fahrpreisen zur täglichen Beförderung der Fabrikarbeiter aus den umliegenden Wohnorten nach der Fabrikstadt) und Anderes dieser Art in Anregung gebracht.

Die bevorstehende Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von

H. Bartling.

2. Die Parteien im Kampfe.

Wenn man im gegenwärtigen Augenblicke die americanischen Zeitungen durchliest und seine Blicke über den Ocean nach den Vereinigten Staaten wendet, so kann man sich trotz aller Lobpreisungen der großen transatlantischen Republik durch Deutsche wie Karl Heinzen, trotz aller Schmähungen unseres Deutschlands durch wuthschnaubende, wahrscheinlich in ihren Hoffnungen durch den mächtigen Aufschwung des Vaterlandes betrogene Schriftsteller wie den Dichter des „Wintermärchens"*), nicht eines gewissen Gefühles der Erleichterung erwehren bei dem Gedanken, daß uns in Deutschland die Nothwendigkeit erspart bleibt, alle vier Jahre unser Staatsoberhaupt zu wählen. Boccaccio führt in einer seiner Erzählungen einen Juden vor, den man in den corruptesten Tagen des Papstthumes nach Rom sandte, um ihn von seiner Neigung zum Christenthum zu heilen, und der am Ende als Convertit heimkehrte. Er erklärte diesen Umstand durch die Aeußerung, daß ein System, das solche schändlichen und schamlosen Mißbräuche, wie er sie gesehen, zu überleben vermöge, sicherlich ein göttliches sein müsse. Auf gleiche Weise kann man die Uebel und Mißbräuche, welche den Kampf um den Präsidentenstuhl in den Vereinigten Staaten entstellen, als einen Beweis der Kraft des republicanischen Principes aufstellen. Nur ein in sich selbst gesundes Princip kann solch ein Zerren, solch ein Verdrehen, solch einen Mißbrauch aushalten.

Es ist eine gar wundersame Anomalie, daß, während man das Präsidentschaftssystem,

*) Vergl. „Die Gegenwart" Nr. 15 und 22.

Digitized by Google

wie es in den Vereinigten Staaten existirt, als unumgänglich nothwendig für das Recht des Volkes, sich seine Regierung selbst zu wählen, vertheidigt, jeder der Candidaten einer großen, einer bedeutenden Menge seiner Mitbürger ganz und gar unannehmbar erscheint. Das Ganze ist einfach ein Kampf zwischen Personen, und jede derselben ist der Mehrzahl auch ihrer Unterstützer nur um einen geringen Grad weniger widerwärtig als den Gegnern. Die beiden diesmaligen Präsidentschaftscandidaten General Grant und Horace Greeley — Eigenthümer und Redacteur der Newyork Tribune — scheinen ihren Anhängern, wie es im americanisch-politischen Jargon heißt, nichts als eine „gekochte Krähe" zu sein, was zweifelsohne heißen soll, daß das zu verspeisende Gericht beiden Parteien gleich unschmackhaft ist. Dieser Zustand erhellt ganz deutlich aus den am 20. Juni in der sogenannten Fünfte-Avenue-Conferenz (Fifth Avenue Conference) gehaltenen Reden. Die „Newyork Evening Post", das Organ von William Cullen Bryant, sagt in ihrer Schilderung der Verhandlungen dieser Conferenz, auf die wir später noch einmal zurückkommen werden, unter Anderem:

„Die Conferenz hat manche Dinge bedeutend klarer gemacht, als dieselben zuvor waren. Erstens lieferten die Reden den unwiderleglichen Beweis, daß das südliche weiße Votum in solider Masse für Greeley ist, daß die südlichen Delegationen nach Baltimore gehen, um für Greeley zu stimmen, und daß Greeley's Nomination eine ausgemachte Sache ist. Die Reden waren in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth. Die Redner waren einstimmig darin, daß sie Greeley nicht leiden mochten!" — Und weiter heißt es: „Wir sind aus dem Süden. Der Süden ist ein ruinirtes Land. Unsere Staaten sind geplündert worden, unsere Heimstätten niedergebrannt, unsere Freunde getödtet. Fünf Jahre lang haben wir unter dem Kriege gelitten und andere fünf Jahre lang unter einem Despotismus. Wer ist dieser Despot? General Grant. Gebt uns irgend jemand, um Grant zu schlagen! Ihr habt uns viele Jahre lang sehr wenig gegeben. Gebt uns mindestens diesen süßen Rachegenuß!"

Während die Männer des Südens sich aus „Rachegefühl" um den ersten besten Candidaten schaaren, der Aussicht auf Erfolg hat, stehen die liberalen Republicaner zu einem solchen nur deswegen, um den ihnen wegen seiner monopolistischen Tendenzen und wegen seines angeblichen Militarismus verhaßten General Grant von der höchsten Magistratur des Landes zu vertreiben. Mit diesen Anklagen haben wir, wie wir dies auch schon im ersten Artikel aussprachen, nichts zu thun; sie erschallen aus den beiden entgegengesetzten Lagern mit gleicher Heftigkeit und mit gleichem Anscheine der Gegründetheit. Unsere eigenen in den letzten Jahren bei den Wahlen gemachten Erfahrungen in politischen Verleumdungen, sowohl auf ultramontaner wie auf socialdemokratischer Seite, sind vollständig genügend, um uns den Werth solcher Ergüsse erkennen zu lassen. Doch die Thatsache bleibt, daß einer der beiden Männer, der bei einem Plebiscit mit „Ja" oder „Nein" auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg haben würde, unbedingt zum Präsidenten gewählt werden wird. Die „freie Wahl" im November wird eine höchst unfreiwillige, gezwungene, künstlich arrangirte sein. Ausgenommen die Wahlen einiger der ersten Präsidenten und die zweite von Lincoln — Ausnahmen, so selten, um die allgemeine Regel nur noch deutlicher in die Augen springen zu machen — charakterisirt die soeben berührte Absonderlichkeit die politische Geschichte der Vereinigten Staaten in ganz auffallender Weise, und sie darf als ein Hauptbestandtheil der Wirkungen der americanischen Institutionen angesehen werden.

Digitized by Google

Doch weit entfernt davon, ein Argument gegen den Republicanismus zu sein, ist sie nur ein Beweis, daß die americanischen Institutionen noch unvollkommene republicanische sind. Die historische Erklärung dieses Paradoxons ist höchst einfach. Vor der Revolution von 1776 waren die Americaner, wie die heutigen Canadier und Australier, wahrscheinlich die monarchischest gesinnten Unterthanen der britischen Krone. Die Creation der Präsidentenwürde war einfach der Versuch, auf den Stamm der socialen und politischen Demokratie eines neuen Landes so viel wie möglich Monarchie zu pfropfen. Es war eine Anstrengung, das durch den Bruch mit England verloren gegangene Element der Souveränetät und der supremen executiven Macht nach Möglichkeit zu ersetzen. Die Adoption der englischen Monarchie in America in der Gestalt eines erwählten und auf gewisse Zeit unabsetzbaren Präsidenten trägt ganz deutlich die Spuren der Zeit an sich, in der sie gemacht wurde. Die Gewalt, welche der König über seine Minister verlor, wurde formell für den Präsidenten reservirt; sie waren nur ihm und nicht dem Hause der Repräsentanten verantwortlich, das weder ihre Berufung controliren noch ihre Existenz endigen kann, obgleich die Zustimmung des Senates erforderlich ist, um die Anstellungen und Entlassungen von Ministern durch den Präsidenten gültig zu machen.

Thatsache ist, wenn „republicanische Regierung" sagen will: Regierung des Volkes durch das Volk vermittelst seiner Vertreter; wenn sie die unmittelbare Verantwortlichkeit der Regierenden gegenüber denen involvirt, die sie regieren, und ihre Entfernung, wenn sie, die Regierenden, das Vertrauen des Volkes verloren haben, dann ist das americanische System ein weit weniger repräsentatives, in seiner Essenz ein weit weniger republicanisches, als das englische. Die Executivgewalt, wie sie in den Vereinigten Staaten dem Präsidenten und den Ministern übertragen ist und von diesen ausgeübt wird, ist vom Congresse und hauptsächlich vom Hause der Repräsentanten sehr unabhängig; und durch die höchst unglückliche Adoption der Regel periodischer und partieller Ernennung vermag das americanische Repräsentantenhaus zu keiner Zeit die Ansichten und Gefühle der Wählerschaften so zu repräsentiren, wie es das System allgemeiner Wahlen den auf die Weise erwählten Häusern und insbesondere dem Hause der Gemeinen in England erlaubt.

Mit einem Worte, die geschriebene Constitution der Vereinigten Staaten mit ihren scharfen und festen Linien verkörpert das repräsentative Princip in dem jugendlichen und unvollkommenen Entwickelungszustande, den es zur Zeit der Regierung Georg's III. in England erreicht hatte, und das dort jetzt längst ausgewachsen ist. Der Präsident der Vereinigten Staaten, den man nicht selten bald mit einem constitutionellen Monarchen, bald mit dem Premierminister in England vergleicht, ist weder dem einen noch dem anderen recht ähnlich. Mit den durch ein alle vier Jahre wiederkehrendes Plebiscit auferlegten Beschränkungen, durch eine genauer begränzte Gewalt und durch die Demarcation der Staats- von der Föderalsouveränetät ist er dem Staatsoberhaupte im kaiserlichen Frankreich viel ähnlicher. Die Kriegsgewalt des Präsidenten, wie sie von Lincoln ausgeübt wurde, der ganze Tenor der Verwaltung Johnson's, der endlose Kampf, der zwischen ihm und dem Congresse geführt wurde, und die Klagen, welche über den Militarismus Grant's laut geworden sind, bieten kundigen Beobachtern eine genügende Illustration dieser Aehnlichkeit beider Systeme und der Gefahren, welche, wenn auch in verschiedenem Grade, beiden gemein sind.

Die Entwickelung gesunder constitutioneller Regierungsprincipien in dem einen und Hauptpunkte, nämlich in den Beziehungen zwischen der Executivgewalt und dem Repräsen-

Digitized by Google

tantenhause ist in England bedeutend weiter vorgeschritten als in America. Das System erblicher Monarchie in England bewirkt die ebenso heilsame wie würdige Entfernung des titulären Souveräns von den Fesseln der Parteiverbindungen und von der Hitze und dem Gefechte parlamentarischer Debatten, und die Anwesenheit des Premierministers und seiner Collegen im Parlamente und die Abhängigkeit der Regierung des Tages vom Hause der Gemeinen giebt dem englischen Volke jene directe und beständige Controle über die Executive, ohne welche die Selbstregierung des Volkes unmöglich ist. Die Stellung Thiers' in der französischen Nationalversammlung zeigt durch einen lehrreichen Contrast die Vortheile der englischen Einrichtungen unter dem ersten Gesichtspunkte, und der Gang der americanischen Politik illustrirt ohne Unterlaß ihre Ueberlegenheit unter dem anderen.

Ohne Zweifel wird man in America zur Entwickelung des Principes einer parlamentarischen Regierung und zur Erlangung der Controle, die England heute besitzt, gar bald die rechten Mittel und Wege finden. Die Nothwendigkeit hiervon zeigt sich von Jahr zu Jahr als eine immer dringendere, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich die Americaner mit ihrem gesunden, praktischen Menschenverstande, sobald einmal erst ihre Aufmerksamkeit auf diesen wunden Punkt ganz und gar gelenkt worden ist, mit Kraft daran machen werden, diesen Hauptzweck einer republicanischen Regierung mit ihren Institutionen, ihren Gewohnheiten und ihrer gesellschaftlichen Ordnung in Uebereinstimmung zu bringen.*)

Mittlerweile aber geht der Kampf um die Präsidentenwürde ganz unter den alten Bedingungen vor sich, und seine hauptsächliche Wichtigkeit liegt nicht unwahrscheinlich in der Beleuchtung, die er seiner eigenen Unerträglichkeit giebt. Probleme, von denen man meinte, daß sie durch den Krieg, den Frieden, das constitutionelle Amendement und durch die legislativen und administrativen Maßregeln, die ein halbes Dutzend Jahre in Anspruch genommen haben, gelöst oder beseitigt seien, erscheinen aufs neue. Durch die Annahme der Greeley'schen Candidatur trachtet der Süden darnach, seine alte Stellung und am Ende auch nach und nach sein altes Uebergewicht in der Union wiederzugewinnen. Er hat die Bande mit seinen demokratischen Alliirten in den Nordstaaten wieder geknüpft, und beide werden noch durch den Zuwachs der liberalen Republicaner und aller Feinde verstärkt, die sich Grant sowohl durch seine Fehler wie durch seine Verdienste gemacht hat. Die alte Frage der Staatssouveränetät ist, wenn auch bis jetzt nur ganz leise, wieder angeregt worden, und die Beziehungen der freigewordenen Sclaven und der Negerrace im Allgemeinen zur weißen Bevölkerung werden agitirt. Wir für unser Theil sind der festen Ueberzeugung, daß sich, was immer auch das Resultat der Wahlcombinationen sein möge, der feste Entschluß des americanischen Volkes, die Folgen des Krieges und die Lage der Dinge, die er geschaffen, nicht in Gefahr bringen zu lassen, manifestiren und aufrecht erhalten wird, möge nun Greeley oder Grant ins Weiße Haus gesandt werden.

Nach dieser, uns zur Klärung der Sachlage nöthig scheinenden Abschweifung von unserem Thema, dem Kampfe der Parteien, wenden wir uns der pragmatischen Schilderung desselben zu, wobei wir jedoch noch im Voraus bemerken, daß in den Vereinigten Staaten Gründe für die weit verbreitete Unzufriedenheit mit der Regierung Grant's vorhanden sein müssen, die von Fremden nicht ganz und gar verstanden werden. Denn es ist nicht bekannt, wie wir dies auch schon in unserer biographischen Skizze bemerkt haben, daß der Präsident sei es daheim oder auswärts eine bedeutende Niederlage erlitten hat, denn seine

*) Vergl. E. Seaman: The American System of Government. New-York 1870.

Digitized by Google

hervorragendsten Gegner sind für das Fehlschlagen der americanischen Praxis in Genf ebenso, wenn nicht in einem noch höheren Grade verantwortlich als er. Hinsichtlich der inneren Angelegenheiten hat General Grant das Glück gehabt, im Amte zu sein, während die öffentliche Schuld um ein gutes Theil verringert wurde, und noch ganz kürzlich war er im Stande, eine Verminderung der hohen Besteuerung, die nach dem Kriege eingeführt werden mußte, vorzuschlagen. Fast in allen Ländern wird der Regierung wissentlich oder unwissentlich der nationale Wohlstand beigemessen, und obgleich der Präsident von Staatsökonomie rein gar nichts versteht, so wurden doch die Protectionsmaßregeln nicht so sehr von der Executivgewalt wie vom Congresse aufrecht erhalten.

Man hätte erwarten sollen, daß sich ein siegreicher General die persönliche Popularität erhalten hätte, die sich in einer Demokratie mehr als in einer anderen Gesellschaft, welche andere Formen persönlicher Superiorität anerkennt, an militärische Verdienste heftet. Die Unfähigkeit des Präsidenten, Reden zu halten, wurde zu einer Zeit nicht ohne Grund als eine lobenswerthe Auszeichnung in einer Gesellschaft von Plateformrednern angesehen, und ungenügende Bekanntschaft mit politischen Geschäften wird einem erfolgreichen Soldaten leicht vergeben. Nichtsdestoweniger ist es nur zu gewiß, daß der Name Grant's selbst nicht einmal mehr unter seinen eigenen Anhängern Enthusiasmus hervorruft, ist es nur zu gewiß, daß er es verstanden hat, bittere Feindschaften zu provociren. Seine, sämmtlich im Amte und zum Theil in üblem Rufe stehenden und nach Dutzenden zählenden Cousins und Schwäger mögen ein gut Theil Skandal erklären, doch Lincoln, der auch mit angeheirateten Verwandten geplagt war, die man wegen höchst unsauberer Geschäfte im Verdachte hatte, erlebte es nie, daß seine Popularität durch Familienverlegenheiten geschwächt wurde.

Was nun auch die Gründe sein mögen, welche die Republicaner der Nordstaaten dem regulären Candidaten der Partei abgeneigt machen, so hat es dagegen gar nichts Auffallendes an sich, daß die weiße Bevölkerung des Südens die Verzögerung der Amnestie und die Aufrechthaltung des Militärregimentes bitter empfindet. Die eigentliche Verantwortlichkeit für diese Politik, die Grant nur nach bestem Wissen und Gewissen ausgeführt hat, trägt der Congreß. Die Legislatur, die den Präsidenten autorisirte, die Habeas-Corpus-Acte zu suspendiren, mußte jedenfalls die Absicht haben, ihm außerordentliche Gewalt ohne Rücksicht auf abstracte Principien und auf seine eigene Popularität ausüben zu lassen. Man hat keinen Grund, daran zu zweifeln, daß der Präsident bei der Unterdrückung von Ruhestörungen und selbst bei der Aufrechthaltung einer coerciven Politik nur nach seinem Pflichtgefühl handelte, doch die annehmbarste aller Auslassungen Greeley's und der Resolutionen der Cincinnati-Convention, auf die wir noch zurückkommen werden, war die Erklärung, daß eine sofortige und allgemeine Amnestie erlassen werden müsse, und daß die constitutionellen Rechte der Südstaaten vollständig wiederherzustellen seien. Es ist Greeley im Süden noch nicht vergessen worden, daß er zu einer Zeit nicht abgeneigt war, die Conföderation anzuerkennen, und daß er auf generöse Weise für Jefferson Davis Bürgschaft leistete, als dieser von der föderirten Regierung als Verbrecher behandelt wurde. Es wird allerdings etwas schwer halten, seine Ansprüche auf die Unterstützung der weißen Wähler mit seinen wohlbegründeten Prätentionen auf das Votum der Farbigen als einer der ersten und ausdauerndsten Abolitionisten in Einklang zu bringen.

Die diesmalige präsidentschaftliche Wahlcampagne fing ungewöhnlich früh an. Schon im Januar erklärte Grant ganz offen, daß er wiedergewählt zu werden wünsche, was zur

Digitized by Google

Folge hatte, daß sich seine Freunde und Anhänger sofort daran machten, durch alle nur möglichen Mittel den Erfolg ihres Parteihauptes schon im Voraus zu sichern. Diese Agitation weckte natürlich die Gegner Grant's, die ihrerseits auch nicht die Hände in den Schoß legten. Wie gewöhnlich, traten sich zwei Parteien scharf gegenüber, doch diesmal nicht Demokraten und Republicaner, sondern beide nominell Republicaner — die alte, für die Wiederwahl Grant's wirkende Schutzzöllner- und Monopolistenpartei und die „Reunion- und Reformfraction" derselben Partei, die sich bereits im Herbste vergangenen Jahres zu Cincinnati gebildet hatte. Diese letztere will Freihandel anstatt Schutzzoll, Reform der Büreaukratie anstatt politische Ernennungen zu Aemtern, und Amnestie des Südens anstatt Ku-Klux-Clan-Acte und Herrschaft der „Carpetbaggers".

Zu Anfang zeigte die alte demokratische Partei kein Lebenszeichen. Sie war zu oft geschlagen worden und ganz und gar demoralisirt; in Folge ihrer Feindschaft gegen die vor und nach dem Kriege geforderten Reformen und in Folge ihres Principes einer Nichtanerkennung der Bonds ist sie zu einem vollständig verrotteten Dinge geworden, und zwar so, daß einestheils die vormaligen Sclavenbarone ihren früheren Parteigenossen den Rücken kehren, andererseits viele Demokraten durch den Unfug demokratischer Localverwaltungen genöthigt worden sind, mit den Republicanern gemeinsame Sache zu machen. Die Politik der Leiter dieser Partei war deshalb zu Anfang der Campagne, wie sie es nannten, eine „passive". Sie gestanden ganz offen, klein beigeben und abwarten zu wollen, ob der Riß in den republicanischen Reihen sie, die Demokraten, nicht in den Stand setzen könne, die Früchte des Sieges für sich einzuheimsen. Die Republicaner sind sich ohne Frage dieser Möglichkeit bewußt, und die Reformpartei wird sich hoffentlich den Siegespreis nicht so leicht aus den Händen reißen lassen. Sie beschloß, zur Durchführung ihrer Absichten zwei Conventionen in Cincinnati abzuhalten.

Die erste wurde durch die „unzufriedenen Republicaner" von Missouri berufen, die einen Meeting in der Hauptstadt ihres Staates am 24. Januar abhielten. Nach einer Reihe von Resolutionen zu Gunsten gleichen Stimmrechtes, vollständiger Amnestie, einer „ächten" Reform des Steuertarifes, localer Selbstregierung als Opposition gegen die zunehmenden Uebergriffe der Executivgewalt und zu Gunsten einer größtmöglichen Freiheit des Individuums, soweit wie verträglich mit der öffentlichen Ordnung, wurde noch speciell die folgende angenommen: „Daß die Zeiten eine Erhebung aller ehrlichen Bürger erforderten, um die Männer, die den Namen einer geachteten und geehrten Partei aus Selbstinteressen prostituirten, von der Gewalt hinwegzufegen. Wir laden deshalb alle Republicaner, welche die hier angeführten Reformen wünschen, zu einer großen Massenconvention in der Stadt Cincinnati auf den ersten Mai ein, um dort solche Maßregeln zu ergreifen, wie sie ihr Pflichtgefühl und die öffentlichen Nothstände fordern."

Diesem Rufe wurde von manchen leitenden Cincinnatier Republicanern geantwortet, die zu gleicher Zeit „alle diejenigen, welche die vorgeschlagenen politischen Reformen begünstigen wollten," zu bewegen suchten, der Convention beizuwohnen. Durch die angeführte Phrase wurde der demokratischen Partei die Thür geöffnet, — was aber noch mehr durch einen am 13. März in Cincinnati abgehaltenen Meeting geschah, der von den Republicanern der genannten Stadt berufen war, und dem ein „Demokrat", der Richter Caldwell, präsidirte und auf dem der Demokrat Richter J. C. Collins und der Republicaner Richter Hoadly die hervorragendsten Redner waren. Die Versammlung nahm den Namen „Reunion- und Reformconvention" an, nicht etwa im Gegensatze zu den Missouri-

Digitized by Google

republicanern, sondern um deren Einladung möglichst auszudehnen und zu erweitern. Unter diesem Namen nun wurde die Anti-Grant'sche Agitation begonnen und bis jetzt mit vielem, wenn auch, was das Ende anbetrifft, noch nicht zweifellosem Erfolge durchgeführt. Das Comité der neuen Partei ward aus Leitern beider sie bildenden Parteien zusammengesetzt, und alle Anzeichen sind vorhanden, daß die Masse der Demokraten, Americaner wie Deutsche, darin einig sind, jene Ansichten auszuführen und in der Zukunft eine durch und durch nationale Partei zu bilden.

In dem öffentlichen Meeting am 13. März wurde ein Programm angenommen, das einfach in seinen Principien, aber in vollkommener Uebereinstimmung mit dem in Missouri aufgestellten war. Und nun begann sich der Einfluß der neuen Partei fühlbar zu machen. Von nah und fern, aus allen Theilen des weiten Reiches und allen Rängen der Republicaner — die demokratischen Leiter hielten sich noch zurück, doch ihre Organe ermuthigten die Bewegung — kamen enthusiastische Beglückwünschungen und Versprechungen zahlreicher Theilnahme an der kommenden Convention, und schon einen ganzen Monat vorher kündigte eine Menge bedeutender Männer, ebensowohl gekannt im Reiche der Wissenschaften wie in der Politik, ihre Absicht an, auf dem Meeting erscheinen zu wollen.

Fast zu gleicher Zeit hielten auch die liberalen Republicaner in Newyork eine große Versammlung im Cooper-Institut, an welcher Tausende theilnahmen, und in der Tausende keinen Platz finden konnten. Die Senatoren Trumbull von Illinois und Schurz aus Missouri sprachen, sowie auch Horace Greeley und Andere, die seine politischen Ansichten theilten, zugegen waren. Noch ganz kurze Zeit zuvor hatte Greeley erklärt, daß, wenn die kommende Convention auf der Forderung vom Freihandel bestände, dann möge man von ihm absehen, doch gar bald stimmte er seinen Einspruch gewaltig herab.

Während dieses in der Opposition vorging, waren die Grant'schen Republicaner ihrerseits auch nicht müßig. Sie hielten Meetings über Meetings zur Ernennung von Grant geneigten Delegirten für die am 8. Juni zu Philadelphia abzuhaltende allgemeine republicanische Convention ab. Wenn auf der einen Seite diese Thätigkeit der regulären Republicaner eine Folge der großen, zuerst von Grant's Partei verlachten Opposition eine gebotene war, so hat doch auf der anderen Seite Grant gewaltige Mittel zur Erringung des Sieges in der Hand. Er ist zuvörderst der Candidat der siegreichen Partei, die seit Jahren die Regierung controlirt hat. Er hat hinter sich die mächtige Maschinerie der Föderalregierung und die Regierungen der meisten Staaten. Die Geldmacht des Schatzes und der von diesem gelenkten Nationalbanken, die zahllose Armee der Beamten und Politiker, die grau in der Kunst der Wahlmanipulationen und in der Erhaschung des Sieges geworden sind; das kriegerische Gefühl, das noch zum großen Theile vorhanden ist und bleiben wird, bis die gegenwärtige Generation ins Grab gesunken; das militärische Prestige, das blendend ist; die Majorität beider Häuser des Congresses; die großen Hebel zur Volksgunst, die in der verringerten Staatsschuld und verminderten Besteuerung zu finden sind, sowie in dem widerwärtigen Gefühle, das beständig in der Gesellschaft besteht, in Folge der Furcht, es möchte schlechter werden.

Diese Einflüsse sind mächtig, doch sie wirken nur im Geheimen und können nur wahrgenommen werden, wenn man die Stimmen gezählt hat. Karl Dänzer, der Herausgeber des „Anzeigers des Westens", ein entschiedener Gegner von Greeley wie von Grant, hat daher auch nicht Unrecht, wenn er von der auf Seiten Grant's stehenden und von Greeley zu bekämpfenden Macht sagt: „Wir glauben, daß Greeley mit gewissen Elementen

Digitized by Google

einen schweren Stand hat, und daß dies auch die Anwälte seiner Sache einsehen. Hier sind die Nationalbanken, die mit einem Capitale von 300 Millionen Dollars arbeiten. Hier sind die pacific'schen Eisenbahncompagnien mit ihren colossalen Verbindlichkeiten gegen die Bundesregierung, hier die subventionirten Dampferlinien, die gesammte hohe Finanz von Newyork und die vielleicht noch größere Macht der Salz-, Eisen-, Bauholz- und Kohlenmonopole. Sie alle haben in Grant und der ihn unterstützenden Majorität des Congresses die treuesten Freunde, die nachsichtigsten Creditoren, die bereitwilligsten Förderer ihrer Interessen gefunden. Sie waren es in der That, von denen man sagte, daß sie die Räder unserer Regierungsmaschine im Gange erhielten, daß sie die Seele der ganzen corrupten Verwaltung gebildet hätten, und daß hinwiederum ihretwegen Alles geschehe, worüber sich das Volk beklage, und wogegen zum größten Theile die neue Reformbewegung gerichtet ist. Diese Interessen sehen Greeley als einen von ihrer Sache Abgefallenen an."

Als ein der Wiederwahl Grant's günstiges Anzeichen darf ferner nicht übersehen werden, daß Politiker, die in America für die schlauesten und weitsehendsten gehalten werden und von denen einige anfangs schwankten, sich für Grant erklärt haben. Unter diesen finden wir Männer wie Simon Cameron, John Sherman, Henry Wilson, Henry L. Dawes, General Butler, Schuyler Colfax, A. B. Cornell und eine große Anzahl Anderer, die seit Jahren den Ruf geschickter politischer Machinatoren haben, und die nach Erfolg streben und die Kunst, die Wahlen zu ihren Gunsten zu lenken, in allen ihren Einzelheiten kennen. Grant's hauptsächliche Gegner unter den Republicanern — Trumbull, Schurz, Greeley und jetzt auch Sumner — sind bedeutende Redner und kraftvolle Schriftsteller, doch nicht einer unter ihnen ist ein guter Wahlmanipulator. Sie vermögen die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihre glühenden Reden zu fesseln, aber sie sind insgesammt — und das gereicht ihnen zur höchsten Ehre — unbeholfene Novizen im Drahtziehen; und erfahrene Americaner haben längst gelernt, daß weder schöne Reden noch glänzende Leitartikel in den Zeitungen den Sieg an der Wahlurne schaffen. Seit Jahren ist die Opposition gegen die Republicaner dafür bekannt gewesen, in der Wahlcampagne die größte Aufregung hervorzurufen, und die feinsten Reden und die überzeugendsten Argumente wurden gewöhnlich auf demokratischer Seite zu Tage gefördert, doch wenn die Wahlen kamen, dann war die Majorität einer ganz anderen Meinung.

Die von den liberalen Republicanern auf den 1. Mai nach Cincinnati berufene und über alle Erwartungen zahlreich besuchte Convention ernannte nach längeren Debatten im sechsten Wahlgange Greeley als Candidaten für die Präsidentschaft. Die bei dieser Gelegenheit angenommene Plateform (Programm) erklärte die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, verlangte eine Amnestie für Alle, die an der Insurrection theilgenommen, forderte die Suprematie der Civilbehörde über die Militärbehörde und die Reform der Büreaukratie, welche in ihrem jetzigen Zustande ein Skandal und eine Schande für ein freies Land sei; ferner die baldige Wiederaufnahme der Baarzahlungen, sprach sich entschieden gegen jede Repudiation der Staatsschulden aus und machte den Vorschlag, für die Zukunft die Wiederwahl eines Präsidenten zu untersagen.

Es kann gar nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Plateform mit einer gewissen Klugheit abgefaßt war, um beide Parteien, Republicaner wie Demokraten, für Greeley zu gewinnen. Die in Aussicht gestellte Amnestie sollte die Bewohner der Südstaaten bestimmen, dem Manne ihre Stimmen zu geben, der seit vierzig Jahren ihr heftigster Gegner gewesen. Die Frage der Schutzzölle, deren entschiedenster Vertheidiger Horace Greeley

Digitized by Google

zu allen Zeiten war, hatte man klüglicherweise nicht erwähnt, um weder den Schutzzöllnern noch den Freihändlern Veranlassung zu geben, an dieser Wahl Anstoß zu nehmen. Wahrscheinlich wollte Greeley die Gegner der Schutzzölle für sich gewinnen, als er sich bei einer Gelegenheit im Sinne einer freisinnigen Handelspolitik aussprach, was ihn jedoch zu nichts verpflichtet und ihm folglich auch die Schutzzöllner nicht entfremdet.

Die bedeutenderen americanischen Journale begrüßten Greeley's Nomination je von ihrem Parteistandpunkte aus, in einer gar verschiedenen Sprache. Der Newyork Herald z. B. sagte, die Ernennung Horace Greeley's für die Candidatur der Präsidentschaft sei eine seinen geleisteten Diensten und seinem Charakter erwiesene Ehrenbezeugung, aber diese Candidatur biete Gefahren dar. Die Demokraten des Südens würden es nie vergessen, daß Greeley sie seit vierzig Jahren bekämpft habe. Seine Ernennung bedeute Enthusiasmus; die Grant's wolle sagen: Gewalt. Die sich eröffnende Wahlcampagne werde entscheiden, ob die jetzige Abwesenheit des Enthusiasmus zu Gunsten Grant's anzeige, daß das Volk seiner Verwaltung überdrüssig sei. Er selbst, der Newyork Herald (freilich ein Blatt, das sich vom Tammany-Ring bezahlen ließ und deshalb stark in Mißcredit steht), sei bereit, Greeley zu unterstützen, wenn er auf gewisse trügerische Theorien verzichte, welche bisher in seine Laufbahn als Journalist und Publicist, die außerdem sehr nützlich hätte sein können, Hindernisse und Verlegenheiten geworfen hätten. Dasselbe Blatt warnte die Verwaltung — und darin hatte es, wie die Ereignisse bewiesen haben, vollkommen Recht —, die Ernennung Greeley's nicht als etwas Verächtliches zu betrachten. Grant sei sehr stark, aber er habe viele Irrthümer und Fehler begangen. Der Herald räth ihm, seine Popularität zu retten und damit zu beginnen, daß er den Staatssecretär Fish auffordere, seine Demission zu geben, da dieser in seiner Beziehung zu Großbritannien eine Ursache der Demüthigung für das Land gewesen sei; wenn er das nicht thue, so werde das Volk sich mit Enthusiasmus zu Gunsten Greeley's aussprechen.

Die Newyork Times (das Blatt, das, wie sich die Leser erinnern werden, zuerst den Tammany-Ring entlarvte und bekämpfte) sucht die Ernennung Greeley's lächerlich zu machen, die sie als eine Posse bezeichnet. Greeley als Präsident würde das Land seinem Ruine entgegenführen und alle Zweige der Verwaltung dem Zufalle überlassen. Uebrigens fordert dieses Blatt die republicanische Partei auf, einen Weg einzuhalten, der allen Bestrebungen des Volkes entspreche. Die „World" bedauert den Erfolg der Candidatur; sie sagt, die Convention sei ein Fiasco. Anstatt die Demokraten sich zu versöhnen, habe man ihren größten Gegner und den entschiedensten Schutzzöllner erwählt. Greeley sei indessen populär genug, um eine furchtbare Spaltung unter den Republicanern herbeizuführen und so das Spiel der Demokraten gewonnen zu machen.

Die Chicago Tribune, ein in weiten Kreisen hochgeachtetes und unabhängiges Blatt, unterstützt Greeley's Candidatur auf ganz entschiedene Weise, indem sie sagt: „Den angeblichen Republicanismus Grant's mit den alten und eminenten Verdiensten Greeley's um die republicanische Partei zu vergleichen, würde absurd sein, wäre es nicht um des unaufhörlichen Gegackels der politischen Gänse willen, die vermeinen, mit ihrem Hissen und Flügelschlage die liberale Locomotive aufhalten zu können. Von Greeley kann man sagen, daß er die republicanische Partei durch seine Lehren über die Sclavenfrage begann, ehe noch diese Partei erdacht oder geboren war. Greeley erzog das Volk in der fundamentalen Doctrin, daß die Sclaverei solch eine Institution sei, der der Congreß gar nicht erlauben dürfe, daß sie sich über die nationalen Territorien ausbreite, obgleich er ihre Existenz in

Digitized by Google

den Staaten unter der bestehenden Constitution nicht angriff. Hierin folgte er Jefferson, Washington, Madison und Clay. Grant war damals einer in der Heerde dunkler und unbekannter Wähler, die Fillmore von weitem in der Doctrin folgten, daß Sclaverei für die Territorien vom Missouri bis zum Pacific ebensogut passe, wie Freiheit. Er betrachtete die Neger als eine Heerde Vieh! Bereits zwanzig Jahre vor der Revolution war Greeley die Zielscheibe der Sclavenhalter und der Demokraten des Nordens. In ihren Augen war er, ob mit Recht oder Unrecht, der Urheber der republicanischen Partei, der Wahl Lincoln's und, im buchstäblichen Sinne, des americanischen Conflictes, dessen Historiker er später wurde. Grant im Gegentheil war bis zum Beginne des Krieges ein Prosclaverei-Whig, der für Buchanan stimmte, um den Erfolg der republicanischon Partei in der ersten großen Schlacht zu verhindern. Während des Krieges war er der Repräsentant, nicht etwa irgend eines republicanischen Principes, sondern des Zerstörungsgeistes, der damals nöthig war, und den er wohl repräsentirte. Als der Krieg durch die vereinten Anstrengungen von anderthalb Millionen Menschen glücklich zu Ende gebracht war, verkündigte Greeley ein Programm mit allgemeiner Amnestie und gleichem Stimmrechte, dem sich die republicanische Partei seit sieben Jahren langsam genähert hat, das aber erst von der Cincinnati Convention angenommen wurde." Und am Schlusse heißt es: „Greeley hat im Voraus die Fundamentalprincipien und die Politik der republicanischen Partei entworfen, und er hat mehr als irgend ein anderer Mann gethan, sie dem Herzen und dem Verstande des Landes zu empfehlen. Wo die öffentliche Meinung der Stunde ihm am stärksten entgegen war, da wurde er fünf Jahre später von der öffentlichen Meinung freudig willkommen geheißen. Dies ist nach Burke die wahre Probe der Staatsmannschaft."

Da sich aus diesem Für und Wider der americanischen Blätter über den Werth und die Eigenschaften Greeley's kein rechtes Bild abnehmen läßt, so wollen wir versuchen, das Mangelhafte und Ungenügende soweit wie möglich durch einige Bemerkungen und biographische Züge zu ersetzen.

Greeley ist in seiner Weise eine Art von Benjamin Franklin. Als ein armer Bauernjunge, als Buchdruckerbursche von Vermont kam er vor etwa 31 Jahren fast ebenso arm und freundlos nach Newyork, wie Franklin einst nach Philadelphia. Gleich Franklin mußte auch Greeley den größten Theil seines Weges müde und wundgelaufen zu Fuß machen. Seit dieser Zeit ist er durch unermüdlichen Fleiß, endlose Geduld und durch seine bedeutenden Gaben ohne Unterbrechung gestiegen. Seit Jahren ist er einer der einflußreichsten Politiker der Vereinigten Staaten gewesen. Ein kraftvoller Schriftsteller, ein Redner, der, obgleich aller rhetorischen Kunst und Feinheit bar, beständig klar, überzeugend und eindrucksvoll ist und stets die rechten Bilder zu wählen weiß, ein kluger Organisator und ein durchaus furchtloser Leiter, ist er ein Mann, dessen Meinungen und dessen Thun und Treiben bei einer jeden Betrachtung der americanischen Politik in Betracht gezogen werden muß. Da er aber ein Schutzzöllner reinsten Wassers ist, so werden seine Principien oder Doctrinen von seinen hervorragendsten Unterstützern nicht einmal professionell getheilt, und seine persönlichen Eigenschaften werden im Allgemeinen als bizarr geschildert. Als selbstgebildeter, aber in vieler Hinsicht nur halbgebildeter Mann, ist er voller Eifer, aber auch voller engherziger Intoleranz. Während er ganz und gar des Humors eines Cobett, mit dem er häufig verglichen wird, entbehrt, führt er doch dessen heftige und schonungslose Sprache.

Greeley hat viele und überall persönliche Feinde, denn er ist ein gar harter Schläger

Digitized by Google

und ohne Gnade und Erbarmen für Corruption und Jobbereien irgend welcher Art. Man darf dreist sagen, wo in den Vereinigten Staaten ein „Ring", eine corrupte Clique, ein hungriger Stellenjäger, ein unfähiger Beamter, eine Partei, die die öffentlichen Interessen ihren Privatzwecken dienstbar machen möchte, existirt, da hat Greeley Feinde und Widersacher. Niemals ist ein Mann mehr verunglimpft und verleumdet worden als er. Es gab aufgeregte Zeiten, in denen sein Leben an einem Faden hing. Während der schrecklichen Julirevolten in Newyork, als der Krieg seine höchste Höhe erreicht hatte, und der wilde und unwissende irische Pöbel unter der Anführung von Demokraten die Neger und ihre Freunde massacrirte, war Greeley in der größten Gefahr. Mit charakteristischem Muthe unterließ er es, auch nur die geringsten Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung seines Lebens zu ergreifen, doch verletzte er seine eigene Partei, als er mit gleichem Muthe am Ende des Krieges für Jefferson Davis Bürgschaft leistete. Doch selbst seine bittersten Gegner müssen zugestehen, daß er sich niemals weder corrumpiren noch erkaufen ließ, auch darf es ihm nicht vergessen werden, daß er während des ganzen deutsch-französischen Krieges unwandelbar auf Deutschlands Seite stand und die Vorzüge der Deutschen anerkannte, daß er stets ein freies Volksschulwesen befürwortete, die staatsgefährlichen Uebergriffe zurückwies und den elenden Waffenschacher, den Grant ruhig geschehen ließ, energisch bekämpfte.

Um nun zur Cincinnati Convention zurückzukehren, so darf nicht verhehlt werden, daß manche Förderer derselben durch ihr Resultat arg enttäuscht wurden. Sie wünschten der Corruption, die zur Zeit die ganze politische Gesellschaft zu zerrütten droht, durch einen Protest gegen die gegenwärtige Verwaltung zu steuern. Gar manche waren der Ansicht, daß eine schutzzöllnerische Politik dem Lande nicht nur schädlich, sondern schimpflich sei, und sie hofften, einen Candidaten zu finden, der im Stande sei, mit einer gewissen Autorität als Staatsmann gesunde ökonomische Principien aufzustellen. Sie machten aber die Erfahrung, daß eine Convention nur durch professionelle Politiker, durch die üble Kunst von Wahlmanövern gehandhabt werden kann. Jene, die mit der Politik Grant's unzufrieden waren, müssen sich nun mit einem Nominee zufriedenstellen, dessen bester Titel auf öffentliches Vertrauen seine Ehrlichkeit, Entschlossenheit und seine Neigungen zu Absonderlichkeiten sind. Die liberalen Republicaner waren durchaus nicht darauf vorbereitet, aus Achtung vor Greeley die von ihm stets vertheidigten Schutzzölle zu acceptiren.

Man hätte fürchten können, daß sein Widerwillen gegen Freihandel unbesiegbar sei; doch als er Gefahr für seine Candidatur witterte, da schlug er seine Scrupel nieder. Greeley gab seine Zustimmung dazu, daß die Steuer- und Freihandelsfrage durch die Congreßwahlen entschieden werden solle, oder mit anderen Worten, er hält sich der Frage gegenüber, die er bislang unveränderlich aufrecht gehalten hat, vorerst neutral. Die Cincinnati Plateform läßt, während sie klar und definitiv in jeder unbestrittenen Frage ist, die ökonomische Controverse unberührt. Man meinte wahrscheinlich, und nicht ohne Grund, daß alle Sectionen der Gegner Grant's gleich bereit sein würden, ihre Ueberzeugungen unterzuordnen.

Als Gegenzug gegen die Cincinnati Convention kamen die regulären Republicaner, die Anhänger der alten Organisation und wahrscheinlich die Majorität der Partei anfangs Juni mit dem vorgefaßten Entschlusse, Grant zu ernennen, in Philadelphia zusammen. Eine große Anzahl der corrumpirtesten Politiker der Union und die erfahrensten Wahlmanipulanten hatten sich vorher der localen Wahlkörper und ihrer Delegirten versichert. Die Plateform, die mit einer einzigen Ausnahme ganz so ist wie die der Cincinnati Con-

Digitized by Google

vention, befürwortet, nach Aufzählung der Verdienste Grant's und seiner Thaten während seiner Präsidentschaft, die Reduction der Staatsschuld, die Adoption von Schutzzöllen zu Gunsten der heimatlichen Industrie, die Abschaffung aller von der Race oder vom Glauben abhängenden politischen Vortheile und Verfolgung der bisher dem Süden gegenüber eingeschlagenen Politik. In dieser selben Convention wurde der Senator Henry Wilson von Massachusets mit 394 Stimmen — Colfax erhielt 325 und Davis aus Texas 10 Stimmen — für die Vicepräsidentschaft ernannt.

Aus der Erklärung, die Schutzzölle beibehalten zu wollen, ersieht man ganz deutlich, daß die Grant'schen Republicaner entschlossen sind, mit kluger Berechnung der Chancen sich mit den Vertheidigern der Schutzzölle zu identificiren, infolge dessen sie mit Sicherheit auf die Unterstützung der Philadelphiaer Eisenfabricanten und großen Kaufleute, sowie auf die der Fabricanten von Neuengland rechnen können. — Mit der Abhaltung dieser beiden Conventionen schließt sozusagen die erste, die vorbereitende Epoche in der Präsidentenwahlcampagne. Das Feld war nun geklärt, die Parteien wußten, um welche Personen sie sich zu schaaren hatten: es sind dies auf der einen Seite Grant und Senator Wilson, auf der anderen Horace Greeley und B. Gratz Brown.

Die nächste Hauptaufgabe war nun, für die im November stattfindende Abstimmung so viel wie möglich Anhänger zu gewinnen, um im entscheidenden Momente über die Majorität der Electoralstimmen verfügen zu können. Die Anti-Grant'sche Partei, die trotz ihrer günstigen Erfolge in Cincinnati sich einer gewissen inneren Schwäche, einer mangelhaften Cohäsion ihrer disparaten Bestandtheile bewußt war, verlegte den Schauplatz ihrer Thätigkeit jetzt nach der wahren Hauptstadt der Vereinigten Staaten, nach Newyork, um dort durch Berathungen und Abstimmungen die Bande um alle ihre Anhänger enger zu ziehen, als es ihr bislang möglich gewesen war. Am 20. Juni trat zu diesem Zwecke im „Hotel der Fünften Avenue" eine Anzahl hervorragender, sämmtlich der Anti-Grant'schen Partei angehörender Politiker aus allen Theilen der Union zu einer Conferenz zusammen. Zu den Einladern gehörten unter Anderen Karl Schurz aus Missouri, Jacob D. Cox, der ehemalige Secretär des Inneren, William Cullen Bryant und Oswald Ottendorfer, der schon im Kampfe gegen den Tammany-Ring eine bedeutende Rolle gespielt hatte, David A. Wells, der von uns schon erwähnte Schriftsteller und Statistiker.

Die Verhandlungen, welche unter dem Vorsitze des Generals Dix geführt wurden und am Vormittage und Abende des 20. Juni stattfanden, begannen mit einer lebhaften und etwas unregelmäßigen Debatte, bis Senator Schurz den Antrag stellte, daß die Vertreter der einzelnen Staaten der Reihe nach über die Stimmung in ihren respectiven Staaten und über die Situation überhaupt sprechen möchten. Auf diese Weise gelangte man zu dem Resultate, „daß Grant nur durch Greeley zu schlagen" sei, daß die Grantpartei gestürzt, und deshalb die Candidatur Greeley's unterstützt werden müsse. Selbst David A. Wells erklärte sich gegen Grant und für Greeley, auch Schurz, der sich in der Senatssitzung am 31. Mai, in der Sumner seine heftige Philippica gegen den Präsidenten hielt, sehr vorsichtig, was Greeley anbetrifft, ausgesprochen hatte, stellte sich mit Hintansetzung seiner gegentheiligen persönlichen Ideen und Anschauungen auf die Seite Greeley's, dessen Wahl er für gesichert hielt, und von dem er mit Recht eine unparteiische und gerechte Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes erwartete.

Der härteste Schlag indessen, den Greeley in seiner Wahlcampagne bis jetzt erfahren hat, ist die Desertion der Newyorker Freihändler, eine Desertion, die von der ganzen Partei

Digitized by Google

im Lande gebilligt wird. Diese aufgeklärten Leute hatten viel von der Cincinnati Convention erwartet und vermeint, daß sie die Grundlage zu einer großen Freihandelspartei bilden würde, die bestimmt sei, das Land zu beherrschen; doch sie hatten sich arg getäuscht. Die Newyorker Freihändler erließen deshalb zuvörderst einen von William Cullen Bryant von der Newyork Evening Post, Alfred Pell, Mahlon Sands, R. B. Minturn, C. H. Marshall, Stewart Brown, Howard Potter, James McConstable, Richter Stallo, Edward Atkinson aus Massachusetts ꝛc. unterzeichneten Aufruf, in welchem sie ihre Unzufriedenheit mit den Vorgängen zu Cincinnati ausdrückten. Sie sagten, daß sie es in ihrem und im Namen der „Americanischen Freihandelsliga" und der Anhänger eines Einfuhrtarifes, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, für ihre Pflicht hielten, auf das nachdrücklichste gegen den Verrath an der Sache der Reform durch die Cincinnati Convention zu protestiren. Es habe sich herausgestellt, daß jene Körperschaft, zu der niemand anders zur Theilnahme eingeladen worden sei als jene, die eine Reduction des Tarifes auf eine Einfuhrzollbasis gewünscht hätten, zum überwiegenden Theile aus Männern zusammengesetzt gewesen sei, die entweder ganz und gar indifferent oder der Reform des Tarifes geradezu abgeneigt gewesen wären, und durch ihren Einfluß allein sei die Convention dahin gebracht worden, eine Umgehung der Streitfrage anzunehmen, indem sie dieselbe den verschiedenen Congreßdistricten zugeschoben habe. Dieser Beschluß, so erklärten sie weiter, sei ganz und gar zu Gunsten der Schutzzöllner, da diese in zweifelhaften Districten vollständig protectionistisch gesinnte Candidaten, wie Greeley selbst, die in der Cincinnati Plateform nichts ihren schutzzöllnerischen Ansichten Entgegengesetztes finden werden, unter dem Banner des liberalen Republicanismus durchzubringen vermöchten. Durch die Nomination von Horace Greeley auf dieses Programm hin hätten sie das Aufgeben der Freihandelsprincipien zu deutlich gemacht, um mißverstanden zu werden. Durch ein solches Auftreten, so heißt es in dem genannten Aufrufe weiter, sei es der Convention unmöglich gewesen, ihre Ueberzeugungen von ihrer Pflicht zu repräsentiren, und durch das Aufgeben ihrer Existenzbedingungen habe sie jene Freihändler, die ihr angewohnt hätten, entbunden, da sie in gutem Glauben die Einladung, die in gleichen Ausdrücken wie der gegenwärtige Aufruf abgefaßt gewesen sei, angenommen hätten, von irgend welcher Verpflichtung, ihre Nominees zu unterstützen. Wenn irgend ein anderes, mehr in Uebereinstimmung mit ihren Ansichten von Pflicht stehendes Programm aufgestellt werden würde, so behielten sie sich die Freiheit vor, dasselbe zu unterstützen, als wenn niemals eine Cincinnati Convention stattgefunden hätte. Der Aufruf fährt fort, daß die Freunde des Freihandels, während sie auf solche Weise verlassen worden seien, nicht die Gelegenheit außer Acht lassen dürften, bei den Congreßwahlen Candidaten ihrer Farbe durchzubringen, und sie forderten deshalb alle Freunde der Tarifreform auf, ihre Kräfte zu diesem Zwecke zu vereinigen. Sie denken, daß Organisation und Cooperation auf dieser Basis eine Majorität in beiden Häusern des Congresses für nächsten 4. März schaffen und die Annahme einer Reformbill sichern könne, die kein Präsident zu verwerfen wagen würde.

Um diesen Ansichten einen öffentlichen und allgemeinen Ausdruck zu geben, wurde am 30. Mai unter dem Präsidium von William Cullen Bryant zu New-York ein Meeting abgehalten, in welchem der liberale Demokrat William S. Grösbeck aus Ohio für die Präsidentschaft und der Freihandelsmann Law Olmstead aus New-York für die Vicepräsidentschaft ernannt wurden. Law Olmstead lehnte jedoch sofort seine Candidatur ab, und später folgte ihm hierin auch Grösbeck. — Unter den Resolutionen, welche die Con-

Digitized by Google

ferenz der Freihandelsmänner faßte, sind nachstehende charakteristisch und erwähnenswerth: „Die Bundessteuern sollen, mögen sie durch Abgaben oder einen Zolltarif erhoben werden, nur zum ausschließlichen Zwecke von Einkünften und nicht zum Zwecke dessen, was man Schutz der Industrie nennt, auferlegt werden, Handel und Wandel sollen frei sein, wie es die Bedürfnisse der Regierung nur immer erlauben; Horace Greeley ist als entschiedener Anhänger der Schutzzolltheorie als Candidat für die Präsidentschaft eben so zu verwerfen wie General U. S. Grant."

Es ist kaum zu erwarten, daß das Vorgehen dieser, sich leider in der Minorität befindenden Fraction der liberalen Republicaner einen großen Einfluß auf die Präsidentenwahl ausüben wird, doch steht es im Interesse des uns nahe berührenden Freihandels zu hoffen, daß sie bei den Congreßwahlen die Majorität erhalten.

Inzwischen hielten auch die Demokraten eine Menge Conventionen ab, um Delegirte zur großen demokratischen, am 9. Juli zu Baltimore abzuhaltenden Convention zu erwählen: alle diese Vorconventionen fielen zu Gunsten Greeley's aus. In Illinois vereinigten sich die liberalen Republicaner mit der demokratischen Convention, machten dieselben Nominationen für die Staatsbeamten und sandten eine Delegation nach Baltimore, die sich für die Ernennung Greeley's verpflichtet hatte. Ein Deutscher, Gustav Adolph Körner, ist der Candidat der Coalition für den Gouverneurposten gegen Richard J. Ogelsby, den regulären republicanischen Candidaten.

„Die Scenen", so schreibt ein Berichterstatter der Times, „bei der Vereinigung der beiden Anti-Grant'schen Conventionen waren wahrhaft dramatisch. Comités hatten zuvor die Vereinigung arrangirt; die liberalen Republicaner kamen in die Halle, wo sich die Demokraten versammelt hatten, und die Präsidenten der beiden Parteien traten auf die Tribüne und schüttelten sich unter ungeheurem Beifallssturme die Hände. Die Mississipi demokratische Convention wählte gleichfalls eine Greeley geneigte Delegation, und die demokratischen Conventionen von Ohio und Virginien folgten ihr hierin. Die demokratischen Conventionen von Georgia und New-Jersey erwählten Delegationen ohne bestimmte Instructionen und verpflichteten sich nur, den Candidaten in Baltimore zu unterstützen, der die Majorität erhielte. Der große Tag in Baltimore kam, und Greeley ward von den Demokraten mit 686 Stimmen gegen 38 für die Präsidentschaft ernannt. Die Convention nahm mit dem liberal republicanischen Candidaten auch die Plateform der liberal republicanischen Partei an.

In Cincinnati erhielt Greeley von den liberalen Republicanern erst im sechsten Wahlgange die Majorität, so daß seine demokratischen Alliirten enthusiastischer und einiger erschienen als seine republicanischen Parteigenossen. Obgleich man die Nomination Greeley's in Folge der Resultate der oben erwähnten Vorconventionen mit Sicherheit erwarten durfte, so war dieselbe nichtsdestoweniger einer der außerordentlichsten Entschlüsse, den eine große Partei jemals gefaßt hat. Die Opposition gegen Greeley in Baltimore war, so schreibt ein amerikanisches Blatt, „klein, aber bitter". In der That, „klein" genug war sie, klein über alle Maßen, und der „Bitterkeit" mag Greeley ungestraft lachen. Er hat jedoch im Großen und Ganzen sehr wenig gethan, die Nomination zu erschmeicheln. In einem Briefe an einen Freund in Connecticut sagt er, daß „er durchaus keine Anwartschaft auf demokratische Unterstützung habe und nie gehabt habe". Dies heißt die wahre Sachlage bei einem sehr zarten Namen nennen, denn während seiner ganzen politischen Laufbahn hat sich Greeley gerühmt ein Gegner der Politik und der Absichten

Digitized by Google

der Demokraten zu sein. Sie haben seine Prätentionen lächerlich gemacht, seine Absichten als verbrecherisch und staatsgefährlich angeklagt und ihn beständig als einen gefährlichen Wahnsinnigen dargestellt. Hierin haben sie sich ohne Zweifel arg geirrt und es ist niemals zu spät von seinen Irrthümern zurückzukommen. Wir haben jedoch nirgends wahrnehmen können, daß die Demokraten, welche die Sclaverei verfochten und mit den Secessionisten während des Krieges Hand in Hand gingen, und die versuchten, die Reconstruction der Südstaaten auf der Basis gleicher Rechte aller Bürger zu Schanden zu machen, nun, da sie Greeley als ihren Candidaten angenommen haben, anderen Sinnes geworden sind als zu der Zeit, da sie ihn öffentlich verketzerten. Nur zu deutlich ist es, wie wir schon im Eingange bemerkten, daß sie seine Candidatur nur deshalb angenommen haben, weil sie sehen, daß sie unfähig sind, irgend ein Mitglied ihrer Partei durchzubringen, und daß ihre einzige Chance das drückende, aber starke Regiment Grant's zu zertrümmern, nur darin besteht, sich die Spaltung in der republicanischen Partei zu Nutze zu machen.

Das letzte wichtige zu erwähnende Ereigniß in der Wahlcampagne ist der öffentliche Anschluß des Senators Sumner an Greeley. In seiner bekannten großen Rede gegen Grant hatte sich der alte Senator noch keineswegs zu Gunsten Greeley's ausgesprochen, sondern es hatte vielmehr den Anschein, als ob er nur an die philadelphiaer Convention zu appelliren und sie zu bewegen wünsche, einen anderen Candidaten als Grant aufzustellen. Da sich jedoch die regulären Republicaner von ihrem alten Erwählten nicht losmachen konnten, so erließ er eine Art von Manifest, in welchem er die Candidatur Greeley's befürwortete. Dies in den gewöhnlichen bei Sumner wohl bekannten hochfliegenden Phrasen geschriebene Manifest giebt der Candidatur Greeley's ohne allen Zweifel erneuerte Kraft, denn der neue Anhänger darf ohne Uebertreibung eine mächtige Figur in der americanischen Politik genannt werden. Im Senate ist er der beredteste und hervorragendste Sprecher. In den Jahren, da er den Posten eines Präsidenten des Comité's für auswärtige Angelegenheiten bekleidete, war er sicherlich der einflußreichste Mann in Washington.

Sumner begann vor etwa vierzig Jahren seine Laufbahn als Advocat, doch seine energische Natur und seine starken politischen Instincte trieben ihn bald in das weitere und aufregendere Gebiet der Politik. Im öffentlichen Leben machte er sich als Friedensapostel, als Feind aller Sclaverei, mochte sie nun unter einer Form auftreten, unter welcher sie wollte, einen Namen, weshalb er denn auch ein bitterer Gegner der Annexion von Texas und des Krieges mit Mexico war. Diese beiden Ereignisse gehören jener Epoche an, in der die südstaatliche Partei allmächtig in Washington war, und in der die eigenartige Natur des Sclavensystemes und die Art der Cultur, die sie allein zuließ, begierig die fortwährende Ausdehnung des Territoriums verlangte. Man muß Sumner die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen Principien, die ihn bei Beginn seiner angestrengten öffentlichen Laufbahn inspirirten, alle Zeit treu blieb.

Weltbekannt ist der brutale Angriff, den der Sclavenhalter und Senator Preston S. Brooks von Süd-Carolina am 22. Mai 1856 in offener Senatssitzung auf ihn machte, ein Angriff, den der englische Historiker und Staatsmann Sir George C. Lewis mit Recht als den ersten im Bürgerkriege gethanen Schlag bezeichnete. Jenes Ereigniß, was für Omen es auch haben mochte, machte Sumner in ganz Europa bekannt. In früheren Jahren war er ein eben so großer Verehrer Englands, wie er heute dessen er-

Digitized by Google

bitterter Gegner ist. Es kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß seine kürzlich zu Tage getretene Bitterkeit gegen das große Inselreich aus der gerechtfertigten oder ungerechtfertigten Idee entspringt, daß England seiner Zeit geneigt gewesen sei, das Sclavensystem im Süden zu unterstützen.

Das Geheimniß von Sumner's Anschluß an Greeley findet man hauptsächlich in dem Umstande, daß Grant ursprünglich kein Gegner der Sclaverei war, und daß er, seit er zur Macht gelangt war, versuchte, „die schwarze Rupublik" von St. Domingo zu annectiren. Andrew Johnson rühmte sich einst, daß er der Moses der farbigen Race sein würde. Eine ähnliche Idee, nur unendlich tiefer und ernsthafter belebt den Geist Sumner's. Er hält sich in der That für einen Moses der Farbigen, und das erste Anzeichen einer Annexion von St. Domingo trieb ihn in eine wüthende Opposition gegen Grant.

Obgleich Sumner zu jener Classe von Menschen gehört, die man — nicht selten mit Verachtung — die philanthropische nennt, und obgleich er all sein Lebelang ein Friedensapostel war, so muß man doch zugestehen, daß sein Charakter wenig von der Taubennatur an sich hat. Er ist ein gewaltig aggressiver Friedensstifter, ein Philanthrop, der gar gut und nachdrücklich zu hassen versteht. Sein Charakter so wie sein Stil sind aus einem Guß. Er ist kühn, feurig, dominirend; selbst wenn er sich im vollen Rechte befindet, hat er eine Art, seine Gegner aus seinem Wege zu drängen, die schwächere Naturen höchst verblüffend finden. Es kommt ihm nie in den Sinn, mehr als eine Seite einer Frage zu betrachten. Seine Rednergabe ist schwerfällig und ein wenig pedantisch mit seiner übermäßigen Anwendung classischer und historischer Anspielungen, die alle mit einem guten Theile von Selbstgefälligkeit durchwoben sind. In allen seinen Reden nimmt man eine sorgfältige Vorbereitung wahr, und er hatte eine lange Praxis nöthig, ehe er in einer extemporirten Debatte eine Rolle spielen konnte.

Er ist der einzige Mann, den jeder Fremde, so bald er die Galerie des Senatshauses betritt, zu sehen wünscht. Auch ist es nicht schwer, ihn ohne Führer herauszukennen. Seine musculöse Gestalt, seine fast gigantische Größe, das kräftige mit einer Masse krausen greisen Haares bedeckte Haupt, die tiefe mächtige Stimme, die deutlichen Zeichen eines unbesiegbaren Selbstvertrauens, alles dies zusammengenommen kündigt den Mann an, den seine Gegner, mit einer Dickens entlehnten Phrase, den „Humanitätsbullen" nennen. Sumner hat manche Feinde und hat sich deren manche gemacht, wo ein wenig Discretion Feindschaft vermieden haben würde. Er hat natürlich auch manche treue Freunde und Anhänger. Doch sein ganzer Charakter und sein Temperament machen ihn zu einem weder leidsamen noch unleidsamen Menschen.

In den letzten zwei bis drei Jahren ist die Feindschaft zwischen Sumner und Grant immer größer geworden. Wahrscheinlich trug eine gewisse ungeduldige Verachtung der bescheidenen Gaben des Präsidenten viel dazu bei, das Mißfallen im Herzen des Redners noch größer zu machen, der besonders stolz auf seine Gelehrsamkeit, seine classischen Kenntnisse, seine Bekanntschaft mit den Sprachen und Literaturen des modernen Europas und seine Kennerschaft der schönen Künste ist. Und in der That ist Sumner ein Mann von hoher Cultur und deshalb nicht unwahrscheinlich geneigt, Geister zu unterschätzen, die nicht aus den Quellen der Literatur und Kunst getrunken haben. In verschiedenen seiner gegen Grant gehaltenen Reden ließ er sich zu verächtlichen Anspielungen auf die geringe Bekanntschaft des doch bedeutenden Soldaten mit den technischen Ausdrücken der Politik hinreißen, ja er ging so weit, dem Senate Beispiele von solcher Unkenntniß vorzuführen.

Digitized by Google

Ganz neuerdings nahmen seine Angriffe den Charakter einer bestimmten Absicht und eines Systemes an. In der schon erwähnten, Ende Mai im Senate gehaltenen Rede, in welcher er die ganze Laufbahn Grant's Revue passiren ließ, klagte er ihn der Unwissenheit, des Nepotismus, einer unersättlichen Gier nach Macht, einer unbezähmbaren Begierde nach „Geschenken" und Geld an.

Worin nun auch die Gründe der Feindschaft zwischen Sumner und Grant bestehen mögen, das Eine ist gewiß, daß er Greeley hauptsächlich deshalb unterstützt, weil er nicht Grant ist, — gerade so wie der andere große Antisclavereiredner Wendell Phillips, offen gesteht, daß er sich Grant anschließt, weil er nicht Greeley ist. Hr. Phillips — dessen Rednergabe zu der Sumner's ohngefähr das ist, was das Floret eines französischen Fechtmeisters zu dem Säbel eines schweren Dragoners — ist in seiner Entscheidung gleichfalls durch sein Gefühl für die Farbigen geleitet worden. Während sich Sumner erinnert, daß General Grant die „schwarze Rupublik" absorbiren wollte, kommt es Phillips in den Sinn, daß General Grant eine schwere Hand auf die Pflanzer und Sclavenbarone der Südstaaten legte, und daß Greeley darnach strebte, diesen Druck zu erleichtern.

Als politischer Einfluß indessen gilt die Stimme Sumner's unendlich mehr als die von Phillips, dessen extreme Ansichten und herausfordernde Excentricitäten in seinen Reden ihn um allen praktischen Effect einer Rednergabe gebracht haben, die in den Vereinigten Staaten wenigstens nicht ihres Gleichen hat. Sumner ist mit allen seinen handgreiflichen, augenscheinlichen Fehlern, mit seiner Heftigkeit, seiner Ungeduld mit den Ueberzeugungen Anderer und seiner unbesiegbaren Selbstüberhebung ohne Zweifel eine große politische Macht in den Vereinigten Staaten. Keine Frage kann als beigelegt angesehen, keine politische Berechnung für sicher gehalten werden, bis er nicht gesprochen und seine Stellung genommen hat. Man opponirt ihm, man haßt ihn, man macht ihn lächerlich — das letztere um so leichter, als er keinen Humor und keine Selbstliebe besitzt —; doch man erkennt seine Macht, seinen Einfluß an. Dieser würde in der gegenwärtigen Krisis wahrscheinlich noch größer sein, hätte er nicht seit langer Zeit und zu offen seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen Grant gezeigt. Doch an sich allein schon ist er genug, um die Candidatur eines Rivalen zu einem zu fürchtenden Gegenstande für den jetzigen Präsidenten zu machen und man darf sicher sein, daß Sumner alle Hebel in Bewegung setzen wird, um den Sieg der Seite zu sichern, auf die er sich offen gestellt hat.

Wenn wir nun die Phasen des Kampfes der Parteien um die Präsidentenwürde noch einmal und zwar in ihrer Gesammtheit überschauen, so finden wir, daß Greeley's Candidatur überhaupt nur durch die Coalition der liberalen Republicaner und der Demokraten möglich war, und daß Grant und seine Anhänger nun wissen, unter welchen Bedingungen die Schlacht ausgekämpft werden wird. Niemand bezweifelt, daß die Demokraten, die unter allen Umständen eine Wiederwahl Grant's verhindern wollen, den richtigen Weg eingeschlagen und den einzigen, der Aussicht auf Erfolg bietet. Wohl eingeweihte, kundige Americaner sagten bereits, ehe die Campagne begonnen hatte, daß, wenn die liberalen Republicaner sich mit den Demokraten verbänden, sie Grant hart zusetzen würden. Doch dies ist Alles, und es ist noch keineswegs klar, ob ihre vereinten Kräfte so stark sind, um den Erfolg über allen Zweifel erhaben erscheinen zu lassen.

Zuerst einmal ist es gewiß, daß nicht alle Demokraten ihr Votum absolut dem Dienste ihrer Partei auf einen Ruf hin zu Gebote stellen werden, der für manche einer Aufforde-

Digitized by Google

rung gleich ist, ihr ganzes früheres öffentliches Leben zu verneinen. Bereits hat in manchen demokratischen Staaten die Annahme der Candidatur Greeley's nur unter allerlei wunderlichen Machinationen und politischen Verdrehungen, die dem neutralen Beobachter oft recht lächerlich erscheinen müssen, durchgesetzt werden können. Auf der anderen Hand ist der actuelle Beistand der Demokraten wohl dazu angethan, manche Republicaner, die geneigt waren, für Greeley zu stimmen, um dadurch gegen gewisse anstößige Vorkommnisse in der gegenwärtigen Verwaltung zu protestiren, ängstlich zu machen: sie hatten keine Ahnung davon, die Demokraten zu unterstützen, einen Politiker zur höchsten Magistratur zu verhelfen, der seine Wahl hauptsächlich einer Partei zu danken haben würde, die sie eben so sehr fürchteten wie haßten.

Als in der demokratischen Convention von Virginien Exgouverneur Smith erklärte, daß er gegen Grant sei und für einen Juden oder Heiden, Hund oder Teufel stimmen würde, vergaß er nicht, unter lautem Beifallssturme hinzuzufügen, „daß die demokratische Partei bei ihren Principien und ihrer Organisation verharren müsse"; und ein anderer Sprecher erklärte, daß er Greeley „nehme", just wie ein Chinapulver in einem Pest- und Fieberlande. Liberale Republicaner werden zweifelsohne über die Bedeutung und die Wirkung solcher Erklärungen nachdenken und sich fragen, ob es im Interesse der Republik sei, daß sich ihre Section oder Partei solchem Vorhaben, wie von den Rednern in Virginien eingestanden, dienstbar mache.

Bei der fast gleichen Vertheilung der Chancen muß das Resultat der Wahlen der Electoralstimmen von der Proportion zwischen den Desertionen aus den Rängen der beiden großen Parteien abhängen, und manches kann noch bis zum Wahltage im November geschehen, um die Ratio zwischen den Deserteuren zu modificiren. Doch die Wahrscheinlichkeit bleibt unserer Ansicht noch immer zu Gunsten der Wiederwahl Grant's.*)

Er ist vier Jahre im Amte gewesen, ohne irgend einen unverbesserlichen Fehler begangen zu haben. Dies mag kein großes Lob sein, doch es giebt sicherlich nicht einen Partisanen Greeley's, der sich nicht in seinem Inneren bewußt wäre, daß sein Schützling nicht vier Monate im Amte sein würde, ohne irgend einen gewaltigen Mißgriff zu thun. Discretion, Vorsicht, Temperament, Alles, was zu den Grundeigenschaften eines Herrschers gehört, fehlen ihm, und die Americaner besitzen zu viel gesunden, praktischen Verstand, um sich nicht zweimal zu bedenken, ehe sie einen Mann zur höchsten Magistratur erheben, der aller magistralen Eigenschaften bar ist.

Es sind ferner gewisse nicht mißzuverstehende Anzeichen vorhanden von Eifersucht und Mißtrauen zwischen den Leitern der Greeley'schen Campagne, und wenn so etwas zwischen den Generalen vorkommt, so wird selbst das Princip der Achtung vor Parteibeschlüssen machtlos Reih und Glied im vorgeschriebenen Wege zu halten. Die Demokraten verlangen nach Plätzen, Aemtern und Belohnungen, wenn es ihnen gelingt,

*) Seitdem wir dies, Ende August, niederschrieben, ist die Wiederwahl Grant's fast eine gesicherte geworden. In den ersten Tagen des October hielten die drei wichtigsten Staaten der Union — Pennsylvanien, Ohio und Indiana — so wie der neuere Staat Nebraska ihre Wahlen, die sämmtlich, sowie die des Staates Maine vor einem Monate, zu Gunsten der Grant'schen Partei ausfielen. Wenn nicht ganz außerordentliche Ereignisse eintreten, so ist Greeley aus dem Felde geschlagen, und damit wieder auf's Neue der Beweis geliefert worden, daß Coalitionen antagonistischer Parteien zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke, alle Zeit vom Volke mit Mißtrauen empfangen werden und selten ein günstiges Resultat haben für ihre Anstifter.

Digitized by Google

Greeley durchzubringen, und sie haben wohl Acht ihren Antheil an der Organisation des Kampfes aufrecht zu erhalten; doch die mit ihnen verbundenen liberalen Republicaner, die sich noch den Anschein von Reinheit und Reform geben, wispern ihren Freunden zu: gesetzt Greeley ist gewählt, so wird er den gierigen und übel berüchtigten Drahtziehern, die für ihn gearbeitet haben, den Rücken kehren. Versicherungen wie diese sind natürlich werthlos, ausgenommen als Strohhalme, welche die Richtung des Stromes bezeichnen; auch würde es eine auffallende Erscheinung sein, wenn die disparaten Alliirten Greeley's in voller Harmonie zusammen arbeiten und bleiben würden.

Wenn man dem ganzen Kampfe von ferne als Neutraler zuschaut, so kann man sich wohl die Frage vorlegen, ob solch eine Maschinerie, die ein Land periodisch zu solch einem Kampfe, wie der ist, dem wir jetzt wieder zuschauen, verurtheilt, eine wirklich Nutzen bringende ist. Gebührt es der Baltimore- und Cincinnati-Plateform, Präsidenten zur Wiederwahl untauglich zu machen? würde es nicht besser sein, darüber nachzudenken, wie man die Stelle eines vom ursprünglichen Entwurfe degenerirten Processes, wie es die Wahl des Präsidenten in den Vereinigten Staaten ist, einen anderen setze, der wohlthätigere Resultate zur Folge hätte und das Land vor stets wiederkommenden Convulsionen schützte?

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[10. October 1872.] Die letzte Umschau führte bei der Betrachtung der Marienburger Säcularfeier auf den Zwischenfall, welcher durch die von dem Bischofe von Ermeland bei dem Könige von Preußen für den Tag dieser Feier erbetene Audienz veranlaßt worden war. Dabei wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die eine Zeit lang ruhende Frage über die Maßregeln, welche in dem Conflicte zwischen bischöflicher und Staatsgewalt zu ergreifen wären, nun wieder in Fluß kommen werde, und daß solche Maßregeln nicht lange auf sich warten lassen würden. Dies war kaum geschrieben, als es auch schon verwirklicht war. Am 27. September schon ward in officiöser Weise ein Schreiben des Cultusministers an den Bischof Krementz vom 25. Septbr. veröffentlicht, durch welches demselben mitgetheilt wurde, daß vom 1. October an bis auf Weiteres die Zahlung seines Gehaltes eingestellt sei. Diese Temporaliensperre ist einfach dadurch motivirt, daß die Erklärungen des Bischofes, wenn auch in der Form entgegenkommend, doch „den Gegensatz zwischen dessen staatsrechtlichen Anschauungen und den Grundprincipien des preußischen wie jedes anderen Staatswesens" nicht beseitigt haben. Die Staatsregierung vermöge daher nicht weiter die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß aus den Mitteln des Staates, dessen Gesetzen der Bischof sich nicht unbedingt unterworfen, für den Unterhalt desselben Zahlungen geleistet werden. Diese Zahlungen seien vom Landtage in der Voraussetzung bewilligt, daß die Gesetze und die Verfassung Preußens, auf deren Grund die Verwilligungen erfolgten, von den Empfängern der betreffenden Staatsgelder auch immer als für sie gültig und verbindlich anerkannt würden. Sobald diese Voraussetzung aufgehoben sei, wie es durch

Digitized by Google

amtliche Erklärungen des Bischofes der Fall, werde die Berechtigung der Regierung zur Zahlung zweifelhaft.

Bevor dem Bischofe Krementz dieser Erlaß zugegangen war, hatte er in einem Schreiben vom 20. September an Fürst Bismarck auf die Mittheilung desselben vom 16. September geantwortet. Während der Reichskanzler den vom Bischofe behaupteten sachlichen Widerspruch zwischen dem von ihm gestellten und dem in dem Schreiben des Königes ausgesprochenen Verlangen verneint hatte, wiederholte der Bischof, daß er dem Verlangen des Monarchen vollständig entsprochen habe. Wenn aber gleichwohl seine Erklärung als ungenügend befunden worden wäre, so habe man ihm mittheilen müssen, worin das Ungenügende bestehe, und was zur Ergänzung derselben verlangt werde. Keines von beiden sei geschehen, sondern es sei ihm eine neue, in dem kaiserlichen Erlasse nicht enthaltene Bedingung von Se. Durchlaucht als Rathe der Krone vorgeschrieben worden. Was aber die Hauptsache ist, Bischof Krementz fügt hinzu, diese Bedingung habe aber „nichts mehr und nichts weniger bedeutet als das Aufgeben seines in wiederholten Schreiben begründeten und festgehaltenen Standpunktes, dessen gesetzliche Berechtigung er in seinem Schreiben vom 30. März ausführlich behandelt hätte". An das Aufgeben dieses Standpunktes denkt der Bischof also auch jetzt keinen Augenblick. Wenn er daher daneben von der unbedingten Anerkennung der staatlichen Souveränetät und seinem Gehorsam gegen dieselbe spricht, so heißt dies nichts anderes, als: wo aber die staatliche Souveränetät aufhört, wo die Gränze ihres Gebietes und mithin meines Gehorsams liegt, wo das kirchliche Gebiet beginnt, darüber räume ich dem Staate nicht das entscheidende Wort ein. Wenn in dieser Beziehung in einem concreten Falle die Anschauung der Staatsgewalt nicht übereinstimmt mit meiner bischöflichen Ueberzeugung oder mit der mir von Rom gewordenen Weisung, so richte ich mich trotz meiner Doppelstellung zu Staat und Kirche nur nach meiner Ueberzeugung oder — wo eine solche gegeben ist und gegeben wird — nach Weisungen des Papstes. Wenn man Theorien und Thatsachen gemeinschaftlich prüft, so sieht man klar, daß obiges allein der Sinn ist, wenn der Bischof am Schlusse seines Schreibens vom 20. September, scheinbar ganz richtig, sagt: „Es dürfte nicht leicht sein, aus dem Satze, daß ich die volle staatliche Souveränetät des Staates anerkenne, den Versuch herauszulesen, mich meiner Verpflichtungen gegen den Staat zu entziehen, indem doch dem Anerkenntniß der vollen staatlichen Souveränetät des Staats die Anerkennung der Verpflichtung zum vollen Gehorsam gegen die von dieser staatlichen Souveränetät auf ihrem Gebiet erlassenen Gesetze als nothwendiges Correlat entspricht, es sei denn, daß man die Souveränetät des Staats auf alle Gebiete, auch auf das der Religion oder der Wissenschaft ausdehnen will — eine Auffassung, gegen welche ich allerdings entschieden mich verwahre."

Wo Thatsachen reden, ist es nicht nöthig, über Worte zu streiten. Fürst Bismarck hat daher den Streit, der über die Worte des Bischofes von Ermeland noch geführt werden konnte, aufgegeben. Er benachrichtigte denselben am 23. September einfach, daß er seine weitere unmittelbare Betheiligung an den Verhandlungen mit dem Bischof versagen müsse, da der Zwischenfall der Marienburger Jubelfeier bereits der Vergangenheit angehöre. Den durch diesen Zwischenfall veranlaßten Briefwechsel habe er daher dem Cultusminister überwiesen. Von dieser Stelle nun ging dem Bischof unmittelbar die schon erwähnte unzweideutige Antwort zu.

Jetzt steht nun statt des Principienstreites Thatsache gegen Thatsache. Der in be-

Digitized by Google

stimmten Handlungen ausgeprägte Ungehorsam des Bischofes von der einen, die thatsächliche Zurückhaltung seines Gehaltes von der anderen Seite. Auf den ersten Blick scheint diese Maßregel wenig geeignet, das, was die Staatsregierung erstrebt, kräftig zu fördern. In dem Erlasse des Cultusministers vom 21. Mai war der Bruch der amtlichen Beziehungen zwischen dem Staate und dem bischöflichen Ordinariate für den Fall angedroht, daß der Bischof die einseitig erlassenen Excommunicationen, wenigstens in soweit es sich um bürgerliche Folgen dabei handelt, nicht aufheben und sich den Staatsgesetzen nicht unclausulirt unterwerfen sollte. Dieser Bruch der amtlichen Beziehungen, der allerdings in viele Verhältnisse störend eingreift, ist nun vorerst nicht ausgesprochen. Die Staatsgewalt läßt den Bischof, auch insoweit es sich um Beziehungen zu ihr selbst handelt, noch eine amtliche Thätigkeit üben; der Cultusminister hat vorerst nur die Nothwendigkeit betont, die Beziehungen zwischen Bischof und Regierung anderweit zu gestalten (nämlich durch die Gesetzgebung). Statt der Amts- und Temporaliensperre ist nur die letztere verfügt. Verlautet jetzt auch das Gegentheil, so ist es doch leicht möglich, daß Bischof Krementz wegen Fortbezahlung des Gehaltes den Rechtsweg betritt. Auch scheint es nicht ganz zweifellos, ob er wirklich ein abweisendes Erkenntniß zu erwarten hat, so lange die Frage thatsächlich in dem gegenwärtigen Stadium bleibt. Ferner wird das Einziehen des Gehaltes eine Veranlassung werden, um einen neuen Tropfen Oel in das ultramontane Feuer, welches an dem Bau des Staates und des Reiches züngelt, zu gießen. Die Summe, um welche es sich handelt (9000 Thaler jährlich), ist sehr klein, sie kann leicht gedeckt werden aus den Erträgen des Peterspfenniges oder durch besondere Gaben frommer Seelen, die sich damit einen Stuhl im Himmel zu bauen wähnen. Und wenn nun Bischof Krementz etwa gar den guten Geschmack hätte, keinen Ersatz anzunehmen, weder aus den Peterspfennigen, noch aus besonderen Sammlungen, wenn er vorzöge, einen Rechtsspruch abzuwarten, und falls derselbe gegen ihn ausfiele, etwas zu entbehren, wie würde man sein Martyrium verherrlichen, und wie würde es zur Kräftigung der ultramontanen Bewegung ausgebeutet werden!

Näher betrachtet, erscheint die Maßregel aber doch in einem anderen Lichte; sie erscheint als die eine ausgespielte Karte, die erst mit denen, die ihr folgen müssen, das Spiel im Ganzen macht. Man darf die Maßregel aber nicht als etwas betrachten, was isolirt bleiben könnte. Der Ministerrath, welcher mit Genehmigung des Königes die Temporaliensperre beschloß, zeichnete auch zugleich bestimmte Linien für das weitere Vorgehen der Gesetzgebung in dem kirchlich-politischen Streite vor. Darauf hin werden eben jetzt verschiedene Gesetzentwürfe ausgearbeitet, welche dem nächsten preußischen Landtage vorgelegt werden. So viel steht fest, daß sich darunter ein Gesetzentwurf über die Einführung der obligatorischen Civilehe und ein anderer über den Mißbrauch der geistlichen Gewalt befindet. Kein Zweifel, daß in demselben die Voraussetzungen näher angegeben werden, welche die Staatsregierung berechtigen, zu ihrem Theile die amtliche Thätigkeit von Bischöfen als aufgehoben oder suspendirt zu betrachten, desgleichen die Voraussetzungen, welche zur gänzlichen Einziehung, zeitweiligen Zurückhaltung oder Beschlagnahme und Sequestrirung geistlicher Einkünfte berechtigen. Sollte daher die Prüfung der jetzt verfügten Temporaliensperre vom Standpunkte des Civilrichters aus auf eine Lücke der Gesetzgebung stoßen, welche es ermöglicht, daß ein katholischer Priester die Competenz von Rom der Competenz des Staates hartnäckig entgegenstellt, gleichzeitig aber das Einkommen fortzubeziehen hat, das ihm der Staat giebt oder sichert, so wäre damit für den renitenten Bi-

Digitized by Google

schof höchstens ein sehr vorübergehender Triumph, in der Sache aber gar nichts gewonnen. Denn die Ausfüllung einer solchen Lücke ist offenbar bereits ins Auge gefaßt.

Die Durchführung des von der Staatsregierung gegen den Bischof von Ermeland Begonnenen auf Grund des bestehenden Rechtes oder die Wiederaufnahme einer ähnlichen Maßregel auf Grund eines bevorstehendes Gesetzes ist aber überhaupt der untergeordnete Gesichtspunkt. Hätte man nur den Bischof Krementz, nur dessen Temporaliensperre im Auge, so führte man unter allen Umständen nur einen Streich in's Wasser. Der Nutzen davon fiele unzweifelhaft auf die Seite der ultramontanen Bewegung, nicht auf die Seite der Staatsgewalt und der Befestigung des Deutschen Reiches. Aber in der Sache des Bischofes von Ermeland wird die Sache fast aller römisch-katholischen Priester zunächst Preußens und dann ganz Deutschlands verhandelt. Was ihn getroffen, das schwebt über den Häupten Aller mit wenigen Ausnahmen. Darin und darin allein liegt der Ernst und die Wucht der getroffenen Verfügung. Deshalb wird ihre Wirkung nicht bloß eine reizende, sondern eine in der einen oder anderen Weise erschütternde sein. Deshalb ist die Regierung Preußens und die leitende Macht des Deutschen Reiches durch den gethanen Schritt an einem Punkte angelangt, von wo es nicht leicht eine freiwillige Umkehr giebt. Deshalb ist mit demselben die Wahrscheinlichkeit mächtig gewachsen, daß der auf deutschem Boden entbrannte Kampf zwischen der modernen Politik des Vaticanes und der Politik des modernen Rechts- und Culturstaates sowie der Politik eines auf dieser Grundlage aufstrebenden Reiches gründlich ausgetragen wird, daß die Gegensätze nicht bloß übertüncht werden. Wie weit der Ausgang dieses Kampfes dann in die innere Bewegung der katholischen Kirche eingreifen wird, bleibt abzuwarten. Nur das ist im Augenblicke bemerkenswerth, daß auch Alles, was sich im Schoße der evangelischen Kirche regt, was entweder mit Vorliebe an der selbständigeren Verfassung dieser Kirche, an ihrem synodalen Aufbau, oder an ihrer inneren Vereinfachung und Reinigung, oder an der evangelischen Union arbeitet, mehr und mehr Fühlung mit der Bewegung in der katholischen Kirche zu suchen beginnt. Auch die eben (am 3. October) in Worms stattgefundene hessische Unionsfeier und der am 1. und 2. October in Halle abgehaltene sechzehnte evangelische Kirchentag legen hierfür Zeugniß ab.

Daß die Sache des Bischofes von Ermeland die Sache der ganzen katholischen Priesterschaft im Deutschen Reiche ist, folgt einfach daraus, daß er nach Grundsätzen gehandelt hat, zu denen mit seltenen Ausnahmen sich Alle bekennen. Die, welche die neue Schule Roms vornehmlich in den abgeschlossenen Seminarien der letzten Decennien in sich aufgenommen haben, thun es mit Ueberzeugung und aus Eifer. Andere verstehen die ganze Competenzfrage kaum und haben darüber gar keine eigene Ansicht. Noch Andere, besonders Aeltere, stehen in ihrer Ueberzeugung auf der Seite des Staates, bekennen sich aber doch meistens äußerlich, wie die Ueberzeugungslosen, zu den von Rom ausgehenden, ihnen durch die Bischöfe vermittelten Grundsätzen über kirchliche und staatliche Competenz. Wenn nun der darüber entbrannte kirchlich-politische Streit fortdauert und sich erweitert, so wird die dem Bischofe Krementz gegenüber praktisch gewordene Frage auch der ganzen Hierarchie Deutschlands bald eine andere als eine blos theoretische Seite zukehren. Dies werden allmählich die laufenden Geschäfte, welche das Verhältniß von Staat und Kirche berühren, von selbst mit sich bringen. Vielleicht wird auch die Staatsregierung eine besondere Veranlassung nehmen, um überall das Verhältniß zur katholischen Geistlichkeit schnell klar zu stellen. Sicher ist: es wird überall Farbe bekannt werden müssen, etwas

Digitized by Google

früher oder ſpäter. Fügt ſich die Hierarchie größtentheils, ſo erhält der Vatican in Deutſchland ſofort einen ſchweren Stoß. Fügt ſie ſich nicht, und das iſt das Wahrſcheinlichere, ſo übernimmt ſie mit dem ſolidariſchen Eintreten für die Sache eines im offenem Kampfe mit der Staatsregierung lebenden Biſchofes dieſelben Folgen. Die Temporalienſperre nimmt dann die weiteſten Dimenſionen an, und andere Maßregeln ſchließen ſich an. Es würde damit ein Zuſtand geſchaffen, der gewiß für beide Theile ſehr viel Unbehagliches und Störendes hätte, ein Kampf, den man, wie jeden ſchweren Unfrieden, nur übernehmen ſoll, wenn die Nachgiebigkeit zum Verrath an einer ernſten Pflicht wird. Wie mancher andere ehrliche Kampf, würde er zuletzt aber doch nur der Durchgangspunkt zu einem beſſeren friedlichen Zuſtande ſein. Der Wendepunkt käme wohl ziemlich bald. Sammlungen decken leicht den Einnahmeausfall eines Biſchofes, nicht ſo die Einnahme der ganzen oder der halben Hierarchie in Deutſchland. Und dann würde die Temporalienſperre auch nicht das Einzige ſein, womit die Kirche ſich zurecht zu finden hätte.

Es kann nunmehr angenommen werden, daß auch **Bayern** kein Hinderniß ſein wird, wenn das, was ſich in dem kirchlich-politiſchen Streite durch die neueſten Vorgänge vorerſt als königlich preußiſche Politik ankündigt, ſpäter zur Reichspolitik geſtempelt werden ſollte, im Anſchluß an das Strafgeſetz gegen den Mißbrauch der Kanzel (den ſogenannten Kanzelparagraphen), an das Jeſuitengeſetz und an die weiter gehenden, noch unerledigten Anträge des Reichstages. Dieſe Betrachtung tritt in den Vordergrund, wenn man der am 24. Septbr. erfolgten Ernennung des bisherigen Finanzminiſters von Pfretzſchner zum Miniſter des Auswärtigen und des Königl. Hauſes gedenkt. Die ſchon ſeit dem Tode des Grafen Hegnenberg — d. i. ſeit dem 2. Juni! — dauernde lange Verwaiſung des von ihm bekleideten höchſten und einflußreichſten Staatsamtes hat damit ihr Ende erreicht. Das ſchon faſt fertige Miniſterium Gaſſer und die für den Fall ſeiner Berufung eingereichte Demiſſion des bisherigen Miniſteriums iſt damit hinfällig geworden. Letzteres bleibt und iſt durch die Ernennung des ſeitherigen bayeriſchen Bevollmächtigten beim Bundesrathe, Miniſterialrath G. Berr, zum Finanzminiſter ergänzt worden. Dies bedeutet einfach, daß der bayeriſche Staatswagen in dem bisherigen Geleiſe fortfahren wird, daß die öffentlichen Angelegenheiten des Landes, namentlich auch die Beziehungen zum Reiche, in demſelben Geiſte wie unter Graf Hegnenberg geführt werden ſollen. Was aber hätte ein Miniſterium Gaſſer bedeutet, was bedeutete der Plan, ein ſolches Miniſterium zu bilden, wodurch ward er veranlaßt, wodurch und woran iſt er geſcheitert?

Wochen, ja Monate waren ſeit dem Ableben des Grafen Hegnenberg vergangen, und man vernahm ſehr wenig über Pläne rückſichtlich der Wiederbeſetzung ſeines wichtigen Amtes. Einige ſahen darin ein Zeichen, daß die ſchwierige Frage vorerſt ganz bei Seite gelegt ſei, Andere den Beweis, daß ſie ſehr gewiſſenhaft und gründlich erwogen werde. Scheinbar ruhte ſie ganz, bis plötzlich ein unbeſtimmtes Gerücht über die Berufung des bayeriſchen Geſandten in Stuttgart, Herrn von Gaſſer, an die Spitze des Miniſteriums in Umlauf kam. Bald zeigte ſich, daß das Gerücht begründet ſei, und ſämmtliche Miniſter, ſelbſt den Kriegsminiſter nicht ausgenommen, reichten für den Fall der Ernennung des Freiherrn von Gaſſer ihre Entlaſſung ein. Darauf ward aus der beabſichtigten Berufung Gaſſer's der Auftrag, ein neues Miniſterium zu bilden; die Schlußfaſſung über die Entlaſſungsgeſuche der bisherigen Miniſter blieb ausgeſetzt. Die Führung der laufenden Geſchäfte blieb vorläufig in ihrer Hand.

Die liberale und Fortſchrittspartei, überhaupt was wirklich reichsfreundlich in

Digitized by Google

Bayern gesinnt ist, warnte und rüstete sich, wenn die Mahnungen unbeachtet bleiben würden, zu der entschiedensten Opposition. Der Regierungspräsident von Unterfranken, Graf Luxburg, sprach bei einem öffentlichen Gastmahl eine Tischrede, in welcher die Anhänglichkeit an Bayern mit vollem deutschen Gefühle Hand in Hand ging. Sie war offenbar gegen ein Ministerium Gasser gemünzt und wurde mit stürmischem Jubel aufgenommen. Die gemäßigt clericale und particularistische Partei hingegen begrüßte die Kunde von dem, was bevorstehe, mit großer Befriedigung und Freude. Die Augsburger Postzeitung trat am entschiedensten dafür ein. Ganz anders der linke Flügel der clericalen Partei. Von auswärts zeterte die „Genfer Correspondenz" gegen die jämmerliche, erbarmenswerthe Halbheit eines Ministeriums Gasser. Sie dachte, daß in dem begonnenen Kampfe ein solches Cabinet den hohen Interessen der Kirche wenig nützen werde, und daß selbst ein entschiedenes Fortschrittsministerium für ihre letzten Ziele noch dienlicher sei, da es doch schnell zusammenbrechen und entschiedene Kirchenmänner obenauf bringen werde.

Der Eindruck, welchen die beabsichtigte neue Cabinetsbildung auf verschiedene, dem Parteitreiben ziemlich fern stehende, jedoch die Vorgänge beobachtende Kreise machte, war ein ziemlich gleichmäßiger. Er kann kurz so bezeichnet werden: wir stehen vor einem Ministerium der Verstimmung. In jener Zeit machte der Aufenthalt des Kronprinzen des Deutschen Reiches in Berchtesgaden, sein gewinnender Eindruck, dann die von ihm vorgenommene Inspection süddeutscher, auch bayerischer Truppen, der freudige, fast begeisterte Empfang, der ihm dabei und unterwegs zu Theil wurde, viel von sich reden. Diese Inspection war nicht etwa aus einer übel angebrachten Courtoisie unterlassen worden. Dies muß unserer Reichsgewalt von Jedem aufrichtig gedankt werden, welcher die Lage Europas und unsere innerlich noch unfertigen öffentlichen Zustände unbefangen prüft. Der organische Zusammenhang des Ganzen mit seinen zerstreuten Kräften ist allen Ernstes zu erhalten, zu pflegen und weiter zu entwickeln. Er ist der Nation und den Regierungen allezeit gegenwärtig und lebendig zu erhalten. Darauf beruht die Sicherheit des Vaterlandes vor zukünftigen Gefahren. Das Kaiseramt ist keine bloße Namenspielerei. Nachdem unsere öffentliche Entwickelung aus den zwei verschiedenen Zukunftsbahnen, die früher offen vor uns lagen, endgültig in die, in der wir uns befinden, eingetreten ist, hat die Nation ein Recht darauf, daß die Dynastie, welche die Ehre und die Pflicht des Kaiseramtes übernommen hat, es mit dieser Pflicht gegen Hoch und Niedrig sehr ernst nimmt. Die Befugnisse der Reichsgewalt dürfen gar nicht unbenutzt gelassen werden, Bayern gegenüber am wenigsten, denn hier stehen sie, zufolge der bedungenen Privilegien, noch unter dem Maße dessen, was das Wohl, die Kraft, der Zusammenhang des Ganzen, seine Sicherheit in allen inneren und äußeren Krisen heischt. Hatte der Kronprinz des Deutschen Reiches die von ihm in Süddeutschland unternommene Truppeninspection auch auf Bayern ausgedehnt, so war das doch in der rücksichtsvollsten Weise eingeleitet, und das Nähere darüber zuvor im Einverständnisse mit dem bayerischen Kriegsministerium festgestellt worden. Es war eine von den Einen in dieser, von den Anderen in jener Weise gedeutete Thatsache, daß der König, welcher im Schlosse Berg am Starnberger See verweilte, sich von den Truppeninspectionen fern hielt, daß er den Kronprinzen, der München besuchte und auch der Königin-Mutter in Hohenschwangau einen Besuch abstattete, nicht sah, und daß auch weder die Reise des Kaisers durch Bayern nach Gastein, noch dessen wieder durch Bayern führende Rückreise benutzt wurde, um eine persönliche Begegnung herbeizuführen. Es waren nicht die lautesten und nicht die unverständigsten Freunde des

Digitized by Google

Königthums und Bayerns, welche lieber das Gegentheil gesehen hätten. Wenn der König von Bayern zugleich mit dem Kaiser des Reiches seinem Volke, wenn er zugleich mit den Erben dieses Reiches seinem Heere sich zeigt, dann senkt sich, so meinten sie, die Liebe zur kaiserlichen Dynastie und zu dem eigenen Fürstenhause, die Freude an dem aufstrebenden Reiche und der Sinn für die Erhaltung des eigenen Staates, als etwas was zusammen gehört, in einander übergeht, sich gegenseitig trägt und erhält, in das Herz des Volkes und des Heeres. Solche Politik frommt dem Ganzen und noch mehr dem einzelnen Lande. Nur so wird neben der wachsenden Entwickelung des Reiches der innere Lebenskeim der einzelnen Staaten für alle oder doch für möglichst lange Zeit lebendig erhalten werden können, wird die Zukunft von Gefahren frei gehalten, die ihre Spitze gegen Kaiser und Reich, aber noch weit eher gegen den einzelnen Staat und seine Dynastie wenden können. Andere Freunde des Königthums mögen die Dinge anders angesehen und in ihren Rathschlägen vielleicht königlicher, oder vielmehr particularistischer als der König selbst gewesen sein.

Wenn man sich nach der Persönlichkeit Gassers erkundigte, so hörte man stets von seinen angenehmen Umgangsformen, wenig von ausgesprochenen politischen Grundsätzen in der einen oder anderen Richtung. Gelegentlich ward auch wohl erwähnt, daß er mit einer Fräulein von Redwitz verheiratet ist, welche früher Hofdame bei der Königin-Mutter war. Sie gilt für eine sehr fromme Dame und soll in Stuttgart viel und in intimster Weise mit der Königin verkehren, aber auch noch in fortwährender brieflicher Verbindung mit dem Münchener Hofe stehen. Man konnte die Vermuthung aussprechen hören, daß es sich nicht allein um einen Systemwechsel in Bayern handele, sondern daß über Stuttgart, Berg und Darmstadt die Fäden geknüpft würden, um zunächst in diesen drei Staaten eine gleichmäßige Politik, und zwar mit schärferer particularistischer Ausprägung, zum Durchschlage zu bringen. Ging der Plan wirklich ursprünglich so weit, so wurde er schon frühzeitig in Darmstadt gekreuzt, wo die durch Dalwigk's Rücktritt entstandene Ministerkrisis bekanntlich im reichsfreundlichen Sinne endigte durch die Ernennung Hofmanns, des bisherigen Bevollmächtigten in Berlin, zum leitenden Minister. Darin ist unter Anderem auch ein Beweis dafür gesehen worden, daß der russische Hof, der dem Darmstädter bekanntlich nahe verwandt ist und stets nahe steht, sich nicht bemüht, auf particularistische Wendungen in den einzelnen deutschen Staaten hinzuwirken. In München aber dauerte der unentschiedene schwebende Zustand fort, und von Stuttgart wurde gesagt, daß, bevor man selbst vorgehe, nur auf die Einsetzung eines Ministeriums Gasser gewartet werde. An demselben ward denn auch lange und beharrlich fortgearbeitet. Zehnmal hieß es, der neue Ministerpräsident in spe habe den übernommenen Auftrag als unausführbar zurückgegeben. Bald ward der Grund in den Ablehnungen seiner Anträge Seitens der gesuchten neuen Minister, bald darin erblickt, daß er überhaupt die geeigneten Persönlichkeiten für die Ministerposten oder für die Vertretung in Berlin, wo es gelte, die Castanien für den neuen Premier aus dem Feuer zu holen, nicht finde. Eben so oft aber vernahm man, daß die Verhandlungen wegen Neubildung des Cabinettes fortdauerten, oder neue angeknüpft seien. Endlich reiste Herr von Gasser ab, und Pfretzschner nahm am 1. October förmlich Besitz von dem für jenen bereit gehaltenen Stuhle.

Und was war die Ursache dieser Wendung? Soweit meine Kenntniß reicht, hat Herr von Gasser wirklich, soviel an ihm war, dem übernommenen Auftrage genügt, eine vollständige Ministerliste zu Stande gebracht und sie dem Könige vorgelegt; dieser aber

Digitized by Google

hat im letzten entscheidenden Momente die Genehmigung zurückgehalten und die Liste beiseite gelegt. Ich untersuche nicht, ob der König, die von verschiedenen Seiten laut werdenden Stimmen prüfend, allmählich dahin gelangt war, ein Ministerium Gasser nicht mehr zu wünschen, weil sein Ziel nicht das richtige sei, oder ob er, was er noch wünschte, wegen zu großer Hindernisse, die er voraussah, aufgab, wenigstens vorerst aufgab. Diese Hindernisse konnte er im eigenen Lande zu finden glauben, wo es darauf ankam, ob das neue Ministerium genügenden Anklang, genügende Unterstützung finden würde. Er konnte den Stein des Anstoßes auch in dem Verhältnisse zum Reiche erblicken. Daß man in Berlin ein Ministerium Gasser für eine bedenkliche Sache hielt, darüber läßt schon die Sprache, welche die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bei einigen Gelegenheiten kurz vor und gleich nach der Ernennung Pfretzschner's zum Minister des Auswärtigen führte, keinen Zweifel. Ob dieser Ansicht auch in amtlicher Weise und in welcher Art Ausdruck gegeben worden ist, muß auf sich beruhen. Der Gedanken an ein Zerwürfniß mit dem Reiche, welches möglicherweise die letzte Frucht der neuen Saat sein könnte, war aber, wenn er überhaupt mit ins Spiel gekommen ist, jeden Falles von großer Bedeutung.

Ist es aber nicht ein leeres Hirngespinnst, ein solches Zerwürfniß mit dem Ministerium Gasser auch nur in Gedanken in Verbindung zu bringen? Ich meine: nein. Das in der Bildung begriffene Ministerium wurde von befreundeter Seite als ein solches bezeichnet, welches nach allen Seiten hin gemäßigt, kirchlich, aber nicht ultramontan, bayerisch, aber nicht antinational sein werde. Freilich, wenn dasselbe mit der Richtung der Postzeitung, die hauptsächlich Propaganda dafür machte, zu identificiren wäre, würde es nicht blos kirchlich, sondern ultramontan gefärbt aufgetreten sein. Wenigstens hat vor kurzem dieses Blatt es abgelehnt, daß man es kirchlich gemäßigt nenne, was geschehen war, weil seine Haltung dem Inhalte und dem Tone nach denn doch gar sehr gegen excentrisch clericale Blätter, wie „Vaterland" und „Volksbote", absticht. Die Postzeitung bekannte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich, sie sei ganz und voll ultramontan und weiche nur in der Stellung zum Reiche von den „gewissen Blättern" ab. Man kann hier den feineren Unterschied zwischen kirchlich und ultramontan auf sich beruhen lassen. Gewiß ist, daß die schwachmüthige Praxis, welche Minister von Lutz bis jetzt seiner fulminanten theoretischen Stellung in dem kirchlich politischen Streite zur Seite hat gehen lassen, sofort noch stumpfer geworden wäre. Sehr bald aber würde sich das Ministerium Gasser durch die Verbindungen, in die es bei seiner Geburt getreten wäre, durch die kirchlichen Freunde, die seine Hauptstützen im Lande geblieben wären, auf schiefer Ebene weitergeschoben gesehen haben. Königthum, Staat, Schule, Gesellschaft würden mehr und mehr der Mittel zu einem erfolgreichen Widerstande gegen die vaticanischen Uebergriffe bar geworden sein.

Soviel über das Kirchliche. Was das Verhältniß Bayerns zum Reiche betrifft, so ist daran wohl nicht zu denken, daß das Ministerium Gasser unzweifelhaft feststehende Pflichten unerfüllt gelassen, oder daß es sein Ohr Einflüsterungen geöffnet hätte, die darauf berechnet sind, eine europäische Lage herbeizuführen, in welcher der Rücktritt von den Versailler Verträgen in Frage kommen könnte. Eine so wortbrüchige, undeutsche und zugleich halsbrecherische Politik liegt gewiß dem Freiherrn von Gasser ebenso fern, wie sie im vollen Gegensatze zu der Persönlichkeit des Königes steht. Aber zwei andere Dinge würden geschehen sein. In jeder irgend zweifelhaften Frage über das Verhältniß zum Reiche würde die particularistische Auslegung gewählt und festgehalten worden sein. Ferner, was die weitere Entwickelung des Reichsorganismus betrifft, würde an dem Buch-

Digitized by Google

staben der Verträge, an jedem Titelchen der Reservatrechte festgehalten, jeder Erweiterung der Aufgaben, Rechte und Pflichten des Reiches ein unbedingter Widerspruch entgegengesetzt worden sein. Beides wäre vielleicht in dem guten Glauben geschehen, daß Bayern und das Reich so am besten und sichersten neben einander bestehen und sich immer blühender entwickeln könnten. Dann aber wäre es ein blinder Glaube gewesen, der die Politik Bayerns geführt hätte. Eine solche Politik, lange Zeit fortgesetzt, würde nach verschiedenen Seiten hin Krisen erzeugen und Gefahren schaffen, unter welchen die dynastischen nicht die letzte Stelle einnähmen. Eine vielfach unfertige und den gegenwärtigen und kommenden Bedürfnissen der Nation nur theilweise entsprechende Schöpfung, wie die des Deutschen Reiches, zum Stillstande verurtheilen, ihr eine naturgemäße organische Fortentwickelung unmöglich machen, heißt ihren Lebensnerv unterbinden, heißt an ihrer Verkümmerung arbeiten und sie zuletzt eines langsamen Todes sterben machen. Die Macht, welche an die Spitze Deutschlands gestellt ist, kann einen solchen Proceß eine Zeit lang, aber eben auch nur eine Zeit lang ruhig gehen lassen. Zuletzt würde immer der Mißbrauch des Formalismus von der einen Seite den über die gezogenen Gränzen hinausgehenden Gebrauch der Macht von der anderen Seite zur unausbleiblichen Folge haben.

Die letzte Ministerkrisis in Bayern verdient, auch nachdem sie hinter uns liegt, überall, zumeist in Bayern selbst, ernstlich erwogen und durchdacht zu werden, hauptsächlich deshalb, weil die Versuchung zu einer Wendung wie die, welche in Frage war, leicht wiederkehren kann. Denn es ist wirklich etwas krank im Staate Bayern. —

Für die **neuen Reichslande** war der 1. October ein bedeutungsvoller Tag. Die Frist für die Wahl zwischen deutscher und französischer Nationalität ist abgelaufen. Der bisherige Zwitterzustand, in dem man nicht wußte, was deutsch und was französisch war, was deutsch und was französisch bleiben werde, hat aufgehört. Die Verhältnisse werden klarer, einfacher, der Volksboden geeigneter werden für die allmähliche willige Aufnahme deutschen Staatswesens. Der Schnitt, welcher gemacht wurde, war vielfach schmerzlich, aber er war nothwendig und ist gewiß für die Dauer heilsam. Die Reichsregierung bestand nicht nur darauf, daß Minderjährige für sich allein das Wahlrecht nicht ausüben dürfen; eingedenk der Frankfurter Vorgänge nach 1866, beharrte sie auch bei dem Grundsatze, daß die Entscheidung für die französische Nationalität, um gültig zu sein, von der Verlegung des Wohnsitzes nach Frankreich begleitet sein müsse. Ein namhafter Theil der früher für Frankreich erfolgten „Optionen" wurde in Folge davon hinfällig. Aber es blieb doch noch eine große Zahl übrig von solchen, die in den kritischen Tagen dem alten Reichslande den Rücken wendeten, um in Frankreich ihr Zelt aufzuschlagen, nach den bisherigen Aufstellungen über 38,000, wozu noch etwa 12,000 kommen, die schon früher nach Frankreich zurückgegangen sind. Es waren meistens Personen und Familien, die in früherer Zeit aus Frankreich zugezogen waren, namentlich Beamte, Notare, doch auch Industrielle und Arbeiter, welche jetzt wieder gingen. Aber auch manche seit langer Zeit in Elsaß-Lothringen seßhafte Elemente zogen mit ihnen, namentlich aus Metz, überhaupt aus den vorwiegend von Franzosen bewohnten Districten. In die Bevölkerung und in den Capitalbestand Elsaß-Lothringens ist im Augenblicke eine Lücke gerissen. Ein Stück französisches Geld, ein Stück Franzosenthum ist gegangen, ein Stück deutsches Capital, ein Stück Deutschthum wird allmählich dafür eintreten: dies ist das Bleibende dieser Bewegung.

Von den anderen Vorgängen im Inneren des Deutschen Reiches sei noch der eben jetzt zu Ende gehende Congreß volkswirthschaftlicher Autoritäten in Eisenach erwähnt. Es

Digitized by Google

ist damit ein neues Stadium in dem volkswirthschaftlichen Gegensatze bezeichnet, welchem vor kurzem in dieser Zeitschrift eine besondere Abhandlung gewidmet war (vergl. „D. Warte" III. 6: v. Scheel, „Kathedersocialismus und Manchesterthum"). Es sind nicht blos theoretische „Kathedersocialisten", sondern daneben Männer von sehr verschiedenen Lebensstellungen und verschiedenen politischen Richtungen dort zusammengetreten. Das besonders Bemerkenswerthe ist nicht sowohl, daß sie ihrer von der Manchesterschule und den Grundsätzen des „volkswirthschaftlichen Congresses" abweichenden Richtung einen gemeinsamen Ausdruck zu geben suchen, als daß sie den ersten Schritt thun, um ihren Ansichten Eingang im Leben und insbesondere in der Gesetzgebung zu verschaffen. Zu dem Zwecke legen sie den Grund für ein vereintes Wirken. Ihre Berathungen und Schlußfassungen bewegten sich deshalb vorwiegend um specielle praktische Fragen, nicht um ein allgemeines theoretisches Programm.

Todtenschau.

Scheuerlin, Georg, oder **Scheurlin,** wie er sich dem Taufbuche zum Trotz zu schreiben pflegte, † am 9. Juni d. J. Er war am 25. Februar 1802 zu Mainbernheim im bayerischen Regierungsbezirke Unterfranken geboren, hatte also bei seinem Ableben das siebzigste Lebensjahr bereits um mehr als drei Monate überschritten. Nach dem frühen Tode seines Vaters, eines unbemittelten Wundarztes, war es der Mutter nicht möglich, für die Ausbildung des Sohnes große Opfer zu bringen, so daß auch die achtenswerthen Bemühungen des damaligen Rectors Dr. Stellwag um Förderung der bedeutenden Anlagen des Knaben ohne wesentlichen Erfolg bleiben mußten. In Folge dessen mußte Scheurlin höheren Zielen entsagen und sich mit der von Volksschullehrern geforderten Bildung begnügen. Nach einer Reihe von Vorbereitungsjahren war er so glücklich, in der Kreishauptstadt Ansbach eine Lehrerstelle zu erhalten; dort war ihm Gelegenheit gegeben, durch unermüdlichen Fleiß für Mutter und Schwester zu sorgen, sowie für die ihm bald selber anwachsende Familie, indem er seine Kenntnisse in der Musik und im Malen und Zeichnen in den wenigen Mußestunden verwerthete und später auch noch die Redaction des Ansbacher Tageblattes übernahm.

Nachdem er sich schon früh in der Poesie versucht, fanden seine aus dieser Zeit stammenden Versuche in der „Charitas" von 1845 und 1846 Aufnahme, einer Zeitschrift, welche der jetzige Staatsrath v. Daxenberger, ein Münchener, damals unter dem Namen „Karl Fernau" herausgab. Braun und Schneider's nur allzufrüh eingegangene, vom großen Publicum zu wenig gewürdigte „Hauschronik" brachte Scheurlin's reizende Novelle „Fahrten eines Waldhornisten", die dem Besten, was wir in dieser Art besitzen, an die Seite gestellt werden kann. Im Jahre 1851 gab Scheurlin einen Band „Gedichte" heraus, deren Widmung die Königin Maria von Bayern annahm, und sie gaben dazu Anlaß, daß er im nächsten Jahre als zweiter Kanzelist in das k. protestantische Oberconsistorium berufen wurde. Das Jahr 1858 brachte seine neuen Gedichte „Haideblumen", welche nicht ohne Einfluß auf seine Beförderung zum geheimen Secretär im Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten (1864) geblieben zu sein scheinen. Im Jahre 1869 erschien sein „Edwin", eine lyrisch-epische Dichtung, welche er „den Manen des Königs Maximilian II." widmete. Derselben folgte in der neuesten Zeit als erster Band gesammelter Erzählungen „Der Scharfrichter von Rothenburg". — Nachdem Scheurlin noch im Jahre 1871 zum Ministerium des Inneren versetzt wor-

Digitized by Google

den war, trat er am 9. März heurigen Jahres in den definitiven Ruhestand. An seinem siebzigsten Geburtstage wurde er durch ein ehrenvolles Glückwunschschreiben des Secretärs des Königes überrascht, das hervorhob, wie der Monarch bei Gelegenheit dieser Feier sich mit Vergnügen seiner poetischen Leistungen erinnert habe, welche ihm durch den Reiz des Inhaltes und den reinen Wohlklang der Form einen ehrenvollen Platz unter den vaterländischen Dichtern errungen haben. — Scheurlin's letztes Werk, „Die Musikernovellen", wurde in München gerade an dem Tage seines Hinganges als Novität ausgegeben. — Scheurlin war ein ächter Poet voll köstlicher Jugendlichkeit und Frische, die weder der Reif des Lebens, der lange und schwer genug auf dem Dichter lag, noch der Actenstaub der Registratur brechen konnte. Seine Empfindung ist wahr und ungekünstelt, in seiner Freude wie in seiner Trauer spiegelt sich nur Erlebtes ab. Mit dieser inneren Wahrheit verband er eine höchst klangreich-melodische Sprache und seltene Formvollendung.

Tank, Heinrich, ein in früherer Zeit oft genannter Künstler, Marine-Maler, † am 15. Juni in München, nach langer Krankheit. Tank war der Sohn eines Deutschen und einer Dänin. Sein Vater hatte die Stelle eines Buchhalters in Altona inne, starb aber schon in den ersten Lebensjahren seines Sohnes, ihn und die Wittwe in nicht allzugünstigen Vermögensverhältnissen hinterlassend. Als nach der Niederlage Napoleon's und seiner Verbündeten Davoust in Hamburg wüthete und alle Familien, welche außer Stande waren, sich auf sechs Monate hinaus mit Lebensmitteln zu versehen, mitten im strengen Winter des Jahres 1813 aus der Stadt trieb, traf dieses Loos auch Tank's Mutter mit ihrem Kinde. Von den französischen Schergen mit Kolbenstößen und flachen Hieben zu einem Knäuel zusammengetrieben, schob sich die Menge verzweifelnd durch die Thore. Im Gewühle ward der kleine Heinrich von der Seite der Mutter gerissen und ihr zwei Tage später nur durch einen glücklichen Zufall wiedergegeben.

Aus Kopenhagen gebürtig, wandte sich die Frau dorthin, und so ward Heinrich zum Dänen erzogen. Seine Vorliebe für das Meer zog ihn zum Seedienste; er ward Schiffsjunge, aber nur auf kurze Zeit, die Mutter konnte sich nicht an den Gedanken der Trennung und der Gefahren großer Seereisen gewöhnen. Man hatte Anlagen in ihm entdeckt, die Anlaß gaben, ihn zum Tünchner zu bestimmen. Sie entwickelten sich in dem Geschäfte, und einige Jahre später bezog der ehemalige Tünchner lehrjunge die Kunstakademie seiner zweiten Vaterstadt.

Dahin war auch die Kunde von den neuen Kunstschöpfungen in München gedrungen, und Tank machte sich im Winter 1832 auf den Weg dorthin, wo er sich durch Ausführung von Heiligenbildern fortbrachte. München besaß damals keinen Marinemaler, und Tank wendete sich, ohne je eine Studie nach der Natur gemacht zu haben, nur ausgerüstet mit einem trefflichen Gedächtnisse und lebendiger Vorstellungskraft, der Marinemalerei zu, um in wenigen Jahren einer der gesuchtesten Künstler dieses Faches zu sein. Namentlich ernteten seine Wintermarinen und Sturmbilder wohlverdientes Lob.

Seine Glanzperiode waren die letzten dreißiger und ersten vierziger Jahre. Leider besaß Tank bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit nicht Willensstärke genug, um sich auf der Höhe seiner Kunst zu erhalten. In Folge dessen verschlimmerten sich seine pecuniären Verhältnisse zuletzt in so bedenklicher Weise, daß er, krank und einsam, ohne die Unterstützung des Herzoges Maximilian in Bayern und des als Kunstfreund bekannten Privatiers Höchl dem Aeußersten hätte entgegensehen müssen. Nun ruht er, einst einer der schönsten Männer Münchens, seit dem 18. Juni im Familiengrabe Höchl's.

Digitized by Google

Lafontaine.

Von

Adolf Laun.

Der große französische Fabulist nimmt eine eigenthümliche Stellung in der Literatur seines Landes ein. Er ist ein Geistesverwandter Molière's und steht gleich diesem nicht allein unter den perrückentragenden, gezierten Hofdichtern seiner Zeit in voller Originalität da, sondern vertritt auch wie Béranger die volksthümliche Poesie und wie Rabelais die Eigenthümlichkeit des altgallischen Geistes (des esprit gaulois). Er ist, wenn nicht der Schöpfer, so doch der Erneuerer der Fabelpoesie und hat derselben eine Bahn gebrochen, auf der ihm die Deutschen wesentlich als Nachahmer gefolgt sind. Unser Interesse an der Fabelpoesie, die von den romanischen Völkern noch immer cultivirt wird (man denke an Viennet und Lachambaudie in Frankreich, an Jerica und Hartzenbusch in Spanien), ist freilich erloschen, die Romantiker haben sie mit der gesammten didaktischen Poesie in die Rumpelkammer des Veralteten geworfen, und diese Gattung, an der sich schon die Lebensweisheit der Inder, Griechen und Römer erfreute, hat, so scheint's, bei uns nur noch eine pädagogische Bedeutung für Schulkinder. Unsere neueren Dichter, mit Ausnahme des in der Fabel ächt poetisch bleibenden Schweizers Fröhlich, scheinen zu meinen, daß man in ihr kein eigentlicher Dichter sein könne. Der folgende Versuch beabsichtigt, das Gegentheil zu beweisen, und möchte das Andenken an einen ebenso eigenthümlichen Menschen wie Poeten auffrischen, dem die Weltliteratur und besonders auch die deutsche Poesie des achtzehnten Jahrhunderts viel zu danken hat, der einst bei uns in hohem Ansehen stand, und dessen Bild in Deutschland immer mehr verblaßt, wenn auch nicht anzunehmen ist, daß die Animosität gegen Frankreich, die uns jetzt beherrscht, irgendwie dabei im Spiele sei. Wo es sich um wahrhaft bedeutende Dichtergrößen handelt, sind und bleiben wir doch Kosmopoliten. — Da Lafontaine's Persönlichkeit ebenso eigenthümlich war, wie sich sein Lebensgang eigenthümlich gestaltete, und aus beiden erst sein poetischer Charakter sich erklärt, ist es nöthig, wenn auch nur in kurzen Zügen, wie der Raum es gestattet, dieselben zu skizziren.

Jean de Lafontaine wurde am 8. Juli 1621 in Château Thierry geboren, sein Geburtshaus stand vor dem Kriege von 1870 noch unverändert da. Ihm gegenüber auf einem Hügel liegen die Ruinen des Schlosses Bouillon, des zeitweiligen Wohnsitzes seiner Beschützerin, Anna Maria Mancini, der Nichte Mazarin's. Sein Vater war ein königl. Forstmeister, der seinen träumerischen, wenig versprechenden Knaben durch einen Schulmeister unterrichten ließ. Im zwanzigsten Jahr trat er ins Predigerseminar zu Rheims, wo ihm ein besserer Unterricht zu Theil wurde, und sich sein Geschmack an den alten Classikern entwickelte (die griechischen hat er nur durch Uebersetzungen kennen gelernt). Nach Verlauf

Digitized by Google

eines Jahres war er jedoch der Theologie schon überdrüssig und kehrte in seine Heimat zurück, wo er in allerlei Zerstreuungen und Umherstreifereien ein fröhliches Jugendleben führte. Im zweiundzwanzigsten Jahre soll beim Vorlesenhören einer Ode Malherbe's zuerst der Sinn für Poesie und der Trieb zu eigenen Schöpfungen in ihm erwacht sein. Dagegen spricht aber die Thatsache, daß sich eine schon früher von ihm verfaßte poetische Erzählung vorgefunden hat. Wenn er, bestochen von der Eleganz des correcten, nüchternen Odendichters, auch demselben für einige Zeit ein eifriges Studium gewidmet hat, so war dies doch keineswegs im Stande, den Genius eines Lafontaine zu wecken. Zwei Freunde wiesen ihm die rechte Bahn und führten ihn auf das Studium der Alten hin, an das sich die Lectüre des Boccaz, Ariost und Macchiavelli knüpfte; auch las er viel im Rabelais, Marot und d'Urfé, die seinem Geschmack besonders zusagten und sein Talent in sprachlicher Hinsicht befruchtet haben.

Seine Bewunderung der Alten spricht sich häufig in seinen Schriften aus. Er erkennt das Geheimniß

Der Kunst, die keine andere erreicht,
Die sich verbirgt, und die dem Zufall gleicht.

Der einzige Ruhm, den sie uns gelassen, meint er in einer Anmerkung zur fünfzehnten Fabel des ersten Buches, ist der, ihren Spuren zu folgen. — Hätte er aber nur dies gethan, hätte er in der Fabel keine anderen Bahnen eingeschlagen, so wäre er nicht Lafontaine, der größte Fabulist der Weltliteratur geworden.

Im sechsundzwanzigsten Jahre verheiratete er sich oder vielmehr: verheiratete man ihn mit einer Landsmännin, Marie Héricart; sie war hübsch und hatte Geist, entbehrte aber gerade der Eigenschaften, die nöthig gewesen wären, um ihren unpraktischen, sorglos dahinlebenden Mann zu leiten und zu disciplíniren. Während sie, Romane lesend, die Haushaltung versäumte, verfiel er von einer Zerstreuung in die andere, las, dichtete und trieb sich umher. Geldverlegenheit und Schulden waren die Folge. Die Sache wurde nicht besser, als ihm sein Vater, um ihm eine bestimmte Thätigkeit zu verschaffen, sein eigenes Amt überließ. Jean wurde Forstmeister, machte sich aber keine große Sorge um sein Geschäft und verstand so wenig davon, daß er die Terminologie der Försterei erst im Wörterbuche nachschlagen mußte. Seine Hauptthätigkeit wird wohl darin bestanden haben, daß er träumend unter den Bäumen seines Reviers umherspazierte und sich gelegentlich unter einem derselben zum Schlafen niederlegte. Er war nicht blos ein Träumer mit offenen Augen, sondern auch ein gewaltiger Schläfer mit geschlossenen. Dem Gotte des Schlafes hat er manches Loblied geweiht. Er nannte sich selbst ein Kind des Schlafes und der Trägheit und sagt in seiner Psyche: „Ich habe stets geglaubt und glaube noch immer, daß der Schlaf etwas Unüberwindliches ist. Processe, Kummer und Liebe vermögen Nichts dagegen."

In der Grabschrift, die er sich selbst gesetzt, heißt es:

Jean ging, wie er gekommen war,
An Fonds und Renten bloß und bar,
Geld hatte für ihn keinen Werth,
Drum hat er Alles aufgezehrt;
Doch gut vertheilt' er seine Zeit,
Halb war dem Schlummer sie geweiht,
Und halb, er that's um auszuruhn,
War er beschäftigt, Nichts zu thun.

Digitized by Google

Bei alle dem war er doch productiv, wenn auch zuvörderst nur in einer poetischen Sphäre, die seinem erst spät erwachenden Genius nicht entsprach. Er verfaßte im Geschmack der Zeit allerlei Gelegenheitsgedichte, die ihm in der kleinen Stadt großen Ruhm einbrachten, und verstieg sich sogar zur Nachbildung einer Terenzischen Comödie, des „Eunuchen", die er, der künftige Verfasser der „Contes", decenter machte. Das Lustspiel kam nicht auf die Bühne, aber er gab es heraus, und diese mittelmäßige, wenn auch gut versificirte Arbeit machte ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Um diese Zeit führte ihn ein Verwandter bei dem damals noch allmächtigen Oberintendanten Fouquet ein, der ein Freund und Beschützer der Dichter und Schöngeister war. Er fand solchen Geschmack an Lafontaine, daß er ihn gewissermaßen zu seinem Leibpoeten machte und ihm eine Jahresrente von 1000 Francs aussetzte, für die er nichts Anderes zu thun hatte, als vierteljährlich einen Empfangsschein in Versen auszustellen. Als Gast seines Beschützers auf dem prachtvollen Schlosse von Vaux führte der bis dahin einfach gewöhnte Dichter ein buntbewegtes Gesellschaftsleben unter vornehmen Herren und schönen Damen und wohnte prachtvollen Festen und üppigen Gastereien bei. Seine Augen waren geblendet, sein Herz erregt, sein Geist geweckt, er verfaßte daselbst einen Theil jener Gedichte, die, der poésie légère angehörig, dem Geiste der Zeit und dem Geschmack eines Voiture und Sarrassin entsprechend, sich nur durch natürlicheren Fluß und größere Geistesfülle vor den Erzeugnissen dieser Dichter auszeichnen. Sein „Adonis", einige seiner Lustspiele, seine Episteln, Madrigals, Balladen ꝛc. sind hier zum Theil entstanden. War der Aufenthalt in Vaux geeignet, den Sinn für Feinheit und Eleganz in ihm auszubilden, so lag andererseits die Gefahr der Verflachung in dieser weichlich bequemen Lage, in diesen frivolen Verhältnissen doch nahe genug. Zu seinen „Contes" hätte er sich hier inspiriren können, zu seinen Fabeln aber nicht. Zum Glück dauerte dieser Aufenthalt nicht lange. Der plötzliche Sturz des in Ungnade gefallenen Intendanten machte der Herrlichkeit ein Ende. Lafontaine, von dem wirklichen Unrechte desselben nichts ahnend, schrieb seine Verbannung einer Intrigue zu und hat seinem Beschützer eine der schönsten Elegien, die die französische Literatur der Zeit besitzt, „Die Nymphen von Vaux", gewidmet. Er wagte es sogar, auf dieses tiefgefühlte Gedicht, das ein Zeugniß seiner dankbaren Anhänglichkeit war, eine Ode an den König folgen zu lassen, in der diesem stolzen Monarchen Vorstellungen gemacht wurden, wie er sie selten zu hören bekam:

„Das Ausland mag, o Herr, dich fürchten,
Dich lieben will dein Unterthan.
Die Liebe ist der Milde Sohn,
Die Milde ist der Götter Tochter,
Und ohne sie wär' alle Macht'
Nicht mehr, als ein gehässig Wort."

Die Katastrophe führte ihn wieder in seine Heimat zurück, indeß lange hielt er es daselbst nicht aus, er begleitete einen Verwandten, der, in die Angelegenheit Fouquet's verwickelt, demselben nach Limoges folgte, und schrieb über die Reise eine Reihe launiger Briefe nach Haus, die, von seiner scharfen Beobachtung zeugend, in leichtem, elegantem Stile verfaßt und nach Sitte der Zeit mit scherzhaften Versen untermischt waren. Von Limoges zurückgekehrt, theilte er seinen Aufenthalt zwischen Château Thierry und Paris, lebte bald bei seiner Frau und trieb sich bald als freier Junggesell umher. Auf den Beschützer folgte nun eine Beschützerin. Anna Maria Mancini, die Gemahlin des Herzogs von Bouillon, bezog das Schloß seiner Vaterstadt; sie war eine geistreiche, lebenslustige Dame, die Ge-

Digitized by Google

ſchmack an frivoler, witziger Lectüre fand und ihn aufforderte, nach dem Muſter des Boccaz, Arioſt und Machiavell leichtfertige Erzählungen zu ſchreiben. So entſtand die erſte Sammlung ſeiner „Contes“, bei deren Ausarbeitung er ſich zuerſt ſeines außerordentlichen Talentes zu ſchalkhaft naiver Darſtellung bewußt wurde. Doch auch zu etwas Edlerem und Beſſerem erhielt er hier die erſte Anregung. Die Herzogin beſaß eine Menagerie, und in ihr konnte er die Thierſtudien machen, auf denen ſeine ſpätere Fabelpoeſie beruhte. Eine andere vornehme Beſchützerin fand er, deſſen Leben von nun an von den Feenhänden theilnehmender Frauen getragen wurde, in der verwittweten Herzogin von Orleans, die ihm den Titel eines dienſtthuenden Kammerherren verlieh und ſich oft und vertraulich mit ihm unterhielt. Er muß trotz ſeines zerſtreuten, zerfahrenen Weſens, von dem Labruyère und Andere eine haarſträubende Schilderung machen, für gebildete Weiber viel Anziehendes gehabt haben, ſonſt hätten ſie ihn nicht ſo an ſich gezogen und ihn ſein Leben lang wie ein Kind verhätſchelt. Die Erklärung dafür liegt in der reizenden Naivetät ſeines Weſens, die ihm bis zur Todesſtunde treu blieb. Aber auch auf die Männer übte er eine gewinnende Wirkung aus, ſeine Freunde nannten ihn le bonhomme, ein Name, der ihm geblieben iſt. Zu ſeinen Freunden zählten allmählich die bedeutendſten Dichter und Gelehrten, ein Racine, Boileau, St. Evremond, Chaulieu, Chapelle und vor Allen Molière, der ihn raſch erkannte, und mit dem ihn noch heute ein gemeinſames Grab*) auf dem Père La Chaiſe vereinigt. Im Umgange mit ihnen, beſonders mit den claſſiſchen Dichtern, wurde er zu ernſthafteren Studien, die ſich ſogar auf Philoſophie und Literaturgeſchichte erſtreckten, angeregt. Jetzt vertiefte ſich ſein Geiſt, jetzt begann er über künſtleriſche Compoſition nachzudenken und die reichen Erfahrungen, die er in den mannichfachſten Lebenskreiſen gemacht hatte, zu verwerthen, jetzt wurde er für ſeine Fabeldichtung, in der er eine Fülle von Weisheit, Lebensklugheit, Welt- und Menſchenkenntniß niedergelegt hat, und in der überall der Schalk hinter dem naiven Erzähler hervorblickt, reif. Hatte der Umgang mit den Dichtern ſeinen Geiſt bereichert, ſeine Bildung gefördert, ſo vermochte er ihn doch nicht in ſeiner Originalität zu beeinträchtigen, und ſeine berühmten Freunde haben ihn nicht gehindert, ſeinen eigenen Weg zu gehn. In den Zuſammenkünften, die meiſt auf Molière's Landſitz in Auteuil ſtatthatten, mag Lafontaine eine ähnliche Rolle geſpielt haben, wie Oliver Goldſmith in Johnſon's literariſchem Club. Er gebehrdete ſich darin ebenſo zerſtreut, unbefangen und naiv, wie jener, machte ſich gelegentlich lächerlich und wurde doch geliebt und geſchätzt. Eine Anekdote aus dieſem gemüthlichen Zuſammenleben möge genügen. Man ſtritt ſich über die Zuläſſigkeit und Natürlichkeit des ſogenannten Aparté, d. h. des Beiſeiteſprechens der Schauſpieler. Lafontaine leugnete ſie und rief aus: „Wie, das Parterre ſoll hören können, was der daneben ſtehende Schauſpieler nicht hört? Das iſt ja ein Unſinn!“ Während er ſich immer mehr ereiferte, rief Molière zu wiederholten Malen laut aus: „Der Lafontaine iſt doch ein Schurke!“ Dieſer hörte nichts davon und bekam ſo einen Beweis ad hominem von der Richtigkeit des Aparté. Lafontaine hat im Eingange zu ſeinem Romane Pſyche, wo er unter ſymboliſchen Namen die Freunde vorführt, ein anziehendes Bild dieſes geiſtig anregenden Zuſammenlebens entworfen.

Er hatte jetzt das vierzigſte Jahr erreicht, aber klug war er im Schwabenalter nicht

*) Nicht ganz genau. Die beiden großen Dichter ruhen unter zwei benachbarten Sarkophagen, die gleichzeitig mit dem Grabmale Abailard's und Heloïſe's hierher übergeführt worden ſind. Red.

Digitized by Google

geworden, und sollte es auch nicht werden. Zum Glück sorgten Andere für seine materielle Existenz, die jetzt, nachdem er Capital und Zinsen aufgezehrt und seine bisherigen Beschützer durch Tod und Verbannung verloren hatte, bedroht genug war. Es kam ihm aufs neue eine wohlthätige Fee zu Hülfe. Die hochherzige Frau von Sablière nahm ihn in ihr Haus auf, nachdem er sich, wenn auch ohne gerichtliche Scheidung, von seiner Frau getrennt hatte. Sie befreite ihn von aller Sorge für seinen Sohn, indem sie den Präsidenten Harlay veranlaßte, für Erziehung und Fortkommen desselben zu sorgen, sie kam allen Bedürfnissen zuvor und behandelte ihn wie ein Glied ihrer Familie. Die ausgezeichnetste Gesellschaft versammelte sich bei ihr, hochstehende, geistreiche Männer, namhafte Fremde und liebenswürdige Weiber. Hier wie in jenem Freundeskreise verzieh man ihm um seines Geistes und seiner Kindlichkeit willen gern seine Sonderbarkeiten. Seine dankbare Anhänglichkeit an diese ausgezeichnete Frau spricht sich oft in seinen Schriften aus. „Sie hatte", sagt er, „ein liebevolles Herz und verband männlichen Geist mit weiblicher Anmuth; ihre Kunst, zu gefallen, bestand darin, daß sie nicht zu gefallen strebte." — Während der hier in voller Muße und Sorglosigkeit verlebten Jahre hat er seine bedeutendsten Werke und vor Allem seine Fabeln verfaßt. Selbst nachdem sie nach dem Tode ihres Mannes ihr Hotel verlassen und sich wie so viele andere vornehme Damen zur Buße süßer Vergehen als Krankenpflegerin in ein religiöses Hospital begeben hatte, blieb er unter der Obhut und Pflege ihrer Dienerschaft in ihrem Hause. Aber er fühlte sich in den öden Sälen bald einsam und verlassen und ging um so lieber auf den Vorschlag seiner Freunde ein, sich um einen vacant gewordenen Sessel der Akademie zu bewerben. Dagegen erhoben sich aber große Schwierigkeiten. Der König und mit ihm der Hof waren unter dem Einflusse der Maintenon fromm geworden und wollten nichts von einem Dichter wissen, der statt Könige und Fürsten Affen und Hunde zum Gegenstande seiner Darstellungen gemacht hatte und in seinen „Contes" nur allzuwahr die frivolen Sitten der Zeit schilderte, zu denen die Majestät durch ihr Betragen nicht wenig beigetragen hatte. Die Bigoterie that ihr Möglichstes, um Lafontaine's Wahl zu hintertreiben, indem sie auf sein wenig geregeltes Leben und auf den lockeren Ton einiger seiner Schriften hinwies, aber die Akademie war unabhängig genug, ihn doch zu wählen, und König Ludwig, da der von ihm gewünschte Boileau auch gewählt worden war, gab nach längerem Zögern seine Bestätigung, zumal man ihm eine Ballade vorlegen konnte, in der Lafontaine sein Lob gesungen hatte. Der Deputation, die ihm die neue Wahl meldete, sagte er: „Die Wahl Boileau's ist mir sehr angenehm, Sie können jetzt auch meinetwegen den Lafontaine wählen, er hat ja versprochen, artig zu sein." Der Tag der Aufnahme war ein Tag des Triumphes für ihn und seine Freunde, aber der größte und beste von ihnen, Molière, war schon dahin. Er schrieb auf ihn das bekannte Epitaph, in dem Molière als den Plautus und Terenz in sich vereinend dargestellt wird. Als Antrittsrede las er eine Epistel an Madame de Sablière vor, sie klingt wie ein pater peccavi, er nennt sich darin einen Schmetterling, einen losen Vogel, der sich bessern wolle; indeß es geht ein so fein ironischer Ton durch das Ganze, daß man seiner Bekehrung nicht recht traut, und in der That, bald ließ er sich zu neuen „Contes" verleiten. Nach dem Tode seiner edlen Freundin war er wieder einmal vis-à-vis de rien, fand aber gleich ein Unterkommen bei einer Madame d'Hervard. Als sie ihn aufforderte, zu ihm zu ziehen, sagte er ganz naiv: „Ich habe schon daran gedacht!" In dieser, der früheren entsprechenden Umgebung war er neuen Zerstreuungen und Verlockungen trotz seines Alters ausgesetzt und schrieb sogar auf den Wunsch einer sehr verführerischen Dame

Digitized by Google

neue „Contes“. Die Bekehrung, zu der er sich auf Andringen Racine's geneigt hatte, hielt nicht vor. Da überfiel ihn im Jahre 1693 eine schwere Krankheit, und nun, nach Ueberwindung derselben, ging er ernstlich in sich und las auf Anrathen eines Geistlichen das neue Testament, von dem er sagte, es sei ein sehr gutes Buch. Aufgefordert, zur Bethätigung seiner Umwandlung den Armen Almosen zu geben, meinte er, er habe Nichts, er wolle aber gern zu ihrem Besten eine neue Auflage der „Contes“, um derentwillen er büßte, veranstalten. Bei einer Erörterung über die ewigen Höllenstrafen, mit denen die Geistlichen ihm stark zusetzten, rief seine alte Wärterin aus: „Quälen Sie den guten Mann doch nicht so, der liebe Gott wird es ja nicht über sich bringen, ihn zu verdammen.“

Die Umstimmung seines Gemüths war diesmal eine durchgreifende, er dachte jetzt nur noch daran, wie er das Publicum durch erbauliche Gedichte erfreuen könnte. Er begann christliche Hymnen zu schreiben, übersetzte das Dies irae, dies illa, verfaßte eine Legende über die Gefangenschaft des heiligen Malcus und scheint auch den Plan zur Uebersetzung der heiligen Schriften gefaßt zu haben. Daß seine Bekehrung eine ehrlich gemeinte war, daran hat bei der Wahrheit und Offenheit seines Charakters Niemand gezweifelt. „Sterben ist nichts, aber denkst Du auch daran, daß ich vor Gott erscheinen werde? Du weißt ja, wie ich gelebt habe. Ehe Du diese Zeilen empfängst, sind die Pforten der Ewigkeit mir vielleicht schon erschlossen,“ so schrieb er kurz vor seinem Tode an de Maucroix. Er schlief nach einem mehrmonatlichen Schwächezustande sanft und ruhig ein, es war am 13. Februar 1695, im vierundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Racine empfand seinen Verlust aufs tiefste, und der fromme Bischof Fénélon hielt ihm einen Nachruf, in dem er ihm die Unsterblichkeit verheißt und ihn neben Anakreon, Horaz, Terenz und Virgil stellt. Die Anerkennung, die er in seinem Jahrhundert gefunden, ist ihm in dem folgenden treu geblieben, selbst die Romantiker haben seinen Kranz unzerpflückt gelassen, seine Popularität ist trotz einigen kritischen Stimmen, z. B. der Lamartine's, eine allgemeine und unerschütterliche geblieben. Den bonhomme kennt jedes Kind, und wen man mit l'Inimitable meint, weiß Jedermann. Seine Sentenzen sind Sprichwörter, seine Thiergestalten Charaktertypen geworden. Die Revolution verschonte des Dichters Haus, in den Schreckenstagen errettete sein Name die Gräfin de Marsan, seine Urenkelin, vom Schaffot, und Ludwig XVIII. setzte einem seiner Urenkel eine Pension aus. —

In obiger Skizze wurden besonders die eigenthümlichen Seiten seines Lebensganges betont, die zu der Eigenthümlichkeit seiner Natur wunderbar stimmten und der Originalität seines Genius günstig waren. Dieselbe würde erst ganz und voll hervortreten, wenn es hier vergönnt wäre, ein Bild seiner Zeit zu entwerfen. Auf dem Untergrunde der Alles beherrschenden Convenienz in Gesellschaft, Sitte und Literatur tritt seine ungenirte Naivetät und unerschütterliche Natürlichkeit um so schärfer hervor. Es giebt keinen größeren Gegensatz als zwischen diesem Naturkinde und den gezierten Herren und Damen, mit denen er verkehrte. Das Merkwürdigste ist dabei, daß er, ohne seine Individualität zu opfern, nicht allein überall geduldet wurde, sondern daß man ihn auf den Händen trug und eine Fürsorge für ihn hatte, wie sie kaum je einem anderen Dichter zu Theil geworden ist. Man sah ihn an wie ein hülfsbedürftiges Kind, und er war unbefangen, oder auch klug genug, sich diese Rolle, in der er am weitesten kam, gefallen zu lassen. Der Reiz einer ungebrochenen Individualität hat sich nie so mächtig bewiesen, wie bei ihm. Der Abbé Bergier hatte ganz Recht, wenn er von ihm sagte: „Sein ganzes Leben ist ein Gewebe von Irrfahrten, aber von sehr gescheiten Irrfahrten. Er steht des Morgens auf,

Digitized by Google

ohne zu wissen, was er thun will. Die Sorge um seine Familie oder um sein Vermögen stört niemals seinen Schlummer, er spaziert umher, kommt und geht ohne Plan und Absicht und legt sich Abends ins Bett, ohne zu wissen, was er den Tag über getrieben hat." Wären nicht Andere für ihn eingetreten, sein Lebenskahn wäre sicher gescheitert, und er wäre nie am Tempel des Ruhmes gelandet. Eine Menge Anekdoten, die, ob wahr oder nicht, schon deshalb, weil sie über ihn erzählt wurden, bezeichnend für ihn sind, illustriren seine Zerstreutheiten und Sonderbarkeiten. Er hatte oft seine Strümpfe verkehrt angezogen, er las in einem Wirthshaus in Erwartung der Postkutsche im Titus Livius und merkte gar nicht, daß sie gekommen und wieder fortgefahren war. Den Abbé Boileau fragte er bei einer Unterhaltung über den heiligen Augustin: „Glauben Sie, daß er eben so viel Geist gehabt hat, wie Rabelais?" Die Herzogin von Bouillon fand ihn eines Morgens auf dem Wege nach Versailles in tiefes Nachdenken versunken unter einem Baume, und fand ihn Abends bei ihrer Heimkehr noch in derselben Stellung wieder, obgleich es stark regnete. Die bekannte Anekdote, er habe in einer Gesellschaft einen hübschen jungen Mann gefunden, habe ihn wegen seiner Liebenswürdigkeit gelobt und sei sehr erstaunt gewesen, als man ihm gesagt habe, es sei sein Sohn, gehört nach dem Urtheile mancher Kritiker ins Reich der Erfindungen. Thatsache aber ist, daß ihm, der selber ein großes Kind war, der Umgang mit Kindern unerträglich war. Er nannte sie in einer seiner Fabeln eine erbarmungslose Brut. Der bei den Kindern in Frankreich so beliebte Lafontaine ein Kinderfeind! auch dies gehört zu den Sonderbarkeiten seines Wesens.

Wendet man sich mit Bedauern von seinen Schwächen und der Leichtfertigkeit seiner Lebensauffassung, die aber mehr in seinen Schriften als in seinem Verhalten hervortrat (gegen die Frauen war er in der Unterhaltung stets zart und rücksichtsvoll), und an der der Geist der Zeit einen bedeutenden Antheil hatte, so blickt man doch mit innigem Wohlgefallen auf seine sonstigen vortrefflichen Gemüthseigenschaften. Harmlos und unbefangen, ohne Neid und Eifersucht, treu, dankbar und muthig in der Freundschaft, milde und nachsichtig gegen seine Nebenmenschen, hat er nie gehaßt und ist nie gehaßt worden. Sein Freund Maucroix, der ihn seit fünfzig Jahren genau kannte, sagte von ihm: „Möge Gott ihn erbarmungsvoll in seine heilige Ruhe aufnehmen, er war die ehrlichste Seele, die mir je vorgekommen. Nie war Verstellung bei ihm. Ich glaube nicht, daß er je in seinem Leben gelogen hat." Sein Aeußeres, von dem Mignard's schönes Porträt in der Galerie von Versailles ein anschauliches Bild giebt, entsprach seinem Inneren. Er war von schöner Gestalt, hielt sich aber aus Indolenz nur selten gerade, die Züge seines breiten, kräftigen Gesichtes waren scharf ausgeprägt und bedeutend, die Augen, groß und glänzend, verkündeten, wenn auch oft halb geschlossen, im plötzlichen Aufblitz die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Wärme seiner Empfindungen, den schöngeschnittenen Mund umschwebte ein zugleich gutmüthiges und schalkhaftes Lächeln. —

Nur solchen Ausländern, die ganz in den Geist der französischen Nation und ihrer Sprache eingedrungen sind, ist es verständlich, wie Lafontaine bei den Franzosen nicht allein für einen ihrer größten Dichter, sondern auch für einen solchen gilt, der sich den größten Dichtern aller Zeiten und Länder, ja sogar dem Homer an die Seite stellt. Sie räumen zwar ein, daß sein Genre klein sei, aber sie behaupten, er habe es unendlich erweitert nnd sei in ihm zugleich Dramatiker, Epiker und Lyriker, er habe zwar nur überkommene Stoffe behandelt, habe ihnen aber einen neuen Geist eingehaucht und ihnen ein

Digitized by Google

neues Gewand gegeben. Die Hauptsache sei nicht das Was, sondern das Wie. Es ist nicht nöthig, diese Einseitigkeit in der Beurtheilung Lafontaine's, welche aus der überwiegenden Wichtigkeit hervorgeht, die die Franzosen von jeher auf Form, Darstellung und Einkleidung gelegt haben, zu bekämpfen. Würde von den größten Dichtergenien nicht mehr verlangt, und wäre die Gattung, in der sie sich auszeichnen, gar nicht in Anschlag zu bringen, so gebührte dem Lafontaine allerdings ein Platz unter ihnen. Man braucht aber nur seine anderweitigen Schöpfungen sich anzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß sein Talent eben über die Erzählung und Fabel, wie viel er auch aus letzteren zu machen gewußt hat, nicht hinausreicht. —

Lessing in seiner Fabeltheorie, die er praktisch durch seine Prosafabeln illustrirt hat, hat in der Fabel nur die didaktische Seite im Auge, sie soll nach dem Muster des Aesop kurz, einfach und bündig sein, eine allgemeine Wahrheit oder eine Lehre der Erfahrung und Lebensweisheit enthalten und ohne Schmuck und Umschweif zur Anschauung bringen, je kürzer und trockener, desto besser. Bei ihm ist Alles vom Verstande für den Verstand gemacht, aber wo bleibt dabei die Poesie?*) Lafontaine, weshalb ihn Lessing tadelt, verfolgt ein ganz entgegengesetztes Princip, ihm ist die Fabel eine umfassende Comödie mit hundert verschiedenen Acten, deren Schauplatz das Universum ist. Die nackte Moral langweilt, durch die Erzählung wird sie erst eindringlich. Das ist seine Ansicht von der Fabel. Er hat es verstanden, im kleinen Rahmen des Apologes ein Bild des Lebens und seiner Zeit zu entwerfen, und zwar in so umfassender Weise, wie kein anderer Dichter seines Jahrhunderts. Die Anschauungen und Sitten derselben spiegeln sich darin, alle Stände der französischen Gesellschaft: der König, der Hof, der Adel, der Bürger-, Bauer- und Handwerkerstand sind nach ihren Eigenthümlichkeiten darin vertreten, und manches Streiflicht fällt dabei auf die die Zeit bewegenden socialen, politischen und wissenschaftlichen Fragen.

Was Molière auf seiner Menschenbühne schildert, schildert Lafontaine auf seiner

---

*) Eben da, wo sie bei dem kürzesten, schneidigsten und treffendsten, und eben darum vortrefflichsten Epigramme bleibt. Daß es die nüchterne Verständigkeit allein nicht thut, hat Lessing hinreichend nachdrücklich betont und durch deutliche Beispiele erläutert. Lessing's Theorie der Fabel ist eben so richtig, wie seine theoretischen Aufhellungen anderer Dichtungsgattungen. Sie entwickelt schroff und ausschließlich das Ideal der Gattung, die vollendetste Form und diejenige Richtung, in deren Verfolg die Gefahr der Verirrung und der Zerfahrenheit am weitesten außer dem Wege liegt. In dieser strengen Ausschließlichkeit liegt durchgehend bei Lessing ein Mangel vom absoluten ästhetischen und literarisch-historisch-kritischen Standpunkte; aber in eben derselben liegt die relative Bedeutung der gesammten ästhetischen Kritik Lessing's und die Gewähr seiner durchschlagenden Wirkung. In einer Zeit der vollständigsten Verwilderung auf allen dichterischen, ja — man darf sagen — künstlerischen Gebieten kam es nicht sowohl darauf an, die äußersten Gränzen des Erlaubten für das etwaige ganz specifische Talent aufzufinden und zwar sie möglichst weit hinauszurücken, sondern das unzweifelhaft Wesentliche und Richtige gereinigt von allen an sich vielleicht recht gefälligen Auswüchsen und Ansätzen als unantastbare Norm hinzustellen, an welcher messend man alle Afterkunst beliebiger Nachtreter ohne vieles Federlesen gänzlich abthun konnte, und durch welche die Production von den verschlungenen und oft rückwärts und vorwärts ausgangslosen Seitenwegen der Poesie auf die große und sicheren Fortschritt verbürgende Hauptbahn zurück gerufen, ja gedrängt wurde. Was er in dieser Hinsicht gethan, war nicht nur für seine Zeit das Ersprießlichste und Nothwendigste, nicht allein das in Wirklichkeit Segensvollste und Erfolgreichste, sondern es ist als Grundlegung für Aesthetik und Kritik in alle Ewigkeit unumstößlich und unanfechtbar.

Red.

Digitized by Google

Thierbühne, und er ist als Charakter- und Sittenzeichner ein St. Simon und Labruyère unter poetischer Verhüllung in die Gestalten der Thierwelt. Dadurch hat er die Schranken der nahe an die Prosa streifenden Gattung durchbrochen und etwas ganz Neues, nicht Dagewesenes geschaffen. Der Zweck des Belehrens steht ihm nur in zweiter Reihe, er will, was in ihm lebt, was er denkt und fühlt, was er in der Natur und Menschenwelt sah und erfuhr, schildern und erzählen, der Reiz des Fabulirens, wie er es nennt, hält ihn gefangen, ihm muß er folgen; stimmen Lehrsatz und Erzählung, Gedanke und Einkleidung ganz zusammen, desto besser, wo nicht, so hat er doch Gelegenheit gehabt, sich über das, was er denkt und fühlt, auszusprechen. Wunderbar ist dabei, wie er bei seiner subjectiven Weise und trotz Allem, was er heranzieht oder nebenbei bemerkt, sich zu concentriren weiß und den Faden der Erzählung nicht verliert. Seine Weise ist so reizend und verführerisch, daß seine Nachfolger geglaubt haben, sie adoptiren zu müssen, sie sind aber dabei nur allzu oft in eine salzlose Breite und Geschwätzigkeit verfallen. Die Lafontaine'sche Methode steht und fällt mit ihm, sie setzt wenigstens eine nah verwandte Individualität voraus, aber wo findet sich eine solche? Florian und die anderen französischen Fabulisten wollten es ihm nachmachen, aber es blieb beim: *Wie er sich räuspert und wie er spuckt.* Auch unsere deutschen Fabeldichter, ein Hagedorn, Gleim, Lichtwer, Willamow, Gellert, Pfeffel und wie sie Alle heißen, nahmen ihn sich gern zum Muster, aber wie selten haben sie ihn erreicht! Von der naiven Frische und Lebendigkeit seiner Alles individualisirenden Darstellung, von der Volksthümlichkeit seines Tones, der durch eine Fülle archaistischer und idiomatischer Ausdrücke und Wendungen einen besonderen Reiz erhält, ist wenig bei ihnen zu finden. Wie sind sie oft steif, hölzern und pedantisch, wo er sich in ungenirter, aber doch eleganter Nachlässigkeit bequem gehen läßt, wie sind sie breit und geschwätzig, wo er mit einer kurzen, meist humoristischen Wendung in der seine ganze Subjectivität zu Tage kommt, sich, um gleich wieder einzubiegen, eine Abschweifung erlaubt. Man vergleiche nur Hagedorn's *Lustigen Seifensieder*, Gleim's *Milchfrau* und andere Nachahmungen mit den Originalen, um des Unterschiedes inne zu werden. Ich theile am Schlusse dieses Aufsatzes einige der bekanntesten Fabeln in einem Uebersetzungsversuche mit, in dem ich dahin gestrebt habe, bei möglichst treuem Anschluß an das Original den charakteristischen Ton desselben wiederzugeben. *Johann der muntere Seifensieder* wird dabei wieder zum armen Flickschuster, denn im Texte steht savetier (und nicht savonnier), was viel passender ist. Hagedorn, der recht gut französisch verstand, hat wohl nur dem Reime zu Liebe die unglückliche Metamorphose vorgenommen.

Das, wodurch es dem Lafontaine gelang, indem er die Bahn des Phädrus verließ, dem er Anfangs noch gefolgt war, etwas Neues, Originales zu schaffen, besteht besonders im Folgenden: Er nimmt aus den orientalischen Fabeln des Pilpay, die ihm in der Uebersetzung bekannt wurden, aus denen des classischen Alterthums und einigen französischen Fabulisten des sechszehnten Jahrhunderts den Stoff, behandelt ihn im Hinblick auf seine Zeit, indem er die Thiere, Pflanzen und Dinge zu Individuen seines Jahrhunderts vermenschlicht, mischt seine eigene Weltanschauung und Lebenserfahrung unter gelegentlichen satirischen Anspielungen hinein und componirt so ein Gedicht, dessen disparate Elemente sich zu einem originellen, aber doch harmonischen Ganzen verschmelzen. In ihren Grundzügen werden dabei die hergebrachten Typen der Pflanzen- und Thierwelt innegehalten, wenn er bei der Vermenschlichung auch in vielen Punkten darüber hinausgeht. — Lafon-

Digitized by Google

taine war ein Freund der Natur, die er in seinen einsamen, träumerischen Wanderungen mit dem Auge des Dichters — wenn auch nicht des Forschers, der sich keine physikalischen Unrichtigkeiten (er hat sie zu Hunderten) erlauben darf — betrachtet. Auch dadurch zeichnet er sich vor allen Zeitgenossen aus, die nur die Stadt und den Hof kannten und denen Garten und Hain höchstens zum Gesellschaftssalon wurde. Doch faßte er die Natur und ihre Gestalten meist ganz realistisch auf, von der Sentimentalität, mit der ein Rousseau, Chateaubriand, Lamartine und George Sand sich ihr hingeben, ist wenig bei ihm zu finden. Er lauscht nicht ahnungsvoll ihren geheimen Stimmen, er beobachtet sie und malt sie mit dem Pinsel eines Teniers und Wouvermans, mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die dadurch nichts verliert, daß die Züge kurz und knapp sind. Ein kleiner Satz, ein malendes Beiwort, sogar ein bezeichnender Name (maître corbeau, chattemite, Martin bâton) genügen ihm zur Charakteristik.

So treu, wie er die Natur gesehen, malt er sie auch, in einer Sprache, die im schärfsten Gegensatze zu der gezierten, feierlichen Ausdrucksweise seiner Zeit steht. Von Rhetorik, obgleich auch er mitunter erhaben, elegisch und gefühlvoll sich auszudrücken weiß (man denke an den Sturmwind, Die pestkranken Thiere, Die zwei Tauben u. s. w.), hält er sich immer fern, die Phrase als solche kommt nie bei ihm zum Vorschein. Dabei aber ist seine sprachliche Darstellung reicher und mannichfaltiger wie die aller anderen Dichter des großen Jahrhunderts, sein Instrument ist unendlich reich besaitet, es enthält alle Töne, vom lustigsten bis zum ernstesten, vom weichsten bis zum stärksten. Was die Romantiker in Bereicherung und Versinnlichung der poetischen Sprache erstrebten, ist bei ihm schon vorgebildet, den steifen Alexandriner wendet er nur selten an, er ergeht sich in den bewegtesten Rhythmen und Reimverschlingungen, sein Vers sprudelt aus lebendiger Quelle und fließt klar und heiter dahin. Die Tonmalerei desselben wird von uns Ausländern selten ganz empfunden, sie ist aber ebenso groß, wenn auch weniger beabsichtigt als bei Victor Hugo:

Six fortschevaux tiraient un coche,
L'attelage suait, soufflait, était rendu!

Die rhythmische Malerei kommt ihr gleich z. B. im Sturmwind, in den Fröschen, im Waldstrom und Fluß; in welch springenden Versen malt er den Kampf der Mücke mit dem Löwen, und dabei ist Alles so natürlich, als steckte keine Kunst dahinter, und wie schön und wahr sind die gelegentlich von ihm gebrauchten Bilder! Von der Aurora sagt er: Das Haupt auf ihrem Arm, den Arm auf einer Wolke, läßt sie Blumen fallen und verstreut sie nicht. Es gilt dies, wie Chamfort in seinem Eloge bemerkt, zugleich von seiner Poesie. — Welch frisches, stimmungsvolles Landschaftsgemälde giebt er uns in wenig Zügen. Jean Lapin (das Kaninchen) war gegangen, unterm Thau und Thymian der Aurora seine Aufwartung zu machen, und nachdem er am Kraut geknuspert, und hin- und hertrottirend alle seine Wege gemacht hatte, zog er sich wieder in seine unterirdischen Gemächer zurück. —

Lafontaine hat die Thiere, ihr Walten und Weben, ihren Instinct und ihre Natur aufs Schärfste belauscht und läßt sie in seiner Erzählung in der ihnen angemessenen Weise handeln, aber er weiß sie auch ebenso sprechen zu lassen, und macht dadurch seine Fabeln, die sich meist in Dialogen ergehen, zu kleinen Dramen. Beides, ihr Handeln und Reden,

Digitized by Google

ist aber nur so lange ein angemessenes, wie sie sich mit ihren Trieben und Leidenschaften innerhalb des ihnen von der Natur vorgezeichneten Kreises bewegen und ihre Empfindungen und Absichten denen des Menschen entsprechen. Was der Letztere der Kunst und Cultur verdankt, paßt dagegen nicht mehr in die Fabelwelt hinein, und an dieser Klippe ist Lafontaine häufiger gescheitert, als die anderen Fabulisten, gerade weil er seinen Gesichtskreis über Alles ausdehnt und aus der Fabel eine Weltcomödie macht. Dies Durchbrechen der Gattungsschranken hat Boileau ihm nicht verziehen, und er erwähnt daher seiner auch nicht in der Art poétique. Unsere Romantiker, denen der ganze regelrechte Parnaß ein Gräuel war, hätten ihn wegen seiner phantastischen Extravaganzen: eine ascetische Ratte, ein wallfahrender Fuchs, eine heiliggesprochene Löwin, Dornstrauch, Ente und Fledermaus, die ein Comptoir gründen ꝛc., eigentlich loben müssen, haben es aber nicht gethan. —

Der Dichter ist dabei weit entfernt von der pedantischen Absicht, die Illusion um jeden Preis aufrecht halten zu wollen; das subjective Interesse, das er an seinen Schöpfungen nimmt, mit denen er sich geradezu identificirt, bricht überall durch und macht, daß er ihm mitunter die objective Wahrheit und Richtigkeit seiner Schöpfungen zum Opfer bringt. Er sucht durchaus nicht durch den Contrast, den seine kleine Welt zu der großen, die er sich in ihr spiegeln läßt, bildet, zu reizen, er giebt nicht zu verstehen, das Alles sei nur Spiel und Täuschung, nein, er glaubt selber im Augenblicke des Schaffens an die Wahrheit seiner Gestalten und macht auch Andere daran glauben, deshalb lesen ihn auch die Kinder, denen der durch Reflexion vermittelte künstlerische Genuß entgeht, so gern. —

Daß er bei der großen Zahl seiner Fabeln nicht immer gleich glücklich ist, darf nicht Wunder nehmen, am häufigsten besteht seine Schwäche darin, daß das fabula docet nicht immer in voller Klarheit und mit innerer Nothwendigkeit aus seiner Erzählung hervorgeht, oft sogar liegen ihm zwei moralische Gesichtspunkte zu Grunde. Dies fabula docet, das häufig schon am Eingange steht, enthält wie die Moral fast aller Fabeln selten Lehren höherer Weisheit, sondern meist nur Vorschriften der Lebensklugheit, es ist ein Correlat des Sprichwortes, das oft durch die Fabel in Scene gesetzt wird. Lafontaine nimmt seine Lehrsätze nicht aus der Religion, der Ethik und speculativen Philosophie, sie sind das Resultat seiner Beobachtung und Lebenserfahrung, er ist in ihnen mehr Realist und Utilitarier als Idealist, und versteigt sich nur selten, höchstens in den späteren Büchern der Sammlung in metaphysische Fragen und Probleme. Ueberblickt man das der Sammlung vorgesetzte Register der in ihr behandelten sujets moraux, so tritt Einem eine große Mannichfaltigkeit entgegen, es bleibt aber doch Alles im Gebiete der praktischen Moral und der empirischen Psychologie. Der Dichter nimmt die Welt, wie sie nun einmal ist, er freut sich an dem, was sie Gutes und Schönes hat, er lacht über die Thorheit, die er in ihr findet, und grämt sich nicht mehr als nöthig über ihre Schlechtigkeit, seine Satire ist die des Horaz, nicht die des Juvenal, vom Pessimismus seines Zeitgenossen Larochefoucauld hat er keine Ader, aber daß er ein entschiedener Optimist sei, läßt sich auch nicht behaupten, dazu ist er bei aller Naivetät und Bonhommie doch zu scharfsichtig und malitiös. Man hat ihm eine gewisse moralische Indifferenz vorgeworfen, da er sich in seinen Forderungen und Vorschriften auf kein höheres Sittengesetz stützt und keine Ahnung vom kategorischen Imperativ hat. Das heißt aber von einem Lafontaine zu viel verlangen. Schildert er meistens sine studio et ira, und bringt ihn das Schlechte und Böse, das er sehr wohl bis in seine innersten Schlupfwinkel zu verfolgen weiß, nicht in Harnisch, so hat er doch andererseits eine große Empfänglichkeit für alles Edlere in der menschlichen Natur und schildert es

Digitized by Google

mit Wärme. Der Freundschaft, Menschenliebe und Mildthätigkeit singt er manch schönes Lob, auch für Völkerrecht und Freiheit tritt er ein und lehnt sich gegen Tyrannei und Willkürherrschaft auf, wenn er andererseits auch zu harmlos ist, um an politischen Kämpfen theilzunehmen, und zu klar sehend, um der Demokratie nicht ihre Irrthümer vorzuwerfen.

Sich selbst erkennen ist die erste Pflicht,
Die Gott den Sterblichen hat auferlegt.
Erkanntet Ihr Euch je im Lauf der Welt?
Ihr könnt es nur in stiller Einsamkeit.
Nicht anderswo wird Euch dies Gut zu Theil — — —
Dies sei die letzte Lehre meiner Werke,
Sie möge nützen kommenden Jahrhunderten.
Ich lege sie den Kön'gen vor und Weisen,
Und womit könnt' ich besser schließen? —

So ernst endigt die Sammlung der lustigen Fabeln, die noch heute die geistvollsten und gelehrtesten Männer Frankreichs, ein St. Marc Girardin und Taine, eines eingehenden Studiums und der gründlichsten Analyse würdig erachten, während sich unsere allumfassenden Literaturbestrebungen kaum mit ihnen beschäftigen, und der originellste und in vielen Punkten genialste Dichter Frankreichs bei uns fast ausschließlich auf die Schulbank verbannt ist und zum Auswendiglernen für Kinder gebraucht wird.

In obiger Skizze der Lafontaine'schen Fabeldichtung habe ich geglaubt den Hauptaccent auf die weniger bekannten Seiten derselben legen zu müssen; ich wünschte zu zeigen, daß der französische Fabulist nicht blos wie so viele Fabulisten vor und nach ihm ein Mann von Verstand, Geist und Witz, sondern daß er im vollsten Sinne des Wortes ein Dichter ist. Dichter ist er auch in seinen „Contes". Alle an den Fabeln gerühmten formalen Vorzüge besitzen auch sie, die vielleicht einen noch größeren, wenn auch geheimen Leserkreis gefunden haben. Selten wohl ist so viel Geist, Witz, Talent und Kunst an niedrige Stoffe verschwendet worden, die der ihnen zu Theil gewordenen Behandlung für das heutige und speciell für unser deutsches Gefühl nicht werth sind. Der ästhetischen Kritik fehlt es freilich nicht an Vertheidigungsgründen, sie verlangt, man solle die Lüsternheit und Lascivität des auf den damaligen Sitten und Anschauungen beruhenden Inhaltes über dem wunderbar naiven Reiz der Darstellung vergessen und im Auge behalten, daß der Dichter mit seinen drastisch-komischen Gemälden satirische Zwecke verfolgt, doch man braucht kein Rigorist zu sein, um sie gleich Anfangs verwerflich und bald auch langweilig zu finden. In ihnen hat Lafontaine, dem es an gleichberechtigten, ihm zum Theil überlegenen Vorgängern in Italien und ebenso an Nachfolgern in Frankreich nicht fehlte, keine neue Bahn gebrochen und nicht Epoche gemacht, wie in der Fabelpoesie. Noch weniger hat er dies in seinen anderweitigen Poesien, in seinem „Adonis", seinen Dramen, Idyllen, Episteln, Balladen, Madrigals u. s. w. gethan. Selbst sein längerer Roman „Psyche", den er nach dem Apulejus in poetischer Prosa schrieb, wird trotz mancher hübschen Beschreibungen und eleganter eingewobener Verse für den heutigen Leser bald langweilig. Alle diese Schöpfungen, wenn sie auch in manchen Punkten über die der Zeitgenossen hervorragen, gehören nur noch der Literaturgeschichte an, aber seine Fabeln leben und werden ewig leben, so lange es eine französische Sprache giebt.

Digitized by Google

Die Eichel und der Kürbis. (B. IX, Fab. IV.)

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Euch dieses zu beweisen,
Brauch' ich nicht durch die Welt zu reisen,
Ein Kürbis führt Euch auf die Bahn. —
„Ein dicker Kürbis hängt am Stiel so fein!
Das, meint ein Bauer, muß ein Irrthum sein,
Woran hat denn der liebe Gott gedacht,
Warum hat er den Kürbis an den Stiel gebracht?
An jenen Eichen, die dort stehn,
Würd' ich ihn lieber hängen sehn.
Die würden ihn nicht fallen lassen,
Die Frucht muß doch zum Baume passen.
Wie schade Hans, daß er dich nicht
Um Rath gefragt, von dem der Pfarrer spricht,
Kein Zweifel, daß dann Vieles besser wär',
Die Eicheln dort, die kleinen Dinger,
Nicht größer als mein kleiner Finger,
Gehörten eigentlich hierher.
Je mehr ich sinne wird mir klar,
Daß Gott in großem Irrthum war." —
Geblendet von der eig'nen Weisheit Licht
Meint Hans: „Mit so viel Geist, da schläft man nicht!"
Und legt zum Schlafen seine Glieder
Im Schatten jener Eichen nieder,
Da fällt ihm eine Eichel, zart und klein,
Gerade auf sein Nasenbein
Und macht ihm arge Qual und Pein.
Erschreckt greift seine Hand dahin,
Und fühlt, daß sie noch hängt im Bart am Kinn.
„Ho ho! so ruft er, das ist Blut!" —
Nun ist's vorbei mit seinem Uebermuth.
„Wie, denkt er, wenn mit seiner ganzen Schwere
Die Eichel hier ein Kürbis wäre? —
Gott wollt' es nicht und hatte seinen Grund,
Jetzt wird mir Gottes Weisheit kund."
Nach dem er solches eingesehn,
Sah man ihn still nach Hause gehn. —

Die Milchfrau und der Milchtopf. (B. VII, Fab. V.)

Den Milchtopf auf dem Kopf nach Landes Sitte
Ging hochgeschürzt mit raschem Schritte
In simplem Rock und plattem Schuh
Perette lustig einem Städtchen zu.
Sie überschlug im Gehen hin und her,
Was mit der Milch wohl zu gewinnen wär'.
„Gering wird der Ertrag nicht sein,
Leicht kauf' ich damit hundert Eier ein,
Die brütet meine Henne aus,
Und wie viel Küchlein bringt mir das ins Haus!
Der Fuchs, das laßt nur meine Sorge sein,
Der stiehlt mir keins davon heraus.

Digitized by Google

Sind sie erst groß, kauf' ich dafür ein Schwein,
Und da ich's ziemlich fett genommen,
Wird mir die Mast nicht theuer kommen.
Das Schwein verkauf' ich dann um schweres Geld;
Der Preis der Kühe läßt sich billig an,
D'rum seh' ich nicht, warum in aller Welt
Ich eine schöne Kuh mir dann
Und noch ein Kalb dazu nicht kaufen kann?
Was wird das Kalb für Sprünge machen!
Juchhe! und ich, wie werd' ich dabei lachen! —
So denkt Perett' und springt vor Lust empor,
Der Milchtopf fällt vom Kopf, o weh!
Brut, Schwein und Kuh und Kalb ade!
So kams, weil sie das Gleichgewicht verlor. —
Die ganze Seligkeit, die sie ersonnen,
War plötzlich in den Sand geronnen. —
Sie geht nach Haus mit schwerem Schritt
Und theilt das Unglück ihrem Manne mit.
Bei dem kann sie von Glück noch sagen,
Daß ihr's nicht Schläge eingetragen.
Der Spaß wird bald im Dorf bekannt,
Und ist seit dem der Milchtopf zubenannt. —

Wer schwärmt nicht in der Zukunft gold'nen Auen,
Wen sieht man Schlösser in die Luft nicht bauen?
Der Narr, der Weise und die Menschen alle
Sind mit Peretten in demselben Falle.
Wie mancher wird vom süßen Traum bethört,
Wie lauscht er seines Irrthums Schmeicheltönen!
Er meint, daß ihm die ganze Welt gehört,
Und Würd' und Rang und alle Schönen. —
Bin ich allein und weltvergessen,
Dann kann ich mich mit jedem Helden messen,
Den stolzen Sophi stürz' ich von dem Throne,
Man bringt mir Scepter, Diadem und Krone,
Ich sehe rings der Völker bunte Schaar,
Die mich als König huldigend umringt,
Bis mich ein Unglück zur Besinnung bringt, —
Dann ist der Michel wieder, was er war.*)

Die Grille und die Ameise. (B. I, Fab. I.)

Ein lustig Grillchen zirpt' und sang
Den ganzen lieben Sommer lang,
Doch als es plötzlich Winter war,
Fand sich's an Nahrung bloß und bar.
Es blieb ihm nicht das kleinste Stück
Von Wurm- und Fliegenfleisch zurück.
Halb todt vor Hunger lief es hin,
Zur Ameis', seiner Nachbarin,

---

*) Man lese in Max Müller's Essays (1872 dritter Band) den Aufsatz über die Wanderung der Mährchen, in dem hübsch nachgewiesen ist, welche Reise diese aus dem Altindischen stammende Erzählung gemacht hat, bis sie zu Lafontaine gelangte.

Digitized by Google

Und bat sie flehend, ihm zum Leben
Auf Borg ein wenig Korn zu geben,
Nur bis zur nächsten Sommerzeit,
Im Juli sei es gern bereit,
Ihr zu erstatten auf einmal,
Die Zinsen und das Kapital.
Die Ameis' ist zum Leih'n und Borgen,
Wie jeder weiß, nicht sehr bereit,
Sie sprach zum Fräulein ohne Sorgen:
„„Was machtest du in warmer Zeit?““
„Ich sang bei Tage und bei Nacht,
Weils mir und Allen Freude macht.“
„„Du sangst? Welch eine große That!
So tanze jetzt — das ist mein Rath.““

Das Pferd, das sich am Hirsch rächen wollte. (B. IV, Fab. XIII.)

Nicht immer war das Pferd des Menschen Knecht;
So lang er lebte von der Frucht der Eichen,
Sah man der Pferd' und Esel rüstiges Geschlecht
In voller Freiheit durch die Wälder streichen.
Die Fesseln, die es jetzo trägt,
Geschirr und Sattel wurden ihm nicht angelegt,
Auch keine Panzer, keine Schienen,
Die ihm im Krieg zum Schutze dienen,
Es zog nicht Kutsche, Chais' und Wagen
Und brauchte keine Last zu tragen.
Es hatt' ein Pferd in jener Zeit
Mit einem Hirsche einen Streit,
Wer wohl die flinksten Beine hätte,
Das Pferd verlor bei dieser Wette
Und bat den Menschen, doch so gut zu sein,
Und seinen Beistand ihm zu leihn.
Der zäumt's und sattelt's, springt hinauf
Und spornt es zu so raschem Lauf,
Daß er sogleich den Hirsch besiegt,
Und dieser in dem Kampf erliegt.
Das Pferd erkennt des Menschen Güte
Und spricht mit dankbarem Gemüthe:
„Du führtest mich zu Sieg und Glück,
Lebwohl, ich kehr' zum Wald zurück.“
„„Nicht so, mein Pferd, bleib hier,
Viel besser hast du's ja bei mir.
Sieh, schönen Hafer geb' ich dir und Heu
Und bis zum Bauch steigt dir die weiche Spreu.““ —
Wozu hilft uns das üpp'ge Leben,
Wenn wir dafür die Freiheit hingegeben?
Gar bald ward es dem Pferde klar,
Wie thöricht dieser Handel war.
Doch war's zu spät, denn wie ein Kerkerwall
Umschließts von allen Seiten schon der Stall,
Weil es sich zu bescheiden nicht verstanden,
Schleppts bis zum Tode sich mit Sclavenbanden. —

Digitized by Google

Wie wohl uns auch die Rache thut,
Zu theuer zahlt, wer ihr ein Gut,
Das jedem anderen erst Werth verleiht,
Als Opfer seines Stolzes weiht. —

Der Rabe und der Fuchs. (B. I, Fab. II.)

Herr Rabe saß auf einem Ast gehockt,
Im Schnabel einen Käse haltend,
Herr Fuchs, von dem Geräusch herbeigelockt,
Sprach, seine ganze List entfaltend:
„Bon jour, verehrter Herr von Rabe,
Wie schön Sie sind! Wenn des Gesanges Gabe
Nur Ihrer Schönheit halb entspricht,
Dann sind ein Phönix Sie vor Allen,
Die dieser Wald bedeckt mit seinen Zweigen."
Das mußte unsrem Raben schon gefallen.
Er riß, um seine Kunst zu zeigen —
Denn die Verführung war zu groß —
Den Schnabel auf — und ließ die Beute los.
Der Fuchs greift zu und spricht mit schlauer Miene:
„Daß Eurer Hoheit dies zur Lehre diene:
Es lebt der Schmeichler alle Zeit
Auf Kosten dessen, der Gehör ihm leiht.
Die Lehr' ist, denk' ich, einen Käse werth."
Der Rabe, dem's so schlimm gegangen,
Dem Scham und Wuth am Herzen zehrt,
Schwört, nur zu spät, man soll' ihn so nicht wieder fangen.

Die Kuh, die Ziege, das Lamm im Bündniß mit dem Löwen. (B. I, Fab. VI.)

Ein Bündniß mit dem Löwen gingen
Das Lamm, die Kuh und Ziege ein.
Die Beute, die ein jeder würd' erringen,
Sollt' ein Gemeingut für sie Alle sein.
Da fing die Zieg' ein Reh in ihren Schlingen
Und rief die Anderen herbei,
Zu sehn, wie groß ihr Antheil sei,
Und sich die Beute zu beschauen. —
Der Löwe rechnete an seinen Klauen
Und rief: „Vier Theile müssens sein!"
Er schnitt den Rehbock darnach ein
Und sprach: „Der erste Theil ist mein,
Denn der gehört dem Herrn,
Ich weiß, Ihr gebt ihn mir ja gern.
Der zweit', es kann darob kein Zweifel sein,
Gehört mir nach dem Recht, das, wie Ihr wißt,
Das Recht des Stärkern ist.
Da ich der Tapferste in Eurer Mitte,
Kommt mir natürlich zu der dritte,

Digitized by Google

Und wenn von Euch sich einer rührt,
Und nach dem vierten Lust verspürt,
So nehme er mein Wort zum Bürgen,
Ich werde auf der Stelle — ihn erwürgen."

Der Schuster und der Reiche.

Ein Schuster sang vom Morgen bis zur Nacht,
Ihn anzusehn war eine Pracht,
Und oh, wie's hell und lustig klang,
Wenn er so schöne Lieder sang.
Sein Nachbar war ein Börsenmann,
Dem dieses Singen großen Aerger machte,
Weil's ihn um seinen Schlummer brachte.
War morgens er ein wenig eingedämmert,
Dann fängt der Schuster an und singt und hämmert.
Der reiche Mann beklagte schwer,
Daß auf dem Markt gar mancherlei,
Nur nicht der Schlaf zu kaufen sei.
Er rief den Schuster zu sich her
Und sprach: Gregor, ich möcht' Euch fragen,
Wieviel Ihr wohl verdient im Jahr,
Kommt, legt mir Eure Rechnung dar.
„Bald viel, bald wenig ist, was ich verdiene."
Erwidert der mit heitrer Miene,
Ich rechne nicht, wie Ihr, ach nein,
Ich sammle keine Schätze ein
Und bin zufrieden, ist das Jahr vorbei,
Wenn ich von Sorg' und Schulden frei.
Ein jeder Tag bringt mir sein Brod,
Nur Eines ist, was ich beklage,
Sonst hätt' ich eben keine Noth:
Das sind die vielen Feiertage,
Von Jahr zu Jahr wird's damit schlimmer,
Ein Festtag folgt dem andern immer,
Und ob wir auch schon viele Heil'ge haben,
Der Pfarrer weiß stets neue auszugraben."
Der mürr'sche Reiche mußte lachen,
Bei unsres Schusters lust'gem Sinn
Und sprach ganz schlau: „Ich will Euch glücklich machen,
Nehmt diese hundert Thaler hin,
Verwahrt sie, schließt sie sorgsam ein,
Sie können in der Noth Euch nützlich sein."
Gregor bestaunt das viele Geld
Und meint, er sei der reichste Mann der Welt,
Er eilt nach Haus und schließt's im Kasten ein
Doch schließt er seinen Frohsinn mit hinein,
Denn ach, seitdem er das errang,
Was unsre Qual und Angst hienieden,
War's aus mit Schlaf und mit Gesang.
Nicht Ruhe war ihm mehr beschieden,
Mißtraun, Verdacht und Angst und Sorgen
Umlagern ihn vom Abend bis zum Morgen.

Digitized by Google

Sein Auge hält stets ängstlich Wacht,
Und, hört er ein Geräusch bei Nacht,
Das von der Katze hergekommen,
Dann hat sie ihm sein Geld genommen.
Da spricht er zu dem reichen Mann,
Der schläft, seitdem Gregor nicht singen kann:
„Gebt mir den Schlaf zurück und meine Lieder,
Da habt Ihr Eure hundert Thaler wieder!“ —

Die ertrunkene Frau. (B. III, Fab. XVI.)

Ich sage nicht: Dabei ist Nichts verloren;
Wer hier ertrank, ist nur ein Weib.
Nein, nein, zur Freude ward es uns geboren,
Und auch zum Zeitvertreib. —
Was ich hier sage, paßt zu der Geschichte,
Wo ich von einer Frau berichte,
Die durch ein klagenswerthes Loos
Hinabsank in der Wellen Schoß.
Herbei eilt der bestürzte Gatte
Und sucht im Flusse, dessen Beute
Sie ward, den Leichnam, daß er ihn bestatte.
Er trifft dabei auf Leute,
Die sich am Flussesbord ergehn;
Die fragt er, ob sie Nichts gesehn.
„Nein, aber willst du die Gesuchte finden,
Mußt du den Strom hinab dich winden.“
So meint der Eine, doch der Andre spricht:
„So folge doch der falschen Richtung nicht,
Nicht hier, stromaufwärts ist der Platz,
Dort geh' nur hin, dort find'st du deinen Schatz.
Wie stark auch sei der Zug der Wogen,
Der deine Frau stromabwärts reißt,
Viel stärker wird sie noch vom Geist
Des Widerspruchs stromauf gezogen.“ —
Ein arger Spötter war der Mann,
Als wär' es nur das sanftere Geschlecht,
Das nicht vom Widersprechen lassen kann.
Ich finde diese Meinung ungerecht,
Denn so viel ist gewiß, und einerlei,
Ob's Männlein oder Weiblein sei:
Wer, als er ward geboren,
Die Lust zum Widerspruch erkoren,
Der bleibt ihm für sein Leben
Und auch wohl drüber 'naus ergeben. —*)

---

*) Diese weniger bekannte Erzählung, die wie der Milchtopf und der Schuster und der Reiche über das Bereich der Fabel hinausgeht, füge ich hier als Repräsentantin solcher Gedichte hinzu, die bei Lafontaine häufig auf einer witzigen Pointe beruhen. —

Digitized by Google

Die Mittel zur Abhülfe der städtischen Wohnungsnoth,

mit besonderer Beziehung auf Berlin.

Von

Dr. Ernst Bruch.

III. (Schluß.)

Ein weiteres, überaus wichtiges Verkehrsmittel, welches namentlich in Berlin in einer höchst bedauerlichen Weise darniederliegt, sind die Wasserstraßen. Wir haben schon unter den Ursachen der Wohnungsnoth die nachtheiligen Wirkungen dieser Zustände auf die Preise der Baumaterialien dargestellt. Die Abhülfe liegt hier naturgemäß in der Eröffnung neuer Canalstrecken. Von ganz besonderer Wichtigkeit halten wir, abgesehen von den großen projectirten Canalstrecken Berlin-Dresden, Berlin-Rostock und dem Rhein-Weser-Elbecanal, auch einen in weitem Bogen um das Weichbild südlich herumgehenden Canal mit Abladestellen für Baumaterialien, dessen Richtung durch die Natur selbst bestimmt ist. Von Charlottenburg zieht sich nämlich durch das sich nach Schöneberg hin erstreckende sumpfige Terrain ein Entwässerungsgraben, der ziemlich genau die zweckmäßigste Canalrichtung bis zu der großen südlichen Gürtelstraße ergiebt. Dieselbe ist breit genug, um den Canal eine kleine Strecke aufzunehmen, der dann den Landwehrcanal bei seiner südlichen Eckbiegung leicht treffen könnte. Das ganze Stück des Canales von diesem Punkte bis zur Spree bei Charlottenburg und der Louisenstädtische Verbindungscanal wäre hierdurch überflüssig. Freilich würden neue Abänderungen des Bebauungsplanes nothwendig sein, die wir aber um so weniger für nachtheilig erachten können, als gerade hier der Bebauungsplan bereits wiederholt den vollständigsten Umwälzungen unterworfen worden ist. Die jetzt im Bebauungsplane neu vorgesehenen Wasserstraßen sind entschieden ungenügend und zum Theile sehr unzweckmäßig, wie wir in unserer Arbeit: „Berlins bauliche Zukunft und der Bebauungsplan" bewiesen zu haben glauben.

Auf principiell gleichem Standpunkte steht die von Dr. Max Hirsch seinen Gewerkvereinen unterbreitete und vielfach angenommene Resolution, welche vielfach auf dieselben Resultate hinausläuft, wie unsere Untersuchung. Da die Nationalzeitung die Hirsch'sche Resolution — wenig schmeichelhafter-, aber sehr kategorischerweise — als „Unsinn" denuncirt, so wissen auch wir, was uns von jener Seite bevorsteht. Wir sind jedoch in der glücklichen Lage, uns darüber trösten zu können, da wir uns, wie nachgewiesen, der Uebereinstimmung vieler Staatsregierungen, auch zum Theile der unserigen, vieler Communen, auch der Stadtgemeinde Berlin, endlich aber auch vieler verständigen Männer der Theorie und Praxis zu erfreuen haben.

Wie die Bürgerschaft der deutschen Hauptstadt über die von ihr schmerzlich empfundene Wohnungsnoth und die Mittel zu ihrer Hebung allmählich zu denken gelernt hat, zeigt eine vom Bezirksvereine Alt-Kölln, dem bedeutendsten und tonangebendsten Vereine dieser Art, angenommene Resolution, deren Tenor auf Schaffung eines aus Regierungs- und Magistratscommissarien und gewählten, besoldeten Bürgern bestehenden Directoriums gerichtet ist, welchem die öffentlichen Ländereien zur Vererbpachtung und Bebauung sowie

Digitized by Google

eine Anleihe von 12 Millionen Thaler mit communaler Zinsgarantie zur Verfügung gestellt werden sollen. — Gegen diese Forderungen sind die unserigen gewiß sehr bescheiden zu nennen.

Noch weiter geht eine von Mitgliedern der international-demokratischen Partei ausgegangene Resolution, nach welcher die Commune zur allgemeinen Versorgung mit Wohnungen für Jedermann, der Staat zur Beschaffung der hierzu nöthigen Baarmittel durch Ausgabe besonderen Papiergeldes verpflichtet und ein ganz radicales Expropriationsrecht gegen jeden Privatbesitz gefordert wird. Die sogenannte „Volksversammlung", welche darüber beschließen sollte, war aber Dank dem zahlreichen Erscheinen vieler „Bassermann'schen" Gestalten noch radicaler; sie erklärte diese Vorschläge für „reactionär" und empfahl als einziges Mittel zur Abhülfe der Wohnungsnoth den Eintritt in den „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein". Also auch hier: „Laisser faire et laisser aller". Man sieht: „Les extrêmes se touchent."

Zu dem Kampfe gegen die bösen möchten **wir** alle guten Geister unserer Tage aufrufen. Thöricht wäre es, wenn wir in dieser selbstbewußten Zeit die rein egoistische Selbsthülfe nicht als einen unter Umständen sehr guten Geist in erster Reihe verwenden wollten. Ueberhaupt gehört das vielgerühmte Schlagwort „Selbsthülfe oder Staatshülfe" zu jenen überwundenen Phrasen, die sich vor dem prüfenden Blicke völlig verflüchtigen und so gut wie nichts bedeuten. Jede Selbsthülfe setzt doch die Hülfe des Staates in der Ebnung der Wege für jene voraus, und jede Staatshülfe ist nutzlos, wenn derjenige, dem geholfen werden soll, nicht selbst mit Hand ans Werk legt. Ueberhaupt wird jede wirthschaftliche Thätigkeit gleichzeitig durch Selbst- und Staatshülfe beeinflußt. Es kommt nur auf ein Mehr oder Minder an. In der Wohnungsfrage ist es nun, wie gezeigt, von den wirthschaftlich und politisch entgegengesetztesten Parteien anerkannt, daß ohne eine fortgesetzte eingehende Thätigkeit der Behörden ein befriedigendes Resultat nicht erreicht werden kann.

Da die Wohnungsnoth selbst sich in einem Mißverhältnisse zwischen dem Bedürfnisse und seiner Befriedigung, zwischen der Nachfrage und dem Angebote gezeigt hat, so kann sich der Einfluß der öffentlichen Organe sowohl auf eine Verminderung der Nachfrage wie auf eine Vermehrung des Angebotes erstrecken, sie können in beiden Beziehungen sowohl vorhandene Hinderungsgründe gegen die gewünschte gute Entwickelung der Wohnungsfrage beseitigen wie direct Organisationen und Einrichtungen ins Leben rufen, welche einen weiteren günstigen Einfluß auf Gegenwart und Zukunft zu versprechen scheinen.

Wo Selbst- und Staatshülfe gemeinschaftlich zur Bekämpfung eines großen Nothstandes mobil gemacht werden sollen, kann als Dritte im Bunde die Humanität nicht fehlen, welche das edle Band des Gemeinsinnes und der Gemeinnützigkeit um die egoistischen, nach allen Seiten hin divergirenden Privatinteressen schlingt. Geht man noch weiter, so giebt es nur zwei entgegengesetzte Mächte bei dem Aufbaue der menschlichen Gesellschaft, der Egoismus und die Liebe. Der Manchestermann kennt nur den ersteren, auch die Organisationen der Gesellschaft, wie sie sein wissenschaftlicher Antipode, der Socialist, zu träumen pflegt, sind Erzeugnisse desselben Egoismus, nur auf die Gesellschaft als solche angewendet. Die werkthätige Menschenliebe, die Humanität, kann zwar nicht die Grundlage eines Wirthschaftssystemes werden — dafür sind wir eben Menschen; aber sie kann wohl die wirthschaftliche Thätigkeit durchdringen, sie kann dem Besitze und der gesellschaftlichen Stellung Pflichten auferlegen, Ansprüche machen an die Mußestunden des

Digitized by Google

Gebildeten und an die freie Zeit des Beschäftigungslosen, der genug für seine Existenz erworben hat. Von Victor Huber, dem Schöpfer der „gemeinnützigen Baugesellschaften", bis zu Lette, dem verdienstvollen Präsidenten des „Centralvereines für das Wohl der arbeitenden Classen", ist das dürre Gebiet der Wohnungsfrage mit humanen Elementen befruchtet worden. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, bei der Bekämpfung des Uebelstandes den Factor der Humanität überhaupt als schädlich zurückzuweisen. Dies kann uns natürlich nicht abhalten, diesem wirklich guten Geiste, dessen Pflege glücklicherweise unserer Zeit noch nicht ganz verloren gegangen ist, um so nachdrücklicher dieses Gebiet der Bethätigung zu empfehlen. Die Förderung, welche die geistige Muße eines Prinzgemahl Albert und der volle Geldbeutel eines Peabody der Wohnungsfrage in England haben zu Theil werden lassen, sind erhebende, leider bei uns immer weniger befolgte Beispiele.

Die deutsche Wohlthätigkeit unserer Tage errichtet Asyle für Obdachlose, Waisenhäuser, Volksküchen, Kindergärten, concentrirt das zerstreute gemeinnützige Wirken und Schaffen in großen „Vereinen gegen Verarmung". An der Herstellung billiger Wohnungen hat sie leider den Geschmack verloren. Ein verdienter Redner, der auf einem „volkswirthschaftlichen Congresse" der reinen Humanität einen Platz unter den Bekämpfungsmitteln der Wohnungsnoth gewahrt wissen wollte, wurde mitleidig verspottet. So ist es denn kein Wunder, daß die in Berlin bestehenden, auf humaner Grundlage errichteten Institute zur Lösung der Wohnungsfrage, die „Berliner gemeinnützige Baugesellschaft" und die „Alexandra-Stiftung", mit den geringen, in früheren Jahren erreichten Resultaten sich begnügen müssen. Der Quell, aus dem sie entsprungen und gespeist waren, ist versiecht. Die gesammte Arbeiterbevölkerung kann sich nicht darüber beklagen, der eine Theil derselben hat von dem einseitigen Standpunkte der Staatshülfeforderung, der andere von dem gleichfalls outrirten Standpunkte der alleinigen Selbsthülfe allzu vornehm das natürliche, alle Menschen umschlingende Band der Menschenliebe zerrissen. Möge das ferner kein Hinderungsgrund gegen ihre weitere Bethätigung sein. Die Humanität bleibt, auch wenn nicht anerkannt, eine öffentliche Pflicht, wie die Wohnungsnoth eine öffentliche Frage ist.

Es ist interessant zu beobachten, wie auch die eifrigsten Vertheidiger der Selbsthülfe der arbeitenden Classen auf dem Gebiete der Wohnungsreform sich über deren Wirksamkeit keinen Täuschungen hingeben. Sax (in dem bereits citirten Buche) sagt:

„An eine halbwegs umfassende und ins Gewicht fallende initiative Selbstthätigkeit der arbeitenden Classen auf dem Felde, um das es sich hier handelt, ist für die Gegenwart und sicher auch für die nächste Zukunft wohl kaum zu denken, eine solche beruht auf Voraussetzungen, die heute eben nicht vorhanden sind, ja die theilweise erst eine von anderer Seite ausgehende Reform zur Vorbedingung haben."

Derselbe Schriftsteller warnt geradezu vor den gemeinnützigen Baugesellschaften, z. B. mit folgenden Worten:

„Deutschland zeigt uns, in welcher Weise eine Lösung der Frage nicht zu erstreben und zu erwarten sei. Man hat sich hier auf einen ganz unglücklichen Standpunkt gestellt, der unleugbar dem Gelingen eines so schwierigen Werkes präjudicirt. Die Unternehmungen, welche daselbst die Wohnungsreform zum Gegenstande ihrer Wirksamkeit machen, zeigen sämmtlich eine Verquickung geschäftlicher Capitalsanlage und menschen-

Digitized by Google

freundlicher Wohlthätigkeit, die weder dem einen noch dem andern gerecht wird und dadurch eben ihrem Wirken die engsten Gränzen zieht."

oder:

„Man kann die gemeinnützigen Baugesellschaften nicht mit Unrecht eher gemeinschädlich nennen, insofern sie, wie nachgewiesen, das Capital von der Reform eher abschrecken, als für selbe heranzuziehen geeignet sind. Man suche vielmehr die Selbstnützigkeit derartiger Unternehmungen auf alle Weise hervorzukehren und überlasse es ruhig dem Gesetze der Harmonie der Interessen, die höhere Einheit herzustellen." —

Auf die einzelnen Anstellungen, welche gegen bestimmte Paragraphen der Statuten dieser Gesellschaften, vielfach mit Recht, geltend gemacht sind, brauchen wir hier nicht einzugehen. Es handelt sich hier lediglich um das Princip einer Verbindung humaner und wirthschaftlicher Bestrebungen. Und da ist es bemerkenswerth genug, daß Sax anerkennen muß, daß die Arbeiter-Colonie auf dem Steinwärder in Hamburg in außerordentlicher Blüthe steht, trotzdem sie von „einem Vereine von Arbeitern und Handwerkern errichtet worden ist und gleichzeitig von einigen um das Volkswohl verdienten Männern die weitreichendste Leitung und Unterstützung empfangen hat". Die berühmte cité ouvrière in Mühlhausen im Elsaß verdankt, wie Sax genau nachweist, ihr Entstehen „einer Gesellschaft dortiger Fabricanten, welche mit einem Grundcapital von 900,000 Francs, und zwar 300,000 Fr. Actiencapital, einer Staatssubvention von gleichem Betrage und einem Darlehn beim Credit foncier ihre Operationen begann." Man sieht, Humanität, Pflichtgefühl und Staatsinteresse ebneten der Selbsthülfe ihre Wege. Zunächst geschah „Alles für das Volk", damit „etwas durch das Volk" entstehen konnte. Die Versuche Sax', die principielle Gleichgültigkeit der Staatssubvention für das Gedeihen der Mühlhäuser Colonie zu beweisen, müssen als mißglückt erachtet werden. Denn gerade die Errichtung größerer, dem künftigen Bedürfnisse dienender öffentlicher Gebäude und die Anlage und Bepflanzung der Straßen, Canalisirung, Brunnenanlage, deren Kosten hauptsächlich mit den öffentlichen Geldern bestritten wurden, bildeten die nothwendigen Vorbedingungen der Colonieanlage. Wenn bei späteren kleineren Unternehmungen gleicher Art eine anderweitige Unterstützung nicht mehr nöthig war, so waren in Mühlhausen die nothwendigen Erfahrungen gemacht, die man später benutzen konnte.

Ja selbst Schulze-Delitzsch, der hochverdiente Begründer des deutschen Genossenschaftswesens, geht in einem sehr beherzigenswerthen Artikel „Ueber Baugenossenschaften" (in den Blättern für Genossenschaftswesen de 1872) von der — leider nur zu wahr gemachten — Behauptung aus:

„Die Zeit der gemeinnützigen Baugesellschaften, mittelst deren wohldenkende Männer der höheren Stände die Sache mit Opfern mancher Art in die Hand nahmen, ist vorüber. Auch das Eintreten einzelner Großindustriellen, die sowohl aus Humanität, wie im wohlverstandenen eigenen Interesse für die in ihren Etablissements Beschäftigten für Wohnungen sorgen, um so sich einen Stamm tüchtiger Arbeiter zu sichern, vermag nur in sehr beschränkten Kreisen einen Nothstand zu lindern, der solche Dimensionen angenommen hat. So gewaltig wirken die industriellen und politischen Verhältnisse der Neuzeit auf das Wachsthum und die Anhäufung der Bevölkerung in den großen Centren der staatlichen und wirthschaftlichen Bewegung, daß die Aufgabe dadurch den Gränzen, innerhalb deren Humanitätsbestrebungen ihre Anwendung finden, entrückt und auf das wirthschaftliche Feld hinüber gedrängt wird. Nicht der bloße gute Wille günstiger Gestellter darf ferner über

Digitized by Google

diese Lebensfrage zahlreicher Bevölkerungsclassen entscheiden." Unmittelbar darauf heißt es aber weiter: „Es ist eine Angelegenheit der ernstesten Bedeutung für die Gesammtheit, indem die Folgen der schweren Mißstände, die hier obwalten, wenn die Abhülfe nicht bald eintritt, sich nicht auf die zunächst Betroffenen beschränken, sondern wie von einem Herde schädlicher Ansteckung aus unsere gesammten gesellschaftlichen Zustände bedrohen. Aber wenn in diesem Sinne Pflicht und Interesse Allen gebieten, helfend einzugreifen; zunächst und vor Allem sind es die unter dem Wohnungsmangel Leidenden selbst, welche durch die That ihren festen Entschluß kundgeben müssen, die Sache selbstthätig in Angriff zu nehmen."

Daß es mit der baugenossenschaftlichen Selbsthülfe allein nicht gethan ist, giebt Schultze in vollem Umfange zu. Die Mittel, das unbedingt nothwendige große Capital auf dem Wege des reinen Selbstinteresses heranzuziehen, scheinen ihm sogar selbst fraglich. Wenigstens findet sich gegen den Schluß des Artikels folgende in dem Munde des großen Vertheidigers der Selbsthülfe doppelt bemerkenswerthe Stelle:

„Bereits hat denn auch, jenen mehr oder weniger bedenklichen Gestaltungen gegenüber, die Constituirung von Baugenossenschaften nach den angedeuteten Grundsätzen in Berlin und anderswo theils schon begonnen, theils ist sie vorbereitet. Es wird daher nicht fehlen, daß, sobald diese jungen Schöpfungen festen Boden gewinnen, und sich ihre Lebensfähigkeit geltend macht, die großen Capitalgesellschaften ihnen näher treten, wie dies Seitens einer derselben bereits geschehen ist. Und wenn dies nicht geschehen sollte, so giebt es noch eine große Zahl human (also doch! Anm. d. Verf.) denkender Männer in den besitzenden Classen, die man leicht bewegen kann, in solchen Fällen Gelder vorzuschießen, da sie eine mäßige Rente bei ausreichender Sicherheit dem Risico großer Speculationsgewinne vorziehen: ein Standpunkt, der den jetzt sich breit machenden Schwindelgenossenschaften gegenüber mehr und mehr zur Geltung kommen wird. Und nicht blos das Privatcapital, auch die Commune, ja unter Umständen selbst der Staat werden da, wo der Nothstand überwältigend auftritt, das Ihre thun, und bei Beschaffung von Baustellen mindestens die Hände bieten, wie dies von den städtischen Behörden Berlins bereits berichtet wird. Denn sobald unsere Handwerker und Arbeiter durch den Angriff ihrerseits beweisen, daß sie weit entfernt sind, ihre Stütze in der Wohlthätigkeit zu suchen, daß sie vielmehr mit Aufbieten aller Mittel sich durch eigene Kraft zu helfen entschlossen sind, fällt jedes Bedenken gegen eine solche Aufwendung öffentlicher Mittel fort. Das ist nicht Subvention, nicht das demoralisirende Almosen, sondern das Entgegenkommen, welches man der Selbsthülfe der unbemittelten Classen nicht blos Seitens ihrer günstiger gestellten Mitbürger, sondern Seitens der Staatsgemeinschaft überall schuldet, wo sie, wie hier, sich zum Kampf gegen Mißstände zusammenraffen, welche das wirthschaftliche und Culturleben der Nation in deren weitesten Schichten bedrohen. Keine Aufopferung öffentlicher Mittel, kein Verlust wird den Behörden zugemuthet, ein bloßer Vorschuß, dessen terminweise Rückzahlung mit Sicherheit erwartet werden darf, und der nicht blos direct sich angemessen verzinst, sondern indirect, indem er auf die Erhaltung sittlicher Zucht und wirthschaftlicher Leistungsfähigkeit zahlreicher Bevölkerungsklassen hinwirkt, dem Staat, wie der Gemeinde reiche Früchte trägt. Wie große Nothstände in der Landwirthschaft solche Staatsvorschüsse für ganze Provinzen hervorgerufen haben, so sind sie hier eben so gerechtfertigt, wo in der Arbeiterwelt ein Hauptfactor der industriellen Production des Landes in so schreiender Weise gefährdet ist."

Digitized by Google

Diese Argumentation läuft also im Wesentlichen darauf hinaus, daß erst die Arbeiter-Baugenossenschaften den Beweis führen sollen, daß mit „ihrer Hülfe Nichts gethan" ist, ehe die öffentliche Hülfe, deren principielle Berechtigung hier lediglich in Frage kommt, eintreten dürfe. Warum dieser Versuch unbedingt vorher geben solle, ist uns nicht erfindlich. Es würde uns durchaus angemessen scheinen, wenn „human denkende Männer in den besitzenden Classen" ebensowenig erst das Fehlschlagen isolirter Versuche abwarten wollten, wie es der Magistrat von Berlin bei seinem Vorschlage auf Bebauung des Treptower Terrains gethan hat. Der fehlende Gemeinsinn der Besitzenden müßte von vornherein erweckt und zur Bildung humanitairer Vereine für die Zwecke der Wohnungsreform angeregt werden. So ist z. B., wie berichtet wird, in Wien ein „Wohnungs-Reform-Verein" gebildet worden, welcher für den Bau von Familienhäusern wohlfeile Capitalien ansammelt, Verträge abschließt, Bauplätze kauft und parcellirt und alle durch höhere Intelligenz und mäßig verzinstes Capital gewonnenen Vortheile zum Selbstkostenpreise den Wohnungsbedürftigen zur Verfügung stellt.

Auf demselben Boden steht ein bemerkenswerther (im Magazin für die Literatur des Auslands de 1871 erschienener) Artikel: „Der Preis des Lebens in Großstädten", der zur Beseitigung all des großstädtischen Elendes, wie steigende Theuerung, verschwenderischer Luxus oben, wachsende Noth unten, Wohnungsnoth für Alle u. s. w., empfiehlt, daß sich „die vernünftigen, ehrlichen, die mit Geist und Geld versehenen edlen Männer mit ihren Begeisterungs- und Geldkräften zu großen praktischen Unternehmungen vereinigen sollen."

Wie segensreich unter Umständen sachverständige und humane Belehrungen und Warnungen auch auf dem Gebiete der Baugenossenschaften wirken können, zeigt der übrige Inhalt jenes citirten Schultze'schen Artikels; nicht minder: „Ein Wort über Baugenossenschaften" von Dr. F. Schneider (in den Blättern für Genossenschaftswesen de 1871). In diesem letzteren Aufsatze macht sich schon eine eben so gerechtfertigte wie bedauernswerthe Spaltung in den genossenschaftlichen Bestrebungen geltend, indem indirect durch die Anwaltschaft sämmtlicher deutschen Genossenschaften ausdrücklich vor der Annahme der Statuten des „Deutschen Central-Bauvereines" gewarnt werden mußte, weil es dort an einem Aufsichtsrathe fehlt, eine Controle nur zwei bestimmten Personen zusteht, die Geschäftsantheile zu hoch bemessen sind, ausreichende Bestimmungen über Gewinnberechnung fehlen u. s. w. Natürlich fehlt den zumeist Betheiligten die nöthige Urtheilskraft für solche Dinge, namentlich sind die Baugenossenschaften in beständiger Gefahr vor Ausbeutung durch die rein capitalistischen Actiengesellschaften und Unternehmer, auf die sie nun einmal (ohne jene von Schultze-Delitzsch in Aussicht gestellte Staatshülfe) angewiesen sind.

Die speculativen Actienbaugesellschaften selbst, deren wir in den letzten Monaten eine große Zahl haben entstehen sehen, stehen mit Hülfe ihres Geldes und ihrer besoldeten, gewöhnlich der raffinirtesten Geschäftswelt entnommenen Directoren auf so festen Füßen, daß sie freilich sowohl einer Staats- oder Gemeindehülfe wie der Humanität im obigen Sinne entbehren können. Nichts desto weniger ist ihr Gedeihen in vielen Beziehungen auch von einem größeren oder geringeren Entgegenkommen der öffentlichen Organe mit abhängig. Es kann nur empfehlenswerth erscheinen, um eine größere Baulust in denselben hervorzurufen, unter Umständen auch auf gewisse rechtliche Befugnisse nicht allzu großes Gewicht zu legen. Wenn bei hocheleganten Villen-Terrains die communalen Ansprüche möglichst hoch geschraubt sind, so finden wir das natürlicher und eher am Platze, als bei Gesellschaften, die sich speciell den Bau von kleinen und Mittelwohnungen vorgenommen haben.

Digitized by Google

Viele dieser Actiengesellschaften und die meisten Baugenossenschaften leiden an dem schon gerügten Fehler, daß sie unbedingt nur Einzelfamilienhäuser herstellen wollen. Wenn die sociale Bedeutung des Wohnens im eigenen Hause wesentlich auf die dauernde Verbindung einer Familie mit ihrer eigenen Wohnung zurückgeführt werden muß, die Erwerbung eines eigenen Grundstückes aber, wie wir gesehen haben, mindestens für die gegenwärtigen Verhältnisse der Bevölkerung im großen Ganzen unmöglich ist, gewinnt ein anderes, auf genossenschaftlichem Wege dargebotenes Mittel der Verschaffung eigener dauernder Wohnungen ohne Hauserwerb für jede einzelne Familie um so mehr Bedeutung. Da sich nun jene, auf ein „eigenes" Haus gerichteten Reformbestrebungen die Erreichung eines ideellen Zustandes vorgesetzt haben, von dem auch noch nicht die Anfänge der erstrebten Entwickelung vorliegen, diese nur eine „eigene" Wohnung darbietenden Organisationen sich dagegen an das Vorhandene anschließen, kein noch so großes und noch so viele Wohnungen umfassendes Grundstück auszuschließen brauchen, so liegt es nahe, auf welcher Seite eine größere praktische Brauchbarkeit liegt und von welcher Reformbestrebung für die gegenwärtigen Calamitäten segensreichere Resultate zu erwarten sind.

Der Redacteur der „Deutschen Gemeindezeitung", Dr. Stolp, hat schon vor Jahren diesen Weg der Wohnungsreform und der Abhülfe der Wohnungsnoth in Theorie und Praxis vorgezeichnet durch ein von ihm ausgearbeitetes Statut einer „Berliner Wohnungs-Actiengenossenschaft". Dasselbe ist bereits von mehreren in Berlin thätigen Gesellschaften — theilweise mit Erfolg — praktisch benutzt worden.

Wenn wir die gesammten, einzelnen, vorgeschlagenen Maßnahmen unserem geistigen Auge wieder vorführen, so erkennen wir folgende Mittel zur Beseitigung der Wohnungsnoth an:

Gruppirung der Bevölkerung um ihre Arbeitscentren, nicht nach Ständen, Entfernung der großen Fabriken aus dem Inneren der Stadt, entweder durch Verschaffung anderweitiger Vortheile, Prämien ꝛc. oder durch Erhöhung der sanitären oder socialen Ansprüche, oder auch gewaltsam durch Expropriation, Ausdehnung des Principes der Dienstwohnungen für Beamte und Lehrer, sowie der Hospitalisirung aller absolut Arbeitsunfähigen, Erhöhung des Einkommens der Beamten und Lehrer nach den geänderten Zeitverhältnissen, versöhnender Einfluß auf die socialen Streitfragen durch Errichtung von Schiedsgerichten und Einigungsämtern und durch engere Verknüpfung der auf ein Arbeitscentrum angewiesenen Arbeitgeber und -Nehmer, Betonung der socialen Pflichten nach oben und unten, Verbesserung des Unterrichtes, Hebung der Volksbildung, Verhinderung des übermäßigen Anschwellens der großstädtischen Bevölkerung durch polizeiliche Controle des Zuzuges, eventuell Wiedereinführung von Bürgerrechtsgeldern, Decentralisation der Hauptstadt und ihrer Verwaltung, Centralisation der einzelnen Verwaltungszweige in der Hand der Gemeinde, Hergabe öffentlichen Terrains zur Bebauung durch Verkauf oder Verpachtung, besondere Anstrengungen zum Hervorrufen wirklicher neuer Stadttheile mit eigenen Entwickelungspolen, Beförderung von Bau- und Hausgenossenschaften, eventuell durch Vorschüsse, auch von Actien-Baugesellschaften, je nach ihren Zwecken, Reform des Grundcreditwesens durch allgemeinere Zugänglichmachung von Pfandbriefen und Handvesten, gleiche Berücksichtigung des mobilen und immobilen Capitales bei den öffentlichen Creditanstalten, Erleichterung der auf dem Grund und Boden lastenden Steuern durch größere Heranziehung des mobilen Capitales und Gewerbes, allgemeine Ermäßigung der baupolizeilichen Vorschriften, namentlich bei kleineren Gebäuden,

Digitized by Google

insbesondere Erleichterung und Beförderung von Dach- und Mansardenwohnungen in bestehenden Gebäuden, Erlaß einer Baugruppenordnung unter Verbot regelloser Seiten- und Quergebäude, Beseitigung des Bebauungsplanes in seiner jetzigen Gestalt und sofortige Erwerbung des im allgemeinen Verkehrsinteresse als nothwendig erkannten öffentlichen Straßenterrains, verkehrs- und bebauungsfähige Herstellung der öffentlichen Wege, auch wenn sie noch nicht gepflastert sind, unter Umständen theilweiser Erlaß der bei der Bebauung im Einzelnen gestellten öffentlichen Ansprüche, allgemeine Entwässerung durch Canalisation und Bewässerung durch städtische Wasserwerke, Hervorrufung von Engros-industrien zur Herstellung einzelner Bautheile, Erleichterung der Heranschaffung von Baumaterialien durch Canäle und Abladeplätze, Entwickelung des großstädtischen Verkehres durch Pferdebahnen und Local-Dampf- oder Luftdruckbahnen, selbständige Errichtung aller wirklichen, dem gesammten öffentlichen Wohle dienenden „Gemeindeanstalten" durch die Gemeinde, endlich zur leichteren Erreichung all dieser Mittel ein neues Expropriationsgesetz und eine neue Wegeordnung.

Diese Aufgaben können nicht streng nach einzelnen Gruppen zur Ausführung unter die „bewegenden Kräfte" vertheilt werden. In jedem einzelnen Zweige dieser Thätigkeiten können sich das reine Selbstinteresse, Gemeinde-, Staatshülfe und Humanität begegnen und ergänzen. Keine dieser Kräfte kann aber auch, wenn sie es mit der Hebung des Nothstandes ernst meint, eine Unthätigkeit in einer bestimmten Richtung damit entschuldigen, daß das in dieser Beziehung als wirklich brauchbar erkannte Mittel der Abhülfe sich ihrer Competenz entziehe. Auch das Aussprechen berechtigter Wünsche und Forderungen, sowie deren Beförderung an die richtige Adresse ist eine sociale Pflicht, deren bewußte Ausübung von segensreichem Einflusse sein muß.

Thue Jeder das Seine!

Ein französischer Döllinger.

Von

Joseph Schlüter.

Es sind schon einige Monate her, daß der Abbé und Doctor der Theologie E. Michaud dem Pariser Erzbischofe jenen classischen Absagebrief schrieb, in welchem er dem frommen Hochwürdigsten Herren besonders seinen kläglichen Abfall vom alten Glauben und dem eigenen früheren Bekenntnisse nachdrücklichst zu Gemüthe führte. Unbeirrt durch die träge Indolenz der Masse und die charakterlose Feigheit des Clerus hat der unerschrockene Vorkämpfer der französischen Altkatholiken mit überraschender Schärfe des Urtheiles und großer Schlagfertigkeit der Darstellung den gegen die römische Hierarchie aufgenommenen Strauß weiter durchgefochten.

Es erschienen von ihm in rascher Folge die durch Geist und jugendliche Frische glänzenden Streitschriften: „Hanswurst und die Revolution in der römischen Kirche", „Eher den Tod als die Schande! Aufruf an die Altkatholiken Frankreichs" und „Weshalb die römische Kirche nicht mehr die katholische

Digitized by Google

ist". Während die erstgenannte, bereits in zweiter Auflage erschienene Schrift den französischen Bischöfen insgesammt, und zwar jedem in einem scharfen Privatissimum, ähnlich wie dem Pariser, den Text liest, die zweite kostbare Federzeichnungen zur Naturgeschichte der „Neu- oder Juli-Katholiken" liefert, rückt die dritte der römischen Curie und dem ganzen jesuitischen Lug- und Trugsysteme mit schwererem Geschütz auf den Leib. Gestützt auf die unwiderleglichen Zeugnisse der Heiligen Schrift, der Väter und der Wissenschaft, vertritt Michaud gegen die frechen Anmaßungen des Vaticanes und der ihm sclavisch unterwürfigen Cardinäle und Bischöfe das Gewissen des einfachen Priesters, des Christen. Seine Schrift ist ein Muster der Polemik, die mit unerbittlicher Strenge der Beweisführung dem Gegner den „Stoß in's Herz" giebt; zugleich ein Muster französischer Darstellung, die durch Klarheit und Gefälligkeit der Form auch das Ernste und Schwierige dem Sinne der Gebildeten zugänglich und anziehend macht.

Wir glauben dem Interesse unserer Leser zu begegnen, wenn wir die Hauptgedanken dieser gehaltvollen Schrift*) im Folgenden zu eigener Prüfung und Beherzigung vorlegen. Eine treffliche deutsche Uebersetzung derselben ist in Vorbereitung und wird voraussichtlich vor Ablauf dieses Jahres erscheinen.

Der Verfasser geht in einfachster und überzeugendster Weise von „unserem alten Katechismus" aus, d. h. er stellt sich die Frage, inwiefern und ob überhaupt die dort gelehrten Kriterien der wahrhaften Kirche Christi: daß sie einig, heilig, katholisch und apostolisch sei, auf die jetzige römische Kirche Anwendung finden. Die angestellte Untersuchung ergiebt den vollständigen Erweis des Gegentheils: daß die jetzige römische Kirche, „weit entfernt davon, die wahre katholische Lehre zu besitzen, eine wesentlich antikatholische und antichristliche Lehre verkündet, daß sie, trotz aller ihrer Betheuerungen und Ansprüche, der ursprünglichen und wahren katholischen Kirche gleicht wie der Affe dem Menschen. Sie ist durchaus schismatisch und häretisch, man muß also alles Ernstes und öffentlich mit ihr brechen".

Gehen wir mit dem Verfasser in den Beweis des Einzelnen. Er fragt also zunächst: Kann die durch einen Gewaltstreich auf ihre Juli-Katholiken beschränkte römische Kirche die Einheit als charakteristisches Merkmal beanspruchen? Nein, denn sie hat statt der lebendigen, inneren Einheit des Glaubens, der Lehre nur noch die äußere Einheit der Heuchelei und der Furcht. Der Verfasser weist mit einer Reihe von Belegen nach, wie die neuen Gläubigen alle, Bischöfe, Priester und Laien, sich mit allerlei inneren Reservaten um das neue Dogma drehen und winden. Er weist mit Entrüstung darauf hin, wie die Priester im Beichtstuhle, wo sie Altgläubige vor sich zu haben wissen, die neue Lehre geflissentlich ignoriren, um nur das Uebel nicht ärger zu machen und formell absolviren zu können. „Was! Ihr wißt, daß eure Beichtkinder nach eurer falschen Lehre ausgemachte Ketzer sind, und Ihr drückt die Augen zu bei der heimlichen Entwendung euerer Absolution, und das vor Gott, im Richterstuhle der Wahrheit!" — Wie die Priester, so

*) Comment l'église romaine n'est plus l'église catholique, par M. l'abbé Michaud, docteur en théologie. Paris, Sandoz et Fischbacher 1872. 285 S. 8°. — In weiterer Ausführung dieser den besten Kern der Michaud'schen Polemik einschließenden Schrift erschienen von dem rastlos arbeitenden Verfasser neuestens noch drei umfänglichere Monographien, von denen die eine Ideen zu einer Reform der katholischen Kirche vorlegt, die andere sich gegen die falschen Liberalen wendet, und die dritte die langer Hand vorgenommenen systematischen Fälschungen der französischen Katechismen und Seminar-Lehrbücher nachweist.

Digitized by Google

ihre „Gläubigen“: sie gehorchen, aber sie glauben nicht, so sie nur ein wenig über den inneren Widerspruch der Begriffe „Mensch“ und „Unfehlbarkeit“ nachzudenken sich die Mühe geben. „Die Gesinnung der Mehrzahl kennzeichnet vollkommen das bekannte Wort, dessen Originalität seine Roheit entschuldigen läßt: „Als Katholik unterwerfe ich mich, aber hol' mich der Teufel, wenn ich daran glaube.“

Im zweiten Capitel weist Michaud nach, wie es mit der Heiligkeit der gegenwärtigen römischen Kirche gleich schlecht bestellt sei, da in ihr Alles veräußerlicht und verweltlicht worden, und auf das wirkliche Christenthum im Geist und in der Wahrheit nichts mehr ankomme.

„Der römische Katholicismus, wie er durch die Decrete des römischen Afterconciles erklärt worden, ist nichts als der Brahmanismus des Abendlandes. An Stelle der Religion, die doch vor Allem eine Vereinigung der Seele mit Gott sein soll, setzt er die Unterwerfung der Seele oder wenigstens der entsprechenden äußerlichen Handlungen unter die Gewalt des Papstes und seiner Curie. Rom verzeiht Alles, wenn man sich nur seiner Herrschaft unterwirft; gegen das Opfer der Demüthigung, der Erniedrigung ist ihm Alles feil; was es verkündet, ist der Triumph der gröbsten Aeußerlichkeit und pharisäischen Heuchelei gegen den Spiritualismus des Evangeliums. Eine elende Religion fürwahr, welche mit ihren Bannflüchen gegen jedes freie Bewußtsein, mit ihrem schmachvollen Aberglauben, mit ihren Reinigungswassern, mit all diesem traurigen Bettel lächerlicher Fabeln sich als würdige Schwester dem verfallenden Heidenthume zur Seite stellt. Die heutige romanistische Frömmigkeit läuft auf einen Fanatismus hinaus, der mit den Amuletten der Ewigen Stadt und ihrer Filialen getrieben wird, wie es vor Zeiten geschah mit den Statuetten der Diana von Ephesus“.

Der Verfasser weist dann im Besonderen nach, wie die jetzt geltend gewordene jesuitische Moral, „die Pest der Gewissen“, mit ihrer infamen Casuistik, ihrem Probabilismus, ihren geheimen Reservaten alle gesunden christlichen Begriffe meuchlings gemordet habe; wie neben alledem die Prädicirung der römischen Kirche als einer heiligen unmöglich bestehen könne. In gleich schlagender Weise wird dann nachgewiesen, wie wenig die Kriterien der wahren Kirche als einer katholischen und apostolischen auf die jetzige römische Anwendung finden können.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die 13 Capitel des Buches, wie mit den zwei ersten geschehen, näher im Einzelnen durchgehen; auch wäre damit der reiche Inhalt des Buches bei weitem nicht erschöpft, seine lebendige Darstellung nicht entfernt erreicht. Wir können nur sagen: Nimm und lies!

Nur einige besonders schlagende Sätze sei uns noch gestattet hervorzuheben. So züchtigt der Verfasser, S. 38 ff., die Dummheit und Feigheit der Menge, die entweder „nicht weiß, was sie glaubt“ oder „weiß, daß sie nicht glaubt“, aber aus sentimentalen Freundschafts- und Familienrücksichten und um ein „seliges Ende“ sich zurückhält. Und nicht weniger trifft seine Geißel die saubere Herde der infallibilistischen seminarfromm aufgezogenen Priester, welche, statt ernstlich zu studiren, nur noch ultramontane Blätter lesen und mit blödsinnigem Eifer die Orakel des Vaticanes verkünden. Mit diesen und seinem Katechismus (natürlich dem verbesserten neuen) hat der „wahre“ Christ zur Seligkeit genug.

Wir schließen hieran noch einige kernige Aphorismen, deren Beziehung zum Hauptthema: „Los von Rom!“ weitere Worte überflüssig macht.

Digitized by Google

„Die gefährlichsten Feinde der Gesellschaft sind nicht die, welche am hellichten Tage die Freiheit mißbrauchen, sondern die, welche im Dunkeln und Geheimen den Begriff und die Natur der wahren Autorität fälschen. Schlimmer als die rothe Internationale, welche Gott verabscheut, ist die schwarze, die ihn lächerlich macht."

„Ehemals war Nero der Despot, der zum Brande Roms die Leier spielte und seinen Triumph sang; heutzutage ist es der ultramontane König, der sich zum Vicegott proclamiren läßt und über die zerrissenen Seelen und Nationen hinweg, im Chor seiner „Dienstboten", der Cardinäle und Bischöfe, trotzend ausruft: Fiat dogma, pereat mundus!" (S. 43 und 51.)

„Alles niederschlagen, Alles nivelliren, das ist Roms Devise. Die Romanisten sprechen zwar noch von einer Hierarchie; aber im Grunde erkennen sie nur den Chef derselben an. Ihre Kirche, sagen sie, ist gleich einer harmonisch gestimmten Leier; aber in Wahrheit hat diese Leier nur eine Saite und eine Note: den Papst. Wehe den Völkern, die im Schatten des Einheit und Frieden garantirenden Cäsarismus einschlafen: ihr Friede ist nur ein Eintagsfriede, dem schreckliche Stürme folgen. Aber drei Mal Wehe der abendländischen Kirche, wenn sie wirklich zum Nutzen der cäsarischen Einheit des Romanismus abdanken wollte: Tochter eines Cäsar-Pontifex und nicht mehr Christi, würde sie früher oder später das allen Cäsaren beschiedene Loos treffen!" (S. 106 ff.)

„Für die heutige romanistische Menge ist der Bischof ein Mann, der, während seine Untergebenen in Schwarz gehen, Violett trägt, aber er hat nicht das Recht, sich roth zu kleiden wie die Cardinäle, noch gar weiß, wie der heilige Papst. Er ist des Papstes gehorsamster Diener, ein Diener, den der Papst bisweilen, aus Zärtlichkeit oder Stolz, seinen Sohn nennt; als Bischof göttlicher Institution, ist er gleichwohl den Cardinälen unterstellt, die nur von Papstes Gnaden existiren. Roth geht über Violett. Während früher in Rom selbst die Cardinäle hinter den Bischöfen gingen und nach ihnen unterzeichneten, wird heutzutage ein Bischof neben einem einfachen Diakon kaum angesehen, wenn dieser einfache Diakon eben ein Cardinal ist. Nach der Lehre Christi und der Apostel aber gibt es in der Kirche weder Herren noch Diener, weder Väter noch Söhne, sondern allein Freunde und Brüder." (S. 229 f.)

Wie wenig das freilich zu dem jetzigen, in dem unfehlbaren Papste culminirenden hierarchischen Systeme, wie wenig es zu den Lehren Pius IX. und seiner Jesuiten stimmt, wissen wir nur zu wohl.

Jene ursprüngliche, echt demokratische Tendenz des Christenthums gegen den päpstlichen Absolutismus vertheidigen zu wollen, ist ja nach den dem heutigen Clerus anerzogenen durch und durch jesuitischen Principien mehr als Hochverrath. So weit ist es durch die unermüdlichen Machinationen der finsteren Mächte, denen das Mittel gleichgültig, der Zweck Alles ist, mit der edeln, humanen Lehre des Christenthums gekommen! Nach einer systematischen Fälschung aller wesentlichen Lehren desselben (was Michaud im Einzelnen näher nachweist) haben sie durch die im Syllabus quasi dogmatisirte Intoleranz und die letzten vaticanischen Decrete die absolutistische „Krönung des Gebäudes" glücklich vollbracht.

Fortan ist die ehrliche wissenschaftliche Discussion durch den tobenden Parteigeist verdrängt und unmöglich gemacht. Wo Beweise und Gründe fehlen, da helfen die Geldentziehung, die persönliche Injurie und als ultima ratio der Bannfluch! Der Glaube,

Digitized by Google

den man fordert, heißt nur: Gehorsam dem Papst und seiner Curie, nichts mehr, nichts weniger. Kurz, die katholische Kirche ist eine wesentlich und innerlichst andere geworden: sie ist nur römisch, nicht mehr katholisch.

Dies ist in einigen Hauptzügen das Bild des heutigen Neukatholicismus, welches der „französische Döllinger" vor uns aufrollt. Wir begrüßen ihn als einen wackeren Bundesgenossen, der in meisterhafter Weise mit den Forderungen der Wissenschaft eine frische, fesselnde Darstellung, einen zündenden volksthümlichen Ton zu verbinden versteht. Er beschäftigt nicht allein den Verstand des Gelehrten, er weiß auch warm zum Herzen zu reden. In seiner Sprache lebt wirklich etwas von dem Feuereifer, der männlichen Streitlust, der frischen Begeisterung eines Luther. Was er in dem gemeinsamen großen Kampfe als werthvolle Gabe hinzubringt, ist die bewegliche Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit der französischen Polemik, von der hingerissen man unwillkürlich ausrufen muß: Das ist nicht mühsam aus Büchern und Bibliotheken zusammengeholt, hier spricht der Mensch — fecit indignatio versum!

Es versteht sich fast von selbst, daß im heutigen Frankreich die offene Aussprache so bitterer Wahrheiten wenig Anerkennung zu finden geeignet ist. Von der öffentlichen Sympathie fast verlassen, ist Michaud wie ein Prediger in der Wüste, der sich angesichts der ihn rings umgebenden dumpfen Apathie zu dem Geständnisse gedrängt fühlt, daß die romanische Race im Verfalle begriffen sei, und im besonderen Hinblick auf Frankreich ausruft: „Es ist der Geist der Lüge, der uns mordet, und so lange wir den nicht austreiben, stürzen wir weiter von Abgrund zu Abgrund."

Solche jetzt bei einem Franzosen gewiß seltene Objectivität des Urtheiles, solcher Freimuth der ganzen Rede giebt uns die Ueberzeugung, daß Michaud als ein ganzer Mann in dem gegen „die dreifache Phalanx verfolgungssüchtiger Fanatiker, bornirter Ignoranten und feiger Indifferenten" aufgenommenen Kampfe unerschütterlich feststehen, daß er gegen allen pfäffischen Trug das Banner der Wahrheit und der Ehre hochhalten wird, unbekümmert um den raschen Erfolg, unbeirrt durch den Kleinmuth oder die Ungeduld derer, welchen, in Unkenntniß großer geschichtlicher Wandlungen, die Entwickelung der Dinge zu langsam geht.

Wie er sich uns dargestellt, zählt Michaud, dieser prächtige „französische Döllinger", zu jenen hervorragenden Männern, deren treuer, selbstloser Arbeit die Lösung einer hohen Culturaufgabe zugefallen ist, die voll idealen Sinnes und ausdauernder Begeisterung, ihrem höheren Berufe: gegen Geistesdruck und entwürdigende Knechtschaft die wahren Interessen der Menschheit zu pflegen, nimmer untreu werden. Ihm und seinen Kampfgenossen, die, was ihre Zeit nicht gewährt, voll Zuversicht von der Zukunft zu erwarten wissen, gelten die tröstenden und ermuthigenden Worte unseres Schiller:

„Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!"

Digitized by Google

Der internationale Congreß für Gefängnißwesen

in London.

Von einem Mitgliede.

I.

Am Abende des 3. Juli versammelte sich in dem geschmackvoll ausgestatteten Lesezimmer des Middle Temple in der City von London eine Schaar von Männern, die aus fast allen civilisirten Ländern herbeigeeilt waren, um an den Sitzungen des internationalen Congresses für Gefängnißwesen, dessen Zusammentritt die „Deutsche Warte" bereits in ihrem 1. Januarhefte verkündet hat, theilzunehmen.

Diese erste Begegnung, von der das Publicum ausgeschlossen war, hatte besonders für diejenigen, welche mehrerer Sprachen mächtig waren, einen eigenthümlichen Reiz; ganz unbewußt ward man inne, daß man sich in einer dem alltäglichen Leben entrückten Sphäre befand, in einer Sphäre, in der geistige Bedeutung und hervorragende sociale Stellung in eminentem Maße vorherrschten.

Hier sah man neben der schlanken mageren Gestalt des Erzbischofes von Westminster, mit seinem ascetischen, feingeschnittenen Gesichte, das wenig seine englische Abstammung verräth, sondern mehr an den Süden, an Spanien gemahnt, den burschikosen, gedrungenen, alle Zeit schlagfertigen und kampfbereiten Professor von Holtzendorff; beide schütteln sich die Hände und unterhalten sich, in eine Fensternische zurückgezogen auf's angelegentlichste; der Ultramontane, der Freund der Jesuiten, — der Liberale, der Kämpfer für Licht und Recht, beide haben heute, wo es der Sache der Unglücklichen, der Gefangenen gilt, die Kluft vergessen, die sie trennt.

Mehr in der Mitte des Raumes, auf einen Stock gelehnt, umringt von Freunden und Bewunderern, steht Dr. Wines, der unermüdliche Anreger und Förderer des Congresses. Das mächtige, spärlich behaarte Haupt, das gutmüthige, aber ernst, entschlossen und tief blickende Auge, das uns unter einer goldenen Brille entgegenblitzt, das Salbungsvolle im Auftreten und der Rede, zeigen deutlich den Geistlichen, den Hirten und Menschenfreund; und wahrlich er ist dies im höchsten Maße.

Geleitet von Mr. Hastings, einer der Leuchten der londoner Social Science Association, macht Graf Carnarvon, Präsident des londoner Comité's und mit Eröffnung des Congresses betraut, die Runde: ein von physischen Leiden gebrochener Körper, in dem eine Feuerseele wohnt, eine frauenhaft zarte Gestalt, mit einem Haupte, dessen breite, hohe Stirn den energischen Mann und den Denker verkündet.

Doch wer ist dort unten jener hohe, breitschulterige Mann, mit dem Kopfe eines Beethoven und den Augen eines Goethe? Es ist der Elsässer Loyson, Ehrenpräsident des lyoner Gerichtshofes; ein Mann voller Würde und Adel, jeder Zoll ein Richter.

Nicht weit von ihm steht, mit Orden bedeckt, eine massenhafte, stark sinnlich angelegte Figur, mit einem wahren Ajaxkopfe: es ist der Romandichter und Rußlands erste Größe auf dem Felde des Gefängnißwesens, Graf Sollohub.

Oesterreich hat in dem Oberstaatsanwalt Dr. Frey einen wackeren Vertreter, dessen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Mission vielleicht nur noch durch seine Fachkennt-

Digitized by Google

nisse und seine besonders in englischen Kreisen geschätzte Liebenswürdigkeit übertroffen wurde.

Die Männer, die von der Schweiz kamen, Guillaume und Vaucher-Cremieux, — wer, der mit Gefängnißwesen sich beschäftigte, kennte sie nicht? — sind ächte Republicaner, voller Eifer, Wissen und Bescheidenheit, alle Zeit bereit zu lernen, nie sich vordrängend, ein leuchtendes Beispiel für so manche sehr wichtig thuende Mittelmäßigkeit.

Dem jungen Königreiche Italien kann man nicht genug danken, daß es seinen berühmten Generalinspector der Gefängnisse Martino Beltrani Scalia sandte, ihn, dem die Gefängnißkunde so viel zu danken hat. Wer Belehrung schöpfen will auf diesem Felde, der öffne nur seine „Geschichte der italiänischen Gefängnisse von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" oder blättere in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift über Gefängnißwesen. —

Nach kurzer Unterhaltung und nach Ankunft sämmtlicher Mitglieder, begab man sich in einer Art von Procession in die anstoßende, für die Sitzungen bestimmte große Halle des Middle Temple's, wo die Delegirten auf einer Estrade, im Rücken des Präsidenten Platz nahmen, während der übrige Theil der Halle mit einer glänzenden Versammlung von Damen und Herren aus den höheren Rängen der Gesellschaft angefüllt war. Man muß es den Engländern lassen, daß sie in der Wahl des Locales in jeder Hinsicht glücklich gewesen waren, denn die Halle des Middle Temple's ist eine architektonische Perle der großen Metropole, an die sich historische Erinnerungen von hohem Interesse knüpfen. Hier, unter der herrlichen, in Eichenholz geschnitzten, lustig sich wölbenden Decke, versammelten sich gar manchmal die bedeutendsten Männer des Inselreiches in den Tagen der Tudors und Stuarts. Hier trug Shakespeare vor dreihundert Jahren der Königin Elisabeth und ihrem Hofe seinen „Sommernachtstraum" vor, hier banquettirten die Meister und Rechtsgelehrten des Temple's mit Francis Drake nach seiner Rückkehr von seinen Reisen in Gegenden, die er zuerst der menschlichen Kenntniß und der Civilisation erschloß. —

Auf dem Congresse war Brasilien durch 1, Belgien durch 6, Chili durch 1, Dänemark durch 2, Deutschland durch 15, Frankreich durch 5, Japan durch 1, Holland durch 8, Indien durch 7, Italien durch 4, Norwegen und Schweden durch 3, Oesterreich-Ungarn durch 3, Rußland durch 5, die Schweiz durch 3, Spanien durch 1, die Türkei durch 1, Victoria durch 1 Repräsentanten vertreten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexico hatten 74 Vertreter herbeigesandt, während England durch etwa 150 Delegirte von Provincial- und Gerichtshöfen und von öffentlichen, mit dem Gefängnißwesen in Verbindung stehenden Anstalten auf unofficielle, aber würdige und gründliche Weise repräsentirt wurde. —

Wenn wir nun den Congreß zuvörderst im Gesammtblick überschauen, so müssen wir dem ehrwürdigen Gründer und Förderer desselben Recht geben in seiner Meinung, die er an einer Stelle in seinem am 5. September in der Times veröffentlichten Briefe in Folgendem ausspricht: „Viel ist's, daß Denker und Wirker in dieser großen Sache im Rathe zusammen gekommen sind, daß sie einander in's Antlitz geschaut, einander die Hände gedrückt, und daß sie so zu sagen Brust an Brust gedrückt ihres Herzens Schläge fühlten. Auf diese Weise wurden Sympathien erweckt und Freundschaften geschlossen, deren goldene Früchte man einst einheimsen wird. Alle werden heimkehren zu ihren respect. Arbeitsfeldern mit größerem Ernst und gesteigerten Hoffnungen, gestählt zu

Digitized by Google

erneuerter Arbeit durch die Kraft und den Muth, den sie aus einem solchen Zusammentreffen schöpften. Werthvolle Correspondenz und der Austausch gegenseitig belehrender Documente können nicht verfehlen, sich unter den nützlichen Resultaten der auf dieser großen internationalen Vereinigung gemachten Bekanntschaften zu finden. Ein anderer Vortheil wird der ausgedehntere internationale Besuch von Gefängnissen sein; hieraus wird auf der einen Seite ein großer Zufluß neuer, in manchen Fällen fruchtbarer Ideen in den verschiedenen Ländern entspringen, und auf der anderen Seite eine große Verminderung, wenn nicht das gänzliche Verlöschen internationaler Vorurtheile herbeigeführt werden".

Angesichts dieses hochwichtigen und gewiß von Niemandem unterschätzten Resultates kann und darf man zum Nutzen und Frommen zukünftiger Congresse jedoch nicht verhehlen, daß dem londoner Congresse eine Menge sichtbarer Mängel anklebten, und daß er vor allem kein praktisches, greifbares Resultat hatte. Die Welt erwartet und hat ein Recht zu erwarten, daß solch eine Versammlung, wie sie der internationale Gefängnißcongreß war, sich über ein bestimmtes System einigt, oder doch bestimmte Principien niederlegt. Ein Versuch dazu wurde allerdings gemacht, doch die Elemente, aus denen der Congreß zusammengesetzt war, waren so heterogen, der Berührungspunkte so wenige und die Zeit so kurz, daß es eigentlich zu nichts kam.

Dies führt uns ganz naturgemäß auf die einzelnen — wenigsteus unserer unmaßgeblichen Meinung nach — dem Congresse anhaftenden Mängel. Der erste und hauptsächlichste — wir wiederholen: unserer Ansicht nach — war das wenig praktische Verfahren des Executivcomité's. Wer es erwählt, wer es eingesetzt, wer es dem Congresse, der doch nicht bloß aus officiellen, sondern zum großen Theile aus freiwilligen und von Corporationen und Gesellschaften bevollmächtigten Delegirten bestand, octroyirt hat, das ist uns kein Räthsel geblieben. Nur mit großem Widerstreben legen wir den Finger auf diesen wunden, den wundesten Fleck des Congresses, einen wunden Fleck, der aus dem Verfahren entsprang, das in dem Vorcongresse — von wem, das ist uns unbekannt geblieben — gehandhabt wurde, und das darin bestand, sämmtliche nicht von Regierungen zum Vorcongresse gesandte Delegirte von Gesellschaften und Vereinen von den Berathungen auszuschließen, und zwar in Folge eines Beschlusses, der dahin lautete, daß von jeder Nationalität nur ein Delegirter am Vorcongresse theilnehmen solle, und diese Delegirten, nach ächt zopfig-continentaler Auffassung, selbstverständlich nur die „officiellen" sein könnten. Dieser Vorcongreß, der die Geschäftsordnung für den Congreß entwarf, machte natürlich wiederum nur Officielle — mit Ausnahme seines Präsidenten Mr. Hastings — zu Mitgliedern des Executivcomité's. Dasselbe berieth alsdann dicht vor den Sitzungen des Congresses über die Punkte, die zur Discussion in denselben kommen sollten, doch nur sehr selten wußten die nicht in das Thun des Executivcomité's Eingeweihten, was eigentlich auf der Tagesordnung stand; woher es denn auch kam, daß die Debatten im großen Ganzen nichts Anderes waren, als — man verzeihe uns den vulgären Ausdruck — ein Wiederkäuen der bereits vom Executivcomité durchgekäuten Fragen.

Uns steht es in keiner Weise zu, irgend ein Urtheil über die Fähigkeiten eines Mitgliedes, weder des Executivcomité's noch des Congresses zu fällen, doch was speciell Deutschland und insbesondere das Deutschland leitende Preußen anbetrifft, so ist es höchlichst zu verwundern, daß der Herr Minister des Inneren aus der großen Schaar seiner fähigen Beamten just solche auswählte, die der englischen Sprache gar nicht mächtig waren,

Digitized by Google

und die sich selbst der eigenen nur zum Vorlesen (! Red.) ihrer Vorträge bedienen konnten. Sprach auch der österreichische Delegirte nur seine Muttersprache, so zeigte er doch dagegen durch häufiges Eingreifen in die Debatten nicht nur seine tiefe Kenntniß des Gefängnißwesens, sondern auch eine seltene Schlagfertigkeit in der unvorbereiteten Rede. Hätte Deutschland nicht seine beiden Vertreter von den Universitäten gehabt, es würde wahrscheinlich angesichts des überwiegenden englischen Elementes und der bedeutenden Kräfte, die namentlich Holland, Rußland und Belgien ins Feld gesandt hatten, eine recht klägliche Rolle gespielt haben.

Sehr ist es zu bedauern, daß das Executivcomité nicht wenigstens einen Tag anberaumte, um die kurzen officiellen Rapporte über die thatsächlichen Erfahrungen eines jeden Landes in der Unterdrückung des Verbrechens und in der Behandlung der Gefangenen einer Discussion zu unterziehen. Hätte man dies gethan, und hätten die erwähnten Rapporte eine eingehende Betrachtung erfahren, so würde damit eine praktische Basis für die späteren Discussionen des Congresses gelegt worden sein, und man hätte sich außerdem ein gut Theil vagen Raisonnements erspart, bei dem oft fachmännische Einseitigkeit und beschränkter Gesichtskreis, laienhafte Weitschweifigkeit und Unkenntniß recht kraß zu Tage traten. Aus dieser Nichtbeachtung der officiellen Rapporte entsprang dann auch die spätere vorwiegende Behandlung secundärer Fragen und die Vergeudung der Zeit und der Kräfte des Congresses an und über die Punkte, die gar nicht von einem Congresse entschieden werden konnten, sondern einem jeden Lande nach der dortigen Lage der Dinge und gemäß den dort gemachten Erfahrungen zur Lösung überlassen werden müssen. — Die Darstellung der Verhandlungen, der wir uns nun zuwenden wird dies in klarem Lichte nur zu häufig zeigen.

Wie schon im Eingange erwähnt, wurde der Congreß am 3. Juli Abends vom Grafen Carnarvon durch eine lange Rede eröffnet, in der es an Complimenten für die verschiedenen durch Abgesandte vertretenen Nationen eben so wenig mangelte, wie an tadelnden Worten für die englische Regierung, welche sich nicht allein geweigert, einen Vertreter zu ernennen, sondern auch officielle Information zu geben (welche letztere Behauptung später durch die That auf's glänzendste widerlegt wurde). Er gab darauf eine Uebersicht über die dem Congresse vorliegenden Berathungsgegenstände, und trug dringend darauf an, den Kreis derselben nach Kräften zu beschränken, weil sich andernfalls ein praktisches Resultat kaum erzielen lasse. Was die jetzigen Criminalverhältnisse anbetrifft, so sprach der Redner sich ganz entschieden gegen die wiederholten Bestrafungen verstockter Verbrecher aus. — Um das Verbrechen überhaupt zu unterdrücken, seien sie durchaus nutzlos. In Birmingham seien im letzten Jahre 350 Verbrecher verurtheilt worden, von denen jeder nicht weniger als 15 Mal im Zuchthause gesessen. Für diese unverbesserliche Classe habe das Gefängniß seine Schrecken verloren, und so hart dies auch scheinen möge, so halte er doch hier lebenslängliches Gefängniß für das einzige Mittel, um von der Verfolgung einer verbrecherischen Laufbahn abzuschrecken*). Die Gefängnißbehörden sollen ferner ermächtigt werden, je nach Umständen die höchsten Strafmaßregeln in Anwendung zu bringen, andererseits dagegen auch moralische Mittel zur Besserung der Gefangenen zu ergreifen. Das Eine sei Pflicht der Menschheit gegenüber, das Andere einem Mitmenschen

*) Resp. die Gesellschaft vor der Gefährdung und Beunruhigung durch erfahrungsmäßig unverbesserliche Uebelthäter sicher zu stellen. Red.

Digitized by Google

gegenüber. Dann dürfe bei den Gefängnißarbeiten nicht deren Ertrag in Erwägung gezogen werden, sondern es müsse sich in ihnen wirklich eine Bestrafung der Gefangenen bieten. Vor allen Dingen dürfe der Gefangene keine Bequemlichkeiten genießen, wie ein ehrlicher Arbeitsmann sie sich im Schweiße seines Angesichtes verstatten könne. Er solle jedes Vergnügen irgend welcher Art entbehren und stets zu dem Gedanken gezwungen werden, daß er eine Strafe erleide.

Die ganze Anrede war eine eingehende und fähige, voller guter Rathschläge, doch zu englisch im Tone, da sie sich hauptsächlich mit englischen Bedürfnissen und Erfahrungen beschäftigte, und nicht von falschen Ansichten frei. Doch mit Recht betonte der Redner eine Ausdehnung religiöser und moralischer Hülfsmittel im Verein mit der Gefängnißdisciplin, mit Recht hob er hervor, daß „die große Frage der Gefängnißdisciplin Reiche und Arme in gleichem Maße anginge — in der That Alle, die da glaubten, daß der Mensch, selbst im tiefsten Falle noch, Spuren des göttlichen Ebenbildes bewahre, und daß es, obgleich es die Pflicht des Staates sei zu strafen, strenge zu strafen, einen gewissen Theil der Verbrecherclasse gebe, bei dem moralische Besserung nicht ganz hoffnungslos sei, und auf den Christenliebe einen heilsamen Einfluß ausüben werde".

Hierauf trat der alte, greise Lord Harrowby auf und stellte den ersten Antrag, welcher die Vertreter des Auslandes willkommen hieß, und auch in seiner, etwas humoristisch gehaltenen Rede kam die Regierung nicht gut weg. Jedes andere Land, so sagte er, würde den Besuchern einen ihrer großen Aufgabe würdigen Empfang bereitet haben, aber die Engländer müßten um Verzeihung bitten für die Kälte ihrer officiellen Landsleute, die würdige Nachfolger der ungastlichen alten Britten seien.

Diesen Anklagen wegen der Abwesenheit von officiellen Delegirten Englands entgegnete das Parlamentsmitglied Mr. Hibbert mit der Bemerkung, daß man sich nur gratuliren könne über das Fehlen aller gouvernementalen Controle. Er hoffe einige Mitglieder der Regierung anwesend zu sehen, jedoch nur als einfache Engländer.

Nachdem Lord Harrowby's Bewillkommnungsantrag einstimmig angenommen worden war, erwiederte Professor von Holtzendorff auf das Compliment mit einigen für England und die Engländer schmeichelhaften Worten, und nach einigen Anträgen und Beschlüssen formeller Natur ging die erste Sitzung zu Ende. —

Während der ersten geschäftlichen Conferenz führte Dr. Wines den Vorsitz. In seinen einleitenden Bemerkungen sagte er unter anderem, der Congreß bestehe aus Denkern und Arbeitern in einem der großen Zweige der Socialwissenschaft und der socialen Reform, aus Repräsentanten und Repräsentantinnen, die buchstäblich von den Enden der Welt zusammengeholt worden seien. Es seien Vertreter da von Regierungen, von Gefängnißvereinen, von Straf- und Besserungsanstalten, von hohen Criminalgerichten und Polizeibehörden, von Juristenvereinen und von den Criminalrechtsabtheilungen der Universitäten. Aufgabe des Congresses sei das Studium und womöglich die Lösung jener eben so gewichtigen wie schwierigen Probleme betreffs der Behandlung des Verbrechens und der Verbrecher. Der Congreß repräsentire daher das Wissen, die Erfahrung und die Weisheit der ganzen civilisirten Welt über diesen Gegenstand, und verspreche bedeutende Leistungen. Es komme nicht darauf an, die Zeit durch Eingehen auf Einzelheiten zu vergeuden oder der Vorliebe für das eine oder andere Strafsystem Ausdruck zu geben, sondern darauf, sich über gewisse breite Principien zu einigen, auf welchen alle Criminalbehandlung fußen sollte. Es handle sich hier um eine große Bewegung zu Gunsten der

Digitized by Google

Strafreform und fast könnte man sagen, um eine Hebung des öffentlichen Gewissens mit Bezug auf diesen Punkt.

Angesichts dieser Worte des ehrwürdigen Vorsitzenden kann man seine Verwunderung nicht genug über die erste Frage auf der Tagesordnung: „Welches sollte die Maximalzahl der in einem Gefängnisse untergebrachten Verbrecher sein?", aussprechen. Ohne sich über irgend ein System, auf das man die Frage anzuwenden gedachte, klar geworden zu sein, ohne die verschiedenen Fähigkeiten verschiedener Gefängnißdirectoren in Betracht zu ziehen, ohne an die verschiedenen Einrichtungen in den verschiedenen Ländern zu denken *), hatte das aus reinen Fachmännern zusammengesetzte Executivcomité hier eine Discussion veranlaßt, die eben so unfruchtbar wie zeitraubend war, und der gegenüber Dr. Frey (Oesterreich) den Nagel auf den Kopf traf, wenn er sagte, daß eine feste Norm unmöglich aufzustellen sei, da alles davon abhänge, inwiefern ein Gefängnißdirector mit jedem Gefangenen in persönliche Berührung kommen könne. Die ganze Debatte war denn auch im Grunde genommen nichts — wir wollen uns eines milden Ausdruckes bedienen — als ein Austausch vorgefaßter Meinungen verschiedener Gefängnißdirectoren, der ohne all und jedes Resultat blieb.

Hr. Director Eckert aus Bruchsal eröffnete nicht ohne Talent die Discussion und gab seine Meinung dahin ab, daß die Individualisation der Gefangenen sowohl in physischer wie in moralischer Beziehung vollständig verloren gehe, wenn mehr als höchstens 500 Gefangene in dem nämlichen Institute untergebracht würden. Sir John Bowring dagegen war entgegengesetzter Meinung; nur bei großer Anzahl lasse sich eine gute Organisation und Disciplin erzielen, während die hierdurch erwachsene bedeutende Gelderspar niß nicht außer Augen zu lassen sei. Der Generaldirector der belgischen Gefängnisse, Herr Stevens, sprach sich für 500 als die Maximalzahl aus, weil individuelle Behandlung mit Rücksicht auf Besserung die Hauptsache sei, während Dr. Mouat, dieser stets heitere, unermüdliche und geniale Dolmetscher auf dem Congreß, der viele Jahre hindurch Gefängnißinspector in Indien war, 1000 für ein gutes Maximum ansah, da in diesem Falle die Verwaltungskosten nicht höher seien als bei 500. Hr. Paterſon aus Christiania sprach sich für 3—400 aus, während der americanische Richter Nevett und der Gouverneur des londoner Cold-Bath-Fields-Gefängnisses in der großen Zahl der Gefangenen gar kein Hinderniß für die gute Verwaltung sahen. — Nach der bereits oben angeführten Bemerkung Dr. Frey's, hielt es der Vorsitzende für angezeigt, die Debatte zu schließen.

In der nun folgenden Debatte kam die Frage: „ob die Classification der Gefangenen nach ihrem moralischen Charakter anzuempfehlen sei", zur Erörterung. Hr. Regierungsrath d'Alinge, Director der Strafanstalt zu Zwickau (Sachsen) führte die Frage in bejahenden Sinne ein. Hr. Stevens (Belgien) dagegen verneinte die Möglichkeit der moralischen Classification, da nur Gott der Allmächtige allein den moralischen Charakter des Gefangenen kenne, und Niemand von der Außenseite auf das Innere des Menschen schließen könne. Professor Dr. Marquardſen und Professor von Holtzendorff sprachen sich beide mit der Mehrheit der übrigen Redner bejahend aus, und letzterer betonte, daß ohne Classification an gar keinen Fortschritt in der Reform der Verbrecher

*) Man muß wohl hinzusetzen: ohne die allgemeinen Bildungsverhältnisse (in intellectueller und moralischer Beziehung) in ihren Verschiedenheiten in Betracht zu ziehen. Red.

Digitized by Google

gedacht werden könne. Mit der Befürwortung der Classification durch Dr. Bittenger aus Pennsylvanien schloß die Debatte.

Man ging nun zu der von Hrn. Stevens eingeführten Frage über: „ob das Gefängnißsystem durch einen legislativen Act geregelt werden solle". Baron Mackay, Dr. Mouat, Professor von Holtzendorff u. a. sprachen sich zu Gunsten gesetzlicher Verfügungen aus, und der Vertreter Italiens constatirte, daß das Gesetz seines Landes sich bereits der von den Sprechern angedeuteten Richtung zuneige. Hr. Hastings dagegen war der Ansicht, daß das Gesetz nur gewisse breite Principien niederlegen und den localen Verwaltern der Gefängnisse die Freiheit geben solle, die Praxis nach Ermessen zu ändern, wozu Hr. Berden aus Belgien bemerkte, daß dies in seinem Lande der Fall sei.

Die folgende Debatte galt den „Bildungsanstalten von Gefängnißbeamten", in der zugegeben wurde, daß in den britischen und americanischen Gefängnissen eine größere Vorsicht in der Wahl von wohlqualificirten, praktischen Männern zu Beamten und Wärtern nöthig sei. Dr. Guillaume (Schweiz) befürwortete Special-Bildungsanstalten für dieselben, doch Major Du Cane, Generalinspector der englischen Gefängnisse, meinte, und mit ihm im Allgemeinen der Congreß, daß ein sorgsamer Cursus untergeordneter Gefängnißdienste und thatsächliche Praxis in der Disciplin allein gründliche Ausbildung bewerkstelligen könne. Ferner empfahl man dringend die Gefängnißbeamten nicht ausschließlich aus der Armee, und überhaupt nicht aus einer Classe der Gesellschaft zu wählen.

Nun kam die Frage über die körperliche Züchtigung in den Gefängnissen an die Reihe. Hierbei zeigte es sich, daß in Großbritannien, ungeachtet der seit einigen Jahren eingetretenen Besserung, alle Systeme der Behandlung von Verbrechern einer ungewöhnlichen und unbedachten Härte zuneigen. Fast sämmtliche Priester der Knute waren Engländer, die bald in hochtönenden Phrasen, bald durch aus der Praxis gegriffene Anekdoten, bald durch das Herbeiziehen der Abschreckung und der gründlichen Wirkung der Peitsche und dem Peitschen eine Lobrede hielten. Hr. Stevens von Belgien und Hr. Pols von Holland, die die Frage einführten, legten dar, daß in ihrem respect. Vaterlande die körperliche Züchtigung der Gefangenen abgeschafft sei. Während Major Du Cane, Major Fulford (Gouverneur des Gefängnisses zu Stafford) und andere Engländer energisch für die Prügelstrafe eintraten, bemerkte ihnen Hr. Sheppard (seit 30 Jahren Gouverneur des Zuchthauses zu Wakefield), daß er in der Theorie gegen alle körperliche Züchtigung sei, und sie seit 30 Jahren durch andere Strafmittel — wie dunkele Zellen und schmale Kost — hinreichend ersetzt habe. Die Herren Marquardsen, Stevens, Ploos van Amstel, Steinemann und andere Delegirte waren entschieden gegen jede körperliche Züchtigung. Hr. Aspinwall, ein liverpooler Magistrat, sprach über den jammervollen Anblick blaugeschlagener Augen und gebrochener Gliedmaßen hülfloser Frauen und Kinder, die von brutalen Männern, die gehauen werden müßten, verletzt seien. Dr. Mouat führte an, daß er in Indien die Gewalt, die körperliche Züchtigung verhängen zu dürfen, sehr wirkungsvoll gefunden habe, doch denke er, daß sie mehr als Schreckmittel als zur wirklichen Anwendung nützlich sei. Andere Sprecher, mit Einschluß von Professor von Holtzendorff, Hr. Stevens und Hr. Nevins waren der Ansicht, daß selbst in den schlimmsten Fällen die Macht der Religion, der Einsamkeit oder des Fastens wirksam genug sei, die Brutalität auch ohne die Peitsche zu unterjochen. Die Tretmühle, das Kugelnschleppen und ähnliche Strafen erfuhren von Seiten der

Digitized by Google

continentalen und der americanischen Mitglieder fast einstimmig eine gleiche Verurtheilung wie die Prügelstrafe, während sie von einer Menge englischer Delegirten befürwortet wurden. —

In der zweiten, höchst interessanten Sitzung führte Professor von Holtzendorff den Vorsitz. Der italiänische Gesandte, Graf de Foreste leitete die Verhandlungen ein mit der Frage über die Zulässigkeit und eventuell die Art der Deportation. Er lobte das in England befolgte System, und sprach sich dahin aus, daß Deportation in Verbindung mit Zwangsarbeit in den Strafcolonien eine gerechte und zweckmäßige Bestrafung sei. Dem wurde von Hrn. Hastings widersprochen, da hierdurch eine gute Strafdisciplin zu Hause beeinträchtigt werde, und ein solches System unbequem und kostspielig sei und außerdem in den Colonien zu schrecklichen Resultaten geführt habe. Professor Wladimirow (Rußland) hielt die Frage für zu complicirt, als daß sie auf dem Congresse gründlich erörtert werden könnte, und auch viel zu fern liegend für Länder wie die Schweiz, Belgien und Deutschland. Graf Sollohub hielt eine Deportation nur dann für vortheilhaft, wenn die betreffenden Strafcolonien unbewohnt und entwickelungsfähig seien. Zum Abschlusse der Frage bemerkte Professor von Holtzendorff, daß gerade England, das seit einer langen Reihe von Jahren mit seinen verurtheilten Verbrechern ferne Länder colonisirt habe, bis die fortgeschrittene Civilisation dieser Länder nichts mehr von dieser aufgezwungenen Compagnie habe wissen wollen, der geeignete Boden für die Erörterung dieser Frage sei.

Hierauf wurde die vom Grafen Sollohub vorgelegte Frage erörtert: „Ob Freiheitsstrafen nur rücksichtlich der Zeitdauer verschieden, im Uebrigen aber gleichmäßig sein sollen, oder ob verschiedene Benennung und Behandlung zulässig sei, und in diesem letzteren Falle welche?“ Der Graf glaubte, und hiermit scheint er sich, wie der Verfasser des Artikels über den Gefängnißcongreß im 1. Januarhefte S. 39 angiebt, an den Franzosen Davésiès de Pontès anzuschließen, daß Gefängnisse als Krankenhäuser für moralische Kranke angesehen, und Gefangene daher bis zu ihrer völligen Genesung daselbst zurückgehalten werden müßten. Der Präsident sah sich jedoch in Anbetracht der zahlreichen Fragen auf dem Programme genöthigt, die Discussion über diese, wie er zugestand, wichtige Frage zu schließen.

Uns scheint es, als ob der gewiegte Strafrechtslehrer, der mehr denn ein anderer hoch das Princip der Humanität und der Besserung des Verbrechers hält, doch bei dem Vortrage des Grafen Sollohub die Gefahr fühlte, daß man, wenn man diese Frage nicht schnell beseitigte, der galoppirenden, besonders in America gepflegten krankhaften Philanthropie und dem sentimentalen Humanitarismus Thür und Thor öffnen würde. Gewiß ist es sehr edel und sehr schön, in dem Verbrecher einen Kranken zu sehen und nicht den Feind der Rechtsordnung, den man vernichten und unschädlich machen muß; doch uns scheint es, als ob wir bereits an der Gränze angekommen seien, zu welcher die Humanität im Strafrecht hinführen darf. Die Gefahr, diese Gränze zu überschreiten, war schon einmal da, als Geßnerismus und Wertherismus im vorigen Jahrhundert ihr Spiel trieben, Schiller seine „Räuber“ und seine „Kindesmörderin“ schuf, und weichliche Philanthropie bei uns die Gemüther erfaßt hatte. Jetzt droht uns von dieser Seite die Gefahr einer Gränzverrückung des Strafrechtes nicht mehr, wohl aber von America und England; und wenn der Satz des Engländers Buckle, „daß die Vergehen der Menschen nicht sowohl das Ergebniß der Laster des einzelnen Verbrechers sind, als des Zustandes der Gesellschaft, in

Digitized by Google

welchen dieser Einzelne geworfen wurde", — wenn dieser Satz in seinen Consequenzen zu einem Evangelium würde, so müßte sich die Schärfe des Strafrechtes von dem „unfreien", „necessirten" Nichtmehr-Verbrecher gegen die schuldige Gesellschaft wenden.

Man wandte sich nun der vom Grafen de Foresta aufgeworfenen Frage zu: „Ob Freiheitsstrafe ohne Zwangsarbeit für nicht gerade verderbte Verbrecher zulässig sei?" Es müsse ein Unterschied zwischen Verbrechern, die aus Leichtsinn oder in der Leidenschaft fehlen, und verhärteten Sündern bestehen. Das americanische Congreß- (Parlaments-) Mitglied, Herr Chandler aus Pennsylvanien, constatirte, daß das Princip des Grafen de Foresta in seinem Staate mit bestem Erfolge angewandt werde.

Die Frage, „ob Nichtbezahlung von Strafgeldern und kurze Freiheitsstrafen nicht durch Zwangsarbeit ohne Entziehung der Freiheit ersetzt werden könnten?" wurde vom Grafen de Foresta dahin beantwortet, daß kleinere Vergehen durch Geldstrafen gesühnt werden sollten, und wer diese zu entrichten nicht im Stande wäre, hätte eine entsprechende Arbeitsquantität zu verrichten, ohne jedoch von seiner Familie getrennt zu werden. Herr Stevens (Belgien) war der Ansicht, daß ein solches Verfahren zu sehr den Charakter der Bestrafung verlieren würde.

Dem Herrn Generaldirector der belgischen Gefängnisse, der einer der ausgesprochensten Partisanen der strictesten Einzelhaft ist, scheint es bei seiner Bemerkung gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, daß es, ganz abgesehen von anderen Einwandsgründen, ganz gleich ist, einen Mann zur Zahlung einer Geldsumme zu verurtheilen, die er vor seiner Verurtheilung durch seine Arbeit gewonnen, oder ihm nach der Verurtheilung die Zeit zu geben, die in Frage stehende Geldsumme durch Arbeit aufzubringen: der Staat hätte höchstens ein Recht, eine Zinsforderung zu machen, vom Tage der Verurtheilung bis zur Tilgung der auferlegten Strafe. Herr Bremner (Manchester) hatte deshalb auch ganz Recht, das Verfahren zu beanstanden, die Geldstrafen nach den Mitteln des Delinquenten abzumessen und eine Gefängnißstrafe im Nichtzahlungsfalle eintreten zu lassen; es sei dies ungerecht und ungleich, und er empfiehlt daher die Annahme des de Foresta'schen Antrages oder eines ähnlichen Planes im Interesse der Moral und Gerechtigkeit.

Professor von Holtzendorff begann mit der Erörterung der sechsten Frage: „Ob Freiheitsstrafe für Lebenszeit anzuwenden sei?" und sprach seinen Wunsch dahin aus, daß, falls diese Bestrafung an Stelle der Todesstrafe treten solle, dem Gefangenen die Aussicht gelassen werden möge, durch gutes Betragen die Freiheit wiedergewinnen zu können. Es wurde hierauf berichtet, daß in America und England ein solches Verfahren befolgt werde. Gleicherweise wies man auf die Nothwendigkeit hin, solche Verurtheilungen auf Lebenszeit in besonderen, eigens für solche Verbrecher eingerichteten Gefängnissen abbüßen zu lassen, die nicht wohl mit anderen, gewöhnlichen Verbrechern zusammengebracht und zusammen behandelt werden könnten.

Was die allgemeine Frage der Verurtheilungen anbetrifft, so befürwortete Sir John Pakington u. a. die Annahme längerer oder cumulativer Bestrafungen für verhärtete kleinere Uebelthäter. Man wies nach, daß in manchen englischen Gefängnissen dieselben Sünder immer und immer wieder eingesperrt würden, ohne irgend eine Besserung zu erzielen Graf de Foresta war für Verurtheilungen zur „Tagesarbeit" (für kleine Vergehen); der Delinquent sei Tag für Tag zur Arbeit zu zwingen, bis eine gewisse Summe von Arbeit erlegt worden sei, doch solle man ihm erlauben, gegen Bürgschaft, jeden Abend in seine Familie zurückkehren zu dürfen. — Im Anschluß hieran wiesen verschiedene

Digitized by Google

Sprecher darauf hin, daß, in England wenigstens, die Tendenz herrsche, kurze Verurtheilungen zu kurz und lange Verurtheilungen unnöthig lang zu machen.

Mit Hinsicht auf die von Sir Walter Crofton eingeführte Frage: „Welches ist die beste Weise, einen Theil der Strafe zu erlassen und die bedingten Freilassungen zu reguliren?“ gab sich eine allgemeine Zustimmung zu dem vor Jahren durch Maconschie und später durch Sir Walter Crofton niedergelegten Principe kund, daß die Verbrecher ihre Verurtheilungen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, durch ihren eigenen Fleiß und ihre eigenen Anstrengungen abkürzen dürfen, und daß es ihnen gestattet sein solle, so und so viele Monate und selbst Jahre von ihrer Strafzeit „abzuarbeiten“, durch harte Arbeit und gute Führung: auf diese Weise werde das Element der Hoffnung ermuthigt und gestärkt. Dieser Plan, so bemerkte Herr Chandler (Verein. Staaten) sei in den Vereinigten Staaten allgemein unter dem Namen „Commutation System“ angenommen, und zwar mit vorzüglichen Erfolgen. Dasselbe Princip herrschte in Großbritannien und Irland bei Verurtheilungen zu fünf Jahren und darüber. Ungefähr ein Viertel einer solchen Strafzeit könne durch „gute Marken“, die für Fleiß und Ordnung gegeben würden, abgearbeitet werden. Es schien sich, so weit wir sehen konnten, im Congresse die Aussicht Bahn zu brechen, dieses Princip auf alle Verurtheilungen, ob kurze oder lange, auszudehnen, und es einer allgemeineren Annahme dringend zu empfehlen. —

Die dritte Sitzung des Congresses, welcher Hr. Hastings präsidirte, wurde durch den Besuch des Hrn. Bruce, Minister des Inneren, beehrt. Nachdem derselbe von dem Präsidenten dem Congresse vorgestellt worden war, sprach er sein Bedauern darüber aus, daß er durch Geschäfte bisher verhindert worden sei, den Congreß in Person zu begrüßen. Sodann fuhr er fort: „Aber ich danke ganz besonders den fremden Herren, die aus den fernsten Theilen Europa's, ja von jenseits des atlantischen Oceanes gekommen sind, um in diesem Lande über ihre Erfahrungen zu berichten und dadurch, so weit es in ihrer Macht steht, die Last der socialen Uebel, unter denen alle Länder mehr oder weniger leiden, zu verringern. Ich hoffe, daß dieser Congreß nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf alle Betheiligten verlaufen wird. Die Probleme, die von der größten Wichtigkeit sind, können nicht durch Theorieen, sondern einzig durch Erfahrung gelöst werden. In England hat die Zahl der schweren Verbrechen bedeutend abgenommen, und ich hoffe, daß die Herren Vertreter der fremden Länder dasselbe werden berichten können. Es verlohnt sich der Mühe, die mit diesem Fortschritte in Verbindung stehenden Umstände in Erwägung zu ziehen. Trotzdem das Deportationssystem aufgehört hat, und entgegen der allgemein gehegten Befürchtung, die Verbrecherwelt würde im Inlande bedeutend anwachsen, wird der Director unserer Zuchthäuser eine von Jahr zu Jahr abnehmende Zahl der Verbrechen nachzuweisen im Stande sein. Woher erklärt sich diese merkwürdige Erscheinung? Ich bin weit davon entfernt, behaupten zu wollen, die vom Staate zur Entdeckung, Verhütung oder Bestrafung der Verbrechen getroffenen Maßregeln allein haben ein solch günstiges Resultat hervorgebracht, obgleich dem adoptirten Gefängnißsystem und der besseren Einrichtung in der Polizeiverwaltung auch nicht alles Verdienst abgesprochen werden darf. Das Hauptverdienst ist vielmehr in der jahrelangen Thätigkeit der guten Männer zu suchen, die Gewerbeschulen und Besserungsanstalten begründet und den entlassenen Sträflingen zum Fortkommen verholfen haben. Denn so wurde nicht nur die Rückkehr zum Verbrechen verhindert, sondern auch die größte Ursache des Verbrechens — äußerste Armuth — aus dem Wege geräumt. Erziehung verbreitete moralische Anschauungen, Unterricht nützliche

Digitized by Google

Kenntnisse, die auf irgend einem Theile der Erde verwerthet werden konnten. Unser auf Abschreckung wie Besserung in gleicher Weise berechnetes Verfahren hat durchaus die besten Früchte getragen. Wie weit aber den Wünschen der Einen, die dem Besserungssysteme huldigen, oder der Anderen, die dem Abschreckungssysteme mehr Erfolg zuschreiben, nachgegeben werden muß, darüber kann genügend allein eine solche Versammlung, wie der gegenwärtige Congreß, entscheiden. Die Regierung, obwohl officiell nicht vertreten, ist über das Zusammentreten desselben sehr erfreut und wird ihm jede Gelegenheit, das hiesige System zu studiren, gewähren, sowie jede amtliche Auskunft an die Hand geben. Ich hoffe, die Herren Mitglieder des Congresses werden unsere Anstalten besuchen und sich auf's Genaueste über Einrichtung und Verfahren überall in Kenntniß setzen lassen. Die Regierung wird eine gerechte und furchtlose Kritik mit Dank (?) hinnehmen, da sie durch die bereits erzielten Erfolge keineswegs in Sicherheit gewiegt, sondern vielmehr zu neuen Anstrengungen ermuthigt ist."

Nach dieser von der Versammlung beifällig aufgenommenen Rede verließ der Minister den Saal. Ein von ihm privatim gemachter Vorschlag, Listen über die Ab- und Zunahme der in den verschiedenen Ländern vorgekommenen „Verbrechen im Rückfalle" herbeizuschaffen, fand bei der Versammlung ebenfalls Anklang. — Auf Antrag des Herrn Berden (Belgien) beschloß der Congreß, je zwei Delegirte von jeder auf dem Congresse vertretenen Nation an den Minister des Inneren zu senden, um ihm für seinen Besuch, seine Information und die den fremden Mitgliedern gewährte Erlaubniß, die Staatsgefängnisse zu besuchen, zu danken. —

Zur musicalischen Literatur.

Neue Schriften über Beethoven.

Von

Dr. H. Deiters.

Indem wir nach längerer Zeit einmal wieder unter den Erzeugnissen auf dem Gebiete der musicalisch-biographischen Literatur Umschau zu halten uns anschicken, tritt uns, sei es durch Zufall oder specielles persönliches Interesse, der Name Beethoven in erster Linie wiederum entgegen. Noch sind nicht zwei Jahre vergangen, seit wir über eine ganze Reihe schriftstellerischer Versuche zu berichten hatten, welche, zur Jubelfeier des Componisten veröffentlicht, mehr die Verehrung ihrer Verfasser für denselben als eine gründlichere Kenntniß und tiefere Einsicht in sein Leben und Schaffen documentirten. Seitdem sind aber wieder ein paar bedeutendere Erscheinungen hervorgetreten, welche tieferen und lange vorbereiteten Studien entsprungen sind und, bleibenden Erfolges sicher, auch an dieser Stelle Erwähnung und Besprechung verdienen.

Wir meinen hier zunächst den bereits im vorigen Jahre erschienenen zweiten Band der Biographie Beethoven's von A. W. Thayer. Der erste Band dieses Werkes, vor etwa sechs Jahren erschienen und seinerzeit in den „Ergänzungsblättern"

Digitized by Google

ausführlich angezeigt, hat seitdem allenthalben die Anerkennung hervorgerufen, daß in Thayer's Arbeit zum ersten Male eine umfassende und zuverlässige Forschung über Beethoven's äußere Lebensverhältnisse vorliege, der gegenüber alle bisherigen Versuche theils als unvollständig, theils als im ganzen oder theilweise unzuverlässig erschienen; ein Lob, welches nur befestigt und vermehrt werden kann durch die Stimmen solcher, welche im dunkeln Gefühle eigener Schwäche von der Fülle der „Thatsachen" in derselben erdrückt, den Mangel der musicalischen Beurtheilung hervorheben zu müssen glaubten, ohne Gefühl dafür, daß gerade nur durch die bewußte Beschränkung auf die eine Aufgabe etwas Bleibendes und Tüchtiges geleistet werden konnte.

Der zweite Band hat sich von Anfang bis zu Ende auf der gleichen Höhe gehalten; überall dieselbe Sicherheit des Fundamentes, derselbe Scharfsinn in Ermittelung von Thatsächlichem, der gleiche unbeirrte Wahrheitssinn in Scheidung des Bewährten vom Zweifelhaften. Da nun Beethoven in demselben auf dem Höhepunkte seines Schaffens, nach Vollendung seiner Jugendstudien erscheint, so konnte es nicht fehlen, daß dieser zweite Band das Interesse der Verehrer des Meisters in noch höherem Grade als der erste auf sich gezogen hat. Wir geben, wie es damals auch mit dem ersten Bande geschah, von dem Inhalt in der Kürze Bericht, nachdem wir noch darauf hingewiesen, daß zu den Quellen, die sich Thayer bereits beim ersten Bande reichlich zugänglich gemacht hatte, unterdessen die Notizen aus Otto Jahn's Nachlasse hinzugekommen sind, die sowohl reichliche Nachträge zum ersten Bande lieferten, wie auch für diesen zweiten und die voraussichtlich folgenden eine Fülle werthvoller Mittheilungen boten.

Mit dem Jahre 1795, Beethoven's fünfundzwanzigstem Lebensjahre, hatte die Erzählung des ersten Bandes geschlossen. Die neue Gestaltung seines Lebens und künstlerischen Wirkens war mit diesem Jahre zu einem entschiedenen Abschlusse gelangt; er hatte in der Kaiserstadt, nach dem Abbruche sämmtlicher Beziehungen zu seinem Geburtsorte, eine neue Heimat gefunden; seine theoretischen Studien bei Haydn und Albrechtsberger waren beendigt; als Componist und Clavierspieler hatte er sich dem Wiener Publicum mit Erfolg empfohlen und in kurzer Zeit ein für einen jungen Künstler ungewöhnliches Ansehen erlangt; namentlich war er ein gern gesehener Gast in den höchsten Adelsfamilien der Hauptstadt geworden. Hier also, mit dem Beginne des Jahres 1796, setzt die Erzählung des neuen Bandes wieder ein. Nach einem kleineren Ausfluge und der Vollendung einiger Compositionen unternahm Beethoven in diesem Jahre eine weitere Kunstreise nach Prag, Dresden und Berlin, an welchem letzteren Orte er auch in Berührung mit dem königlichen Hofe, namentlich dem musicalisch hochbegabten Prinzen Louis Ferdinand trat; von einer angeblichen Absicht Beethovens, in Berlin sich bei dieser Gelegenheit eine Stellung zu suchen, ist nichts zu erkennen, wiewohl König Friedrich Wilhelm II. nicht abgeneigt gewesen zu sein scheint, ihn in seinem Dienste zu haben. Beethoven hatte in Wien durch Unterricht, Composition und öffentliches Auftreten ein reichliches Auskommen, und hat weder damals noch später ernstlich daran gedacht, die Stadt wieder zu verlassen.

In die Zeit nach seiner Rückkehr (Ende 1796 und 1797) fallen die Unternehmungen Napoleon's gegen den Kaiserstaat, die mit dem Frieden von Campo Formio ihren Abschluß fanden; Beethoven fand in den kriegerischen Unternehmungen theils unmittelbar einzelne Veranlassungen zur Bethätigung seines Talentes, theils mittelbar wirksame Anregung in der Bekanntschaft mit dem musicalisch gebildeten französischen Gesandten General

Digitized by Google

Bernadotte (1798), von welchem nach verschiedenen Berichten die erste Anregung zu der heroischen Symphonie ausging. Durch die Nebenbuhlerschaft des Pianisten Wölffl und die Bekanntschaft mit J. B. Cramer erwuchs damals für Beethoven die Aufforderung zu fernerer Vervollkommnung seines Clavierspieles, welches auf weiteren Kunstreisen zu produciren damals noch ganz entschieden in seinen Plänen lag; auch spielte er 1798 noch einmal in Prag; von da an aber mußte er seine Pläne in Folge des widrigsten Geschickes, welches ihn treffen konnte, aufgeben; die Anfänge seines Gehörleidens fallen in dieses Jahr.

So sehr ihn diese Wahrnehmung beunruhigte (wir können uns aus seinen Briefen an nahe Freunde eine Vorstellung davon machen), so sind doch gerade diese Jahre und das folgende (1799) an neuen Compositionen außerordentlich reich und zeigen seine Productionskraft in einem stetigen, inneren sowohl wie äußeren Wachsthume. Der Verfasser verzeichnet mit Genauigkeit bei jenem Jahre sowohl die in demselben entstandenen wie die veröffentlichten Compositionen, wobei wir bemerken, daß zur genauen Orientirung desselben „chronologisches Verzeichniß der Werke Beethoven's" mit Erfolg wird benutzt werden können.

Ehe der Verfasser die mit dem Jahre 1800 beginnende neue Epoche von Beethoven's Leben zu erzählen unternimmt, faßt er in zwei wichtigen und interessanten Abschnitten einerseits die bekannten Thatsachen über den geselligen Verkehr Beethoven's in Wien und andererseits die Beobachtungen über seinen Charakter und seine Lebensweise in höchst belehrender Weise zusammen. Beide Abschnitte enthalten in jeder Hinsicht neue und interessante Aufschlüsse, und hohe Anerkennung verdient namentlich die ruhige, vorurtheilslose Erwägung, die seine Beurtheilung, mit welcher der große Bewunderer Beethoven's hier dessen menschliches Sein prüft und uns vor Augen stellt. Gerade hier sehen wir, mit welcher tiefen menschlichen Theilnahme der Biograph seinen Helden betrachtet und begleitet; während die edlen Züge desselben in hellem Glanze strahlen, können dem eindringenden Forscher auch die Schwächen nicht verborgen bleiben; einfach und ohne Umschweife stellt er sie hin, mit der menschlichen Theilnahme, wie man sie einem Freunde gegenüber empfindet. Beethoven's Mangel an Selbstbeherrschung in seinen Affecten, seine Ueberhebung im Verkehre mit Genossen und andere Mängel mußten hier um so mehr hervorgehoben werden, je mehr sich eine Classe von Beethovenverehrern gewöhnt hat, in ihrem Helden das Ideal aller menschlichen und künstlerischen Vollkommenheiten zu erblicken; ihnen gegenüber hat der besonnene Biograph um so mehr die Pflicht, die einfache Wahrheit zu sagen, wodurch das Bild an Deutlichkeit gewinnt und an anziehender Kraft nichts einbüßt. Oder sollten wir Beethoven als großes Genie und großen Künstler weniger bewundern, wenn wir sehen, daß er nicht ein über die Menschheit und deren Schwächen erhabenes Wesen war? Daneben gewinnen dann die Züge von Edelmuth und aufrichtiger Freundschaft, die uns begegnen, einen um so wohlthuenderen Reiz.

Mit Befriedigung hören wir von dem zahlreichen Kreise von Freunden und Verehrern, welche Beethoven damals und bis in seine späteren Jahre umgaben — unter denen Zmeskall während aller Perioden von Beethoven's Leben als treuester Berather im Vordergrunde steht —, und lassen uns auch von dem Kreise von Frauen erzählen, in welchem er sich wohl fühlte; wir billigen durchaus, was der Verfasser über Beethoven's biographisch höchst wichtigen, wenngleich vielfach sehr überschätzten Briefwechsel sagt, und erfreuen uns überall an der schlichten, von unklarer Phantasterei freien, von aller Vorliebe unbeirrten Beurtheilung, wenn sie auch vielleicht von einer uns Deutschen vielfach näher

Digitized by Google

liegenden idealeren Betrachtungsweise sich unterscheiden mag. Denn mit phrasenhaft überschwänglichen, in unklarer Begeisterung hervorgebrachten Lobeserhebungen, wie sie andere sogenannte Biographen in lästiger Breite liefern, ist für die wirkliche Erkenntniß gar nichts geleistet, und weniger als gar nichts, wenn die nicht wegzuleugnenden Mängel sogar mit einer Ausnahmestellung entschuldigt werden, welche der Genius den allgemeinen sittlichen Gesetzen gegenüber einzunehmen berechtigt sei; mit solchen Aeußerungen würde der Biograph nur seine eigenen Grundsätze in ein bedenkliches Licht stellen.

Nachdem der Verfasser über die Art, wie Beethoven arbeitete, vorzugsweise mit Hinweisung auf Nottebohm's Untersuchungen, nähere Aufschlüsse gegeben und dann über die Gründe der Taubheit desselben einige Mittheilungen gemacht hat, nimmt er mit dem Jahre 1800 den Faden der Erzählung wieder auf, welches eine neue Epoche sowohl in seiner Production macht, insofern er sich zuerst der Composition in größeren Dimensionen zuwandte, wie auch in seinem Leben, da ihm eben durch sein Leiden von da an die Laufbahn als Pianist und Dirigent verschlossen wurde, und er also seine Aussichten für seine Zukunft als völlig veränderte ansehen mußte. In einem Concerte dieses Jahres kamen die erste Symphonie und das Septett zur ersten Aufführung; die Quartette Op. 18 und das Cmoll-Concert wurden um dieselbe Zeit vollendet. Mit dem veränderten Lebensplane Beethoven's, der ihm von jetzt an Wien zum bleibenden und ununterbrochenen Aufenthalte machte, hing es zusammen, daß er seiner Gesundheit zuliebe wenigstens den Sommer regelmäßig auf dem Lande in der Nähe Wiens zubrachte; Thayer begleitet ihn mit liebevoller Sorgfalt durch die verschiedenen Wechsel seines Aufenthaltes, und berichtet eine Menge damit zusammenhängender, meist bisher unbekannter Züge aus seinem Leben. Neue Bekanntschaften mit Czerny, Dolezalek, Hofmeister fallen in dieses Jahr.

Das an Ereignissen reiche Jahr 1801 gab unter vielen kleineren Werken (vorzugsweise Sonaten mit oder ohne Begleitung) der Prometheusmusik ihre Entstehung. Bei Erzählung der Erlebnisse dieses Jahres läßt Thayer, seiner Weise entsprechend, den Leser den Weg seiner Untersuchung mitmachen, und giebt sie zum Theil in Form einer Erläuterung zu den wichtigen und interessanten Briefen, welche Beethoven in demselben an seine Freunde Amenda, Hofmeister und Wegeler schrieb. Dabei findet sich z. B. Gelegenheit zu einer Uebersicht über die Art und Weise, wie sich die Kritik damals mit Beethoven beschäftigte; ferner zu einem Bericht über die Erlebnisse zweier ehemaligen Freunde Beethoven's, welche damals in Wien wieder mit ihm zusammentrafen, A. Reicha's und Stephans von Breuning; und hierauf zur Einführung eines neuen jungen Freundes Beethoven's, welcher um die Geschichte seines Meisters durch Aufzeichnung seiner Erinnerungen ein bleibendes Verdienst hat, des begabten Ferdinand Ries, welcher, wie Thayer nachweist, im September oder October 1801 nach Wien kam und Beethoven's Schüler wurde.

Von besonderem Interesse ist dann endlich, was Thayer über das Verhältniß Beethoven's zu seiner Schülerin, der jungen Gräfin Julia Guicciardi mittheilt, und wie er die bisher vorhandenen phantastischen Vorstellungen über dies ideale Verhältniß und den angeblich tiefen Eindruck seines Verlaufes auf Beethoven durch einfache Mittheilung des Thatsächlichen auf ihr richtiges Maß zurückführt. Das hat manchen Lesern dieses Bandes besonders wehe gethan, und selbst öffentlich hat sich die Kritik oder vielmehr Kritiklosigkeit versucht gefühlt, die unerbittlichen Schlüsse, die sich auf die wenigen beglaubigten Thatsachen stützen, anzuzweifeln. Nach Allem, was vorliegt, hat Beethoven

Digitized by Google

allerdings sich im Jahre 1801 in die 17jährige Julia verliebt und dieses Gefühl fand auch Erwiederung; allem Anscheine zufolge hatte er auch den Wunsch sie zu heiraten, was aber an dem Widerspruche der Aeltern gescheitert zu sein scheint; zwei Jahre später heiratete Julie den Grafen Gallenberg. Jene drei Briefe „an die unsterbliche Geliebte", welche in allen Sammlungen, auf Grund einer durchaus haltlosen Annahme Schindler's, als an die Gräfin Julie G. gerichtet figuriren, waren nicht an sie geschrieben und gehörten einer späteren Zeit an; und eben so grundlos war die Annahme eines tiefen Eindruckes dieser Ereignisse auf Beethoven, der ihn sogar zum Gedanken an Selbstmord gebracht hätte; weder war Beethoven in seiner künstlerischen Production durch dieselbe gehemmt — die Sinfonia Eroica wurde unmittelbar nach der Katastrophe geschrieben —, noch war der Eindruck auf ihn im Geringsten erheblicher und dauernder, als der eines anderen Liebesabenteuers, deren Beethoven zahlreiche erlebte.*)

Sehr fruchtbar war wiederum das Jahr 1802, welches außer mehreren großen Sonaten die Ddur-Symphonie hervorbrachte; doch war dieses Jahr ein trübes für ihn durch die Zunahme seiner Taubheit, wie aus dem ergreifenden Testamente an seine Brüder, in seinem damaligen Sommeraufenthalte Heiligenstadt geschrieben, hervorgeht. Sehr wohlthuend ist an dieser Stelle des Buches ein längerer Abschnitt, in welchem Thayer das Andenken der beiden Brüder Beethoven's von einigen übertriebenen Vorwürfen reinigt, welche die Tactlosigkeit eilfertiger Scribenten, auf Grund einzelner Aeußerungen von Ries und Schindler, auf dieselben gehäuft hatte.

In das Jahr 1803 fallen die ersten, wenn auch noch unbestimmten Pläne Beethoven's, für die Bühne zu arbeiten; der wunderliche Schikaneder, welcher damals auch die erste Oper von Cherubini nach Wien gebracht hatte, engagirte ihn für sein Theater, und Beethoven begann eine Oper, die nach Thayer's Vermuthung den Titel Alexander führte, und welcher höchst wahrscheinlich das Bruchstück angehört, das in Nottebohm's Beethoveniana (siehe unten) veröffentlicht ist. Durch den Ankauf des Theaters seitens des Barons von Braun und die Entlassung Schikaneder's im Jahre 1804 wurde der Vertrag mit Beethoven hinfällig, und die Composition der Oper unterblieb. Doch kam in dem Jahre 1803 das Oratorium Christus zum ersten Male zur Aufführung, und die Eroica, die Kreuzersonate und mehrere kleinere Werke fanden ihre Entstehung; letztere große Sonate fand ihre erste öffentliche Darstellung durch Beethoven in Verbindung mit dem Violinisten Bridgetower, den er damals kennen lernte. Von manchen anderen Bekanntschaften dieses Jahres hören wir weiter; Hauptquelle für Beethoven's musicalischen und geselligen Verkehr in diesen Jahren sind natürlich die unübertrefflichen Notizen von F. Ries. Wichtig ist auch, daß die Unterhandlungen mit dem Schotten Thomson, welche die Bearbeitung schottischer Nationalmelodien durch Beethoven zum Gegenstande hatten, in jener Zeit ihren Anfang nahmen, ohne jedoch zunächst zu einem Resultate zu führen.

Die Herausgabe und Aufführung der Sinfonia eroica war das Hauptereigniß des Jahres 1804; dann aber ist der Verlauf desselben getrübt durch das Zerwürfniß zwischen Beethoven und seinem alten Freunde Breuning. So betrübend uns hierbei die ihrer

*) Um gewisse Mißverständnisse bezüglich der angeführten Briefe und seiner ganzen Beweisführung zu beseitigen, hat Thayer kürzlich einen darauf bezüglichen Passus des noch nicht erschienenen dritten Bandes schon jetzt veröffentlicht in der „Neuen freien Presse, 1872", Nr. 2753.

Digitized by Google

selbst nicht mächtige Heftigkeit Beethoven's bei kleinlicher Veranlassung berührt, so sehr bezeichnet wiederum die eben so rasche Versöhnlichkeit den edlen Grund seines Gemüthes.

Viele einzelne Erlebnisse Beethoven's während dieser Zeit übergehen wir; dieselben werden in Schatten gestellt durch die nunmehr ernstlicher hervortretenden Bemühungen, den in der öffentlichen Schätzung damals bereits an erster Stelle stehenden Meister zur Composition einer Oper zu veranlassen. Es geschah dies durch den unternehmungslustigen Theaterdirector Baron von Braun, der Ende 1804 Beethoven die Composition des nach den Französischen von Sonnleithner deutsch bearbeiteten Textes „Léonore ou l'amour conjugal" (schon früher von Gaveaux und Paer componirt) antrug. Er begann dieselbe sofort, und sie beschäftigte ihn ununterbrochen während der ersten zwei Drittel des Jahres 1805, theils in der ihm angewiesenen Wohnung im Theatergebäude, theils in seinem Sommeraufenthalte Hetzendorf; das erhaltene Skizzenbuch der Oper, von welchem Thayer im Anhange eine ausführliche Beschreibung giebt, gewährt uns ein Bild des erstaunlichen Fleißes, sowie in eingestreuten Bemerkungen auch der Gemüthsstimmung Beethoven's bei dieser Arbeit. In die Zeit der Arbeit an dem Werke fiel die für Beethoven höchst werthvolle Begegnung mit Cherubini (Juli 1805), wenn sich auch, wie aus späteren Aeußerungen des Letzteren hervorging, die grundverschiedene Natur der beiden Künstler hierbei recht deutlich zeigte. Ende des Sommers kehrte Beethoven in die Stadt zurück, die Proben begannen, und nach vielfachen Schwierigkeiten mit den Sängern, unter den ungünstigsten Umständen (Wien war von den Franzosen besetzt) ging die Oper am 20. November zum ersten Male über die Bühne. Auch die erste Kritik war nicht günstig; und gegründete Ausstellungen an dem dramatischen Verlaufe der Handlung brachten sogar den Meister selbst dazu, zu dem Ausfalle mehrerer Nummern seine Zustimmung zu geben. Doch unterzog Beethoven für eine erneuerte Aufführung, die für den 29. März 1806 bestimmt war, in Wirklichkeit aber erst den 10. April stattfand, die ganze Oper einer neuen Bearbeitung, nachdem ihm vorher Breuning das Textbuch umgearbeitet. Bei der nunmehrigen Aufführung war der Erfolg ein viel entschiedenerer; Zeuge dafür ist der Tenorist Röckel, welcher damals den Florestan sang, und welcher noch als hochbejahrter Mann dem Verfasser über diese Zeit Mittheilungen gemacht hat. Von da an hat dann die Oper wieder viele Jahre hindurch geruhet, bis sie endlich 1814 in die Gestalt gebracht wurde, in welcher wir sie heute kennen und bewundern.*)

Das Jahr 1806 ist wiederum ein sehr productives gewesen; es entstanden außer der umgearbeiteten Oper die Rasoumowsky'schen Quartette, die Bdur-Symphonie, das Gdur-Concert und die Fmoll-Sonate für Clavier. In demselben Jahre unternahm Beethoven mehrere kleine Reisen, zum Grafen Brunswick nach Ungarn, und auf die Güter des Fürsten Lichnowsky nach Schlesien. Dann begannen von Neuem die Bemühungen des Schotten Thomson, Beethoven zur Bearbeitung nationaler schottischer Melodien zu bestimmen, und zwar in Form größerer Kammermusikstücke; Beethoven erklärte sich dazu bereit, doch führten bekanntlich die Pläne schließlich nur zu jener harmonischen Be-

*) Da das Verhältniß der verschiedenen Bearbeitungen des Fidelio häufig nicht genau beachtet wird, so bemerken wir, daß nach dieser zweiten Bearbeitung Otto Jahn 1852 den Clavierauszug herausgab, und zu dieser die bekannte große Leonoren-Ouvertüre von Beethoven geschrieben wurde. Die erste Bearbeitung wurde nicht veröffentlicht und ist gegenwärtig nicht mehr vollständig vorhanden.

Digitized by Google

gleitung schottischer Lieder, der er sich in einer späteren Periode seines Lebens eifrig hingab. Wir fügen hinzu, daß nach dem vorher in der Anmerkung erwähnten Artikel Thayer den berühmten Liebesbrief gegenwärtig in's Jahr 1806 verlegen zu müssen glaubt, in welchem demnach Beethoven von einer tiefen, sein ganzes Sein beherrschenden Neigung erfüllt gewesen wäre. Nähere Aufschlüsse hierüber können natürlich jetzt noch nicht gegeben werden.

Der Verfasser schließt auch diesen Abschnitt mit einer Betrachtung der persönlichen Beziehungen Beethoven's in diesen Jahren. Wir erfahren, daß er schon um 1805 begann, den jungen Erzherzog Rudolph zu unterweisen; Graf Rasoumowsky, Gräfin Erdödy, Baronin von Ertmann, Frau Bigot, die Familien Malfatti und Streicher, Schneller, Gleichenstein u. A. gehörten zu denen, mit welchen der Componist einen engeren und freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Seine Lebensweise und sein Temperament tritt in mehreren einzelnen Zügen, welche der Verfasser am Schlusse nach den Berichten Anderer zusammenstellt, klar und anschaulich hervor. Mit dem größten Verlangen nach der Fortsetzung wird ohne Zweifel jeder einsichtige Leser von diesem Bande scheiden, in welchem die Genauigkeit der Forschung, die Besonnenheit der Beweisführung und die treffende Beurtheilung des menschlichen Charakters in einer seltenen Weise zusammentreffen, und das Bild des Meisters in den verschiedenen Beziehungen seines äußeren Lebens mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit hervortritt, wie es in keiner der übrigen neueren Darstellungen der Fall ist; und er wird nicht so thöricht sein, in das Gerede solcher einzustimmen, welche dem Buche zum Vorwurfe machen, daß es nicht auch die künstlerische Beurtheilung des Meisters in seinen Kreis gezogen, nachdem der Verfasser unumwunden genug erklärt, daß er sich dieselbe nicht zur Aufgabe gestellt. Die volle, abschließende Erkenntniß des größten unserer deutschen Tondichter ist nicht eines Mannes Sache; es müssen viele berufene Hände zusammen arbeiten, und um so Nachhaltigeres wird derjenige leisten, welcher sich der Beschränkung seiner Aufgabe bewußt bleibt; er wird in seinem Bemühen anerkannt und in seiner Arbeit geschätzt bleiben, wenn die vielschreibenden Dilettanten, die in unklarem Enthusiasmus die Stellung Beethoven's im geistigen Leben der Deutschen umfassen zu können meinen, ohne auch nur ein einziges Werk desselben ordentlich analysiren und technisch beurtheilen zu können, längst vergessen sind.

Neben der Thayer'schen Biographie haben bekanntlich die Arbeiten Gustav Nottebohm's durch ausgebreitete Kenntniß und sorgfältige Detailforschung die Kenntniß von Beethoven's Schaffen wesentlich gefördert. Vor mehreren Jahren hatten wir Gelegenheit, über das verdienstvolle thematische Verzeichniß der gedruckten Werke Beethoven's zu berichten, dessen zweite Auflage durch die über die Zeit und die Umstände der Entstehung der einzelnen Werke gegebenen Notizen einen besonders hohen Werth erhalten hatte. Damals versprach der Herausgeber, nähere Nachweisungen über die dort gegebenen Daten an anderem Orte zu bringen; diesem Versprechen ist er kürzlich zu einem Theile wenigstens nachgekommen in einer Sammlung von Aufsätzen und Mittheilungen, welche er unter dem Titel „Beethoveniana" in Leipzig und Winterthur bei Rieter-Biedermann hat erscheinen lassen. Es sind dies Aufsätze, die in den Jahren 1869 und 1870 größtentheils in der Allgemeinen Musicalischen Zeitung erschienen und nach dem Vorworte das Ergebniß längerer Beschäftigung mit Beethoven'schen Handschriften und sonstiger Forschungen über Einzelheiten aus seiner Geschichte sind. Der Verfasser hat dieselben

Digitized by Google

zum Theil umgearbeitet und erweitert, äußerlich jedoch in ihrer aphoristischen Gestalt, in der sie ursprünglich erschienen waren, gelassen. Wenn wir die Mittheilungen in unserem Berichte systematisch zu ordnen suchen, so weisen wir zuerst auf die geschichtlich-biographischen hin, die an Zahl freilich vor den übrigen zurückstehen. So wird in Nr. XXVII über ein Stammbuch Beethoven's, in welches sich bei seiner Abreise von Bonn nach Wien verschiedene seiner Freunde einzeichneten, Bericht gegeben; dasselbe diente sowohl zur genaueren Feststellung des Datums seiner Abreise wie auch zur Gewinnung eines lebhafteren Einblickes in den Bonner Freundeskreis des Meisters. Nr. XXVIII macht uns mit Dr. A. Weißenbach bekannt, dem Verfasser des Textes zu der Cantate „der glorreiche Augenblick", welcher im Jahre 1816 ein Buch unter dem Titel „meine Reise zum Congreß" herausgab und darin von Beethoven's äußerem Wesen in jenen Jahren, wo er ihn selbst sah, eine höchst anziehende Schilderung gab. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die in Nr. XXIX niedergelegten bedeutenden Untersuchungen über das Seyfried'sche Buch „Beethoven's Studien im Generalbaß" u. s. w., welches dieser als den authentischen Bestand Beethoven'scher Aufzeichnungen aus dem Nachlasse desselben herausgegeben hat. Diese Studien werden hier mit der genauesten Sorgfalt theils nach ihren verschiedenen Zeiten gesondert, theils auf ihre Quellen zurückgeführt; in dem sich daraus nun einerseits die ursprüngliche Bestimmung derselben ergiebt, wonach es theils Studien Beethoven's bei seinen Lehrern, theils Aufzeichnungen zum Zwecke eigenen Unterrichtes, sämmtlich aber Excerpte aus leicht nachweisbaren Quellen sind, fällt andererseits auf die oberflächliche, der Gewissenhaftigkeit und des Wahrheitssinnes durchaus entbehrende Arbeit Seyfried's das ungünstigste Licht; so daß Niemand künftig dieses Buch ohne Zuziehung der Nottebohm'schen Kritik wird benutzen wollen.

Für die Zeitbestimmung einzelner Beethoven'schen Werke, die bekanntlich bei der Spärlichkeit äußerer Nachrichten ehemals vielfach unmöglich war, dienen jetzt in erster Linie die zahlreichen Skizzenbücher Beethoven's, deren Ausnutzung zu diesem Zwecke gerade von Nottebohm zuerst angebahnt ist. So werden hier die Variationen Op. 44 schon dem Jahre 1792—93 (III), die zweite Sonate Op. 49 dem Jahre 1796 (I), der Beginn der C moll-Symphonie bereits dem Jahre 1805 (VI), die Sonate Op. 96 dem Jahre 1812 zugeschrieben (X); das letzte Stück der Bagatellen Op. 119 wird seiner ursprünglichen Gestalt nach als Lied nachgewiesen, dessen Bearbeitung als Clavierstück vielleicht gar nicht von Beethoven herrührt (XV). Ueber die Entstehung und Bestimmung ganzer Werke erhalten wir richtige Aufschlüsse; so über die C dur-Ouvertüre Op. 115 (XIV), welche in den Verzeichnissen meist unter dem Titel „zur Namensfeier" figurirt, während sie bei Aufführungen zuweilen ohne alles Recht als „Jagdouvertüre" bezeichnet wurde; wir lernen aus den Skizzen, daß dieselbe die Composition des Schiller'schen Liedes an die Freude in sich aufnehmen sollte und so ihrer Idee nach gewissermaßen eine Vorarbeit zur neunten Symphonie war, daß sie aber, nachdem dieser Plan aufgegeben, möglicherweise zur Namensfeier des Kaisers oder aus einem anderen äußeren Anlasse 1814 vollendet wurde. Fast noch wichtiger sind die Untersuchungen über die C dur-Ouvertüre Op. 138 (XX), welche man gewöhnlich als erste Leonorenouvertüre bezeichnet. Es erweist sich, daß dieselbe vielmehr die dritte war und im Jahre 1807 zu einer projectirten Aufführung des Fidelio in Prag componirt wurde. Im Jahre 1814 wollte Beethoven eben diese Ouvertüre umarbeiten, zog es jedoch vor eine ganz neue, die jetzige vierte (E dur) zu componiren. Noch erwähnen wir in diesem Zusammenhange die Notiz

Digitized by Google

über die in verschiedenen Perioden vorgenommene Bearbeitung des Matthisson'schen Opferliedes (XVII), die Mittheilung der Skizze einer Composition des Goethe'schen Erlkönigs (XXIII), sowie die Nachricht über Beethoven's letzte Composition, den Anfang eines Quintetts in C (XXI).

Interessanter aber als diese Einzelnotizen ist die Abhandlung über das Fragment einer Oper, die im Jahre 1803 begonnen wurde und vermuthlich jene auch von Thayer erwähnte, für Schikaneder unternommene war (XXII). Zu den Stücken dieses Fragmentes gehört insbesondere ein Terzett, in welchem zwei Liebende die Freude sich zu besitzen aussprechen, und der Vater (Porus) Segensworte dazu spricht; das Thema desselben ist genau das des Duettes der beiden wiedervereinigten Gatten im Fidelio „O namenlose Freude", und die Vergleichung beider veranlaßt den Verfasser einmal aus dem Tone bloßer urkundlicher Mittheilung und Untersuchung herauszutreten und in sinniger Weise über die Mittel des musicalischen Ausdruckes sich auszusprechen. Von der Wahrnehmung ausgehend, daß sowohl die Motive wie Bewegung und Tempo in beiden Bearbeitungen so gut wie übereinstimmen, glaubt er zu dem Resultate kommen zu müssen, daß der Unterschied des Charakters, vermöge welches dem einen mehr ruhig heitere Freude, dem anderen der Ausdruck eines leidenschaftlichen Jubels zuzusprechen ist, lediglich in der Verschiedenheit des Textes zu suchen sei, dessen verschiedenartiger Vortrag eine verschiedenartige Wirkung erzeuge.

Viele Mittheilungen über einzelne Stellen Beethoven'scher Werke, deren erste Gestalt, ihre richtige Lesart späteren Fälschungen gegenüber, ihre verschiedene Fassung in den verschiedenen Skizzirungen müssen wir hier übergehen; der Beethoven-Kenner wird keine einzige ohne das größte Interesse aufnehmen und anerkennen, wie hier theils für Anwendung der Kritik auf die Ueberlieferung musicalischer Kunstwerke mustergiltige Beispiele gegeben, theils von der erstaunlichen Sorgfalt Beethoven's im Ausfeilen einzelner Stellen und in der Bezeichnung seiner Werke für den Vortrag Proben dargeboten werden. In ersterer Beziehung ist es nicht unwichtig zu erfahren, daß zur Feststellung der richtigen Lesarten nicht immer das Beethoven'sche Autograph maßgebend ist, sondern häufig in einer späteren, zum Druck gegebenen Abschrift Aenderungen von ihm vorgenommen wurden, während das Autograph unverändert blieb. Manche Angaben Früherer finden hier ihre Widerlegung, so eine von Ries, bezüglich der angeblichen Vernichtung der Nachdruckausgabe des Quintettes Op. 29 (II), und mehrere von Schindler, dessen Unzuverlässigkeit in factischen Angaben an verschiedenen Stellen schlagend hervortritt. Um nur noch ein Beispiel davon anzuführen, so wird in Nr. XXVI gegenüber den Angaben Schindler's die Werthschätzung, welche Beethoven dem 1815 erfundenen Mälzelschen Metronom zuwendete, nachgewiesen, und ein Verzeichniß der Werke gegeben, die Beethoven selbst mit metronomischen Bezeichnungen versah.

Ein werthvoller Beitrag, den Nottebohm in seinen früheren Publicationen diesen Beethovenianis einfügte, der Bericht über die „Bonner Studien" Beethoven's (vgl. Allgemeine Mus. Zeitung 1836, Nr. 45 fg.), ist in die gegenwärtige Sammlung nicht aufgenommen; daraus dürfen wir vielleicht auf eine weitere Fortsetzung dieser ohnehin ihrer Absicht nach aphoristischen Mittheilungen hoffen, welche in belehrender und interessanter Weise dazu beitragen, uns bei dem großen Meister, dessen abgeschlossene, fertige Werke wir kennen und bewundern, in die geheime Werkstatt seines Geistes einzuführen und uns vor dem irrigen Glauben zu bewahren, daß die begeisterte Phantasie allein die Kunst-

Digitized by Google

werke hervorbringe, da vielmehr gerade der größte Künstler sich in der gewissenhaftesten Kritik dessen, was ihm die Begeisterung eingegeben, zu erkennen giebt. Diese Beobachtung wird unsere Bewunderung vor dem Genius nur erhöhen, während die oft hervortretende bloße phantastische Lobpreisung uns nichts lehrt und die Idee des Kunstwerkes mehr verbirgt als klarlegt.

Noch ein Buch hat das Jubiläumsjahr nachträglich auf dem Markte erscheinen lassen, mit welchem L. Nohl die bereits von ihm geschriebene Beethovenbibliothek vermehrt: „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart", Wien 1871. In demselben finden sich eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, welche der Verfasser bei Gelegenheit der Jubelfeier an verschiedenen Orten veröffentlicht hat. Durch die Mehrzahl der Artikel (1. Beethoven's hundertjähriger Geburtstag; 2. Ludwig von Beethoven, eine biographische Charakteristik; 3. Beethoven und Napoleon I.; 4. Beethoven und Goethe; 5. Beethoven's Tagebuch von 1812—18; 6. Beethoven und Oesterreich; 7. Das Beethovenfest in Wien) soll sich gleichsam ein rother Faden hindurchziehen, „die Betonung der Bedeutung Beethoven's für unser geistiges Leben überhaupt und besonders für eine neue und höhere Auffassung und Erzeugung in der Kunst". Der letzte Artikel, „Beethoven und die Kunst der Gegenwart" führt die bereits bekannte Anschauung des Verfassers von neuem durch, daß die durch Beethoven bezeichnete Entwickelungsstufe in der Geschichte der Kunst und des deutschen Geistes wiederum nur eine Vorbereitung sei zu der symphonischen Dichtung Liszt's und dem Musikdrama Wagner's, dessen eifrigster Apostel in der Journalistik bekanntlich Nohl gegenwärtig ist. Während die meisten dieser Ergüsse für den ernsthaften Forscher absolut bedeutungslos sind, ist der 5. Abschnitt von wirklichem biographischen Interesse; derselbe enthält die Mittheilung von Beethoven's Tagebuch aus den Jahren 1812—18, und zwar, da das Original zerstückt und größtentheils verloren sei, nach einer alten Wiener Abschrift, die „in der Hauptsache zuverlässig erscheint". Wir müssen uns also bei Benutzung desselben für jetzt ganz der fides des Herrn Nohl sowohl in jenem Urtheile wie in der Mittheilung des Einzelnen überlassen. Wir sehen hier in des Meisters Stimmung und Beschäftigung jener Jahre lebhaft hinein, welche so mancherlei Trübes für ihn brachte, gewinnen namentlich eine deutliche Anschauung von den vielen Kämpfen, welche die Erziehung seines Neffen ihm einbrachte, lesen eine Menge jener bekannten Erinnerungen an sich selbst, die theils ernste und wichtige Fragen, theils aber oft ganz alltägliche Dinge betreffen, erfahren von Plänen, von denen der arme durch Krankheit gequälte Meister immer erfüllt war, erhalten ausgeschriebene Stellen aus Büchern, die Beethoven damals las, kurz beobachten ihn in seinem alltäglichen Denken und Leben. Für den Biographen werden diese Mittheilungen, wenn er diese Periode zu behandeln hat, eine wesentliche Quelle sein. Ob demselben auch die wortreichen Anmerkungen, mit welchen sie in dem Buche begleitet sind, eine wesentliche Ausbeute liefern werden, wollen wir demselben zu beurtheilen überlassen.

Digitized by Google

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[24. October 1872.] Das für das Volk und für die Regierungen bestimmte Manifest der in Fulda versammelt gewesenen Bischöfe ist seit kurzem der Oeffentlichkeit übergeben. Sie haben es in die Form einer Denkschrift gekleidet, welche von Fulda den 20. September datirt ist. Von den Namen aller zum **Deutschen Reiche** gehörigen Bischöfen fehlt ein einziger unter dieser immerhin bedeutungsvollen Acte, welche wenigstens das eine Verdienst haben wird, daß sie die gründliche Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche und das vollständige Eintreten der Reichsgewalten in den begonnenen Kampf nach allen Seiten hin fördert. Der eine fehlende Namen ist der des Erzbischofes Ledochowski von Gnesen und Posen. Aber gewiß nicht zu dem Zwecke glänzt er durch seine Abwesenheit, um als weniger ultramontan, weniger als Römling zu erscheinen, denn seine bischöflichen Mitbrüder. Er hat sich nur als Pole ferngehalten. Reichstagsabgeordnete polnischer Zunge aus seinem Sprengel protestiren im Reichstage gerne gegen das auch Posen umfassende Deutsche Reich. Von demselben Geiste getrieben versagte der Erzbischof von Posen und Gnesen, trotz des vollkommen gleichen hierarchischen Standpunktes, seine Mitwirkung da, wo die bischöfliche Macht im Deutschen Reiche als ein Ganzes auftreten und handeln wollte. Die Uebrigen haben, wie gesagt, sämmtlich die gemeinsam berathene und wahrscheinlich vom Bischofe Ketteler von Mainz im Entwurfe verfaßte Denkschrift unterzeichnet. Die in Fulda in eigener Person nicht anwesenden Bischöfe von Passau und Osnabrück thaten es nachträglich.

Wer einen Augenblick bei der subjectiven Seite der Sache verweilen, die Ueberzeugungstreue der Bischöfe prüfen, was sie heute bekennen, mit dem vergleichen will, was sie zur Zeit des Vaticanischen Conciles und zum Theil noch später bekannten: dem ist in dem erst jetzt veröffentlichten Briefe des Bischofes Hefele von Rottenburg vom 11. November 1870 eine besonders auffallende Thatsache vorgeführt worden. Die Sache ist für die Meisten dieselbe, die Schattirung nur war und ist verschieden.

Die Denkschrift kann einfach bezeichnet werden als ein leidenschaftlicher Aufschrei des Gesammtepiscopates des Deutschen Reiches gegen die seiner Meinung nach begonnene und noch weiter befürchtete Unterdrückung der römisch-katholischen Kirche durch den Staat. Nicht blos gegen Preußen und die einzelnen Staaten richtet sich der Schmerzensschrei, sondern auch unmittelbar gegen das Deutsche Reich selbst. Der Vorwurf der Reichsfeindlichkeit wird laut zurückgewiesen, und es fehlt nicht an warmen Betheuerungen der Hingebung und des Gehorsames gegen den Staat, — womit natürlich der Staat gemeint ist, der in seiner Wirksamkeit nicht über die von der Hierarchie gezogene Gränzlinie hinausgeht. Gleichzeitig aber kann, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, an verschiedenen Orten die Andeutung der Gefahr finden, die darin liege, daß die begonnenen Angriffe gegen die Kirche unter der Aegide einer protestantischen Dynastie geführt würden, daß sie aus dem Schoße eines Landtages und eines Reichstages hervorgingen, in welchem mehr Protestanten als Katholiken Sitz und Stimme haben. Es bedeutet nichts, eine Anderen in den Mund

Digitized by Google

gelegte gehässige Voraussetzung unbegründet zu nennen, wenn man sofort Behauptungen folgen läßt, nach denen sie eben doch begründet sein müßte. Was heißt dies anders, als in die Gegnerschaft des Staates die Gegnerschaft der Confessionen verwickeln? Was heißt es anders, als den ersten Schritt thun, um aus dem Streite mit dem Staate das Gift des Religionshaders zu saugen und auszuspritzen? Und dies in unserem Deutschland, wo man vor nicht allzu langer Zeit jene alte trübe Quelle unsäglichen Elendes, unsäglicher Schande und Erniedrigung dem vollständigen Versiechen schon recht nahe sah! In Deutschland dies, wo unter allen Staaten, auch Bayern nicht ausgenommen, Preußen der katholischen Kirche eine vorzugsweise selbständige Stellung und freie Bewegung gab, bis endlich die neueste vaticanische Politik das schon vorher ziemlich volle Glas, welches die Priesterschaft credenzte, zum Ueberlaufen brachte, und zwar überall in deutschen Landen! Für Preußen und für Deutschland eine solche Sprache, unbekümmert um die Thatsache, daß während der letzten zwei Menschenalter in Beziehung auf die Aufhebung von Klöstern und Einziehung von Kirchengut im allgemeinen noch nichts von dem geschehen ist, was während dieser Zeit in dem ganz katholischen Spanien zu wiederholten Malen und auch in Italien ausgeführt wurde. Wenn es richtig ist, daß die Denkschrift vor ihrer Feststellung und Annahme in Fulda den Weg nach Rom genommen hat, daß der Papst sie gebilligt, ja sogar den Bischöfen, die in Fulda zusammentraten, die ausdrückliche Weisung ertheilt hat, sie zu unterzeichnen, so begreift sich die Uebereinstimmung derselben.

Die Bischöfe mögen gleichwohl sich hüten, daß sie nicht Geister rufen, welche sie zu einer anderen Stunde gerne wieder los werden möchten, aber nicht schnell wieder los werden können. Gewiß, wenigstens in Deutschland liegen die Verhältnisse so, daß sein Gesammtepiscopat nebst Gefolge nicht der aus dem von ihm geschürten Streite als Sieger davongehende sein wird. Aber ich unterschätze deshalb den Einfluß des entschiedenen, leidenschaftlichen Auftretens einer sich fest zusammenschließenden, den Winken Roms unbedingt folgenden Hierarchie auch in Deutschland nicht. Er kann dem Staate Verlegenheiten schaffen, Verwirrung säen, böse Leidenschaften erwecken, die zu frevelhaften Thaten führen, Unfrieden stiften in Gemeinden und Familien, und Unglück bringen über Viele. Die Sprache der Bischöfe hat etwas Verführerisches für solche religiös gestimmte Gemüther, denen die Kenntniß einzelner gemeinschädlichen Auswüchse des Kirchenwesens ferne liegt, in denen Religion und Priester noch gewohnheitsmäßig in einander übergehende Dinge sind, und deren Urtheil nicht bis zu einer scharfen Auffassung der obersten in diesem Kampfe maßgebenden Grundsätze reicht. Wir haben noch sehr breite Schichten, welche in solchem Dämmerlichte leben. Auch liegt es nahe, wenn einmal der Streit solche Verhältnisse annimmt, wie es nach dem Auftreten des deutschen Gesammtepiscopates wahrscheinlich ist, daß man auch auf der anderen Seite weiter geführt wird als man ursprünglich dachte, und daß zuletzt sehr strenge Maßregeln, die man anfangs gerne vermieden hätte, zur Nothwendigkeit werden. Dann pflegen Viele, die früher ziemlich unbefangen urtheilten, die wohl fühlten, daß die Kirche selbst das hereinbrechende Unwetter heraufbeschworen habe, die ursprüngliche Veranlassung des Kampfes zu vergessen. Der gegebene Zustand tritt in den Vordergrund; und vielfach wird, ohne noch lange nach Schuld und Recht und nach dem, was auf dem Spiele steht, zu fragen, die Theilnahme jenem Theile zugewendet, welchen man in schwerer Bedrängniß zu sehen glaubt.

Dies vor Allem sind die Elemente, welche die Bischöfe in dem, was sie begonnen und weiter zu thun gedenken, hinter sich haben werden. Sie sind schon jetzt nicht bei der

Digitized by Google

Denkschrift stehen geblieben. Der Erzbischof von München hat am 17. October einen Hirtenbrief erlassen, nach welchem vom Feste Allerheiligen bis zum Anfange der nächsten Fastenzeit an jedem Freitage und Sonntage eine besondere Andacht gehalten werden soll, „auf daß durch Gottes Schutz die katholische Kirche in Deutschland von ihren gegenwärtigen Bedrängnissen und den ihr noch weiter drohenden Gefahren gnädig erlöst werden möge". Auf diese Weise wird überall das gläubige katholische Volk zu fanatisiren gesucht. Denn was der Erzbischof von München gethan, soll nach einer in Fulda getroffenen Verabredung im ganzen Deutschen Reiche geschehen. Gewiß, die Elemente, welche die Bischöfe in Gährung bringen, sind nicht stark genug, ihnen die Siegespalme zu gewinnen. Der letzte Erfolg der kirchlichen Bewegung wird sich gegen ihre Urheber richten. Der Schlag, welcher fällt, wird die privilegirte Stellung der Hierarchie in Deutschland treffen, der Schlag oder eine langsamere umbildende Arbeit. Und vielleicht gefällt es Gott, bei dieser Gelegenheit auch Einiges ganz hinwegfegen zu lassen, was nicht zu Seiner Ehre, aber der Menschheit zum Verderben noch immer sich fortschleppt als entartetes Kind einer früheren Zeit, die Carricatur jener gottgefälligen Frömmigkeit, die aufstrebenden Geistes an dem Grundsatze hält: bete und arbeite. Die privilegirte Klosterfaulenzerei, die hier im Gegensatze zu einigen wirklich gemeinnützigen Anstalten im klösterlichen Kleide gemeint ist, tritt unter aufstrebenden Völkern der heutigen Welt wirklich nur noch als eine künstlich organisirte Versumpfungsanstalt des menschlichen Geistes und edler menschlicher Sitte auf, und als ein volkswirthschaftlicher Parasit nebenbei.

Aber es ist leichter, den schließlichen Verlauf der bedeutungsvollen Entwickelung, in die wir eingetreten sind, das letzte Ergebniß des Kampfes, den der deutsche Episcopat nach dem Willen des Vaticanes jetzt schürt, vorauszusehen, als sich eine klare Vorstellung zu machen von den vielen trüben Durchgangspunkten, durch welche vielleicht zu schreiten ist, bevor die Klärung erfolgt. Was die Bischöfe nur versteckt andeuten, das rufen ja weitverbreitete extrem clericale Blätter, besonders die Winkelblätter, laut in die Welt hinein: daß die Hauptgefahr für die katholische Kirche, zumal in Deutschland, in dem protestantischen Kaiserthume, in dem Reichstage mit seiner Mehrheit von Protestanten liege. In vielen Schichten würde diese Vorstellung, weil sie für den Sinn der Massen handgreiflich ist, lebhaft ergriffen werden, sobald es gelungen wäre, eine breite Bahn dem irrigen Wahne zu brechen, daß eine Religionsgefahr vorliegt, wo es sich nur um die Feststellung der Gränzen der Staatsgewalt handelt gegenüber priesterlichen Handlungen, die (gleichviel ob sie von protestantischer oder katholischer Seite ausgehen) in die äußeren Verhältnisse des Lebens eingreifen, und sobald es ferner gelungen wäre, durch diesen Irrwahn massenweise zu fanatisiren. Vielleicht gelingt dies überhaupt nicht; und wenn es gelingt, so wird es im Deutschen Reiche doch nur in ziemlich eng umschriebenen Gegenden der Fall sein können. Für das Ganze können und werden sie nicht entscheidend sein. Die durch den Gesammtcharakter Deutschlands bedingte Entwickelung der ernsten Frage, die auf deutschem Boden zu lösen ist, schreitet über sie hinweg. Aber da, wo die Krankheit bösartig auftritt und sich festnistet, kann sie vorübergehend viel Unheil erzeugen. Was man in Deutschland für immer abgethan glaubte, kann man dort wieder erleben, Protestanten und Katholiken sich in feindliche Lager schaaren sehen, Dank der von clericaler Seite kommenden unseligen Einmischung confessioneller Gegensätze in positive oder legislative Fragen des Staats-Kirchenrechtes.

Ueber den Ideengang in der Denkschrift ließe sich ein Langes sagen. Aber auch ein

Digitized by Google

kurzes Wort bezeichnet den Kern der Sache. Bevor man ſie geleſen, konnte man ſchon vermuthen, daß die Taktik der für die vaticaniſche Politik eintretenden deutſchen Biſchöfe in einer Verdrehung der Rollen beſtehen würde. Und dieſe Vermuthung iſt vollſtändig erfüllt. Die Vertheidigung iſt zum Angriff, der Angriff zur Vertheidigung geworden. Jede einzelne Maßregel, zu der man in einzelnen Staaten und im Reiche allmählich gedrängt worden iſt, weil man Schutzwehren brauchte gegen die ſich mehrenden von Rom ausgehenden Uebergriffe auf ein Gebiet, welches nicht blos ein rein religiöſes oder rein kirchliches iſt, iſt als unprovocirter Angriff des Staates gegen die Kirche gekennzeichnet. Darauf hin iſt ein langes Sündenregiſter entrollt worden. Und da man richtig fühlt, daß Staat und Reich erſt im Begriff iſt, weitere und zwar die wichtigſten Schutzwehren im Wege der Geſetzgebung zu errichten, ſo ruft man, daß die Hauptgefahr für Religion und Kirche erſt noch bevorſteht. Um die unantaſtbare für den Staat unnahbare Stellung der Kirche darzuthun, werden Grundſätze des alten Reichsſtaatsrechtes hervorgeholt, die zum Theil mit Einrichtungen zuſammenhingen, die längſt dahin gegangen ſind, oder die auf einem Grunde ruhten, der von der Curie ſelbſt niemals anerkannt, ſondern allezeit bekämpft worden iſt (weſtphäliſcher Frieden). Zu gleicher Zeit werden auch allgemeine Grundſätze der preußiſchen Verfaſſung angerufen, welchen die beabſichtigten Ausführungsgeſetze, durch die ihre Anwendung auf concrete Verhältniſſe vermittelt werden ſollte, noch nicht nachgefolgt ſind. Aber nichts iſt bezeichnender und wichtiger als das Schweigen oder die oberflächliche und entſtellende Art, mit der über das ganze ſeit langen Jahren angebahnte, aber erſt in den letzten zwei Jahren auf die Spitze getriebene provocirende Syſtem des Vaticanes (und die Stellung der Biſchöfe dazu) hinweggegangen iſt. Es muß vorerſt auf ſich beruhen, wer von den Biſchöfen in gutem Glauben ſpricht und nur die Dinge vom einſeitig kirchlichen Standpunkte aus ſieht, wer von ihnen ſelbſt getäuſcht Andere täuſcht, oder wer es wider beſſeres Wiſſen zu thun unternommen hat. Aber Täuſchung iſt, objectiv verſtanden, der vorherrſchende Charakterzug der Denkſchrift.

Man denke ſich den Fall, es ſollte in dem Proceſſe zwiſchen Prieſtermacht und Staatsgewalt, der nun vorerſt im Deutſchen Reiche zum Austrag kommen wird, ein unbefangenes Urtheil abgegeben werden durch einen unbetheiligten Dritten, einen Mann von Seelenadel und hoher Geiſteskraft, der die reinſten Ziele chriſtlicher Kirchen wie die höchſten Aufgaben des Staates gleichmäßig würdigt und eben ſo die jedem Theile nöthigen, ihrer Natur nach ſehr verſchiedenen Mittel für eine gedeihliche Wirkſamkeit. Sein Amt würde ihm erleichtert, wenn er vor ſeinem Endurtheile ein Verhör anſtellen könnte, um über die wichtigſten unmittelbar in's Leben eingreifenden Fragen eine Antwort zu erhalten, die jede Zweideutigkeit entfernt. Die Denkſchrift der Biſchöfe giebt eine Reihe von Beiſpielen dafür an die Hand, von denen ich nur einige herausgreife.

1) Den neueſten vaticaniſchen Lehrentſcheidungen ſoll ihr bedenklicher Charakter durch die Erinnerung genommen werden, daß auch jetzt weder der Papſt noch ein Concil an der überlieferten Glaubens- und Sittenlehre etwas ändern dürfe. Dem wird die authentiſche *Bezeugung* der beſtehenden Dogmen und zu befolgenden Sittenlehren gegenüber geſtellt. Der deutſche Geſammtepiscopat antworte nun, ja oder nein: iſt es nicht *ſachlich* ganz daſſelbe, ob ein Satz als neu oder als ſchon beſtehend verkündet wird, wenn dies geſchehen kann, ohne daß der *allgemeine Glauben* daran durch ein *im großen Ganzen als einſtimmig* zu betrachtendes Zeugniß eines Conciles dargelegt wird? Die Biſchöfe mögen antworten, ja oder nein: ob nicht gerade dieſes Erfor-

Digitized by Google

derniß durch den Beschluß über den Primat und das unfehlbare Lehren des ex cathedra sprechenden Papstes beseitigt ist. Sie mögen antworten, ja oder nein: ob sie nicht selbst, mit wenigen Ausnahmen, in Rom bezeugt haben, daß unter den Katholiken Deutschlands dieser jetzt als bestehend bezeugte Glaube nicht bestehe. Sie mögen antworten, ja oder nein: ob sie nicht selbst dem letzten Concile den täuschenden Schein eines im Wesentlichen einstimmigen Conciles dadurch gegeben haben, daß sie nicht den Muth hatten, das, was sie zuvor ihrem Gewissen gemäß in Rom bezeugt hatten, in der letzten öffentlichen Sitzung im Angesichte des Papstes durch ein Non placet zu bekräftigen, daß sie vielmehr mit einigen Anderen Rom zuvor im Stillen verließen. Dadurch haben sie die Schuld einer verhängnißvollen sich bereits an ihnen selbst rächenden Neuerung recht eigentlich auf das eigene Haupt geladen, eine Schuld, die schwerlich durch das nachträglich gebrachte sacrificio dell' intelletto gesühnt sein wird.

2) Da, wo die Denkschrift die behauptete Staatsgefährlichkeit berührt, heißt es unter anderem: „es ist hier nicht der Ort alle jene Mißdeutungen und unberechtigten Anwendungen theologischer oder kanonistischer Doctrinen und der für die Gegenwart unanwendbaren Thatsachen lang vergangener Geschichtsperioden zu beleuchten, woraus man jene Anschuldigungen zu rechtfertigen sucht". Es scheint dies auf die bekannten Lehren eines Gregor VII., eines Innocenz III. und Anderer über das Verhältniß der beiden Gewalten, der weltlichen und der geistlichen, und über die unbedingte Unterordnung der ersteren unter die letztere zu gehen. Nun ist es aber zweierlei, eine Lehre als irrig aufgeben und sie als unanwendbar in der Gegenwart bezeichnen. Letzteres schließt nicht im geringsten aus, daß man für die Anwendung und Einbürgerung solcher Lehren in demselben Augenblicke wieder mit vereinten Kräften arbeitet, wo man keine unüberwindlichen Hindernisse mehr vor sich zu sehen glaubt, wo die Trauben nicht mehr zu hoch hängen. Daß in dieser Bemerkung nicht etwa blos eine formale Gedankenspielerei liegt, weiß jeder, der seit Jahren die Tendenzen und die Sprache jener großen katholischen Blätter verfolgt hat, die dort am besten angeschrieben, theilweise von dort beeinflußt sind, von wo nunmehr auch die deutschen Bischöfe ihre unbedingt maßgebenden Weisungen zu empfangen haben, von Rom. Die Civittà cattolica, die Voce della verità, der Univers, die Genfer Correspondenz u. a. sprechen für sich selbst. Der deutsche Gesammtepiscopat aber soll sagen, ja oder nein: betrachtet er jene Lehren und Vorschriften früherer Päpste nicht blos als augenblicklich unanwendbar, sondern auch als irrig, als jedes autoritativen Ansehens in Gegenwart und Zukunft bar? Und wenn er dies thut, so sage er weiter, wie er das mit seiner Anerkennung des unfehlbaren Lehramtes des Papstes, in welches das unfehlbare Lehramt der Kirche sich zurückgezogen hat, zu vereinigen vermag.

3) Weniger klar ist, worauf sich abwehrende Sätze wie die folgenden beziehen: „Uebrigens ist es sehr zu beklagen, wenn überaus schwierige, auch von der katholischen Kirche nicht entschiedene Fragen ohne jegliche Noth in öffentliche Discussion gezogen und dadurch die einfachsten Verhältnisse verwirrt, und die Gemüther aufgeregt werden. Aber eben so wenig ist es zulässig, eine Gefahr für Deutschland oder für andere Confessionen aus christlichen und katholischen Grundsätzen ableiten zu wollen, die für rein katholische Nationen, in denen die Einheit des Glaubens besteht, ausgesprochen wurden." Soll dies auf den Fall des kleinen Mortara und Aehnliches gehen? Oder soll die von Zeit zu Zeit sich wiederholende Verkündigung der ewigen Verdammniß Andersgläubiger, namentlich der Protestanten, damit in ein harmloses Gewand gekleidet sein? Aber die

Digitized by Google

Adreſſe ſolcher Ausgießungen des Geiſtes chriſtlicher Liebe geht doch naturgemäß nicht nach den glaubenseinheitlichen Ländern, ſondern dahin, wo Proteſtanten vermiſcht mit Katholiken wohnen, alſo vornehmlich nach dem paritätiſchen Deutſchland. Auch die Vorſchriften des Syllabus haben nichts weniger als eine ausſchließliche Beziehung zu rein katholiſchen Völkern. Die Stellung des Geſammtepiſkopates des Deutſchen Reiches zu dieſen denkwürdigen Artikeln feſtzuſtellen, iſt um ſo wichtiger, als ſie nicht aus vergangenen Jahrhunderten ſtammen, ſondern friſch aus dem hohenprieſterlichen Born der Gegenwart gequollen ſind und den gegenwärtigen Papſt zum Urheber haben. Sie haben einen dogmatiſchen Hintergrund und bewegen ſich auf dem Gebiete der Sittenlehre, welche recht eigentlich als die Domaine des unfehlbaren Lehramts des Papſtes bezeichnet wird. Sie greifen aber auch in die geſellſchaftliche und ſtaatliche Ordnung ein, und zwar nach der Auffaſſung der meiſten Staatsgewalten in einer für jedes im Geiſte unſerer Zeit geſund aufſtrebende Staatsweſen verderblichen und verwirrenden Weiſe. Das Deutſche Reich hat daher ein hohes Intereſſe daran, daß ſein Episcopat auch auf die Frage unclauſulirt antwortet: Haben die Lehren und Vorſchriften des Syllabus in ihren Augen eine autoritative Bedeutung, die ihrer eigenen Lehre und amtlichen Wirkſamkeit als Richtſchnur zu dienen hat? Oder betrachten ſie dieſelben als irrig, wenigſtens als durchaus nicht bindend weder in der Gegenwart noch in der Zukunft, lediglich als eine rein perſönliche Anſicht, die deshalb, weil ſie von Pius IX. verkündet iſt, nicht mehr verbindende Kraft hat, als wenn ſie z. B. aus Veuillot's Feder ſtammte. Im letzteren Falle aber zieht die erſte Frage wieder die andere Frage nach ſich: Wie vereinigt ſich eine ſolche Auffaſſungsweiſe mit der Unterwerfung unter die vaticaniſchen Beſchlüſſe vom 18. Juli 1870, mit ihrer Annahme, mit dem Kampfe für dieſelben?

4) Ueber zwei Dinge ſtreitet man rückſichtlich der Competenz des Staates und der Kirche nicht. Der Staat greift nicht ein in das, was unzweifelhaft nur eine religiöſe, nur eine rein kirchliche Seite hat. Die Biſchöfe fügen ſich in Allem, was entſchieden keine Beziehung zur Lehre und zur Verfaſſung der katholiſchen Kirche hat. Der Streit beginnt, wo eine Frage zugleich weltliche und kirchliche Beziehungen hat, oder wo die Frage, ob etwas rein dogmatiſch und rein kirchlich iſt, ungewiß geworden und beſtritten iſt. Nun iſt es klar, ſobald etwas Derartiges in die äußeren Verhältniſſe des Lebens eingreift, muß an einer Stelle das entſcheidende Wort geſprochen werden können, ſonſt iſt dem Wirrwarr Thür und Thor geöffnet. Der von den mittelalterlichen Banden gelöſte Staat kann aber in dieſer Beziehung auf ſeine Souveränetät nicht verzichten, er kann es am wenigſten dem neukatholiſchen Syſteme gegenüber. Die Biſchöfe haben alſo auch darauf mit einem beſtimmten Ja oder Nein zu antworten: ob ſie, die auch der Staatsgewalt unterthan ſind, in Fragen von jener Natur, ſobald ſie äußere Verhältniſſe berühren, die in geſetzlicher Form auftretenden Anordnungen der Staatsgewalt wenigſtens ſo lange achten und befolgen wollen, wie nicht eine anderweitige Löſung der ſtreitig gewordenen Frage gefunden iſt.

So lange dieſe Vorfragen nicht in befriedigender Weiſe gelöſt ſind, kann der auf das Gebiet einer allgemeinen Abſtraction hinübergezogene Streit über die unbedingte Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit einer von einem fremden Centrum aus abſolutiſtiſch regierten Kirche, wenigſtens wie Land und Leute in Deutſchland geartet ſind, nicht zum Ziele führen. Darüber beſteht denn auch nicht der geringſte Zweifel, daß die preußiſche Regierung entſchloſſen iſt, die Berührungspunkte zwiſchen Staat und Kirche im Wege der Ge-

Digitized by Google

setzgebung genauer feststellen zu lassen und sich ausreichende Mittel zu verschaffen gegen Uebergriffe auf ein Feld, wo entweder der Staat allein Herr ist, oder wo er ein Wort mitzureden oder vom Standpunkte der staatlichen Interessen aus eine Controle zu üben hat. Die in der „Provincial-Correspondenz" vom 16. October niedergelegte halbamtliche Kundgebung kann als vorläufige Antwort auf die für das deutsche Volk, aber auch zur Mittheilung an alle deutschen Staatsregierungen bestimmte bischöfliche Denkschrift gelten. Die preußische Regierung sieht darin einen dem Staate feindseligen Act von solchem Umfange und von solcher Bedeutung, wie er bisher nicht vorgekommen ist. Die von ihr vorbereiteten Gesetze werden, nachdem der preußische Landtag am 22. October wieder zusammengetreten ist, wohl bald zur Vorlage und damit zur allgemeinen Kenntniß kommen.

Der Wiederzusammentritt des preußischen Landtages gilt zunächst der Wiederaufnahme der durch Vertagung unterbrochenen Arbeiten. Die alte und die neue Jahressession werden thatsächlich wohl ineinander übergehen und der politischen Betrachtung bald wichtigen Stoff bieten. — Was sich in Frankreich regt wird am besten nach dem Wiederzusammentritte der Nationalversammlung im Zusammenhang überblickt. — Der Sturz Midhat Pascha's in der Türkei giebt vielleicht bald den Anstoß, auf die auswärtigen Beziehungen der Nachbarreiche im Zusammenhange mit ihrer inneren Entwickelung das Augenmerk zu richten.

Die beiden großen stammverwandten Reiche angelsächsischen Grundtones nähern sich das eine seiner Präsidentenwahl, das andere dem Wiederzusammentritte seines Parlamentes. Hinter ihnen liegt die schiedsrichterliche Ausgleichung der wichtigen Streitfragen, welche lange Zeit einen dunkeln Hintergrund für ihr gegenseitiges Verhältniß bildeten. Und auf den Ausgang dieses großen völkerrechtlichen Processes, den sie gegen einander führten, (vergl. „Deutsche Warte" III, H. 5) sei hier schließlich noch ein Blick geworfen.

Die feierliche Schlußsitzung des Genfer Schiedsgerichtes fand in der Mittagsstunde des 15. Sept. unter dem Vorsitze des Grafen Sclopis statt. In den Abschiedsworten, welche er nach Verkündigung des Urtheiles sprach, zollte er der „edlen, gastfreien" Stadt warme Anerkennung für die Aufnahme, welche das Schiedsgericht daselbst gefunden, und schied die Thätigkeit desselben in zwei Theile. Der zweite Theil, die Fällung des Urtheiles selbst, war eine durchaus richterliche Handlung. Die Thatsachen seien, so erwähnte Graf Sclopis, genau untersucht und festgestellt, nach den im Washingtoner Vertrag vom 8. Mai 1871 vereinbarten Grundsätzen geprüft, und bei dem daraus gezogenen Schlusse die Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit unverrückt im Auge behalten worden. Der erste Theil der Thätigkeit des Schiedsgerichtes — die Beseitigung des Hindernisses, welches die ganze Wirksamkeit des Gerichtes in Frage stellte, — trage den Charakter der Initiative. Darüber habe kein schmeichelhafteres Lob ausgesprochen werden können, „als das der berufensten Stimmen in den beiden bei dem Streitfalle betheiligten Regierungen; sie erkannten an, daß wir als ergebene Freunde beider Mächte gehandelt hatten". — Es darf hinzugefügt werden, daß das Schiedsgericht noch in einem zweiten Punkte das Richtige getroffen hat. Die Frage, ob England rücksichtlich der ausgelaufenen conföderirten Kreuzer es an der nöthigen Sorgfalt hat fehlen lassen, ist nicht in Bausch und Bogen beantwortet, sondern rücksichtlich jedes Schiffes an der Hand der Thatsachen genau erörtert und besonders festgestellt worden. Aber die Feststellung des positiven Schadens, welchen jedes der Schiffe, rücksichtlich deren die Verantwortlichkeit Englands anerkannt wurde, den Vereinigten Staaten zugefügt hat, ist nicht zu einer gesonderten

Digitized by Google

commissarischen Erörterung und Feststellung ausgesetzt worden. Eine außerordentlich große Zahl von Einzelheiten wäre festzustellen und abzurtheilen gewesen. Wer mag sagen, wie lange sich die endgültige Erledigung der „Alabamafrage“ noch hingeschleppt hätte, wenn die Liquidation auf diesen Weg gewiesen worden wäre. Statt desselben haben die Schiedsrichter den anderen nach dem Washingtoner Vertrage offen stehenden Weg gewählt und haben selbst den Schaden nach Billigkeit durch Festsetzung einer zu zahlenden Pauschalsumme abgeschätzt. Die den Vereinigten Staaten zuerkannte Summe beträgt bekanntlich fünfzehn und eine halbe Million Dollars. Bei Festsetzung dieser Summe ist auf die von den Vereinigten Staaten beanspruchten „Kosten der Verfolgung“ der conföderirten Kreuzer keine Rücksicht genommen, weil dieselben „mit den allgemeinen Kosten des durch die Vereinigten Staaten geführten Krieges zusammengeworfen werden müssen“. Die Zuerkennung der Entschädigungssumme ist mit 4 gegen 1, d. h. mit sämmtlichen Stimmen gegen die eine des vom Verklagten ernannten Schiedsrichters erfolgt.

Was die einzelnen Kreuzer betrifft, so ist nur rücksichtlich der „Alabama“ das Urtheil einstimmig und zwar dahin erfolgt, „daß Großbritannien durch Unterlassung es an den in der ersten und der dritten der in Artikel VI des Washingtoner Vertrages vorgeschriebenen Regeln hat fehlen lassen“. Hier hat selbst der von England gestellte Schiedsrichter, der Oberrichter und Geheimerrath Sir A. Cockburn, dem die Verantwortlichkeit Englands begründenden Erkenntnisse zugestimmt. Aber er ist in den Erkenntnißgründen von den vier übrigen Schiedsrichtern abgewichen und hat die seinigen besonders gegeben. Rücksichtlich der „Florida“ ist mit 4 gegen 1 Stimme auf Verletzung der drei im Washingtoner Vertrage aufgestellten Regeln und rücksichtlich der „Shenandoah“ mit 3 gegen 2 Stimmen auf Verletzung der zweiten und der dritten dieser Regeln erkannt. Rücksichtlich der „Tusculoosa“ (Tenders der Alabama), der „Clarence“, „Tacony“, „Archer“ (Tenders der Florida) ist mit Einstimmigkeit dahin erkannt worden, „daß die Tenders oder Hülfsschiffe, da sie als Zubehör betrachtet werden müssen, nothwendigerweise dem Schicksale der Hauptschiffe folgen und denselben Entscheidungen, die jene treffen, unterliegen müssen“. Rücksichtlich der „Retribution“ ist mit 3 gegen 2 Stimmen, und rücksichtlich fünf anderer Kreuzer („Georgia“, „Sumter“, „Nashville“, „Tallahassee“, „Chicamauga“) einstimmig erkannt worden, daß Großbritannien den erwähnten drei Regeln genügt hat. Endlich sind fünf Schiffe („Sallie“, „Jefferson Davis“, „Music“, „Boston“, „B. H. Joy“) vom Schiedsgerichte aus Mangel an Beweisen aus seinen Entscheidungen weggelassen worden.

Daß der von England ernannte Schiedsrichter das Urtheil nicht mit unterzeichnet hat, ist selbst von einigen englischen Blättern als formell unrichtig aufgefaßt und getadelt worden. Auch der Schatzkanzler Lowe hat dies offen erklärt, bei der Gelegenheit, als er und einige andere Minister, wie gewöhnlich in jedem Jahre vor dem Zusammentritte des Cabinettes im Herbste, eine Rundreise machten, um für die Parteigenossen in der Provinz die Parole auszugeben. Die geschlichtete Alabamafrage bildete diesmal ein Hauptthema der Reden der Minister auf ihren Rundreisen. Jene Unterlassung der Mitzeichnung des Schiedsspruches hat niemals die Bedeutung gehabt, daß England das Urtheil nicht als bindend anerkenne, oder daß erst näher erwogen werden solle, ob es für dasselbe bindend sei. Vielmehr stand schon bei Abfassung des schiedsrichterlichen Spruches fest, daß England denselben als verpflichtend anerkenne und sich ihm füge. Sir Cockburn hätte aber durch Mitunterzeichnung nur bezeugt, daß das schiedsrichterliche Urtheil in regelrechter

Digitized by Google

Weise gefällt worden war, nicht seine persönliche Uebereinstimmung mit dem Inhalte desselben überhaupt oder mit allen Punkten desselben ausgedrückt. Die Darlegungen der einzelnen Schiedsrichter, welche dem Urtheile vorausgegangen sind und ihm zu Grunde liegen, sind in England durch die amtliche „Gazette" veröffentlicht worden. Das englische Votum füllt allein 250, das americanische 40 und die drei übrigen Vota zusammen wieder 40 Seiten.

Im Allgemeinen ist in England das Urtheil zwar als bittere Pille hingenommen worden, aber doch mit innerer Freude darüber, daß die unangenehme, vielleicht gefährliche Sache nunmehr glücklich aus der Welt geschafft ist. Um sich eine innere Genugthuung zu bereiten, hat man vielseitig von neuem darzuthun versucht, daß eine Verurtheilung Englands durch das Schiedsgericht gewiß nicht erfolgt wäre, wenn dasselbe sein Verhalten während des nordamericanischen Bürgerkrieges nur nach allgemeinen völkerrechtlichen Regeln zu prüfen gehabt hätte. Nur deshalb habe sie, so wurde ausgeführt, erfolgen können, weil einzelnen, für die Zukunft mit den Vereinigten Staaten festgestellten völkerrechtlichen Regeln über ihre gegenseitigen Neutralitätspflichten durch eine besondere Nachgiebigkeit Englands im Washingtoner Vertrage rückwirkende Kraft auf die Beurtheilung der als „Alabama-Ansprüche" zusammengefaßten Forderungen zugestanden worden ist. Es lag daher auch nahe, daß die formelle Fassung dieser Regeln von neuem einer eingehenden Kritik unterworfen wurde. Die neuen Satzungen werden hauptsächlich aus dem Grunde gemißbilligt, weil sie den Begriff der „schuldigen Sorgfalt", welche den Neutralen zur Pflicht gemacht wird, nicht genau bestimmen.

Aber es ist dies nicht das einzige von namhafter Seite hervorgehobene Bedenken gegen die in Frage stehenden Regeln. Der Lord Oberrichter Sir Cockburn ist überhaupt kein Freund von ihnen, und betrachtet sie auch sachlich als eine Anomalie. Und auch die Zustimmung verschiedener Großmächte, wenn sie eingeholt werden soll, erscheint wegen sachlicher Bedenken keineswegs als gesichert. Jedenfalles sind diese Regeln zur Zeit weit entfernt, das zu sein, was sie nach der im Washingtoner Vertrage ausgesprochenen Absicht werden sollten, allgemein anerkannte völkerrechtliche Norm, bestimmt, in Zukunft die Pflichten der Neutralen zur See zu regeln. Die beiden vertragschließenden Mächte hatten es übernommen, die fraglichen Grundsätze den anderen Seemächten mitzutheilen und sie zum vertragsmäßigen Beitritte zu veranlassen. Solche Mittheilungen sind aber bis jetzt noch nicht einmal gemacht worden; wenigstens waren sie es vor kurzem noch nicht. Man ersieht dies aus dem neuesten österreichischen „Rothbuche". Man ersieht daraus aber noch mehr. Die Depeschen des österreichischen Botschafters in London an den Grafen Andrassy vom 6. März und vom 10. Mai d. J. heben hervor, daß die fraglichen Bestimmungen zwar entschieden im Interesse kriegführender Seemächte, vielleicht aber weniger in dem Interesse neutraler Mächte liegen. Dieses bestehe in der möglichst „freien und unbeirrten Bethätigung der Staatsindividualität, insbesondere in der Richtung unbeschränkten Schutzes der eigenen Handelsinteressen". Wenn sich die übrigen Staaten nun Beschränkungen ihrer bisherigen Freiheit gefallen lassen wollten, so würden sie zu erwägen haben, um welchen Preis es zu geschehen habe. Dies werde eine praktische Frage, sobald England und die Vereinigten Staaten — was sie vor längerer Zeit angekündigt, aber noch nicht gethan hätten — den übrigen Seestaaten die Annahme ihrer eigenen (von England als Neuerung bezeichneten) Neutralitätstheorie nach Inhalt des Washingtoner Vertrages zumuthen sollten. Dann würde dagegen namentlich der Grundsatz voller Freiheit und vollen Schutzes des

Digitized by Google

Privateigenthumes zur See, mit Ausnahme der Kriegscontrebande, für den Seekrieg (ebenso wie er für den Landkrieg angenommen worden ist) zur Geltung zu bringen sein. Diesem Grundsatze waren früher die Vereinigten Staaten nicht entgegen, wogegen England in seiner Einführung den Verlust einer seiner stärksten Waffen erblickte. Eine Notification der zwischen England und America vereinbarten Grundsätze soll deshalb nicht blos Gegenstand der Annahme oder Ablehnung sein, sondern den Ausgangspunkt für eine ganz neue Verhandlung zu bilden haben. Dieser letztere Gesichtspunkt ist auch vom englischen Minister des Auswärtigen, dem obige Auffassungsweise mitgetheilt wurde, ausdrücklich anerkannt worden. Auch theilte er mit, was für uns von besonderem Interesse ist, daß Fürst Bismarck sich angesichts der seinerzeit angekündigten Mittheilung der Vereinbarungen des Washingtoner Vertrages in nichts weniger als entgegenkommendem Sinne geäußert hat.

Auffallender noch als die bis jetzt unterbliebene Einladung zum Anschluß an die englisch-nordamericanische Seerechtsnovelle ist eine Aeußerung des englischen Schatzkanzlers auf seiner früher erwähnten Herbstrundreise. Er will, wie sehr er sich auch der schiedsrichterlichen Erledigung der Alabamafrage freut, doch den schiedsrichterlichen Spruch für die Folge nicht als Präjudiz oder Präcedenzfall gelten lassen. Daraus, daß die Times seinerzeit gegen diesen Ausspruch des Schatzkanzlers polemisirte, wird man schließen dürfen, daß er wirklich gethan worden ist. Wenn man ihm nicht etwa den beschränkten Sinn unterlegt, daß nicht jede Interpretation der einen oder anderen Stelle durch das Schiedsgericht als Präjudiz für die Folge gelten könne, könnte er nur einen sehr bedenklichen Sinn haben. Man müßte alsdann annehmen, daß der Schatzkanzler Englands diesem die Rolle zuschiebt, das mit America rücksichtlich der Neutralitätspflicht Vertragene für die Folge lieber brachzulegen (selbst unter den Mächten, die den Vertrag geschlossen,) als es durch weitere Verhandlungen zu einem allgemein anerkannten Grundsatze des Seerechtes zu erheben.

Bücherschau.

Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken. Von Paul Lindau. Leipzig 1872. Verlag von Ambrosius Barth.

Für den lange Zeit vernachlässigten und mißkannten größten Dramatiker Frankreichs, für den Vater des modernen Lustspieles, für Molière erwacht bei uns seit Kurzem ein lebhafteres Interesse; die Literatur und die Bühne beschäftigt sich schon mehr mit ihm. Unser letzter Krieg mit Frankreich hat darauf keinen hemmenden Einfluß gehabt. Wie sollte er auch? Die wahrhaft großen Dichter gehören der Menschheit an und wirken allem politischen Hader zum Trotz weiter. Bei dem Widerwillen, den uns die neuere schöne Literatur Frankreichs, wahrlich nicht ohne Grund, einflößt, wird den classischen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts sich eine um so größere Theilnahme zuwenden. Schaden können sie uns nicht mehr, dafür hat Lessing gesorgt; aber den Nutzen, den wir aus ihnen ziehen können, haben wir noch lange nicht genug ausgebeutet. Wir dürfen sie in Allem, was Kunstmäßigkeit, sichere Technik und sprachliche Sorgfalt anbetrifft, getrost als Muster ansehen, nicht als Muster, die wir direct nachahmen, sondern die wir studiren und frei auf uns einwirken lassen sollen. Keiner der Dramatiker des großen Jahrhunderts steht

Digitized by Google

uns so nahe, ist noch so lebendig für uns wie Molière, der weit über dasselbe hinausragt und gerade in dem, worin wir von jeher am schwächsten waren und es noch sind: im Lustspiel, die Palme errungen hat. — Wenn wir in der komischen Poesie bei einem Meister in die Schule zu gehen haben, so ist er es; er umspannt das ganze Gebiet des Lustspieles von der Posse und vom Liederspiele bis zur höchsten Gattung: der Sitten- und Charakterkomödie, er hat bei aller freien Bewegung seiner Komik und seines Humors durchgängig eine sichere Methode, ein tiefdurchdachtes System und eine sorgfältig durchgeführte Technik, kurz, zum Schulemachen ist keiner so geeignet wie er, nicht allein für sein eigenes Land, sondern auch für das Ausland. Er ist daselbst auch oft ein Vorbild gewesen: in Dänemark (Holberg), in Spanien (Moratin), in England (die Komiker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts). Auch auf unser früheres Lustspiel und die Entwickelung unserer Schauspielkunst ist er nicht ohne Einfluß gewesen. Ja, er wirkt noch heute bei uns nach, nicht sowohl in seinen Stoffen, in Thema und Handlung, die meistens veraltet sind, als in seinen Charakterschöpfungen, in den Gestalten seiner Bühne, die wir freilich meist aus dritter oder vierter Hand bekommen, denn mancher unserer Lustspieldichter hat ein Molière'sches Charakterbild, dessen Original er gar nicht kannte, nach der zweiten oder dritten Copie copirt.

Um die Schöpfungen des Dichters zu verstehen, müssen wir neben der Zeit, in der er lebte, den Verhältnissen, unter denen er sich entwickelte, auch ihn selber in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen suchen und die Stimmungen belauschen, aus denen ebensowohl wie aus Beobachtung, Studien, äußeren Einflüssen und Veranlassungen sein Dichten hervorgegangen ist. — Paul Lindau's Buch ist eine vortreffliche Handhabe dazu, wir lernen daraus vor Allem den Menschen Molière kennen und thun dabei einen tiefen Blick in sein vielbewegtes inneres und äußeres Leben. Deutsche Leser werden vor Allem erstaunt sein über das Charakterbild des Mannes, von dem ihnen A. W. Schlegel eine der widerwärtigsten Carricaturen entworfen hatte. Der Spaßmacher, der scharfe Satiriker, der Verfasser toller Possen, der klare, ruhige Beobachter von Menschen, Welt und Zeit eine leidenschaftlich bewegte, eine tiefempfindende, lyrische Natur? Das ist sonderbar, aber es ist so, Lindau beweist es in seiner vor Allem dem inneren Leben des Dichters geweihten Monographie, er stützt sich dabei auf die Uebereinstimmung, die zwischen seinen äußeren und inneren Erlebnissen, seiner Gemüthsstimmung und dem jedesmaligen Werke herrscht, und betont dabei besonders, daß die Qualen einer ihn verzehrenden glühenden Liebe, Eifersucht und Schmerz über die Untreue seiner jugendlichen, herzenskalten und reizenden Frau, Armande Béjart, und sein zertrümmertes häusliches Glück die Grundlage sind, auf der er nicht allein seinen düster gehaltenen „Misanthropen", seine in heitereren Farben schillernde „Männer- und Frauenschule", sondern auch seinen mit desperatem Humor und bitterer Selbstironie geschriebenen „Dandin" aufgebaut hat. Zerstörte Hoffnung auf häusliches Glück, die Qualen betrogener Liebe und im Ungewissen hin- und herschwankender Eifersucht sind der rothe, mitunter gar lustig strahlende Faden, der durch diese Stücke geht und auf die persönlichen Erfahrungen des Dichters zurückweist. Lindau hat ganz Recht, daß er in Molière einen überwiegend subjectiven Dichter sieht. Nur haben wir einige Bedenken bei der Durchführung des im Großen und Ganzen richtigen Gedankens durch alle Einzelheiten der Anwendung.

Uns scheint, als würde der Eindruck freier schöpferischer Thätigkeit, den jedes wahre Dichtwerk macht und machen soll, durch allzuviele biographische Schlüssel, von denen auch unsere Classiker zu leiden haben, gestört. Auch sind die buchstäblichen Anwendungen nicht immer unanfechtbar, und die von den medisanten, memoirenschreibenden, anekdotenreichen Zeitgenossen verfaßten Aufzeichnungen nicht immer stichhaltig. Am wenigsten scheint es die Biographie von Grimarest und das zu Frankfurt 1688 erschienene, freilich einige höchst anziehende Stellen enthaltende Libell: La fameuse comédienne, auf das Lindau ein großes Gewicht legt, zu sein. Der gelehrte und scharfsinnige Bazin weist in seinen Notes Historiques sur la vie de Molière 1854 die Unhaltbarkeit dieses skandallustigen, an offenbaren Unwahrheiten und inneren Widersprüchen laborirenden Buches nach.

Digitized by Google

Lindau hatte die Uebereinstimmung zwischen der jedesmaligen Stimmung des Dichters und seiner jedesmaligen dramatischen Schöpfung zum Kernpunkte seiner Arbeit gemacht und damit, wenigstens für den deutschen Leser, einen ganz neuen Weg der Molière-Erklärung eingeschlagen. In diesem Sinne hatte kein anderer unserer Literarhistoriker ihn aufgefaßt und dargestellt. Um es zu können, mußte man sich ganz und gar in seinen Gegenstand hineingelebt haben, und das hat Lindau gethan. Ein tiefes Verständniß, eine warme Sympathie und eine lebhafte Begeisterung für den Dichter sprechen aus jeder Zeile des frisch, schwungvoll und, unbeschadet der Gelehrsamkeit, elegant geschriebenen Buches. Aber er beschränkt sich nicht auf diesen Punkt, er thut auch weitere Blicke in die Bestrebungen und Tendenzen des Dichters, der in sich den Beruf fühlte, ein Schilderer, Rathgeber und Warner seiner Zeitgenossen zu sein und dafür schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Was sein „Amphitryon", sein „Tartuffe", sein „Misanthrop", sein „Don Juan", sein „Geizige", seine „Gelehrten Frauen" und sein „Eingebildeter Kranker" als Spiegelbilder menschlicher Verderbniß und Schwäche, lächerlicher Sitten und gefährlicher Zeitrichtungen bedeuten, weist er, wenn auch nur in großen Zügen und Umrissen nach. Die Kunst-, literar- und sprachgeschichtliche Seite, die bei Molière von der größten Bedeutung ist, konnte bei der engen Gränze, die sich diese Monographie gezogen hat, nur gelegentlich und andeutungsweise berücksichtigt werden. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er ein umfangreiches Werk über Molière's Leben und Wirken im Auge habe, welches sein Lieblingsstudium seit Jahren gewesen ist und wohl noch jahrelang bleiben wird. Möge er uns vorläufig mit einer zweiten Monographie, die den einen oder anderen dieser Punkte in ähnlicher Weise behandelt, beschenken. St. Beuve sagt: Chaque homme de plus qui sait lire est un lecteur de plus pour Molière. Aber die Leser desselben sind bei uns noch dünn gesäet. So anregende Schriften wie die Lindau'sche sind geeignet, die Zahl derselben zu vermehren, und dies wird kein Nachtheil sein für die ästhetische Bildung des deutschen Theaterpublicums, dem es im Komischen noch immer an einer sicheren Norm fehlt.

Adolf Laun.

Todtenschau.

Karl XV., König von Schweden und Norwegen (mit seinem vollen Namen Karl Ludwig Eugen), † am 19. Sept. Abends 9 Uhr zu Malmö auf der Rückreise von den Bädern zu Aachen, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner tief erschütterten Gesundheit begeben hatte. Sein früher Tod — er war kaum etwas über 46 Jahre alt — ist für Schweden jedenfalls ein harter Verlust. Der Verblichene war ein fähiger, aufgeklärter Herrscher, der schon als Prinz sehr populär war und später in jeder Hinsicht die in ihn gesetzten Hoffnungen durch eine aufrichtig freisinnige Politik erfüllte. Seine Regierung, durch ein neues, volksthümliches Ministerium geführt, begann damit, das Gemeindewesen auf dem Lande und in den Städten zeitgemäß zu reformiren, die bis dahin durch die strenge Ausschließlichkeit des herrschenden Lutheranismus sehr beschränkte Religionsfreiheit einigermaßen zu erweitern, sogar den Israeliten die Erwerbung von Grundbesitz im Lande freizugeben, in der Rechtsgesetzgebung und in den wirthschaftlichen Zuständen nothwendige Reformen durchzuführen. Sodann gelang ihm in der Session des schwedischen Reichstages von 1865—66, was unter König Oscar zwar auch schon versucht, aber nie erreicht worden war, die Verwandlung der durchaus veralteten, schwerfälligen und zu sehr nur einseitigen Klasseninteressen dienenden Reichstagseinrichtungen in eine Landesvertretung nach modernen constitutionellen Formen mit nur zwei Kammern und einem nach den dortigen Verhältnissen ziemlich freisinnigen Wahlgesetze für die Volkskammer. Nicht minder suchte Karl's XV. Regierung den Handel und die Gewerbe durch Anlage von

Digitized by Google

Canälen, Eisenbahnen, Telegraphen und gemeinnützigen Anstalten zu heben, sowie sie die Verbesserung und Verstärkung der nationalen Vertheidigungsmittel zu Land und See gleichfalls nicht aus dem Auge ließ. In der auswärtigen Politik verfuhr der Verewigte allezeit besonnen und schlug, sowohl während der polnischen Revolution 1862 Rußland gegenüber, wie in dem Conflicte zwischen dem stammverwandten Dänemark und Deutschland, den für Schweden einzig richtigen Weg der Neutralität ein, dabei nicht ohne Geschick die Sympathien des Volkes in den rechten Gränzen haltend. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 standen, wie dies bei einem Nachkommen Bernadotte's gar nicht anders zu erwarten war, seine Neigungen bei Frankreich und Napoleon, und seine Völker theilten diese Stimmung.

Der Verstorbene, Sohn Oscar's I., ward geboren zu Stockholm am 3. Mai 1826 und bestieg am 8. Juli 1859, nachdem er bereits 1857, wegen andauernder schwerer Erkrankung seines Vaters die Zügel der Regierung als Regent hatte ergreifen müssen, als König Karl XV. den Thron. Er hinterläßt keinen männlichen Erben, sondern nur aus seiner am 19. Juni 1850 geschlossenen Ehe mit Luise, Prinzessin von Oranien, († 30. März 1871) eine Tochter, Prinzessin Luise Josephine Eugenie, geboren am 31. October 1851 und vermählt seit dem 28. Juli 1869 mit dem Kronprinzen von Dänemark. König Karl war in jeder Hinsicht ein liebenswürdiger Monarch. Einer sowohl physisch wie geistig begabten Familie angehörig, widmete er seine ernsten Augenblicke seinem Lande, seine freie Zeit ländlichen Vergnügungen. Er war ein eben so unermüdlicher Jäger in den dunkeln Waldungen seines Reiches, wie ein eifriger Tänzer auf seinen Hoffesten. Mit seiner Neigung zu körperlichen Uebungen verband er verschiedene Gaben milderer Natur. Er dichtete, malte, schrieb für Zeitungen, und gar manchmal recht arg gegen Preußen und Deutschland, sowie Essais über Militärwesen, die keineswegs ohne Werth sind. So veröffentlichte er im Jahre 1867 eine Schrift: „Gedanken über die taktischen Bewegungen der Neuzeit", in welcher er den Grundsatz: „eine kleine, aber gute Armee" zur Geltung zu bringen suchte, ohne bei seinem Volke damit Beifall zu finden. Seine Gedichte wurden von G. Leinberg ins Deutsche übertragen und kamen in Berlin heraus.

Sein Nachfolger auf dem Throne ist sein jüngerer Bruder, Oscar Friedrich, Herzog von Ostgothland, geboren am 21. Januar 1829, also etwas über 43 Jahre alt. Er ist vermählt mit einer Prinzessin aus dem deutschen Hause Nassau und hat eine zahlreiche Nachkommenschaft, darunter fünf Söhne.

Hauch, Johann Carsten von, einer der bedeutendsten Dichter und Gelehrten Dänemarks, † am 4. März zu Rom. Geboren am 12. Mai 1790 zu Frederikshald in Norwegen, lehrte er lange Jahre lang als Professor der Chemie und Physik an der Akademie zu Soroë, von wo aus er 1846 als Professor der nordischen Sprachen und Literaturen nach Kiel berufen wurde. Als ächter Scandinave war er der deutschen Bewegung von 1848 in den schleswigschen Herzogthümern höchst feindlich gesinnt und verließ deshalb halb gezwungen, halb freiwillig Kiel, um in dem der Königin Marie Sophie Friderike gehörenden, in der Nähe von Kopenhagen gelegenen Schlosse Frederiksberg ein Asyl zu finden. Dort lebte er ganz seinen Dichtungen und Studien hingegeben, bis er nach dem Tode Oehlenschläger's im Jahre 1851 die Professur der Aesthetik an der Universität Kopenhagen übernahm.

Der Verstorbene that sich von Anfang an zugleich als Dichter von nicht gewöhnlichem Talent, Romandichter und Physiologe hervor. Zur Vollendung scheint sein Talent durch eine Reise gekommen zu sein, welche er während der Jahre 1821—27 durch Deutschland, Italien und Frankreich unternahm. Seine Haupttheaterstücke sind die Tragödien: „Bajazet", „Tiberius" (deutsch, Leipzig 1836), „Gregor VII." und „Don Juan", die unter dem Titel „Dramatische Werke" (Dramatiske Vaerker, 1828—29) gesammelt erschienen. Diese, sowie seine Dichtungen „Karl den Femtes Död" (1833, deutsch, Leipzig 1834); „Svend Grathe" (1841) und „Marsk Stig" (1850) tragen in ihren tiefen Charakteren und starken Situationen, vielfache Spuren deutscher und italiänischer Einflüsse, was in beschränktem Maße auch von „Kongens

Digitized by Google

Yndling" (1858) und „Henrik af Navarra" (1863) gilt.

Ludwig Tieck trat in Folge des günstigen Eindruckes, den Hauch's episch-dramatische Gedichte „Hamadryaden" (1830) auf ihn machten, mit dem liebenswürdigen Dichter in persönliche Beziehung. Auch gingen einige seiner kleinen dramatischen Arbeiten in Deutschland über die Bühnen.

Unter seinen im romantischen Stile geschriebenen Romanen erwähnen wir: „Wilhelm Zabern" (1834 und öfter); „Guldmageren" (1836 und öfter); „En polsk Familie" (2 Bde., 1839); „Slottet ved Rhinem" (2 Bde., 1845); und die „Saga om Thorvald Vidfoerle" (2 Bde., 1849), in welch' letzterem Werke der Verstorbene mit Glück den Stil der irländischen Legenden nachgeahmt hat. Außerdem veröffentlichte er noch eine „Nordische Mythenlehre" (Leipzig, 1848), die in Deutschland mit Beifall aufgenommen wurde.

In Folge mehrerer Studienreisen in die oben schon angeführten Länder schrieb Hauch auch noch mehrere wichtige wissenschaftliche Werke, wie: „Uebersicht der rudimentarischen Organe"; „Bemerkungen über das Nervensystem" u. s. w., sowie eine Anzahl von Dissertationen, die in dem wissenschaftlichen Journal „Blandinger fra Soroë" erschienen. Bedeutend sollen ferner seine ästhetisch-kritischen Arbeiten sein, welche im Jahre 1855 erschienen.

Helferding, Alexander F. M., † am 2. Juli zu Kargopol in seinem 41. Lebensjahre am Typhus. In ihm hat Rußland einen seiner bedeutendsten und enthusiastischesten Gelehrten verloren. Nicht lange Zeit zuvor wurde einer der Hauptsammler russischer Volksdichtungen, Alexander Afasaniew, in der Blüthe seines Lebens abgerufen, und nun folgt ihm in Helferding, eine der Hauptautoritäten in allen die verschiedenen slavischen Völkerschaften betreffenden Fragen. Im verflossenen Jahre durchforschte er jene Districte von Nordost-Rußland, in denen sich das volksthümliche Epos bis jetzt am besten erhalten hat, und brachte eine reiche Sammlung von „Builinas", wie jene metrischen Romane genannt werden, heim, die jetzt gerade unter der Presse ist. In diesem Jahre wünschte er gewisse kleine bekannte Districte im Gouvernement Archangel zu durchforschen und verließ zu diesem Zwecke Petersburg am 20. Juni. Wenige Tage später trafen Briefe ein, die von einem günstigen Erfolge seiner Reise sprachen, sowie von den Vorbereitungen, die er zur Fortsetzung derselben getroffen. Doch plötzlich, am 2. Juli, erhielt seine Frau eine telegraphische Depesche, die ihr die Trauerbotschaft von seinem Tode brachte.

Unter seinen Hauptwerken mögen folgende erwähnt werden: „Ueber die Verwandtschaft des Slavischen mit dem Sanskrit" und „Ueber die Beziehungen des Slavischen zu den ihm verwandten Sprachen", beide 1853 veröffentlicht. Ferner „Die Geschichte der baltischen Slaven" (1855); „Briefe über die Geschichte der Serben und Bulgaren" (1856—57); „Bosnien, die Herzegowina und das alte Serbien", und „Ueberreste der Slaven an der Südküste des baltischen Meeres" (1862). Doch die angegebenen Werke bilden nur einen kleinen Theil seiner großen literarischen Thätigkeit und seiner ausgedehnten Forschungen. Der Verstorbene war kein bloßer Compilator aus den Büchern Anderer, sondern ein eifriger Forscher und Entdecker, der beständig neue Materialien der wissenschaftlichen Untersuchung zuführte, er war einer der brauchbarsten slavischen Gelehrten, einer, der bereits Bedeutendes geleistet hatte, und von dem man noch Bedeutenderes erwarten konnte.

Digitized by Google

Die englische Volksschulgesetzgebung.

Von

Prof. E. Wagner in Karlsruhe.

Das Volksschulwesen sollte seiner einfachen, elementaren Aufgabe nach zu den friedlichsten und harmlosesten Gebieten gehören, zu deren Förderung die menschlichen Gewalten zusammenzuwirken pflegen. Indessen läßt sich leicht nachweisen, daß neben den unmittelbar Interessirten, den Aeltern, den Familien, auch die größeren Gemeinschaften des Staates und der Kirche der Anstalt nicht gleichgültig gegenüberstehen dürfen, in welcher der Grund zu den einfachsten aber wichtigsten, jeweils die Gesellschaft beherrschenden Ideen gelegt wird, und die Jugend die Fertigkeiten sich aneignet, die für den geistigen Verkehr der Gesammtheit unerläßlich sind. Da man weiß, daß, was ein Häkchen werden will, sich bei Zeiten biegen muß, so liegt, wenn es sich um die Bildung der heranwachsenden Generation handelt, den politischen und den kirchlichen Parteien daran, daß schon früh die Biegung die nach ihrer Ansicht richtige werde; und es begreift sich, daß gerade als eigenthümlicher Tummelplatz politischer, kirchlicher und pädagogischer Bestrebungen das Volksschulwesen an allgemeinerem Interesse gewinnt. Dasselbe wird noch dadurch gesteigert, daß die Schule, wie sie die Bedürfnisse der elementaren Bildung einer Periode zu befriedigen hat, so auch von diesen abhängig ist und Rückschlüsse auf dieselben erlaubt. Schon die Abgränzung der Aufgabe der Volksschule als solcher ist in dieser Beziehung bemerkenswerth: sociale Veränderungen, welche bestehende Unterschiede der Stände verschieben, verschieben auch deren geistige Bedürfnisse und weisen, wenn diese in ihrer neuen Gestalt richtig erkannt sind, den verschiedenen bestehenden Schulen neue veränderte Aufgaben zu.

Auf die englische Volksschule finden diese Gesichtspunkte in vollem Maße ihre Anwendung; in ihrer Entwickelung zeitlich in einen sehr engen Rahmen gefaßt, kaum mehr als den letzten 40 Jahren angehörig, weist sie nicht nur die uns geläufigen Conflicte zwischen Staat und Kirche, wenn nicht in so scharfer, so in um so mannichfaltigerer Weise auf, sondern sie muß noch andere Kämpfe über Principienfragen ersten Ranges, die bei uns als abgethan erscheinen, dort aber mit besonderer Energie auftreten, über sich ergehen lassen. Dieselben haben in den beiden letzten Jahren eine neue, vielleicht noch nicht abschließende, jedenfalls für uns besonders bemerkenswerthe Erledigung gefunden, welche der staatsmännischen Besonnenheit, mit der sie Seitens der Regierung herbeigeführt wurde, alle Ehre macht. Ich möchte dieselbe, soweit meine etwas beschränkten Quellen es erlauben, darlegen, kann aber nicht hoffen, ein klares Bild dieser neuesten Phase zu entwerfen, ohne in kurzen Zügen den ganzen Entwickelungsgang zu schildern, der auf sie geführt.

Digitized by Google

Bei der Betrachtung desselben fällt vor Allem der schon berührte Umstand auf, daß bei einem so hoch begabten germanischen Culturvolk wie das englische, die Schulbildung der unteren Classen erst so sehr spät Gegenstand ernstlicher öffentlicher Sorge wird. Die wichtigste Schuld daran trug vielleicht das Verhalten König Heinrich's VIII., der die zur Zeit der Reformation eingezogenen Klostergüter zu eigenen Zwecken und nicht, wie anderswo geschah, für die Schule verwendete, welcher es so an den unentbehrlichen Geldmitteln fehlte. Es kommen dazu aber noch Gründe allgemeinerer Art: Dem im Gegensatze zum theoretischen Denken und Studiren praktischen Sinne des Engländers ist das streng systematische Schulwissen nicht sympathisch; zumal für den Arbeiter galt immer die Erfahrung als wichtigste Quelle des Wissens, und mehr als sonstwo trifft in England der Satz zu, daß man am meisten von dem Leben lernt. Dazu kam, daß die reichen natürlichen Quellen des Nationalwohlstandes, die Landwirthschaft und der Bergbetrieb auf Metall und Kohle, sich mit verhältnißmäßig einfacher Arbeit erschließen ließen, von der Ueberzahl der Arbeiter also unmittelbar keine Schulbildung verlangten, während andererseits die Kinder in der Zeit, die sie in der Schule hätten zubringen müssen, schon sehr früh durch ihre Theilnahme an der Arbeit zum Unterhalte der Familie beitragen konnten.

Es war also aus den Arbeiterkreisen selbst heraus für Beförderung des Schulunterrichtes wenig zu erwarten. Daß aber auch die Höhergestellten sich so lange um eine Verallgemeinerung der Volksbildung nicht kümmerten, hat gewiß nicht zum wenigsten seinen Grund in dem ausgeprägt aristokratischen Charakter der englischen Gesellschaft, der noch heute in den Anschauungen aller Kreise überrascht und geflissentlich die Kluft zwischen Hohen und Niederen nicht dadurch ausgefüllt sehen wollte, daß Letzteren ein höherer Bildungsgrad erreichbar gemacht würde. „Wenn ein Pferd so viel verstände wie ein Mensch, so möchte ich nicht sein Reiter sein", ist das für diese Verhältnisse bezeichnendste Wort.

Was den Staat verhinderte, früher in die Volksschulverhältnisse einzugreifen, war die fast als nationale Eigenthümlichkeit anzusehende Abneigung der öffentlichen Meinung gegen jeden Eingriff der Regierungsgewalt in die privaten Verhältnisse der Einzelnen oder der Familien, zu welchen auch Erziehung und Unterricht in der Schule gerechnet werden zu müssen schienen. Die ihm in der Jugenderziehung besonders wichtige Pflege des Nationalgefühles oder der Loyalität konnte er getrost den Kreisen der Familie überlassen, und so hat er, um das gleich im Voraus festzustellen, bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts herein, außer etwa einer die Kirche dann und wann begünstigenden Haltung in Schulangelegenheiten, sich in letztere, von den freien Universitäten bis herab zur niedrigsten Armenschule, nie in irgend einer Weise gemischt.

Nicht ganz im selben Falle befand sich die Kirche, welcher daran liegen mußte, mehr im unmittelbaren Verkehre mit ihren Gliedern zu bleiben, deren Ideenkreis zu beeinflussen und dieselben schon von Jugend auf an ihre Glaubenssätze zu binden. Sie sorgte daher schon früh für katechetischen Unterricht der Jugend (dem in seltenen Fällen auch Unterricht im Lesen helfend zur Seite trat), der aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wieder stark in Verfall gerieth. Sie beanspruchte auch ein Aufsichtsrecht über neu sich bildende höhere und niedere Schulen und scheint in demselben vom Staate durch entsprechende Verordnungen unterstützt worden zu sein, ein eigentlich wirksamer Impuls zur Gründung eines Volksschulsystemes ist aber von ihr nicht ausgegangen.

Digitized by Google

Ein solcher war unter den vorliegenden Umständen nur etwa von einzelnen begabten Persönlichkeiten zu erwarten, welche, die Schule nicht als bloße Unterrichtsanstalt ansehend, ihre höhere Bedeutung als Erzieherin im ethischen und religiösen Sinne erkannten und von philanthropischem Eifer getrieben, die Wohlthat geistiger Bildung auch in die unteren Schichten zu verbreiten suchten; solche Persönlichkeiten sind aber erst am Ende des vorigen und am Anfange des laufenden Jahrhunderts thätig aufgetreten.

Allerdings ist selbst in der vorreformatorischen Zeit schon von Schulen für die Armen die Rede; es waren theils mit Klöstern verbundene, theils selbständige Stiftungsschulen, sie wollten aber nicht so fast Bildung in die unteren Volksklassen tragen, als vielmehr aus denselben für den Dienst der Kirche brauchbare Kräfte aussuchen und bilden (1387 Wincheſter unter Wykeham, 1441 Eton). Der Reformation gelang es, Angesichts ihres in England wenig volksthümlichen Ursprunges, nicht, den sonst nicht ganz verkannten Zusammenhang zwischen ihren Interessen und denen der Volksschule zur praktischen Wahrheit zu machen. Viele Klosterschulen wurden mit den Klöstern aufgehoben, und man gründete dafür mehr Gemeindestiftungsschulen, man erwartete aber von ihnen vor Allem nur die Reinhaltung des reformirten Glaubens; sie waren mehr Mittelschulen, und wo sie zum Niveau der Volksschulen herunterstiegen, auf dem sie da und dort noch heute bestehen, sind sie, wie viele Stiftungen, der Sache, der sie dienen sollen, mehr zum Schaden als zum Nutzen geworden.

Abgesehen von diesen Anstalten war im Laufe der folgenden Jahrhunderte das ganze Schulwesen Sache des freien Erwerbes, und es bildete sich demgemäß ein mannichfaltiges Privatschulwesen aus, das alle Schulbedürfnisse, von der Kleinkinderschule bis zur höheren Mittelschule, befriedigen mußte. Noch heute umfaßt es das Gebiet der Mittelschule fast ganz und ragt bedeutend in das der Volksschule hinein. Wie es indessen mit Unterricht und Zucht in diesen Privatvolksschulen bestellt war und zum Theil noch ist, davon ist in den Schriften englischer Humoristen manches ergötzliche Bild zu lesen. Die niedersten unter ihnen, die von Frauen gehaltenen Dame-Schools, sind vollständig berüchtigt geworden, und auch in den besseren, die auf dem Niveau der Volksschule stehen sollen, sind die Resultate, bei der oft gänzlichen Unfähigkeit der Lehrer, dem Mangel an einem geordneten Schulplane und der Unregelmäßigkeit des Schulbesuches, im Allgemeinen sehr mangelhaft. Dennoch giebt es auch unter ihnen in neuerer Zeit solche, welche billigen Erwartungen wohl entsprechen, und jedenfalls ist die merkwürdige Erscheinung beachtenswerth, daß noch bis heute viele Aeltern der niederen Stände, besonders die Armen in London, Privatschulen vor den vom Staate beaufsichtigten den Vorzug geben. Die Gründe hierfür sind verschieden; Viele halten, da die Mittelschulen Privatschulen sind, auch die niederen der letzteren Art für respectabler; Andere wollen nicht von den zu den öffentlichen Schulen beitragenden Reichen eine Gunst annehmen; wieder Anderen ist es angenehm, Lehrer zu wählen, die sich eher den jeweiligen Wünschen der Aeltern fügen und es besonders mit der Regelmäßigkeit des Schulbesuches nicht so genau nehmen; ein Hauptgrund ist auch, daß im Gebiete der Privatschule die Marktschreierei eine große Rolle spielt; blendende oder recht in die Augen stechende Schul-Erfolge, wenn sie auch hohler Natur sind, besitzen aber in England vielleicht noch mehr als anderswo eine ganz besondere Anziehungskraft.

Daß unter solchen Umständen dem philanthropischen Interesse, wenn es wach wurde, ein großer Spielraum offen blieb, ist klar. Dasselbe erscheint zum ersten

Digitized by Google

Male wirksam nach der Revolution in der zerstreuten Gründung von Anstalten mit dem bezeichnenden Zwecke des Unterrichtes und der Kleidung armer Kinder, den Charity-Schools, und zwar scheinen die ersten derselben unter Jakob II. von den Jesuiten errichtet worden zu sein, denen die gute Gelegenheit nicht entgangen sein mochte, sich in den unteren Schichten Einfluß zu verschaffen. Eifersüchtige Sorge für die protestantische Lehre führte dann auch zur Gründung von ähnlichen protestantischen Anstalten, wie denn die 1698 zusammengetretene, unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Canterbury stehende staatskirchliche „Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß" (die älteste englische Bibel- und Tractat-Gesellschaft) bis 1750 deren schon 1600 gestiftet hatte.

Viel wichtiger als diese Armenschulen ist das hier mit einem Worte zu berührende System der Sonntagsschulen, zu welchem der Baptist Robert Raikes in Gloucester den Anstoß gab. Derselbe versammelte in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts allsonntäglich Kinder und junge Leute in der Cathedrale und ließ sie durch Gemeindeglieder, die sich freiwillig dazu anboten, unterrichten; es sollte dadurch von Seiten der Gemeinde der Verwahrlosung der Jugend entgegengearbeitet werden. Sein Beispiel fand so ausgedehnte Nachahmung sowohl in der anglicanischen Kirche wie bei den Dissenters, daß gegenwärtig die Zahl der Sonntagsschüler in England und Wales sich auf $2^1/_2$ Millionen, die der Lehrenden auf 300,000 belaufen soll. Letztere, Männer und Frauen, finden sich aus allen Ständen freiwillig und unentgeltlich zusammen und unterrichten die Jugend, häufig auch Erwachsene, in der Kirche oder in dem Schullocale 3 bis $3^1/_2$ Stunden lang am Sonntag Vormittag oder Nachmittag. Die Sonntagsschulen sind confessionell, denn ihr Zweck ist wesentlich ein religiöser; Hauptgegenstand des Unterrichtes ist die Religion, in zweiter Linie wird Lesen gelehrt, in seltenen Fällen Schreiben. Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie in den Kreisen der Dissenter stark den sectirerischen Geist befördern, und daß die fast immer dilettantischen Lehrer und Lehrerinnen in ihrem unverständigen Eifer häufig ihrer Sache eher schaden; aber sie haben doch in die große Verwahrlosung der Arbeiterjugend segensreich eingegriffen, wäre es auch nur durch das erhebende Beispiel, das die Lehrenden durch ihre uneigennützige Thätigkeit geben, und durch die Mischung der Stände, welche bei dieser Gelegenheit veranlaßt wird. Merkwürdig ist, daß mit dem späteren Aufschwunge der Volksschule die Sonntagsschulen nicht ab-, sondern zugenommen haben; die Hälfte derselben wurde zwischen 1830 und 1850 gegründet. Sie zogen sich von da an noch entschiedener auf das religiöse Gebiet zurück, aber nicht ohne im Volksbewußtsein für die künftige Entwickelung der Volksschule den Gedanken als leitenden niedergelegt zu haben, daß die Religion auch ihr als Grundlage dienen müsse.

Dieser Gedanke findet sich besonders ausgeprägt in den Bestrebungen derjenigen philanthropischen Persönlichkeit, welche man als Vater des eigentlichen englischen Volksschulwesens bezeichnen könnte, des Quäkers Jos. Lancaster, der 1798, erst 20 Jahre alt, in London eine Schule für ärmere Kinder gründete, die er um die Hälfte oder das Drittel des gewöhnlichen Schulgeldes im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten versprach. Es ist bekannt, daß, um mit möglichst wenig Mitteln möglichst viel zu erreichen, er das System der sogenannten Monitoren erfand, die Einrichtung, daß die jüngeren Schüler gruppenweise durch die fähigeren älteren, die Monitors, wie er sie nannte, unterwiesen wurden, und daß er nun glaubte, damit das Universalmittel für Verbreitung der niederen Schule nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt gefunden zu haben. Von ein-

Digitized by Google

flußreichen Gönnern, wie dem Herzog von Bedford, unterstützt, leistete er in der That Ungewöhnliches; er suchte auch durch Reisen sein System zu verbreiten, und 1811 wurden bereits in England 30,000 Schüler nach demselben unterrichtet, während seine ursprüngliche Anstalt in der Borough Road in London sich nach und nach zugleich zum ersten englischen Lehrerseminare gestaltete. Bei einem Besuche derselben that König Georg III. den bekannten Ausspruch: „Ich wünsche, daß jedes arme Kind in meinem Reiche im Stande sei, die Bibel zu lesen." Er kennzeichnete damit den religiösen Charakter der Lancaster'schen Schulen. Ihr Zweck sollte Verbreitung nützlicher Kenntnisse sein, aber vor Allem die Möglichkeit des Lesens der heiligen Schrift und die Beförderung des Christenthums. Da aber alle Kinder ohne Unterschied der Confession sollten aufgenommen werden können, so war bestimmt, daß alle eigentlichen Confessionsschriften vom Unterrichte fern blieben; es sollte nur die Bibel gelesen und mit Uebergehung streitiger Lehren erklärt werden; eigentlich confessioneller Religionsunterricht blieb den Geistlichen oder den Sonntagsschulen überlassen.

Die Dissenters konnten sich mit solchen Bestimmungen befriedigt erklären; anders die anglicanische Staatskirche, welcher die Verbreitung der Lancasterschulen, aus welchen ihr Katechismus ausgeschlossen war, zum Aergerniß gereichte. Sie trat daher bald mit denselben in Widerstreit und der Erzbischof von Canterbury veranlaßte die andere pädagogische Größe jener Tage, den Dr. Andreas Bell von St. Andrews, der bis dahin den Unterricht im Waisenhause in Madras auch nach dem Monitorensystem geleitet hatte, in London der Lancasterschule eine andere gegenüberzustellen, in welcher der Katechismus als Lehrbuch eingeführt wäre. Da in Folge davon Lancaster wirklich bedenklich an Beiträgen für seine Anstalten einbüßte, so wurde zu deren Aufrechthaltung und Verbreitung 1811 und 1814 eine öffentliche Gesellschaft gegründet, die **British and Foreign School Society**, mit der Aufgabe, Lancasterschulen im Inlande und Auslande (besonders in den Colonien) zu gründen und dieselben durch Geld, Lehrmittel und Ausbildung von Lehrern zu unterstützen. Um nicht zurückzustehen, bildete sich fast zur selben Zeit aus nationalkirchlichen Kreisen gleichfalls eine Gesellschaft, die **National Society for promoting the education of the poor in the Principles of the Establ. Church throughout England and Wales**, welche staatskirchliche Schulen nach Bell's System unterstützte, und reiche Tories sorgten dafür, daß bis 1817 ihr bereits die Ausgabe von 30,000 Pfd. St. zu Schulzwecken möglich geworden war.

Ein Zusammenwirken beider Gesellschaften scheint die britische gesucht zu haben; die nationale verhielt sich dagegen schroff abweisend. Vielleicht ist der Wetteifer, der sich zwischen beiden entspann, für die Sache der Volksbildung eher vortheilhaft gewesen; jedenfalls gebührt beiden Gesellschaften, denen sich in der Folge noch einige weitere kleinere, u. a. auch eine römisch-katholische und eine jüdische, anschlossen, der Ruhm, nicht nur erst recht das Interesse für die Bildung der niederen Volksschichten geweckt, sondern auch Außerordentliches bis heute für diesen Zweck geleistet zu haben. (Die britische Gesellschaft hatte 1862 an Einnahmen 16,205 Pfd. St.; sie besitzt in London ein Schullehrerseminar für 100 männliche Zöglinge und ein zweites für 100 weibliche, neben beiden Musterschulen, eine mit 600 Knaben, die andere mit 285 Mädchen, unterstützte 1861 1157 auswärtige Schulen, unterhielt dabei ein großes Lager von Schulbüchern u. s. w. Die nationale Gesellschaft hat 3 Seminare, betheiligt sich an 11,909 Volksschulen, ihre Ausgaben von 1811 bis 1861 waren 762,000 Pfd. St.)

Digitized by Google

Indessen liegt auf der Hand, daß bei aller Anerkennung der im Bisherigen namhaft gemachten Leistungen dieselben doch noch, verglichen mit dem eigentlichen nationalen Bedürfnisse, als höchst ungenügend erscheinen mußten. Das bemerkenswertheste Ergebniß derselben war vielleicht das gewesen, in viel weiteren Kreisen und in tiefere Gesellschaftsclassen herab die Erkenntniß von dem eigentlichen Werthe der Schulbildung geweckt und verbreitet zu haben. Dieser Werth wurde um die dreißiger Jahre gesteigert durch eingreifende sociale Umgestaltungen; die Hebung der Industrie durch die Anwendung der Dampfkraft bewirkte, daß die kleinen Gewerbe sich nach und nach aus den ländlichen Kreisen in die großen Fabrikstädte zogen, wo sich eine ungeheure Arbeiterbevölkerung ansammelte, die ohne sittliche und geistige Bildungselemente eine Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung zu werden drohte, während in den ackerbauenden Districten die Bevölkerung zu zahlreich blieb, um sich nur noch vom Ackerbau zu nähren, und daher verkommen mußte, wenn sie nicht Intelligenz genug besaß, um neue Erwerbsquellen auszufinden. In jene Zeit fiel auch die bekannte Wahlreform, welche den Kreis der Wahlberechtigten für das Parlament erweiterte und es wünschenswerth machte, daß Schulbildung als Grundlage selbständiger politischer Bildung im Volke etwas tiefere Wurzel schlüge. Stieg aber die Erkenntniß vom Werthe der Elementarbildung, so auch die Erkenntniß von ihrer bisherigen Mangelhaftigkeit und von der Unzulänglichkeit der für sie aufgewendeten Mittel. Sollte es besser werden, so tauchte die Frage auf, ob zu erwarten sei, daß auf dem bisherigen Wege mehr und zureichende Mittel zu erreichen wären, oder ob es nöthig sei, sich anderswo nach einer energischeren Hülfe umzusehen. Hier brach sich, freilich nicht ohne starken Widerspruch, doch angesichts des Nothstandes immer bestimmter der Gedanke Bahn, daß der Staat in die Volksschulverhältnisse mit hülfreicher Hand eingreifen müsse.

Es ließ sich erwarten, daß der Staat angesichts der berührten socialen Veränderungen, da sein Interesse an einer höheren Stufe geistiger Bildung der Staatsbürger wachsen mußte, zu einer solchen Competenzerweiterung sich bereit finden würde, wenn man sie ihm zugestände. Dieselbe konnte unter einem doppelten Gesichtspunkte aufgefaßt werden: er konnte Recht und Pflicht beanspruchen, die Unmündigen dagegen zu schützen, daß ihnen die Möglichkeit der Schulbildung vorenthalten werde, und es konnte das Schulwesen überhaupt, oder doch das Volksschulwesen, ganz seiner organisirenden und beaufsichtigenden Fürsorge übergeben werden. Zu dem Ersteren fehlte es leider nicht an Gelegenheit, es galt im Gegentheil, schreienden Nothständen entgegenzutreten. Mit der weiteren Ausdehnung des Fabrikwesens nahm auch die Gewohnheit, welche Fabrikherren und Arbeitern gleich nutzbar schien, in berüchtigter Weise zu, Kinder schon im zartesten Alter zur Arbeit heranzuziehen. Für den Ackerbau, heißt es in einem Berichte, hat die Arbeit der Kinder Geldwerth, sobald sie laut genug schreien können, um die Krähen zu verjagen; mit acht Jahren können sie schon täglich 6 Pence, mit zehn und zwölf Jahren bereits 1 Shilling verdienen. Im Bergwerks- und Fabrikbetriebe wurde die Arbeit der Kinder so ausgenutzt, daß man ihnen in den meisten Fällen gar keine Zeit ließ, irgend einmal eine Schule zu besuchen.

Hier nun fand die Staatsgewalt noch am wenigsten Widerspruch, als sie in den dreißiger und vierziger Jahren mit der in den Factory-Acts niedergelegten Fabrik- und Bergwerkschulgesetzgebung eingriff, welche, immerhin auch noch schüchtern genug, in der Hauptsache festsetzte, daß vor einem bestimmten Alter kein Kind zu der betreffenden Arbeit verwendet werden dürfe, von dem nicht ein Schulbesuch von einer gewissen Dauer nach-

Digitized by Google

gewiesen würde. Vom Staate ernannte Inspectoren sollten über die Ausführung dieser Bestimmung wachen. Die Gesetze erweckten da und dort auch lobenswerthe einschlägige freiwillige Bestrebungen der Fabrikherren, es entstanden viele gute Fabrikschulen, die gewöhnlich das sogenannte Halbzeitsystem einhielten, nach welchem bei Kindern in einem gewissen Alter die Schulzeit mit der Arbeitszeit in der Fabrik tage- oder halbetageweise abwechselte, aber es wurde doch auch viel über das Unzureichende der Detailbestimmungen und über die Beschränkung der Rechte der Inspectoren geklagt, und noch in den letzten Jahren erst mußte die Gesetzgebung durch neue Acte ergänzt werden, z. B. im Juli 1867 durch die Agricultural Children's Education Bill.

Ein viel größerer Widerspruch erhob sich, als der Plan ernstlicher auftauchte, der Volksschule in ihrem ganzen Umfange die staatliche Fürsorge angedeihen zu lassen. Es waren hier drei Stufen des staatlichen Eingreifens denkbar; entweder konnte die bisherige freiwillige Thätigkeit der Gesellschaften und Privaten beibehalten und ihr nur Unterstützung aus Staatsmitteln gewährt werden; oder die Regierung erhob die gesetzliche Forderung, daß an allen Orten eine Schule vorhanden sei, wobei sich ihre unterstützende Thätigkeit noch nebenher entfalten konnte; oder sie führte den vollständigen Schulzwang ein, d. h. sie verlangte, daß Jeder die Schule während einer gesetzlich bestimmten Zeitdauer besuche, oder sich über sonst empfangenen Schulunterricht ausweise. Bei der vorhandenen obstinaten Abneigung gegen jede Competenzerweiterung der Staatsgewalt konnte höchstens von der ersteren der drei Stufen die Rede sein, und auch diese fand, wie gesagt, lebhaften Widerspruch.

Derselbe kam zuerst von der Seite der schroffen aristokratischen Anschauungen in den höheren Ständen, die, wie der Volksschule überhaupt, so natürlich auch einer staatlichen Förderung derselben abhold waren. England sei seither ohne Staatsschule groß, reich und mächtig geworden; ja, man habe das gerade der Unterordnung der ungebildeten Stände unter die gebildeten zu verdanken; warum es jetzt anders werden solle? Die Lebensverhältnisse der Armen können überhaupt durch Schulunterricht nicht wesentlich gebessert werden; man befördere damit nur Aufregung in den Gemüthern, Unzufriedenheit, Auflehnung der Armen gegen die Reichen, u. s. f.

Als nicht minder bedeutende Gegnerin offenbarte sich die bischöfliche Staatskirche, welche, wenn einmal die Leitung des gesammten Volksschulwesens in eine Hand gegeben werden sollte, ihrerseits dieselbe beanspruchte. Die Volksschule sei doch nur die der Kirche dienende Veranstaltung, um die christliche Wahrheit zu verbreiten und die kirchlichen Ordnungen in der Masse des Volkes von Jugend auf zu befestigen; gegen die der modernen Bildung wegen nöthigen weltlichen Schulfächer sei nichts einzuwenden, aber sie vermögen den ursprünglichen kirchlichen Charakter der Schule nicht zu ändern. Eifrige junge Geistliche gingen damals so weit, ausgedehnte Pläne auszuarbeiten, die freilich nur Pläne blieben, nach denen das zu gründende Volksschulwesen, statt dem Staate, ausschließlich der bischöflichen Kirche übertragen werden sollte; sie dachten dabei weniger an ein intolerantes Vorgehen gegen die Dissenter, die man durch liberale Maßregeln zu gewinnen hoffte, als daran, gegen ein vom Staate zu befürchtendes Uebergewicht der weltlichen und die Vernachlässigung der religiösen Bildung anzukämpfen.

Der interessanteste und heftigste Widerspruch kam aber von Seiten der sogenannten Freiwilligkeitspartei, d. h. von Seiten aller derer, die grundsätzlich das Gebiet des Schulunterrichtes, frei von jeder Staatseinwirkung, den Einzelnen, den Fa-

Digitized by Google

milien und den freien Associationen erhalten wissen wollten. Zu ihnen rechneten sich die Baptisten und einige andere Secten, welche den Grundsatz voranstellten, es sei, da ja doch die Volksschule auf religiöser Grundlage ruhen müsse, Unrecht, Staatsbeiträge für religiöse Zwecke anzunehmen. Sie waren aber weiter mit der ganzen Partei einig in der Scheu vor Eingriffen der Staatsgewalt in die persönliche Freiheit des Einzelnen. Den Aeltern gehöre nothwendig ein wesentlicher Einfluß auf die Schule, in welcher ihre Kinder unterrichtet werden; sie können sich nicht den Anordnungen einer Staatsbehörde fügen, die ihrer Natur nach gar nicht wissen könne, welche besondere Einrichtung des Unterrichtes einzelnen Berufsarten oder einzelnen Bezirken besonders entsprechend sei, sondern immer die Neigung habe, zu centralisiren und Alles nach einer Schablone zu behandeln. Man solle doch nur die bereits in frischem Zuge befindliche Bewegung für die Volksschule sich selber überlassen; der Werth der letzteren werde schon von selbst zur allgemeinen Anerkennung kommen, und die Mittel zu ihrer weiteren Verbreitung werden sich schon finden. Die Beiträge, welche der Staat leisten würde, verhindern nur die Privatbeiträge und machen, daß der Sinn für die Pflicht der Selbsthülfe in so wichtigen Bedürfnissen erlahme; auch seien sie ja doch nur den allgemeinen Steuern entnommen, die, wenn sie in den Händen der Besteuerten bleiben, von diesen zum selben Zwecke, aber nach freiem Gutdünken verwendet werden könnten. Aus den Lehrern müsse die Regierung nothwendig einen privilegirten Stand machen, der nach ganz anderen Grundsätzen, als sonst die Arbeit, bezahlt werde. Allgemeine, freie Concurrenz solle dem Lehrergeschäfte offen stehen; die Lehrer werden dann unter sich freie Associationen bilden, die darüber wachen, daß ihre Mitglieder die passende Ausbildung erhalten, und es werde nicht an Lehranstalten fehlen, welche ihnen diese in zweckmäßiger, ebenfalls ganz freier Weise verschaffen können. (King's College, College of Preceptors, London University, Working Men's Colleges.) Man sage doch nicht, der gemeine Mann sei nicht fähig, für seine Kinder den rechten Lehrer und die richtige Schule herauszufinden; traut man ihm nicht ganz dieselbe Unterscheidungsgabe zu, wenn er zum Arzte, zum Advocaten zu gehen hat, oder wenn er als Wähler bei den verschiedenen politischen und Gemeindewahlen auftritt? — Ein Theil der Partei gab zu, daß für einen kräftigeren Aufschwung des Volksschulwesens Gefahr im Verzuge sei, und weil vom Staate materiell hiezu immerhin am meisten zu erwarten sei, so erklärten sie sich mit seinem Eingreifen einverstanden, aber nur gleichsam unter Protest. In passender Zeit, und je bälder, desto lieber, sollte die Staatshülfe wieder zurückgezogen werden.

Für ein mäßiges Mithelfen des Staates waren besonders viele Dissenters, die, wenn die bischöfliche Kirche in dem bevorstehenden Kampfe siegte, Beeinträchtigung fürchteten, und daher vom Staate mehr zu hoffen hatten als von der Kirche; dann eine Reihe einflußreicher liberaler Politiker, die zum Theil der Staatskirche angehörten, unter ihnen vor Allem Lord John Russell, dann Lord Brougham, Sir Shuttleworth u. A. Sie verlangten, daß ein kräftiger Aufschwung der Volksbildung überhaupt zu erstreben sei, wie er von blos freiwilliger Thätigkeit nimmermehr erwartet werden könne, und wünschten zugleich für alle Fälle den staatlichen Schutz für die staatsbürgerlichen Rechte der nicht kirchlichen Minorität, wenn nun ein allgemeineres Schulsystem ins Leben gerufen würde.

Angesichts solchen Widerstreites der Meinungen ließ sich erwarten, daß die Regierung, wie es bei allen politischen Neuerungen Sitte der englischen Staatskunst ist, nur sehr allmählich und vorsichtig den Gegenstand ergreifen und mit demselben nur Schritt für Schritt vorwärts gehen würde, nachdem jedesmal vorher die öffentliche Meinung und die Ansicht

Digitized by Google

des Parlamentes erkundet, oder mit dem zu Schaffenden durch Erfahrung befreundet gemacht wäre. Man beschloß, an das Bestehende sich anzuschließen, versuchsweise öffentliche Geldmittel möglichst unparteiisch anzubieten und den Erfolg dann abzuwarten.

So wurde 1833 auf Antrag des Lord Althorp im Unterhause von der Regierung ein Beitrag von 30,000 Pfd. St. als erster Staatsbeitrag für Volksschulzwecke ausgesetzt. Derselbe wurde ausbezahlt unter Verantwortung der Verwaltung des Staatsschatzes, also ohne eine neue Behörde einzusetzen, und seine Vertheilung geschah durch Vermittelung und nach Gutachten der beiden großen Schulgesellschaften. Er wurde aber nur gegeben zur Erbauung von Schulen, und nur, wenn eine der Gesellschaften den Fall empfahl und wenigstens die Hälfte der Kosten im Voraus gedeckt war. Ueber Bau und Bestand der Schulen sollte dann periodisch an jene Verwaltung berichtet werden. Damit war eine dreifache Norm gegeben: 1) die freiwilligen Bestrebungen sollten fortdauern, ja noch angespornt werden, 2) die bisher eingehaltene religiöse Grundlage der Volksschule blieb vom Staate anerkannt, 3) es war ein leiser Versuch zu einem Ueberwachungsrechte gemacht.

Die öffentliche Meinung war dieser Behandlung günstig; man wünschte nur vom Staate noch mehr; insbesondere war ja für eine Verbesserung des Unterrichtes noch nichts geschehen; man verlangte die Einsetzung einer staatlichen Schulbehörde, die direct mit den Schulen verkehren könnte, und von ihr ausgehend eine passende Inspection. Demgemäß trat die Regierung mit dem Wunsche hervor, ein möglichst einheitliches Schulsystem für alle Religionsparteien aufzustellen, das eine einfache Verwaltung, Ersparnisse, vielleicht allmählich auch Besänftigung der schroffen Vorurtheile erlauben würde. Auf diesem Punkte aber häuften sich die Schwierigkeiten. Wie sollte die Regierung ihre Aufgabe lösen, um es allen den vielen religiösen Gemeinschaften mit ihren Ansprüchen recht zu machen? Die am weitesten gehende Ansicht der sogenannten weltlichen Partei (secular party) ging dahin, den Religionsunterricht und was man die religiöse Grundlage nenne, überhaupt aus der Volksschule auszuschließen; es sei nicht zu rechtfertigen, wenn Staatssteuern für Zwecke der Kirchen und Secten verwendet werden; man könne von der Regierung nichts weiter erwarten, als daß sie für den Unterricht in den weltlichen Schulfächern, zunächst im Lesen, Schreiben und Rechnen, sorge.

Daß solche radicalen Vorschläge die öffentliche Meinung, welche jedenfalls den Religionsunterricht in der Schule beibehalten wissen wollte, nicht befriedigen konnten, war zu erwarten; selbst in der Form, daß die Schule als neutrale Staatsanstalt nur in weltlichen Dingen unterrichten sollte, der Religionsunterricht aber in besonderen Stunden durch die Geistlichen der betreffenden Confession gegeben werden müsse, wollte man nicht darauf eingehen. Der Ausweg, die Bestimmungen der Britischen Gesellschaft, daß das Bibellesen ohne confessionelle Erläuterungen in der Schule beibehalten, der eigentliche Religionsunterricht aber von den Geistlichen gegeben würde, zu allgemein gültigen zu machen, war durch die schon von früher her bekannte Opposition der bischöflichen Kirche unmöglich gemacht; ebenso scheiterte an dem allzu großen Uebergewichte dieser Kirche der andere Gedanke, vom Grundsatze der religiösen Toleranz ausgehend, an jedem Orte der herrschenden religiösen Gemeinschaft die Schule zu übergeben, die dann Kinder der anderen Confessionen unter den nöthigen Gewissenscautelen zugelassen hätte. So wäre schließlich nur noch das andere Extrem, die reine Confessionsschule, übrig geblieben, mit der sich die kirchlichen Wünsche wohl hätten in Einklang bringen lassen, die aber doch wieder

Digitized by Google

diejenigen zu Gegnern gehabt hätte, welche aus Staatssteuern nichts zu religiösen Zwecken annehmen wollten; sie wäre auch auf zu große locale Schwierigkeiten gestoßen; man hätte zu viele Schulen gründen und zu viele Lehrer besolden müssen und wäre am Ende doch nicht allen kleineren Secten gerecht geworden.

Die Regierung wartete zu, bis die Einsicht sich einigermaßen Bahn bräche, daß bei dem Gewirre aller dieser unfruchtbaren Vorschläge das wichtigste Bedürfniß, daß überhaupt dem Schulwesen aufgeholfen würde, nur geschädigt werden konnte. Wirklich befreundete sich die bischöfliche Kirche allmählich mehr mit dem Gedanken einer unparteiischen Unterstützung der Schule durch den Staat, und die Dissenters näherten sich mehr mit Vertrauen der damaligen Regierung, so daß diese glaubte, einen bedächtigen Schritt vorwärts wagen zu können.

Am 12. Februar 1839 wurde ein Brief von Lord John Russell, dem damaligen Minister des Inneren, an den Geheimerathspräsidenten Lord Lansdowne auf den Tisch des Unterhauses niedergelegt, welcher sich zuerst über den beklagenswerthen Stand der Volksbildung verbreitet, wie ihn die seitherigen Erhebungen nachwiesen, und als besondere Mängel aufführt: die unzureichende Zahl tauglicher Lehrer, die unvollkommene Lehrmethode, die fehlende Inspection, den Mangel an einem Musterlehrerseminar mit Musterschule, überhaupt die Vernachlässigung des Volksschulwesens in der vaterländischen Gesetzgebung. Die Wünsche der Königin, hieß es weiter, seien auf eine Erziehung der Jugend des Landes nach religiösen Grundsätzen und zugleich auf Wahrung der Rechte der Gewissensfreiheit gerichtet. Endlich wurde als königlicher Befehl mitgetheilt, daß der Präsident des Geheimen Rathes mit vier Räthen desselben zu einer staatlichen Oberschulbehörde, dem Committee of the Privy Council on Education, mit der ganz allmein gehaltenen Instruction zusammentreten sollte, „die Verwendung sämmtlicher Summen zu überwachen, welche vom Parlamente zur Förderung der Volksbildung verwilligt würden".

Die neue Behörde war noch keineswegs ein Schulministerium; sie war nur mittelbar dem Parlamente verantwortlich, und ihre aus der allgemeinen Besteuerung genommenen Geldmittel mußten jedes Jahr als außerordentliche verwilligt werden (zunächst jährlich wieder 30,000 Pfd. St.); sie war auch nicht aus der Vereinigung der Parteien entstanden, sondern trug einen neutralen Charakter. Vor der früheren Staatsschatzverwaltung hatte sie das Ueberwachungsrecht voraus; dieses war dehnbar, für ein Provisorium und ein allmähliches Weiterschreiten passend bestimmt. Wie behutsam aber die neue Behörde sich in diesem Weiterschreiten verhalten mußte, und welche Schwierigkeiten ihr entgegenstanden, zeigte sich gleich bei der ersten Maßregel, die sie unternahm, aus öffentlichen Mitteln ein Normalseminar zu gründen. Wie soll in demselben, hieß es gleich, der Religionsunterricht behandelt werden? Die Staatskirche wollte von dem zu Grunde zu legenden allgemeinen Christenthum nichts wissen, die Katholiken hätten sich ohnehin nicht betheiligt, die Dissenters fürchteten sich vor dem etwa aus der staatskirchlichen Geistlichkeit genommenen Director, und schließlich mußte die betreffende Verordnung wieder zurückgenommen werden. Man beschränkte sich jetzt darauf, an jede der beiden großen Schulgesellschaften zur Errichtung von Seminaren 10,000 Pfd. St. auszubezahlen.

Den glücklichsten Schritt that aber die neue Behörde durch Einsetzung von Inspectoren, welchen periodische Schulvisitationen obliegen sollten. Im September 1839 wurde in einem Erlasse der wichtige Grundsatz aufgestellt, daß „künftig weder einer

Digitized by Google

Schullehrerbildungsanstalt noch einer Volksschule irgend ein Beitrag aus öffentlichen Mitteln verwilligt werden sollte, die der Behörde nicht ein Visitationsrecht einräumen würde". Charakteristisch ist folgender Passus aus der Instruction der neu ernannten königlichen Schulinspectoren: „Sie bieten den an der Leitung der Localschule Betheiligten Gelegenheit, sich bei den Visitationen über ihre Schulangelegenheiten den bestmöglichen Rath zu verschaffen, sie dürfen aber ihren Rath durchaus blos da geben, wo er ausdrücklich verlangt wird; keine unbefugte Einmischung, keinerlei Aufdrängen bestimmter Ansichten ist ihnen gestattet. Die Inspectoren kommen nicht, um Controle auszuüben, sondern um Hülfe und Beistand zu leisten." Daß aber auch hier die Frage wegen des Religionsunterrichtes Schwierigkeiten machen würde, ließ sich erwarten. Die bischöfliche Kirche wünschte für ihre Schulen anglicanische Geistliche als Inspectoren, die auch den Religionsunterricht visitiren sollten, die Britische Gesellschaft, die Wesleyaner und andere Dissenters verwahrten sich, wie gegen anglicanische Geistliche, so überhaupt gegen Visitation des Religionsunterrichtes. Die Regierung, um nicht aus ihrer Politik der Behutsamkeit herauszutreten, ernannte nun anglicanische Geistliche zu Inspectoren der staatskirchlichen Schulen, und andere, lauter Laien, zu solchen der übrigen. Letztere nehmen auf den Religionsunterricht keine Rücksicht; sie lassen sich nur von der Localleitung bezeugen, daß derselbe zu deren Befriedigung ertheilt wird.

Die jährlichen Berichte der Inspectoren werden zum großen Nutzen der Schulen in einem Blaubuch veröffentlicht. Mit der Besetzung der Inspectorstellen scheint die Schulbehörde glücklich gewesen zu sein; die Ernannten haben alle ihre Studien auf den Universitäten gemacht, und es sind unter ihnen Männer von wissenschaftlichem und schriftstellerischem Rufe. Daß sie sich nicht aus den Reihen des Schulstandes ergänzen sollen, gilt ausdrücklich als maßgebende Regel. Im Allgemeinen wird sich kaum je eine Maßregel so schnell populär gemacht haben, wie diese Volksschulinspection. So sehr fand sie überall Beifall, daß selbst viele Privatschulen, ohne Staatsbeiträge zu verlangen, sich doch die Inspection erbaten; gerade die ausgesprochene Neutralität machte die Inspectoren zu Vertrauenspersonen, ja oft zu Schiedsrichtern zwischen Ortsschulbehörden, Aeltern und Lehrern, und man hört häufig die Ansicht, daß der Staat ohne Schaden sein ganzes Schulsystem zurücknehmen könnte, wenn nur die Inspection erhalten bliebe.

Es handelte sich noch um Normen bei Vertheilung der Staatsbeiträge; sie beschränkten sich, nach dem Wortlaute des Gesetzes, auf den Schulunterricht solcher Kinder, deren Aeltern sich durch Handarbeit ernähren; die neue Behörde trat jetzt in unmittelbare Verbindung mit den Localschulleitungen und verwilligte Beiträge aus öffentlichen Mitteln nur für den Fall, daß immer schon mindestens die Hälfte der erforderlichen Kosten zum Voraus aus Privat- oder Gemeindemitteln gezeichnet war. Die Beiträge beschränkten sich noch auf den Bau oder die Verbesserung von Schulen und Seminarien; die Baupläne mußten vorgelegt und gesundheitspolizeilich unbeanstandet gefunden werden. Es war kein Zweifel, daß durch solche Anerbietungen die Privatthätigkeit zum Besten der Volksschule bedeutend angespornt wurde; es trat aber doch bereits ein bedenklicher Mißstand des angenommenen Systemes zu Tage, der später von der Opposition stark verwerthet wurde: die Staatshülfe konnte nämlich offenbar viel leichter von wohlhabenden Orten erlangt werden, als von dürftigen, welche auch die vorgeschriebene Hälfte der Schulkosten nicht oder nur schwer aufbringen konnten; somit konnte die Staats-

Digitized by Google

hülfe gerade dahin am wenigsten dringen, wo sie doch am nothwendigsten gewesen wäre. Das Verlangen nach Staatsbeiträgen mehrte sich indeß mit jedem Jahr, und 1846 betrug die verwilligte Summe bereits 100,000 Pfd. St.

Es ließ sich annehmen, daß während der ersten Jahre die Berichte der Inspectoren kein sehr glänzendes Bild von dem Zustande der Volksschule geben würden; in der That klagen sie auch vor Allem über den fast allenthalben fühlbaren Mangel an Geld, sowohl in den Seminarien, die zum Theil aus freiwilligen Beiträgen, zum Theil aus Schul- und Kostgeld der Zöglinge sich erhielten, wie in den Schulen. Ferner sei die Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen noch sehr dürftig, ihre Stellung zu precär; der Erfolg des Unterrichts, besonders auch in Folge des Monitorsystemes, nach allzu gering. Angesichts dieser Mängel erließ nun die Oberschulbehörde in den Jahren 1846 und 1847 eine Reihe neuer Verordnungen, in ihrer Gesammtheit die erste eigentliche Volksschulgesetzgebung, nach welchen künftig an die Schulen nach einem scharfsinnig durchdachten Systeme auch jährliche Beiträge gegeben werden sollten, die in Verbindung mit den zahlreichen Bestimmungen, an welche ihre Verwilligung verknüpft war, das Aeußerste leisteten, was sich noch mit der Vollmacht der Regierung vereinigen ließ. Am wichtigsten war, um dies wenigstens anzuführen, was für Verbesserung und Besserstellung des Lehrstandes verordnet wurde. An die Stelle der Monitoren sollte das von Sir Shuttleworth befürwortete System der sogenannten Schullehrlinge treten.

Es sollte nämlich, wenn eine Schule eine bestimmte Anzahl von Schülern überschritt, gestattet sein, aus den talentvolleren Schülern oder Schülerinnen, die aber das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt haben mußten, Schullehrlinge auszuwählen, welche während fünf Jahren den Lehrer unterstützen konnten und dafür aus Staatsmitteln bezahlt wurden. Der Lehrer gab ihnen in besonderen Stunden Unterricht und wurde dafür besonders honorirt; am Ende jeden Jahres bestanden sie eine Prüfung vor dem Inspector, und wenn dies zum fünften Male mit Erfolg geschehen war, war ihnen gestattet, eine Prüfung um Erringung eines Staatsstipendiums zu bestehen, welches ihnen auf ein oder zwei Jahre den Besuch eines Seminares nach ihrer freien Wahl ermöglichte, eine Maßregel, die zugleich eine werthvolle Unterstützung der Seminarien in sich schloß. Beim Austritt aus dem Seminare war die Möglichkeit einer Dienstprüfung gegeben, und jeder Lehrer, der sich von derselben ein Befugnißzeugniß mitbrachte, erhielt im Amte eine jährliche Gehaltszulage aus öffentlichen Mitteln, wenn — und damit wurde wieder die Beihülfe aus Privatmitteln angeregt — die Localleitung miethsfreie Wohnung und einen mindestens das Doppelte jener Zulage betragenden Gehalt zusagte.

Das Gesagte mag genügen, um einen Begriff von dem eigenthümlichen Systeme zu geben, welches sich die Oberschulbehörde für ihre Thätigkeit gestaltet hatte. Ihrem Grundsatze, überall nur Privatbestrebungen anzuregen und zu unterstützen, und nirgends Zwang anzulegen, war sie treu geblieben; war es doch in eines Jeden Belieben gesetzt, ihre Hülfe, und damit freilich auch die Normen, nach denen sich dieselbe richtete, anzunehmen. In Wahrheit war ihre Thätigkeit von der der großen Schulgesellschaften wesentlich nur durch die Aufbietung größerer Mittel und bedeutenderer Autorität verschieden. Sollte dieses System in der Folge in seiner Besonderheit bleiben? sollte es sich zu einem eigentlichen National-Volksschulsystem entwickeln? oder sich selbst mit der Zeit entbehrlich machen? Die Ansichten hierüber blieben getheilt; nur soviel ließ sich nicht bezweifeln, daß zu weiterer Verbreitung der Thätigkeit der Oberschulbehörde, oder wenn auch nur ihr Beispiel zu

Digitized by Google

freier, von ihr unabhängiger Nachahmung führen sollte, noch viel bedeutendere Geldmittel erforderlich sein würden. Daher die Steigerung des jährlichen Staatsbeitrages, der 1860 bereits die Höhe von 800,000 Pfd. St. erreichte, daher, um zu zahlreicherem Schulbesuch anzureizen, in den Land- und später auch in den Stadtschulen die Gewährung des sog. Kopfgeldes, d. h. eines gewissen Betrages an die Schule für jedes Kind, das während einer gewissen Zeit ununterbrochen dieselbe besucht hatte — vorausgesetzt, daß ein geprüfter Lehrer an derselben wirkte —, daher die in den nächsten Jahren immer wiederkehrenden Anträge auf irgend eine Art von besonderer Schulbesteuerung, die aber niemals die Parlamentsmehrheit für sich gewinnen konnten.

Wegen der zunehmenden Geschäftslast und Verantwortung wurde im Jahre 1856 die Oberschulbehörde erweitert und erhielt einen eigenen Vicepräsidenten, der sie vor dem Unterhause zu vertreten hatte. Eingedenk ihres doch immer provisorischen Charakters schien ihr im Laufe der folgenden Jahre die Pflicht obzuliegen, sich selbst und der Nation über die Früchte ihrer Thätigkeit Rechenschaft zu geben, um auf Grund derselben vielleicht zu einer definitiven Beantwortung jener, ihren Bestand bedingenden Fragen zu gelangen. Auf Antrag des Sir J. Packington wurde darum 1858 eine königliche Enquête-commission niedergesetzt, mit dem Auftrage, einen genauen Bericht über Volksbildung und Volksschulwesen in England und Wales auszuarbeiten und ihn nebst daraus erwachsenden Vorschlägen öffentlich vorzulegen. Die Commission nahm, unter dem Vorsitze des Herzogs von Newcastle, zu ihren ausgebreiteten Erhebungen drei Jahre in Anspruch; überall, außer von Seiten der katholischen Schulen, die ihr den Eintritt verweigerten, wurde ihr bereitwillig jede gewünschte Auskunft ertheilt, und im März 1861 war sie im Stande, ihren einen Band von 700 Seiten mit fünf Belegebänden füllenden Bericht, die erste größere, eigentliche statistische Erhebung über den Gegenstand, zu veröffentlichen.

In diesem interessanten Berichte bekennt sich eine Minorität der Commission, deren Glieder der Freiwilligkeitspartei angehören aus bekannten Gründen auch jetzt wieder zu der Ansicht, daß das gesammte Staatsschulsystem je eher, desto besser wieder zurückzunehmen und Alles dem nunmehr mächtig erregten freiwilligen Eifer zu überlassen sei. Da hiezu aber keine Aussicht ist, so vereinigt sie sich mit der Majorität in den folgenden wichtigsten Sätzen: Das bisherige System soll zunächst beibehalten werden, es hat selbst Gutes gewirkt, ist im Volke gerne gesehen und hat größere freiwillige Thätigkeit angeregt; es leidet aber an folgenden wesentlichen Defecten: 1) Die armen Gemeinden werden noch immer nicht gehörig berücksichtigt; 2) Das Geschäft der Oberschulbehörde wird zu bureaukratisch und zu ausgedehnt, daher Vereinfachung und Decentralisation wünschenswerth erscheint; 3) Die Erfolge des Unterrichtes sind noch viel zu mangelhaft; — der Grund hiervon lag in dem unregelmäßigen Schulbesuche der Kinder, in dem Umstande, daß 80 % derselben im Alter unter elf Jahren die Schule schon wieder verlassen, während die länger bleibenden eher den wohlhabenderen Aeltern angehören, und darin, daß die Lehrer dann allzu geneigt sind, gerade nur auf diese älteren Schüler der oberen Schulclasse die größere Aufmerksamkeit zu verwenden. Statt vieler beweisender Statistik mag nur die Notiz angeführt werden, daß in London 1860 (und selbst 1866) noch 30 Procent der Brautpaare nicht mit ihrem Namen unterzeichnen konnten. 4) Damit zusammengenommen sind die Ausgaben viel zu bedeutend, besonders angesichts ihrer Tendenz, sich noch zu mehren.

Auf diese Bemerkungen hin war eine Revision der Schulgesetzgebung offenbar nicht mehr zu umgehen, und der damalige Vicepräsident der Oberschulbehörde,

Digitized by Google

jetziger Schatzkanzler, Mr. Lowe, brachte auch wirklich im Juli 1861 den Entwurf einer solchen ein. Derselbe rief die alten Parteien wieder in einen Kampf, dem mir damals wiederholt vergönnt war, im Parlamente anzuwohnen; er brachte aber auch in der Oeffentlichkeit, in den Zeitungen, einen wahren Sturm hervor, und es war nicht zu verwundern, daß er erst nach dreimalig erneuter Revision, die ihm manche scharfe Kanten nahm, im Mai 1862 Gesetzeskraft erlangte. Seine Grundzüge lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

Das seitherige System der bloßen Unterstützung freiwilliger Thätigkeit ist beizubehalten, also einerseits von Schulzwang, andererseits von Localschulbesteuerung abzusehen. Aber, wenn man einmal für dieses System sich erklärt hat, so ist es streng in seinen Consequenzen durchzuführen, und was daraus Unliebsames sich ergiebt, ist mit in den Kauf zu nehmen. Welches war aber die den Staat bisher leitende Idee? Offenbar die, daß, wer im Stande sei, für den Unterricht seiner Kinder selbst zu sorgen, kein Anrecht auf öffentliche Mittel habe, daß diese nur zur Schulbildung der notorisch Armen verwendet werden sollen. Die Aufgabe sei, einem dringenden Nothstande abzuhelfen, und hier sei man angewiesen, nur das Nothwendigste zu erreichen, daß Lesen, Schreiben und Rechnen gründlich gelernt werde. Was darüber sei, sei gut und schön; der Staat habe aber dafür nicht zu bezahlen, sondern die Privaten. Ebenso mußten die Lehrer angehalten werden, sich mehr den Kindern unter elf Jahren zu widmen, als ihren oberen Classen; für sie selbst solle das Prüfungsmaß niederer angesetzt werden; höhere Bildung gereiche ihnen allerdings zur Zierde, aber das Princip erlaube nicht, daß der Staat weiter sorge als dafür, daß sie gute Armenschulmeister werden. Endlich solle sich der Staat bei der Vertheilung seiner Beiträge nicht von dem ihm vorgetragenen angeblichen Bedürfnisse leiten lassen, sondern dabei einen Modus anwenden, nach welchem nur wirkliche Erfolge, wie er sie als nothwendig bezeichnet, bezahlt werden.

Demgemäß wurden die Beiträge für den Schulbau beibehalten, ebenso die Inspection. Dagegen fielen die Einzelzahlungen an Lehrer, Schullehrlinge ꝛc. weg, und es wurde nur noch ein jährlicher Staatsbeitrag an die Localschulleitung gewährt, der sich folgendermaßen specificirte: 1) für jedes Kind nach mittlerem Schulbesuche bezahlt die Behörde bei befriedigendem Visitationserfunde 4 Sh.; 2) für jedes, das jährlich die Schule 200 mal besucht hat, weitere 8 Sh., von denen aber je ein Drittel verloren geht, wenn der Schüler im Lesen, oder Schreiben, oder Rechnen nicht genügt; 3) für jedes Kind unter sechs Jahren für jeden Schulbesuch nach dem 200sten je 1 Penny (diese Kleinen werden so nicht nur für die Aeltern, sondern auch für die Schulcommittees kleine Schätze werden, meinte Mr. Lowe); 4) für jeden Schulbesuch eines Kindes über sechs Jahre nach den ersten 100 im Jahre 1 Penny. Nun examinirt aber der Inspector jährlich jedes einzelne dieser Kinder (es werden ihm dazu Inspectionsgehülfen beigegeben) im Lesen, Schreiben und Rechnen, und wenn dasselbe je in einem der drei Fächer nicht genügend besteht, wird dafür allemal $^1/_3$ Penny abgezogen. Dazu sind sämmtliche Schüler nach dem Gutdünken des Lehrers in sechs Gruppen abgetheilt, welche nach sechs sich gradweise steigernden, amtlich festgesetzten Prüfungsnormen zu prüfen sind. Der eine Schule so betreffende Betrag kann aber unter Umständen ganz sistirt werden, wenn gesundheitliche und andere grobe Mißstände (in den staatskirchlichen Schulen gehört dazu auch eine wesentliche Ausstellung

Digitized by Google

am Religionsunterrichte) vorhanden sind, oder er ist nach bestimmten Normen um ein Zehntel bis zur Hälfte reducirbar.

Die Schullehrlinge werden von nun an von den Localschulleitungen bezahlt; am Ende ihrer fünf Jahre können sie sich auch für kleine Landschulen, denen dadurch die Beschaffung des Lehrers erleichtert werden sollte, provisorisch legitimiren lassen und ihre Dienstprüfung erst später bestehen. Im Seminar erhalten sie das königliche Stipendium, wie bisher. Die Seminare sollten, aber nur vorläufig, die bisherigen Beiträge fort-erhalten. Die Dienstprüfungsordnung der Lehrer und Lehrerinnen wurde vereinfacht, dabei mehr Concentration in den Elementarfächern verlangt; zur Erlangung eines Befähigungszeugnisses gehörte von nun an auch noch eine bestimmte Probedienstzeit, u. s. f.

Ueber den muthmaßlichen Aufwand in Folge der neuen Bestimmungen hatte Mr. Lowe das treffende Wort: „Ich kann nicht versprechen, daß dieses System ein wohlfeiles sei, und ebensowenig, daß es ein wirksames sein wird; aber das kann ich versprechen, daß es entweder das eine oder das andere werden muß. Ist es nicht wohlfeil, so wird es wirksam sein; ist es nicht wirksam, so wird es sich wenigstens wohlfeil erweisen."

Es wäre zu weitläufig, auf eine Detailkritik dieses eigenthümlichen Schulgesetzes einzugehen. Man setzte an demselben mit Recht aus, daß es die Volksschule auf ein bedauerlich niederes Niveau herabdrücke, daß es den ganz armen Gemeinden doch auch wieder nicht gerecht werde, daß es endlich auch die armen talentlosen Kinder schädige, weil die Schüler, die schwerer zu dem festgesetzten Prüfungsniveau zu bringen waren, leicht vernachlässigt wurden. Waren aber diese Fehler unvermeidlich, so lag das besondere Verdienst Mr. Lowe's darin, den Nachweis geliefert zu haben, daß dieselben dem Grundprincipe des ganzen Systemes anhafteten; was that die Regierung, indem sie auf diese oder jene Weise den bisherigen Stand der Dinge aufrecht erhielt, Anderes, als daß sie ein großartiges, *im aristokratischen Geiste gedachtes System unterstützte*, nach welchem die Armen ihre Schulen durch freiwillige Gaben der Reichen, also eigentlich als *Almosen* erhielten? Hier war der Punkt, wo über kurz oder lang die ganze bisherige Einrichtung an der mehr demokratischen Entwickelung der socialen Verhältnisse der Neuzeit scheitern mußte. Dann war aber nur noch zweierlei möglich, entweder die *reine Entwickelung des Freiwilligkeitsprincipes*, wie es die mehrgenannte Partei anstrebte, wo auch der Arme durch Association und andere Mittel für seine Kinder selbst sorgte, oder der *Staatsschulzwang*, wo die Schule aus den Steuern Aller, auch der Armen erhalten wird, der aber dann, um ganz gerecht zu sein, auch auf die Mittelschulen sich ausdehnen muß.

Eine Seite in dem neuen Gesetze ist noch der Aufmerksamkeit werth, wie sie denn auch dem Scharfblick der Betheiligten nicht entging. Den drei Elementarfächern war eine besondere Dignität eingeräumt dadurch, daß man sie besonders bezahlte; die Religion war nicht ebenso behandelt, also in Wahrheit gegen früher zurückgesetzt, ohne daß übrigens der bisherige Religionsunterricht eigentlich Schaden litt; der Staat wollte nur bemerklich machen, daß er wenigstens für das, was im Wesentlichen Interesse der Kirche sei, nicht zahle. (Lord Granville erzählte fein im Oberhause, eine Localleitung habe ihm ein Memorandum mit jenen religiösen Bedenken vorgelegt. Als er der Probe wegen vorgeschlagen habe, das Kopfgeld von 1 Penny auf 2 Pence per Kind zu erhöhen, hätten die Herren gleich alle Bedenken fahren lassen.)

Digitized by Google

Indessen, die neuen Einrichtungen thaten leidlich ihren Dienst; wie lange, das hing wieder, wie früher, am meisten von den durch neue sociale Erfahrungen und Aenderungen bedingten Bildungsbedürfnissen der niederen Classen ab. Solche Aenderungen brachte 1867 eine neue Reformacte, welche das Wahlrecht wesentlich erweiterte und ebendamit an gründlichere Bildung des Volkes appellirte; von noch größerem Einfluß aber waren die Resultate, welche berufene Männer aus den Erfunden der großen Weltausstellungen von 1862 und 1867 zogen. Es liegt mir ein 1869 geschriebenes umfangreiches Buch des berühmten Ingenieurs Scott Russell vor, das nur den Zweck hat, emphatisch darzulegen, wie, während die Industrie der Nachbarländer, als Ernte langer Aussaat eines guten Schulwissens, in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht habe, England bedenklich stehen geblieben, wenn nicht schon im Rückschritte begriffen sei. Er verlangt vor Allem die eingehendste Hülfe des Staates, um Anstalten für bessere technische Bildung ins Leben rufen zu können; er geht aber noch weiter in dem Wunsche nach einem Unterrichtsminister im eigentlichen Sinne, dem Unterstützung zu leihen sei, selbst wenn er unter passenden Formen den staatlichen Schulzwang in ganzem Umfange einführen würde. Denn auch die Arbeiterbevölkerung habe allgemeinere Schulbildung dringend nöthig, das gehe aus der wichtigen statistischen Thatsache hervor, daß in England und Wales von $2^1/_2$ Millionen Kindern von 5—12 Jahren 1 Million die Schule gar nicht, $^1/_2$ Million ganz unregelmäßig, also nur 1 Million regelmäßig besuche! Gebildete Bürger, fährt er fort, seien Nationalreichthum, und um zu beweisen, daß es den stolzen Engländer doch eigentlich nicht erniedrigen würde, wenn er sich vom Staate zur Schule und auch zum Kriegsdienste zwingen ließe, hat er das interessante Wort: „Schule, Kirche und Armee sind in einigen gebildeten Nationen der gemeinschaftliche Boden, auf dem alle Bürger sich begegnen, und bei diesen Nationen fand ich mehr als sonstwo, daß alle Bürger eminent patriotisch gesinnt sind."

Die genannten Umstände verursachten eine Bewegung, deren Kern der war, daß verschiedene Schichten der Nation anfingen, mit dem Gedanken des staatlichen Schulzwanges sich mehr zu befreunden, wobei nur die Frage war, wie das religiöse Bedürfniß, wie die Confessionen sich zu demselben verhalten würden. Im November 1867 brachte der in Sachen liberaler Schulordnungen unermüdliche greise Lord Russell im Oberhause vier Resolutionen ein, welche im Ganzen den Schulzwang befürworteten, damals aber noch abgewiesen wurden; bald darauf, als die confessionellen Interessen sich mit dem alten ungestümen Nachdrucke geltend machten, bildete sich 1869 die Unterrichtsliga von Birmingham mit der Tendenz, darauf hinzuwirken, daß jedem Kinde vom Staate Schulbildung gewährleistet werde, mit Einführung des Schulzwanges, aber so, daß jeder Religionsunterricht aus der Schule ausgeschlossen wäre, und kurz darauf die Union von Manchester, die gleichfalls den Schulzwang auf ihre Fahne schrieb, aber ihn auf Confessionsschulen angewendet wissen wollte. Unter solchen Umständen glaubte auch die Regierung wieder ihren bedächtigen Schritt vorwärts wagen zu dürfen, und der gegenwärtige Vicepräsident Forster brachte am 18. Februar 1870 den Entwurf einer Reform des Schulgesetzes ein, der wieder zu heftigen Kämpfen und manchen Aenderungen führte, aber endlich, da angesichts des Nothstandes keine Partei die Verantwortung übernehmen wollte, daß das Gesetz nicht zu Stande komme, am 4. August zur Annahme gelangte.

Digitized by Google

Dieses neueste Schulgesetz will vor Allem an das Bestehende anknüpfen, das doch so bedeutend erschien, daß es nicht ohne Weiteres über Bord geworfen werden konnte; dann will es den Schulunterricht ganz allgemein machen, das gesammte nationale Volksschulbedürfniß zu befriedigen suchen; endlich zwar in keiner Weise den Religionsunterricht hindern, aber die confessionellen Interessen ganz ignoriren, und bei der Schwierigkeit, irgend einen Besteuerungsmodus mit der Befriedigung confessionell-religiöser Interessen zu vereinigen, nur für weltlichen Unterricht bezahlen, während die Besorgung des confessionellen Unterrichts den Confessionen selbst überlassen bleibt.

Demgemäß ist zuerst eine hinreichende Anzahl von Schulen im ganzen Lande zu beschaffen; wo sie fehlen, haben neu einzusetzende Bezirksschulbehörden für deren Herstellung zu sorgen. Das Land wird nämlich in Schulbezirke (die den politischen Wahlbezirken zu entsprechen scheinen) getheilt, welche die Regierung durch ihre Inspectoren bereisen läßt, um in jedem die Zahl der schulfähigen Kinder und den Zustand der Schulen zu ermitteln. Wo in einem Bezirke die Leistungen entsprechend befunden werden, enthält sich die Oberschulbehörde weiterer Einmischung; wo irgend Jemand im Bezirke aus freien Stücken im Laufe eines Jahres die mangelnde Schule herstellen will, giebt der Staat dazu Ersatz für die Hälfte der Kosten und überläßt die weitere Organisation, wenn der Inspector günstig über die Verhältnisse berichtet hat, der Localleitung der betreffenden Schule; übrigens unterwerfen sich sämmtliche Schulen, welche wie bisher Staatszuschüsse empfangen, der Inspection, welche aber von nun an nicht confessionell mehr sein wird, den von Zeit zu Zeit festzustellenden Lehranforderungen und den sogleich näher zu bezeichnenden Bestimmungen über den Religionsunterricht. Reicht der Bestand der Schulen in einem Bezirke nicht aus, und das wird in den meisten Fällen sich ergeben, — so wird nach einem Jahre durch Wahl sämmtlicher Hausväter, nach einem eigenthümlichen sehr freien Wahlverfahren, das allen vorhandenen Meinungsverschiedenheiten eine Vertretung zusichert und auf Stuart Mill's Antrag auch Frauen wählbar macht, eine Bezirksschulbehörde von 3, 6, 9, 12 und mehr Mitgliedern eingesetzt, welche nicht die schon bestehenden Schulen zu überwachen, sondern den vorhandenen Mangel entweder durch Gründung neuer Schulen oder durch passende Einweisung der bisher nicht geschulten Kinder in schon vorhandene zu tilgen hat. Sie hat dazu, wenn sie es nöthig findet, das Recht, Bezirksschulsteuern zu jedem ihr passend scheinenden Betrage zu erheben, und, wiederum nach ihrem Gutdünken, in ihrem Bezirke den Schulzwang einzuführen, derart, daß für alle Kinder zwischen 5 und 12 Jahren, welche die Schule nicht besuchen, die Eltern bis zu 5 Sh. Strafe zu erlegen haben. (Entschuldigungen: Krankheit, anderweitiger Unterrichtsnachweis, mehr als eine Meile (!) Entfernung.) Beides geschieht durch Verordnungen, die von ihr erlassen, vom Parlamente ratificirt werden, also nicht durch die Oberschulbehörde, welche durch das neue Gesetz demnach in ihrer Rechtssphäre keine wesentliche Aenderung erleidet.

Die schwierige Religionsunterrichtsfrage betreffend, fiel zunächst ein Antrag der der Liga von Birmingham angehörenden Parlamentsmitglieder, daß der Religionsunterricht aus der Schule überhaupt ganz auszuschließen sei, mit 421 gegen 90 Stimmen, und es blieb bei dem vom Gesetze festgehaltenen Grundsatze, der offenbar auch der Ansicht der überwiegenden Mehrheit des Landes entsprach, daß der Religion, aber ohne ausgesprochen confessionelle Färbung, wenn auch rechtlich nur permissiv, ihre Stätte in der

Digitized by Google

Volksschule erhalten werden sollte. Es wurde nämlich bestimmt, daß jede bestehende Schule, welche fernerhin Anspruch auf Staatsunterstützung irgend welcher Art mache, und überhaupt jede von einer Bezirksschulbehörde neu gegründete, das bloße Bibellesen oder das Bibellesen mit nicht confessionellen, der Jugend verständlichen Erklärungen als obligatorisches Fach in ihrem Lectionsplane aufnehmen könne (nicht müsse), daß aber alle confessionellen Religionsschriften, Katechismen ꝛc. dabei fernzuhalten seien, und daß vom confessionellen Religionsunterrichte, der deshalb immer auf den Anfang oder auf das Ende der täglichen Schulzeit anzusetzen sei, sowie von sämmtlichen confessionell gefärbten religiösen Uebungen jedes Kind auf schriftlich geäußerten Wunsch der Aeltern dispensirt werden müsse. Wenn also insbesondere eine Bezirksschulbehörde eine neue Schule gründete, so stand ganz in ihrem Ermessen, ob sie überhaupt Religionsunterricht in ihr zulassen wollte; aber wenn sie es that, mußte die besprochene Norm eingehalten, und die Schule allen Confessionen zugänglich werden. Wollte sie sich mit vorhandenen Schulen behelfen, diese also vergrößern oder unterstützen, so mußte sie das mit allen vorhandenen thun, soweit dieselben nämlich die Religionsunterrichtsordnung annahmen. Die Bestellung des Religionsunterrichtes blieb demnach ganz in der Hand der Localbehörden, und die königlichen Inspectoren kümmerten sich bei ihren Visitationen künftig nicht darum. — Die Geldmittel flossen künftig aus Privatbeiträgen, wie bisher, aus dem Schulgelde der Aeltern, das, wo irgend möglich, beibehalten wurde, aus unterstützenden Staatsbeiträgen mit etwas veränderten Normen, und, wo das Alles nicht ausreichte, aus den bereits berührten Bezirkssteuern. Es versteht sich übrigens, daß auch den neuen, aus Bezirkssteuermitteln errichteten Schulen, wenn diese nicht zureichten, Staatsunterstützung zur Verfügung stand, und wenn ich richtig auffasse, so erhielten während jenes ersten Uebergangsjahres auch bestehende oder neu sich bildende Confessionsschulen, z. B. die der Katholiken, welche die neuen Normen anzunehmen verweigerten, für einmal die Hälfte ihrer Unkosten vergütet.

Jetzt hörte auch die Bestimmung auf, daß die Volksschulen, welche der Staat unterstützte, eigentlich nur Armenschulen seien; denn wenn jeder Hausvater an der Bezirkssteuer mitbezahlte, so mußte ihm damit auch das Recht werden, seine Kinder in die betreffende Schule zu schicken, wenn er wollte, er mochte nun selbst bemittelt sein oder nicht; die eigentlich nationale Volksschule, die allen Ständen offen stand, war geschaffen, und es war nur natürlich, daß nun auch die Unterrichtsanforderungen wieder gesteigert wurden; das Gesetz stellte wieder sechs Stufen auf, aber die frühere zweite wurde jetzt die erste, und eine sechste höhere kam neu dazu.

Das neue Gesetz ist nun schon im zweiten Jahre in Kraft; die Bezirksschulbehörden sind gewählt und in Thätigkeit. Von besonderer Bedeutung ist die von London; man denke sich einen Ortsschulrath für 3 Millionen Seelen! Ihr Vorsitzender ist Lord Lawrence, der frühere Gouverneur von Indien, eines ihrer Mitglieder der bekannte Naturforscher Huxley, Anhänger der Liga von Birmingham. Bezeichnend ist ihre erste Debatte, die sich darüber entspann, ob die Sitzungen mit Gebet zu eröffnen seien, und die damit zum Schlusse kam, daß nun ein besonderes Zimmer für die Mitglieder frei gehalten wird, die vor Beginn der Sitzung beten wollen. Für die religiöse Frage ist bemerkenswerth, daß bis jetzt kein einziger Bezirksschulrath sich für gänzlichen Ausschluß der Religion entschieden hat; 8 von ihnen, 200,000 Seelen repräsentirend, lassen nur die Bibel lesen ohne erklärende Bemerkungen, 38 andere, 6 Millionen vertretend, gestatten dem Lehrer

Digitized by Google

auch die letzteren. Vor der Hand will also die öffentliche Meinung den Religionsunterricht als einen allgemein bildenden noch beibehalten wissen, denn auch in den letzten Monaten noch (Anfang März 1872) hat ein erneuter Antrag auf Entfernung desselben im Parlamente nur fünf Stimmen mehr als früher für sich gewinnen können.

Das Gesetz im Ganzen scheint zu befriedigen; man sieht es aber, ohne Zweifel wie die Regierung selbst, wieder nur „als einen annehmbaren Ruhepunkt", als eine Grundlage für weitere Entwickelung an. Ob diese zur Schule ohne Religionsunterricht oder zur Confessionsschule führen wird, ist noch schwerlich zu bestimmen; für die letztere Möglichkeit fehlt es nicht an Anhaltspunkten, schon weil die Mehrzahl der bestehenden Schulen noch immer Confessionsschulen sind; es ist auch bemerkenswerth, daß, wo der Bezirksschulrath ein Kind armer Aeltern schulpflichtig gemacht hat, die dasselbe nicht in der Staatsschule, sondern in einer bestehenden rein confessionellen unterrichtet wissen wollen, er in dieser das Schulgeld für dasselbe bezahlt.

Aber ein Großes ist jedenfalls gewonnen; die Berechtigung des Staates zum Schulzwange ist, wenn auch noch zögernd, doch im Principe anerkannt, und der Vicepräsident Forster erklärte in der Debatte vom letzten März dieses Jahres: er glaube, nach einem Jahre schon werde man ihn ungefährdet allgemein einführen können, während vor zwei Jahren noch bei solcher plötzlichen Neuerung fanatische Volksausbrüche zu befürchten gewesen wären.

Und hier habe ich ein argumentum ad hominem, das auf die störrischen Engländer mächtig eingewirkt hat, noch nicht berührt; es war das Beispiel Deutschlands, das in den letzten Kriegen zeigte, wie viel der deutsche Schulmeister zur Erhöhung der Nationalkraft beigetragen hatte; die Annahme des Schulzwanges in der englischen Gesetzgebung im Spätsommer 1870 ist eine Thatsache, welche Deutschland ein Recht hat, mit unter der Reihe seiner damaligen Siege zu verzeichnen.

Japan in der Gegenwart.

Von

Emil Schlagintweit.

Seit 1854, dem Jahre der Eröffnung Japans für Fremde, die es bis dahin mit Ausnahme einiger Holländer nicht betreten durften und einer höchst inhumanen Behandlung ausgesetzt waren, wenn Schiffbruch sie zum Landen nöthigte, haben sich die Japanesen als ein thatkräftiges Volk gezeigt, das sich nicht scheut, Jahrhunderte alte Einrichtungen und Gewohnheiten auf dem Gebiete der Standesrechte der einzelnen Volksclassen wie im Glauben von sich zu werfen, sobald es in der Geschichte und im Verkehre mit den Fremden ihre Schädlichkeit erkannt hat.

Die Japanesen bieten inmitten der asiatischen Verkommenheit das Schauspiel eines Volkes, das vor Allem lernen und seine Zustände verbessern will. Diesen Zweck verfolgt in erster Linie die japanesische Gesandtschaft, welche Ende des vorigen Jahres Japan verließ, am 15. Januar 1872 in San Francisco landete, sechs Monate auf Reisen in Nordamerica verwendete, am 16. August in Liverpool ankam, jetzt in England Land und Volk

Digitized by Google

kennen lernt und sodann über den Continent von Europa eine Rundreise antritt. Diese Gesandtschaft und die in diesem Sommer in Paris und London angestellten ständigen Vertreter des japanesischen Hofes sind jedoch nur Vorläufer des Fürsten selbst, eines jungen zwanzigjährigen Mannes, im edelsten Sinne begeistert für das Wohl seines Landes. Er hat beschlossen, Paris und London zu besuchen und über America zurückzukehren; es ist der erste Fall, daß ein selbständiger, vom Machtworte der europäischen Seemächte unabhängiger asiatischer Kaiser nach Europa sich begiebt. Der Reisetermin ist noch nicht bestimmt.

Die Beschreibungen Japans in geographischen Compendien und Reisewerken entsprechen nicht den Zuständen, die sich hier in den letzten drei Jahren gebildet haben; im Folgenden sind die gegenwärtigen Verhältnisse dieses bisher geheimnißvollen Inselreiches vorgeführt und die Veränderungen besprochen, welche in rascher Folge eintraten.

Japan — oder Nippon — besteht aus vier größeren Eilanden und zahlreichen Inseln und Inselchen (circa 3800) mit einem Flächenraume von 7361, nach Anderen fast 8000 deutschen Quadratmeilen. Ein Tributrecht wird geltend gemacht gegen Korea, aber nicht anerkannt; die Hoheitsrechte über die Lu-tschu- (Lieu Kieu-) Inseln, südlich von Japan, werden thatsächlich nicht mehr beansprucht. Die Kurilen ohne die Insel Iturup wurden im Vertrage vom 26. Jan. 1855 an Rußland abgetreten; Iturup und die Insel Sachalin, in ihrer Südhälfte einst ebenfalls von japanesischen Behörden regiert, sind seither von den Russen occupirt worden, für deren Gebiet am Amur und Ussuri sie von großer Wichtigkeit wurden.

Das Land ist vorwiegend ein Gebirgs- und Hügelland; die Berge erreichen selten eine Höhe von mehr als 1000—1500 Meter, nur einzelne Vulcankegel steigen höher empor; der imposante Fusi-Yama an der Ostküste ist zu 4318 Meter Höhe bestimmt worden. Die Küsten und ihre Buchten sind vielfach von Klippen umgeben; die Strömungsverhältnisse sind der Küstenschifffahrt ebenfalls nicht günstig, die Assecuranzprämien für Segelschiffe sind deshalb sehr hoch; eine Verminderung der Gefahr bringen die Land- und Wassermarken sowie die Leuchtthürme, deren bis Sommer 1872 zwanzig errichtet waren.

Das Klima ist mild, feucht und hat einen mehr nördlichen Charakter als Gegenden gleicher Breite im Westen; die Küsten werden im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter zwar von den warmen Aequatorialströmen des Stillen Oceanes erwärmt, aber noch in Nagasaki, das nur ungefähr einen Grad nördlicher liegt als Alexandrien, schneit es, und das Wasser friert im December und Januar ziemlich häufig. Die mittlere Jahrestemperatur in der Hauptstadt Yeddo, welche ungefähr in der Breite von Candia liegt, ist 15,2° C. oder nahezu gleich jener von Rom; in Hakodadi auf der nördlichen Insel Yesso, in der Breite von Rom, ist das Jahresmittel 9,3° C. oder gleich der Temperatur von Altona.

Die Niederschläge sind der insularen Lage wegen sehr groß; nur 190 Tage im Jahre sind hell, an mehr als einem Drittel der Tage regnet es; am häufigsten regnet es im Juni und Juli, dann im März und April. Nach fast einstimmiger Angabe ist das Klima in ganz Japan gesund und den Europäern zuträglich; die durchschnittliche Lebensdauer ist lang und soll bei Frauen länger sein als bei Männern.*)

*) Also das normale Verhältniß, das hier nur wegen der später erwähnten socialen Stellung des weiblichen Geschlechtes einigermaßen überraschend und daher bemerkenswerth ist. Red.

Digitized by Google

Unter den Producten des Mineralreiches haben besonders Petroleum, Eisen, Kupfer und Kohlen die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen. Petroleumquellen von großer Ausdehnung enthält das Thal von Niigata, an der Westküste der Insel Nippon, und da der nahe vorbeifließende Sinanogawa den Transport des Oeles sehr erleichtert, so war unter Anleitung von Europäern bald eine japanesische Gesellschaft gebildet; die Japanesen verstehen jedoch die Reinigung des dicken und dunklen Erdöles nicht. — Die vorzüglichsten Eisenminen befinden sich in der Nähe von Hakodadi, auf der Insel Yesso. Die Ausbeute ist jedoch hier wie bei allen Bergwerken noch sehr unbedeutend: es fehlt an Maschinen, selbst von der einfachen Schiebekarre hat man noch keine Ahnung. — Kupfer kommt in großer Menge vor, ein sehr wichtiges Werk ist jenes von Kusagura, im Westen von Nippon; Kupfer ist Monopol der Regierung. — Die ergiebigen Goldlager stellen den Preis dieses Metalles im Lande sehr niedrig — es verhält sich zu Silber wie 1:5 —, einen Ausfuhrartikel bildet es nicht mehr. — Kohle findet sich auf den Inseln Kiu-siu, Nippon, und am mächtigsten auf Yesso; in Bezug auf Güte soll die japanesische Kohle sich zu der englischen verhalten etwa wie die schlesische. Die rasch zunehmende Dampfschifffahrt in den Gewässern Ostasiens, der stetig und in rascher Zunahme steigende Bedarf im Inneren durch Vollendung der Eisenbahnstrecken, die Errichtung von Gasanstalten und Fabriken in den größeren Hafenplätzen erfordern einen großen Bedarf an Kohle. Im Sommer 1872 wurde zum ersten male japanesische Kohle nach Schanghai exportirt. Zur Ausbeutung aller Mineralien — die Lager von Antimon, Zinn, Blei, die Quecksilberfelder sind noch wenig untersucht — hat die Regierung 1872 in England ein Anlehen von 200,000 Pfd. St. aufgenommen.

Die Flora Japans ist überaus reich an Pflanzen, die dem Osten Asiens eigenthümlich sind. Thee wird vom 33. bis 36. Grade n. Br. cultivirt; die bedeutendsten Theedistricte befinden sich im Süden der Haupt-Insel Nippon, östlich und nordöstlich von der Stadt Osaka. Bis vor wenigen Jahren verstanden die Japanesen das Dörren oder Rösten der Theeblätter nicht, es geschah dies großentheils in Schanghai; jetzt giebt es aber hiefür große Etablissements in Nagasaki und Yokohama. Die Ausfuhr ist bedeutend, der japanesische Thee macht dem chinesischen im Handel immer mehr Concurrenz. — Wachs vom Wachsbaume (Rhus succedanea), welcher theils in eigenen Pflanzungen, theils am Raine von Reis-, Baumwollen- und Buchweizenfeldern oder am Saume von Straßen und Feldwegen gebaut wird, kommt von der Insel Kiu-siu. — Kampfer wird im Süden des Reiches wie in China von Laurus Camph. gewonnen und sehr rein und sorgfältig bereitet. — Tabak wird auf Kiu-siu wie Nippon in großen Quantitäten gebaut und meist im Lande verbraucht; nur ordinäre Waare wird erzielt. — Baumwolle wird im südlichen Japan bis zum mittleren Nippon gebaut; sie ist kurzfaserig, aber reiner zubereitet und schöner als chinesische Waare. — Unter den Cerealien steht Reis obenan; nördlich von der Insel Nippon gedeiht er nicht. Reis bildet den Hauptbestandtheil der Nahrung der Japanesen. Aus Furcht vor Hungersnoth ist nicht nur jedem Bauer genau vorgeschrieben, wie viel von seinem Grund und Boden er mit Berg- und Sumpfreis bebauen müsse; die Regierung hatte bis in die neueste Zeit sogar die Ausfuhr von Reis verboten, und auch die jetzt endlich gewährte Erlaubniß ist an die Voraussetzung geknüpft, daß der Landesbedarf gedeckt sei. — Hirse (verschiedene Arten), Gerste, Spelt, Weizen und Buchweizen geben reichliche Ernten. Außerordentlich umfangreich ist der Anbau von Hülsenfrüchten (Erbsen, Bohnen, verschiedene Dolichosarten), von Gemüsen (Kohl, Spinat, Lattich, Gurken, Zwiebeln, Wasser-

Digitized by Google

melonen, Rüben), im Süden von Solanum aethiopicum, einer Eierpflanze, deren Früchte in die Suppe gegeben werden, von süßen Kartoffeln (Convolvulus batatas); die gewöhnlichen Kartoffeln werden wenig gebaut und als gemeiner Nahrungsstoff angesehen. Der Obstbaumzucht und dem Weinbau wird wenig Aufmerksamkeit geschenkt; sehr entwickelt und ausgebildet ist jedoch die Kunstgärtnerei und die Blumenzucht; ein Verzeichniß der wichtigsten Zierpflanzen und Gartengewächse giebt von Scherzer, „Siam, China und Japan" (1872), Anhang S. 218. In rationeller Weise werden die Waldungen (meist von Coniferen) bewirthschaftet, mit denen die Gipfel und Abhänge der Hügel bedeckt sind; man findet viel weniger nackte Hügel als in China.

Aus der Thierwelt Japans ist unter den Hausthieren das Pferd hervorzuheben; es gehört einer kleinen Race an, ist verhältnißmäßig stark gebaut, sehr ausdauernd und feurig. Die Viehzucht ist unbedeutend; die Stallungen sind für Vieh jeder Art sehr schlecht. — Um die Beschreibung der Fauna Japans hat sich vor Allem von Siebold verdient gemacht, nach welchem auch der schon oft besprochene Riesensalamander (Siboldia maxima) benannt ist.

In Gewerben leisten die Japanesen mit vielfach noch sehr unvollkommenen Geräthen Erstaunliches. Berühmt sind ihre Seidenwebereien und ihre Kunst, Lackfirniß so dauerhaft zu machen, daß ihn selbst der Ueberguß heißer Brühe nicht löst. Dem Papiere wird eine erstaunlich vielseitige Anwendung gegeben; Schachteln, Büchsen, Kästchen und Matten spielen die Hauptrolle im Haushalte des Volkes. Ihre Porcellane und Waffen, ihre Glas- und Marmorarbeiten sind in Form und Stoff vorzüglich. Die Regierung hat bereits Anstalten getroffen zur Vertretung des Reiches auf der wiener Weltausstellung von 1873.

In der Landwirthschaft sind uns die Japanesen in der Verwerthung der Düngkraft der menschlichen Auswurfstoffe bedeutend voraus. Die Seidencultur, von den Feudalfürsten auf ihren Territorien früher vielfach mit Mißgunst gesehen, hat seit etwa dreißig Jahren an Ausdehnung gewonnen; der Handel in Seide, Grains und Cocons, ist das Hauptgeschäft im überseeischen Verkehre. 40—50 Procent der ganzen Ausfuhr entfallen auf dieses Product. Eine ausführliche Beschreibung dieser Cultur giebt Dr. Syrski in v. Scherzer's „China, Siam und Japan" (1872), Anhang S. 228—286.

Die Bevölkerung soll der „Gazette de Nagasaki" zufolge bei der Mitte 1871 vorgenommenen „Volkszählung" die Zahl von 37 Millionen ergeben haben. Consularberichte für 1871 geben die Zahl von 34,785,321 Seelen an; nach neueren Mittheilungen sollen jedoch auch diese Angaben viel zu hoch sein, die Bevölkerung würde kaum 20 Millionen zählen. Eine Kritik der verschiedenen Angaben ist zur Zeit nicht möglich.

Bis vor kurzem hatte sich der Adel strenge von der arbeitenden Classe abgesondert, und diese letztere sich wieder in zahlreiche Unterabtheilungen gespaltet; die Beschäftigungen wurden in den einzelnen Abtheilungen traditionell, jede sah auf die untere Classe mit Verachtung herab, und wenn auch, verschieden von Indien, die Wahl des väterlichen Berufes Niemandem geboten war, so hatte doch die Sitte auf Einhaltung der angenommenen Schranken hingewirkt. Diese Zustände hinderten insbesondere den Adel an Verbesserung seiner ökonomischen Lage und an der Mitwerbung in Handel und Gewerbe; er ist in seinen unteren Classen nicht so begütert, daß die Rente des Grundbesitzes zur Ernährung der sich mehrenden Familien hingereicht hätte. Infolge des Protectionswesens und der Last der Heeresfolge auf Seite der mit Regierungsgewalt ausgestatteten Großen fanden zwar

Digitized by Google

die Meisten Verwendung im Staats- und Heerdienste der Vasallen, als Gehalt oder Sold konnte aber nur wenig gereicht werden, da die Staatseinnahmen (damals fast ausschließlich Grundabgaben) nicht genug lieferten. Der niedere Adel verkam; dem Handwerkerstande war die Abtheilung so schädlich, wie zuletzt bei uns die Zünfte; der gewöhnliche Taglöhner, der ungebildete Mann war sich selbst überlassen, es geschah nichts zu seiner sittlichen Hebung.

Diesen Mißständen ist seit 1871 ein Ende gemacht: die Rang- und Beschäftigungsclassen sind aufgehoben, Jedem, der sich Kenntnisse aneignet, ist Zutritt zu den Staatsämtern zugesichert.

Ueber den Ursprung der Japanesen herrscht noch Unklarheit. Man nimmt an, daß das Volk der Ainos, welches jetzt nur noch die Inseln Yesso, Sachalin und einen Theil der Kurilen bewohnt, einst die Bevölkerung von ganz Japan und einem Theile der chinesischen Küsten bildete. Einige Forscher wollen die Ainos aus dem Süden, andere, wohl richtiger, aus der Mongolei eingezogen betrachten. Einige finden ihre Augenlider horizontal, nicht schief, wie bei den Mongolen, und weisen sie der Arischen Familie zu, obwohl sie eine nicht-arische Sprache sprechen, die jedoch von den Sprachen ihrer Nachbarvölker gänzlich verschieden ist; andere finden bei ihnen die charakteristischen Merkmale der Mongolen, insbesondere schiefe, nicht weit sich öffnende Augenlider, hervorstehende Backenknochen ꝛc. Besonders auffallend ist ihre dicke Behaarung: struppiges schwarzes Haupthaar, starker buschiger Bart. Spuren ehemaliger Berührungen mit den Chinesen liegen vielfach vor. Jetzt sind sie im Aussterben begriffen. Ihre Zahl beträgt auf der Insel Yesso an 50,000; sie leben in kleinen Gemeinden von 10—20 Familien unter erblichen Häuptlingen.

Die gegenwärtigen Japanesen sind ein Gemisch von früheren Bewohnern und späteren Einwanderern, die zu verschiedenen Zeiten aus West wie Süd hier einzogen. Sie sind von mittlerer Statur, im ganzen weniger stark gebaut als die Chinesen, aber musculös und in ihren Bewegungen lebhaft, gewandt. Die Gesichtsfarbe ist merklich gelb, etwas röthlich weiß bei den Frauen; die Augen sind eng geschlitzt, die Backenknochen hervorstehend. In intellectuellen Anlagen sind sie den Chinesen ziemlich ähnlich; sie fassen jedoch leichter auf und sind flink im Rechnen und Schreiben.

Ihre Schriftzeichen wie ihre ältere Literatur erhielten sie über Korea aus China; die Schulen werden fleißig besucht, illustrirte Werke spielen beim Unterrichte eine große Rolle. Ihrem Charakter nach sind die Japanesen heiter und Freunde von Lustbarkeiten; sie lauschen gerne Erzählungen und sind erschrecklich neugierig; sie sind naiv und witzig, leicht erregt, und sollen sich, verglichen mit den Chinesen, zu diesen etwa verhalten wie die Franzosen zu den Engländern. Die Kost ist für die arbeitende Classe wegen des gänzlichen Enthaltens von Fleisch weniger nahrhaft als in China; Reis und Gemüse, besonders Erbsen- und Bohnenmus, sind die Hauptgerichte. Die Japanesen lieben die Süßigkeiten; Liqueure, namentlich Maraschino, und Champagner sind ein bedeutender Einfuhrartikel für den Consum durch Eingeborene geworden.

In Verfassung und Regierung haben die letzten zwei Jahrzehnte gewaltige Veränderungen gebracht. Dem Staatsrechte nach war von jeher alle Macht beim Mikado, der „geheiligten Majestät", dem Kaiser, der ursprünglich das Land als absoluter Fürst regierte und in der Zeit vom 7. bis 12. Jahrhunderte nach Christi, ähnlich wie in China und Tibet, alle weltliche und geistliche Macht in seiner Hand vereinigte. Er ernannte sich einen Minister oder Regenten aus den nächsten Verwandten mit dem Titel Schugun (Sio-

Digitized by Google

gun), Reichsoberfeldherr; Teikun, „großer Fürst", ist ein dem Regenten von den Europäern beigelegter Titel und ist chinesisch, nicht japanesisch. Im Laufe der Zeit fiel diese Würde in die Hände von Nichtverwandten, und Ende des 12. Jahrhunderts war Yoritomo, der damalige Reichsoberfeldherr (Schugun) der thatsächliche Herrscher der Insel.

Das einheitliche Reich bildete sich aus vielen kleineren Staaten. Durch das Lehensverhältniß, in das ursprünglich 68 Fürsten dem Mikado gegenüber mit der Verpflichtung getreten waren, für Ordnung in den ihnen übergebenen Provinzen zu sorgen, die Straßen zu unterhalten, sowie gegen äußere Feinde eine bestimmte Zahl von Truppen zu stellen, zersplitterte sich das Reich in eine Menge großer und kleiner Herrschaften, deren Inhaber mit nahezu souveränen Rechten herrschten und darnach strebten, das Gebiet, über welches jeder Steuer- und Jurisdictionsrechte ausübte, auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern. Die Folge davon waren seit dem 13. Jahrhunderte unaufhörliche Bürgerkriege, welche das Land verwüsteten. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts gelang es in einer Zeit größter innerer Erregung Nobonanga aus der Provinz Mikawa die sämmtlichen Feudalherren oder Daimios, deren Staaten Miako umgaben, damals und bis in die letzten Jahre die Residenz des Kaisers wie der Sitz aller Gelehrsamkeit, „zur Freundschaft zu zwingen".

In die Zeit seines Nachfolgers, des oft genannten Taikun Sama, fällt durch spanische Jesuiten die festliche Einführung dreier Pseudo-Daimios beim Papste; man meinte damals, Japan sei dem Christenthume gewonnen, während gerade zu jener Zeit die ersten Edicte gegen das Christenthum erlassen wurden, die zunächst zwar nicht ausgeführt wurden, aber nach des Taikun Tod zur blutigen Vertreibung der Jesuiten und zur Vernichtung ihrer Anstalten führten.

Iye Yassa, sein Nachfolger, wurde im Beginne des 17. Jahrhundertes der Begründer der Verfassung, nach welcher Japan bis zu den letzten Jahren regiert wurde. Miako wurde Residenz des Mikado oder Kaisers, Yeddo am Meere Residenz des Schugun oder Regenten. Nominell blieben alle Rechte beim Mikado, der Regent erhielt aber die ausübende Gewalt; der Mikado, von altersher als Abkömmling der obersten einheimischen Gottheit betrachtet, wurde mit einem abgötterischen Hofceremoniell umgeben, durfte in seinem heiligen Nimbus nur von den Höchsten seiner Umgebung gesehen werden, und es blieb ihm keine andere Wahl, als der Patron der Wissenschaften zu werden, da ein beschauliches Leben dem japanesischen Charakter nicht eigen ist. Unter den Daimios wurden die Großen des Reiches zur periodischen Residenzpflicht in Yeddo verbunden; die Beamtenstellen wurden an die ärmeren Adeligen vergeben, die ein gefügiges Werkzeug der Regenten wurden; mit dem Mikado kamen die Daimios in keine Berührung mehr.

Nach zweihundertjährigem Bestande wurde unerwartet die Eröffnung Japans für den europäischen Handel die Ursache der Beseitigung der Schuguns. Der gemeinsame Aufenthalt in Yeddo hatte zu einem Verbande der großen Daimios geführt; religiöse wie andere gemeinsame Angelegenheiten wurden regelmäßig berathen. Verletzt fühlten sich die Daimios durch die Verträge des Schugun mit den Fremden deswegen, weil er über Häfen, die in ihrem Lehensgebiete lagen, verfügt hatte; sie bestritten ihm das Recht hiezu, wünschten Ausschluß der Fremden und Aufhebung der kostspieligen Pflicht zur periodischen Residenz in Yeddo, um auf ihren ausgedehnten Besitzungen als kleine Könige leben zu können.

Digitized by Google

Dem Hofe zu Miako kam diese Bewegung gelegen. Günstig war, daß der Schugun ein junger Mann war, der sich 1862 im Alter von achtzehn Jahren mit einem Weibe verheiratete, das bereits schwanger war, und der sich unter dem Einflusse eines üppigen Lebens wenig um die politischen Vorgänge kümmerte, sondern es den Daimios überließ, die politischen Angelegenheiten nach ihrem Gutdünken zu regeln. Am 24. November 1865 erklärte die Versammlung der Daimios die vom Schugun zugesagte Eröffnung von Osaka, der wichtigsten Handelsstadt für den inneren Verkehr, erst bindend durch die hinzutretende Genehmigung des Mikado und der Delegirtenversammlung der Daimios; 1867 erklärte sie die Vollmachten des Schugun für erloschen. Dieser gab seine Vollmachten an den Mikado zurück und beantragte selbst eine Revision der Verfassung. In der neuen Acte fand er keine Stelle mehr; infolge dessen griff er zu den Waffen. Der anfangs für ihn nicht ungünstige Krieg endete mit seiner Niederlage; der Mikado trat wieder in seine Rechte ein, und die neue Verfassung giebt ihm ein Ministerium und berathende Kammern zur Seite.

Nach dieser Verfassung ist der Mikado das Haupt des Staates; die Würde ist in seiner Familie erblich. Aus der früheren Abgeschlossenheit ist er herausgetreten; er verkehrt nicht nur mit den Kronwürdenträgern, sondern zeigt sich auch unter dem Volke. Die Anrede ist Tenno, „Fürst".

Der gegenwärtige Mikado ist 1852 geboren, den Titel Fürst erlangte er 1860, den Thron bestieg er 1868; er führt seinen Stammbaum auf 2000 Jahre, durch 122 Generationen zurück! Er ist kräftig und in Figur etwas größer, als es die Japanesen im Durchschnitte sind; sein Anzug ist noch der landesübliche, jedoch trägt er außerhalb des Palastes europäische Stiefel, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dem Beispiele vieler seiner Beamten folgen und europäische Kleidung anlegen wird. Die Dienerschaft der früheren Herrscher gehörte ausschließlich dem weiblichen Geschlechte an; der jetzige duldet nur männliche Diener um sich. Um 7 Uhr morgens steht er auf; er beschäftigt sich viel mit den einheimischen Classikern und mit den europäischen Sprachen wie ihrer Literatur — er hat auch Deutsch gelernt —; den Staatsgeschäften widmet er große Aufmerksamkeit, mit seinen Ministern conferirt er täglich. Auf Spaziergängen verbittet er sich die sonst üblichen Reverenzen durch Niederwerfen ꝛc.; die Abende bringt er in Gesellschaft einheimischer Gelehrter zu, von denen viele bereits in Europa gewesen sind; seit October 1871 hält er regelmäßig Levées ab. Der Mikado führt sohin ein sehr arbeitsames Leben; an Stelle der früheren Einsamkeit ist reger Verkehr getreten.

Die Geschäfte führt 1) ein Staatsrath aus acht Mitgliedern; 2) ein Ministerium in acht Abtheilungen: Auswärtiges, Krieg, Marine, Finanzen, Justiz, Unterricht, Cultus, kaiserliches Haus; 3) ein Senat von dreißig Mitgliedern, ernannt vom Mikado aus früher selbständigen Fürsten. Der Regierung stehen ferner zwei berathende Kammern zur Seite, welche von den von ihr direct verwalteten Districten (Ken), von den früheren Territorien der Daimios (Han) und von den großen Städten (Fu) beschickt werden. Wie sich die Geschäfte unter Staatsrath, Ministerium und Senat vertheilen; in welchen Beziehungen die zwei Kammern unter sich stehen, und welches ihre Befugnisse gegenüber der Regierung sind, darüber fehlt noch Aufklärung; aus allen neueren Maßregeln geht jedoch hervor, daß der Wille des Kaisers entscheidet, und daß er an Beschlüsse einzelner Körper nicht gebunden ist.

Digitized by Google

Eine Reihe der eingreifendsten Maßregeln wurde unter der Regierung des Mikado durchgeführt; die wichtigsten sind folgende:

1. Die Schwierigkeiten bei dem Empfange fremder Gesandten wurden 1872 dadurch beseitigt, daß beide Theile während des Empfanges stehen; das alte Recht verlangte Niederwerfen des Gesandten. Der erste Europäer, der dem Mikado unter der neuen Formalität vorgestellt wurde, war der americanische Admiral Jenkins. Bei längeren Audienzen wurde der Gesandte auch zum Sitzen eingeladen.
2. Das Gerichtsverfahren hat in Japan noch so ziemlich das Gepräge wie in Europa im 16. Jahrhundert und so lange wie die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. galt; nur die Untersuchungshaft war in Japan von jeher mild. Europäischer Einfluß hat Grausamkeiten und Folterungen noch nicht beseitigen können, aber die Praxis der Gerichte doch etwas gemildert. Die Regierung läßt jetzt den französischen Code pénal übersetzen.
3. Die Verwaltung zeichnet sich dadurch aus, daß sie sich keine Erpressungen zu Schulden kommen läßt. Allseitige Bevormundung ist Grundsatz. Eine freie Willensäußerung ist nicht gestattet; die härtesten Strafen halten jede Opposition nieder. Im Zollwesen, beim Eisenbahnbau und in den Staatsmaschinenwerkstätten sind viele Europäer verwendet; die europäische Kleidung findet bei den Beamten immer mehr Eingang. Die Beamten erhalten ihr Gehalt theilweise noch in Naturalabgaben. Die amtlichen Erlasse werden durch ein in japanesischer Sprache zu Miako (Kioto) erscheinendes Regierungsblatt veröffentlicht.
4. Die Eintheilung des Landes und die Verwaltung der einzelnen Districte wurde auf ganz neuer Grundlage aufgebaut. Ende 1871 wurden die Daimios und der gesammte landbesitzende Adel bestimmt, ihr Land sammt Einkünften, Regierungs- und Patrimonialgerechtsamen an den Staat zurückzugeben, der ihnen ein Zehntel ihrer bisherigen Einkünfte garantirte und neun Zehntel zu Staatszwecken percipirt. Diesem wichtigen Verlangen fügten sich alle. Die Verwaltung ist jetzt nicht mehr durch Rücksichten auf territoriale Zwischengränzen gelähmt; alle Regierungsgewalt ressortirt von der Centralregierung, die jetzt ihre Anordnungen in Verwaltung, Finanzwesen und Heer trifft, ohne in diesen Grundbedingungen staatlicher Macht vom guten Willen der Feudalherren abzuhängen. Es konnte jetzt anerkannt werden, daß nicht Geburt, sondern nur Kenntnisse zu Staatsämtern befähigen. — Ueber die neueste administrative Eintheilung hat nur verlautet, daß das Reich in 72 Landbezirke (Ken) und 3 Stadtbezirke (Fu) eingetheilt wurde; vorher gab es über 600 größere und kleinere Vasallenterritorien. Ein Fehler ist, daß man die höheren Provinzgouverneure zu häufig wechselt.
5. Die Finanzen stehen nach dem Urtheile von Scherzer's schlecht; die Abfindung der Vasallen hat den Schatz mit neuen großen Ausgaben belastet, der Fürst von Satsuma z. B. erhält 350,000 Pfd. St. Rente per Jahr. Der Staat erhebt eine hohe Grundabgabe, besteuert die Gewerbe stark, verlangt eine beträchtliche Hafengebühr von ankommenden und abgehenden Schiffen; der umfassende Zolltarif erhebt bei der Einfuhr von 89 Waaren fixe Zölle, unterwirft 20 einem Werthzolle von 5 Procent, bei der Ausfuhr sind 55 Gegenstände fix, 8 mit einem Werthzolle zu 5 Procent angelegt.

Eine höchst verwerfliche Einnahme verschafft sich der Staat aus dem Münzregale. Der Werth des Silberbu, fälschlich Itzibu (1 Bu = 15 Sgr.), und des Rio, eines

Digitized by Google

Goldstückes von $1\frac{1}{2}$ Thlr. Werth, ist zwar in den Verträgen mit den Mächten festgestellt, aber die Regierung hielt sich niemals an diese Bestimmungen; sie löste die Stücke von ihren Unterthanen zu ganz willkürlichen Coursen ein und unterwarf dadurch den Zahlungswerth dieser Münzen fortwährenden Schwankungen. Als die Mächte energisch dagegen reclamirten, stellte man dieses Verfahren ein; aber nun griff man zur Verschlechterung der Goldmünzen, und der Werth des Silbers stieg enorm. Zur Bestreitung der Kosten des Bürgerkrieges schritt man zur Emission von Papiergeld mit Zwangscours im Betrage von 32 Mill. Rios; 34 Millionen waren von den Daimios während des Krieges ausgegeben worden und wurden von der Regierung übernommen; die Ausgabe von weiteren 130 Mill. Rios steht in nächster Aussicht. Die Noten in Stücken von 1 bis 100 Rios sind beliebter geworden als die schlechten Goldmünzen. Es ist beabsichtigt, binnen drei Jahren ein neues Münzsystem einzuführen, welches mit jenem Nordamericas übereinstimmt. Die fremden Kaufleute führen Buch und Rechnung in mexicanischen Dollars à $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Staatsausgaben haben schon in den letzten Jahren die Einnahmen überstiegen; die Mediatisirung der Daimios hat neue Lasten gebracht, die Entschädigung der außer Verdienst gesetzten Samurai-Adeligen ist in Aussicht genommen, und wenn auch die beabsichtigte Gestattung der Reisausfuhr dem Zolle wesentlich höhere Einnahmen zuführt, auch dem Anbaue neuen Impuls giebt, so ist doch ein Gleichgewicht im Finanzhaushalte nicht anzunehmen. Ueber die Gesammtsumme der Einnahmen und Ausgaben läßt sich Bestimmtes nicht angeben.

Die erste Anleihe von 1 Mill. Pfd. Sterling wurde mit dem Bankhause J. H. Schröder zu London contrahirt; sie wurde in Antheilscheinen zu 100, 500 und 1000 Pfd. St. zum Course von 98 ausgegeben, ist zu 9 Procent verzinslich und soll binnen 13 Jahren mittelst 10 jährlichen Ziehungen (vom 1. August 1873 an) al pari zurückbezahlt werden.

6. Das Heer bestand früher aus einem kaiserlichen Heere und einem Lehensaufgebote; Luntenflinten, Bogen, Lanze und lange Schwerter bildeten die Hauptwaffen. Seit 1854 waren aber der Schugun wie die kaiserlichen Anhänger bestrebt, ihren Heeren die Erfahrungen und Waffen der Fremden zuzuführen; besonderen Einfluß erlangten die Franzosen, welche Instructionsofficiere, Hinterlader und Kanonen stellten, mit denen bereits im Bürgerkriege gefochten wurde. Nach Wiederherstellung der Ruhe wurde sofort mit Reorganisation des jetzt ausschließlich kaiserlichen Heeres begonnen; am 20. Mai 1870 hielt der Mikado Musterung über 12,000 Mann, die völlig nach europäischer Art abgerichtet waren; die Infanterie wird in den Consularberichten gelobt, getadelt dagegen die Artillerie. Seither wurde die Organisation französischen Instructeuren übertragen; der Deutsche Köppen kann nur vorübergehend verwendet gewesen sein.*) In Yeddo ist eine Cadettenschule gegründet, an der zur Zeit Franzosen und Engländer einen mit unseren Realschulen zu vergleichenden Unterricht ertheilen; die Mannschaft wird aus Bauern ausgehoben, die Abrichtung erfolgt nach dem Vorbilde französischer Reglements. Die Armee zählt circa 20,000 Mann in 25 Infanterieregimentern (6 Garde-, 19 Linienregimenter à 674 Mann, 60 Unter-

*) Vgl. Deutsche Warte, Bd. I, S. 382. Red.

Digitized by Google

officiere, 30 Officiere*)), 4 Batterien von Vierpfündern (Berggeschützen), zwei Schwadronen Lanciers. Die Disciplin läßt vieles zu wünschen übrig; die Soldaten betrinken sich gerne, die Officiere haben geringe Autorität.

Die Marine besteht aus 13 Dampfern, darunter 2 Panzerschiffen. So lange die Absperrung des Landes aufrecht erhalten wurde, konnten sich die Japanesen nur in der Küstenschifffahrt und in Reisen nach dem nahen Continente von Asien und seinen Inseln üben; berechtigtes Aufsehen erregte deshalb das Eintreffen eines japanesischen Schiffes unter seiner Flagge mit japanesischer Bemannung und mit einer Theeladung von Hongkong im Hafen von San Francisco am 23. August 1872.

7. In sociale r Beziehung bemüht sich die Regierung, eine vollständige Umwälzung in kürzester Zeit zu Stande zu bringen. Unausgesetzt empfiehlt sie in der Staatszeitung sowie beim Zusammentritte der Großen des Reiches das Bereisen Americas und Europas, sowie die Erziehung der Kinder in Anstalten dieser Staaten; reiche Stipendien werden Aermeren gegeben. 540 junge Japanesen, darunter hohe Verwandte des Mikado, erhalten augenblicklich ihre Erziehung in Europa und America. Für inländische Mittelschulen werden jährlich 650,000 Thlr. ausgegeben; fünf höhere Collegien für 1500, nach Anderen für 3000 Zöglinge zur weiteren Ausbildung der dort geprüften Candidaten bestehen schon längere Zeit in Yeddo; ebenso seit mehreren Jahren eine medicinische Schule in Nagasaki, eine für Technologie bestimmte Anstalt in Osaka, sämmtlich unter Leitung von Europäern. 1872 wurden weitere acht höhere Lehranstalten eröffnet, eine vollständige medicinische Schule mit Klinik wurde neuerdings in Kioto (Miako) errichtet und unter Leitung des wiener Arztes Dr. Junker gestellt; Deutsche Lehrbücher sind stark begehrt; eine lange Liste der hauptsächlichsten abgesetzten Werke theilt Petermann in den „Geograph. Mittheilungen" 1872 S. 229 mit.

Zwei von Europäern geleitete Monatsschriften machen die Japanesen mit den wichtigsten politischen Ereignissen, den neuesten Erfindungen und den Handelsfirmen Europas bekannt. Das eine dieser Blätter ist das seit dem 1. März 1867 in Yokohama zweimal im Monate in japanesischer Sprache ausgegebene Blatt Ban kok shin bun shi („Aller Länder Neuigkeitspapier"); das zweite Blatt ist der seit dem 1. Januar 1866 unter Rev. J. Summer's Leitung in chinesischer Sprache in London monatlich erscheinende Fei-tung-pao-pien, „The Flying-Dragon Reporter for China, Japan and the East", hauptsächlich ein Annoncenblatt.

Den Frauen hatte die japanesische Sitte geringe Ehre erwiesen; Züchtigkeit war unbekannt, Aufkauf junger Mädchen zu schändlichen Zwecken, ein besonders von Chinesen betriebenes Geschäft, war geduldet. In gemeinschaftlichen Bädern und dergl. zeigten sich die Frauen nackt vor den Männern. Zutritt in den Tempeln war ihnen nicht gestattet. Diesen schlimmen Zuständen hat die Regierung theilweise erst vor wenigen Monaten durch strenge Verbote ein Ende gemacht; in den Tempeln sind sie zugelassen. Die Heranbildung der Frauen wird angelegentlichst empfohlen: „Die Frauen hatten bisher keine sociale Stellung, weil man glaubte, sie hätten kein Verständniß; wären sie jedoch gut erzogen und gebildet, so würde ihnen die gebührende Achtung zu Theil

*) Also kaum unseren Bataillonen an Stärke entsprechend. Red.

Digitized by Google

werden." Kaiserliches Edict vom 23. December 1871. Mädchen aus den höheren Ständen befinden sich in Paris ꝛc. in Instituten zu ihrer Ausbildung.

8. Das Gebahren der katholischen Missionare (Jesuiten) hatte zur Abschließung Japans vom Verkehre mit Europäern geführt; nach Nachrichten vom 23. April d. J. sind sämmtliche früher gegen das Christenthum erlassenen Edicte durch kaiserliche Verfügung aufgehoben worden. Geduldet waren die Christen und ihre Sendboten seit Wiederöffnung des Landes; die Sendung von Missionären wurde jedoch schon wiederholt verbeten, und trotz der vertragsmäßigen Duldung waren Deportationen, Einkerkerungen und andere Maßregeln immer wieder Gegenstand der diplomatischen Verhandlungen. Die Verschiedenartigkeit, welche unter den eingeborenen Christen durch das Wirken und die Proselytenmacherei von Anglicanern, Katholiken, Methodisten, Baptisten, griechischen Christen ꝛc. eintrat, mußte Wirren bringen; an der Verkündung der Lehre vom unfehlbaren Papste, dem der Christ allein zu gehorchen habe, soll die Regierung auch schon Anstoß genommen und die Verhaftung eines sie verbreitenden Eingeborenen in Yeddo vorgenommen haben.

Gewaltige Umänderungen werden von der Regierung in Bezug auf die einheimischen Religionen vorbereitet. Die eigentliche Nationalreligion ist der Sintoismus, mit dem Kami, d. i. dem geheiligten Nationalhelden als höchstem Verehrungsobjecte, welcher in gerader Linie vom Sonnengeiste abstammt; diese Religion erkennt eine Menge Gottheiten an, Personificationen der großen Weltkörper und Naturkräfte. Neben dieser Japan eigenthümlichen Religion fand 552 nach Christi über China der Buddhismus Eingang und erhielt in seiner modernen, von den ursprünglichen Dogmen völlig verschiedenen Gestalt sehr viele Anhänger unter dem Volke. Ebenfalls über China wurde die Lehre des Confucius und des Tao-tse importirt; unter den Gebildeten bekennen sich viele zu den Lehren des Ersteren. Diese Hauptreligionsformen zerfallen in viele Secten; das Ceremoniell des Cultus ist einfach beim Kamidienst, prunkhaft und den Volksanschauungen angepaßt beim Buddhismus. Die Tempel werden nicht viel besucht; vor den Priestern hat das Volk eine Scheu, wie man sie in Europa früher vor Hexen hatte; man vermeidet aus Furcht vor Rache, ihnen unangenehm zu sein. Die zahlreichen Kamipriester bilden geistliche Brüderschaften; besonders hervorzuheben sind darunter die der „Bergpriester" und der „Blinden"; letztere Brüderschaft ist jetzt die mächtigere und über ganz Japan verbreitet.

Die Regierung ist offen bestrebt, den Buddhismus durch den Sintocultus zu ersetzen. Das bedeutende Vermögen der buddhistischen Tempel soll zur Hälfte an den Staat übergehen, die Tempel beseitigt werden; den Priestern sind die früher gewährten Rechte genommen worden; sie sind ihres Ranges enthoben und dürfen in Zukunft auch keinen Titel verleihen. Ein anderes Edict verleiht ihnen dagegen den Adel, und es scheint sich daraus zu ergeben, daß die Regierung sich für ohnmächtig erkenne, den Buddhismus im Handumdrehen zu beseitigen. Der Entschluß, eine neue Religionsform aufzustellen und sie zwangsweise einzuführen, steht dagegen fest; bereits sind die hervorragendsten Führer aller Secten einvernommen worden. Folgende Glaubenssätze werden als vom Kaiser aufgestellt ausgegeben und vorläufig in den Tempeln des Sintocultus durch Prediger zur Erörterung gebracht: 1) Du sollst die Götter ehren und Dein Vaterland lieben; 2) Du sollst klar erkennen die Grundsätze des Himmels und die Pflichten der Menschen; 3) Du sollst den Kaiser ehren als Deinen Oberherrn,

Digitized by Google

und dem Willen seines Hofes folgen. — Im Einzelnen soll die neue Religion den Volksanschauungen angepaßt werden. Die Menge verhält sich bisher ziemlich theilnahmslos gegen diese Vorläufer der bevorstehenden Neuerung. Der Mikado ist das Oberhaupt der Kirche; die Verehrung seiner Vorfahren, ein wichtiger Theil in diesem Cultus der Ahnen, geschieht künftig im Inneren des Palastes und vom Mikado allein.

Ein besonderes Edict, das sicher eine gute Wirkung übt, ist gegen indecente Embleme ergangen; dem Volke ist untersagt, sie zu verehren, und Zerstörung aller obscönen Darstellungen ist angedroht, in welchem Tempel oder Schrein sie fernerhin gefunden werden mögen.

9. Die Hebung der wichtigsten Orte läßt sich die Regierung angelegen sein. Die Hauptstadt Yeddo, im amtlichen Stile To-Kio (Kio = Name der alten Residenz Miako, To = Osten), liegt auf der Ostküste der Insel Nippon; sie bedeckt ein Areal größer als London und hat an 2 Millionen Einwohner. Die Häuser sind meist aus Holz und innen durch verschiebbare, mit Papier beklebte Wände abgetheilt. Die leichte Bauart und der Mangel an ordentlichen Feuerherden machen Feuersbrünste sehr häufig und verheerend; großen Umfang erhielt der Brand vom 16. Mai d. J., der eine Ausdehnung von einem Sechstel einer deutschen Quadr.-M. annahm und 30,000 Menschen obdachlos machte. Die Regierung hat eine Dampffeuerspritze angeschafft und hat befohlen, daß die Häuser in dem abgebrannten Stadttheile aus Backsteinen aufgebaut werden. Die Straßenbreite wurde zu 27 Meter Breite festgesetzt. Alle Polizeistationen sind mit Telegraphen versehen; die Gaslegung ist in kurzem vollendet. Europäern ist die Niederlassung seit 1869 gestattet. — Yokohama, $3^1/_2$ Meilen von Yeddo entfernt, ist seit 1859 unter dem Einflusse des europäischen Handels von einem elenden Fischerdorfe zu einer hübschen Stadt von 30,000 Einwohnern emporgeblüht; zwischen 50 und 60 Procent des ganzen auswärtigen Handels vollzieht sich an diesem Platze, dem Hauptplatze des Seidenhandels mit Europa. — Nagasaki, im Südwesten der Insel Kiu-siu gelegen, mit 80,000 Einwohnern, ist einer der ältesten Handelsplätze Japans mit vortrefflichen Häfen; auf der kleinen Insel Desima durften sich die Holländer aufhalten und jährlich zwei Schiffe mit einer Ladung im Werthe von 300,000 Thlr. einlaufen lassen, mußten sich aber dafür wie Gefangene einsperren lassen. Nagasaki ist jetzt Endstation des submarinen Kabels. — Hiogo und Osaka sind zwei durch eine schmale Meeresbucht getrennte, sich gegenüberliegende Städte; letztere ist ein hervorragender Platz für den inländischen Verkehr und Hauptsitz höherer Behörden und Daimios. Hiogo erhält Gas. — Miako, jetzt meist Kioto genannt, die frühere Residenz des Mikado, der sie mit Yeddo seit Ende 1868 vertauschte, liegt 20 Meilen von der Küste entfernt. Die Stadt hat bedeutend verloren und wird nicht günstig beschrieben. Die 1872 hier abgehaltene Blumen- und Kunstausstellung wird als gelungen bezeichnet.

Dem Handel und Verkehre dient die 23,6 deutsche Meilen lange, am 12. Juni d. J. eröffnete Eisenbahn Yeddo Yokohama; an 43 weitere deutsche Meilen sind für Eisenbahnen vermessen und theilweise in Angriff genommen. Zwischen Nagasaki und Yokohama wird seit 1872 täglich 5mal die Post expedirt; Kioto und Hiogo sind durch einen Telegraphen verbunden. Mit Europa ist von Nagasaki über Schanghai, Wladiwostok und die Amurlinie eine Telegraphenverbindung hergestellt; bis Petersburg braucht ein Telegramm $4^1/_2$ Stunden.

Digitized by Google

Die Beziehungen zu den europäischen Mächten und Nordamerica sind die freundschaftlichsten und durch Verträge geregelt; mit dem deutschen Zollvereine wurde ein Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag am 20. Februar 1869 vereinbart. Neuerdings wird jedem mit einem Consulatspasse versehenen Europäer der freie Zugang nach irgendeinem Theile des Landes gestattet. Der Handel mit Japan ist in stetem Steigen begriffen. Es betrug in Millionen Thalern 1863 der Werth der Einfuhr 11, der Ausfuhr 4,5, 1868 der Einfuhr 35,7, der Ausfuhr 37,7, 1869 der Einfuhr 35,5, der Ausfuhr 20,2. Für 1865 wird die Einfuhr Englands allein auf 4,1 Millionen, die Ausfuhr zu 10 Millionen Thaler angegeben. Diese Zahlen sind um so sprechender, als die englische Einfuhr in China in demselben Jahre nur zu 23 Millionen Thaler angegeben wird, und Chinas Gesammtausfuhr 1869 150 Mill. Thaler werthete, während Japan doch nur eine Gesammtbevölkerung von höchstens 37 Millionen, China dagegen von 400 Millionen hat. In sämmtliche acht dem Handel geöffnete Häfen liefen 1869 1610 Schiffe mit 1,06 Millionen Tonnengehalt ein. Davon entfallen 56,2 Procent auf englische, 21,8 auf americanische, 11,3 auf deutsche Schiffe, an 11 Procent auf alle übrigen Länder. Der Preis aller Producte, für welche vom Auslande eine Nachfrage war, stieg seit 1854 um das Doppelte; dies wirkte auf die ersten Lebensbedürfnisse zurück, und die Preise erreichten dadurch in Japan, bisher einem der billigsten Länder, das bei seiner Abschließung nach außen nur den inneren Bedarf zu befriedigen hatte, plötzlich eine Höhe, wie sie nur auf den theuersten Märkten vorkommt. Der kleine sehr zahlreiche Adel hätte zu Grunde gehen müssen, wenn ihm nicht die Aufhebung seiner kostspieligen Ehrenrechte und Verpflichtungen die Betheiligung am Erwerbe als Bauer, Seidenzüchter oder Kaufmann ermöglicht hätte.

Ueber den vielseitigen Reformen und vortrefflichen Anordnungen der Regierung dürfen wir nicht übersehen, daß der Fortschritt größer scheint, als er in Wirklichkeit ist; das Volk ist davon noch nicht ergriffen. Gelingt es, den Staatshaushalt zu regeln und beim Volke ein Verständniß für die neuen Lebensgrundsätze zu bewirken, die es sich kraft kaiserlichen Befehles aneignen soll, so geht Japan einer großen Entwickelung entgegen und wird eine hervorragende Macht in Ostasien, der es gelingen wird, ihre einstigen Oberhoheitsrechte auf das fruchtbare Korea zur Anerkennung zu bringen, während es sonst in Abhängigkeit von den fremden Mächten gerathen muß.

Umschau auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und des Verkehrswesens.

Von

A. Lammers.

Das Sommervierteljahr vom Juli bis October gehört im heutigen Deutschland den Wanderversammlungen. Volkswirthschaftliche Congresse gab es heuer sogar zwei, in Danzig 26. bis 29. August und in Eisenach 6. bis 7. October. Aber wenn jener die alte wohlbekannte Versammlung der volkswirthschaftlichen Agitations- oder

Digitized by Google

Freihandelspartei war, so dies ein zum ersten Male aufgeschlagenes Gegenlager, erwachsen theils aus älteren persönlichen Verstimmungen, die schon lange nach einem Ausdrucke suchten, theils aus dem zum Theile richtigen Eindrucke, daß die Führer und Träger des Volkswirthschaftlichen Congresses den Aufgaben der socialen Reform nicht die wünschenswerthe Beachtung und Hingebung zollten. Ob es nicht gleichwohl besser, d. h. den verfolgten sachlichen Zwecken zuträglicher gewesen wäre, wenn man auf dem Volkswirthschaftlichen Congresse selbst die Beschwerden über seine Leitung zum Austrage zu bringen gesucht hätte, ist eine andere Frage, die nun aber keine praktische Bedeutung mehr besitzt.

Auf dem Danziger Congresse sind die Bankfrage und die Eisenbahnfrage verhandelt worden, ohne zu einem gemeinschaftlichen Abschlusse zu führen, — jene, weil die Stimmen gleich getheilt waren über den bekannten alten Streit, ob das Recht der Banknotenausgabe unter gewissen gesetzlichen Normativbedingungen freigegeben, oder ob es einer einzigen Reichsbank allein dauernd vorbehalten bleiben solle; diese, indem man ihre nicht mehr zu erschöpfende Discussion bis auf künftiges Jahr nach Wien vertagte.

In der Frage der Unentgeltlichkeit des öffentlichen Volksschulunterrichtes, welche von dem Lübecker Congresse 1871 als Erbschaft übernommen worden war, sah sich die große Mehrzahl der regelmäßigen Besucher des Congresses geschlagen durch eine locale oder provinciale Stimmenmehrheit — das Stimmenverhältniß dieser beiden constituirenden Elemente stand bei der Entlegenheit des Congreßortes wie 6 oder 8 zu 1 —, welche nicht allein im Allgemeinen die Aufhebung des Volksschulgeldes zugelassen wissen wollte oder forderte, sondern dieselbe allen Gemeinden ohne Unterschied aufdrang. *)

Einem starken örtlichen Interesse zu Liebe erneuerte der Congreß, die Gunst des Augenblickes berücksichtigend, seine früheren Erklärungen für eine durchgreifende freihändlerisch-financielle Reduction des Zolltarifes, jedoch mit Bezeichnung der Reduction der Eisenzölle und der Aufhebung der Zölle auf Chemicalien und Lumpen als besonders unaufschiebbar.

Endlich sprach er sich beinahe einstimmig gegen den Arbeiterhülfskassenzwang aus, sowie gegen die Verwendung von Versicherungsbeiträgen zu Strikezwecken u. dgl., dagegen für eine möglichst allseitige Entwickelung des Arbeiterhülfskassenwesens unter Schonung der thatsächlich geübten Freizügigkeit.

In der Angelegenheit der Tarifreform hatte es sich vorher schon von anderer Seite her geregt. Der Vorstand des Mecklenburgischen Handelsvereines zu Rostock, dermalen Vorort der Delegirtenconferenz deutscher Seehandelsplätze, schlug dieser vor, sich im October mit der Sache, als gerade besonders gelegen, wieder einmal ernstlich zu beschäftigen. In der That ist die Finanzlage des Reiches so beschaffen, daß aus ihr kein Hinderniß für eine aufräumende Zollreform entnommen werden kann; und schutzzöllnerische Politik haben ja selbst die sogenannten Katheder-Socialisten erklärt nicht treiben zu wollen.

---

*) Es ist das wieder einmal eine handgreifliche Illustration der Werthlosigkeit derartiger Congreß-„Beschlüsse" überhaupt, die ohne eine Competenz-Legitimation und planmäßige Auswahl und Zusammenführung der Mitglieder lediglich der Stimmungsausdruck einer zufälligen Menge sind. Höchstens eine wirkliche oder moralische Einstimmigkeit kann solchen Abstimmungsresultaten eine gewisse — immerhin beschränkte — Autorität gewähren. Red.

Digitized by Google

Sie haben es auch vermieden, sich über diejenige specielle sociale Frage zu äußern, welche diesmal auf dem Congresse deutscher Volkswirthe behandelt wurde, den Arbeiterhülfskassenzwang, obgleich die ihnen günstige officiöse Berliner Provinzialcorrespondenz noch unmittelbar nach dem Danziger Beschlusse wieder für denselben eingetreten war. Ihre Tagesordnung war: Fabrikgesetzgebung, Arbeitseinstellungen und Gewerkvereine, Wohnungsnoth.

Bezüglich des letzteren dieser Gegenstände kam man über einigen Gedankenaustausch nicht hinaus. In der Fabrikgesetzgebung war die Versammlung weit entfernt, die sehr eingehenden, nach englischem Muster gearbeiteten Vorschläge des Professor Brentano sich anzueignen. Sie verlangte nur wachsamere Controle für die Ausführung der bestehenden Fabrikgesetze, Beschränkung der Arbeit schulpflichtiger Kinder, und eine mit Unterscheidung zu übende Sorge für die Fabrikarbeit verheirateter Frauen; bejahte also nicht einmal schlechtweg die vom preußischen Handelsminister kürzlich an die Bezirksregierungen gerichtete Frage, ob nicht alle Frauenarbeit in Fabriken ähnlicher gesetzlicher Beschränkung zu unterwerfen sei, wie die Kinderarbeit. Den Gewerkvereinen konnte die Stimmung nicht anders als günstig sein; haben doch selbst Angehörige der Gegenpartei nicht einmal Brentano's schätzbare literarische Aufschlüsse abgewartet, um sich (z. B. im vorigen Jahrgange der „Deutschen Warte") zu Gunsten des Gewährenlassens und der Anerkennung dieser Vereine auszusprechen. Das laisser faire ward hier sonst freilich zur Abwechselung einmal vorzugsweise von seinen eingefleischten Gegnern vertreten.

Im übrigen hat der Vorsitzende Professor Gneist constatirt, daß niemand aus der Versammlung das Coalitionsrecht der Arbeiter wieder habe aufheben wollen, und der einleitende Redner Professor Schmoller sogar, dem gegenüber doch Professor Gneist später Adam Smith' fortdauernde wissenschaftliche und praktische Bedeutung vindiciren mußte, verzichtete namens der Urheber des Congresses ausdrücklich auf die Absicht, an der Freiheitsgesetzgebung der letzten sechs oder funfzehn Jahre zu rütteln. Wenn der Berliner Magistrat also im Gedränge wachsender Armenlasten und der hereingebrochenen außerordentlichen Wohnungsnoth ein Klagelied über die reichsgesetzliche Freizügigkeit anhob, so ist es aus Eisenach ohne Echo geblieben. Die Wohnungsnoth beginnt sich übrigens bereits durch Rückauswanderung in die Provinz zu lindern. Und was die zunehmende Armenlast betrifft, so gaben erfahrene städtische Armenpfleger auf dem Danziger Congresse allen darüber klagenden Gemeindeverwaltungen anheim, zunächst erst einmal zuzusehen, ob nicht eine lässig-verschwenderische Art von Armenpflege ihnen den Zuzug so überwältigend groß und bedenklich mache. Wo die Gaben streng und vorsichtig vertheilt werden, nimmt in einer sonst gedeihenden Zeit wie der unserigen die Last auch bei dem stärksten Andrange von außen her eher ab als zu.

Einen verhältnißmäßig recht erfreulichen Ausgang hat der allgemeine Deutsche Handwerkertag in Dresden Ende September genommen. Bis auf ein Gelüst nach Wiedereinführung des Lehrlingszwanges gelang es den Bremer und Berliner Abgeordneten, zu verhüten, daß man eine feindselige Stellung zur Reichsgewerbeordnung einnahm.

Die vielbesprochenen deutsch-österreichischen diplomatischen Conferenzen über die sociale Frage sollen nun auch beginnen. Was dabei herauskommen kann, weiß wohl noch niemand. Es ist Schade, daß ihnen durch seine Versetzung nach Constantinopel der ehemalige Reichstagsabgeordnete von Keudell entzogen wird, der die Lösung der socialen Frage dem Staate zuerkennt und daher um Mittel und Wege zum

Digitized by Google

Zwecke ja wohl nicht verlegen gewesen sein würde. Sollte die Aufgabe nun in die Hände des Geh. Rathes Wagener fallen, so muß man sich auf tolle Dinge gefaßt machen.

Eine empfindliche Schlappe hat die große europäisch-americanische Communistengesellschaft, genannt Internationale, sich selbst zugefügt durch ihren Congreß im Haag. Es kam dort zu einem zweifachen Bruche, und der bisherige Dictator Marx selber mußte am Ende die Verlegung des Vorstandssitzes von seinem Wohnorte London nach dem fernen Newyork empfehlen. Damit verschwindet sie mehr oder minder unserem Gesichtskreise, und es ist der augenscheinliche Erfolg dieser natürlich ganz Anderes beabsichtigenden allgemeinen Kundgebung und Musterung gewesen, daß der deutsche Philister einigermaßen aufgehört hat, sich vor der Internationale allabendlich beim Schlafengehen zu gruseln.

Im Juli wurde die neue große französische Anleihe zur Abzahlung eines weiteren Theiles der Kriegsschuld aufgelegt. Es fand eine colossale Ueberzeichnung Statt, welche die Nationaleitelkeit der Franzosen natürlich bis zum letzten Franken für baare Münze nahm, während die Voraussicht der Ueberzeichnung und die danach berechnete Multiplication der beabsichtigten wirklichen Zeichnungsbeträge daran erheblichen Antheil hatte. Störungen des Geldmarktes konnten infolge der gewaltigen Operation nicht ausbleiben. Zunächst stellte sich eine länger dauernde Baisse der Effectencurse ein, denen ein merklicher Theil der Geldfluth, auf welcher sie sich wiegen, vorübergehend entzogen wurde. Dann folgte ein noch stärkeres Steigen der Waarenpreise in Deutschland, als man seit dem Kriege überhaupt schon wahrgenommen hatte, — empfindlich vor allem in Betreff der gewöhnlichen täglichen Lebensmittel, die das platte Land der Stadt liefert, woher es im Hochsommer denn auch auf verschiedenen Wochenmärkten, wie z. B. in Halberstadt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Verden u. s. f., zu Theuerungskrawallen kam. Im September endlich wurde in den Sammelpunkten des gemünzten Geldes dieses so außergewöhnlich knapp, daß die Hauptbanken Deutschlands und Englands mit Discontoerhöhungen bis zu 5 Procent und darüber vorgehen mußten. Die Effectencurse indessen fingen an, sich wieder zu heben. Zu einer eigentlichen Krisis kam es nicht. Was das Geschäftsleben im Augenblicke stört, sind aber keine bedeutenderen inneren Ausschweifungen, sondern vornehmlich die ungestümen Fluctuationen des Geldmarktes, welche durch die Uebertragung von fünf Milliarden Franken baar von Paris nach Berlin binnen drei kurzen Jahren hervorgerufen werden. Der Gründungsschwindel ist sittlich zu beklagen und legt im einzelnen vielfach morsche Grundlagen für neue Unternehmungen, aber wirthschaftlich ist er großentheils nur die rapide Nachholung früherer nothgedrungener Aufschübe und Versäumnisse, der das unbedingte Vertrauen in den Frieden zu Statten kommt, das die Börsen trotz des Thiers'schen Kriegsbudgets und Gambetta'scher Reden gegenwärtig hegen.

Außer der Reorganisation einer formidablen Armee thut Herr Thiers auch sonst das Seinige, Frankreich durch eine klägliche Finanzpolitik am Boden festzuhalten. Er hat in der Nationalversammlung noch eben vor den Kammerferien, Dank der volkswirthschaftlichen Naivetät Gambetta's und der Linken, seine geliebten Rohstoffzölle durchgesetzt. Die Bank von Frankreich läßt er ihre Noten in einem Maßstabe vermehren, der die Beseitigung des Goldagios und Wiederherstellung des Metallumlaufes in unabsehbare Ferne rückt.

In Paris hat den September über eine internationale Maß- und Gewichtsconferenz getagt, um dem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen, daß Frankreich allein die Originale des metrischen Systemes, das jetzt bald in der ganzen civilisirten

Digitized by Google

Welt gelten wird, in Händen hat und Copien derselben verabfolgt, sowie überhaupt jeder Unsicherheit in der Erhaltung von Urmaß und Urgewicht. Der letzteren Sorge ist durch technische Veränderungen und einen Zusatz von Iridium zu der bisher allein gebrauchten Platina begegnet worden; dem ersteren durch den Beschluß, den Regierungen die Begründung eines controlirenden internationalen Amtes unter der Obhut eines internationalen Ausschusses zu empfehlen. Wenn dies allerseits angenommen und durchgeführt wird, kann man sich darein finden, daß der Sitz des gemeinschaftlichen Maß- und Gewichts-Amtes in geschichtlicher Huldigung vor der Ausgangsstätte des metrischen Systemes der französischen Hauptstadt bleibt.

Im Zusammenhange der allgemeinen deutschen Münzreform ist nun an Hamburg die Reihe gekommen zu tanzen. Der Senat hat sich lange dagegen gesträubt. Nachdem er sich erst hinter die preußischen Minister Camphausen und Delbrück gesteckt, um gegen den Wunsch der Hamburger Reichstagsmitglieder zu verhindern, daß in das provisorische oder erste Reichsmünzgesetz von Ende vorigen Jahres eine Clausel wegen der Hamburger Bancorechnung eingerückt werde, wies er dann das Drängen der Handelskammer auf häusliche Regelung der Sache wiederholt vornehm ab. Aber nun nahm Bremen mit dem 1. Juli die Reichsmarkwährung an, und Hamburg fing als Wechselplatz an zu spüren, daß dies seiner kleineren Nebenbuhlerin an der Weser entschieden zu Statten kam. Daher bemächtigte sich bald die Bürgerschaft (d. h. die Hamburger Volksvertretung) der Sache und sprach sich mit größter Mehrheit ebenso wie die Handelskammer aus. Während der Senat wohl noch überlegte, wie er sich zu dieser zweiten Drängerin stelle, begaben sich an der Börse und mit der alten Hamburger Bank selbst Dinge, die keinen längeren Aufschub zuließen. Der Senat bequemte sich also, der Bürgerschaft eine Vorlage wegen Abschaffung der Bancovaluta zu machen, welche augenblicklich einen Ausschuß der letzteren noch beschäftigt, in der Fachpresse aber auch schon die ungünstigste Kritik erweckt hat, namentlich im Bremer Handelsblatte von Seiten des bekannten gediegenen Münzschriftstellers Dr. Weibezahn zu Köln.

Hamburgs Uebergang zur Reichsgoldwährung wird einen Anstoß mehr für die scandinavischen Staaten abgeben, mit ihrer in der Schwebe befindlichen gemeinschaftlichen Münzreform zum Abschlusse zu gelangen. Wenn jedoch der kundige Berichterstatter über die Frage auf dem Congresse scandinavischer Volkswirthe zu Kopenhagen, Professor Broch aus Christiania, sich für einfachen Anschluß an das neue deutsche Münzsystem aussprach, so hat die dänische Mehrheit des Congresses überhaupt jede Adoption eines fremden Systemes verworfen und die Sachverständigencommission der drei Regierungen in Stockholm nachgehends sich auch über ein selbständiges System geeinigt. Dasselbe gründet die Goldwährung auf eine Ausgleichung zwischen den bestehenden Hauptsilbermünzen, specieller auf den schwedischen Thaler, welcher etwa gleich $^9/_8$ der deutschen Reichsmark ist. Ob die Rückabtretung eines Theiles von Nordschleswig diese Absonderungsgelüste in Hinneigung zum deutschen Goldmünzsysteme verwandeln würde?

Von den deutschen Reichsgoldmünzen waren bis zum 5. October überhaupt für 321,762,280 Mark ausgeprägt worden, und zwar 289,639,920 Mark in Zwanzigmarkstücken, 32,102,360 Mark in Zehnmarkstücken.

Der Bundesrath scheint darüber einig zu sein, daß die Salzsteuer aufgehoben, und im allgemeinen ferner auch darüber, daß sie so viel wie möglich durch Erhöhung der Tabaksabgaben ersetzt werden soll. Indem die Berathungen der da-

Digitized by Google

für ausersehenen Commission näher rücken, regt sich auch die Agitation der Interessenten, um von ihrem Betriebe Unbill abzuwehren. Die pfälzischen Tabakspflanzer haben sich meist auf den bequemen Standpunkt gestellt, jede Steigerung der Steuer für unerträglich zu erklären; die badischen fordern Umgestaltung der Steuerform. Statt daß jetzt die bepflanzte Fläche besteuert wird, soll in Zukunft das erzielte Gewicht versteuert werden; daher der Name Wagesteuer für die gewünschte neue Form. Die Importeure des americanischen Tabakes, welche besonders in Bremen zu Hause sind, scheinen der Erhöhung ziemlich gelassen entgegenzusehen, vorausgesetzt, daß die Steuern auf inländischen Tabak dem Zolle auf ausländischen gleichgesetzt oder die jetzt bestehende Differenz zu Ungunsten des letzteren wenigstens nicht noch verstärkt wird. Der phantastische Gedanke des Tabaksmonopoles scheint neuerdings selbst von der würtembergischen Regierung aufgegeben worden zu sein, und scheitert auch nothwendig schon an der Entschädigungsfrage.

Die preußische Regierung hatte dem hannoverschen Provinciallandtage einen Gesetzentwurf über das bäuerliche Güterrecht zugehen lassen wollen, der die noch übrigen Beschränkungen in der freien Verfügung über Bauerngüter aufhob und statt des Anerbenrechtes, d. h. des Ueberganges des Gutes an Einen Sohn mit Bevorzugung desselben bei der Erbmasse, die gleiche Erbberechtigung sämmtlicher Kinder einführte. Aber die öffentliche Meinung der Provinz wollte sich vorläufig nur mit ersterem, nicht mit letzterem Fortschritte befreunden. Die Regierung zog daher klüglich vor, das Gesetz gar nicht vorzulegen, worauf dann der Landtag mit ihrer Zustimmung beschlossen hat, selbst in der Sache die Initiative zu ergreifen. Es steht nur zu befürchten, daß das preußische Abgeordnetenhaus sich auf neue gesetzliche Sanctionirung des alten aristokratischen Anerbenrechtes noch weniger wird einlassen wollen, als der hannoversche Provinciallandtag für seine Abschaffung stimmen.

Aus der letzten Reichstagssession ist bekanntlich eine Seemannsordnung hervorgegangen. So lebhaft das Bedürfniß nach ihr aber auch empfunden wird, so hat der Bundesrath sich doch bis jetzt nicht entschließen können, auf sie sein Siegel zu drücken. Es ist nur ein einziger Paragraph, der ihn davon abhält, der § 47, welcher eine amtliche Untersuchung über die Seetüchtigkeit des Schiffes oder die Zulänglichkeit des Proviantes vorschreibt, sobald ein Officier oder drei Mann der Besatzung es beantragen. Hievon fürchten Rheder und Capitäne Chicanen aller Art; während andere Stimmen theils im Interesse der Matrosen derartige Vorschriften für unentbehrlich halten, theils doch glauben, die Praxis müsse ihre Gefährlichkeit oder Unbedenklichkeit ausweisen, und das mühsame Werk der Seemannsordnung dürfe daran nicht stocken.

Von Emden aus ist dieses Jahr der alte untergegangene ostfriesische Häringsfang mit einer neuen Art Schiffen und Netzen frisch in Scene gesetzt worden, und zwar vorerst mit dem befriedigendsten Erfolge. Der Deutsche Fischereiverein in Berlin hat bei dem Unternehmen Gevatter gestanden.

Digitized by Google

Der internationale Congreß für Gefängnißwesen

in London.

Von einem Mitgliede.

II. (Schluß.)

Die nun folgende Sitzung, der Baron von Mackay präsidirte, wurde von Herrn Petersen (Deutschland) mit der Frage eröffnet, „ob das Disciplinarverfahren gegen Verbrecher im Rückfalle strenger sein dürfe". Er verneinte die Frage und behauptete, die Bemessung der größeren Strafe sei einzig dem Richter zu überlassen. Es schlossen sich seiner Ansicht an Herr Poos van Amstel (Holland) und Herr Stevens, der für eine gelindere Behandlung solcher Verbrecher sprach, da meist die Gesellschaft mehr als der Verbrecher den Rückfall verschulde. Diese Ansicht wurde von Herrn Oberstaatsanwalt Dr. Frey (Oesterreich), Herrn Aspinall u. A. bekämpft. Der sonst hinsichtlich rückfälliger Verbrecher im Congresse vorherrschenden Meinung gedachten wir bereits weiter oben.

Nun brachte Herr Frederik Hill, seit Jahren Gefängnißinspector, die Frage zur Sprache, ob bei den Gefängnißarbeiten die Strafe oder die Industrie mehr zu berücksichtigen sei, und sprach sich zu Gunsten der Industrie aus, da so die Kosten der Zuchthäuser sich bedeutend verringern dürften, der Gefangene ein Mittel zur Unterstützung seiner Familie finden könne, und die Gewerbtreibenden eine bedeutende Concurrenz nicht zu fürchten hätten. Er bezog sich in seiner längeren Rede hauptsächlich auf die zahlreichen, sich selbst erhaltenden, sich selbst bezahlt machenden Gefängnisse — nicht bloß solche für auf lange Zeit verurtheilte Verbrecher — in den Vereinigten Staaten, von denen einige, wie die Gefängnisse zu Boston, Detroit, Weathersfield u. s. w., dem Staate noch eine Revenue abwürfen. Durch ihr System seien Wiederverurtheilungen bedeutend verringert worden. In diesen americanischen Zuchthäusern treibe man eine Menge Gewerke, wie Anfertigung von landwirthschaftlichen Geräthen, Sattlerei, Gerberei, Schneiderei und Schuhmacherei, sowie ferner das Schmiedehandwerk und die Anfertigung von harten Waaren gleichfalls bedeutenden Gewinn abwürfen. Eine solche Verschiedenheit in der Gefängnißarbeit mache eine ungerechte Concurrenz mit der freien Arbeit außerhalb unmöglich, da die Anzahl der Gefangenen überall sehr gering sei im Vergleich mit der freien Bevölkerung. Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß in englischen Gefängnissen nur zu große Concentration auf eine Beschäftigung, nämlich die Anfertigung von Matten, stattfindet, wodurch der freien Arbeit in diesem Zweige eine bedeutende Concurrenz gemacht wird, während das Handwerk an und für sich im Allgemeinen dem Gefangenen nach seiner Entlassung nur in sehr seltenen Fällen von Nutzen ist. Herr Hill sagte ferner, daß zur Zeit, als er Gefängnißdirector in Schottland gewesen wäre, man einem jeden Gefangenen, nach dem Principe der Stückarbeit, ein solches Pensum von Arbeit aufgetragen habe, welches er bei gewöhnlichem Fleiß in 10 Stunden habe beendigen können, mit dem Vorbehalt, daß Alles, was er, entweder durch ungewöhnliche Geschicklichkeit oder durch Feierabendarbeit, mehr verdiene, sein eigen sei. Vom Gouverneur jedoch habe es abgehangen, diesen Verdienst dem Gefangenen während seiner Strafzeit oder erst nach seiner Freilassung auszuzahlen. Auf diese Weise habe der Gefangene nicht selten seiner Familie

Digitized by Google

Unterstützung zukommen lassen oder sich selbst eine Summe zum späteren Ankauf von Werkzeugen und Kleidungsstücken, sparen können. Die Erfolge dieses Systems seien in jeder Weise zufriedenstellend. In den letzteren Jahren jedoch habe ein Rückschritt stattgefunden und die Verdienste einer unproductiven Strafarbeit seien merkwürdiger Weise von manchen Autoritäten gewaltig vergrößert worden. Er sei für gewinnbringende Industrie als die Basis eines jeden richtig angewandten Gefängnißsystemes.

Major Fulford erklärte, daß gewohnheitsmäßige Diebe und Trunkenbolde niemals durch moralischen Einfluß gebessert würden, und daß ein Gefängniß ein Gegenstand des Schreckens für sie sein müsse. General Pilsbury (New-York) constatirt, daß die moralischen und financiellen Erfolge des von Herrn Hill empfohlenen Systems in Albany und Connecticut äußerst befriedigend ausgefallen seien. Dasselbe erklärt Dr. Wines von einem 2—3000 Züchtlinge enthaltenden und vom Grafen Sollohub dirigirten Gefängnisse in Moskau. Ein anderes englisches Mitglied sprach sich für eine Vereinigung beider Systeme aus, da oft die Zeit zur Erlernung eines nützlichen Handwerkes zu kurz sei. Sir J. Bowring eiferte, mit seiner mächtigen Stimme die Versammlung fast erschreckend, gegen die Tretmühle, als die Erfindung eines barbarischen und gedankenlosen Zeitalters. (Bei den Uebersetzungen der Reden in's Französische stellte es sich heraus, daß die französische Sprache keinen Ausdruck für Tretmühle hat.) Herr Poos van Amstel empfahl das Industriesystem im Interesse des Gefangenen und des Staates. Oberst Colville (Gouverneur des Coldbath-Field-Gefängnisses) berichtet, daß eine achtzehnjährige Erfahrung ihn zu der Ueberzeugung gebracht habe, daß die Tretmühle den Sträfling nur noch arbeitsscheuer mache und manche Constitutionen nachtheilig beeinflusse. In Coldbath-Fields werden zwölf verschiedene Gewerke betrieben, und mehrere tausend Pfunde jährlich verdient. Herr Stevens wollte die Frage nicht als eine Thaler- und Groschen-Angelegenheit, sondern vom Besserungsstandpunkte aus behandelt wissen. Dr. Mouat erklärte sich entschieden gegen Strafarbeit. Während einer fünfzehnjährigen Thätigkeit in Indien, in welcher Zeit die dortigen Gefangenen 500,000 Pfund Sterling verdient hätten, habe er gelernt, daß Tretmühle u. s. w. den nachtheiligsten Einfluß ausübten. Der Präsident berichtet alsdann im Namen Dr. Frey's, daß das Industriesystem in Oesterreich befolgt werde, und er mit demselben in den ihm unterstellten Gefängnissen, z. B. in Brünn, bedeutende Erfolge erzielt habe. Die Debatte wurde hierauf, trotzdem einige Mitglieder wegen der Bedeutung der Frage eine Fortsetzung wünschten, in Anbetracht der zahlreichen anderen Fragen geschlossen.

Man schritt hierauf zur Frage: „Ob und wie internationale statistische Berichte angefertigt werden sollen?" Signor Beltrani Scalia führte dieselbe ein. Dr. Frey, Dr. Guillaume (Neuchâtel) und Professor Leone Levi von London zeigten die Bedeutung eines regelmäßigen Austausches der Criminalstatistik der hauptsächlichsten Nationen. Doch sei es wesentlich, daß diese Zahlen auf einer „gleichmäßigen Basis" angefertigt und sorgsam vor aller Zweideutigkeit oder Ungenauigkeit der Bedeutung gewahrt würden. Da der Nutzen solcher Berichte allgemein anerkannt wurde, schlug Herr Leone Levi vor, die Sache einem kleinen Ausschusse zu übergeben, der dem Congresse darüber berichten und die Resultate der Statistischen Internationalen Gesellschaft, die in Petersburg im August tagen werde, melden solle.

Gegenstand der nächsten Berathung war die Behandlung jugendlicher Verbrecher, und manche in hohem Grade interessante Angaben wurden von Seiten englischer und

Digitized by Google

americanischer Mitglieder, in deren Ländern Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher in hoher Blüthe stehen, gemacht. Herr Marshall, einer der Magistrate der Grafschaft Middlesex erklärte die Wirkung der freiwilligen Hülfe in England hinsichtlich der Aufnahme zerlumpter und verwahrloster Kinder, dabei bemerkend, daß viele der sich auf den Straßen zerlumpt und schmutzig umhertreibenden Kinder gut bezahlten Handwerkern angehörten, die ihr Geld vertränken, und die Unterhaltungskosten für solche Kinder können und dürfen auf keinen Fall aus den Taschen der Steuerzahler kommen. Verschiedene Mitglieder des Congresses gaben zu erkennen, daß sie entschieden der Meinung wären, daß das Schulgeld für solche Kinder von den zahlungsfähigen Aeltern ohne Nachsicht mit allen gesetzlichen Mitteln einzutreiben sei. Oberst Redcliffe (England) war der Ansicht, daß die Gewerbe- und Besserungsschulen unter den Schuldirectionen (School Boards) organisirt und von den Arbeitshäusern getrennt werden müßten, welche letztere den übelsten Eindruck auf den Geist der Kinder machten.

Ein Theil der Sitzung wurde zur Erörterung der Frage angewandt, ob für die Besserung von Kindern das „Familien-" oder das „Schulsystem" das bessere sei, wobei sich die vorherrschende Meinung entschieden für das „Familiensystem" aussprach. Nachdem sich noch die Herren Foote (Ohio), Baucher-Crémieux (Schweiz), Hendri Neson (Washington) anerkennend über die Verbesserungsanstalten für verwahrloste Kinder und jugendliche Verbrecher ausgesprochen hatten, ging man zu der Frage über, „ob Centralverwaltung im Gefängnißwesen wünschenswerth sei?"

Diese von Herrn Loyson (Frankreich) eingeführte Frage wurde von Herrn Hastings (England) dahin beantwortet, daß er England, wo das Ministerium des Inneren bereits mit den verschiedensten Pflichten überhäuft sei, gegenwärtig für ungeeignet für Centralisation auf diesem Gebiete ansehen müsse, obgleich er es keineswegs in Abrede stelle, daß dieselbe ihr Gutes habe. Herr Baker (Gloucestershire) sprach seine Befürchtung aus, daß ein solches System zu weit gehen dürfte. Herr Poos van Amstel erklärte, das System sei in Holland eingeführt, habe aber einige Unannehmlichkeiten im Gefolge. Herr Stevens berichtet, daß das System in Belgien adoptirt sei, und Dr. Guillaume constatirt, daß man in seinem Lande, der Schweiz, einer Centralverwaltung zuneige.

„Wie entlassenen Sträflingen am besten fortgeholfen werden könne?" war die Frage, mit der die nächste Sitzung eröffnet wurde. Herr Murray Browne, Vertreter des „Metropolitan-Comité's für Unterstützung entlassener Gefangenen" sprach sich anerkennend über die bedeutende Hülfe aus, welche die Vereine zur Unterstützung entlassener Sträflinge gewährten und die, obwohl privaten Charakters, doch vom Staate anerkannt und unterstützt würden; 5500 würden jährlich von diesen Vereinen unterstützt und nützlich untergebracht, Knaben würden auf die See geschickt, Auswanderung könne jedoch wegen des Kostenpunktes von diesen Vereinen nicht gefördert werden. Recht interessant und von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit waren die Angaben, die Herr Bayne Ranken, Ehrensecretär der „Londoner Hülfsgesellschaft für entlassene Sträflinge", über die Thätigkeit der von ihm vertretenen Gesellschaft machte. Er führte unter Anderem an, daß von 481 in seinen Bereich gekommenen Fällen 184 Arbeit im Metropolitan-Districte während des Jahres 1871 erhalten hätten, sich wohl befänden und gut thäten. 152 dagegen seien an verschiedenen Orten außerhalb Londons untergebracht und ständen unter der Ueberwachung der respectiven Localpolizei. Freunden und Verwandten habe man 32 zugesandt, wäh-

Digitized by Google

rend 26 auf Schiffen untergebracht worden seien. Nur 18 wären der Sorge der Gesellschaft verblieben, und 43 hätten es unterlassen, ihren Aufenthaltswechsel der Polizei, in Gemäßheit des Gesetzes, anzuzeigen, 14 seien rückfällig geworden, 9 betrügen sich schlecht, und 3 habe der Tod abberufen. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen im letzten Jahre etwa 25,000 Thlr., die bis auf etwa 500 Thlr. verausgabt wurden.

An der Debatte, in die man sogar die Mäßigkeitsfrage, die England heute bis in seine tiefsten Tiefen aufregt, hineinzuziehen versuchte, und in der ein americanisches Mitglied bemerkte, daß „ein Gefängnißcongreß, der die Hauptursache der Einsperrung von seiner Discussion ausschlösse, einer Aufführung des „Hamlet" ohne die Rolle des Hamlet gliche", betheiligten sich noch Hr. D'Alinge (Sachsen), der die vom Könige Johann von Sachsen gegründeten Vereine beschrieb, und Hr. Robin (Frankreich), der sich zu Gunsten des Unterrichtes in Moral und einem Handwerke während der Gefangenschaft aussließ. Als die besten Mittel zur „Rehabilitation der Gefangenen", welcher Punkt in der Besprechung folgte, empfahl Hr. Stevens religiösen Unterricht und gesetzliche Maßnahmen. In seinem etwas animirten Vortrage, ließ sich der Redner zu der ganz unbegründeten Behauptung hinreißen, daß in England dem dissentirenden Gefangenen kein Unterricht in seiner Religion gewährt werde; in Belgien sei dies anders. Diesen Vorwurf wies Hr. Hastings als ungenau zurück. Dasselbe that Sir Pakington, der hervorhob, daß die Behörden nunmehr sogar katholische Priester besolden könnten.

Nun trat Mrs. Haines aus New-Jersey auf und betonte, daß man in den Verbrechern nur einen Beweis der ungesunden und ungerechten gesellschaftlichen Zustände sehen müsse, und verlieh so jenem von Buckle zuerst aufgestellten und nun in America grassirenden krankhaften philanthropischen Principe Worte, auf das wir schon weiter oben hingewiesen haben. Sie protestirte ferner gegen den Ausdruck: „gefallene Frauen", den man bisweilen gebrauche, ohne zu bedenken, daß jedes „gefallene Frauenzimmer" die gleiche Schuld eines anderen Menschen involvire.*) Von Seiten einiger englischen Beamten wurde der England von verschiedenen Seiten gemachte Vorwurf, daß es den Unterricht in seinen Zuchthäusern und Gefängnissen vernachlässige, zu bestreiten gesucht, doch die beigebrachten Beweise waren zu überzeugend und stark, um durch einfaches Verneinen und Bestreiten überwältigt zu werden.

In Verbindung mit dieser Frage entspann sich etwa einen Monat nach dem Con-

*) Wie jedes Verbrechen und Vergehen nach der Art und dem Grade des durch dasselbe einem Einzelnen oder der Gesammtheit erwachsenden Nachtheiles bemessen wird, so werden sich die Damen wohl auch bis zu einer neuen „gerechteren" Einrichtung der Natur gedulden müssen, um den Makel, den sie sich durch den „Fall" anheften, — denn nur von diesem selbstverschuldeten Makel ist die Rede: volenti non fit injuria — mit der Schuld des Mannes durch seinen Antheil an demselben auf gleicher Linie stehend erscheinen zu lassen. Man wird sich darauf beschränken müssen, aber auch dazu verpflichtet sein, die Allgemeinheit zu vermögen und soweit aufzuklären, daß sie die „Gefallene" nicht ipso facto für verdammenswerth halte. Man wird sich dazu verstehen müssen, der überhand nehmenden gezwungenen Ehelosigkeit eine große erklärende und entschuldigende Kraft für solche „Fälle" einzuräumen; und man wird in der Galanterie nicht so weit gehen können, es zu verschweigen, daß unter den mittelbaren und unmittelbaren zwingenden Gründen der häufigen Ehelosigkeit die modernen unsinnigen Emancipationsbestrebungen des weiblichen Geschlechtes eine der ersten und breitesten Stellen einnehmen. — Dann wird man dem hier ohne Kritik erhobenen Verlangen innerhalb der vernünftigen Schranken und in der richtigen, ausführbaren Weise entsprochen haben. Red.

Digitized by Google

greſſe in der Times eine nicht unintereſſante Correſpondenz. Hr. Regierungsrath D'Alinge aus Zwickau (Sachſen) veröffentlichte nämlich vor ſeiner Rückreiſe nach dem Continent in dem leitenden Blatte einen Brief, in welchem er in freundlicher, unparteiiſcher Weiſe einige der engliſchen Gefängniſſe und die darin herrſchenden mangelhaften Unterrichtseinrichtungen kritiſirte. Er bemerkte unter anderem Folgendes: „Nichtsdeſtoweniger fühle ich mich zu dem Geſtändniß gezwungen, daß ich tief bekümmert bin über das, was ich in einzelnen Zweigen Ihrer Strafanſtalten geſehen habe ..... Ich war Zeuge, wie Männer jene endloſe Leiter, die den Namen Tretmühle führt, hinaufſteigen, und ich wandte mich ab von dieſem Schauſpiel; 14,500 durch menſchliche Arbeit in einem Monate hervorgebrachte Wendungen, zu dem bloßen Zwecke hin- und her treten und ſteigen zu laſſen, erſcheint mir, ganz milde geſprochen, eine arge Verſchwendung. Es mag ſein, daß dies geändert werden kann, doch jene auf Commandowort hin- und her getragenen Kanonenkugeln hinterlaſſen keinen Eindruck möglicher Nützlichkeit. Als ich aber den Triangel ſah, auf den Gefangene, die man peitſchen will, feſt gebunden werden, da fühlte ich mich beſchämt, daß ich vor zwölf Jahren ähnliche Strafen in dem von mir geleiteten Gefängniſſe verhängte. Gott ſei Dank, wir haben ſeitdem in Sachſen unſeren Irrthum einſehen gelernt; denn ein Irrthum unſererſeits war das letztere, da, ſeitdem es abgeſchafft iſt, die Disciplinarſtrafen nur ein Drittheil von denen unter dem alten Regime betragen. Ihre Zuchthäusler gehen ſcheinbar aus den ungebildeten Claſſen hervor. Nur ſelten liefern die Reichen Recruten für ihre Reihen. Daraus ſcheint klar hervorzugehen, daß Erziehung und Unterricht große Schutzmittel in der Geſellſchaft ſind, und daß ſie die Mittel bilden, um den Verbrecher auf den guten Weg zurückzuführen. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen zu Gemüthe zu führen, daß die Farce des Leſens oder des Abſchreibens oder Addirens während einer Stunde nach der Anſtrengung des Tages nicht dazu angethan iſt, eine bemerkenswerthe Aenderung in der Erziehung oder dem Wiſſen eines Sträflings hervorzurufen".

Hierauf antwortete Hr. Baker aus Glouceſter am 9. Auguſt, und führte nach einigen Complimenten und eingehenden Bemerkungen etwa Folgendes aus: „Ich zweifle nicht, daß Hr. D'Alinge darin mit mir übereinſtimmen wird, daß wir uns nicht über einen Namen ſtreiten, und ſagen, daß die Tretmühle und das Auspeitſchen deshalb verkehrt ſind, weil ſie „Tretmühle" und „Auspeitſchen" heißen; ſondern wir müſſen ihre allgemeinen Wirkungen in der Praxis ſorgfältig in Betracht ziehen, und die beſſeren Mittel, deren wir uns an ihrer Stelle bedienen können. Er wird mir ferner zugeben, daß es unſere Aufgabe iſt, die größtmögliche Wirkung, entweder in der Beſſerung oder in der Abſchreckung, mit dem geringſt möglichen Schmerz oder Verſchlechterung des Gefangenen, hervorzubringen. Leider, ſo fürchte ich, werden wir mit unſeren Verbrechern nicht ohne Schmerz und Verſchlechterung auskommen können, und obgleich mir von verſchiedenen Seiten geſagt worden iſt, daß ein ernſter und freundlicher Appell an ihre Vernunft Alles ſei, was Noth thue, ſo kann ich doch nur ſagen, daß ich bis jetzt noch keinen Grund für eine ſolche Annahme gefunden habe. Einſperrung iſt an ſich ſelbſt eine dem Vorwurf ausgeſetzte Strafart — ſie iſt ſchmerzhaft und den Verbrecher ermüdend, ſie verhindert ihn an der Erfüllung ſeiner natürlichen Pflichten, ſich und ſeine Familie zu erhalten, und bürdet die Koſten für beide dem ehrlichen Publicum auf. Sie iſt das Gegentheil von dem, was Hr. D'Alinge als die anzuſtrebende Strafart beſchrieben hat, — nämlich „die einfachſte und natürlichſte, mit dem geringſten Apparat und den kleinſten Prätenſionen". Alles dies iſt

Digitized by Google

schlecht, doch die Frage ist — „Was können wir Besseres thun?“ Ich hoffe, daß wir diese Frage in nicht gar langer Zeit theilweise gelöst sehen werden, und daß man die Gefängnißstrafen abkürzen und theilweise durch polizeiliche Ueberwachung ersetzen wird. Anstatt zweijähriger Einsperrung — alle mal ein übel Ding — werden wir 6 Monate Gefängnißstrafe und siebenjährige Ueberwachung sehen. Ich möchte die Aufmerksamkeit des Hrn. D'Alinge auf diesen Punkt lenken und wage zu hoffen, daß, wenn die Polizei in Sachsen zur Ausführung eines solchen Unternehmens fähig ist, er vielleicht in „zwei Jahren“ dasselbe System mit gutem Erfolg einführen kann. Und obgleich ich kein Freund der Tretmühle bin, so möchte ich doch gern wissen, was wir in gewissen Fällen Besseres an ihre Stelle zu setzen vermöchten. Ich meinerseits würde sie niemals aus freien Stücken während eines Theiles einer langen Strafe anwenden. Alle Zeit habe ich das Gesetz bedauert, das uns in der ersten Zeit einer Strafe zur Anwendung dessen zwingt, was man „Strafarbeit“ nennt. Ich denke, daß eine Verurtheilung von 6 Monaten Gefängniß und 7 Jahren Polizeiaufsicht ohne Tretmühle genügen. Noch haben wir die Tretmühle bei Verurtheilungen von einer Woche oder vierzehn Tagen im Falle eines ersten Vergehens nöthig. Einzelhaft und schmale Kost wird keinem Menschen auf eine so kurze Zeit schaden, sondern ihn auf den Gedanken bringen, und diesen auch Anderen mittheilen, daß das Gefängniß kein angenehmer, wünschenswerther Platz ist; doch für einen, der von 3 Wochen bis zu 3 Monaten verurtheilt ist und kein Handwerk versteht, welch eine Beschäftigung kann für den gefunden werden? Wir können ihn nicht in seiner Zelle graben und pflügen lassen. Wenn wir ihn Matten flechten oder das Schneiderhandwerk lehren wollen, so wird er beim Lernen so viel Material verderben, wie er in der kurzen Zeit nicht wieder zurückzahlen kann. Und doch können wir ihn nicht drei Wochen unbeschäftigt lassen. Die Tretmühlen sind nicht alle, wie gemeinlich angenommen wird, ohne jeden Profit. Die in meiner Grafschaft pumpt Wasser, für das wir, würde es von einer Gesellschaft geliefert, wenigstens das Jahr 100 Pfund Sterling zahlen müssen, — allerdings ein armseliger Verdienst für 30 Mann, doch ich glaube, daß sich Gefangene sehr wenig darum kümmern, ob ihre Arbeit etwas einbringt oder nicht. Ich gestehe offen mein herzliches Verlangen, die Tretmühle abgeschafft zu sehen — und zwar durch die Abschaffung aller Gefängnißstrafen zwischen 10 Tagen und 6 Monaten. Ich glaube, dies könnte mit Recht und mit Vortheil gethan werden; doch das gehört nicht hierher. Und nun, was die Prügelstrafe anbetrifft, so ist sie ein Ding, das Niemand von uns gerne anordnet, ähnlich wie der Arzt die Amputation eines Gliedes nur ungern vornimmt. Das eine ist im Gefängnisse so selten, wie das andere im Hospital. Beide sollten, sobald die Alternative nicht schlimmer ist, vermieden werden. Doch sehr zweifle ich, ob nicht die Prügelstrafe, wenn zum ersten Male die Nothwendigkeit eintritt, einen Uebelthäter zu strafen, einen weniger schmerzhaften und deteriorirenden Effect hat, als die Einsperrung auf drei Monate, der Verlust der Arbeit und die Verhinderung sich und seine Familie zu unterhalten, wobei man den Delinquenten an das Gefängnißleben gewöhnt, bis er findet, daß es doch am letzten Ende nicht so schlimm ist, wie es zuerst aussieht, — und ihn dann hinaustreibt — vielleicht im Winter, wenn Arbeit schwer zu finden ist, und seine Hände und Muskeln weich und zur Arbeit untauglich geworden sind. Ich weiß nicht, ob die Richter in Sachsen, wenn sie ein Urtheil fällen, berechnen, zu welcher Jahreszeit der Mann wieder in die Welt zurückkehren wird, und welche Aussicht er hat Arbeit zu finden. Wenn so, dann würden wir Hrn. D'Alinge sehr dankbar sein, wenn er uns ihr System erklären wollte. Wenn nicht, so bezweifle ich,

Digitized by Google

ob ein kurzer, acuter Schmerz nicht weniger Leiden und geringere Deterioration einschließt, als eine lange, ermüdende Gefängnißhaft. Die Prügelstrafe würde sicherlich das sein, was Hr. D'Alinge „die einfachste und natürlichste, den geringsten Apparat nöthig habende und die kleinsten Prätensionen machende" nennt. Für Vergehen im Gefängnisse wird sie höchst selten angewandt, doch ich fürchte, daß gelegentlich irgend welche Bestrafung nöthig sein wird, und Bestrafung meint „Schmerz irgend einer Art". Es ist nur die Frage, ob der lange, dumpfe Schmerz der dunklen Zelle oder Fasten nicht in der That schmerzhafter und zugleich weniger abschreckend ist, als der momentane Schmerz der Peitsche".

Wir enthalten uns jeglichen Commentares über diesen Brief, dessen Mittheilung wir schon deshalb für nothwendig hielten, weil Herr Baker ein einflußreicher Magistrat der conservativen Schule*) ist und neben bedeutenden Fähigkeiten eine fast vierzigjährige Praxis besitzt.

Dieser Meinungsaustausch zwischen Herrn D'Alinge und Herrn Baker über die Prügelstrafe erhielt am 10. October in der Daily News einen plötzlichen und für Herrn Baker gewiß unerwarteten Abschluß.**) Es erschien nämlich in dem genannten Blatte ein Brief des Herrn Taylor mit der Ueberschrift: „Abermals die Peitsche in Newgate", in welchem er energisch, und zwar aus Sanitätsrücksichten, gegen alles Auspeitschen auftritt. Er sagt an einer Stelle: „Die Civilisation im Osten und Westen von Europa und in den Vereinigten Staaten weist solche Bestrafungen von sich und sieht mit Erstaunen auf England — das Land der Freien, das Land, das den Reigen in der Abschaffung der Sclaverei führte, — das ganz allein dasteht in der Aufrechthaltung dieser brutalen Strafen. Dies trat beim Gefängnißcongresse klar zu Tage. Es ist jetzt Mode geworden, Deutschland als die moderne Illustration des „Blut- und Eisenregimentes" zu verhöhnen. Wir sind unglücklicherweise nicht ein Volk, das besonders dazu neigt, „sich so zu sehen, wie Andere uns sehen", oder wir würden es nicht wagen, diesen Vorwurf jenem großen Lande zu machen, wo für Gefängnißdisciplin so wenig, wie als Strafe für Verbrechen, ein Schlag auf einen deutschen Bürger fällt, sei er Soldat oder Civilperson. Herr D'Alinge, der Delegirte Sachsens im Congresse, gab uns zwei Jahre, um die Tretmühle, die Peitsche und die Kugeltorturen loszuwerden, die er als Ueberbleibsel alter Barbarei beschrieb, die noch heute die Gesetze der Gerechtigkeit und die Strafautorität in Mißcredit bringen." —

Doch nun zurück zu den Verhandlungen des Congresses. Die nächste auf der Tagesordnung stehende Frage war die von Herrn Edwin Hill, aus der berühmten und talentvollen Familie der Hills, die sich unter anderen Sir Rowland Hill's, des Einführers der Pennypost, rühmen kann, eingeführte über „die Hehler". Ueber diesen wichtigen Gegenstand hatte er schon ein Jahr zuvor dem „nationalen Gefängnißcongresse" zu Ohio eine interessante Arbeit eingesandt, die in den „Transactions" desselben abgedruckt ist. Alle, die an der Debatte theilnahmen, waren für die energischesten Mittel. Herr Hill rieth strenges Verfahren gegen die Eigenthümer solcher Häuser, in denen gesetzloses Volk zusammenzukommen pflege. Herr Sergeant Cox machte auf den Erfolg des Gesetzes, durch

*) Die conservative Logik dieses Schriftstückes ist in der That der Art, daß ein „Commentar" an dieser Stelle gar nicht möglich ist; denn die „Deutsche Warte" gebietet nicht über Kräfte, die im Stande sind, sich in dieser Sphäre von Qualm und blauem Dunst zurecht zu finden. Red.

**) Herr D'Alinge veröffentlichte am 20. September in der Times eine Replik auf den Brief des Herrn Baker, die jedoch zu viel Complimente und zu wenig Argumente enthält, um hier mitgetheilt werden zu können.

Digitized by Google

welches der Ankauf geringer Quantitäten Metalles verboten wurde, ganz besonders aufmerksam. Die Blei-, Kupfer- ꝛc. Diebstähle seien von 93 auf 84 gefallen. Er empfahl außerdem seine Regel, über den Hehler stets das doppelte Strafmaß des Diebes zu verhängen.

Ueber die Anwendung der Prügelstrafe in der Zuchthausdisciplin, eine von Herrn Pols zur Sprache gebrachte Frage, erklärten sich Sir Walter Crofton, General Pitsbury und Andere dahin, daß dieselbe beibehalten werden müsse, aber nur in den seltensten Fällen angewandt werden dürfe. General Pitsbury constatirte, daß er seit 25 Jahren das Recht zur Anwendung der in Frage stehenden Strafe gehabt, dieselbe aber niemals verhängt habe.

Am 10. Juli (der 7. Zusammenkunft) fanden zwei Sitzungen statt. In der ersten hatte Herr Brace, ein protestantischer Geistlicher, den Vorsitz. Fräulein Carpenter, viele Jahre lang Vorsteherin eines Zuchthauses für weibliche Sträflinge und Begründerin und Leiterin der Red Lodge-Besserungsanstalt für Mädchen in Bristol, las eine lange und interessante Abhandlung vor über die Principien und Resultate der englischen industriellen Besserungsanstalten. Sie machte auf den Unterschied aufmerksam, der in der Behandlung Erwachser und der Kinder stattfinden müsse. Letztere sollten stets in Schulen, nie in Gefängnissen erzogen werden. England, das in diesem Punkte lange den Staaten auf dem Festlande nachgestanden hätte, sei durch die Reformacte von 1854 vorgeschritten. Die Richter seien durch diese in den Stand gesetzt, Verbrecher unter 16 Jahren gewissen von Privatleuten unterhaltenen und für geeignet befundenen Besserungsanstalten auf einige Jahre zu überweisen, ja sogar die Aeltern derselben zu einem Kostenbeitrage zu zwingen. In diesen Anstalten sei das Familiensystem angenommen. Die Rednerin wies dann auf die Nothwendigkeit hin, verwahrloste Kinder lieber zu erziehen, bevor sie durch ihre Verbrechen den Staat in die Unkosten stürzten, sie jahrelang zu unterhalten. Herr Brace erklärte dann das Verfahren in den americanischen Schulen dieser Art. Dort werde für solche Kinder im Westen stets Arbeit gefunden. Herr Howe spricht über die Behandlung, deren sich die verwahrlosten Kinder in Ohio zu erfreuen haben, und er empfiehlt Güte in der Behandlungsweise. Einen mächtigen Einfluß übe, wie er aus Erfahrung hinzufügen könne, der Gartenbau aus. Professor von Holtzendorff bemerkte, daß in England der Schulzwang einzuführen sei, und empfiehlt das Gesetz Deutschlands, nach dem ein Kind unter 12 Jahren nicht vom Richter, sondern vom Lehrer bestraft werde. Die Verbrecher von 12 bis 18 Jahren werden Besserungsanstalten übergeben, wo sie eventuell bis zum zwanzigsten Jahre bleiben. Herr Aspinall (Liverpool) fand die Discussion der Schulfrage sehr nützlich, da es seiner Ansicht nach besser sei, durch Schulen die Stehenden aufrecht zu erhalten, als durch Correctionshäuser die Gefallenen wieder aufzurichten. In der zweiten Sitzung kam die schon einmal von uns berührte Frage zur Erörterung, ob das Familien- oder das Schulsystem zu adoptiren sei. Das Familiensystem wurde von den meisten vorgezogen.

Die Frage, „was aus den Kindern der Gefangenen werde", wurde dahin beantwortet, daß sie in Deutschland und den meisten Staaten des Continentes der Sorge des Staates anheimfallen. In America werden dieselben als Mündel des Staates betrachtet und Privatfamilien anvertraut. Eine Behörde besucht dieselben und stattet von Zeit zu Zeit Berichte über sie ab.

Diese von Herrn Baron von Mackay geleitete Versammlung war die letzte in der

Digitized by Google

Halle des Middle Temple's; die Mitglieder tagten am folgenden Tage an verschiedenen Orten in drei Abtheilungen. Den Vorsitz in der ersten Abtheilung führte Lady Bowring, welche die Sitzung mit der Bemerkung eröffnete, daß man übereingekommen sei, hier über Frauenarbeit in Verbindung mit Gefängnißdisciplin und Gefängnißreform zu sprechen, und daher Gegenstände verhandeln könne, die in der Generalversammlung übergangen werden müßten. Fräulein Carpenter eröffnete die Discussion. Sie sei nicht dafür, daß Frauen überall Männerarbeit übernehmen, glaube aber, daß Alles, was zur Reform der Frauenanstalten gehöre, von Frauen besorgt werden müsse; ebenso sollten Kinderanstalten wenigstens theilweise Frauen anvertraut werden. Besserungshäuser für Mädchen müssen gänzlich, und selbst die für erwachsene Knaben sollten theilweise unter dem Einflusse von Frauen stehen. Ferner müßten überall, wo weibliche Gefangene seien, Frauen, die Erziehung mit Menschenfreundlichkeit vereinen, Zutritt haben, wie das in Irland beispielsweise geschehe. Nach einer Beschreibung des in Irland befolgten Systemes gab Fräulein Carpenter zu, daß die weiblichen Gefangenen im allgemeinen schwerer zu behandeln seien, als die männlichen. Es sei besser, dies offen zu gestehen. Ein Grund hierfür sei, daß Frauen zarter organisirt seien und daher sich von einem Falle viel schwerer erholen könnten. Außerdem schicke man Frauen nur dann, wenn es durchaus nicht mehr vermieden werden könne, in ein Gefängniß, und daher seien daselbst nur die Schlechtesten ihres Geschlechtes anzutreffen. Aber selbst das niedrigste Frauenzimmer würde noch Aussicht auf Rettung haben, wenn gute und wohlerzogene Frauen sich ihrer annähmen. Fräulein Faithful stimmt der Vorrednerin vollkommen bei, und Frau Howe ist der Meinung, daß Frauen deshalb selten gebessert würden, weil sie nicht von Frauen besucht und ermahnt würden. Frau Howe und ebenso Frau Lewis stimmen der ersten Rednerin vollkommen bei. Herr Bramner (Manchester) bestätigt, daß, obwohl der Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge, mit dem er in Verbindung stehe, äußerst erfolgreich in der Bekehrung männlicher Gefangenen gewesen sei, er doch bei weiblichen Gefangenen noch kein Resultat erreicht habe. Ein Antrag wurde von ihm gestellt, dahin lautend: „Die Versammlung sei der Meinung, der Staat habe die Lage der Gefangenen (männlich oder weiblich) nach ihrer Entlassung noch nicht genügend in Erwägung gezogen"; welcher Antrag angenommen wurde.

Die zweite, französisch sprechende Abtheilung tagte unter dem Präsidium des Herrn Loyson, der in der Eröffnungsrede mittheilte, daß hier die respectiven Vortheile des belgischen Zellengefängnißsystemes und des irischen, nach welchem der Gefangene drei verschiedene Arten der Gefangenschaft durchzumachen habe, zu erörtern seien. Der Vorsitzende bemerkte weiter, daß die Frage von einem durchaus praktischen und nicht übermäßig philanthropischen Standpunkte aus behandelt werden müsse, obgleich, wie Blackstone gesagt habe, Besserung kein mechanischer Proceß sein könne. Sir Walter Crofton gab hierauf einen ausführlichen Bericht über die glänzenden Erfolge des irischen Systemes. Der Gefangene habe eine Strafe, eine gelinde und eine halbfreie Periode im Gefängnisse, und die Arbeit sei entsprechend eingerichtet und vertheilt. Sein Hauptzweck sei, die Gefangenen fürs Leben zu erziehen und aufs neue brauchbar und nützlich zu machen. Deshalb bringe er sie zuerst auf 8 bis 12 Monate in Einzelhaft, in welcher der Sträfling anfangs gar keine Arbeit erhalte, um dadurch fühlen zu lernen, daß Arbeit ein großer Segen und keine Last sei. Dann folge mechanische Thätigkeit mit schmaler Kost, doch Unterricht werde in Allem, was zur menschlichen Bildung gehöre, reichlich ertheilt. Im

Digitized by Google

zweiten Stadium kommen die Männer zu gemeinsamer Arbeit in das große Gefängniß auf Spike-Island im Hafen von Cork. Nun tritt die Arbeit in den Vordergrund, Seelsorge und Unterricht stehen mehr zurück. Die Arbeitszeit dauert von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends; im Winter so lange es das Tageslicht gestattet. Geschlafen wird in Sälen, die durch Blech- oder Eisendrahtwände in Zellen abgetheilt sind. Zur Erreichung des Besserungszweckes, dem das zweite Stadium besonders dienen soll, sind vier Classen eingerichtet, und eine Anzahl von Marken für sein gutes Betragen, seinen Fleiß und seine Ausdauer hat der Sträfling zu erringen, ehe er aus einer Classe in die andere aufsteigt. Nachdem er auch in der ersten avancirten Fortschritts- oder Musterclasse das von ihm physisch wie moralisch Geforderte geleistet, tritt er ins dritte Stadium, in die Zwischenanstalten. Hier ist weniger Controle, Kleidung wie die freier Leute, Arbeit ohne specielle Ueberwachung, freie Disposition über einen Theil des Verdienstes. Die Principien dieses Zwischensystemes sind 1) der Nachweis, daß man dem Sträflinge wirklich traut und seine Besserung, die er durch die gewonnenen Marken nachgewiesen, anerkennt. 2) Der Nachweis dem Publicum gegenüber, daß der Sträfling, der nun bald der Freiheit zurückgegeben werden soll, auf vernünftige Gründe hin mit Sicherheit beschäftigt werden kann. Endlich kommt das vierte Stadium, die bedingte Freilassung, wie sie ähnlich auch in Deutschland existirt. Sir Walter Crofton beantwortete die zahlreichen Fragen des holländischen, russischen, österreichischen, americanischen und italiänischen Repräsentanten betreffs statistischer Notizen über Verbrecher im Rückfalle.

In der Nachmittagssitzung erklärte der Generalinspector der englischen Gefängnisse, Capitän Du Cane, das englische System und beantwortete zahlreiche an ihn gerichtete Fragen. Graf Sollohub überreichte sodann eine eingehende Ausarbeitung über die in Rußland vorzunehmende Gefängnißreform. Graf de Foresta sprach alsdann den Wunsch aus, Graf Sollohub möchte über die in Rußland üblichen Systeme und besonders über die Verbannung nach Sibirien sprechen. Der Graf erwiederte, daß dazu keine Zeit sei, und bemerkte nur, daß in Rußland sehr viel Metallreichthum vorhanden sei, aber auch Mangel an Arbeitskraft herrsche.

In der dritten Abtheilung, wo Dr. Mouat den Vorsitz hatte, wurde die Frage über den Religionsunterricht in Gefängnissen besprochen. Erzbischof Manning erklärte in einer längeren Rede, daß in den englischen Provincialgefängnissen keine religiöse Gleichheit herrsche. Katholische Priester sollten an Ort und Stelle sein, um mit den Gefangenen sprechen zu können, nicht erst auf deren Wunsch herbeigeholt werden.

Die Sitzung, die den ganzen Nachmittag dauerte, kann als die Schlußsitzung des Congresses angesehen werden, der am Abende ein Diner folgte, das die englischen Mitglieder des Congresses den Fremden gaben. —

Wir haben uns nun noch mit einigen Fragen zu beschäftigen, die neben den auf der Tagesordnung stehenden aufgeworfen wurden und zu Discussionen Veranlassung gaben. So gab unter anderem die Frage über die „Absonderung der Gefangenen" (d. h. einfach des einen vom anderen) zu verschiedenen Malen zu animirten Debatten Veranlassung. Sir Walter Crofton und Capitän Du Cane vertheidigten die Congregat- oder Gruppenarbeitssysteme der Gefängnisse zu Chatham, Portsmouth, Portland, Dartmoor und Spike-Island bei Cork. Auf der anderen Seite wurde das Gruppensystem durch die Anhänger der pennsylvanischen und belgischen Zellengefängnisse angegriffen. Herr Chandler aus Pennsylvanien sprach von der vollkommenen Gesund-

Digitized by Google

heit an Körper und Seele und von der durch stricte Absonderung bei Tag und Nacht hervorgerufenen moralischen Besserung der Insassen des Zellengefängnisses zu Philadelphia. Nachdem man ihnen gewerbliche Beschäftigungen gelehrt und sie in nützlichen Kenntnissen unterrichtet habe, vermöchten sie nach ihrer Entlassung nach dem Westen zu gehen, um sich dort anzusiedeln oder Beschäftigungen zu erhalten, ohne Gefahr zu laufen, von ihren früheren Mitgefangenen verrathen oder ruinirt zu werden. Diese höchst schädliche Wiedererkennung nach der Entlassung und die corrumpirenden Communicationen während der Gefangenschaft sind Uebel, die mehr oder weniger den besten Systemen gemeinschaftlicher Haft anhangen. In reichlicher gewerblicher Beschäftigung und häufigem Besuche von Menschenfreunden, die man regelmäßig zulasse, habe man ein Präventivmittel gegen geistige Niedergeschlagenheit gefunden. Herr Chandler bespöttelte die Idee, daß durch ein richtig (?!) angewandtes Isolirsystem Wahnsinn hervorgerufen werden könne. Er spielte dabei auf den Fall eines americanischen Gefangenen an, dessen Charles Dickens mit vielem Bedauern erwähnt habe, und der heute wohl und munter sei, während der hervorragende Autor lange schon unter den Steinen der Westminster-Abbey ruhe. Herr Stevens hob den in jeder Hinsicht bedeutenden Erfolg hervor, den das Zellensystem in Belgien gehabt habe, und durch das es möglich gewesen sei, die langen Verurtheilungen mit Sicherheit um die Hälfte abzukürzen, während Rückfälle sich um 50 Procent vermindert hätten. Herr Tallack, der unermüdliche und geniale Secretär der Howard-Association zu London, fügte noch andere Illustrationen der Wohlthat der Isolirung und der Uebelstände der Gruppenarbeit hinzu und wies nach, wie in gewissen englischen und irischen Arbeitsanstalten für Zuchthaussträflinge die gemeinsame Arbeit große Corruption, ja selbst Mordthaten durch die Gefangenen im Gefolge gehabt hätte. Er war der Ansicht, daß, während die beständig wiederholten Verurtheilungen auf einige Tage oder Wochen für geringe Vergehen schädlich seien, doch auf der anderen Seite manche der langen Sentenzen zu sieben, zehn oder fünfzehn Jahren Strafarbeit (für Unehrlichkeit zum Unterschiede von Mord und Gewaltthat) sowohl grausam wie unpolitisch wären, da sie die Familien der Delinquenten zum Verbrechen oder in beständige Armuth trieben und häufig die unschuldigen Angehörigen unnöthig bestraften. In solchen Fällen sei Einzelhaft auf zwei oder drei Jahre mit harter und gewinnbringender Arbeit eine härtere Strafe, die, indem sie billiger sei, mehr bessere und den Gefangenen erweiche.

Die Nachtheile des Gruppensystemes erhielten während der Sitzungen des Congresses durch die Nachricht einer Revolte von mehreren hundert Gefangenen in einer americanischen Collectiv-Anstalt (Auburn) eine merkwürdige und praktische Illustration. Verschiedener von Gefangenen an ihren Kameraden verübten Mordthaten wurde ferner Erwähnung gethan, die erst kürzlich in Anstalten, in denen gemeinschaftliche Arbeit herrscht, vorgekommen seien. Obgleich sich der Congreß enthielt ein absolutes Urtheil über die beiden rivalisirenden Systeme zu fällen, so schien doch das Isolirsystem seine meisten Anhänger in Belgien, Holland und Deutschland zu zählen — in letzterem Lande vornemlich unter den Beamten; dagegen aber neigte sich die Mehrzahl der Engländer und Americaner, sowie die amtliche Vertretung der Schweiz, des österreichischen Kaiserstaates, von Frankreich, Italien und Schweden dem irischen Systeme zu.

Ein anderer wichtiger Gegenstand, nämlich die „Wiedererstattung" durch Gesetzesbrecher (sowohl als Straf- wie als Besserungsmittel) wurde dem Congresse, besonders von Hrn. F. Hill, vorgelegt. Derselbe illustrirte die Zweckmäßigkeit derselben durch seine

Digitized by Google

Erfahrung als Gefängnißinspector in Schottland. So erwähnte er den Fall mit einem Schmied im Gefängnisse von Aberdeen, der einen Wechsel von 25 Pfd. St. gefälscht habe, welche Summe er der beschädigten Person bis auf den letzten Pfennig durch Feierabendsarbeit zurückzahlte. Diesem Schmiede sei es ferner möglich gewesen, neben der gedachten Entschädigung noch 3 Pfd. St. für Miethe für seine Familie während seiner Strafzeit und weitere $3^1/_2$ Pfd. St. zur Ausstattung seiner Werkstätte nach der Entlassung zu erübrigen. Außerdem habe ihm der Gouverneur nach und nach 4 Pfd. St. eingehändigt, dann für $2^1/_2$ Pfd. St. bei einem Engländer gut gesagt, und habe trotzdem noch $5^1/_2$ Pfd. St. für seine Rechnung in der Hand behalten, wonach sich die Verdienste des Gefangenen auf 44 Pfd. St. belaufen hätten. Aehnliches führte Hr. Hill von einem Knaben im Gefängnisse von Glasgow an, der oft von des Morgens um 4 Uhr bis in die Nacht gearbeitet habe, um seiner kranken Mutter Unterstützung senden zu können.

Mit Hinsicht auf den „freiwilligen Besuch" in Gefängnissen, gab sich das allgemeine Gefühl kund, daß mehr „freiwilliger christlicher Besuch" in allen Gefängnissen, namentlich aber in den britischen sehr Noth thue. Die Gefängnisse in den Vereinigten Staaten und in Holland seien in dieser Hinsicht allen anderen weit voraus. In England sei der Widerstand gegen eine Erleichterung des freiwilligen Besuches von einer Seite hergekommen, von der man es am wenigsten erwartet hätte, nämlich von den Gefängnißgeistlichen, die aus reinem Sectengeiste nicht selten Einwendungen erhöben gegen religiöse und moralische Rathschläge an die Gefangenen, die nicht von ihnen herrührten. Man erinnerte den Congreß daran, daß manche, nein die meisten Verbesserungen in der englischen Gefängnißdisciplin in den modernen Zeiten den Anstrengungen „freiwilliger" und „nicht officieller" Besucher, wie John Howard, Sir Fowell Buxton, Elisabeth Fry, Sahra Martin, Thomas Wright, und Anderer zu danken sei. Die Vertheidiger der Absonderung der Gefangenen machten ferner nachdrücklich geltend, daß in dem Maße, wie die Verbrecher von der Gesellschaft ihrer üblen Genossen ausgeschlossen würden, (ein Fundamentalprincip ihrer Besserung) es dringend nothwendig würde, sie mehr und mehr in Berührung mit christlicher und wohlthätiger Gesellschaft zu bringen. Das Letztere sei in der That die unumgänglich nothwendige Ergänzung des Isolirsystemes. Diese Ansicht wurde ganz besonders von den holländischen, deutschen und pennsylvanischen Anhängern des Zellensystemes befürwortet.

Was nun specielle Systeme anbetrifft, so haben wir schon angegeben, daß Hr. Stevens das belgische Zellensystem, Sir Walter Crofton und sein Genosse Hr. Bourke das irische oder Zwischensystem, Capitän Du Cane das englische Zuchthaussystem erklärten. Nicht minder gaben Dr. Monat, Hr. Thornton und Dr. Grey interessante Schilderungen des indischen Systemes, sowie Hr. Chandler über das pennsylvanische, Hr. Monorue über das schottische, General Pilsbury und Dr. Wines über das System der Vereinigten Staaten sprachen. — Dr. H. Bartling hielt in den Räumen der Social Science Association eine längere Vorlesung über ein von allen anderen Systemen abweichendes und von dem Architekten Hofrath von Schmidt in Petersburg erfundenes System*), das neben großer Ersparniß eine effective individuelle Ueberwachung zuläßt; sauber ausgeführte Pläne waren eine willkommene Zugabe. Auch Graf

*) Hr. Dr. H. Bartling hat uns die Zusage ertheilt, demnächst in der „Deutschen Warte" eine auf seinen Vortrag gegründete Beschreibung dieses Systemes, über das sich englische Zeitungen und Fachblätter höchst günstig ausgesprochen haben, zu veröffentlichen. Red.

Digitized by Google

Sollohub erläuterte das von ihm in Moskau mit großem Erfolge ausgeführte industrielle System.

Die allgemeine Natur der Schlüsse, zu denen der Congreß am Ende gelangte, sind im Schlußrapporte des Executivcomité's dahin zusammengefaßt: „In Anerkennung der fundamentalen Thatsache, daß der Schutz der Gesellschaft der Zweck ist, um dessentwillen Strafgesetzbücher bestehen, glaubt das Comité, daß dieser Schutz nicht blos verträgt, sondern absolut verlangt die Aufstellung des Principes, daß die moralische Wiedergeburt des Gefangenen das Hauptziel einer jeden Gefängnißdisciplin sein muß."

„Eine progressive Classification sollte in allen Gefängnissen eingeführt werden."

„In der Behandlung der Verbrecher müssen alle Disciplinarstrafen, die unnöthigen Schmerz und Demüthigung verursachen, abgeschafft werden."

„Den Gefangenen zur Selbstanstrengung zu bewegen, sollte das Ziel aller Systeme der Gefängnißdisciplin sein, die niemals erfolgreich sein können, wenn sie nicht den Willen des Sträflinges gewinnen. Arbeit, Erziehung und Religion sind die drei großen Kräfte, auf die sich Gefängnißadministratoren verlassen müssen."

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Congreß die Bildung eines internationalen Comité's herbeiführte, das mit wichtigen Functionen im Interesse internationaler Gefängnißreform und insbesondere mit der Pflicht betraut wurde, eine größere Gleichförmigkeit und Glaubwürdigkeit in der internationalen Gefängnißstatistik herbeizuführen. Das Comité ist zusammengesetzt wie folgt: Dr. Wines, Vereinigte Staaten, Vorsitzender; Signor Beltrani-Scalia, Italien, Secretär; Hr. G. W. Hasting, England; Hr. Loyson, Frankreich; Dr. Guillaume, Schweiz; Hr. Stevens, Belgien; Hr. M. S. Pols, Niederlande; Dr. Frey, Oesterreich; Graf Sollohub, Rußland, und Professor von Holtzendorff, Deutschland.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[7. November 1872.] In der alten und in der neuen Welt ward die öffentliche Theilnahme durch den Schiedsspruch erregt, welchen der deutsche Kaiser am 21. October auf Grund des Washingtoner Vertrages vom 8. Mai 1871 fällte. So ist nun auch der seit langer Zeit wegen der San-Juan-Frage zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geführte Streit geschlichtet. Die Auslegung, welche die Union dem Vertrage vom 15. Juni 1846 gegeben hat, ist als die richtige anerkannt, und es steht nunmehr fest, daß die Gränzlinie zwischen den beiderseitigen Gebieten durch den Haro-Canal läuft.

Wenig beachtet steht neben diesem in die Augen der Welt fallenden völkerrechtlichen Acte, eine Handlung des preußischen Cultusministers, durch welche im Stillen viel guter Samen für die Zukunft ausgestreut wird. Es sind die „Allgemeinen Bestimmungen

Digitized by Google

über das Volksschul-Präparanden- und Seminarwesen" gemeint, welche das Datum des 15. October tragen. Sie regeln die Schulfragen in ziemlich weitem Umfange — die Verordnung hält im Drucke 62 Seiten —, und sind in den ersten Tagen dieses Monats den Schulbehörden zugesendet worden. Damit ist eine seit lange vorbereitete, auch durch zugezogene nicht amtliche Vertrauensmänner im Cultusministerium berathene Administrativ-Reform des inneren Volksschul- und Seminarwesens zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht. Eine fachmännische Prüfung wird dieselbe wohl bald genauer darlegen und würdigen. Die vielberufenen Regulative vom 1. 2. und 3. October 1854 nebst ihren späteren Ergänzungen sind nunmehr durch diese Verordnung förmlich aufgehoben.

Aber dies Alles, und was sich sonst noch in Deutschland begiebt, tritt jetzt weit zurück in den Hintergrund gegenüber dem einen bedeutungsvollen Ereignisse des Tages. Durch die in die Zeit vom 22. bis 31. October fallenden Berathungen und Beschlüsse des **preußischen Herrenhauses** ist die zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause mühsam vereinbarte Kreisordnung begraben worden. Aber freilich nur begraben, um wieder aufzuerstehen und in leibhafter Gestalt, nur wenig verändert, vor einem wesentlich umgestalteten Herrenhause wieder zu erscheinen. Der conservativste Minister der Krone Graf Eulenburg hatte beim Beginne der Berathungen ausdrücklich erwähnt, daß die Regierung die Reform als unbedingt nöthig ansehe, und auch der König nahm im Laufe der Verhandlungen Gelegenheit, sich persönlich in demselben Sinne gegen einzelne opponirende Herrenhausmitglieder auszusprechen, ohne sie deshalb in der freien Abstimmung nach ihrer Ueberzeugung beschränken zu wollen. Der Minister des Inneren sagte am Schlusse seiner ersten Erklärung bezeichnend: „Ich möchte durch diesen Entwurf die allgemeine Dienstpflicht, die auf dem militärischen Gebiet Deutschland so groß gemacht hat, auf das bürgerliche Gebiet übertragen. Auch hier allgemeine Dienstpflicht, das ist die Parole, die ich ausgebe." Gleichwohl wurden alle den Entwurf in seinen wichtigsten Grundbestimmungen umgestaltenden Anträge der vorberathenden Herrenhauscommission mit einer stets wachsenden vornehmlich von Kleist-Retzow und Graf Lippe geführten Mehrheit angenommen. Die letzte Hoffnung des Ministers, mit dem gegenwärtigen Herrenhause etwas zu erreichen, woraus im Wege eines Compromisses zwischen beiden Häusern und der Regierung vielleicht doch noch der Abschluß des Gesetzes hervorgehen könne, schwand in der Sitzung vom 29. October. Das Herrenhaus verwarf die vorgeschlagene Zusammensetzung der Kreistage, welche auf eine natürliche Interessenvertretung berechnet ist, und wollte in Zukunft wenigstens noch die Hälfte der gesammten Stimmen eines Kreistages den Rittergütern des Kreises gesichert wissen. Um die Verhandlungen nicht unnöthig zu verlängern, zog die Minderheit, die sogenannte „neue Fraction", die durch eine von ihr eingesetzte „freie Commission" vorbereiteten Verbesserungsanträge rücksichtlich der noch unerledigten Gesetzesartikel nunmehr zurück. Diese den Commissionsanträgen entgegengesetzten Verbesserungsanträge waren regelmäßig auf Wiederherstellung der Vorlage gerichtet, durch Professor Baumstark eingebracht und ebenso regelmäßig von der Mehrheit verworfen worden. Die Herrenhauscommission hatte zwar die Vorlage im Einzelnen durchberathen und amendirt, daneben aber die Verwerfung selbst der amendirten Vorlage beantragt (!), damit der Weg der provinciellen Feststellung verschiedener Kreisordnungen, verbunden mit einem ganz knappen allgemeinen Gesetze betreten werden möge. Das Herrenhaus folgte seiner Commission auf diesem Wege. Die Verwerfung der Vorlage erfolgte fast einstimmig, denn

Digitized by Google

auch die Minderheit wollte von einer Kreisordnung, die den Herrenhausbeschlüssen ähnlich sehe, nichts wissen. Der Antrag auf eine provincial- und kreisstatutarische Erledigung der Frage ward mit 100 gegen 64 Stimmen angenommen.

Am 1. November ward die Jahressession des Landtages durch den Kriegsminister im Auftrage des Königs geschlossen. Die neue Session ist auf den 12. November anberaumt. Das Zusammentreffen des Bruches mit dem Herrenhause und der durch den kirchlich-politischen Kampf bedingten Gesetzesvorlagen wird diese Session zu einem der wichtigsten Entwickelungsstadien in der neuesten Geschichte Preußens stempeln. Dasselbe Schicksal, welchem das Unterhaus verfiel, als es, gegen die Neuorganisation des Heeres sich stemmend, von der rasch aufstrebenden Macht des preußischen Staates während der Conflictsperiode auf ihrem Wege getroffen wurde: dasselbe Schicksal schreitet nun auch in anderer Form über das Herrenhaus hinweg. Stände nur das auf dem Spiele, ob eine bessere und freisinnigere Localverwaltung sich in den östlichen Provinzen Preußens etwas früher oder später verwirklicht, ob die ritterschaftlichen Vorrechte auf diesem Gebiete eine Spanne Zeit länger oder kürzer in ihrem vollen Umfange erhalten bleiben: schwerlich würde deshalb zum Aeußersten gegen das Herrenhaus geschritten. Was sich in den Vordergrund drängt, das ist das Gefühl, daß es in dem kritischen Umgestaltungsprocesse Deutschlands (und in gewissem Sinne Europa's) und gegenüber der hohen und schweren Aufgabe, die Preußen darin auf sich genommen hat, gefährlich für dasselbe werden kann, wenn es nicht schnell alte und verrostete Fesseln zerbricht, welche die freie Entwickelung aller Volkskräfte zur Selbstthätigkeit ungebührlich behindern oder beschränken.

Einzelne Andeutungen der Norddeutschen Allgem. Zeitung scheinen dafür zu sprechen, daß namentlich Fürst Bismarck, dessen Schweigen man in den Kreisen des Herrenhauses eine Zeit lang als den Ausdruck stiller Partnerschaft mit ihrer Sache aufzufassen oder doch hinzustellen liebte, den ausgebrochenen Streit unter diesem Gesichtspunkte betrachtet. Er versuchte diesmal nicht, wie in einigen früheren Fällen, durch unmittelbares Eingreifen eine starke Pression auf die reformfeindlichen Elemente des Herrenhauses zu üben, weder brieflich noch durch persönliches Erscheinen. Er blieb ruhig in Varzin. Es mag auf sich beruhen, ob ihn, wie angedeutet wurde, Zweifel an der Wirksamkeit des Mittels im gegebenen Falle oder constitutionelle Bedenken gegen die häufige Wiederholung desselben, diesmal von seinem Gebrauche abgehalten haben. Sollte nicht die Erwägung bei ihm in den Vordergrund gestanden haben und noch stehen, daß, wenn das Herrenhaus auf regelmäßigem Wege auch jetzt noch nicht dahin gebracht werden könne, sich den Bedürfnissen einer gründlich veränderten Stellung Preußens anzubequemen, es für die Zukunft Preußens und Deutschlands besser sei, das Uebel gleich an der Wurzel zu fassen, als sich mit Palliativmitteln von einem Krankheitsfalle zum anderen fortzuhelfen?

Denkt man, daß sich zu der Gegnerschaft des Vaticanes mit seinem breiten ultramontanen Schweif in Deutschland, auf einem anderen Gebiete ein erbitterter Kampf des altconservativen und verbissenen Theiles der preußischen Aristokratie gesellt, und daß vielleicht hier und da der Particularismus im alten Stile wieder den Kopf in die Höhe streckt, so gilt für die neue Ordnung der Dinge in Deutschland vielleicht bald der alte Wahrspruch: „viel Feind viel Ehr". Auch auf die Haltung unserer Volksvertretungen und Parteien kommt in der Entwickelungsphase, die vor uns liegt, viel an. Nicht ohne Absicht breche ich daher ein Thema ab, auf welches die Folgezeit eingehender zurückführen wird, und lasse die Umschau auf ein Nachbarreich übergehen, in welchem die Haltung der Parteien

Digitized by Google

gerade in der neuesten Zeit wieder nützliche Lehren giebt, indem die Einen zeigen, wie man es machen, die Anderen, wie man es nicht machen soll.

Oesterreich-Ungarn sah als Reich im Ganzen während der letzten Monate seine Gesammtvertretung, die Delegationen, und zwar diesmal in Pest vereinigt. Daneben tagte in Ungarn der am 4. September durch eine Thronrede vom König in Person eröffnete Reichstag. Nach Erledigung der Wahlprüfungen, der Adreßdebatten und anderer Vorfragen und einer kurzen Vertagung geht er jetzt erst seinen Hauptaufgaben entgegen. Deshalb wird mancher wichtige Vorgang aus Ungarn, Serbisches, Croatisches besser erst später mit der ungarischen Reichstagsthätigkeit im Zusammenhange überblickt. In der westlichen Hälfte des Reiches beginnt jetzt die Landtagscampagne. An demselben Tage an welchem der ungarische Reichstag wieder zusammentrat, am 5. Mai, versammelten sich auch die 17 cisleithanischen Landtage.

Die in Pest zusammengetretenen Delegationen wurden am 17. September vom Kaiser in der Königsburg zu Ofen empfangen. Die Schlußsitzung der Delegationen fand am 24. October statt. Anfang und Ende dieser Session war, wenn man auf das positive Ergebniß sieht, gleich befriedigend. Die Regierung und die Delegationsmehrheiten reichten sich beim Kommen vertrauensvoll die Hand, und nachdem man eine Zeit lang gestritten, sich aber schließlich durch Nachgeben von beiden Seiten verständigt hatte, schied man auch wieder in Eintracht und Frieden. Graf Andrassy kündigte in dem Schlußworte, welches er an die österreichische Delegation richtete, die unmittelbar bevorstehende Sanction aller von beiden Delegationen im Einverständnisse gefaßten Beschlüsse an, und sprach im Namen des Kaisers Dank und Anerkennung für die Lösung der schwierigen Aufgaben aus. Präsident Hopfen hob, indem er die Thätigkeit der Delegationen überblickte, den Gegensatz hervor, daß zwar das Gesammterforderniß für die gemeinsamen Angelegenheiten, insbesondere wegen des erhöhten Kriegsbudgets, von 105,400,000 auf 108,900,000 gestiegen, gleichzeitig aber die von der cisleithanischen Finanzverwaltung dafür aufzubringende Beitragsquote von 65,100,000 Fl. auf 64 Millionen gesunken sei. Das Räthsel löst sich durch das Steigen der unmittelbar in die Casse des gemeinsamen Finanzministers fließenden Zölle. Einen, wenn auch nur sehr untergeordneten Antheil an dieser Quotenverringerung hat auch die Veränderung, welche in dem zwischen Oesterreich und Ungarn rücksichtlich ihrer Quoten bedungenen Procentsatze eintritt, in Folge der successiv fortschreitenden Einverleibung der Militärgränze in die ungarische Civilverwaltung.

Bei dem Beginne der Session trat die auswärtige Politik des Reiches in den Vordergrund der Berathungen. Man hatte eine Zeit lang vermuthet, Graf Andrassy werde die von seinem Vorgänger eingeführte Gewohnheit, den Delegationen eine Sammlung diplomatischer Correspondenzen aus dem letzten Jahre als „Rothbuch" vorzulegen, wieder eingehen lassen. Allein das Rothbuch ward auch diesmal, freilich etwas verspätet, aufgelegt. Schon in der letzten Umschau ward auf eine in demselben enthaltene Correspondenz verwiesen, welche eine weit über die Gränzen Oesterreichs hinausgehende Wichtigkeit hat. Es handelte sich um die Noten, welche die im Washingtoner Vertrage vom 8. Mai 1871 begründete Seerechtsnovelle betreffen und die Frage erörtern, ob und unter welchen Voraussetzungen die Hand dazu zu bieten sei, daß sich jene englisch-nordamericanische Situation zum Range eines allgemein anerkannten völkerrechtlichen Grundsatzes erhebe.

Eine andere aus dem Rothbuche ersichtliche Correspondenz ist von noch unmittel-

Digitized by Google

barerem allgemeinen und überdies von einem ganz speciellen deutschen Interesse. Es ist die Correspondenz, welche sich auf die von Frankreich gewünschte Abänderung des österreichisch-französischen Schiffahrtsvertrages vom 11. December 1866 Art. 6 und des Tarifes A zum österreichisch-französischen Handelsvertrage von demselben Tage, vornehmlich zum Zwecke der Durchführung der Thiers'schen Flaggenzuschlags-Politik, bezieht. Um von Oesterreich zu seinem Theile die Einwilligung zur Auferlegung eines Flaggenzuschlages auf nicht französische Schiffe, welche Waaren fremden Ursprunges in französische Häfen führen, zu erlangen, hatte Frankreich vorgeschlagen, daß es auf die Wiedereinführung des Flaggenzuschlages in den Häfen des mittelländischen Meeres verzichten wolle, dem einzigen Meere, wo ein österreichisches Interesse einem solchen Flaggenzuschlage entgegenstehen könne. Dennoch hatte Graf Andrassy den französischen Antrag entschieden abgelehnt und für diese Ablehnung mehr allgemeine Gesichtspunkte geltend gemacht, als das besondere österreichische Interesse, welches auch in der That nach dem von Frankreich vorgeschlagenen Verzichte nur noch sehr entfernt hätte in Frage kommen können. Indem Graf Andrassy hiervon am 28. März eine vertrauliche Mittheilung nach Berlin gelangen ließ, verhehlte er nicht, daß neben allgemeinen Gesichtspunkten ganz besonders die Rücksicht auf Deutschland ihn in seinen Entschließungen Frankreich gegenüber geleitet habe. Fürst Bismarck aber erkannte in einer Note vom 26. April unumwunden und dankend an, daß das Wiener Cabinet nicht allein einer gesunden volkswirthschaftlichen Politik Vorschub geleistet, sondern dem deutschen Reiche einen wesentlichen Dienst erwiesen habe. Letzteres aus zwei Gründen. Einmal bildet die Clausel der meist begünstigten Nationen die alleinige völkerrechtliche Grundlage für die Handels- und Schiffahrtsbeziehungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche. Sodann ist Oesterreich der einzige Staat, welchem von Frankreich die Aufhebung der auf dem französischen Gesetze vom 18. Mai 1866 beruhende (später aufgehobene) Flaggenzuschlag zugesichert ist. Die Wiedereinführung dieses Flaggenzuschlages bleibt also Deutschland gegenüber so lange, aber auch nur so lange unwirksam, wie Oesterreich an seinem Vertrage festhält. Derselbe ist aber von allen Handels- und Schiffahrtsverträgen, welche Frankreich mit anderen Staaten abgeschlossen hat, derjenige, welcher die längste Dauer hat. Er geht erst mit dem Jahre 1876 zu Ende. Bis dahin ist keine Kündigung zulässig.

Ueber die zweite bedeutungsvolle Seite der Sache, über den Einfluß der österreichischen Entschließung auf eine gesunde internationale Volkswirthschaft überhaupt, sagte Fürst Bismarck: „Nachdem Frankreich sich im Laufe des verflossenen Decenniums das unleugbare Verdienst erworben hatte, durch ein System von Handelsverträgen, welche mit gegenseitigen Tarifermäßigungen die gegenseitige Zusicherung der Rechte der meistbegünstigten Nation verbanden, den handelspolitischen Beziehungen der europäischen Staaten eine neue und gesunde Grundlage zu geben, dem Verkehre der Völker neue Bahnen zu eröffnen und ihrem friedlichen Wettkampf erweiterten Spielraum zu sichern, ist dort gegenwärtig eine rückläufige Strömung zur Geltung gelangt, welche den erreichten Fortschritt, so weit Frankreich dabei betheiligt ist, wieder in Frage zu stellen droht. Wenn auch zu hoffen steht, daß die Gegenströmung, welche durch die aus der Erleichterung des Verkehrs erwachsenen Interessen getragen wird, mit der Zeit wieder Kraft gewinnen und der rückläufigen Tendenz die Wage halten werde, so ist doch unverkennbar, daß das Wiederemporkommen einer freisinnigen handelspolitischen Richtung des französischen Staatswesens wesentlich erschwert und verzögert werden würde, wenn es der gegenwärtig

Digitized by Google

herrschenden Strömung gelänge Verkehrsschranken, welche niedergerissen sind, wieder zu errichten. Denn an die wiedererrichteten Verkehrsschranken würden neu entstehende industrielle Interessen sich anlehnen, welche in der Rückkehr zu einer freisinnigen Handelspolitik eine Gefährdung ihrer Existenz erblickten und dadurch dem Widerstande gegen dieselbe neue Kräfte zuführten." — Solche Verkehrsschranken sind nun trotz der Entschließungen Oesterreichs mittlerweile bekanntlich dennoch errichtet worden. Aber die im Vorigen berührte österreichische Politik hat einen hervorragenden Antheil daran, daß die Wirksamkeit dieser Schranken sich von Anfang an in engeren Gränzen, als beabsichtigt war, halten mußte. Man hat ferner gesehen, daß Thiers bald durch die Macht der ihm entgegentretenden thatsächlichen Verhältnisse genöthigt wurde, in seinem protectionistischen Anlaufe noch mehr anzuhalten, ja einen Schritt zurückzuthun. Beweis der Verlauf der Verhandlungen der Nationalversammlung und der Inhalt des neuen am 5. November unterzeichneten Handelsvertrages mit England, der gegenwärtig seiner Ratification harrt. Aber nicht allein dies: da wo Thiers' Politik kein formelles Hinderniß entgegengestellt werden konnte, erhebt sich ein solches in der Gestalt von Repressalien. Aus Nordamerica, welches, wie gegenwärtig Frankreich, durch einen großen Krieg sich zu protectionistischen Velleitäten verleiten ließ, tönt jetzt der Ruf „Zahn um Zahn" nach Frankreich hinüber. Der Präsident Grant erhebt sich gegen den Präsidenten Thiers. Er hat so eben einen zehnprocentigen Differentialzoll gegen französische Schiffe, die Waaren fremden Ursprunges einführen, mit einigen durch Verträge bedingten Ausnahmen proclamirt.

Man sieht: nicht blos in Gedanken, in Worten und Zukunftsplänen hatten Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich sich genähert, als die Dreikaiserzusammenkunft stattfand. Die guten Beziehungen waren bereits thatsächlich ausgeprägt. Und diese Thatsachen bildeten den natürlichen Hintergrund jenes gerade zwischen die Eröffnung des ungarischen Reichstages und den Zusammentritt der Delegationen fallenden Kaisercongresses, mit welchem sich noch jedermann beschäftigte, als Andrassy, von Berlin zurückgekehrt, den Delegationen gegenübertrat. Der allgemeinen Erwartung entsprechend und einer mittelbaren Aufforderung im Budgetausschusse der österreichischen Delegation am 25. September nachkommend, gab er über diese Monarchenbegegnung eine Erklärung ab. Vorangestellt wurde das Verhältniß zu Deutschland und „die Absicht Sr. Majestät, den aufrichtigen guten Beziehungen zu dem neuconstituirten Deutschland durch den Besuch in Berlin einen klaren Ausdruck zu geben". Besondere „Abmachungen seien weder beabsichtigt gewesen, noch hätten sie stattgefunden, wohl aber hätten die Minister ihre Anschauungen gegenseitig ausgetauscht", und dieser „Meinungsaustausch sei in beiden Richtungen ein vollkommen befriedigender gewesen". Das Verhältniß zu Rußland bezeichnete Andrassy folgendermaßen: „Wie allgemein bekannt, habe er bei seinem Amtsantritte eine gewisse undefinirbare Spannung in dem Verhältnisse zu Rußland vorgefunden. Der Meinungsaustausch in Berlin habe auch hierfür Beruhigung, namentlich die erfreuliche Wahrnehmung geboten, daß gewisse panslavistische Tendenzen, die es sich fortwährend zur Aufgabe machten, die beiden Staaten mit einander in Gegensatz zu bringen, in den maßgebenden Kreisen des großen Nachbarreiches keine Unterstützung fänden, so daß bei vertrauensvoller Abwägung der gegenseitigen Interessen auch die gegenseitige Auffassung eine vertrauenerregende genannt werden könne." Das Verhältniß, wie es jetzt bestehen mag, hat vorläufig wenigstens das Gute, daß man auch von russischer Seite bestrebt sein wird, keine

Digitized by Google

Schwierigkeiten zu schaffen. Ihre Probe wird aber „die gegenseitige vertrauenerregende Auffassung“ erst dann zu bestehen haben, wenn einmal durch den Gang der Ereignisse in der Türkei die Schwierigkeiten, auch ohne daß man sie künstlich erregt, kommen.

Was Andrassy über das Verhältniß zu Italien und zum Vaticane sagte, erscheint, wenn man statt der Worte den Kern der Sache zu erfassen sucht, wie ein Abklatsch der Bestrebungen der Cultusminister im Inneren des Reiches, auf das Auswärtige übertragen. Aus internationalen Gründen steht die Pflege des guten Verhältnisses zu Italien in dem Vordergrunde. Aber man möchte daneben so viel wie möglich — trotz des aufgehobenen Concordates und trotz des gutgeheißenen Einzuges Victor Emanuel's in Rom — auch dem Papstthume gefällig sein, damit die inneren Schwierigkeiten nicht allzu sehr vom Vaticane aus geschürt werden. So scheinen auch, was die inneren Verhältnisse betrifft, oft zwei Seelen in der Brust des österreichischen und in der des ungarischen Cultusministers zu wohnen. In Oesterreich mahnen immer von Zeit zu Zeit gewaltige öffentliche Skandale, die weitverbreitete Uebel ans Licht bringen, daran, welches Anrecht die Zukunft des Reiches auf energisch und klaren Geistes eingreifende Cultusminister hat. So in neuester Zeit der Proceß Gady in Linz (anfangs August), die wüste Verwaltung, welche im vorigen Monate zur Sequestration der Lemberg-Czernowitzer Bahn führte, die Enthüllungen, welche im Laufe des Sommers die Katastrophe der ungarischen Ostbahn brachte, und in den letzten Wochen der in die Breite und in die Tiefe gehende, aber auch hoch hinauf reichende stanislauer Bestechungsproceß. Auch muß man anerkennen, daß der Cultusminister Stremayr guten Willen und Einsicht hat, auch die Hände nicht in den Schoß legt. Eine wohldurchdachte Reform der theologischen Facultäten in Oesterreich ist einer seiner Zukunftspläne. Dem Gesetze vom 3. April d. J. über die Errichtung einer Hochschule für Bodencultur in Wien ist das Statut vom 6. Juni und nunmehr wenigstens die theilweise Ausführung des Gesetzes gefolgt. Dem Volksschulwesen wendet er eine rege Theilnahme zu, und in Böhmen fängt man endlich an, der Schwierigkeiten Herr zu werden, welche der Anwendung des Volksschulgesetzes entgegengestellt worden. Aber bei alledem fühlt man doch sehr deutlich, daß der Mann vielfach mit gebundenen Händen arbeitet. Der Hierarchie gegenüber werden oft weitgehende Rücksichten genommen. Man ist, im Bewußtsein der vielen inneren Schwierigkeiten, mit welchen man beladen ist, eifrig bemüht, so lange wie möglich einem kirchlich-politischen Streite, wie er im Deutschen Reiche auflodert, aus dem Wege zu gehen. Die sich gleich bleibende Stellung der Regierung zu der altkatholischen (überdies in Oesterreich ganz matt auftretenden) Bewegung, die Begnadigung eines wegen Beleidigung des altkatholischen Pfarrers Anton verurtheilten Geistlichen durch den Kaiser sind keineswegs die einzigen Zeichen dieser auf dem Gebiete des Cultus das officielle Oesterreich durchziehenden Doppelrichtung.

Graf Andrassy hatte die Lage des Reiches nach außen im allgemeinen als durchaus friedlich bezeichnet und in dem abgehaltenen Kaisercongresse noch eine besondere Garantie für Erhaltung des Friedens gesehen. Dieser Rolle blieb er (in seinen Reden vom 5. und 10. October) im wesentlichen auch treu, nachdem aus seiner Auffassung ein Argument gegen Bewilligung eines höheren Kriegsbudgets entlehnt worden war. Er sagte natürlich, daß die Anerkennung einer friedlichen Lage niemals bedeute, daß diese Lage sich nicht ändern könne. Er fügte hinzu, daß die in Berlin geknüpften oder befestigten guten Beziehungen zu den mächtigsten Nachbarstaaten für Oesterreich um so sicherer die Erhaltung des Friedens bedeuten, als es denselben in ernsten Fällen sich nicht nur als ein treuer,

Digitized by Google

sondern auch als ein mächtiger Bundesgenosse, ausgerüstet mit einem solid organisirten Heere, darstellen werde. „Die mit anderen Staaten angeknüpften Beziehungen erweisen sich in kritischen Momenten nur dann als fest und verläßlich, wenn man die ausreichende Kraft mitbringt." Aber weiter ging er auch nicht. Er ließ nicht, wie oft zur Unterstützung eines erhöhten Kriegsbudgets geschieht, den Kriegsdonner in der Ferne hören. Er betonte die Friedenspolitik Oesterreichs noch stärker. Die österreichisch-ungarische Politik habe — so bemerkte Andrassy — sein Vorgänger im Amte im Juli 1870 im wesentlichen wohl ebenso aufgefaßt, wie er. Höchstens sei ein Unterschied im Worte, indem er seine Politik nicht sowohl eine Politik der freien Hand als eine Politik mit gebundener Marschroute nenne, und „diese sei der Friede mit allen, in erster Linie mit unseren Nachbarstaaten".

Die Darlegungen Andrassy's über seine äußere Politik befriedigten die Delegationen, Deutsche wie Ungarn, in hohem Grade. Und so gewinnend war sein Auftreten, daß der früher bis auf die Summe von 80,000 fl. herabgedrückte Fond zu Ausgaben, über welche keine Rechnung zu legen ist, (Dispositionsfond) ihm wieder im Betrage von 400,000 fl. bewilligt wurde, ja daß selbst Rechbauer, bisher der grundsätzlichste Feind solcher Bewilligungen, zustimmte.

Zwischen dem gleich befriedigenden Eingangs- und Ausgangspunkte der Delegationsberathungen und Delegationsbeschlüsse liegt der lebhaft geführte Kampf um Feststellung des Kriegsbudgets. Ich lasse diese Umschau einen Augenblick bei demselben verweilen, nicht sowohl wegen der Bedeutung der Sache an sich, als aus einem anderen Grunde. Die Art und Weise, wie dieser Kampf geführt und zuletzt entschieden worden ist, enthüllt einmal wieder recht auffällig, wie schwankend noch der Boden ist, auf welchem namentlich das westösterreichische Ministerium und das von ihm getragene System steht.

Nach den den Delegationen gemachten Vorlagen betrug das außerordentliche Erforderniß für das Heer beiläufig ebenso viel wie im laufenden Finanzjahre, nämlich 11 Millionen, das ordentliche Erforderniß aber $6^1/_2$ Millionen mehr, nämlich 86 Millionen (abzüglich der über 4 Millionen betragenden eigenen Einnahmen der Kriegsverwaltung) statt $79^1/_2$ Millionen für 1872. Der Kern der Mehrforderung liegt in den $3^1/_2$ Millionen zum Zwecke der Erhöhung der Friedensstärke von Infanterie und Jägertruppen. Als im Jahre 1868 die Neuorganisation des Heeres durch ein mit dem ungarischen Reichstage und mit dem österreichischen Reichsrathe vereinbartes Gesetz eine feste gesetzliche Grundlage erhielt, war die dreijährige Dienstzeit angenommen für ein Heer, dessen Stärke für den Kriegsfall auf 800,000 Mann, ausschließlich der Landwehren, berechnet ist. Die seitdem bewilligten Militärbudgets reichten aber nicht aus, um die dreijährige Dienstzeit als Regel festzuhalten. Das Kriegsministerium war genöthigt, einen großen Theil der Mannschaft eine weit kürzere Zeit bei der Fahne zu halten und dadurch die durchschnittliche Ausbildungsperiode der Fußtruppen um neun bis zehn Monate niedriger als drei Jahre zu stellen. Das Kriegsministerium in Uebereinstimmung mit Andrassy, dem Reichsfinanzminister und den beiden Landesministern, war der Ansicht, daß dies nicht so fortgehen dürfe, da bereits die nachtheiligen Einflüsse davon auf die genügende Ausbildung des einzelnen Soldaten, und noch mehr auf die feste Fügung des Heeres im Ganzen unverkennbar seien. Man ging davon aus, daß diese Nachtheile, wenn nicht Einhalt gethan werde, in besorgnißerregender Weise steigen müssen, namentlich im Hinblick auf den niedrigen Grad der Entwickelung in manchen Gebieten, und auf die nationale Agitation und

Digitized by Google

Unterminirung in anderen. Daher die erwähnte Mehrforderung, durch welche die dreijährige Dienstzeit, wenn auch nicht unbedingt, aber doch annäherungsweise zur Wahrheit werden soll. Es versteht sich, daß der Kaiser sich für diesen Theil des Kriegsbudgets besonders lebhaft interessirte. Die außerdem im ordentlichen Budget mehr geforderten 3 Millionen vertheilen sich auf eine große Zahl von Posten, deren Begründung hier und da bestritten werden konnte, welche zum Theil auch Verbesserungen betreffen, die verschoben werden können.

Hiernach begreift es sich, daß diesmal nicht das außerordentliche, sondern das ordentliche Erforderniß des Kriegsbudgets den Zankapfel abgab. Die Stellung der Delegationen zu der Regierung war thatsächlich nicht dieselbe wie früher. Zum ersten Male hatten bei der Wichtigkeit der Fragen, um die es sich handelte, bei Feststellung des Kriegsbudgets die drei Ministerien zusammengewirkt, und wenigstens für die Hauptfragen eine Solidarität unter sich hergestellt. Formell zwar hatten es daher die Delegationen nur mit dem gemeinsamen Ministerium, mittelbar aber auch mit den Landesministerien, die ungarische mit dem ungarischen, die österreichische mit dem cisleithanischen zu thun. Ein etwaiger infolge der Delegationsbeschlüsse eintretender Rücktritt des gemeinsamen Ministeriums würde auch den der Cabinette Lonyay und Auersperg nach sich gezogen haben. Diese Solidarität wurde zuerst mit üblem Auge von den Delegationen angesehen, und ein ungeeignetes Pressionsmittel dahinter gesucht, um die Freiheit der Entschließung der Reichsvertretungen durch moralischen Zwang ungebührlich zu beschränken. Graf Andrassy aber erklärte, daß die Regierung durchaus nicht eine Feststellung des Budgets in Bausch und Bogen, daß sie die Prüfung der einzelnen Ansätze wünsche. Die Solidarität der Ministerien bedeute nicht, daß beim Auseinandergehen der Regierungsvorlagen und der bevorstehenden Delegationsbeschlüsse nicht auch von den dermaligen Ministern in einzelnen Stücken nachgegeben oder eine Vermittelung angestrebt werden könne. Damit waren die constitutionellen Empfindlichkeiten beschwichtigt.

Die ungarische Delegation hat bisher immer eine weit größere Freigebigkeit bei Bewilligung des Militärbudgets bewährt, als die österreichische. Das in ihr stark vertretene adelige Element, ritterliche Neigungen, die Freude an einer glänzenden Repräsentation, an dem Schmucke eines großen Heeres machen sich geltend. Diesmal ward sie von der ihr innewohnenden Natur und von Einflüssen anderer Art hin- und hergezogen. Daß das Kriegsministerium manchen früher ausgesprochenen Wünschen und Anträgen wenig Rechnung getragen hatte, verletzte ihre constitutionelle Empfindlichkeit. Und der Zustand der ungarischen Staatsfinanzen mahnte in noch ganz anderer Weise zur Sparsamkeit, als die Finanzlage Westösterreichs, wo die Steuerkraft eine weit größere Elasticität zeigt. Dennoch bewilligte sie nach einigen Schwankungen die meisten Forderungen. Die österreichische Delegation hingegen strich unbarmherzig, voran die Partei, aus deren Reihen das westösterreichische Ministerium gebildet ist. Der Kriegsminister vertheidigte seine Stellung mit soldatischem Eifer, aber ohne Erfolg. Die Reichsregierung im Ganzen suchte einen Bruch zu vermeiden. Sie zeigte sich geneigt, in vielen Stücken nachzugeben, nur nicht in der auf möglichste Verwirklichung der dreijährigen Dienstzeit berechneten Forderung. In ihr concentrirte sich diesseits und jenseits der Leitha und für das Reich im Ganzen die Cabinetsfrage, wenngleich dieselbe nicht formell gestellt wurde. Um der österreichischen Delegation die Bewilligung zu erleichtern, ward dem jetzt festzustellenden ordentlichen Kriegsbudget der Charakter eines Normalbudgets beigelegt, womit, abgesehen von

Digitized by Google

ganz außerordentlichen Verhältnissen, eine weitere Steigerung desselben für die Zukunft ausgeschlossen sein soll. Darauf hin erfolgte endlich eine Einigung. Die ungarische Delegation trat in dem zwischen beiden Delegationen gepflogenen Ausgleichsverfahren den meisten Abstrichen der österreichischen Delegation, welche die kleineren Posten betrafen, bei. Diese ließ einige wenige derselben fallen und bewilligte namentlich mit 32 gegen 24 Stimmen die für einen stärkeren Präsenzstand der Fußtruppen geforderten $3^1/_2$ Millionen. Aber — und dies ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache — die Führer der „Verfassungspartei", Herbst und Giskra voran, verharrten bis zuletzt in der Opposition. Sie, die politischen Freunde des westösterreichischen Ministeriums und der Hauptstock ihrer Parteigenossen, bildeten die verneinende Minderheit. Der Sieg, an welchem der Fortbestand dieses Ministeriums hing, ward errungen durch den kleineren Theil der Parteigenossen von Herbst und Giskra, welche ihre Führer im Stiche ließen, und durch die politischen Gegner des Ministeriums und der Verfassungspartei.

Welch ein Schauspiel in diesem der Consolidation höchst bedürftigen Oesterreich! Welch ein Schauspiel in dieser deutschen Verfassungspartei! Kaum ein Jahr ist verstrichen, so erfüllte sie die Welt mit dem Rufe, daß Oesterreich dicht vor dem Abgrunde des Zerfalles oder der Slavisirung stehe. Kaum ein Jahr ist verstrichen, seitdem der Kaiser — nicht ohne inneres Widerstreben — Graf Hohenwart und sein System fallen ließ, und sie selbst wieder an das Steuer des Staatsschiffes trat. Manche Dinge ließen sich seitdem günstig für sie an. Ein Theil der politischen Gegner zeigte sich durch die Ueberspannung ermüdet, das Gefolge der föderalistischen und nationalen Agitatoren fing an, nach anderer Nahrung zu verlangen, als nach dem Steine der rein negirenden staatsrechtlichen Opposition. Hier und da traten die Gegensätze zwischen verschiedenen Elementen der Gegner schärfer hervor und konnten nur mit Mühe scheinbar übertüncht werden. Beweis die Vorgänge zwischen den Cardinälen Schwarzenberg und Rauscher, zwischen Giovanelli und Greuter, zwischen den Jung- und Alt-Tschechen. Ruhiges Ausharren in der gewonnenen Stellung, Befestigung derselben durch nützliches Thun, durch geschickte Benutzung der Spaltungen der Gegner, dies Alles liegt nahe genug, wird eindringlich genug durch die vielgewundenen Schicksale der Verfassungspartei von Schmerling an bis zu dem jetzigen österreichischen Ministerpräsidenten gepredigt. Und statt dessen wird leichtfertig die eigene Spaltung herbeigeführt und zur Schau getragen! Nimmermehr kann die Partei sich und Oesterreich eine würdige Zukunft schaffen und bewahren, wenn sie sich nicht, an's Ruder gelangt, vom Geiste der Solidarität zwischen Ministerium und Parlamentsmajorität, vom Geiste der Hingebung, der Unterordnung von Fragen zweiten und dritten Ranges unter die großen Lebensfragen durchdringt. Die großen Aufgaben der Parteien sind, Oesterreich vor der föderalistischen Zersplitterung und dem Zerfalle zu bewahren, und dem deutschen Elemente den ihm in Oesterreich gebührenden Einfluß zu sichern. Was wiegt gegen solche Aufgaben eine Frage wie die, wegen der die parlamentarischen Parteiführer ihr Bestes thaten, um dem Bruche entgegenzusteuern! Wäre ihre Anschauung in dieser Frage zehnmal die richtigere, die Oesterreich nützlichere gewesen, sie mußte, wie die Dinge zur Zeit in Oesterreich liegen, doch untergeordnet werden. Aber dies war sie kaum. Die stichhaltigeren Gründe sprechen in Oesterreich für eine nicht kurze Dienstzeit. — Nicht blos für eine gewisse Classe von Royalisten, auch für eine gewisse liberale Schule in Oesterreich ist noch immer das alte Wort wahr, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hat. Der Schaden, der hätte geschehen können, ist diesmal durch einen

Digitized by Google

glücklichen Zufall vermieden worden. Noch steht das System, welches sich an die Stelle des Systems Hohenwart gesetzt hat. Aber wer darf sich wundern, wenn seine Gegner angesichts solcher Vorgänge von neuen Hoffnungen belebt werden, wenn sie — nunmehr unter dem Namen der „Rechtspartei" sich sammelnd — zu Centralberathungen zusammengetreten sind, und ein föderalistisches Programm herausgegeben haben, welches an einzelnen Stellen wohl hinter den „Fundamentalartikeln" zurückbleibt, aber an anderen Stellen sie noch übertrumpft. Auch mag bei solchem Parteiwirken der in der gebildeten, namentlich in der studirenden Jugend mehr und mehr um sich greifende Zug nach unmittelbarer Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche, dem unbefangen in die Zukunft Blickenden doch nicht blos wie ein gleichgültiges Spiel jugendlicher Phantasie erscheinen. Der Abschiedscommers der Wiener Silesia beim Abgange des Professor Scherer nach Straßburg gab jüngst (Ende October) dieser Stimmung wieder einen lauten Ausdruck; und auch die Worte des scheidenden Universitätslehrers waren bezeichnend.

Todtenschau.

Seward, William Henry, einer der bedeutendsten Staatsmänner der nordamericanischen Union, † am 10. October 1872 zu Auburn im Staate Newyork. Er wurde am 16. Mai 1801 zu Florida in Orange County, im Staate Newyork geboren und war väterlicherseits von walisischer, mütterlicherseits von irländischer Abkunft. Sein Vater Samuel S. Seward war Arzt und Kaufmann zugleich und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Nachdem er sich 1815 von den Geschäften zurückgezogen hatte, wurde er von seinen Mitbürgern zum ersten Richter in Orange County erwählt, und bekleidete diese Stelle siebzehn Jahre hindurch. Der junge William H. Seward besuchte verschiedene Elementarschulen, bis er in seinem neunten Lebensjahre auf die Farmer's Hall Academy zu Goshen kam. Hier blieb er bis zum Jahre 1816, wo er das Union College zu Schenectady bezog und sich mit großem Eifer namentlich der Moralphilosophie, der Rhetorik und den alten Sprachen widmete.

Im Jahre 1819 verließ er das College für längere Zeit und lebte sechs Monate hindurch als Lehrer in den Südstaaten der Union. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Negersclaverei aus eigener Anschauung kennen und erlebte Scenen, die seinem Gedächtnisse nie wieder entschwanden und ihn für alle Zeit zu einem der entschiedensten und unversöhnlichsten Gegner dieses unmenschlichen Institutes machten.

Im Jahre 1820 kehrte er zu dem Union College zurück, bestand sein Universitätsexamen und widmete sich unter der Leitung des Herrn John Anthon in der Stadt Newyork dem Studium der Jurisprudenz. Zwei Jahre später trat er in den Advocatenstand ein, arbeitete zuerst bei dem Gerichtshofe zu Utica und ließ sich 1823 als praktischer Rechtsanwalt in Auburn nieder. Hier lernte er den Richter Elijah Miller kennen, mit dem er eine Zeit lang in Geschäftsverbindung stand, und dessen jüngste Tochter er im Jahre 1824 heiratete.

In demselben Jahre trat er öffentlich in das politische Leben ein und zeigte sich als ein warmer Freund des edlen John Quincy Adams. Die bedeutendsten politischen Fragen jener Zeit waren der Missouri-Compromiß und die Tariffrage. Im Jahre 1830 wurde er in den Staatssenat von Newyork gewählt, und zeichnete sich wiederholt durch eine seltene Rednergabe und große Principientreue aus. Er schloß sich der Whigpartei an und unterstützte in den meisten Fällen den berühmten Führer derselben, Henry Clay aus Kentucky.

Im Jahre 1833 reiste er mit seinem Vater

Digitized by Google

nach Europa und besuchte unter anderen Ländern auch England, Holland und Deutschland. Im folgenden Jahre wurde er von seinen Freunden als Candidat für das Gouverneursamt von Newyork aufgestellt, unterlag aber seinem Gegner Marcy. Im Juli 1836 schlug er aus Geschäftsrücksichten für einige Jahre seinen Wohnsitz zu Westfield in Chautauque County auf, wurde aber schon 1838 dem Privatleben wieder entrissen, indem ihn die Whigpartei mit großer Stimmenmehrheit diesmal zum Gouverneur erwählte. In dieser Stellung erwarb er sich die größten Verdienste um die allgemeinen Interessen seines Geburtsstaates und sorgte namentlich für die Verbesserung der Schul- und Unterrichtsanstalten, sowie für das Einwanderungswesen und die Rechtspflege. Zum zweiten Male als Gouverneur erwählt, vermehrte er sein Ansehen und seinen Einfluß durch eine umsichtige Verwaltung des Staates, indem er durch Bauen von Canälen und Eisenbahnen die öffentlichen Verkehrsmittel hob und die Handelsverhältnisse und financiellen Zustände von Newyork in hohem Grade verbesserte.

In der Sclavenfrage, die stets von Neuem auftauchte und die politischen Parteien gegen einander erbitterte, war Seward ein consequenter Feind der südlichen Sclavenhalter.

Nach Ablauf seiner zweiten Gouverneurschaft lehnte er eine dritte Ernennung zu diesem Amte ab und zog sich 1842 nach Auburn ins Privatleben zurück. Als scharfer Jurist und ausgezeichneter Gelegenheitsredner bekannt, gewann er in allen Kreisen des Volkes Anhänger und Verehrer. Im Jahre 1845 vertheidigte er in einem vielbesprochenen Processe zwischen J. Fenimore Cooper und Horace Greeley den Letzteren, indem er die Freiheit der Presse in Schutz nahm. Er zählte zu den unversöhnlichsten Gegnern der Sclaverei, ohne sich gerade den extremen Abolitionisten anzuschließen, er bekämpfte das fremdenfeindliche Auftreten der Knownothings und erwarb sich so die Liebe und das Vertrauen aller Adoptivbürger der Union. Er war gegen die Annexion von Texas und verurtheilte deren Resultat, den Krieg mit Mexico (1846—1848). In der Oregonfrage stimmte er mit John Quincy Adams überein und unterstützte in der Präsidentenwahl des Jahres 1848 den General Taylor, der auch gewählt wurde. So kann es uns nicht wundern, daß er schließlich wieder die politische Arena betrat und 1849 als Bundessenator für Newyork in den Congreß zu Washington City kam.

Bald ragte er auf diesem großen politischen Kampfplatze ebenso hervor, wie daheim in Newyork, und ward neben Charles Sumner der Hauptstreiter für Abschaffung der Sclaverei. Im December 1851 empfahl er einen feierlichen Empfang Kossuth's, und bei den Compromißstreitigkeiten, die um jene Zeit zwischen den Gegnern und den Befürwortern der Sclaverei stattfanden, erklärte er mit kühner Voraussicht, daß die Sclavenfrage niemals durch einen Compromiß gründlich gelöst werden könne.

Nach dem Verfalle der Whigpartei half Seward in erster Linie die „republicanische" Partei organisiren. Auf der Nationalconvention, welche diese Partei im Jahre 1860 zu Chicago abhielt, um Präsidentschaftscandidaten zu ernennen, war er der Hauptrivale von Abraham Lincoln. Als Letzterer den Präsidentenstuhl bestieg, ernannte er Seward sofort zu seinem Staatssecretär, d. h. zum Minister des Auswärtigen. Und in der That, der einfache Mann aus dem Westen und der gewandte, in allen politischen und staatsrechtlichen Dingen wohlbewanderte Newyorker paßten vortrefflich zusammen, und es gelang ihnen, das ihnen anvertraute Staatsschiff durch die furchtbare Brandung des Secessionskrieges hindurchzusteuern, die Union zu erhalten und das Vaterland zu retten.

Gegen Lincoln und Seward richtete sich aber auch die ganze Wuth und Rachelust der besiegten und gedemüthigten Rebellen. Am 14. April 1865 erschoß der Fanatiker Wilkes Booth im Theater zu Washington den Präsidenten Abraham Lincoln; und fast in derselben Stunde überfielen Meuchelmörder den Staatssecretär William H. Seward und brachten ihm tödtliche Wunden bei. Allein Seward genas von seinen Wunden, und seiner ebenso weisen wie energischen Politik gelang es, das durch Napoleon III. in Mexico improvisirte Kaiserreich stürzen zu helfen und die französische Armee aus dem genannten Lande zu vertreiben. Seine meisterhaften Depeschen an die englische Regierung wegen der indirecten Unterstützung der südlichen Rebellen haben durch das Schieds-

Digitized by Google

gericht zu Genf über die „Alabamafrage“ ihren Abschluß gefunden. Auch unter der Präsidentschaft Andrew Johnson's blieb Seward an der Spitze des Ministeriums der Vereinigten Staaten. Während dieser Periode seiner Amtsführung schloß er mit Rußland den Kaufvertrag wegen des Territoriums Alasca ab, der auch vom Bundessenate ratificirt wurde; dagegen verweigerte der Senat die Ratification des von ihm mit Dänemark bewerkstelligten Vertrages über den Erwerb der dänischen Besitzungen in Westindien.

Im Frühjahr 1869 trat Seward mit dem Präsidenten Johnson in das Privatleben zurück. Das auf ihn ausgeführte Attentat hatte seine sonst feste Gesundheit stark erschüttert; dennoch unternahm er eine zweijährige Reise durch verschiedene Welttheile, von der zurückgekehrt er zu Auburn in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis ihn der Tod aus diesem Leben abrief.

Die Vereinigten Staaten haben in William H. Seward einen ihrer erleuchtetsten und besten Staatsmänner und entschiedensten Republicaner verloren, in welchem sich der alte neuenglische Geist der Abneigung von dem britischen Mutterlande und der Haß gegen die Negersclaverei verkörperte. Sein Name kann in der Geschichte seines Vaterlandes, dem er in guten und bösen Tagen mit hingebender Treue und umsichtiger Klugheit diente, nimmer vergessen werden.

Maurer, Georg Ludwig, Ritter von, einer der vorzüglichsten deutschen Rechtsgelehrten und ein ausgezeichneter Schriftsteller im juristischen Fache, sowie bedeutender Staatsmann, † in der Nacht zum 9. Mai, hochbetagt, an Ehren reich, in München.

Geboren am 2. November 1790 zu Erpolzheim bei Durkheim in der bayerischen Rheinpfalz, flüchtete er mit seinem Vater, einem evangelischen Prediger, während der französischen Revolution nach Heidelberg, wo er den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium legte. Nachdem studirte er an der Heidelberger Universität von 1808—1811 die Rechtswissenschaft und erhielt nach vollendeten Studien von der juristischen Facultät, ohne vorhergegangenes Examen, das Doctordiplom. Darauf widmete er sich kurze Zeit der Avocatur. Nachdem er einen Aufenthalt zu Paris von 1812—14 dazu benutzt hatte, in den dortigen Bibliotheken die germanischen Rechtsquellen zu durchforschen, wurde er nach seiner Rückkehr auf das indessen wieder deutsch gewordene linke Rheinufer berufen und anfangs in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des königlichen Staatsprocurators angestellt. Im Jahre 1816 wurde er an das Appellationsgericht zu Zweibrücken, zuerst als Substitut des Generalstaatsprocurators und 1817 als Appellations- und Revisionsgerichtsrath versetzt. Sieben Jahre nachher wurde er Staatsprocurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal.

Im Jahre 1824 gab er seine von der Akademie der Wissenschaften zu München mit dem ersten Preise gekrönte „Geschichte des altgermanischen und namentlich des altbayerischen mündlichen Gerichtsverfahrens“ (Heidelberg 1824) heraus, welches vortreffliche Werk dem Verfasser seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Akademie und einen Ruf als Professor des deutschen Privatrechtes, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie des französischen Rechtes an der eben von Landshut nach München übergesiedelten Universität eintrug. Er nahm diese Stellung an und blieb auch in derselben, als er 1829 einen Ruf nach Göttingen an Eichhorn's Stelle erhielt. Dafür bekam er, nebst einer bedeutenden Besoldungszulage, vom Könige Ludwig den Titel eines geheimen Hofrathes. Zugleich wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der König zum Staatsrath, 1831 zum Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone und bald darauf zum lebenslänglichen Reichsrathe, wodurch sein bereits bedeutender Einfluß nur noch mehr wuchs.

Im Jahre 1832 machte ihn der König neben dem Grafen Armansberg und dem Generalmajor von Heidegger zum Mitgliede der für Griechenland ernannten Regentschaft. Mit seltener Gewissenhaftigkeit und treuer Hingabe an seine Aufgabe lag er seinen Pflichten ob und entwickelte eine großartige, für Griechenland im Allgemeinen segensreiche Wirksamkeit. Das größte Verdienst erwarb sich aber der Verstorbene dadurch, daß er dem Lande vier Gesetzbücher gab: das Strafgesetzbuch, die Gerichts-

Digitized by Google

und Notariatsordnung, die Gesetzbücher für Straf- und Civilverfahren waren ganz und gar sein Werk. Nicht minder bewirkte er die Trennung der griechischen Kirche vom Patriarchat zu Konstantinopel und bemühte sich in der edelsten und uneigennützigsten Weise für die Hebung der allgemeinen Volksbildung. Indessen sah sich Maurer bald genöthigt, dem Präsidenten der Regentschaft, Grafen Armansberg, in der Behandlung verschiedener politischen Fragen entschieden entgegenzutreten, weshalb er am 31. Juli 1834 nach Bayern zurückgerufen wurde.

In München, wo er wieder in seine alte Stellung trat, gewann er sich das durch die griechischen Zwistigkeiten etwas erschütterte Vertrauen des Königs sehr bald wieder und veröffentlichte zur richtigen Beurtheilung seiner Thätigkeit in Griechenland eine Rechtfertigungsschrift unter dem Titel: „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834" (3 Bde. Heidelberg). Die Brochüre machte nicht geringes Aufsehen und vergrößerte die Zahl seiner Gegner, weil sie Dinge aufdeckte, deren Bekanntwerden Vielen gar unangenehm war. Trotzdem wurde ihm das Commandeurkreuz des St. Michaelsordens sowie das Großkreuz des griechischen Erlöserordens als ehrenvolle Anerkennungszeichen seiner Verdienste zu Theil. Von nun an ordentliches Mitglied des Staatsrathes, trat Maurer nach dem Falle des Abel'schen Ministeriums — es hatte der Lola Montez das bayrische Indigenat verweigert — im Februar 1847 in das neue, sogenannte Hoffnungsministerium als Minister des Aeußeren und der Justiz ein. Er verstand sichda zu, der spanischen Tänzerin das Indigenat und die Gräfinnenwürde zu verleihen, und hat dafür schwere Vorwürfe erfahren, indessen verletzte er kein Gesetz dadurch, wie sein Nachfolger durch die Widerrufung der Verleihung, und seine gewaltthätigen Schritte gegen die Person der Gräfin Landsfeld that. — Bekanntlich hatte das Cabinet, welches den Plan zu den mannichfaltigsten Reformen faßte, nureine kurze Lebensdauer, da es nach neunmonatlichem Bestehen am 7. November 1847 wieder abtreten und dem Ministerium v. Berks-Wallerstein Platz machen mußte. Er wurde zum Staatsrath im außerordentlichen Dienste und zum Gesandten in Brüssel und im Haag ernannt, aber schon nach kurzer Zeit zum Appellationsgerichtspräsidenten der Oberpfalz und von Regensburg berufen. Da er keine Neigung hatte, dieses Amt zu übernehmen, so wurde er 1849 unter Ernennung zum lebenslänglichen Staatsrathe in den Ruhestand versetzt. Seitdem beschränkte der Dahingeschiedene seine Thätigkeit auf die Verhandlungen in dem Reichsrathe und auf literarische Arbeiten. Sein Wirken insbesondere auf letzterem Gebiete war ein segensreiches, und was er für die deutsche Rechtsgeschichte geleistet, das kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Unter seinen Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten seiner Wissenschaft sind hervorzuheben: „Grundriß des deutschen Privatrechtes" (München 1828); „Ueber die bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft" (München 1829); „Ueber die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte" (München 1830); „Die Ausgabe des Stadt- und Landrechtes Ruprecht's von Freysing" (Stuttgart 1839); „Einleitung zu der Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung" (München 1854); „Geschichte der Markenverfassung in Deutschland" (Erlangen 1856); „Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland" (4 Bde. Erlangen 1862—63), und „Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland" (Bd. 1 und 2, Erlangen 1865—66).

1833 hatte ihm der König von Bayern den Adel verliehen; auch außer den genannten waren ihm viele hohe Orden verliehen.

Carré, Michel, namhafter französischer dramatischer Dichter, † am 27. Juni zu Argenteuil. Geboren 1819, machte er seine Studien auf dem Collége Charlemagne und debütirte 1841 mit einem Bande romantischer Dichtungen „Les Folles Rimes". Hierauf wandte er sich dem Theater zu, wo er nach manchen harten Kämpfen Aufnahme finden konnte. Er arbeitete zuerst allein und gab auf dem Odéon „La Jeunesse de Luther" (1843), Drama in einem Act und in Versen; „L'Eunuque" (1845), eine freie Nachahmung des Terenz; dann auf dem Théâtre français „Scaramouche et Pascariel" (1847), Lustspiel in einem Act. Im Jahre 1850 brachte das „Gymnase" aus seiner

Digitized by Google

Feder die Phantasie „Faust et Marguérite“. Schon im vergangenen Jahre hatte Carré sich mit dem etwas jüngeren Dichter Jules Barbier zu gemeinsamer Production verbunden. Sie schrieben eine Anzahl von Dramen, Vaudevillen und komischen Opern, von denen einige Erfolg gehabt haben, z. B.: „Un Drame de famille“ (1849), auf dem „Ambigu“; „Henriette Deschamps“ (1850), auf dem Theater der Porte Saint-Martin; „Le Mémorial de Sainte-Hélène“ („Ambigu“ 1852); „L'Amour mouillé“ (auf dem Vaudeville 1850); „Galathée“ (1852); „Les Noces de Jeannette“ (1853); „Miss Fauvette“ (1853); „Les Saisons“ (1855); „Psyché“ (1856), auf der Opéra comique; „Les Noces de Figaro“ (1855); „Le Pardon de Ploermel“ (1859); „La Statue“, für das Théâtre lyrique; „La reine de Saba“, für die große Oper (1862); „Peines d'amour“, für das Théâtre lyrique (1863); „Mireille“, in fünf Acten, nach dem provençalischen Gedichte von Mistral, für dieselbe Bühne (1864); „Mignon“, für die Opéra comique (1866) u. s. w. Carré schrieb ferner noch: „Van Dyck à Londres“ (1848), Lustspiel in drei Acten, in Gemeinschaft mit Narrey, für das Odeon; „Jobin et Nanette“, 1849 für die Variétés; „Lalla-Rouck“, mit Hipp für die Opéra comique (1862); „Lucas, le Furet des Salons“, mit Ed. Martin, 1862 für das Palais-Royal; „Henriette Deschamps“, Drama in drei Acten, mit Dumesnil, für die Porte Saint-Martin (1863); „Le Turbillon“, Lustspiel in fünf Acten, mit R. Deslandes, für das Gymnase (1867); „Fior d'Aliza“, komische Oper in vier Acten, nach dem Romane von Lamartine ꝛc.

Macleod, Dr. Norman, der hervorragendste Geistliche der schottischen Kirche, und in gewisser Hinsicht der bekannteste Mann im nördlichen Königreiche, † am 16. Juni zu Glasgow und wurde mit großen Ehren am 20. Juni auf dem Kirchhofe von Campsie, nahe bei der Stadt, zur ewigen Ruhe gelegt.

Der Verstorbene war zu Campbeltown in der Grafschaft Argyle im Jahre 1812 geboren. Seine Jugend verlebte er in dem „Hochlands-Kirchspiel“, das er weit und breit durch seine herrlichen Skizzen aus seines Vaters „Manse“ berühmt gemacht hat, und später theils an den Universitäten Glasgow und Edinburg und theils in Deutschland. Im Jahre 1838 ordinirt, erhielt er zuerst die Pfarre Loudoun in der Grafschaft Ayr, von wo er nach Dal Keith versetzt wurde. Hier lebte und wirkte er bis 1851, als er die Barony-Pfarre in Glasgow erhielt, deren Gemeinde ihren Gottesdienst zuerst in der Krypte der Kathedrale, wie es Walter Scott in seinem Rob Roy beschrieben, und später in der großen häßlichen, nicht weit davon stehenden Kirche abhielt. An dieser Kirche verbrachte er den Rest seines Lebens in ernster Arbeit und christlichem Wirken. Im Jahre 1860 wurde er Herausgeber des weltbekannten, religiösen Blattes „Good Words“, nachdem er schon zwei Jahre früher zum Caplan der Königin ernannt worden war. Anfangs 1867 unternahm er eine schwierige Reise nach und durch Indien, um den Zustand der schottischen Missionen in diesen entlegenen Landen zu untersuchen. Diese Reise gab seiner sonst eisernen Gesundheit den ersten Stoß, doch hielt er sich mit ungebrochenem Geist in seinen mannichfachen Arbeiten aufrecht, bis sie endlich den letzten Rest seiner Lebenskraft erschöpft hatten.

Der Dahingeschiedene war, wie er dies vielfach in seinen Schriften gezeigt hat, ein Mann, der sich als Geistlicher auf die breite Grundlage des Christenthumes stellte und es den Secten überließ, außerhalb oder unter ihm seine Kämpfe auszukämpfen. Im Busen seiner eigenen Kirche wurde er für höchst liberal gehalten. Seit Jahrhunderten war der Fleck auf der schottischen Kirche, ihre Engherzigkeit des Geistes und der Sympathie, ihre melancholische Härte in ihren Beziehungen zum täglichen Leben des Volkes und ihre Bigotterie in eingewurzelten Vorurtheilen, die zu Zeiten an düsteren Fanatismus gränzten. In den letzten Jahren sind Dank der Anstrengungen von Männern wie Dr. Robert Lee, Tulloch, Wallace und namentlich Macleod viele dieser charakteristischen Zeichen geschwunden. Doch die Befreiung aus den Fesseln geistlosen Formwesens wurde nicht ohne schwere Kämpfe herbeigeführt. So wurde der Verewigte unter Anderem von seinen Glaubensgenossen streng zu Gericht gezogen, weil er behauptete, daß der christliche Sabbath als eine liberalere Institution angesehen werden müsse, als der durch die mosaischen Vorschriften eingeengte jüdische. Nicht minder sprach Dr. Macleod, und das wollte in

Digitized by Google

Schottland viel sagen, ein kühnes Wort gegen die Sitte, welche den Arbeiter zwang, sich Sonntags nicht aus seiner armseligen Behausung rühren zu dürfen.

Die Menge seines literarischen Schaffens aller Art — Geschichten, Skizzen, Reisebücher, Predigten und Dichtungen — ist ganz erstaunlich. Seine am besten und am weitesten gekannten Werke sind „The Starling", „The Old Lieutenant", „Reminiscences of a Highland Parish", „Eastward", „Peeps at the far East", „Sketches of Character" u. s. w. Doch eine Unzahl von Artikeln aus seiner Feder sind gesammelt niemals herausgegeben worden, doch steht zu hoffen, daß dies jetzt geschehen wird.

Den Dahingeschiedenen nur in seiner literarischen Capacität, so groß wie seine Kraft hierin auch war, kennen, hieß kaum den halben Mann kennen. Seine reiche Einbildungskraft, sein überfließender genialer Humor, seine großherzige Freundlichkeit, seine erstaunenswerthe Erzählungsgabe, seine Selbstlosigkeit, seine Verachtung allen Humbugs, seine warme Sympathie mit seinen Nebenmenschen waren Züge, die nur durch persönliche Bekanntschaft mit ihm ganz gewürdigt werden konnten, wie dies die Königin von England in ihrem Tagebuche schön zu erkennen giebt. Als Macleod, ein schlank und kräftig gewachsener Sohn der Berge, den Priesterrock anzog, da gewann Schottland und seine Kirche einen edlen Pastor, aber Großbritannien verlor einen tüchtigen Soldaten. In der Fiction giebt es kaum feinere Charaktere als der Sergeant in „The Starling"; in der Sprache kaum einen feineren Kriegsgesang, als den, welchen der Corporal seinen alten Cameraden vorsingt, und der dem deutschen Liede: „Denkst Du daran, mein tapf'rer Lagienka" nachgebildet zu sein scheint:

„Dost thou remember, soldier old and hoary,
The days we fought and conquered side by side,
The fields of battle famous now in story,
Where Britons triumphed and where Britons died?
Dost thou remember all our old campaigning
O'er many a field in Portugal and Spain?
Of our old comrades few are now remaining —
How many sleep upon the bloody plain!"

Die sämmtlichen Verse des langen Gesanges sang Macleod zum ersten Male in einer Versammlung alter Veteranen, über die er präsidiren sollte, anstatt die übliche Eröffnungsrede zu halten. Leicht kann man sich das freudige Erstaunen und die Thränen der alten Krieger denken, als ihnen statt salbungsvoller Worte die aufregenden martialen Töne eines schön gesungenen Kriegsgesanges entgegen tönten.

Capriolo, Vincenzo, Senator, † am 22. August. Italien erlitt durch seinen Hingang einen schweren Verlust. Im Jahre 1810 in Alessandria geboren, war er ein Studienfreund Urbano Rattazzi's, der ihn nach Uebernahme des Ministeriums des Inneren als Generalsecretär einberief. Capriolo war so recht der Mann seiner Werke: er verdankte seine hohe Stellung ganz allein seinem Talente, seinem Fleiße und seiner oft erprobten Integrität, welcher es auch zu verdanken ist, daß er starb, ohne sein väterliches Erbe auch nur um einen Thaler vermehrt zu haben. Er vertrat im Parlamente Oviglio, ward Director der Domänen und Taxen und entwickelte in dieser schwierigen Stellung unter sehr heiklen Umständen eine äußerst segensreiche Thätigkeit. Als Rattazzi fiel, trat Capriolo zurück und glänzte bald darauf durch seine Kenntnisse im Senate.

Digitized by Google

Chemische Forschungen und Theorien.

Von

Professor Dr. **Victor Meyer** in Zürich.

Es giebt kaum eine Wissenschaft, die so mannichfach in das tägliche Leben eingreift, die so zahlreicher praktischer Anwendungen fähig ist wie die Chemie.

Es wäre überflüssig, hier näher darauf einzugehen, wie wir täglich ihren Anwendungen begegnen, sei es, daß unser Auge sich an dem bunten Farbenspiele der Toiletten oder den überraschenden Effecten des Feuerwerkes ergötzt, sei es, daß wir die von ihr der Natur nachgebildeten Nahrungsmittel in Küche und Keller oder die Wirkung der durch sie gelieferten Heilmittel an Tausenden von wiederhergestellten Kranken bewundern.

Alle diese Anwendungen sind so vielfach bei den verschiedensten Gelegenheiten hervorgehoben und durch äußerst verdienstliche, gründliche Darlegungen selbst dem großen Publicum anschaulich gemacht, daß sogar der weniger Gebildete heutzutage mit den praktischen Leistungen der Chemie in verhältnißmäßig hohem Grade vertraut ist, ja, dies in solchem Maße, daß sich unter der großen Mehrzahl eine eigenthümliche Vorstellung von dem Wesen der chemischen Wissenschaft gebildet hat. „Die Chemie ist eine praktische Wissenschaft, und ihre Jünger, die Chemiker, wesentlich Männer des praktischen Lebens." Diese Vorstellung findet man auch unter dem gebildeten Publicum außerordentlich verbreitet, und man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß — natürlich abgesehen von den Vertretern verwandter Zweige der Wissenschaft — diejenigen, welche eine andere Vorstellung von dem Wesen der chemischen Wissenschaft hegen, als seltene Ausnahmen zu betrachten sind.

Freilich kann dies nach dem oben Gesagten kaum Wunder nehmen, und zwar nicht nur, weil sich die Resultate der angewandten Chemie täglich direct unserer sinnlichen Wahrnehmung darbieten; es spielt hier noch ein anderer Umstand eine wesentliche Rolle: diejenigen Männer, welche durch Beruf oder besondere Gelegenheit veranlaßt, dem Publikum durch populäre Darstellungen gewisse Kapitel der neueren Chemie näher zu führen und klar zu machen unternahmen, wählten diese meist aus dem Gebiete der angewandten Chemie, indem sie ihrem Hörerkreise die Resultate chemischer Industriezweige oder besonders wichtiger Anwendungen der chemischen Entdeckungen entweder auf praktische Gegenstände oder auf andere Wissenschaften, wie die Astronomie, vorführten, um dadurch den Werth und die hohe Bedeutung der Chemie für das Leben besonders hervorzuheben.

Es kann nach all' diesem Niemanden befremden, daß diejenigen, welche von der Chemie stets nur in diesem Sinne erfahren und Notiz genommen haben, dieselbe zwar für

Digitized by Google

ein äußerst nützliches Ding, doch nicht für eine Wissenschaft, vielmehr für ein durch einen besonderen Grad von Intelligenz ausgezeichnetes Gewerbe halten: eine Vorstellung, welcher sie durch den Zwitternamen „praktische Wissenschaft" Ausdruck zu geben suchen. Daß die reine wissenschaftliche Chemie bei der Lösung ihrer Probleme ebensowenig „nützliche" Zwecke verfolgt, wie solche beim Studium des Sanskrit erstrebt werden, oder bei den Bemühungen der Naturforscher, die Temperaturen der Gestirne zu erfahren, das ist eine Thatsache, die von Vielen kaum geahnt wird. Allein nur die so forschende und wirkende Chemie bildet im wahren Sinne des Wortes die reine chemische Wissenschaft; ihre Jünger leben der rein idealen Aufgabe, die Gesetze der Natur auf einem gewissen Gebiete zu ergründen und so an der gemeinsamen Aufgabe aller Zweige der Naturwissenschaft auf ihrem Felde mitzuarbeiten, und bei ihren Arbeiten kommt ihnen nicht im Entferntesten der Gedanke an eine „praktische" Verwerthung ihrer Resultate für Zwecke des täglichen Lebens in den Sinn. Täglich werden von ihrer Thätigkeit Resultate zu Tage gefördert, welche sich dem Blicke des Publicums entziehen, das nicht einmal von ihrer Existenz etwas erfährt, und die, in den Archiven der wissenschaftlichen Chemie sich ansammelnd, ausschließlich zum weitern Ausbau der theoretisch-chemischen Wissenschaft und somit zur Erweiterung unseres Blickes in die allgemeinen Gesetze der Natur benutzt werden.

Verhältnißmäßig nur sehr wenige dieser Resultate erweisen sich für Zwecke des praktischen Lebens anwendbar; diese Eigenschaft, welche ihren rein *wissenschaftlichen* Werth nicht um ein Haar breit vergrößert, kommt allerdings einer gewissen Anzahl derselben zu, und diese in jener Richtung zu untersuchen und nützlichen Anwendungen zugänglich zu machen, ist Sache der *angewandten Chemie*, welche, für das praktische Leben von wesentlich größerem Einflusse, dennoch als *Wissenschaft* der *reinen* forschenden Chemie nachsteht.

Es ist eine Folge der hier besprochenen Verhältnisse, daß über die Fortschritte der „reinen Chemie" in nicht chemischen Kreisen verhältnißmäßig wenig bekannt ist; und dennoch ist es ein Erforderniß für die Gebildeten aller Berufszweige, von denselben, wie von den Fortschritten der anderen Wissenschaften, wenigstens eine Vorstellung zu haben, um so mehr, als gerade die reine Chemie in neuerer und neuester Zeit so ungemein fortgeschritten ist, daß selbst Jünger anderer Zweige der Naturwissenschaft, die vor etwa zwanzig Jahren studirten und damals mit der Chemie wohl vertraut waren, sich heute in dieser Wissenschaft völlig fremd fühlen, ja dieselbe kaum mehr wiederzuerkennen vermögen.

Die Redaction dieser Zeitschrift, welche sich die schöne Aufgabe gestellt hat, eine Umschau über Leben und Schaffen der Gegenwart zu gewähren, erkannte dies Erforderniß sehr wohl, und der Verfasser dieser Zeilen kam der ihm seitens der Redaction gewordenen Aufforderung, einen Ueberblick über das Wesen der heutigen Chemie zu geben, um so lieber entgegen, als er hoffte, auf diesem Wege der oben erwähnten, selbst bei Gebildeten verbreiteten irrigen Anschauung in wirksamer Weise entgegenarbeiten zu können.

Die Aufgabe bietet freilich in mannichfacher Hinsicht nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten; zunächst darum, weil das hier zu Besprechende oder ihm Nahestehendes selten oder nie in allgemein verständlicher Weise und in den der Natur der Sache nach in diesen Blättern ihm zustehenden Raumgränzen behandelt sein dürfte, und weil — dies sei voraus gesagt — der Inhalt auf dem zwar mit Früchten gesegneten, aber blumenarmen Pfade abstracter wissenschaftlicher Betrachtung vorgehen wird. Noch eine hierauf bezügliche Bemerkung möge gestattet sein: Es ist zu befürchten, daß Mancher, der die Chemie aus Be-

Digitized by Google

wunderung für ihre praktisch-nützlichen Anwendungen, in denen er ihr wahres Wesen sieht, hochhält, dieselbe weniger schätzen wird, wenn er sich überzeugt, daß die Verfolgung praktischer Zwecke bei ihr nebensächlich, ihr wahres Schaffen indessen rein geistiger Art ist und keinerlei „Nutzen" erstrebt. Freilich solche, die aus diesem Grunde eine Wissenschaft geringer achten, dürften unter den Lesern der „Deutschen Warte" vielleicht kaum zu finden sein. Und wenn dies auch der Fall wäre, immerhin! Sie mögen Schiller's „Archimedes und der Schüler" lesen und erröthen. Für sie sind die folgenden Zeilen nicht geschrieben.

Gehen wir denn muthig an's Werk; entschließen wir uns, einige, durch das Arbeiten mit ungewohnten Begriffen und Anschauungen naturgemäß gebotene Schwierigkeiten zu überwinden, und manch schöner Einblick in bisher unbekanntes Schaffen und Wirken der Naturkräfte wird uns belohnen. — —

Der Ausdruck „Scheidekunst", mit welchem man die Chemie schon frühzeitig belegt hat, bezeichnet treffend jedenfalls den einen Theil derselben, die analytische Richtung. In dem Bestreben, die von der Natur gebotenen Körper zu untersuchen, die Ursachen ihrer Verschiedenheit aufzuklären und die in ihnen vorhandenen Bestandtheile zu ergründen, gelangten die Forscher bald zu der Erkenntniß, daß die meisten im täglichen Leben sich bietenden Stoffe rohe Mischungen der verschiedensten Bestandtheile sind, die häufig schon durch bloße Beobachtung entweder dem freien oder dem bewaffneten Auge ihre Bestandtheile verrathen. Durch mechanische Sonderung der verschiedenartigen Stoffe gelangt man endlich zu Körpern, die ein absolut homogenes Ansehen gewähren und selbst unter dem stärksten Mikroskop keinerlei verschiedenartige Bestandtheile mehr erkennen lassen. Diese Homogenität ist nun zwar noch kein sicherer Beweis für die Reinheit des betreffenden Stoffes, allein sie ist das erste Erforderniß eines für rein zu haltenden Körpers und kann oft, im Verein mit anderen Merkmalen, dazu führen, einen Körper bestimmt als rein und frei von verschiedenartigen Stoffen erkennen zu lassen.

War diese Sichtung des Materiales eine rein mechanische Aufgabe, so beginnt bei der Untersuchung der reinen Substanzen die eigentlich chemische Arbeit. Eine homogene Substanz kann selbstverständlich durch mechanische Zertheilung nicht mehr verändert werden; sie noch weiter zu zerlegen vermögen nur chemische Mittel. Die „Scheidekunst" hat nun alsbald derartige Mittel in reicher Menge geliefert, und es zeigte sich, daß die bei Weitem größte Mehrzahl auch der reinen Substanzen keineswegs aus einheitlichen Stoffen besteht, sondern daß dieselben durch die chemische Analyse in zwei, drei und noch viel mehr verschiedene Stoffe zerlegt werden konnten.

Man gelangte so dazu, die Stoffe von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten, indem man sie bezeichnete: entweder als mechanische Mischungen, d. h. Stoffe, die durch physikalische Theilung in verschiedene Bestandtheile zerlegt werden; oder als chemische Verbindungen, die, durch mechanische Eingriffe nicht weiter theilbar, nur durch chemische Mittel weiter zertheilt werden; oder endlich als chemische Elemente, d. h. Stoffe, die auch allen chemischen Eingriffen gegenüber sich als einheitliche Substanzen erweisen und sich auf keine Weise in verschiedenartige Bestandtheile zerlegen lassen.

Man sieht sogleich, daß, während die in die beiden ersten Abtheilungen fallenden Stoffe sich mit Sicherheit als dorthin gehörig erweisen, der Begriff des chemischen Elementes ein relativer, von der Vollkommenheit der analytisch-chemischen Methode abhän-

Digitized by Google

gender ist. Wir können mit Sicherheit behaupten, eine Substanz sei ein mechanisches Gemisch oder eine chemische Verbindung, wenn es uns gelungen ist, dieselbe entweder mechanisch oder chemisch weiter zu zerlegen; allein wir können von keinem Stoffe mit voller Sicherheit behaupten, er sei ein Element, da immer noch die Möglichkeit offen bleibt, daß derselbe sich, bei weiterer Vervollkommnung der analytischen Methoden, in verschiedene Stoffe zerlegen läßt. Wir definiren daher den Begriff des chemischen Elementes, indem wir sagen: Chemische Elemente sind diejenigen Stoffe, in denen wir verschiedenartige Bestandtheile mit unseren jetzigen Mitteln nicht zu entdecken vermögen.

Die meisten uns im Leben vorkommenden Körper sind mechanische Gemenge, und zwar Gemenge nicht von Elementen, sondern von selbst schon mehr oder weniger complicirt zusammengesetzten chemischen Verbindungen. Der Erdboden, die meisten Gesteine, das Holz, das Laub, Fleisch, Brod, Wein, Glas, Porzellan u. s. w., all das sind Gemische verschiedener chemischer Verbindungen. Reine chemische Verbindungen begegnen uns im gewöhnlichen Leben seltener; hierher gehören vor Allem das Wasser, das Salz, die Baumwolle, der Zucker, die Stärke und andere mehr; auch Weingeist und Essig dürfen wir hier nennen, obwohl beide, wie wir sie im Haushalte anwenden, stets mechanisch mit Wasser vermischt sind. Endlich seien hier noch einige Gesteine angeführt, wie Kalkstein, Gyps, Quarz u. a. m. Chemische Elemente finden wir häufig, theils mechanisch mit einander gemischt, theils auch in isolirtem Zustande. Es sei hier zunächst daran erinnert, daß die atmosphärische Luft im Wesentlichen aus einem mechanischen Gemische zweier Elemente, Sauerstoff und Stickstoff, besteht, daß Metalle, wie Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, daß Stoffe wie Schwefel, Phosphor, Kohle, denen wir im täglichen Leben mehr oder minder häufig begegnen, ebenfalls zu den chemischen Elementen gehören; und man wird zugeben, daß wir, selbst ohne unseren Fuß in die Werkstätten der Chemiker zu setzen, täglich und stündlich Gelegenheit haben, wenigstens mit einer Anzahl von Vertretern jener drei Körperklassen: Gemische, chemische Verbindungen und Elemente, in Berührung zu kommen.

Wie schon oben bemerkt, ist die Untersuchung der ersten Klasse eigentlich nicht die Aufgabe des Chemikers; er ist nur häufig genöthigt, sich mit derselben zu beschäftigen, um das für seine Arbeiten erforderliche reine Material, seien es reine chemische Verbindungen oder Elemente, zu beschaffen. Die Untersuchung dieser Körper ist wesentlich seine Aufgabe, welche naturgemäß wiederum in zwei Hauptrichtungen zerfällt: die analytische, welche sich damit beschäftigt, die Verbindungen in ihre Elementarbestandtheile zu zerlegen und dann zu ergründen, in welcher Art und Weise diese in den Verbindungen gruppirt und in Zusammenhang gehalten waren, — und die synthetische, deren Aufgabe in dem Aufbau chemischer Verbindungen aus den Elementen besteht.

Beide Richtungen haben, mit einander Hand in Hand gehend, die Chemie stetig gefördert; hauptsächlich aber haben zuerst die analytischen Arbeiten, eine klare Anschauung über das Wesen der Zusammensetzung chemischer Verbindungen ermöglicht. Eine solche wurde zuerst möglich gemacht durch die große Entdeckung der sogenannten Aequivalentgewichte, welche in die Gränzscheide unseres und des vorigen Jahrhunderts fällt. Diese Entdeckung entsprang den Arbeiten verschiedener Forscher, unter denen vor Allen zwei Namen hervorleuchten: Richter in Deutschland, dessen Arbeiten von den Jahren 1792 bis 1802 datiren, und Dalton in England, welcher seine fundamentalen Entdeckungen der Welt im ersten Decennium dieses Jahrhunderts zu eigen machte. In jener Zeit war der Unterschied zwischen Elementen und Verbin-

Digitized by Google

dungen schon völlig klar erfaßt, und einer der wichtigsten Vorgänge, welcher die Bildung chemischer Verbindungen veranlaßt, der Verbrennungsproceß, durch die Arbeiten des unsterblichen Lavoisier mit vollendeter Schärfe und Klarheit als der Act der Verbindung der Stoffe mit Sauerstoff, oder in erweitertem Sinne überhaupt als der Vorgang der Vereinigung verschiedener Stoffe zu neuen chemischen Verbindungen präcisirt. Was indessen die citirten Untersuchungen Richter's und Dalton's charakterisirt, ist das Suchen und Auffinden von quantitativen Gesetzmäßigkeiten, es ist die Ermittelung der Mengenverhältnisse, nach denen die Elemente zu Verbindungen zusammentreten. Man fand nämlich, indem man die chemischen Verbindungen der quantitativen Analyse unterwarf, d. h. indem man bestimmte, nicht nur welche Elemente, sondern wie viel von jedem einzelnen Elemente die chemischen Verbindungen enthalten, daß die Elemente in den verschiedenen Verbindungen nicht in beliebigen Mengen mit einander vereinigt sind, sondern in ganz bestimmten Gewichtsverhältnissen, die in allen Verbindungen, in denen sich dieselben Elemente vorfinden, beständig wiederkehren.

Hat z. B. 1 Gewichtstheil Wasserstoff die Fähigkeit, sich mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff (zu Wasser) zu vereinigen, und verbinden sich andererseits Sauerstoff und Chlor genau in dem Verhältnisse von 8 zu $35^1/_2$ Gewichtstheilen (zu dem sogenannten Unterchlorigsäureanhydrid), so können sich nun auch Chlor und Wasserstoff unter einander nicht in ganz beliebigen Verhältnissen verbinden, sondern die Vereinigung dieser beiden Körper, die Chlorwasserstoff- oder Salzsäure, enthält die beiden Bestandtheile genau in denselben Verhältnißzahlen, in welchen wir dieselben oben in Verbindung mit Sauerstoff antrafen: die Salzsäure besteht aus 1 Gewichtstheil Wasserstoff und $35^1/_2$ Gewichtstheilen Chlor.

Diese Gesetzmäßigkeit gilt nicht nur für die hier erwähnten Elemente, sondern sie wurde bei allen übrigen Elementen bestätigt gefunden, und man bestimmte so zunächst den rein thatsächlichen, durchaus keine Theorie involvirenden Begriff des chemischen Aequivalentes. Wenn nämlich 8 Gewichtstheile Sauerstoff sich verbinden mit 1 Gewichtstheile Wasserstoff, und andererseits $35^1/_2$ Gewichtstheile Chlor sich verbinden mit ebenfalls 1 Gewichtstheile Wasserstoff, so ist es klar, daß 8 Gewichtstheile Sauerstoff und $35^1/_2$ Gewichtstheile Chlor in der Fähigkeit, sich mit 1 Gewichtstheile Wasserstoff zu verbinden, gleichwerthig oder äquivalent sind, und die Zahlen $35^1/_2$ und 8 werden daher als die Aequivalentgewichte des Chlores und des Sauerstoffes bezeichnet.

Ebenso kommt jedem anderen Elemente ein bestimmtes Aequivalentgewicht zu, welches man findet, indem man diejenige Gewichtsmenge desselben bestimmt, die sich mit 1 Gewichtstheile Wasserstoff oder mit $35^1/_2$ Gewichtstheilen Chlor oder mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff u. s. w. verbindet. Man findet so z. B., daß das Jod sich in einer Menge von 127 Gewichtstheilen mit 1 Gewichtstheile Wasserstoff verbindet, und ebenso daß 127 Theile Jod sich mit $35^1/_2$ Gewichtstheilen Chlor verbinden; das Aequivalentgewicht des Jods wird daher durch die Zahl 127 ausgedrückt. In ähnlicher Weise bestimmte man das Aequivalentgewicht des Broms zu 80, des Schwefels zu 16, des Silbers zu 108 ꝛc.

Ganz so einfach, wie es eben dargelegt wurde, ist nun freilich das Gesetz der chemischen Aequivalente nicht. Es gestattet nämlich den Elementen nicht nur, sich im Verhältnisse von 1 Aequivalente zu 1 Aequivalente mit einander zu vereinigen, sondern es läßt auch Verbindungen von 1 oder mehreren Aequivalenten eines Stoffes mit 2, 3 oder mehreren Aequivalenten eines anderen Stoffes zu; immer aber muß in

Digitized by Google

einer chemischen Verbindung das Verhältniß der Aequivalente ihrer Bestandtheile ein einfaches sein. Ein Beispiel mag das hier Angedeutete näher erklären: Das Blei hat das Aequivalentgewicht $103^1/_2$, d. h. $103^1/_2$ Gewichtstheile Blei vereinigen sich mit $35^1/_2$ Theilen Chlor, oder mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff (zu Bleioxyd); allein wir kennen außer dieser einen Sauerstoffverbindung des Bleies noch andere Verbindungen, welche dieselben Elemente Blei und Sauerstoff, jedoch in anderen Gewichtsverhältnissen mit einander vereinigt enthalten. So existirt eine Verbindung, das Bleisuboxyd, welche auf 8 Theile Sauerstoff 207 Theile Blei enthält; in einer dritten Blei-Sauerstoffverbindung, der sogenannten Mennige, finden wir mit 4 Aequivalenten, d. h. 32 Gewichtstheilen Sauerstoff, $310^1/_2$ Gewichtstheile Blei, während eine vierte dieselben Bestandtheile enthaltende Verbindung, das Bleisuperoxyd, auf 8 Gewichtstheile Sauerstoff $51^3/_4$ Gewichtstheile Blei enthält.

Diese verschiedenen Gewichtsmengen, in welchen wir das Blei hier chemisch fungiren sehen, scheinen beim ersten Anblicke die oben besprochene Gesetzmäßigkeit gänzlich umzustoßen; allein bei näherer Betrachtung der diese Gewichtsmengen ausdrückenden Zahlen 207, $310^1/_2$ und $51^3/_4$ bemerkt man alsbald, daß dieselben in einem äußerst einfachen Verhältnisse zu der Aequivalentzahl des Bleis, $103^1/_2$, stehen. Es ist nämlich:

$$207 \text{ gleich } 2 \times 103^1/_2,$$
$$310^1/_2 \text{ gleich } 3 \times 103^1/_2,$$
$$51^3/_4 \text{ gleich } 1/_2 \times 103^1/_2,$$

und wir sehen somit, daß hier die oben angedeutete Erweiterung des Gesetzes der constanten Aequivalentzahlen, das der einfachen Multipla der Aequivalentzahlen Statt hat. Wir werden also das Aequivalentgesetz dahin modificiren, daß wir sagen: die Elemente treten zu chemischen Verbindungen entweder im Verhältniß ihrer Aequivalente oder einfacher Multipla derselben zusammen.

Daß ein derartiger Satz nicht den Stempel vollkommen wissenschaftlicher Schärfe an sich trägt, leuchtet ohne Weiteres ein; denn der Begriff „einfach" ist ein relativer und sehr wesentlich von subjectiven Auffassungen abhängiger. Ein Verhältniß wie 1:2, 2:3, 3:4 u. s. w. wird zwar Jedermann als ein „einfaches" anerkennen; wo aber ist die Gränze? Wo hören die einfachen Verhältnisse auf und beginnen die complicirten? Ist 5:7, 9:14, 17:21 u. s. w. noch als einfaches Verhältniß oder schon als complicirtes, und daher nach obiger Regel für die Verbindungen der Elemente nicht mehr zulässiges zu betrachten?

Wir werden später, im weiteren Verfolge unserer Betrachtungen, sehen, wie die neuere Chemie diesem Uebelstande abgeholfen und dem unbestimmten Begriffe des „Einfachen" vollkommen scharf definirte und keine Zweifel zulassende Gesetzmäßigkeiten supponirt hat. Hier sei nur erwähnt, daß die Wissenschaft sich ein halbes Jahrhundert hindurch mit diesem nicht scharf bestimmten Grundgesetze der chemischen Verbindungen hat begnügen müssen, und daß erst die Einführung ganz neuer Anschauungen und Begriffe in den letzten Decennien diesem Uebelstande abgeholfen hat.

Um die merkwürdige Erscheinung der constanten Gewichtsverhältnisse der Elemente in den Verbindungen zu erklären, stellte Dalton eine Hypothese auf, welche, wenn auch in mannichfacher Weise modificirt, doch noch heute die Basis unserer theoretischen Betrachtungen über die Zusammensetzung der Körper ist. — Diese Theorie, bekannt unter dem Namen der atomistischen, nimmt an, daß alle Körper aus getrennten, untheilbar

Digitized by Google

kleinen Partikelchen (Atomen) bestehen, deren jedes ein bestimmtes mit dem Aequivalentgewicht identisches Gewicht habe, und daß eine chemische Verbindung dadurch zu Stande komme, daß sich ein oder mehrere Atome eines Stoffes mit einem oder einer kleinen Anzahl von Atomen eines anderen Stoffes vereinigen. Bestehen wirklich alle Elemente aus einzelnen Atomen von bestimmtem Gewichte, so muß natürlich in allen Verbindungen dieser nämlichen Elementaratome das Verhältniß jener bestimmten Gewichte wiederkehren, und so erklärt diese Theorie in einfachster Weise die Constanz der Aequivalentgewichte.

Zu den eben besprochenen Regelmäßigkeiten gesellte sich nun eine Entdeckung von epochemachender Bedeutung, welche sich auf eine bestimmte Klasse von Verbindungen, diejenigen nämlich, welche sich aus gasförmigen Elementen zusammensetzen, bezieht. Gay Lussac und Humboldt fanden, daß bei Verbindungen gasförmiger Elemente die Räume, welche die zusammensetzenden Gase einnehmen, entweder einander gleich sind oder in einem sehr einfachen Verhältnisse zu einander stehen. Es zeigte sich also hier eine ganz ähnliche, nur noch einfachere Regelmäßigkeit in den Raumverhältnissen, wie wir sie oben in den Gewichtsverhältnissen kennen gelernt haben. Diese Regelmäßigkeit der Raumtheile mögen folgende Beispiele erläutern:

Die Salzsäure besteht, wie wir oben gesehen haben, aus 1 Atome Wasserstoff und 1 Atome Chlor; beide Bestandtheile sind gasförmige Substanzen. Zerlegen wir nun die Salzsäure analytisch in ihre beiden Bestandtheile und sammeln wir die hierbei auftretenden Gase, Wasserstoff und Chlor (deren Gewichtsverhältniß natürlich das ihrer Aequivalentgewichte, 1 zu $35^1/_2$ ist) sorgfältig in getrennten Maßgefäßen, so finden wir die überraschende Thatsache, daß die von beiden Gasen eingenommenen Räume genau gleich groß sind; die Salzsäure, die aus 1 Atome Chlor und 1 Atome Wasserstoff besteht, besteht also auch aus 1 Raumtheile Chlor und 1 Raumtheile Wasserstoff. Wir finden also hier, daß das Verhältniß der Raumtheile identisch mit dem der Aequivalente, nämlich 1:1 ist; und es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Thatsache zeigt, daß beim Wasserstoffe und Chlor das Verhältniß der Aequivalentgewichte gleichzeitig das der specifischen Gewichte ist. Durch die Vereinigung von 1 Raumtheile, d. i. $35^1/_2$ Gewichtstheile, Chlor mit 1 Raumtheile, d. i. 1 Gewichtstheile Wasserstoff, entstehen nun, wie der Versuch zeigt, 2 Raumtheile Salzsäuregas. 2 Raumtheile Salzsäuregas wiegen demnach $36^1/_2$, d. h. das Gewicht von 1 Raumtheile Salzsäuregas oder das specifische Gewicht des Salzsäuregases ist $18^1/_4$. Es steht also auch bei der Salzsäure wie beim Wasserstoffe und Chlor das specifische Gewicht in der allernächsten Beziehung zum Aequivalentgewichte, es ist nämlich gerade die Hälfte desselben*). Denn offenbar ist auch das Aequivalentgewicht der Salzsäure, da sie aus 1 Aeq. Wasserstoff (1) und 1 Aeq. Chlor ($35^1/_2$) besteht, genau gleich $36^1/_2$.

Aehnliche, wenn auch nicht immer ganz so einfache Verhältnisse finden wir nun in den

*) Als Einheit des specifischen Gewichtes, d. h. als diejenige Substanz, deren specifisches Gewicht conventionell = 1 gesetzt wird, ist hier, wie es bei chemischen Betrachtungen üblich, Wasserstoff gewählt, während man sonst zuweilen die Luft als Einheit des specifischen Gewichtes wählt. Es braucht kaum besonders darauf hingewiesen zu werden, daß dies in der Sache absolut nichts ändert, da die Verhältnißzahlen dieselben bleiben und man nur den Vortheil hat, mit Zahlen zu arbeiten, die direct und auf den ersten Blick (ohne weitere Rechnung) ihre Beziehungen zu den Aequivalentgewichten verrathen.

Digitized by Google

Volumenverhältnissen aller gasförmigen chemischen Individuen. Als weiteres Beispiel sei die Volumenzusammensetzung des Wassers (im Dampfzustande) kurz besprochen: Wasserstoff und Sauerstoff verbinden sich mit einander zu Wasser, und zwar genau in dem Verhältnisse von 2 Raumtheilen Wasserstoff zu 1 Raumtheile Sauerstoff. Das Product dieser Verbindung ist indessen nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, 3 Raumtheile Wasserdampf, sondern es sind deren nur 2; bei der Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff findet also eine Volumenverminderung, eine Contraction von 3 auf 2 Volumina statt. In Bezug auf unsere Regelmäßigkeit ergiebt sich hieraus Folgendes: Wir wissen, daß das Wasser auf 1 Aequivalent Sauerstoff (8 Gewichtstheile) 1 Aequivalent Wasserstoff (1 Gewichtstheil) enthält. Wenn wir nun sehen, daß der Raum, den diese 8 Gewichtstheile Sauerstoff einnehmen, halb so groß ist, wie der, welchen 1 Gewichtstheil Wasserstoff einnimmt, so heißt dies nichts anderes als: das specifische Gewicht des Sauerstoffes ist $= 2 + 8$, also $= 16$. Es stehen also auch beim Sauerstoffe, wie beim Wasserstoffe, Chlor und Salzsäure, Aequivalent und specifisches Gewicht in sehr naher Beziehung; das letztere ist genau doppelt so groß wie ersteres. Auch beim Wasser ergiebt sich eine ähnliche Beziehung: 2 Raumtheile Wasserstoff und 1 Raumtheil Sauerstoff geben 2 Raumtheile Wasserdampf. 1 Aequivalentgewicht Wasserdampf, d. h. 9 Gewichtstheile (1 Wasserstoff + 8 Sauerstoff), nimmt also denselben Raum ein, wie der darin enthaltene Wasserstoff, d. i. 1 Gewichtstheil, oder mit anderen Worten: der Wasserdampf ist 9 Mal so schwer wie der Wasserstoff, sein specifisches Gewicht ist 9; beim Wasserdampf also werden wiederum Aequivalentgewicht und specifisches Gewicht durch ein und dieselbe Zahl ausgedrückt.

Derartige Verhältnisse ergeben sich bei allen gasförmigen Stoffen, und man erkannte als ganz allgemeine Regelmäßigkeit, daß die Volumenverhältnisse der gasigen Elementarbestandtheile in gasförmigen Verbindungen in einfachem Verhältnisse zu einander stehen, und daß immer zwischen Aequivalent und specifischem Gewichte gasförmiger Substanzen, seien sie nun Elemente oder Verbindungen, ein sehr einfaches Verhältniß besteht, ja daß dieselben in vielen Fällen durch dieselbe Zahl ausgedrückt werden.

Wie sind nun diese neuen, merkwürdigen Regelmäßigkeiten zu erklären? Die Lösung dieses Problemes ergab sich in überraschender Weise fast von selbst; die Schwesterwissenschaft der Chemie, die Physik, kam hier in wunderbarer Weise zu Hülfe; sie lieferte eine Theorie, die rein physikalischen Beobachtungen entsprungen war, und welche mächtig befruchtend auf die Chemie einwirkte, indem sie die eben besprochenen Regelmäßigkeiten nicht nur erklärte, sondern dieselben zum Fundamente einer theoretischen Chemie machte, die wir noch heute unverändert unseren chemischen Untersuchungen als Ausgangspunkt zu Grunde legen.

Im Jahre 1811 veröffentlichte der italiänische Physiker Avogadro eine Theorie des Gaszustandes, welche sich nicht so sehr auf chemische Thatsachen als vielmehr auf die wichtigsten physikalischen Grundeigenschaften der Gase stützte. Die Gase sind bekanntlich durch ein sehr eigenthümliches Verhalten von den festen und flüssigen Körpern unterschieden: Alle Gase besitzen erstens denselben Grad von Zusammendrückbarkeit, d. h. sie werden durch denselben Druck um dieselbe Quote ihres Volumens verringert, und zweitens denselben Ausdehnungscoëfficienten, d. h. sie dehnen sich bei Erwärmung um

Digitized by Google

1 Grad alle um dasselbe Verhältnißstück aus. (Feste Körper und Flüssigkeiten besitzen indessen die verschiedenste Zusammendrückbarkeit und die verschiedensten Ausdehnungscoëfficienten; man denke an Kautschuk und Stein, von denen ersterer sehr stark, letzterer sehr wenig comprimirbar ist, oder an Quecksilber, das sich bei der Erwärmung stark ausdehnt, und im Gegensatze dazu an eiskaltes Wasser, das sich bei der Erwärmung bis auf 4 Grad, anstatt sich auszudehnen, zusammenzieht.)

Um das gleichmäßige Verhalten der Gase bei Aenderung des Druckes und der Temperatur zu erklären, stellte Avogadro seine berühmte, auch heute noch allgemein anerkannte Theorie des Gaszustandes auf, welche annimmt, daß alle Gase, gleichviel ob chemisch einfach oder zusammengesetzt, in gleichen Raumtheilen gleich viel getrennte Theilchen enthalten; eine Annahme, welche mit dem erwähnten physikalischen Verhalten der Gase vortrefflich im Einklange steht, denn es leuchtet ein, daß Körper, welche einen so vollkommen analogen inneren Bau besitzen, bei Eingriffen, welche eine Verschiebung dieses inneren Baues bewirken (Druck und Erwärmung) dasselbe Verhalten zeigen werden.

Aber fast noch größer als ihre Bedeutung für die Physik der Gase war der Einfluß, welchen die Avogadro'sche Hypothese auf die Entwickelung der Chemie ausübte. Sie nöthigte unmittelbar zur Einführung eines neuen Begriffes in die Wissenschaft, welcher eine hervorragende und äußerst wichtige Rolle im Systeme der Chemie zu spielen bestimmt war.

Auf dem Standpunkte der Avogadro'schen Theorie angelangt reichte man mit dem bis dahin allein angewandten Begriffe des Atomes nicht mehr aus. Die die Gase zusammensetzenden Theilchen, welche Avogadro annahm, konnten unmöglich identisch sein mit Dalton's chemischen Atomen, da sonst ein Raumtheil Salzsäuregas aus doppelt so vielen Theilchen bestände wie der gleiche Raumtheil Wasserstoff oder Chlor (weil ja jedes „Atom" Salzsäure 1 Atom Wasserstoff und ein Atom Chlor enthält, welche jedes, nach der Gay Lussac-Humboldt'schen Entdeckung, halb so viel Raum einnehmen wie die von ihnen gebildete Salzsäure); die Avogadro'sche Theorie verlangt aber nicht die doppelte, sondern die gleiche Anzahl getrennter Theilchen in demselben Volumen der verschiedensten Gase, also auch bei Wasserstoff, Chlor und Salzsäure.

Die Partikelchen, welche nach Avogadro die Gase zusammensetzen, mußten also aus mehreren Atomen bestehen, und da sich dies ebenso wohl auf Verbindungen wie auf Elemente bezieht, so folgt, daß auch die Theilchen, welche die gasförmigen chemischen Elemente zusammensetzen, aus mehreren Atomen bestehen. Ein principieller Unterschied, den man bis dahin zwischen Elementen und Verbindungen annehmen mußte, war somit geschwunden; auch die Elemente sind Verbindungen, allein von mehreren gleichartigen Atomen, während die wahren chemischen Verbindungen Körper derselben Classe sind, welche nur statt der gleichartigen verschiedenartige Atome enthalten.

Die Wichtigkeit dieses Schlusses für die nachfolgenden Betrachtungen ist zu groß als daß wir nicht versuchen müßten, denselben auf jede mögliche Art zum klarsten Verständnisse zu bringen. Ich lade daher meine Leser ein, noch einen Blick auf das folgende graphische Schema zu werfen, welches die Zusammengesetztheit der Elemente auf Grund der Avogadro'schen Theorie deutlich zu machen geeignet ist. Im Folgenden ist durch ein Quadrat von bestimmter Größe ein bestimmtes Volumen eines Gases ausgedrückt; ver-

Digitized by Google

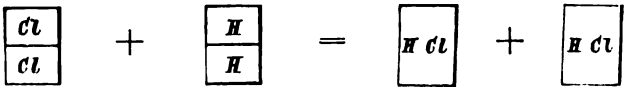
sinnlichen wir uns in dieser Art die Bildung der Salzsäure aus 1 Atome Wasserstoff und 1 Atome Chlor, welche je das gleiche Volumen einnehmen, so haben wir:

1 Atomgewicht Wasserstoff | 1 Atomgewicht Chlor | 1 Atomgewicht Salzsäure.

Man sieht sogleich, daß dieses Schema nicht den wahren Vorgang ausdrücken kann, wenn die Ansichten Avogadro's berücksichtigt werden. Da die Atomgewichte die kleinsten, nicht weiter theilbaren Mengen repräsentiren, so kann, wenn wir ein Atomgewicht Chlor oder Wasserstoff durch ein einfaches Quadrat ausdrücken, keine kleinere Menge Salzsäure gedacht werden, als wie sie durch ein Doppelquadrat ausgedrückt wird. Enthält nun irgend ein Gasvolumen eine bestimmte Anzahl, z. B. 1000 kleinster Theilchen, also Doppelquadrate, Salzsäure, so würde der nämliche Raum Wasserstoff oder Chlor, wie sich aus der Gay Lussac-Humboldt'schen Entdeckung ergiebt, 2000 kleinste Theilchen (einfache Quadrate) Wasserstoff oder Chlor enthalten; dies widerspricht, wie nicht zu verkennen, der Avogadro'schen Theorie. Derselbe Raum darf ebenfalls nur 1000 kleinste Theilchen Wasserstoff oder Chlor enthalten, oder mit anderen Worten, es müssen die kleinsten, im freien Zustande existirenden Theilchen Wasserstoff aus 2 Atomen Wasserstoff bestehen, ebenso müssen die kleinsten Theilchen Chlor aus 2 Atomen Chlor bestehen.

Das Verhältniß der Avogadro'schen kleinsten Theilchen, welchen man den Namen „Molecüle" ertheilt hat, zu den „Atomen" ist also ein ganz bestimmtes: Die Molecüle sind die kleinsten Mengen einer Substanz, welche für sich existiren können, es sind die physikalischen Bausteine, welche die Gase zusammensetzen. Sie selbst sind zusammengesetzt aus einzelnen Atomen, welche im freien Zustande nicht existiren, sondern nur, zu Complexen gruppirt, als Bestandtheile der Molecüle (sei es chemischer Verbindungen oder Elemente) vorkommen.

Nach diesen Betrachtungen wird es ein Leichtes, auch graphisch die Bildung von Salzsäure aus Wasserstoff und Chlor mit der Avogadro'schen Hypothese conform darzustellen. Die kleinste Menge Chlor, welche im freien Zustande als Chlor existirt, enthält, wie wir jetzt wissen, 2 Atome Chlor, wir stellen sie deshalb durch ein Doppelquadrat dar; bezeichnen wir ein Atomgewicht, also $35\frac{1}{2}$ Gewichtstheile Chlor, durch das Zeichen Cl, und ebenfalls 1 Atomgewicht, also 1 Gewichtstheil Wasserstoff, durch das Zeichen H (Hydrogenium) so werden wir folgendes graphische Schema für die Bildung der Salzsäure erhalten:



1 Molecül Chlor | 1 Molecül Wasserstoff | 2 Molecüle Salzsäure.

Kleinere Mengen von freiem Wasserstoff, und freiem Chlor, als sie hier angewandt, können nicht existiren, und wir können daher den Vorgang auch nicht einfacher ausdrücken, als es hier geschehen; nur wenn es uns nicht darauf ankommt, die Volumenverhältnisse zu berücksichtigen, können wir, die Quadrate fortlassend, folgendermaßen schreiben:

Digitized by Google

$$Cl_2 + H_2 = HCl + HCl$$

während ein Schema wie das vorher angeführte:

$$Cl + H = HCl$$

nicht darauf Anspruch machen kann, den Vorgang, wie er nach Avogadro's Theorie gedacht werden muß, klar darzulegen.

Wir sind somit in der Erkenntniß des chemischen Baues der Körper, wenigstens derjenigen, die gasförmig sind oder in den Gaszustand übergeführt werden können, um einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen. Wir wissen, daß die Gase aus von einander getrennten Theilchen, *den Molecülen*, zusammengesetzt sind, und daß diese Molecüle stets, gleichviel ob sie Elemente oder Verbindungen darstellen, aus mehreren *Atomen* bestehen; ja wir haben weiter eine Methode gefunden, um das Gewicht irgend eines Molecül's, das *Moleculargewicht* der Körper, zu bestimmen. Freilich, in *absolutem* Maße, nach Grammen, läßt sich dies nicht ausführen, wohl aber nach *relativem*, denn wir können das Verhältniß der Molecülargewichte verschiedener Stoffe zu einander mit aller Schärfe feststellen. Wir haben als Einheit des Atomgewichtes den Wasserstoff gewählt, indem wir das Gewicht von 1 Atom Wasserstoff durch die Zahl 1 ausdrücken; wir haben nun ferner gesehen, daß 1 Molecül Wasserstoff 2 Atome Wasserstoff enthält, das Molecülargewicht des Wasserstoffes ist demnach 2.

Hiernach ist es nun ein Leichtes, die Molecülargröße irgend eines anderen Stoffes zu ermitteln. Wir wissen, (da in gleichen Räumen die gleiche Anzahl Molecüle vorhanden ist) daß die Gewichte der Molecüle den Dampfdichten, den specifischen Gewichten der Gase proportional sind, d. h. *die Gewichte gleicher Raumtheile verschiedener Gase verhalten sich wie die Molecülargewichte*. Um also das Molecülargewicht irgend eines Gases zu finden, ist es nur nöthig, eine Quantität desselben abzumessen, welche denselben Raum einnimmt wie 2 Gewichtstheile Wasserstoff, und das Gewicht dieses Volumens mit der Wage zu bestimmen; dieses Gewicht giebt uns unmittelbar das Molecülargewicht des untersuchten Körpers.

Gesetzt, es handele sich darum, die Molecülargröße des Sauerstoffes, d. h. das Gewicht eines Molecüles Sauerstoffgas zu bestimmen, so werden wir eine Quantität Sauerstoff, welche denselben Raum einnimmt wie 2 Gewichtstheile (z. B. 2 Gramme) Wasserstoff, abwägen. Wir finden, daß diese Menge Sauerstoff 32 Gramme wiegt, und wir schließen hieraus: 1 Molecül Sauerstoffgas wiegt 32, wenn das Gewicht von 1 Molecül Wasserstoff gleich 2 gesetzt wird; mit anderen Worten, das Molecülargewicht des Sauerstoffs ist 32. Für die Salzsäure finden wir das Gewicht eines Volumens, das eben so groß ist wie das von 2 Grammen Wasserstoff, $= 36^1/_2$ Gramm; das Molecülargewicht der Salzsäure ist also $= 36^1/_2$, wie wir schon wissen, da wir ja sahen, daß 1 Molecül Salzsäure aus 1 Gewichtstheile Wasserstoff und $35^1/_2$ Gewichtstheilen Chlor besteht. Für das Chlor fand man so das Molecülargewicht $= 71$ ($2 \times 35^1/_2$) u. s. w.

Die enorme Wichtigkeit der Molecülargewichtsbestimmung wird uns in ihrer ganzen Bedeutung erst klar werden, wenn wir den Begriff des Atomgewichtes bestimmter präcisirt haben werden. Bevor wir das thun, wollen wir indessen erst einen Blick werfen auf einen schönen Erfolg, durch welchen der neu gewonnene Begriff des Molecüles sich alsbald fruchtbringend erwies; wir meinen hier die Erklärung einer Erscheinung, welche als *die Wirkung der Körper im Entstehungszustande* bezeichnet wird.

Man weiß schon seit langer Zeit, daß viele Elemente eine weit energischere chemische

Digitized by Google

Wirkung zeigen, wenn sie in dem Momente, in welchem sie in Freiheit gesetzt werden, zur Wirkung kommen, als wenn sie bereits in freiem, elementarem Zustande angewandt werden. Mit Hülfe des Wasserstoffes z. B. könnten wir vermöge dessen Neigung, sich mit Chlor zu verbinden, chlorhaltigen Verbindungen das Chlor entziehen; so z. B. könnten wir Chlorsilber, eine Verbindung von Silber mit Chlor, welche wir durch die Formel Ag Cl ausdrücken, weil sie aus einem Atome Silber (Ag) und einem Atome Chlor besteht, durch Einwirkung von Wasserstoff zu metallischem Silber umwandeln, indem der Wasserstoff und das Chlor sich zu Salzsäure verbinden; diesen chemischen Proceß könnten wir, wenn wir nur die Verhältnisse, in welchen die Bestandtheile wirken, berücksichtigen, durch folgende Formel ausdrücken:

$$AgCl + H = HCl + Ag.$$

Wir finden nun aber, daß Wasserstoff und Chlorsilber unter gewöhnlichen Umständen gar keine Einwirkung aufeinander zeigen, und daß es erst einer hohen Temperatur bedarf, um eine Umsetzung zu erzielen. Ganz anders verhält es sich, wenn der Wasserstoff im Entstehungszustande angewandt wird. Lassen wir nicht fertig gebildeten freien Wasserstoff auf Chlorsilber einwirken, sondern vielmehr eine Mischung aus Salzsäure (HCl) und Natrium (Na), welche für sich nach folgender Gleichung Wasserstoff liefern:

HCl	+ Na =	NaCl	+	H
Salzsäure		Chlornatrium		Wasserstoff

so bewirkt der so frei werdende Wasserstoff augenblicklich und bei gewöhnlicher Temperatur die Umwandlung des Chlorsilbers in Salzsäure und Silber. Wie ist das zu erklären?

Betrachten wir die oben für die Einwirkung von Wasserstoff auf Chlorsilber gegebene Gleichung, so bemerken wir, daß darin die Größe „H“ fungirt, welche, wie wir uns von der Definition des Molecüles her erinnern, in freiem Zustande nicht existenzfähig ist. Wollen wir den Vorgang, wie er wirklich zwischen den kleinsten Theilen Chlorsilber und Wasserstoff vor sich geht, richtig ausdrücken, so dürfen wir keine kleinere Menge als ein Molecül Wasserstoff (denn eine kleinere existirt nicht frei) in den Proceß einführen; demgemäß muß denn auch die Menge des Chlorsilbers verdoppelt werden, und wir erhalten für den Vorgang, wie er zwischen einem Molecüle Wasserstoff und der entsprechenden Menge Chlorsilber stattfindet, folgende Gleichung:

2 (AgCl)	+ H_2	= 2 HCl	+ Ag_2
(2 Molecüle Chlorsilber)	(1 Molecül Wasserstoff)	(2 Molecüle Salzsäure)	(1 Molecül Silber)

Es tritt also hier ein Molecül, das heißt ein aus mehreren Atomen bestehender Complex Wasserstoff in die Reaction; das Molecül besteht aus zwei Atomen, welche, wenn sie mit einem anderen Elemente in Verbindung treten sollen, sich erst von einander losreißen müssen, so daß eine gewisse Kraftmenge für die Trennung verwendet wird, während im Entstehungsmomente die freien, noch nicht zu Molecülen zusammengeketteten Atome auftreten, welche also ihre ganze Kraft für die Vereinigung mit dem anderen Körper verwenden und dabei offenbar kräftiger wirken können, als im ersteren Falle.

Ebenso wie der Begriff des Moleculargewichtes muß nun auch der des Atomgewichtes genauer präcisirt und vor Allem von dem des Aequivalentes getrennt werden, mit dem er nur zu häufig verwechselt worden ist. Da wir die Atome als die untheilbaren die Molecüle zusammensetzenden Bestandtheile kennen gelernt haben, so ergiebt sich sowohl als nächstliegende als auch als einzig klare Definition für das chemische Atomgewicht: die kleinste Ge-

Digitized by Google

wichtsmenge, welche im Molecül einer chemischen Verbindung auftritt; die kleinste, weil es ja Verbindungen giebt, in welchen mehrere Atome eines Elementes vorkommen, und wir also ohne diesen Zusatz Gefahr laufen würden, das Atomgewicht zwei-, drei- und mehrere Male zu groß zu finden.

Wir kennen nun keine Verbindung des Sauerstoffes, in deren Moleculargewichte weniger als 16 Gewichtstheile Sauerstoff enthalten sind, das Atomgewicht des Sauerstoffes ist also 16; ebenso enthält das Molecül keiner einzigen unter all den Tausenden uns bekannter Chlorverbindungen weniger als $35^1/_2$ Gewichtstheile Chlor, das keiner Wasserstoffverbindung weniger als 1 Gewichtstheil Wasserstoff (welch letzteres uns als Einheit der Atomgewichte dient), so daß sich also das Atomgewicht des Chlores zu $35^1/_2$ und das des Wasserstoffes = 1 ergiebt. Auf den ersten Blick fällt es uns auf, daß die früher für identisch gehaltenen Begriffe des Aequivalentes und des Atomes dies in Wahrheit durchaus nicht sein können. Denn wenn auch wie hier die Aequivalentgewichte des Chlores und des Wasserstoffes mit den Atomgewichten dieser Körper übereinstimmen, so trifft dies keineswegs beim Sauerstoffe zu, dessen Aequivalentgewicht wir Eingangs = 8 fanden, während wir soeben sahen, daß sein Atomgewicht = 16, also doppelt so groß ist.

So ergiebt sich zwar für viele Körper das Atomgewicht gleich mit dem Aequivalentgewichte, für viele aber auch als ein Multiplum desselben. Es zeigt sich ferner, daß die Moleculargewichte der meisten Elemente doppelt so groß sind wie ihre Atomgewichte, daß also die Molecüle der meisten Elemente aus zwei Atomen zusammengesetzt sind. So finden wir das Moleculargewicht des Wasserstoffes = 2, während sein Atomgewicht (die Einheit aller Atomgewichte) = 1 ist; für das Molecül des Sauerstoffes finden wir das Gewicht 32, für das des Chlores 71, während die Atomgewichte dieser Körper 16 und $35^1/_2$, also halb so groß wie ihre Moleculargewichte sind. Die Molecüle aller dieser Körper bestehen also (wie das der Salzsäure $36^1/_2$) aus zwei Atomen.

Durch diese Betrachtungen haben wir, gestützt auf die mitgetheilten Experimente, namentlich Dalton's einerseits und Gay Lussac's und Humboldt's andererseits, eine Grundanschauung von der chemischen Zusammensetzung der Materie und von dem Wesen chemischer Processe gewonnen, welche für die weitere Erkenntniß der chemischen Wissenschaft das Fundament abgiebt. Fassen wir, bevor wir auf die Nutzanwendung des Gewonnenen auf die Erklärung des Zusammenhanges der chemischen Verbindungen und auf das schon Anfangs bezeichnete Ziel, die Entfernung des unklaren Gesetzes der einfachen Multipla und Ersetzung desselben durch eine strenge wissenschaftliche Regel über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Existenz irgend einer Verbindung, übergehen, diese Grundanschauung nochmals in wenigen Worten zusammen, so gelangen wir zu folgenden nunmehr erkannten Sätzen:

1) Die Materie besteht aus kleinen, von einander getrennten Partikelchen, welche indessen noch nicht die untheilbaren Urbestandtheile (ἄτομα, Atome) sind; wir bezeichnen sie als Molecüle und können in denselben noch sie zusammensetzende Theilchen unterscheiden.

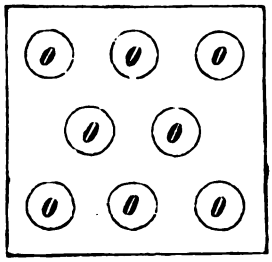
2) Die die Molecüle zusammensetzenden Theilchen bezeichnen wir als Atome; diese können wir erkennen, aus einem Molecüle in ein anderes transportiren u. s. w., aber nicht in freiem Zustande darstellen, isoliren;

3) Die Molecüle sind die kleinsten Theilchen der Stoffe, welche in freiem Zustande, isolirt existiren können. Sie sind im Raume — wenigstens sind für die gasförmigen Stoffe

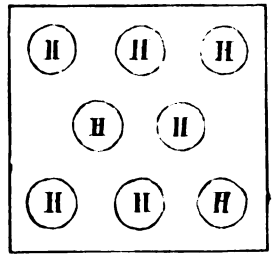
Digitized by Google

diese Verhältnisse genau erforscht — so angeordnet, daß in gleichen Räumen, die mit chemisch verschiedenen Gasen angefüllt sind, stets die gleiche Anzahl von Molecülen vorhanden ist.

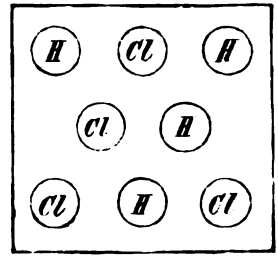
Die Anschauung von der Natur der Materie, welche in diesem Satze ausgedrückt ist, läßt sich in einfacher und übersichtlicher Weise durch ein graphisches Schema zur Anschauung bringen. Denken wir uns einen beliebigen abgemessenen Raumtheil (ein Gefäß von bestimmter Größe) mit verschiedenen gasförmigen Stoffen angefüllt, z. B. einmal mit Sauerstoff, ein zweites Mal mit Wasserstoff, ein drittes Mal mit Salzsäure, so dürfen wir uns nicht vorstellen (wie man es zu der Zeit that, als man die atomistische Theorie aufstellte, d. h. sich überzeugte, daß die Materie aus getrennten Theilchen besteht), daß die Anordnung der Theilchen in diesem Gefäße die folgende sei:



Sauerstoff O

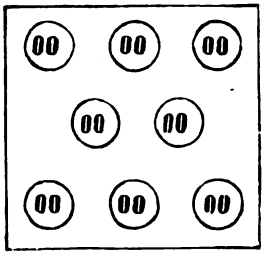


Wasserstoff H

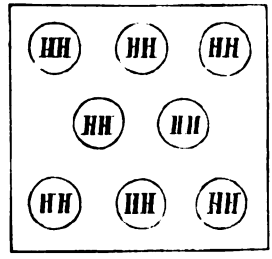


Salzsäure HCl

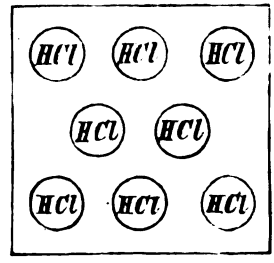
sondern wir müssen vielmehr uns vorstellen, daß die Raum-Inhalte dieser Gefäße ausgefüllt seien mit den gleichen Anzahlen von Molecülen (O_2, H_2, HCl), und daß dem entsprechend die nämlichen Gefäße die folgende Anordnung der Theilchen zeigen:



Sauerstoff O_2

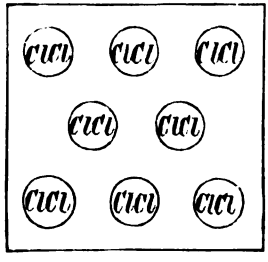


Wasserstoff H_2

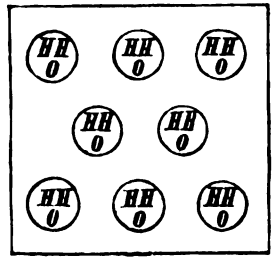


Salzsäure HCl

und mit Chlor (Cl_2) oder mit Wasserdampf (H_2O) gefüllt die nachstehende:



Chlor Cl_2



Wasserstoff H_2O.

Digitized by Google

Diese Zeichnungen geben einen richtigen Ausdruck der von uns erkannten Anschauung und sind nur insofern unrichtig, als in Wirklichkeit die Entfernung der Molecüle von einander im Verhältnisse zu ihrer Größe unendlich viel größer, ebenso wie natürlich die Molecüle selbst unendlich viel kleiner gedacht werden müssen.

Wir können uns hiernach das Wesen eines jeden chemischen Processes vorstellen; ein chemischer Proceß ist eine zwischen verschiedenen Molecülen vor sich gehende Umwandlung, bei welcher die Atome einen Transport aus einem Molecül in ein anderes erleiden; die Endproducte eines jeden chemischen Vorganges müssen wiederum, wie das Ausgangsmaterial, fertige Molecüle sein, da unvollständige Molecüle (freie Atome), im Allgemeinen wenigstens, nicht existiren können. Alle unsere chemischen Formeln, mit denen wir jetzt chemische Processe oder auch nur die Zusammensetzung eines chemischen Stoffes ausdrücken, beziehen sich auf Molecüle; kleinere Mengen als solche, welche ein Molecül repräsentiren, dürfen in einer Formel, welche den Vorgang, wie er in den kleinsten Massentheilchen vor sich geht, richtig ausdrücken soll, nicht vorkommen.

Betrachten wir, bevor wir zu dem nächsten Theile unserer Betrachtung, der Lehre von der chemischen Constitution der Stoffe, übergehen, einige Beispiele chemischer Formeln. Wir haben bereits die Formeln

$$H_2O,\ HCl,\ H_2$$

für Wasser, Salzsäure, Wasserstoff gebraucht; wir haben uns hierbei klar gemacht, daß wir kleinere Mengen in Molecularformeln nicht schreiben dürfen, da wir sonst die freien Atome auftreten ließen, was unseren Betrachtungen widerspricht. Wenn wir nun z. B. die kleinste Menge Silber, welche frei existiren kann, ausdrücken wollen, so werden wir dies, wenn wir mit Ag (argentum) 1 Atom Silber bezeichnen, nicht durch das Zeichen Ag thun dürfen, sondern wir werden vielmehr „Ag_2" setzen müssen, da wir uns bewußt sind, daß die Molecüle des Silbers, welche frei existiren und welche, in gewissen Zwischenräumen angeordnet, die Masse eines Stückes Silber ausmachen, wenigstens aus zwei Atomen bestehen müssen.

Wir kennen eine große Anzahl von Verbindungen des Kohlenstoffes mit dem Wasserstoffe, die sogenannten Kohlenwasserstoffe, unter welchen viele sind, bei denen das Verhältniß von Wasserstoff- und Kohlenstoffatomen im Molecüle genau dasselbe ist; dennoch aber werden wir diese Kohlenwasserstoffe nicht als identisch, sondern als verschieden betrachten müssen und dies durch Formeln ausdrücken, wie folgende Beispiele erläutern sollen:

Es giebt einen Kohlenwasserstoff, das sogenannte Aethylen, in dessen Molecüle, wie wir durch Versuche erkannt haben, 2 Atome Kohlenstoff und 4 Atome Wasserstoff enthalten sind. Wir drücken diesen Körper, d. h. das Molecül dieses Körpers, durch die Formel C_2H_4 aus. Ein diesem Kohlenwasserstoffe ähnlicher, aber dennoch in mannichfacher Beziehung von ihm verschiedener Körper ist der Kohlenwasserstoff Propylen; das Molecül dieses Stoffes hat die Formel C_3H_6, d. h. es enthält 3 Atome Kohlenstoff und 6 Atome Wasserstoff. Vergleichen wir die Formeln dieser beiden von einander verschiedenen, wenn auch einander in manchen Punkten ähnlichen Körper, so finden wir, daß sie genau das nämliche Atomverhältniß zeigen, so daß, wenn wir die relativen Gewichtsmengen Kohlenstoff und Wasserstoff in beiden ermitteln, d. h. die procentische Zusammensetzung der beiden Körper feststellen, wir genau dasselbe Resultat erhalten; der eine enthält 2mal (CH_2), der andere

Digitized by Google

3mal (CH_2); wenn demnach aber auch das Atomverhältniß der beiden Körper durchaus das nämliche ist, so sind sie doch grundverschieden von einander, weil ihre Molecüle nicht gleich groß sind, sondern vielmehr das des Propylens $1^1/_2$mal so groß ist wie das des Aethylens.

Gleichermaßen beziehen sich auch die Formeln, welche chemische Processe ausdrücken sollen, auf die Umwandlung, welche die Molecüle erleiden, indem ihre Bestandtheile, die Atome, daraus entfernt, durch andere ersetzt und selbst in andere Molecüle übergeführt werden; wie wir daher die Bildung von Salzsäure aus Chlor und Wasserstoff nicht durch das einfache Schema $H + Cl = HCl$ ausdrücken dürfen, sondern, dieses verdoppelnd, schreiben müssen: $H_2 + Cl_2 = 2\,(HCl)$, so dürfen wir auch in keinem anderen Falle, wenn wir die Anfangs- und Endproducte einer chemischen Reaction ausdrücken wollen, kleinere Mengen als ganze Molecüle einführen; wir dürfen daher auch bei dem oben gebrauchten Beispiele, der Einwirkung von Natrium auf Chlorwasserstoff, streng richtig nicht schreiben:

HCl	+	Na	=	NaCl	+	H
Chlorwasserstoff		Natrium		Chlornatrium		

da wir ja die Größe „Na", welche frei nicht existirt, nicht anwenden können, sondern wir müssen schreiben:

$$2\,(HCl) + Na_2 = 2\,(NaCl) + (H + H);$$

und wenn der Wasserstoff hierbei als Wasserstoff „im Entstehungszustande", und demnach viel energischer wirkt als gewöhnlicher Wasserstoff, so geschieht dies nur, wenn er sofort im Momente des Freiwerdens einen Körper (wie das Chlor des Chlorsilbers in obigem Beispiele) findet, mit dem er sich verbindet, ehe die beiden, einen kaum denkbar kleinen Moment frei gebliebenen Atome Wasserstoff $H + H$ sich zu einem innig geschlossenen Molecüle H_2 verbunden haben.

Neben den herrschenden Begriffen des Molecüles und des Atomes könnte es nun beinahe scheinen, als sei der Begriff des Aequivalentes, von welchem im Anfange die Rede war, etwas völlig Ueberflüssiges geworden. Dies ist indessen durchaus nicht der Fall, sondern im Gegentheil, derselbe ist in der neuesten Zeit durch die Lehre von der Valenz und der Constitution chemischer Verbindungen zu einer ganz besonderen Wichtigkeit gelangt, welche alsbald hervortritt, wenn man die Aequivalenzverhältnisse der verschiedenen Atome ins Auge faßt. Wir haben gesehen, daß 1 Atom Chlor sich vereinigt mit 1 Atome Wasserstoff, daß dagegen 1 Atom Sauerstoff im Stande ist, 2 Atome Wasserstoff zu binden; denn die Verbindungen dieser Elemente sind HCl und $O\overset{H}{\underset{H}{}}$. Demnach ist 1 Atom Sauerstoff in seiner Fähigkeit, sich mit Wasserstoff zu verbinden, äquivalent 2 Atomen Chlor, und wir nennen deshalb das Sauerstoffatom ein zweiwerthiges oder bivalentes, d. h. ein mit 2 chemischen Verwandtschaftseinheiten versehenes Atom, während wir das Chlor- und das Wasserstoffatom als einwerthig oder univalent bezeichnen.

Ebenso wie der Sauerstoff verhalten sich viele andere Elemente, wie z. B. Schwefel, Selen, Tellur, Zink, Kupfer u. s. w., von welchen Körpern 1 Atom stets 2 Atome Wasserstoff oder Chlor zu seiner Sättigung erfordert; denn es ist z. B. die Wasserstoffverbindung des Schwefels, der Schwefelwasserstoff, ganz analog dem Wasser nach der Formel H_2S zusammengesetzt, während die Chlorverbindungen des Zinkes und Kupfers die Formeln

Digitized by Google

$ZnCl_2$ und $CuCl_2$ besitzen und sich demnach verschieden vom Silber oder Natrium verhalten, deren Chlorverbindung durch die Formeln AgCl und NaCl ausgedrückt werden; die Atome der erstgenannten Körper, Schwefel, Selen, Tellur, Zink, Kupfer und vieler analogen werden daher auch als zweiwerthig oder bivalent bezeichnet. Andererseits verhalten sich dem Chlor und dem Wasserstoffe analog das Brom, Jod, Fluor, Silber, Kalium, Natrium u. a., indem sie sich mit einem Atome Wasserstoff oder Chlor verbinden; diese Elemente charakterisiren sich somit ebenfalls als einwerthig oder univalent.

Wir müssen indessen noch mehrwerthige Atome unterscheiden, wenn wir die Verbindungen noch anderer Elemente ins Auge fassen. 1 Atom Stickstoff (N) verbindet sich mit 3 Atomen Wasserstoff zu einem Molecül Ammoniak, NH_3; entsprechende Verbindungen bilden der Phosphor (P), das Arsenik (As) und andere, deren Atome daher als dreiwerthig bezeichnet werden müssen, insofern die Zusammensetzungen z. B. ihrer Wasserstoff- und Chlorverbindungen den nachfolgenden Formeln entsprechen: PH_3 Phosphorwasserstoff, PCl_3 Chlorphosphor, AsH_3 Arsenikwasserstoff, $AsCl_3$ Chlorarsenik.

1 Atom Kohlenstoff (C) endlich verbindet sich mit 4 Atomen Wasserstoff zu einem Molecüle Grubengas, CH_4, mit 4 Atomen Chlor zu Chlorkohlenstoff, CCl_4, u. s. w. Das Kohlenstoffatom, sowie die sich ihm analog verhaltenden Atome des Kiesels (Si), des Zinnes (Sn) und andere werden daher als vierwerthig bezeichnet.

Durch diese *Werthigkeit oder Valenz der Atome* erklären wir uns heute die Constitution der Körper, der Elemente sowohl wie der Verbindungen. Die Atome vereinigen sich zu Molecülen dadurch, daß die einzelnen Verwandtschaftseinheiten derselben sich gegenseitig sättigen. In welcher Weise wir uns physisch das Wesen der Verwandtschaftseinheit vorzustellen haben, wissen wir bis jetzt noch nicht; sei es, daß dieselben als Angriffspunkte der chemischen Affinität zu betrachten sind (so also, daß beispielsweise das Kohlenstoffatom viermal so viel solcher Angriffspunkte besitzt wie das Wasserstoffatom, und nur zweimal so viel wie das Sauerstoffatom), sei es auch, daß sie als das Resultat einer verschiedenartigen Bewegung der Atome aufzufassen sind, — soviel dürfen wir als feststehend annehmen, daß *durch die Anzahl der Verwandtschaftseinheiten eines Atomes die Anzahl der Atome, welche es aufzunehmen, und die Art der Verbindungen, welche es zu bilden im Stande ist, bedingt wird* und daß die verschiedene Anzahl der Verwandtschaftseinheiten, welche die chemisch verschiedenen Atome besitzen, durch die oben gegebene Stufenleiter ausgedrückt wird. Wir können das Wesen der Verwandtschaftseinheiten vergleichen mit dem Begriffe des Schwerpunktes, indem wir annehmen, daß, wie jeder Körper einen Punkt besitzt, in welchem wir uns den Angriffspunkt der Schwere vorstellen können, und welchen wir als den Schwerpunkt bezeichnen, daß so die chemische Anziehungskraft an den verschiedenen Atomen eine verschiedene Anzahl von Angriffspunkten besitzt, so daß das Wasserstoffatom einen chemischen Angriffspunkt, das Sauerstoffatom deren zwei, das Stickstoffatom deren drei und das Kohlenstoffatom deren sogar vier besitzt; oder wenn wir es vorziehen, diese abstracte Vorstellung durch eine sinnlich ausdrückbare Darstellung zu ersetzen, so können wir uns denken, daß die Atome in einem Molecüle wie Menschen, die sich mit ihren Armen aneinander halten, sich mit dem Arme ihrer chemischen Affinität aneinanderketten, und daß so der Zusammenhang der Atome in dem Molecüle bewirkt wird, indem ein vierarmiges Kohlenstoffatom vier verschiedene, aber je einarmige Wasserstoffatome, oder zwei zweiarmige Sauerstoffatome festzuhalten im Stande ist.

Digitized by Google

Drücken wir eine jede Verwandtschaftseinheit, welche ein Atom besitzt, durch einen Strich aus, so werden wir das Wasserstoffatom als

H—

bezeichnen und hierdurch ausdrücken, daß dasselbe sich in ungesättigtem, d. h. nicht existenzfähigem Zustande befindet, und daß dasselbe nicht bestehen kann, ohne sich mit der Verwandtschaftseinheit irgend eines anderen Atomes zu vereinigen und durch sie zu sättigen; rührt diese neue, für die selbständige Existenz nothwendige Affinität gleichfalls von einem Wasserstoffatome her, so entsteht ein Molecül Wasserstoff, welches wir folgendermaßen formuliren:

H——H oder $\overset{H}{H}>$

indem wir durch die Vereinigung der beiden Striche die Absättigung der Verwandtschaftseinheiten ausdrücken.

Dieselbe Constitution besitzt das Molecül des Chlores:

Cl——Cl oder $\overset{Cl}{Cl}>$

während ein Molecül Salzsäure entsteht, wenn die Affinität des Wasserstoffatomes sich nicht durch seines Gleichen, sondern durch die Affinität eines Chloratomes sättigt:

Cl——H oder $\overset{Cl}{H}>$

Ein Sauerstoffmolecül entsteht ganz analog dadurch, daß zwei Sauerstoffatome gegenseitig ihre beiden Verwandtschaftseinheiten durch einander absättigen:

$O<>O$

Dem entsprechend entsteht ein Molecül Wasser durch Sättigung der beiden Verwandtschaftseinheiten eines Sauerstoffatomes durch 2 Wasserstoffatome:

$O<^{—H}_{—H}$

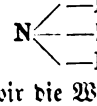
Diese Wasserstoffatome können natürlich ganz oder theilweise durch äquivalente Mengen anderer einwerthiger Elemente ersetzt werden; wir erhalten auf diese Weise, z. B. bei Ersetzung durch Chlor, zwei Verbindungen von folgenden Formeln:

$O<^{—H}_{—Cl}$ (sog. Unterchlorigsäure-Hydrat)

$O<^{—Cl}_{—Cl}$ (sog. Unterchlorigsäure-Anhydrid)

Das Molecül des Stickstoffes (Nitrogenium) besitzt die Formel:

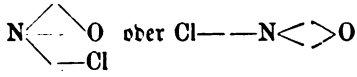
das seiner Wasserstoffverbindung (Ammoniak, NH_3) die folgende:



Auch in diesem Systeme können wir die Wasserstoffatome durch äquivalente Mengen anderer Elemente ersetzen; wollen wir z. B. den Wasserstoff durch Sauerstoff ersetzen, so werden wir, da 1 Sauerstoffatom genau 2 Wasserstoffatomen äquivalent ist, 2 Wasserstoffatome zu streichen und durch 1 Sauerstoffatom zu ersetzen haben; wir können ferner das

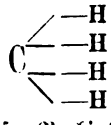
Digitized by Google

noch restirende Wasserstoffatom durch ein, wie es selbst, einwerthiges Chloratom ersetzen und gelangen so zu einem Körper von der Formel:

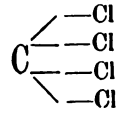


das sogenannte Nitrosylchlorid.

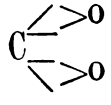
Bei den Verbindungen des Kohlenstoffatomes endlich sind 4 Verwandtschaftseinheiten durch andere zu sättigen; der einfachste Kohlenwasserstoff, das sogenannte Grubengas (CH_4), ist durch folgende Formel auszudrücken:



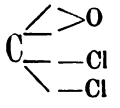
während, wenn wir den Wasserstoff dieser Verbindung durch Chlor, Sauerstoff oder beide ersetzen, wir zu folgenden Verbindungen gelangen:



(Chlorkohlenstoff)

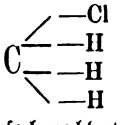


(Kohlensäure)

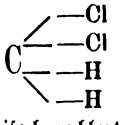


(Chlorkohlenoxyd)

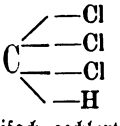
Ebenso einfach erklärt sich dann die Constitution von Verbindungen, in welchen der Wasserstoff des Grubengases nur theilweise ersetzt ist, wie z. B.:



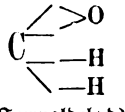
(einfach gechlortes Grubengas)



(zweifach gechlortes Grubengas)

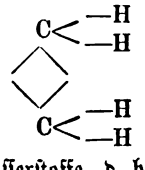


(dreifach gechlortes Grubengas oder Chloroform)



(Formaldehyd)

Aber auch die früher besprochene Fähigkeit der Atome, sich in verschiedenen Verhältnissen mit einander zu verbinden, findet ihre Erklärung: der Kohlenstoff z. B. verbindet sich mit dem Wasserstoffe nicht nur im Verhältnisse von 1 zu 4 Atomen, sondern auch in vielen anderen Verhältnissen; so besteht z. B. das vorher erwähnte Aethylen aus 2 Atomen Kohlenstoff und 4 Atomen Wasserstoff (C_2H_4). Die Constitution dieses Körpers erklärt sich einfach durch die Annahme, daß in seinem Molecüle die beiden Kohlenstoffatome sich mit je zweien ihrer Verwandtschaftseinheiten gegenseitig sättigen, während die von jedem Kohlenstoffatome noch übrigen je zwei Verwandtschaftseinheiten mit Wasserstoff gesättigt sind; wir gelangen so für das Aethylen zu der Constitutionsformel:

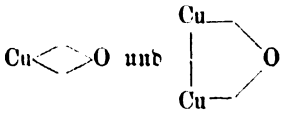


und noch zahlreiche andere Kohlenwasserstoffe, d. h. Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasserstoff nach anderen Verhältnissen, lassen sich in ebenso einfacher Weise erklären.

Ganz entsprechend erklären sich die verschiedenen Verbindungen, die z. B. das zweiwerthige Kupfer mit dem gleichfalls zweiwerthigen Sauerstoffe eingeht, und denen die

Digitized by Google

Formeln CuO (Kupferoxyd) und Cu_2O (Kupferoxydul) zukommen. Die Constitutionen dieser Verbindungen, von denen die erste in ihrem Molecüle ein Atom Kupfer auf ein Atom Sauerstoff, die zweite 2 Atome Kupfer auf ebenfalls 1 Atom Sauerstoff enthält, werden ausgedrückt durch die Formeln:



Kupferoxyd Kupferoxydul

Die wenigen hier angeführten Beispiele von sogenannten Constitutionsformeln, Formeln, welche den Zusammenhang und die Anordnung der Atome in den Molecülen ausdrücken sollen, mögen genügen, und es sei nur hinzugefügt, daß Hunderte und Tausende von Verbindungen sich in dieser Weise befriedigend erklären lassen.

Blicken wir nun zurück auf die zuerst aus der Dalton'schen Atomtheorie gefolgerten Gesetze, so dürfen wir uns rühmen, die auf denselben noch haftenden Unklarheiten glücklich überwunden zu haben. Wir strebten zunächst danach, den unwissenschaftlichen Begriff, den das Gesetz der multiplen Proportionen involvirt hatte, zu entfernen, und wir werden nach dem Obigen nicht bezweifeln können, daß wir desselben fortan füglich entbehren können. Dalton nahm an, daß sich die Elemente im Verhältnisse ihrer Atomgewichte und einfacher Multipla derselben mit einander verbinden können, und wir sahen, daß hierbei eine Gränze zu ziehen zwischen Verbindungen, die existiren und die nicht existiren können, unmöglich ist; es giebt Substanzen, die unzweifelhaft als einheitliche chemische Verbindungen anzusehen sind, und in deren Molecüle mehr als 100 Atome enthalten sind, und unter diesen nicht etwa sehr viel chemisch verschiedene, sondern nur drei, der Kohlenstoff, der Wasserstoff und der Sauerstoff. Das Stearin, eine einheitliche, rein chemische Verbindung, enthält in seinem Molecüle nicht weniger als 173 Atome, obwohl es nur Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff enthält, seine Formel ist nämlich $C_{57}H_{110}O_6$.

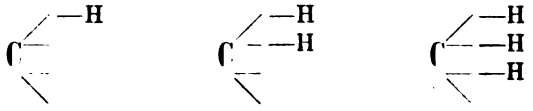
Darf man ein solches Atomverhältniß noch als ein einfaches bezeichnen? Es wird Wenige geben, die diese Frage bejahen, und dennoch wäre es ein wissenschaftlicher Unsinn, das Stearin aus der Reihe der wahren chemischen Verbindungen zu streichen. Auf dem Standpunkte, auf welchem wir angelangt sind, erscheint uns indessen die Beschränkung, welche durch den Begriff des einfachen Verhältnisses eingeführt ist, als durchaus überflüssig, ja geradezu als irrig und verwerflich. Dennoch werden wir nicht eine jede Verbindung, für die man eine beliebige Formel aufgestellt, für existenzfähig halten, vielmehr sind wir in der Lage, mit ziemlicher Sicherheit zu entscheiden, ob die Existenz einer Verbindung theoretisch möglich oder unmöglich ist.

Wenn eine Verbindung wirklich soll existiren können, so muß die Zahl und Anordnung der Atome in deren Molecüle so getroffen sein, daß die Verwandtschaftseinheiten der einzelnen Atome sich genau untereinander ausgleichen und entsprechen, daß für jede Affinität eines Atomes die eines anderen vorhanden ist, welche dieselbe sättigt.

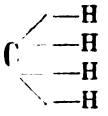
Mit dieser einfachen Regel bewaffnet, werden wir z. B. ohne Weiteres einsehen, daß ein Kohlenwasserstoff von der Formel CH unmöglich existiren kann, denn der Kohlenstoff ist 4werthig und bedarf daher zu seiner Sättigung mindestens 4 Atome Wasserstoff. Demnach ist das Grubengas: CH_4 der einfachste Kohlenwasserstoff, der existiren kann, und zugleich der einzige Kohlenwasserstoff, der nur 1 Atom Kohlenstoff enthält; eine Verbindung CH

Digitized by Google

ist unmöglich, ebenso wie eine solche von der Formel CH_2 oder CH_3, und die Schemata, die wir für chemische Verbindungen zu brauchen uns gewöhnt haben, werden uns durch das Vorhandensein ungesättigter, unbefriedigter Verwandtschaftseinheiten ohne Weiteres die Unmöglichkeit solcher Verbindung zeigen:

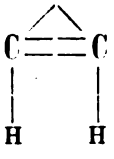


erst die Verbindung CH_4



ist existenzfähig, sie ist, wie wir zu sagen pflegen, gesättigt, d. h. einer jeden Verwandtschaftseinheit des Kohlenstoffatomes entspricht eine Verwandtschaftseinheit eines anderen Atomes, welche sich durch einander sättigen.

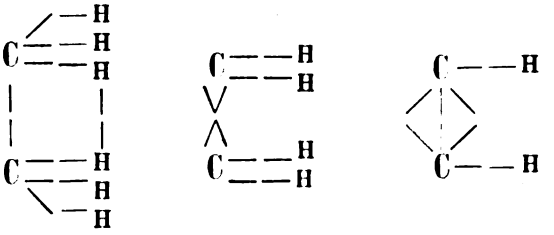
Hiermit ist indessen keineswegs gesagt, daß es keinen Kohlenwasserstoff geben kann, welcher weniger als 4 Atome Wasserstoff enthält; vielmehr ist ein solcher sehr wohl denkbar, nur müssen in diesem Falle die durch Wasserstoff nicht gesättigten Affinitäten des Kohlenstoffatomes durch die Affinität eines anderen Kohlenstoffatomes gesättigt sein. In der That kennen wir einen Kohlenwasserstoff, das sogenannte Acetylen, welcher nur 2 Atome Wasserstoff im Molecüle enthält; dieser Körper hat die Zusammensetzung C_2H_2, und seine Constitution wird durch folgendes Schema ausgedrückt:



Wie man sieht, haben sich hier je 3 Affinitäten der beiden Kohlenstoffatome mit einander vereinigt, und die so übrigbleibenden Kohlenstoffaffinitäten (nur zwei an der Zahl) sind durch zwei Atome des einwerthigen Wasserstoffes vollständig gesättigt.

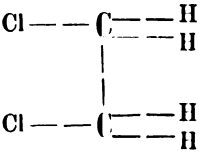
Die hier mitgetheilten Theorien haben nun gleichzeitig den großen Vortheil, daß sie uns nicht nur die Existenzfähigkeit, sondern auch das chemische Verhalten einer Substanz, in gewissen Gränzen wenigstens, vorauszusagen erlauben. Inwiefern das möglich ist, werden wir am besten an einem Beispiele verfolgen, zu welchem wir drei Kohlenwasserstoffe wählen, welche sämmtlich zwei Atome Kohlenstoff im Molecüle enthalten und sich nur durch den verschiedenen Gehalt von Wasserstoff von einander unterscheiden. Es sind dies die Kohlenwasserstoffe: Aethan C_2H_6, Aethylen C_2H_4, Acetylen C_2H_2, von denen wir die beiden letzteren schon vorher kennen gelernt haben. Die Constitution dieser Körper drücken wir durch folgende Formeln aus:

Digitized by Google

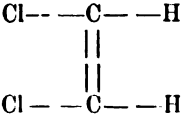


Aethan Aethylen Acetylen

Was das chemische Verhalten dieser Körper anlangt, so müssen wir erfahrungsmäßig und ebenso im Einklange mit der Theorie das Molecül des ersteren als ein vollkommen geschlossenes betrachten, an welches wir unter keinen Umständen mehr andere Atome anlagern können, da, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu zerstören, keine Verwandtschaftseinheit in dem Systeme freigemacht und zur Aufnahme eines anderen Atomes verwendet werden kann. Anders verhält es sich mit dem Aethylen. In diesem sind die beiden Kohlenstoffatome in einer gewissermaßen überflüssig festen Art aneinandergekettet, sie sind, wie man zu sagen pflegt, durch doppelte Bindung mit einander vereinigt, und es kann, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu stören, die eine dieser beiden Fesseln gelöst werden; wenn dies aber geschieht, so entsteht ein freier Platz im Molecüle, indem zwei Verwandtschaftseinheiten frei werden, und diese werden mit der größten Heftigkeit sich mit anderen Atomen zu verbinden streben. Demnach finden wir denn in Wirklichkeit, daß, während das Aethan unter keinem Umstande andere Elemente aufzunehmen im Stande ist, das Aethylen sich sehr leicht mit Chlor verbinden läßt. In der That braucht man dasselbe nur mit Chlor in Berührung zu bringen, um sofort eine Vereinigung der beiden eintreten zu sehen; es entsteht in diesem Falle ein Körper mit einfacher Bindung der Kohlenstoffatome, und es werden zwei Atome Chlor aufgenommen. Der so entstehende Körper, das Aethylenchlorid, hat folgende Formel:

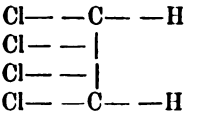


Nach diesen beim Aethylen gesammelten Erfahrungen wird es keinerlei Schwierigkeiten haben, das chemische Verhalten des Acetylens zu prognosticiren. Ohne weitere Ueberlegung werden wir bei der Betrachtung seiner oben mitgetheilten Constitutionsformel erklären, daß dasselbe im Stande sein muß, 4 Atome Chlor aufzunehmen, wie denn dies in der That durch den Versuch bestätigt wird; ja noch mehr, wir werden prophezeien können, daß die Einwirkung des Chlors auf Acetylen in zwei verschiedenen Phasen verlaufen muß: in der ersten Periode wird das Acetylen, indem nur zwei seiner „überschüssig gebundenen" Kohlenstoffaffinitäten sich lösen, 2 Atome Chlor aufnehmen und ein Acetylen-Dichlorid bilden:



Digitized by Google

Allein auch diese Verbindung enthält, wie man leicht sieht, noch zwei überschüssig gebundene Affinitäten, sie ist dem Aethylen vergleichbar und wird demnach im Stande sein, nochmals zwei Atome Chlor aufzunehmen. Und auch dieser Voraussetzung entspricht der Versuch vollkommen; das Acetylen-Dichlorid geht bei weiterer Einwirkung in eine 4 Atome Chlor enthaltende Verbindung, in das Acetylen-Tetrachlorid über:



welches nunmehr aber unter keinem Umstande weiter Chlor aufnehmen kann, da es jetzt, auf derselben Stufe wie das Aethan stehend, ein vollkommen unangreifbares, in jeder Beziehung auf die einfachste Weise und ohne doppelte Bindung gesättigtes Molecül darstellt.

Die schönsten und wichtigsten Erfolge, welche die mitgetheilten Theorien erreichten, sind indessen zu suchen in der Erklärung der sogenannten Isomerie-Erscheinungen, einer ehemals räthselhaften Classe von Phänomenen, vor welchen der menschliche Geist noch heute als vor einem für ihn unlösbaren Probleme stehen würde, wenn ihm nicht die zuvor besprochenen Theorien den Schlüssel geliefert hätten, mit dessen Hülfe er nicht nur in jenes wunderbare Gebiet eintreten, sondern sich in demselben alsbald so heimisch machen konnte, daß er auch hier die anfangs unerklärlichen Erscheinungen zu prognosticiren und sogar willkürlich hervorzurufen im Stande ist. Wir wollen daher zum Schlusse noch mit einigen Worten auf das merkwürdige und interessante Capitel, die Lehre von der Isomerie der chemischen Verbindungen, eingehen.

Die chemische Individualität eines Körpers wird bedingt durch seine Eigenschaften und seine Zusammensetzung. Wenn wir einen Körper analytisch untersuchen, so ist dies nichts Anderes als ein Feststellen seiner Individualität, wir suchen seine Eigenschaften und seine Zusammensetzung zu ermitteln, und wenn wir diese festgestellt und mit denen eines bekannten Körpers genau übereinstimmend gefunden haben, so können wir ihn mit Sicherheit mit diesem identificiren. Gesetzt z. B., wir beschäftigen uns mit der Untersuchung eines uns zufällig in die Hände gekommenen oder zur Untersuchung übergebenen Körpers, und wir finden bei diesem Körper, daß er alle Eigenschaften des Kupferoxydes (CuO) besitzt, und daß seine Zusammensetzung die nämliche ist, d. h. daß er in seinem Molecüle 1 Atom Kupfer auf 1 Atom Sauerstoff enthält, so werden wir mit Sicherheit behaupten können: dieser Körper ist Kupferoxyd; oder wir erklären, dieser Körper ist mit Kupferoxyd identisch.

Nun findet man aber bei der Untersuchung von Körpern, daß sie genau die Zusammensetzung eines schon bekannten Körpers, daß sie aber ganz andere Eigenschaften als dieser bekannte Körper besitzen. Solche Körper können wir dann unmöglich als mit einander identisch bezeichnen, da sie ja verschiedene Eigenschaften besitzen, sondern wir bezeichnen dieselben, da sie gleich zusammengesetzt sind, gleiche Bestandtheile enthalten, als isomer (gleich zusammengesetzt). Ein Beispiel solcher Isomerie ist z. B. das folgende.

Wir haben im Vorhergehenden die Kohlenwasserstoffe Grubengas, (CH_4) und Aethan (C_2H_6) kennen gelernt. Ein Kohlenwasserstoff, welcher sich diesen sehr ähnlich verhält, ist das sogenannte Propan (C_3H_8), welches wir jetzt mit in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen wollen. Alle diese Kohlenwasserstoffe sind „der Substitution fähig", d. h.

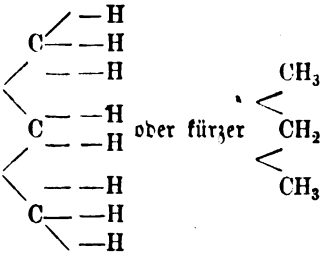
Digitized by Google

man ist im Stande, in ihnen ein Wasserstoffatom durch ein Chloratom zu ersetzen. Man erhält in diesem Falle aus dem Grubengase den Körper CH_3Cl (das ist CH_4, in welchem 1 H durch Cl ersetzt ist), welchen man als Chlormethyl bezeichnet; aus dem Aethan (C_2H_6) das Chloräthyl C_2H_5Cl und aus dem Propan (C_3H_8) das Chlorpropyl C_3H_7Cl.

Das Chlorpropyl ist nun einer jener Körper, welcher die wunderbare Erscheinung der Isomerie in ebenso interessanter wie einfacher Weise zeigt. Wir kennen nämlich zwei Körper, welche ganz verschiedene Eigenschaften (verschiedenen Geruch, Siedepunkt, specifisches Gewicht u. s. w.) zeigen und welche dennoch beide genau dieselbe Zusammensetzung besitzen; beide enthalten in ihrem Molecüle genau 3 Atome Kohlenstoff, 7 Atome Wasserstoff und 1 Atom Chlor, sie haben daher beide die Formel C_3H_7Cl und sind daher beide als Chlorpropyle zu bezeichnen; die beiden Verbindungen sind mit einander isomer. Wie ist nun diese merkwürdige Erscheinung zu erklären?

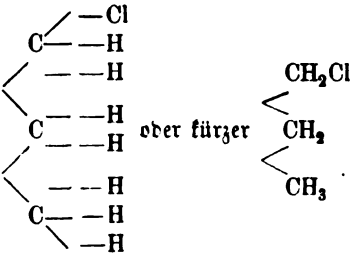
Wären wir nicht durch die zuvor besprochene Untersuchung dazu gelangt, uns über die Lagerung der Atome im Molecül eine Vorstellung zu bilden, so müßte diese Frage von vornherein als unlösbar bezeichnet werden. Die Resultate der Forschung haben aber nicht nur die Frage gelöst, sondern noch mehr als das: sie erklären die Existenz einer solchen Isomerie für nothwendig, sie prognosticiren dieselbe, und die Chemiker würden, selbst wenn die beiden isomeren Chlorpropyle noch nicht dargestellt wären, die Existenz derselben als unbedingt möglich annehmen und nicht eher ruhen, bis es ihren experimentellen Arbeiten gelungen wäre, beide isomeren Verbindungen wirklich darzustellen.

Betrachten wir, um einen Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen, die Constitution desjenigen Körpers, von welchem sich das Chlorpropyl durch Substitution ableitet, des Propans, C_3H_8; in diesem Körper sind 3 Atome Kohlenstoff mit einander in Verbindung getreten, und es sind somit von den zwölf Verwandtschaftseinheiten derselben, da ja vier zum Zusammenhalten der Kohlenstoffatome erforderlich sind, noch acht Verwandtschaftseinheiten übrig, welche durch acht Wasserstoffatome gesättigt werden; die Constitution des Propans wird durch folgende Formel ausgedrückt:

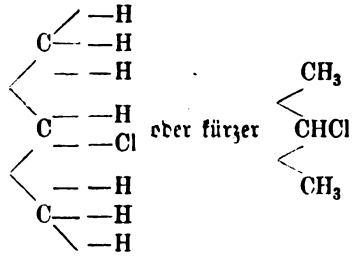


Man sieht auf den ersten Blick, daß in dieser Formel zwei verschiedenartige Gruppen von Wasserstoffatomen sich befinden; eine Gruppe nämlich von 2 Atomen (die in der Formel in der Mitte befindliche) und zwei unter einander identische Gruppen von 3 Atomen (die an den beiden Enden der Formel aufgezeichneten). Wenn nun ein Wasserstoffatom des Propans entfernt und durch Chlor ersetzt wird, so muß es offenbar für die resultirende Verbindung von der größten Wichtigkeit sein, welcher dieser beiden Gruppen das ersetzte Wasserstoffatom angehört; befand sich dasselbe in einer der aus 3 Atomen bestehenden Gruppen, so wird ein Chlorpropyl von folgender Formel resultiren:

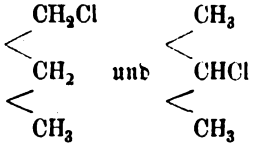
Digitized by Google



während, wenn die Substitution eines der beiden Wasserstoffatome, welche nur zu zweit bei einander stehen, also die mittlere Gruppe betrifft, ein ganz anders constituirtes Chlorpropyl von folgender Formel resultiren wird:

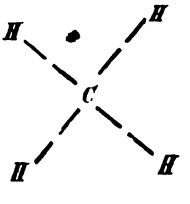


Die beiden so erhaltenen Chlorpropyle werden also durch zwei völlig von einander verschiedene Formeln ausgedrückt, nämlich:



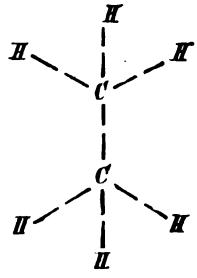
welche indessen dennoch beide die Zusammensetzung C_3H_7Cl ergeben; daß nun zwei so durchaus verschieden gebaute Körper auch in ihren Eigenschaften ganz verschieden sein müssen, leuchtet ohne Weiteres ein, und man wird daher die Isomerie der beiden Chlorpropyle nicht nur als in der Natur begründet, sondern auch als theoretisch vollkommen erklärbar und begreiflich bezeichnen.

Ja noch mehr; mit derselben Sicherheit, mit welcher wir theoretisch die Existenz zweier isomeren Chlorpropyle vorhersagen können, die sich beide vom Propan ableiten, können wir auch behaupten, daß sich vom Aethan und vom Grubengase, trotzdem sich dieselben dem Propan sehr ähnlich verhalten, niemals zwei isomere, sondern immer nur ein Chloräthyl und ein Chlormethyl ableiten lassen werden; das Grubengas CH_4 ist constituirt, wie es die folgende Formel ausdrückt



Digitized by Google

Man erkennt sogleich, daß die Plätze, welche die einzelnen Wasserstoffatome einnehmen, ganz genau gleich beschaffen, daß sie einander gleichwerthig sind, und an welcher Stelle man daher auch ein Atom Wasserstoff durch ein Atom Chlor ersetzt, man wird stets zu demselben Chlormethyl CH_3Cl gelangen; dieselbe Betrachtung ergiebt für das Aethan (C_2H_6) genau das nämliche Resultat; dieser Körper ist ebenfalls so constituirt, daß alle seine Wasserstoffatome identische Plätze im Molecüle einnehmen



oder

und das bei Ersetzung eines Wasserstoffatomes durch Chlor entstehende Chloräthyl kann daher nur durch eine einzige Formel ausgedrückt werden:

$$\begin{matrix} CH_2Cl \\ CH_3 \end{matrix} \text{ oder } \begin{matrix} CH_3 \\ CH_2Cl \end{matrix}$$

welche beide offenbar unter einander identisch sind. Diesen Betrachtungen entsprechen denn auch die Thatsachen vollkommen. So leicht es auch ist, die beiden isomeren Chlorpropyle darzustellen, so ist es doch trotz zahlloser Untersuchungen keinem Chemiker je geglückt, zu dem bekannten Chloräthyl noch ein isomeres hinzuzufügen. Der scharfsinnigste und geschickteste Chemiker würde seine ganze Kraft und alle Mittel der Wissenschaft vergeblich an dieser einen Aufgabe verschwenden, eben weil die Nichtexistenz eines solchen zweiten Chloräthyles in der Natur begründet ist; oder richtiger und jedenfalls bescheidener ausgedrückt: wenn es jemals einem Chemiker gelänge, ein zweites Chloräthyl darzustellen, so würde damit erkannt sein, daß die bisherige Wissenschaft auf irrigen Wegen geht und auf falschen Anschauungen beruht, und alle unsere Theorien müßten einer gewaltigen Umgestaltung unterzogen werden. Allein es liegt bisher zu einer solchen Annahme keinerlei Grund vor, und so lange wir noch wie heut im Stande sind, die Verhältnisse, wie wir sie in der Natur vorfinden, in befriedigender, ja oft in glänzender Weise durch unsere Theorie zu erklären und sogar zu prognosticiren, werden wir diese als auf der Höhe der Wissenschaft stehend und demnach der gegenwärtigen Epoche unseres Wissens und Denkens entsprechend anerkennen und cultiviren müssen.

Wir haben hier nur ein ganz einfaches, ja das einfachste Beispiel der Isomerie besprochen, welches existirt; es darf uns das für unsere Betrachtungen an dieser Stelle genügen. Doch müssen wir hinzufügen, daß nicht eins, sondern unzählige Beispiele derartiger Isomeriefälle in dem reichen Gebiete der Chemie aufgefunden sind und noch täglich aufgefunden werden, welche alle, mögen sie nun anfangs noch so räthselhaft und in den complicirtesten Formen verborgen auftreten, schließlich auf dieselbe einfache Weise wie die Isomerie der beiden Chlorpropyle erklärt werden.

Wir haben im Vorstehenden die rein geistigen Bestrebungen der Chemie zu beleuchten versucht und dargelegt, welche Zwecke von der eigentlichen wissenschaftlichen Chemie verfolgt

Digitized by Google

werden; der Leser wird sich überzeugt haben, daß die Darstellung bunter Farben, überraschender Effecte und nützlicher Heilmittel nur eine sehr beschränkte, kleine Unterabtheilung in dem Gebäude der chemischen Wissenschaft ausmacht, und daß bei weitem der größte Theil derselben sich mit der Lösung rein wissenschaftlicher, äußerlich weniger überraschender und dem großen Publicum fast gänzlich verborgener Aufgaben beschäftigt. Haben wir dadurch der Anerkennung, welche diese Wissenschaft auch in weitesten Kreisen findet, Abbruch gethan? Wir denken es nicht, sondern wir geben uns der Hoffnung hin, zu der richtigen Beurtheilung derselben beigetragen und die Ansicht zur Geltung gebracht zu haben, daß die Chemie nicht ein nützliches und durch besondere Intelligenz ausgezeichnetes Gewerbe, sondern eine wahre Wissenschaft ist, welche sich an idealer Bedeutung jedem anderen Zweige der Naturforschung würdig an die Seite stellt. —

Die Croaten.

Eine Episode zu den österreichischen Verfassungswirren.

Als nach dem Prager Frieden die österreichische Monarchie aus Deutschland ausgeschlossen den Dualismus inaugurirte, dem Königreich Ungarn die verantwortliche Selbstverwaltung gewährt, und durch Patent vom 18. Februar 1867 der Graf Andrassy zum Präsidenten des neuen ungarischen Ministeriums ernannt war, trat auch in den übrigen Ländern des österreichischen Staaten-Conglomerates das Bestreben nach nationaler Selbstverwaltung wieder entschiedener hervor und verschwand seither nicht mehr von der Tagesordnung. Die verschiedenen Nationalitäten Cisleithaniens machten ihre Ansprüche an die Gewährung gleicher Rechte geltend, die Polen und Ruthenen Galiziens unterhielten seit Jahren Ausgleichsverhandlungen, die Dalmatiner, die Tyroler verlangten den Ausgleich, im letzten Jahre war den Böhmen unter dem Ministerium Hohenwart sogar die czechische Königskrönung in nahe Aussicht gestellt. Sie Alle wollten von den ihnen, wie sie sagten, verhaßten Deutschen, welche, dessen waren die Czechen sich ebenso bewußt, die höhere Cultur vertraten, nicht abhängig sein. Ebenso wollten in Transleithanien die slavischen Landestheile, Slavonien und Croatien von den Ungarn nicht abhängig sein, am wenigsten sich in ihrer Sprache von ihnen terrorisiren lassen. Hohenwart hatte das Schlimmste dazu beigetragen, ihre Forderungen bis zum Aeußersten zu spannen, wie sie von ihm gar nicht realisirt werden konnten, um so weniger, als deren Führer stets die Ansprüche steigerten, wenn sie die Erfüllung vorhergehender in Aussicht hatten.

Standen jene Cisleithanier, eifersüchtig auf einander, nur auf dem eigenen Boden, so hatten diese, die Transleithanier ihre Verbündeten in den Nachbarn, welche auf eine Gelegenheit zum Aufstande paßten oder wenigstens darauf vorbereitet waren, bei einer Erhebung ihre eigenen Zwecke zu erreichen. Erlangten die Polen Concessionen, so waren die Ruthenen unzufrieden und verlangten eine Theilung Galiziens, die Czechen agitirten desto mehr für ihre Absichten. Gelang es diesen, einige Aussicht auf die Gewährung ihrer Forderungen zu erreichen, so faßten die Polen ihrerseits Muth, so daß sogar aus

Digitized by Google

Preußen und Rußland die Augen aller ihrer Compatrioten sich hoffnungsvoll auf sie richteten. Während diese aber darauf ausgingen, alles gegnerische Element, das Deutsche, zu unterdrücken und zwar nicht nur im eigenen Lande, sondern auch in den wirklich deutschen Landestheilen Oesterreichs, weil sie deren Culturzustand haßten, war bei den transleithanischen Slaven nur die Absicht vorherrschend, dem dominirenden ungarischen Volke zu entgehen und ihre Nationalität vollständig zu bewahren. Diese Kämpfe der Slavonier und namentlich der Croaten, die sich ebenso wie jene rühmten, ein eigenes unabhängiges Königreich gewesen zu sein, haben bis in die letzten Tage fortgedauert, durch verschiedene Herausforderungen der Ungarn mitunter ganz erbittert, und haben erst kürzlich, so wie es scheint, einen vorläufigen Abschluß gefunden. Diese Verhältnisse in Croatien, welche einen Theil der österreichischen Verfassungswirren bilden, wollen wir näher betrachten.

Croatien war bekanntlich ein Theil der römischen Provinz Illyrien, nachher im Besitze der Ostgothen, Avaren, unter der Herrschaft der byzantinischen Kaiser, dann unabhängig als Königreich Croatien, oder mit Dalmatien vereinigt, bald von den Türken, bald von den Ungarn in Besitz genommen. Durch Verträge und Friedensschlüsse war nach und nach eine Theilung eingetreten; der kleinere Theil war türkisch geblieben und ein Sandschak der Provinz Bosnien, wogegen der größere Theil — durch die Save von jenem getrennt, so daß z. B. der Theil der Stadt Gradischka nördlich von dem Flusse österreichisch, der südliche türkisch wurde, — mit einem Flächeninhalte von 172,4 Quadratmeilen an Oesterreich gekommen und mit schützenden Militärcolonnen besetzt war. Die Einwohner waren diesseits wie jenseits des Flusses Christen geblieben, trotz aller Anstrengungen der südlichen Eroberer, getreu ihren Traditionen mit Feuer und Schwert ihre Religion zu verbreiten, aus ihnen Anhänger des Islam zu machen.

Die Revolution in Ungarn im Jahre 1848 hatte großen Einfluß auf die Croaten ausgeübt und die Erfolge ihres Banus Jellacic erweckten in ihnen das Streben wieder, sich unabhängig zu machen. Sie erlangten auch, daß im nächsten Jahre die Trennung von Ungarn ausgesprochen, und Croatien mit Slavonien verbunden zum eigenen Königreiche einschließlich des croatischen Küstenstriches von Fiume gemacht wurde. Die Croaten hatten dann bis zum Jahre 1860 österreichische Gesetzgebung, doch wurde durch Diplom vom 20. October 1860 die frühere Verfassung sowie nationale, politische und Justiz-Verwaltung wieder hergestellt. Ihren Landtag hatten die Croaten nach der provisorischen Wahlordnung vom 24. Mai 1865 zu wählen. Ihre nachherige Verbindung mit Ungarn durch die Gesetze vom Jahre 1867 veranlaßte neue Opposition, die mitunter so hitzig und aufregend war, daß man dem Aufstande entgegensah. Dazu kam, wie erwähnt, die Unterstützung, welche die Croaten in ihren Nachbarn oder in stammverwandten Ländern für ihre Revolutionsgedanken erhielten. Sie sahen einmal in Siebenbürgen die Sachsen zu Mediasch ihre deutschen Parteiversammlungen abhalten, zur Pflege ihrer Nationalitäts- und Culturinteressen die Sicherung aller Freiheiten beanspruchen, sie meinten für ihre Nationalität dieselben Ansprüche machen zu können, die man ihnen nicht zugestand. Auf der anderen Seite hatten sie zugesehen, wie die österreichische Statthalterschaft, als sie mit Gewalt nicht viel ausgerichtet, sogar durch Geldspenden die Pacification Dalmatiens zu Stande gebracht und die Städte bis zur Illumination enthusiasmirte hatte.

Daß diese Ruhe wirklich eine vollständige war und sich eine Erhebung nicht wieder-

Digitized by Google

holen würde, davon konnte man freilich gar nicht überzeugt sein. Aber es wurden den Dalmatiern doch auch Zugeständnisse gemacht, die z. B. darin bestanden, daß die dalmatinische Sprache in allen Aemtern des Landes eingeführt, bei Besetzung der wichtigeren Stellen in der Verwaltung derselben nach den Wünschen der Nationalen vorgegangen, daß die Dotation aus den Staatsfonds zur Hebung der Volksschulen vermehrt, endlich Eisenbahnvorlagen und Gesetzentwürfe zur Regulirung und Entsumpfung der Narenta baldigst eingebracht werden sollten. Sie sahen in Cisleithanien das Ministerum Hohenwart den Czechen schmeicheln, den Polen Hoffnungen machen, den Tyrolern Aussichten eröffnen. Sie waren höchlichst unzufrieden mit der ungarischen Verwaltung und wurden zudem noch aufgehetzt durch Agenten, welche die Czechen in Skrejskowsky und Oliva nach Agram sandten, um die Croaten in ihrer Renitenz zu ermuntern. Natürlich erklärten dann Oppositionsblätter wie „Obzor" unter Anderm: „So wie der Widerstand der Czechen die moralische Kraft Croatiens gestärkt, so bringt das Gelingen der czechischen Pläne die Wünsche der Croaten der Erfüllung näher; doch nicht zu dem Zwecke, daß wir die göttlichen und geschriebenen Gesetze Ungarns vernichten, sondern daß wir diejenigen wieder auflegen lassen, welche Croatien betreffen. In diesem Unternehmen wird Gott, jeder Rechtliebende, unser erwachtes Bewußtsein und das fortschreitende Böhmen uns beistehen!"

Die Agitationen verbreiteten sich aber viel weiter, und die Ziele gingen noch über jene hinaus. Die dalmatinische Klaic-Partei stellte die Losreißung von Oesterreich ganz offen als Ziel hin und forderte die Bildung des illyrischen Reiches, bestehend aus Dalmatien, Serbien, Bosnien, Montenegro, Istrien, Herzegowina, Militärgränze, Croatien, Slavonien, Banat, Fiume, Kärnthen, Krain, Steyermark. So wenig hatten alle Versprechungen der Regierungsorgane bei den Ultras gefruchtet, ja es schien sogar, als wenn diejenigen recht hätten, welche meinten, sie wären überhaupt nur gemacht worden, um Herrn Minister Schäffle's Wahl durch den dalmatinischen Grundbesitz in den Reichsrath zu fördern. Auch von einem Slaven-Congresse träumten die Anhänger dieser Verbindung, dessen Hauptaufgabe nichts Geringeres wäre, als „den Baum des Friedens und der Freiheit aller Völker Oesterreich-Ungarns aufzurichten". Im December 1870 fand auch eine Versammlung der Südslaven in Laibach statt, welche ein Programm feststellten, das als Manifest verbreitet werden sollte. Es hieß darin: „Die Einigkeit der Südslaven, beginnend mit dem Bestande der Nation, blieb durch alle Weltereignisse unbeirrt, ununterbrochen lebendig im nationalen Bewußtsein, wovon wohl die Gemeinsamkeit der Sprache den besten Beweis liefert. Die Südslaven, welche unter verschiedenen Namen als Slovenen, Croaten und Serben in den Ländern der Habsburgischen Monarchie leben, fühlen heutzutage ganz ähnliche nationale Bedürfnisse. Damit diesen entsprochen und die nationale Existenz gesichert wird, vereinigen sie alle ihre moralischen und materiellen Kräfte und wollen dieselben zu ihrer Vereinigung auf literarischem, nationalökonomischem und politischem Felde ausnützen. Diesen Beschluß verkünden sie den Staatsmännern der österreichischen Monarchie und allen Nationen derselben, damit sie erfahren, daß die Südslaven mit allen gesetzlichen Mitteln zur Verwirklichung ihrer Vereinigung in angedeuteter Weise arbeiten wollen, zu eigenem Nutzen und Rechte, doch zu Niemandes Schaden oder Unrecht." Ein Comité wurde von dieser Versammlung gewählt, welches die Vorarbeiten zur „Gründung des großen südslavischen Reiches" leiten sollte.

Nach dem ungarischen Ausgleiche war im Jahre 1867 Banus Rauch unter günstigen

Digitized by Google

Verhältnissen nach Agram gekommen, und doch vermochte er nicht die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um die Croaten zu befriedigen und sich selbst längere Zeit zu halten. Sein Verfahren, durch Wahl gefügiger Beamten einen Landtag zusammen zu bringen, der zu Allem seine Zustimmung gab, die Annahme unfähiger Beamten, das Unbeachtetlassen aller, auch der gerechtesten Beschwerden erweckte die verstummte Opposition, die jetzt in Folge der Polizeimaßregeln — Presse, Vereins- und Versammlungsrecht waren unterdrückt — um so erbitterter auftrat. Daß eine Verwaltung keine geordnete sein konnte, in der nicht blos unfähige, sondern bestechliche und betrügerische Beamte waren, ist erklärlich. Die natürliche Folge davon war, daß viele bisherige Anhänger der Regierung sich von ihr und von den Unionisten, welche die innige Verbindung mit der Regierung vertraten, abwendeten und entweder den Nationalen beitraten, welche von Union nichts wissen wollten, oder gar der Partei der Panslavisten, an deren Spitze der Bischof Stroßmayr stand. Die Partei, welche der Regierung noch anhing, war ungeschickt, kraft- und muthlos. Banus Rauch schuldete bei dieser Wirthschaft seit vier Jahren die Steuern und wurde endlich, nachdem dies bekannt geworden, am 27. Januar 1871 durch den bisherigen Minister für Croatien, Bedekovic ersetzt. Die Nationalen waren über diesen Wechsel so erfreut, daß sie ihrem Führer Mazuranic in Agram einen Fackelzug brachten.

Aber die Befriedigung konnte nicht von Bestand sein, denn die ungarische Regierung sorgte nicht für die Abstellung der alten Uebelstände, und wo sie es versuchte, wurde ihr im Geheimen entgegengearbeitet; so von der clericalen Partei. Diese hoffte, es werde ihr gelingen, die revolutionären Elemente der Linken in Ungarn zu stärken, um die Krone aus Furcht vor einer Revolution das parlamentarische Regiment, bei dem sie keine Aussichten für sich hatte, sistiren zu sehen. Sie begünstigte das Liebäugeln mit Kossuth und mit dem Föderalismus, das Nationalitätenprincip, und suchte auch den eingeleiteten Ausgleich mit den Croaten, Serben und Rumänen, so weit die letzteren in den südlichen Provinzen seßhaft, auf dieselbe Art zu hintertreiben. Denn wenn die Opposition zu weitergehenden Forderungen aufgestachelt wurde, war der Ausgleich unmöglich. Dazu kamen unglückliche Magyarisirungsversuche, welche die nicht ungarische Bevölkerung erbitterten oder die Regierung blosstellten. In einem Erlasse verfügte z. B. das Communications-Ministerium, daß sämmtliche Transportanstalten des Landes inclusive Staatsbahn und Südbahn von 1873 ab im inneren und äußeren Verkehr ausschließlich die magyarische Sprache einzuführen hätten. Man vergaß dabei aber ganz, daß die ungarische Sprache gar keine termini technici für den Eisenbahnverkehr besitzt, der Erlaß also unausführbar war.

Der Landtag zeigte daher auch nach der Neuwahl dieselbe Opposition wie früher und wurde im Laufe des Jahres 1871 drei Mal vertagt, ohne nur seine Thätigkeit aufnehmen und das Budget feststellen zu können. Ein im September von 54 nationalen Abgeordneten in einem Manifest an ihre Wähler erlassener Protest stellte als Ziel die Freiheit und Selbständigkeit des dreieinigen Königreiches (Croatien, Slavonien, Dalmatien) hin und sprach die Erwartung aus, die Gerechtigkeitsliebe der Krone werde nicht zulassen, daß das croatische Volk länger seines Rechtes und der Wohlthaten des constitutionellen Lebens beraubt werde. Die durch die Regierung selbst herbeigeführte Budgetlosigkeit in Croatien war nicht geeignet, die Lage erträglicher zu machen.

Um so bedenklicher mußte jetzt für die Regierung ein Aufstand sein, der in der croatischen Gränze (Militärgränze) im October ausbrach und das ganze Land in Flammen

Digitized by Google

zu setzen drohte. Die Bevölkerung steht zwar auf einer niedrigen Culturstufe, hat aber genügende natürliche Geistesanlagen, um „als halbe Advocaten oder Diplomaten", wie sie ein Wiener Journal nannte, schon seit langer Zeit erkannt zu haben, daß die Zustände unhaltbar seien und die Auflösung der Militärgränze ein Gebot der Nothwendigkeit. Eine Ausnahme machten allerdings die Officiere und übrigen Staatsangestellten, welche ihre Stellungen als Sinecuren betrachteten und an der türkenähnlichen Paschawirthschaft Vergnügen fanden. Diese suchten daher jeden Gedanken an eine Aenderung der Zustände möglichst zu unterdrücken. Erst als sie in neuerer Zeit einsahen, daß sie nicht mehr würden Widerstand mit Erfolg leisten können, gaben sie ihn auf in der Hoffnung, bei erster Gelegenheit wieder festen Fuß fassen zu können. An Ungarn wollten sie sich bei alledem aber nicht angeschlossen sehen und hielten es deshalb mit der Opposition. Die Gränzer selbst wollten über ihr Schicksal gefragt werden und es allein entscheiden.

Die südslavischen Hetzblätter hatten bereits angekündigt, daß dem Proteste der Abgeordneten auch eine That folgen werde; man glaubte jedoch, es würden nur unbedeutende Demonstrationen sein, wie die Zustimmungserklärung einiger Gemeinden und ein bald beseitigter Conflict der Gemeinde in Sissek mit dem königlichen Commissar General Rosenzweig. Die Agitation hatte sich aber mehr nach dem Littorale gewendet, wo die Einwohner glaubten, was man ihnen vorredete, wenn es selbst Unsinn oder Lügen waren, und dadurch genügend gereizt waren, um sich der Recrutirung zu widersetzen. An einem solchen Krawalle mußten sich Mütter, Weiber, Geliebten und Freunde betheiligen, und der Spuk wurde in Fiume so arg, daß der Recrutirungscommissär und der Gouverneur mußten zu entkommen suchen, bis Truppenverstärkungen ankamen. In den ersten Tagen des October hatte die Recrutirung begonnen; an einzelnen Orten verlief das Geschäft ruhig, an anderen aber flüchteten sich die Militärpflichtigen nach den Bergen und wiegelten dort das Volk auf.

Oestlich vom Fiumaner Comitate, im Süden begränzt vom Ottocaner Regimente, im Norden von Steyermark respective den julischen Alpen, im Nordosten von Bezirk und Festung Karlstadt, im Südosten vom Szluiner Regimente, liegt das Regiment Ogulin, eines der vier Karlstädter Gränzregimenter. Sitz des Regimentes ist der Marktflecken Ogulin; ein Compagniebezirk liegt in dem südöstlich von Ogulin befindlichen Rakovicza, das an der Sohle des Koronaflusses direct bis zur Festung Karlstadt führt. Dort brachen die Unruhen, von den Flüchtlingen des Fiumaner Comitates veranlaßt, aus. Das Waffenmagazin wurde geplündert, ein Unterofficier erschossen, und der Major gefangen weggeführt. Der Zug bewegte sich dann auf der Straße fort, die nach der Festung Karlstadt führt, um diese wenn möglich zu überrumpeln. Der commandirende General, F.-M.-L. von Mollinary war aber bereits am Tage vorher in Kenntniß gesetzt worden, daß sich in der Rakowiczaer Compagnie bei einem degradirten Feldwebel Rade Cuic die Aufwiegler Kwaternik, Rakiasch und Starcevic eingefunden und Berathungen gehalten hätten, wie auf ein aus Agram auszusendendes Aviso im Verein mit Serbien, Dalmatien, Montenegro und Bosnien der Aufstand auszubrechen habe. Die dienenden und ausrollirten Gränz-Unterofficiere sollten unter Versprechung der Erlangung von Officierschargen geworben oder durch Drohungen mit dem Tode zur Theilnahme gezwungen werden. So ganz unvorbereitet war daher die Festung Karlstadt auch nicht, und obwohl aus den zwei bis dreihundert Männern, die ein Regierungs-Telegramm erwähnte, (welches

Digitized by Google

meldete, der Aufstand sei localisirt worden), auf dem Wege ebenso viele Tausend geworden waren, so gelang die Ueberrumpelung nicht.

Man befürchtete, daß sich die Bewegung nach dem Süden, nach Ottacac und Licca verpflanzen könnte und dann gefährlicher würde, weil dort ein wilder und ungestümer wie uncivilisirter Volksstamm wohnt, der sich von den Bocchesen nicht unterscheidet; die hohen Berge würden ihnen Schutz gewähren und sie zu Herren der Situation machen. Machte doch die Bewältigung in Rakovicza schon bedeutende Schwierigkeit. Beschwerlich war es für die aufgebotenen Regimenter, das Ottocaner und Sluiner, concentrisch gegen die Aufständischen loszugehen; die Stabsstation des zweiten Regimentes war in gerader Linie sieben Meilen von Rakovicza entfernt und durch hohe unwegsame Gebirge getrennt; zudem mußten die Mannschaften von ihren häuslichen und ländlichen Beschäftigungen erst herbeigeholt werden. Den officiellen Nachrichten zufolge, die übrigens, wie wir aus dem dalmatinischen Aufstande wissen, öfters an Mangel an Wahrheitsliebe litten, war der Aufstand in zwei Tagen beendet. Die Insurgenten fielen beim Ausgange des Waldes Ljubka in einen ihnen gelegten Hinterhalt; „Viele" (d. h. nur 63 Mann) wurden eingebracht, außerdem 194 Gewehre und eine Partie Monturstücke erbeutet.

Ein charakteristisches Actenstück wurde bei einem der Führer gefunden, welches eine Art Instruction für die Revolutions-Commission enthielt. Nach der Uebersetzung der Agramer Zeitung lautete dasselbe folgendermaßen: I. Kundmachung der Ernennung und zwar der Commissäre für die National-Regierung. Sich beziehen auf Datum und Numero der Ernennung, sich berufen auf den Gehorsam unter den im Decret hinausgegebenen Bedingungen. II. Sich berufen auf die Grundsätze, welche die National-Regierung leiten; 1) alle lebenden Nationalkräfte sind aufzubieten zur Befreiung der Nation von der österreich-ungarischen Herrschaft; 2) Gleichheit vor dem Gesetze; 3) gerechte Gerichtspflege; 4) die Gemeinde ist verantwortlich für die Sicherheit der Person und des Eigenthumes, sie versieht selbst ihre eigenen Administrations-Angelegenheiten und die Gerichtspflege. III. Der allgemeine Gerichtsstand bleibt für die Zeit des National-Aufstandes. Es werden besondere Anordnungen über die bestehenden Gesetze provisorisch hinausgegeben. IV. Die Ernennung der Beamten im Geiste der Decrete für dieselben ebenfalls: Jeder muß den ihm anvertrauten Dienst annehmen und ist unter denselben Bedingungen verantwortlich. V. Kundmachung, daß das Regiment aufgehoben und ein freies Comitat errichtet wird. VI. Kundmachung an die Geistlichkeit beider Glaubensbekenntnisse, daß sie die christliche Liebe und Eintracht im Volke lehren. Sie sind verantwortlich für jede Uneinigkeit.

Die Regierung beabsichtigte zuerst den Belagerungszustand über die Districte zu erklären, gab dies aber auf und that den viel klügeren Schritt, den schon längst gestellten Anforderungen der Provincialisirung näher zu treten.

Die Militärgränzer, nach ihrer Verfassung colonisirte Soldaten, waren in Compagnien eingetheilt, deren Behörden bisher außer den militärischen auch die Verwaltungsfunctionen hatten. Diese sollten ihnen nun abgenommen werden, und ein kaiserliches Manifest bestimmte darüber, daß 1) die Friedensgerichte an die Gemeinden übergeben sollten, und man mit der Organisation der communalen und municipalen Autonomie beginnen würde. Die Städte Petrinia, Kostainica, Belovar, Ivanic, Brod, Semlin, Karlowitz, Zengg, Peterwardein, Carlopago werden städtische Municipien bilden und zu königlichen Frei- resp- Hafenstädten erklärt. In der Banater Gränze werden Pancsova und

Digitized by Google

Weißkirchen Freistädte, und für diese wird das ungarische Municipalgesetz gelten. Eine neue Städte- und Landgemeindeordnung wird als Landtags-Vorlage veröffentlicht. 2) Ein Theil des Gränzgebietes wird sofort aufgelöst und mit Croatien vereinigt werden, auch auf dem croatischen Landtage vertreten sein. In den übrigen Theilen der Militärgränze wird dagegen erst ein Uebergangszustand geschaffen werden, welcher unter Schonung aller Interessen allmählich dahin führen soll, das Land seines bisherigen militärischen Charakters zu entkleiden. Das Manifest dankte den Gränzern für die Treue und Ergebenheit, die sie bisher für Thron und Vaterland stets an den Tag gelegt, und sprach gleichzeitig die Ueberzeugung aus, daß sie auch in den neuen Verhältnissen die gleiche Anhänglichkeit an den Thron und das Vaterland bewahren würden. Für die Durchführung der Provincialisirung wurde der Militärcommandant zu Temesvar, F.-M.-L. Baron Scudier, bestimmt.

Als Graf Lonyay Präsident des ungarischen Ministeriums an Andrassy's Stelle geworden war, kam er selbst nach Agram zu Besprechungen mit den Führern der Parteien, und das Resultat davon war, daß man den Ausgleich mit den Croaten für gesichert hielt. Die Mehrheit des croatischen Landtages hatte infolge der Besprechungen Vertrauensmänner der Nationalpartei gewählt, welche dem Ministerpräsidenten ein Memorandum überreichten, in diesem sprachen sie sich über alle Punkte aus, welche von der nationalen Partei zu einer Revision des bestehenden Unionsgesetzes ins Auge gefaßt worden. Das Promemoria hob hervor, wie sehr durch das Gesetz selbst wie nach späteren Erfahrungen durch die Stellung der Executivorgane theils die gewährleistete Autonomie des Landes geschädigt worden sei, theils sich im Laufe der Zeit eine Verschiebung der ursprünglich festgesetzten Wirkungskreise derselben eingeschlichen habe, so daß z. B. der Minister für Croatien nicht mehr blos die vermittelnde Stelle sei für Fragen, welche Ungarn und Croatien gemeinsam sind, sondern sich ganz zu einem integrirenden Theile des ungarischen Ministeriums entpuppt habe, der seine Machtbefugniß sogar auf die höchste Verwaltungsperson des Landes, den Banus, ausdehne, der doch unabhängig und allein dem croatischen Landtage verantwortlich sei. Diesem abnormen Zustande müsse ein Ende gemacht werden. Die Parteiführer erklärten ferner, daß, da sie keine officielle Kenntniß über die Activa und Passiva haben, ein endgültig richtiggestellter Ausweis über das Vermögen und die auf demselben lastenden Schulden des Landes verfertigt und seinerzeit dem Landtage zu weiterer Beschlußfassung vorgelegt werde; von dem bisher in Gebrauch stehenden Pauschalsysteme sei abzulassen. Sie erinnerten am Schlusse an das königliche Rescript vom 9. Mai 1861, welches, indem es die Integrität des dreieinigen Königreiches feierlichst verbriefte, ausdrücklich erklärte habe, daß die staatsrechtliche Stellung desselben zur ungarischen Krone ohne Mitwirkung der Gränze nicht gelöst werden könne. Das Memorandum war in einem friedlichen, versöhnlichen Tone abgefaßt.

Es schien zuerst, als wenn wirklich ein Ausgleich zu Stande kommen würde, nur machte das Ministerium bald darauf aufmerksam, daß man in Croatien nicht vergessen dürfe, daß erstens Ungarn nicht vom gesetzlichen Boden abweichen könne, ob nun der Ausgleich gelinge oder nicht; und zweitens, daß diese Frage nicht durch die einfache Majorität (in Croatien) entschieden werden könne, weil es sich um einen gegenseitigen Vertrag handle, und daß endlich Ungarn nie und unter keinen Umständen die Partei im Stiche lassen werde, welche die Union als das einzige dem Lande zum Heile Gereichende bisher hochhielt. Damit

Digitized by Google

war den croatischen Parteien klar gesagt, daß Concessionen nur dem Lande und dem Landtage, nicht ihnen gemacht werden dürften.

Die Verhandlungen, welche Lonyay in Wien persönlich mit den Vertrauensmännern fortgesetzt hatte, waren erfolglos, da die Führer der nationalen Opposition in Agram, Mrazovic und Krestic, von ihrer eigenen Partei desavouirt wurden in Bezug auf Versprechungen, die sie dem Ministerpräsidenten gemacht hatten. Man glaubte übrigens den Mißerfolg nur den czechischen Hetzern Graf Leo Thun und Clam-Martinitz verdanken zu müssen, die jeden Ausgleich zu verhindern bemüht waren und auch vermöge ihres Einflusses bei Hofe keine Constituirung des Reiches zu Stande kommen lassen wollten, welche nicht auf der Basis des Concordates stand.

So wurde am 15. Januar 1872 der vertagte Landtag wieder eröffnet, aber nur um nach wenigen Tagen aufgelöst zu werden. Graf Lonyay hatte, ehe er sich zu dem entscheidenden Schritte entschloß, der Opposition den Vorschlag machen lassen, die Sitzungen auf vierzehn Tage zu suspendiren, um noch einen Ausgleichsversuch zu machen. Die Opposition ging darauf nicht ein, brach sogar jeden Verkehr mit den Vertrauensmännern der Regierung ab. Die Regierung hielt daran fest, daß Ungarn ein unverjährtes Recht an Croatien habe, ja daß dieses Recht geschaffen werden müßte, wenn es nicht schon vorhanden wäre, da Croatien für Ungarn eine politische Nothwendigkeit sei, weil es die Meeresküste für seinen Welthandel und Croatien als Bollwerk gegen die unruhigen Völker der Balcanhalbinsel brauche. Die Regierung konnte erwarten, daß die Parteien sich jetzt schroffer als je gegenüberständen, und daß die radicale Partei Zeit fände, das unannehmbare Septembermanifest zu einem Landtagsbeschlusse zu erheben.

Als daher am 19. Januar der Landtag sich constituirt, zum Präsidenten den gewesenen Kanzler Mazuranic, zu Vicepräsidenten die Abgeordneten Krestic und Gercic, sowie vier Schriftführer gewählt hatte, erschien der Banus Bedekovic mit den Chefs der Regierungsabtheilungen, Dr. Suhay, Prica und Dr. Muhic im Landtagssaale. Mazuranic dankte dem Landtage für das erwiesene Vertrauen, betonte die Nothwendigkeit von Reformen und der Revision des Ausgleichsgesetzes und erklärte den Landtag für eröffnet. Sofort erhob sich der Banus im Namen Sr. Majestät, übernahm den Vorsitz und verlas mit bedecktem Haupte ein königliches Rescript, in welchem der Landtag für aufgelöst erklärt wurde.

„Wir Franz Joseph I. ꝛc. Als Wir mit Unserem königlichen Schreiben vom 31. März 1871 den croatisch-slavonischen Landtag auf den 1. Juni 1871 in Unsere Landeshauptstadt Agram einberiefen, hegten Wir die Erwartung, daß der neueinberufene Landtag in Würdigung des Umstandes, daß die staatsrechtlichen Verhältnisse durch den früheren croatisch-slavonischen Landtag einverständlich mit dem ungarischen Reichstage gesetzlich geregelt worden sind, seine ganze Thätigkeit jenen inneren Reformen zuwenden werde, welche für das ersprießliche Gedeihen Unserer geliebten Königreiche Croatien und Slavonien unumgänglich nothwendig sind und als solche allseitig anerkannt werden. Durch die Schroffheit der in Unseren Königreichen Croatien und Slavonien bestandenen politischen Gegensätze haben Wir Uns kraft der Uns gesetzlich zustehenden Machtvollkommenheit bewogen gefunden, das Zusammentreten des Landtages wiederholt zu vertagen. Die am 20. September 1871 durch die Mehrzahl der Volksvertreter an ihre Wähler erlassene Erklärung hat in Uns die traurige Ueberzeugung wachgerufen, daß bei der in jener nicht gutzuheißenden und mit den bestehenden Gesetzen nicht in Einklang zu bringenden Er-

Digitized by Google

klärung zum Ausdrucke gelangten Stimmung, von diesem Landtage ein ersprießliches Wirken nicht zu erwarten sei. Andererseits haben Wir mit Befriedigung vernommen, daß unter der Bevölkerung Unserer geliebten Königreiche Croatien und Slavonien schon jetzt allseitig ein ruhigerer und versöhnlicherer Geist platzzugreifen beginne. Von diesem versöhnlichen Geiste erwarten Wir mit Zuversicht, daß ein infolge von Neuwahlen zusammentretender Vertretungskörper bei schuldiger Achtung der durch Uns sanctionirten Gesetze und auf Grund des das staatsrechtliche Verhältniß Unserer Königreiche Croatien und Slavonien zum Königreiche Ungarn regelnden und in anderer Weise, als es entstanden, nicht abzuändernden Staatsgrundgesetzes bestrebt sein werde, das lebhaft aufblühende nationale Leben zum Wohle der heiligen Stephanskrone und der Gesammtmonarchie allseitig zu fördern. In dieser Anhoffnung sehen Wir Uns veranlaßt, kraft des laut Paragraph 3, Gesetzartikel II vom Jahre 1870 Uns zustehenden königlichen Rechtes den auf den 15. Januar vertagten Landtag aufzulösen und gleichzeitig den Banus Unserer Königreiche Croatien, Slavonien und Dalmatien zu beauftragen, wegen Einberufung eines neuen Landtages das Erforderliche zu veranlassen. Im übrigen verbleiben Wir ꝛc. Gegeben zu Wien am 11. Tage des Monats Januar im Jahre 1872.

gez. Franz Joseph m. p.

Peter Graf Pejacsevics m. p.

Koloman Bedekovic m. p."

Unter Kundgebungen der Loyalität gegen Se. Majestät ging der Landtag nach Verificirung des Protocolles auseinander, nur ein Radicaler rief aus: „Es lebe unsere vaterlandsliebende, einheimische Landesregierung!"

Kaum acht Tage später begannen die Unterhandlungen wieder; außer den bisherigen fünf schickte die Nationalpartei noch sieben Vertrauensmänner. Ein Spötter in Wien meinte: die Croaten könnte man gewinnen, wenn man jeden zum Hofrath mit 5000 fl. Gehalt ernennen würde. Der Minister für Croatien, Pejacsevics, und der Banus, welche ein Einverständniß mit der Unionspartei herbeiführten, sowie der Finanzminister Kerkapolyi nahmen an den Conferenzen Theil, welche diesmal nicht in Wien, sondern in Pest stattfanden. Die Forderungen der Nationalen präcisirten sich besonders dahin, daß die autonome Landesregierung nur nach dem Willen des Landtages, der Forderungen des constitutionellen Principes und der parlamentarischen Regierungsweise gemäß, organisirt werde, direct mit der Krone in autonomen Sachen verkehre und ihre eigenen, zur Bestreitung der autonomen Kosten nothwendigen Finanzen haben solle. Ferner müsse der croatische Landtag entscheidenden Einfluß üben auf die gemeinsamen Angelegenheiten, welche ausschließlich Croatien berühren, der croatische Minister auch dem croatischen Landtage verantwortlich werden.

Die Aussichten auf eine Vereinbarung schwankten fortwährend; bald brachten die pester Zeitungen Berichte über ausgezeichneten Fortgang der Unterhandlungen, bald hieß es wieder, die Ansprüche der Croaten seien zu übertrieben, um einen Ausgleich herbeiführen zu können. Namentlich meinte Graf Lonyay die Ueberlassung der Regierungsgewalt an die Nationalpartei nicht zugeben zu dürfen, weil dann zu erwarten war, daß der neugewählte Landtag noch oppositioneller werden würde. In Betreff der Forderung eines sofortigen Regierungswechsels in Croatien wurde aber soweit nachgegeben, daß der Banus Bedekovic seine Demission nahm, nur wurde seine Stelle nicht sofort besetzt, son-

Digitized by Google

dern die Geschäfte des Banus einstweilen dem Finanzdirector Bakanovic übertragen. Die Czechen setzten ihre Aufhetzereien während dessen fort, die Nationalen wurden weiter aufgestachelt, und auf Verabredung der Führer jetzt die Sendung einer gemeinsamen Deputation an Kossuth ins Werk gesetzt, welche ihn zur Heimkehr auffordern sollte. Mit den Czechen begaben sich Makarec und Kopacs aus Agram, Advocat Barcsics aus Fiume und Voncinna nach Turin.

Indeß trat ein gewaltiger Umschlag ein, als in Böhmen die Wahlen stattfanden, und deren Ergebniß einen bedeutenden Zuwachs an verfassungstreuen Abgeordneten zeigte, wodurch für das Stimmverhältniß im Reichsrathe große Veränderungen in Aussicht standen. Dadurch kräftigte sich auch die Deakpartei in Ungarn, welche mit der Verfassungspartei in Cisleithanien Hand in Hand ging, und schließlich mußten die Croaten ebenfalls einsehen, daß sie die czechische Bewegung überschätzt hatten. Die Unionspartei bekam mehr Muth zur Thätigkeit und die Wahlbewegung wurde, da die Führer der Nationalen einen förmlichen Fanatismus entwickelten, eine sehr aufgeregte und heftige. Selbst sonst gänzlich von der Politik sich fernhaltende Personen widmeten der Wahlagitation ihre ganze Thätigkeit, da sie überzeugt waren, daß das Resultat der diesmaligen Wahlen auf Jahre hinaus für das Schicksal des Landes und der Parteien entscheidend sein würde. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, und die Idee einer Jellacic-Erinnerungsfeier faßte man sofort als geeignete Demonstration und Mittel zur Erweckung der Begeisterung auf; sie wurde noch vor den Wahlen ins Werk gesetzt. Nach einem Requiem wurde das Monument Jellacic' mit Kränzen und Trauerfahnen geziert, wobei die Damen aus den höheren Ständen stark vertreten waren. Auch von den national gesinnten Soldaten eines croatischen Infanterieregimentes wurde das Denkmal bekränzt. Während des ganzen Tages waren in den Casernen zwei Compagnien ungarischer Infanterie consignirt; aber die Ruhe wurde nicht weiter gestört.

Zu den politischen Agitationen kamen noch die der Clericalen hinzu, deren Führer, Bischof Stroßmayr, zugleich Oberhaupt der Nationalen, der Regierung nicht vergessen konnte, wie kühl er vor wenigen Jahren an der Spitze der croatischen Deputation in Wien abgewiesen worden war. Die Clericalen standen außerdem den protestantischen Deakisten gegenüber und hätten es gerne dahin gebracht, daß deren Einfluß geschwächt würde.

Das Wahlresultat war ein Sieg der Nationalen; von den 75 gewählten Abgeordneten gehörten 48 ihrer Partei an, während die Unionisten nur 25 Stimmen und 2 Zweifelhafte (Wilde) zählten. Jedoch wurde das Uebergewicht der Nationalen dadurch beschränkt, daß noch eine Anzahl Virilstimmen aus den Magnaten und Obergespanen den Unionisten zuzurechnen waren, während jenen nur die Bischöfe zutraten. Aber eine geringe Majorität blieb den Nationalen doch noch.

Die Föderalisten schwelgten schon in der Hoffnung, daß durch die nun zu erwartenden leidenschaftlichen Debatten der Landtag aussichtslos verlaufen und aufgelöst werden würde, daß dann der offene Aufruhr ausbrechen, und als letzter Rettungsanker der Föderalismus eintreten müßte. Aber das ungarische Ministerium war auch auf dem Platze, Graf Lonyay setzte die Conferenzen mit dem Banusstellvertreter Bakanovic, dem croatischen Minister Peter Pejacsevic, dem Großgrundbesitzer Ladislas Pejacsevic, einem Vetter des Ministers, und mit dem thätigen Sectionschef Suvic eifrigst fort. Die festgestellten Resultate wurden vom ungarischen Ministerrathe angenommen, so daß nun Lonyay dem

Digitized by Google

Kaiser positive Vorschläge zu unterbreiten in der Lage war, unter denen sich auch Personalveränderungen in der croatischen Landesregierung befanden.

Als daher am 15. Juni 1872 der Landtag in Agram durch den königlichen Commissarius Erzbischof Michailovic eröffnet wurde, waren alle Hoffnungen und Aussichten vorhanden, daß die Regierung die Majorität haben würde. Bald in den ersten Tagen nahmen die Verhandlungen zwischen den Parteien trotz mannichfacher Schwierigkeiten einen guten Verlauf, nur versuchte ein Theil der Nationalen, durch ein Hinziehen der Verificationen der Wahlen die Geduld der Magnaten zu erschöpfen, damit diese baldigst wieder den Landtag verließen.

Am 27. Juni wurde Mazuranic zum Präsidenten, Zivkovic und Peter Horvat zu Vicepräsidenten einstimmig gewählt. Mazuranic bezeichnete in seiner Antrittsrede die einstimmig erfolgte Wahl als ein Unterpfand der Versöhnung unter den Parteien. Dieselbe documentirte sich bald dadurch, daß der Entwurf der von den Nationalen ausgegangenen Adresse infolge eines Compromisses auch von den Unionisten angenommen wurde. Dieselbe betonte die Bereitwilligkeit des croatischen Landtages, Deputirtenwahlen für den gemeinschaftlichen ungarischen Reichstag sowie die Wahl einer Regnicolardeputation vorzunehmen, welche mit einer ungarischen Regnicolardeputation über die nothwendige Revision des Ausgleichsgesetzes verhandeln werde. Die Adresse sprach der Regierung Dank aus für die Aufhebung der Militärgränze und schloß mit der Bitte um Einberufung der dalmatinischen Landtagsdeputation, damit die gemeinsame Lösung aller Croatien, Slavonien und Dalmatien betreffenden gemeinschaftlichen Angelegenheiten in die Hand genommen werden könne. In der Adresse war nichts enthalten, was die Ungarn nicht annehmen konnten. Sie wurde einstimmig angenommen, und Graf Lonyay hatte zunächst seinen Zweck erreicht, daß die Wahlen zum ungarischen Reichstage zugesagt wurden. Dies war zugleich seine Bedingung für weitere Zugeständnisse gewesen. Bald darauf wählte der Landtag 16 Unionisten und 15 Nationale in den pester Reichstag, 6 Nationale und 6 Unionisten in die Regnicolardeputation.

Die Deputation, welche die Adresse überreichen sollte, wurde am 11. Juli vom Kaiser in Wien empfangen. Der Kaiser antwortete auf die Anrede des Präsidenten Mazuranic, daß er mit Befriedigung vernähme, wie der Landtag eine Richtung einschlüge, welche praktische Erfolge verhieße. Die staatsrechtlichen Beziehungen Croatiens zu Ungarn seien durch den ersten Artikel des Gesetzes vom Jahre 1868 geregelt, worin auch ein möglichst ausgedehntes Selbstbestimmungsrecht gesichert werde. Auf den Wunsch des Landtages werde der Kaiser den ungarischen Reichstag auffordern, daß die beiderseitigen Regnicolardeputationen über eine erfahrungsmäßig nothwendig befundene Abänderung oder Ergänzung des fraglichen Gesetzes in Verhandlung träten.

Bei den hierauf folgenden Conferenzen der Deputationen gab der Parteiführer der Gemäßigten, Baron Prandau, dem Grafen Lonyay ein wahres Bild der Situation und versicherte ihm, daß ebenso die unionistischen Ultras wie die Nationalen an den Bewegungen in Croatien schuld seien. Lonyay bezeichnete namentlich unter den Gemäßigten diejenigen, welche ihm bei Besetzung der Stellen angenehm wären. Diese Namen sollten aber erst den Parteiclubs zur Aeußerung vorgelegt werden. Es sollten übrigens möglichst wenige Beamte entlassen werden, um das Land nicht mit Pensionen zu belasten. Die Antwort des Kaisers gefiel im Landtage zu Agram, und die Verhandlungen gingen ihren ruhigen Gang.

Digitized by Google

In Ungarn war man ebenfalls mit diesen Erfolgen zufrieden, wenn man sich auch sagen mußte, daß die nationale und clericale Agitation nicht ruhen werde, und die Idee der südslavischen Vereinigung bereits zu tief in die Anschauungen über die Zukunft eingedrungen sei, um nicht die gegenwärtige Ruhe wieder zu unterwühlen. Von dem ungarischen Ministerium konnte man mit Recht erwarten, daß auch dieses das Seinige thun werde, um der mehr als zehnjährigen Mißregierung endlich Schranken zu setzen. Ob dies durch das Versprechen an Stroßmayr, welcher sich als den gefährlichsten Gegner der Regierung gezeigt hatte und ihr jetzt mehr näherte, ihm das Erzbisthum Agram zu verleihen, gefördert werden kann, muß die Zeit bald lehren.

Die Actiengesellschaft.

Von

Dr. Max Weigert.

Es geht ein Zug der Vereinigung durch unsere Verhältnisse, der auf den verschiedensten Gebieten zu Tage tritt. Eine solche Erscheinung deutet auf eine bewegte, strebende Zeit; auf Individuen, die zum gegenseitigen Schutze, zur besseren Wahrung ihrer Interessen die Vereinigung der Gleichen suchen, oder auf solche, welche, angesichts des Wachsens der Anforderungen, zu deren Erfüllung gemeinsam ihre Kräfte in die Wage legen wollen. Erstere Vereinigungen können wir defensive, letztere productive nennen. Jene sind die älteren und entstehen, sobald unterdrückte Menschenclassen, der Sclaverei ledig, zur Erkenntniß ihrer Unfreiheit gelangen. Da bilden sich Bluts- und Schwertbrüderschaften, zum Schutz und Trutz gegen Angriffe auf Leben und Gut, — Gilden unter Handwerkern und Handeltreibenden zur Aufrechterhaltung der erworbenen oder angemaßten Privilegien, — Coalitionen der Arbeiter und Gewerkvereine zur Wahrung der gemeinsamen Interessen, — Erscheinungen, welche sämmtlich auf die erwachende Selbständigkeit der Betheiligten und eine sich fühlbar machende Bedrückung und Ungleichheit deuten.

Jünger sind die Productiv-Vereinigungen. Auch sie leiten ihre Entstehung aus der sich herausstellenden Unzulänglichkeit des Einzelnen her. Ebenso wie das Individuum zu seinem körperlichen oder materiellen Schutze der Unterstützung Gleichgesinnter bedarf, erfordern die gesteigerten Ansprüche der Zeit auch zum Zwecke der Güter-Erzeugung häufig in physischer, geistiger und pecuniärer Beziehung den Einsatz vereinigter Kräfte. Die Durchführung des großen, segensreichen Gesetzes von der Theilung der Arbeit hat in den meisten Gebieten das Product, welches aus der Arbeit des Einzelnen hervorging, in eine Leistung Mehrerer verwandelt, hat die Hausindustrie in Handwerksbetrieb und diesen zur Industriewirthschaft umgewandelt, und dieser Weg wird immer weiter fortgesetzt werden.

Es hat sich speciell in den Gewerken, gegenüber der einfacheren Beschaffenheit der „Arbeit", eine complicirte Productionsweise — die Unternehmung herausgebildet, mit der wir einen größeren Aufwand von körperlicher und geistiger Arbeit sowie von Capital bei der Hervorbringung von Gütern bezeichnen wollen. Ihre Eigenthümlichkeit

Digitized by Google

ist der in ihrem Producte neben dem Arbeitslohne und der Capitalrente enthaltene Unternehmergewinn.

Die Unternehmung, an und für sich schon eine Association mit Rücksicht auf ihre Producte, wird es in noch höherem Maße, wenn die Unternehmer keine einzelnen Personen, sondern eine Vereinigung mehrerer sind, wenn also die Privatunternehmung die in unserem Handelsgesetzbuche mit dem Namen der „offenen Handelsgesellschaft" bezeichnete Form annimmt. Dieselbe bezweckt eine Vereinigung mehrerer Capitalsummen und Arbeitskräfte, behufs ausgiebigerer und vollkommenerer Handhabung der Geschäfte, und hat gegenüber der Privatunternehmung Vorzüge, durch Mehrung der materiellen wie der geistigen und physischen Intensität der Geschäftsleitung. — Die Association geht einen neuen Schritt vorwärts, wenn die offene Handelsgesellschaft sich in eine Commanditgesellschaft verwandelt, in welcher die Vorzüge der persönlichen Haftbarkeit der Garanten sich mit der Verfügbarkeit über ein größeres Capital verbinden; — sie bildet sich dann weiter aus zur Commanditgesellschaft auf Actien und erreicht in der reinen Actiengesellschaft den Höhepunkt ihrer Entwickelung.

Wenn auch in der Ausbildung ihrer Rechtsform jüngeren Ursprunges, läßt sich die Actiengesellschaft in ihrer Entstehung doch in entfernte Zeiten zurück verfolgen. Sehen wir davon ab, daß schon die Griechen Colonien auf Actien gegründet haben sollen, so lassen sich im frühen Mittelalter die Spuren solcher Erwerbsgesellschaften nachweisen. Das kanonische Recht, welches das Zinsnehmen für unsittlich und verboten erklärte, trieb das Capital, welches auf diese Weise keine Nutznießung finden konnte auf andere Wege, um solche zu suchen. So entstanden Gesellschaften, in denen statt des verpönten Capitalausleihens gegen Zins Capitaleinlagen gegen Dividenden gemacht wurden, und zu ihnen sah sich das Capital, welches sich anderweitig nicht gewinnbringend beschäftigen konnte, in starkem Maße hingezogen. Zu solchen Associationen gehörte die sogenannte Gesellschaft des heiligen Amtes (societas sacri officii), hervorgerufen durch die Sitte des Verkaufes vieler geistlichen und weltlichen Aemter. Da bei dem Verbote des zinsbaren Darlehens es Unbemittelten unmöglich gemacht war, sich die zur Erwerbung eines Amtes nöthigen Gelder zu verschaffen, geschah dies in der Form der Societät, deren Mitglieder eine gewisse Betheiligung an den Revennen des Amtes erhielten.

Weiter sind hier die sogenannten montes zu erwähnen. Ursprünglich gegründet, um gegen die Uebervortheilungen der Wucherer, welche alle kanonischen Strafvorschriften nicht zu vertilgen vermocht hatten, zu schützen (Leihhäuser, montes pietatis), trat nach und nach der Wohlthätigkeitszweck in den Hintergrund, und sie wurden Geld- und Creditinstitute, welche den Betheiligten schöne Dividenden abwarfen.

Zog ursprünglich die Verkennung der Berechtigung und der Leistungen des Capitales dasselbe von der Anlegung auf festen Zins zu gesellschaftlichen Unternehmungen hin, so ließ der Aufschwung der Handels- und Verkehrsverhältnisse ihm bald diese erzwungene Beschäftigung zweckmäßig und nutzenbringend erscheinen, und wir sehen am Schlusse des Mittelalters, nach der Ausbreitung der Handelsbeziehungen auf fremde Erdtheile, zu deren Unterhaltung großartige Capitalsunternehmungen entstehen, welche unter den Namen der Handelscompagnien bekannt sind; Gesellschaften, welche unseren modernen Actienunternehmungen bedeutend näher stehen als die früher erwähnten. Immer aber konnten sie nur gedeihen unter der Aegide des Staatsschutzes, dem sie materielle Beihülfe und Monopole für ihre geschäftliche Thätigkeit verdankten. So entstanden im

Digitized by Google

XVI. und XVII. Jahrhundert besonders in England, Holland und Frankreich großartige Actiengesellschaften, mit all dem Schwindel und der Ausnutzung der Unwissenden, der durch die Law'schen Projecte, den Holländischen Tulpenschwindel und Aehnliches, historisch geworden ist. Dergleichen Erscheinungen wiederholen sich bis in die neueste Zeit und trugen dazu bei, die schrecklichen Handelskrisen zu erzeugen, die sich in den letzten Jahrzehnten abgespielt haben.*)

So entwickelt sich die Actiengesellschaft als eine capitalistische Vereinigung zur Betreibung von Handels- und Industrie-Geschäften, indem jeder Betheiligte für seine Capitaleinlagen Antheilscheine, Actien erhält, in deren Höhe er für die Geschäfte der Gesellschaft verantwortlich ist, ohne weiter mit seiner Person oder seinem Vermögen für deren Verbindlichkeiten zu haften. Von der ferneren Haftpflicht der Actionäre hat die Gesetzgebung jetzt sowohl in England wie in Frankreich und Deutschland abgesehen. Aber eingedenk der ursprünglichen Entstehung, die auf den Staat als Patron und Schutzherren zurücksah, blieb die Gründung der Actiengesellschaft bis in die letzten Jahre an der staatlichen Genehmigung haften. Erst das englische Gesetz vom 7. August 1862 (act for trading companies and other associations), das französische vom 24. Juli 1867 (loi sur les sociétés) und das deutsche vom 11. Juni 1870 (Gesetz, betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften) enthalten die völlige Beseitigung der Staatsgenehmigung für alle Arten von Actien-Unternehmungen und stellen dieselbe vollständig auf den Boden freier privater Vereinigung.

Die Folgen dieser Bestimmungen zeigten sich in einer gewaltigen Ausbreitung der Actiengesellschaften auf jedem Gebiete. Während ursprünglich nur wenige Zweige geschäftlicher Thätigkeit in dieser Form arbeiteten, vornehmlich das Bank- und Versicherungsfach, Bergwerke, Eisenbahnen und ähnliche, kurz Gesellschaften, die zu ihrem Betriebe ein besonders großes Capital benöthigen, welches Einzelne nur in den seltensten Fällen besitzen oder darzubieten bereit sind, entstanden nach Aufhebung der Staatscontrolle auf allen Gebieten zahlreiche Actiengesellschaften, wie durch Zahlen am besten charakterisirt wird.

Beschränken wir uns bei diesem statistischen Nachweise speciell auf Preußen, so bestanden daselbst (mit Ausschluß der 1866 erworbenen neuen Landestheile) bis zum Erscheinen des Gesetzes vom 11. Juni 1870:

Bank- und Credit-Actiengesellschaften	16
Versicherungsgesellschaften	49
Bergwerks- und Hütten-Actiengesellschaften	71
Dampfschifffahrts-Actiengesellschaften	12
Industrie-Actiengesellschaften	54
Anderweitige Actiengesellschaften	57
in Summa	259

*) Interessant ist zu sehen, wie die Actiengesellschaft schon am Schlusse des XVI. Jahrhunderts einen Geschäftszweig ergriff, den erst die allerneueste Zeit ihrem Betriebe erschlossen hat, und der wohl noch einem weiteren Aufschwunge entgegengeht. Es ist die Fabrication von Manufacturwaaren und deren selbständiger Vertrieb. Im Jahre 1592 wurde in Iglau in Mähren, einer Stadt mit bedeutender Tuchindustrie, eine Compagnie gegründet, welche den Zweck hatte, die von kleinen, meist nur mit ungenügenden Mitteln ausgestatteten Meistern fabricirten Waaren zu ver-

Digitized by Google

Hingegen sind in der Zeit vom 11. Juni 1870 bis zum 31. Dec. 1871 in die preußischen Handelsregister eingetragen worden:

Bank- und Credit-Actiengesellschaften	44
Versicherungs-Actiengesellschaften	7
Bergwerks- und Hütten-Actiengesellschaften	17
Schifffahrts- und Eisenbahn-Actiengesellschaften . .	14
Industrie-Actiengesellschaften	122
Anderweitige Actiengesellschaften	56
in Summa	260

so daß also die in einem Zeitraume von $1^1/_2$ Jahren gegründeten Actiengesellschaften die sämmtlichen bisher errichteten an Zahl übersteigen.

Woher rührt dieser colossale Aufschwung? Derselbe ist äußerlich auf zwei Factoren zurückzuführen. Er hängt erstens eng zusammen mit dem nach Beendigung des letzten großen siegreichen Krieges mächtig gehobenen Vertrauen auf eine friedliche Zukunft, mit den gesicherten politischen Zuständen, welche das Capital, das unter dem ewig bewölkten Himmel mit dem napoleonischen Cometen nur vorsichtig und widerwillig sich an Speculationen und industriellen Unternehmungen betheiligte, nun zu reichlicherer und freierer Hingabe veranlassen, wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß durch den Eingang der französischen Kriegscontribution ein bedeutender Geldzufluß stattgefunden hat und noch in den nächsten Jahren stattfinden wird, der die Intensität des Capitalangebotes ansehnlich erhöht hat. Als den zweiten Grund haben wir die Aufhebung der Beschränkungen bei Gründungen von Actiengesellschaften, insbesondere die Abschaffung des staatlichen Genehmigungsrechtes anzusehen. Die Hinfälligkeit dieses alten Hoheitsrechtes, welches den Staat die Gründungsbedingungen von Actiengesellschaften prüfen, ihr Entstehen also sanctioniren, ihre Geschäftsführung überwachen und durch seine Autorität gewissermaßen decken ließ, giebt sich am besten kund durch das Einströmen von Actiencapital in die jetzt freigegebenen Canäle.

War so das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit staatlichen Schutzes und die Anschauung, daß der Einzelne am besten selbst berufen ist, sein materielles Interesse zu wahren und zu überwachen, durchgedrungen und hatte zu einem weiteren Fortschritte auf den Bahnen freiheitlicher Gesetzgebung geführt, — so ist doch nicht zu verkennen, daß diese beiden eben dargestellten Entstehungsgründe unserer heutigen Actienäre doch nur dem äußerlichen Beobachter als die einzig wirksamen erscheinen können. Ruhe und Friede, Mehrung des Capitales haben gewiß bedeutenden Einfluß gehabt, die Aufhebung der gesetzlichen Beschränkungen einen kräftigen Impuls gegeben bei der Gründung der massenhaften neuen Actiengesellschaften, — aber die wahren inneren Entstehungsgründe liegen in dem mächtig wirkenden Associationstriebe unserer Zeit, der nur eines Anstoßes bedurfte, um auch in dieser Richtung in Thätigkeit zu kommen, sowie in dem momentanen Impulse,

kaufen, denselben Aufträge und Vorschüsse zu ertheilen, sie mit dem nöthigen Rohmateriale zu versehen und so durch gesunde kaufmännische und industrielle Handhabung der Geschäfte der in Verfall gerathenen Industrie wieder aufzuhelfen. Der Erfolg dieser Compagnie war, obwohl ihre Idee eine ganz richtige, kein günstiger, weil sie aus ihrem Geschäfte, den damaligen Anschauungen entsprechend, ein Monopol zu machen suchte, und sie ging unter Streitigkeiten und mit Verlust bald zu Grunde.

Digitized by Google

welchen eine Veränderung der öffentlichen Gesetzgebung in den Gemüthern erzeugt, die dem Eindrucke der eingetretenen Neuschaffungen gewissermaßen blind folgen, ohne sich über die Berechtigung ihrer Anschauungen klar zu werden. Nur ein solches, gewissermaßen instinctives Gefühl, welches bei neuen Erscheinungen weniger ihren exacten Umfang und Werth als vielmehr ihre ganze Richtung und ihr Streben prüft und sich daher in übertriebenem Maße angezogen oder abgestoßen fühlt, konnte dem neugeschaffenen Gesetze über Actiengesellschaften den Erfolg verschaffen, den es scheinbar errungen hat. Denn wie konnte die Aufhebung der staatlichen Genehmigung der Actiengesellschaften, die ja durchaus nicht so streng gehandhabt wurde, daß sie einer vollständigen Unterdrückung derselben gleichkam, im Gegentheil eine ansehnliche Zahl auf allen Geschäftszweigen entstehen ließ, — mit einem Male eine solche Regsamkeit auf diesem Gebiete herbeiführen? Dazu kommt noch, daß als Correlat gegen diese Befreiung von der staatlichen Aufsicht verschiedene Beschränkungen und Normativbestimmungen in dem Gesetze enthalten sind, besonders betreffend die Wahl des Aufsichtsrathes, die Bestimmung des Betrages der Actienantheile, die Festsetzung, daß die Gesellschaft nicht eher ins Leben treten kann, bevor nicht das gesammte Actiencapital gezeichnet ist, daß sie keine eigenen Actien erwerben, noch dieselben nach Belieben amortisiren darf, rücksichtlich der Aufstellung der Bilanz und Aehnliches.

Die jüngst hervorgetretene Massenbildung neuer Actiengesellschaften erscheint also als keine organisch erzeugte, sondern als ein fieberhaftes Nachgeben gegen einen durch Schaffung einer freiheitlichen Gesetzgebung gegebenen Impulse, — sie charakterisirt sich als ein Gründungsfieber mit allen Eigenschaften eines krankhaften Zustandes. Zum größten Theile verdanken die neuen Actiengesellschaften nicht dem factischen Bedürfnisse der Umwandlung eines bestehenden Unternehmens in eine Actiengesellschaft oder der Errichtung einer neuen, sondern dem augenblicklichen Vortheile des „Gründens" ihr Entstehen. Diese Veränderung des Standpunktes ist allerdings durch die neue Gesetzgebung geschaffen worden. Dieselbe giebt die durch die alten Vorschriften im Auge gehabte ethische Grundlage, den Blick auf Lauterkeit und gesunde Zwecke der Unternehmung auf und verlangt nur die Erfüllung gewisser Normativbedingungen, deren Umgehung natürlich sofort nach Erscheinen des Gesetzes erfunden war. Ihr verdanken wir die bereits in nichts weniger als schmeichelhafter Weise sprüchwörtlich gewordene Gestalt des „Gründers", des Leiters eines Vermittelungsbüreaus für Gründung von Actiengesellschaften.

Dieser Zustand mit seinen traurigen Eigenthümlichkeiten, der Viele veranlaßt, den Stab über die ganze Form der Actiengesellschaft zu brechen, ist jedoch nichts als ein Uebergangsstadium. Die krankhaften Stoffe werden abgeschieden, und die wahren, segensreichen Folgen der neuen Gesetzgebung zur Geltung gebracht werden. Der Eifer, mit dem die Gründungswuth sich allen Gebieten der Handels- und industriellen Thätigkeit zugewendet, schafft schätzbares Material in Menge, um an der Hand der Praxis zu beurtheilen, ob die bisher von der Wissenschaft aufgestellten Grundsätze für die Errichtung von Actiengesellschaften maßgebend sind. Dieselben lauten:*)

Die Actiengesellschaft eignet sich vornehmlich für Geschäfte, bei denen es auf rasche Verwirklichung und Erweiterung großer Zwecke ankommt, und zu deren Betreibung Capitalien gehören, die der Einzelne nur selten besitzt und noch seltener an eine Unternehmung

*) Vgl. Schäffle: Die Anwendbarkeit der verschiedenen Unternehmungsformen. Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften 1869.

Digitized by Google

bindet; — sie hat den Vorzug, gefährliche und umfassende Risiken zu theilen, die Geschäfte loszulösen von der Zufälligkeit individueller Capitalskraft und Betriebsamkeit, einen umfassenden und dauerhaften Credit zu ermöglichen.

Hiernach eignen sich vorzüglich Unternehmungen wie der Bau von Eisenbahnen, Dampfschiffen, das Versicherungswesen, das Bankfach, der Bergbau und Aehnliches für die Form der Actiengesellschaft.

Dagegen werden unter den Nachtheilen dieser Betriebsform angeführt: der Hang zu maßloser, dauernder Verschuldung, die Schwerfälligkeit in der Ausnutzung der Conjunctur und im Uebergang auf veränderte Unternehmungsgebiete, die Schwierigkeit einer wirksamen Controle über die Verwaltung, die Gründungs- und Leitungsgefahren.

Die letzteren Punkte haben wir bereits als einen wesentlichen Krebsschaden erwähnt; ihre Beseitigung ist jedoch nicht unmöglich. Wir dürfen, da auch in der Privatunternehmung die Sparsamkeit und Umsichtigkeit der Leitung nicht überall mustergültig ist, das mehr oder weniger gut beiseite setzen und eine reell gegründete, gut geleitete Actiengesellschaft für unsere Betrachtungen zur Voraussetzung nehmen.

Die Erfahrung der letzten Zeit hat gezeigt, daß nicht nur die früher als für die Actiengesellschaft besonders geeignet gehaltenen, ein großes Capital und bedeutendes Risico erfordernden Geschäfte, sondern auch kleinere, hauptsächlich industrielle Unternehmungen in ihr aufgingen und mit mehr oder weniger Erfolg betrieben wurden. Die Erfahrung ist bei den meisten noch zu kurz, die Gründungsfehler sind oft zu groß, als daß schon ein unbedingtes Urtheil zu fällen wäre; immerhin ist bereits klar geworden, daß die alten theoretischen Gründe des Für und Wider nicht stichhaltig sind, daß die Actiengesellschaft eine Form ist, unter der fast alle Handels- und industriellen Geschäfte mit Erfolg zu betreiben sind.

Die Richtung unserer Zeit drängt zu ihr. Eine hochentwickelte industrielle Epoche wie die unserige, welche in den meisten Branchen der Fabrication kostspieliger Maschinen, umfassender Anlagecapitalien benöthigt, deren Hauptstreben auf Massenproduction, auf Herstellung möglichst preiswürdiger Fabricate und Verminderung der Geschäftsunkosten gerichtet ist, macht es dem Einzelnen immer schwieriger, mit seinen bescheidenen Mitteln den günstiger situirten Vorgängern erfolgreiche Concurrenz zu bieten. Die Actiengesellschaft erfüllt den Zweck, kleinere Capitalien in das Bett der Industrie zu führen, intellectuelle Kräfte auf das nutzbringendste auszubeuten. Durch sie ist es möglich, abzusehen von der Vereinigung des materiellen und des geistigen Capitales, wie sie die Privatunternehmung verlangt, — oder der Nothwendigkeit einen oft lähmenden Credit in Anspruch zu nehmen, sondern unter den geeigneten Voraussetzungen sofort mit aller Kraft eine Idee auszubeuten. Und ebenso, wie eine schnellere und intensivere Bildung, so verbürgt auch die Actiengesellschaft ein dauernderes Bestehen des Unternehmens. Sie ist nicht an eine individuelle Kraft — wie das Privatgeschäft an seinen Inhaber — gebunden, mit dessen Tode häufig das Geschäft zusammenbricht oder aufhört, sondern sie verfügt über alle geistigen Kräfte ihrer Branche, die sie sich, sei es zu Leitern, sei es zu Berathern, nutzbar machen kann. Es ist nicht ein organisches Gebrechen der Actiengesellschaft, sondern der einer speciellen Leitung innewurzelnde Fehler, wenn derselben ihre Schwerfälligkeit in der Ausnutzung der Conjuncturen und im Uebergang auf andere Gebiete zum Vorwurfe gemacht wird; die verschiedensten industriellen Unternehmungen haben, und unter ungünstigen Bedingungen, eine Umwandelung in die Actiengesellschaft erfahren, und wir können uns schon jetzt den

Digitized by Google

Schluß erlauben, daß dieselbe ihrer Beweglichkeit und dadurch ihrer Prosperität nicht geschadet hat. Schwankungen in der Conjunctur und im Geschäftsbetriebe berühren jedes Unternehmen unangenehm, und ebenso, wie nicht jeder Geschäftsmann sein eigenes Werk mit gleicher Leichtigkeit über solche Klippen hinwegführt, ebensowenig ist dies bei Leitern einer Actiengesellschaft der Fall. Immerhin liegt aber hierin kein unübersteigliches Hinderniß derselben.

Ein eigenthümlicher Unterschied der Actiengesellschaft von der Privatunternehmung liegt darin, daß, während bei dieser der Nutzen, den das Geschäft abwirft, in der Regel abzüglich des Verbrauches der Inhaber zur Vergrößerung und Ausdehnung desselben benutzt wird, bei jener der ganze Gewinn, der in der Form der Dividende den Actionären zutheil wird, dem eigentlichen Unternehmen selten zugute kommt, sondern nach den verschiedensten Seiten fortgeht. Es fehlt also das sogenannte organische Wachsthum, welches eine schöne wirthschaftliche Seite des Privatgeschäftes, das sich aus sich selbst heraus vergrößert, bildet. Die Actiengesellschaft präsentirt sich sofort als ein mächtiges Gebäude, mit festen Stockwerken unter sicherem Dache; das Privatgeschäft beginnt in der Regel als schwache Pflanze und wächst mit Mehrung seiner Kraft zum mächtigen Baume heran. Es charakterisirt sich in diesem Bilde der Unterschied beider: das Privatgeschäft ist ein Organismus — die Actiengesellschaft ein künstliches Gebilde. Jedes hat seine Berechtigung. Nicht zu vergessen ist jedoch, daß die Dividenden der Actionäre, wenn die Prosperität des Unternehmens ihr Vertrauen geweckt hat, auch wieder in der Regel in Actien ähnlicher bestehender oder neu zu gründender Gesellschaften Anlage finden, und das Capital durch dieselbe vis inertiae, die Schäffle beim Privatunternehmer annimmt, auch bei der Actiengesellschaft demselben oder einem ähnlichen Geschäftszweige erhalten bleibt.

Die Gefahren und Klippen der Actiengesellschaft liegen selten in dem verfehlten Unternehmen, sondern hauptsächlich in der Art der Gründung. Hier ist auf Reellität und Ehrbarkeit zu sehen. Die enormen Gründungskosten, die fetten Gründergewinne sind zu beschränken und aufzuheben, und es wird zwar das Geschäft des Gründers ein weniger einträgliches werden, aber die Form der Actiengesellschaft an Achtung und Prosperität gewinnen. Wenn wir sehen, wie die exorbitanten Spesen, welche die Umwandlung der bestehenden Actiengesellschaften zum großen Theile verursacht haben, meistens schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit überwunden worden sind, und eine Rentabilität der neuen Institute erzeugt wurde, so eröffnet sich, wenn das Gründungsfieber vorüber ist, eine günstige Perspective für das Gedeihen der Actienunternehmungen. Das Publicum tritt ihnen gegenüber — nicht an der väterlichen Hand des bevormundenden Staates, der durch sein gewichtiges Placet häufig die verfehltesten Geschäfte begünstigt hat, sondern als selbständig urtheilende Individuen, in deren eigene Hand das Wohl und Wehe ihres Capitales gelegt ist. Sie haben zu prüfen, ob das Unternehmen, ob die Leitung, ob die Betriebsfähigkeit ihnen die gehörige Sicherheit bietet, und nicht blind den Lockungen der Prospecte nachzujagen. Unsere Gesellschaft hat in dieser Beziehung noch Vieles zu lernen, aber das „durch Schaden klug werden" wird auch hier seine heilsamen Wirkungen äußern, und es wird aufhören, daß der in seiner Privatsphäre vorsichtigste Creditor der leichtfertigste Actienspeculant ist.

Nur Eines ist nicht zu übersehen: die Anlage in Actien- — besonders in den einen besonderen Aufschwung nehmenden industriellen Actienunternehmungen — wird in der Regel nicht berufen sein, ein stets mit Leichtigkeit und ohne Verlust realisirbares Ca-

Digitized by Google

pital zu sein. Sie wird vielmehr ein schwerfälligeres, der Hypothek vergleichbares, vornehmlich einen höheren Zinsfuß versprechendes Papier bilden. Von den in jedem Creditgeschäfte steckenden Momenten: der Sicherheit, Zinsbarkeit und Verfügbarkeit, deren jedes — von der stets zu realisirenden, zinslosen, unbedingt sicheren preußischen Kassenanweisung bis zu der hohe Zinsen tragenden, schwer zu realisirenden Hypothek zweiten und dritten Ranges — in jedem einzelnen Falle in verschiedener Intensität enthalten ist, wird die Industrie-Actie vornehmlich die Eigenschaften der hohen Verzinsung, geringerer Verfügbarkeit und verschiedener absoluter Sicherheit tragen. Es wird in der Rente, die sie abwirft, eine stillschweigende Voraussetzung allmählicher Amortisirung von Seiten des Empfängers enthalten sein, um die unvermeidlichen Coursschwankungen, welche verschieden günstige Conjuncturen und Bilancen erzeugen, auszugleichen. Diese Rente ist und muß heute ziemlich bedeutend sein, um den noch ungewohnten Papieren, denen noch so mancher Makel anhaftet, und denen gegenüber das Publicum sich noch ziemlich zurückhaltend entgegenstellt, den Markt zu öffnen; — sie wird aber geringer werden mit dem Wachsen des Vertrauens, welches die Sicherheit und leichtere Realisirbarkeit der Actien hebt.

Eine so bedeutende wirthschaftliche Veränderung, wie sie durch die Ausbreitung der Actiengesellschaften auf Handels- und industriellen Gebieten erzeugt wird, erheischt auch die Frage in Erwägung zu ziehen, ob hierdurch — mittelbar oder unmittelbar — auch für die arbeitenden Classen Vortheile sich ernten lassen. Wir werden dem Institute der Actiengesellschaften ein um so wärmeres Interesse entgegentragen, je mehr wir sehen, daß es neben wirthschaftlichen auch sociale Früchte trägt. Die sociale Frage, welche immer bedenklicher in den Vordergrund tritt und in ihren capitalverschlingenden, die Parteien mehr und mehr trennenden Strikes gefährliche Dimensionen annimmt, beschäftigt die Gemüther nicht blos der Interessenten, sondern aller Einsichtigen und Menschenfreunde. Wenn auch eine vollständige Lösung des Problemes, d. h. eine alle Theile befriedigende Ausgleichung zwischen Arbeit und Capital nicht zu ermöglichen ist, so erscheint allerdings eine Aufbesserung der Lage der arbeitenden Classen als dringend geboten. Am schwersten fallen die industriellen Arbeiter, ihre Klagen und Bestrebungen hierbei in die Wage. Gerade in ihrem Kreise bereitet sich durch die Einführung des Institutes der Actiengesellschaften eine wesentliche Veränderung vor. Wenn auch durch die Vermehrung des in der Industrie thätigen Capitales, durch die Ausdehnung des Großbetriebes, durch die wachsende Concurrenz ein Sinken der Preise der Industrieproducte eintreten wird, was mittelbar dem Arbeiterstande zugute kommt, so kann die Actiengesellschaft demselben auch unmittelbar einen Nutzen — und den hauptsächlich von ihm erstrebten — gewähren, nämlich die Theilnahme am Unternehmergewinne. Ohne hier die Berechtigung dieser Forderung discutiren zu wollen, dürfte die Actiengesellschaft die einzige Geschäftsform sein, in der sich diesem Begehren gerecht werden läßt. Die Productivgenossenschaft hat ihre Ohnmacht bewiesen, die Privatgesellschaft wird und kann den Arbeitern keine Betheiligung am Unternehmergewinne gewähren, wenn sie es nicht in humanitärer Weise thut; — die Form der Industrial Partnership ist eine zweischneidige Waffe, die nur mit größter Vorsicht gehandhabt werden darf und leicht eine empfindliche Schädigung der Arbeiter herbeiführen kann. Einzig die Actiengesellschaft ist im Stande, den Arbeiter mit Capital an dem Unternehmen, in dem er thätig ist, zu betheiligen, ihm in der Dividende Mitgenuß am Unternehmergewinne zu gewähren. Während das Gesetz heut als Minimalbetrag der Actien 50 Thaler festsetzt, müßte es gestatten, zu Gunsten der Arbeiter Antheilscheine von geringerem Werthe zu emittiren, um

Digitized by Google

so eine größtmögliche Betheiligung derselben zu veranlassen. Geschieht dies, und werden die tüchtigen, strebsamen und sparsamen Arbeiter Actionäre ihrer Fabriken, so wird der Strikesucht ihr fruchtbarster Boden entzogen und einer Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen der wirksamste Vorschub geleistet. Der Reservefond der Actiengesellschaft wird auch zur Begründung der für den Arbeiter nothwendigen humanitären Institute, der Kranken- und Alterversorgungskassen, für den Bau von Arbeiterwohnungen, Bildung von Consumvereinen und Aehnlichem, zu dotiren sein, und hier die Gesetzgebung segensreich einzuwirken haben.

So scheint die Actiengesellschaft berufen zu sein, einen mächtigen Einfluß auf unser wirthschaftliches Leben zu gewinnen; sie wird es, wenn sie es versteht, sich eine reelle Basis zu verschaffen. Dann ist sie dazu angethan, der Hebung der Industrie einen gewaltigen Vorschub zu leisten, indem sie Capital und geistige Kraft in verstärktem Maße in sie leitet, die Fabricate wohlfeiler zu machen und so die wirthschaftliche Lage Aller zu verbessern. Wird es bei den erhöhten Anforderungen der Zeit dem Einzelnen immer schwieriger, „selbst ein Ganzes zu bilden", so ist ihm hierin Gelegenheit zu dem geboten, was ihm der Dichter räth:

„Als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!"

Was bisher der Actiengesellschaft gefehlt hat, und wodurch ihre Krisen herbeigeführt wurden, war das sittliche Moment — und dessen Erfüllung haben wir zu erstreben.

Laßt uns besser werden — gleich wird's besser sein!

Römische Briefe.

Von

Gustav Floerke.

II.

Stadterweiterungspläne und Anfänge.

Rom, Anfang August.

Nach den neuesten Untersuchungen des Inspectors Felice Giordano bilden die Mauern Roms ein ausgedehntes Polygon mit einem Umfange von annähernd 24 Kilometern und einem Flächeninhalt von 1416 Hektaren. Der von Gebäuden bedeckte Raum beträgt jedoch augenblicklich nur 388 Hektaren, also wenig mehr als ein Viertel des Ganzen. Der Rest ist so vertheilt: Gärten und Vignen 750 Hektare, Straßen und Plätze 190, Tiber und kleinere Wasserläufe 58 Hektare. — Man sieht, die alten Mauern sind der Stadt zu weit geworden. Zugleich aber reicht ihr augenblicklicher Umfang nicht aus; die Noth des Verkehres und der Wohnungen ist aufs höchste gestiegen. Der erste Erweiterungsgedanke fiel auf jene Beobachtungen, und man fand es am natürlichsten und einfachsten, in die alte Jacke zu kriechen. Man wollte wieder die verlassenen Hügel mit Neubauten

Digitized by Google

krönen, wüste, weite Quartiere, so abseits sie jetzt auch liegen, wieder dienstbar machen.*)

Was aber hat die moderne Stadt mit der antiken zu thun! Was kümmert sie die Thatsache, daß es einstmals in andersgearteten Jahrhunderten anderen Bedürfnissen bequem war, hier oder dort zu wohnen. Das ist nichts für ein modernes Municipium, das sind Thatsachen, die nur für den Historiker und Alterthumsfreund Werth haben. Eine moderne Stadt hat so gut ihre naturgemäße Entstehung, ihre organischen Wege zum Wachsthume, wie eine antike sie hatte, und diese sind heute andere als damals. Wenn das neue Rom sich erweitern will, so darf es — abgesehen von allen archäologischen Bedenken, von der Schwierigkeit der Construction auf Höhen, von der Malaria, die sich nachweislich an die Hügelabhänge klammert, — so darf es sich nicht zerstreuen, die Unbequemlichkeiten seines Verkehres durch Terrain und Entfernungen nicht noch erhöhen, wo es unnöthig ist; sie darf ihre historische Entwickelung nicht rückgängig machen wollen und Trastavere und den Borgo aufgeben, der zugleich die glänzendsten Denkmäler neuerer Zeit enthält. Im Gegentheil, sie muß diese Verbindung stärken, vervollständigen; sie muß zugeben, daß sie nicht mehr am Tiber, sondern zu beiden Seiten des Tiber liegt. Ist dieser Tiber auch augenblicklich innerhalb der Stadt fast unbenutzbar und zerstörend — sie muß bedenken, daß er es nicht zu sein braucht, daß er vielmehr eine Lebens- und Goldader ist, zu welcher eine lebensfähige moderne Stadt sich gratuliren muß.

Während der ganzen Herrschaftszeit der Päpste hat die Stadt sich ungezwungen von den alten Hügeln in das Marsfeld, in die Region Transtiberim und darüber hinaus hinabgezogen; sie muß diese Entwickelung naturgemäß vollenden. Und ihre heutige Topographie bietet ihr Platz und Hülfe dazu.

Sieht man vom Pincio hinab, so fällt zuerst jenes große Wiesenterrain in die Augen, welches zwischen der Piazza del Popolo zu Füßen und dem Sanct Peter drüben, tief in die Stadt hineinspringt, — die Prati di Castello. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hierhin zunächst die natürliche Weiterbildung der Stadt fallen, daß die diesseitige Ueberflügelung nach Norden die transtiberinische Stadt nach sich ziehen und eng mit sich verbinden muß.

Eine Gesellschaft in- und ausländischer Geldmänner hat das zuerst begriffen und den Architekten Cipolla mit dem Entwurfe eines Planes beauftragt, der nach allgemeiner Ueberzeugung aufs beste gelungen ist. Eine breite gerade Hauptstraße wäre die Wirbelsäule dieses neuen Stadtkörpers, die zugleich die Piazza del Popolo und den Platz San Pietro, die schönsten Roms, der diesseitigen und jenseitigen Stadt organisch und schnurgerade verbände. An sie an lehnen sich Plätze und Straßenquadrate bis andererseits an ihre natürlichen Gränzen, den Tiber und die Abhänge des Monte Mario. Ein neues großes Theater würde nicht nur den Bedürfnissen dieses zum Theil eleganten Viertels, sondern denen der ganzen Stadt abhelfen; die breiten neuen Straßen würden für Handel, Verkehr und Promenade dem engen, fast erdrückten Corso eine willkommene Verlängerung gewähren. Daß Cipolla beabsichtigte, seinem Plane die Engelsburg — die Bastille Roms, wie er sagt — zum Opfer zu bringen, ist eine durch den öffentlichen Widerspruch

*) Inzwischen ist man auch auf diesen Gedanken zurückgekommen und hat bereits angefangen, von der Wohnungsnoth gedrängt, jenseits des Servianischen Walles gegen das alte Prätorianerlager hin ein Arbeiterquartier und auf dem Esquilin ein ähnliches für den Mittelstand zu gründen. D. B.

Digitized by Google

aller Gebildeten bereits so gut wie beseitigte Nebensache, deren Wegfall den Plan nicht nur nicht stört, sondern verschönt. Allerdings wird die Regierung das Castel Sant' Angelo militärisch aufgeben, aber man wird die Schleifung seiner Festungswerke ebensowenig gestatten, wie das Attentat, welches man auf das Grabmal Hadrian's vorhatte. Man wird die Wälle und Werke zu Gärten und Spaziergängen hergeben, aber man wird sich erinnern, daß es kindisch ist, sich an Steinen zu rächen, und daß die Befestigung der Engelsburg, abgesehen von allen allgemein historischen Erinnerungen, für die Geschichte der Baukunst und des Befestigungswesens dadurch von besonderem Interesse ist, weil sie das erste Denkmal einer lange gültigen Vertheidigungsmethode, der des Fünfeckes, bietet.

Das Municipio hat denn auch den Plan Cipolla's nur gutheißen können, und Niemand dachte an einen Aufschub seiner Inangriffnahme. Dennoch ist dieser erfolgt, man hat die Zusage bis zur Regulirung des Tiberbettes verschoben. Und es ist wahr, die Regulirung des Tiber innerhalb der Stadt, mit seinen schmutzigen, stinkenden, unzugänglichen Ufern, eng in altes Häuserwerk eingeschlossen wie ein reißender Graben, mit seinen Ueberschwemmungen, welche die ganze moderne Stadt alljährlich fast unter Wasser setzen und das neue Viertel mehr noch als die alten bedrohen würden, das ist die erste Frage. Um den Tiber nutzbar zu machen, bedarf er einer Besserung seines Bettes, bedarf er eines Quais zu beiden Seiten, und eine große, bedürftige Stadt wie Rom wird diese zugleich in glänzende Straßen umwandeln müssen. Also auch hier Neubauten als Folge dringlicherer Bedürfnisse, die vielleicht nach mehr als einer Seite schon den gerechten Forderungen entsprechen könnten. Dennoch aber würden diese Rom unkenntlich machenden Neuerungen, die viel mehr Häuser verschlingen müßten als sie wieder bieten könnten, jenen Erweiterungsplan Cipolla's niemals überflüssig machen. — Auch für diese Tiberbauten soll sich bereits seit Jahren eine Gesellschaft reicher Unternehmer und Kunstfreunde angeboten haben, welche, wie man mir sagt, nichts weiter beansprucht, als das, was sie auf dem Grunde des Stromes findet, wenn sie den Tiber zu den Nachforschungen, die sie mit den Regulirungsarbeiten vereinigen will, in ein neues Bett geleitet hat. — Jedenfalls kann die Erledigung der Tiberfrage nicht lange mehr auf sich warten lassen. Abgesehen von allen stillschweigenden Berechtigungen der neuen Hauptstadt auf Luft und Schutz gegen das Wasser, läßt die öffentliche Meinung sowie die Presse, sogar von officiöser Seite her, dem Municipio keine Ruhe, besonders seit es die Annahme jenes ersten, allgemein begünstigten transtiberinischen Projectes an die vorhergehende Regelung des Tiber geknüpft hat. Daß man der Ausführung beider mit Sicherheit entgegensehen kann, scheint mir unzweifelhaft.

Während wir bei diesen bevorstehenden Hauptveränderungen aber noch vor bloßen Plänen stehen, ist ein anderes wichtiges Project, welches leider bestimmt ist, in die historische Topographie der alten Stadt aufs empfindlichste einzugreifen, bereits in voller Durchführung begriffen. Wenn man die Karte des modernen Rom betrachtet, so findet man den Bahnhof am einsamen letzten Nordostende der nach dieser Seite möglichen Stadtausdehnung auf der Höhe des Viminal gelegen. Der steile Absturz dieses und der mit ihm verbundenen Hügel gegen die eigentliche Stadt zu und die Beschaffenheit der engen Stiegen und Gassen, die zu den eigentlichen Lebensadern Roms, wie sie sich an den Corso schließen, hinabführen, machen die Verbindung mit der Bahn zu einer äußerst schwierigen und weisen ihr als einzigen Weg die entfernte und steile Via del Tritone an, die auf alles Andere eingerichtet ist als auf diesen mächtigen Verkehr. Erhöht wird die Schwierigkeit desselben

Digitized by Google

dadurch, daß der Hauptzug der von Nordosten kommenden Carrettieri und die ganze Masse von Carrossen, die vor Porta Pia (Venti Settembre) Corso machen wollen, sich ebenfalls dieser Straße bedienen muß. Kurz, die Nothwendigkeit, den Bahnhof mit seinem täglich wachsenden Waarenverkehre auf günstigere Weise mit der Stadt zu verbinden, war die drängendste. Auch an die bereits begonnene Ausführung dieser neuen Verkehrslinien schließt sich ein bedeutendes neues Quartier auf bisher meist wüstem Boden, welches zugleich der Stadt zwei der bequemsten breitesten Straßen zu schenken im Begriffe ist, deren sie sehr bedarf.

Die erste, nördliche, bereits als Via Nazionale getaufte, wird den Viminal und Quirinal theils durchschneiden, theils durch Aufschüttungen minder steil machen und sich von der Piazza de' Termini (Bahnhof) gegen die Piazza Sciarra hin zum Corso durchbrechen. Ihr oberer Theil bis zur Kreuzung mit der Via Quattro Fontane ist bereits breit und prächtig mit Trottoirs, Baumreihen, dichtstehenden Laternen und sechsstöckigen Häusern, kurz modern vollendet. Allerdings sind die Schwierigkeiten der nun folgenden längeren Strecke unendlich größer. — Die zweite große Straße wird ebenfalls von der Piazza de' Termini ausgehen und, durch die Villa Massimi Negroni hindurch die Regio ai Monti kreuzend, zur Piazza Venezia, dem Endpunkte des Corso und der Hauptadern der westlichen Stadt, durchdringen: Riesige Aufschüttungen theils für diese Straße, theils für ihre Verbindung mit der erstgenannten machen bereits vor Sta. Maria Maggiore das Thal zwischen Esquilin und Viminal unkenntlich. — Wer einigermaßen in der Topographie dieser hügeligsten Theile der Stadt bewandert ist, wird die Schwierigkeiten begreifen, welche einen langsamen Fortschritt auch dieser Arbeiten erklärlich machen.

Allerdings bekommt Rom auf diesem Wege Luft und erfüllt nur die Forderungen, welche eine moderne Hauptstadt an ihre Verkehrsmittel stellen kann. Zu bedauern bleibt aber bei alledem die völlige Rücksichtslosigkeit gegen die historische Topographie dieser Viertel, mit der man vorgegangen ist. Zweifellos hätte sie sich vermeiden lassen, wenn man nicht wieder einmal aus dem einen Extrem ins andere gefallen wäre und die möglichst schnurgerade und kürzeste Verbindung, koste es, was es wolle, für die einzig zulässige gehalten hätte.

Einem vierten bereits in Angriff genommenen Projecte wird ebenfalls ein erinnerungsreiches Stück Rom zum Opfer fallen. Wenn diesmal auch der Alterthumsfreund keine Einwendung zu machen hat, so verlieren wir doch zweierlei durch das neue industrielle Viertel am Monte Testaccio, in jenem völlig unbebauten Zwickel zwischen dem Aventin, dem Tiber und den Mauern des Aurelianus und Probus, welchen man Prati del Popolo Romano nennt. Erstens — und das ist rettungslos — muß das römische Volk den gesuchtesten, schönsten seiner Festplätze, der sich schattig an den Testaccio, d. h. an die Weinkeller Roms anschließt, aufgeben. Seit dem Mittelalter bis auf unsere Zeit waren diese Wiesen den Volksbelustigungen geweiht. Im 13. und 14. Jahrhunderte hieß der räthselhafte, ganz aus Topfscherben aufgeschüttete Berg Monte del Pallio, von dem Banner aus Brocat, welches die Sieger in den hier stattfindenden Carnevalwettläufen — nackte alte Juden, öffentliche Dirnen, Esel ꝛc. — erhielten. Bürger und Knappen schossen hier nach vergoldeten Silberringen, Spiele aller Art wurden hier gefeiert — die Ludi Testacii und Agonis (auf der Piazza Navona oder Agonale) sind weit früher der Ausdruck römischer Carnevalslust als der Gips- und Maskenscherz des Corso. Die Statuten der Stadt hatten — nach Reumont — ein eigenes Capitel: „Campus Testacii non seminandus" — heute

Digitized by Google

baut man Häuser darauf! — und wer seiner Theilnahmeverpflichtung an den dortigen Spielen nicht nachkam, sollte kein öffentliches Amt erhalten — — —. Seit jener Zeit hat das Volk die nach ihm benannten Wiesen nie wieder verlassen, und alle Sonntage, besonders zur Zeit der Octoberfeste nach beendigter Weinlese, waren sie bis heute die Stätte der wildesten Lust. — Was den merkwürdigen Berg selbst betrifft, so irrt man im Dunkeln herum. Grundlos wie alle Deutungen der Archäologen, aber poetischer ist die Erklärung, die das Volk ihm giebt, wenn es erzählt, hier hätten die tributpflichtigen Völker jene Töpfe zerschlagen, in denen sie das Gold brachten. Der umfangreiche Berg ist beiläufig 160 Fuß hoch. — — Gewiß ist nur, daß man beim Bohren der jetzigen Weinkeller, die strahlenförmig in ihn hineingetrieben sind, unter ihm ein verschüttetes Grab, vielleicht noch aus republicanischer Zeit, entdeckt hat, daß dort Ziegelstempel aus unseren ersten Jahrhunderten gefunden sind, und daß die früheste bekannte Erwähnung seines jetzigen Namens in der nahen Kirche Sta. Maria in Cosmedin zu lesen ist, wo ein Epitaph des achten Jahrhundertes von den Weinbergen auf dem „Testacius" spricht.

Das zweite Opfer dieser neuen Anlage dürfte viel weiter hinaus schmerzliches Bedauern erregen. Trotz aller Einwendungen scheinen die beiden Friedhöfe für Nichtkatholiken am Fuße der Cestinspyramide und der Aurelianischen Mauer, unter dem Namen des „Protestantischen Kirchhofes" bekannt, dem neuen Quartiere zum Opfer zu fallen. Wie mancher wird nun auch die Stätte verlieren, an der einer seiner Lieben ruht, der, das Leben suchend, den Tod in der Ferne gefunden. Karstens liegt dort, Shelley, der alte Reinhardt, Emil Braun, Waiblinger, Goethe's Sohn, und so mancher andere gute Name verliert hier seinen Denkstein und den träumerisch schönen Ruheplatz, den viel besungenen. — Ja, auch die Kirchhöfe sterben, um neuem Leben Platz zu machen. Und Rom will leben, will eine moderne Stadt werden — und in Kleinigkeiten, Nebendingen und Aeußerlichkeiten so schnell und consequent wie möglich.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[21. November 1872.] Die Eröffnung des **preußischen Landtages** erfolgte am 12. November in derselben Weise, wie der Schluß desselben erfolgt war, bei fortdauernder Abwesenheit des Ministerpräsidenten durch den Finanzminister in durch und durch nüchterner, knapper und geschäftsmäßiger Rede. Sie nennt die wichtigsten Vorlagen, mit welchen sich der Landtag zu beschäftigen haben wird, alte, die in der letzten Session unerledigt blieben, weil die Haltung des Herrenhauses den beschleunigten Schluß derselben herbeigeführt hatte, und neue, die mittlerweile vorbereitet wurden. Das Bild der Staatsfinanzen entrollt sich in höchst befriedigender Gestalt. Die Ueberschüsse aus der laufenden Verwaltung und die fortwährend steigenden Staatseinnahmen gestatten vier Dinge zu gleicher Zeit: eine außerordentliche Schuldentilgung aus den ordentlichen Einnahmen, die

Digitized by Google

Ermäßigung einzelner Steuern, reichlichere Ausstattung verschiedener Zweige des öffentlichen Dienstes, namentlich weitere Verbesserung des Diensteinkommens der Lehrer und der Beamten (Wohnungsentschädigungen und Anderes), und endlich die Auswerfung besonderer Provincialfonds zur erleichterten Durchführung der Kreisordnung. Der darüber dem Landtage bereits zugegangene Gesetzentwurf überweist den noch nicht dotirten Provinzen drei Millionen jährlich und gegen entsprechende Entlastung bei der Straßen-Unterhaltung die Wegegelder, welche bisher der Staatscasse im Betrage von $2^1/_2$ Millionen Thaler jährlich zuflossen. Fürwahr, es ist eine ungewöhnliche Gunst der Verhältnisse, die von der Finanzverwaltung mit Einsicht benutzt werden, daß alles dies neben einander ausführbar wird.

Auch die Kreisordnung selbst liegt dem Landtage bereits wieder vor, dieses Gesetz, welches für das innere Staatsleben Preußens Epoche machen wird durch das, was es an sich bedeutet, und mehr noch durch das, wozu es mittelbar den Anstoß giebt. Was am 16. November dem Abgeordnetenhause wieder vorgelegt wurde, ist nicht ganz dieselbe Vorlage, welche in der letzten Landtagssession, entsprechend dem vorläufigen Abschlusse mit dem Abgeordnetenhause, dem Herrenhause gemacht und von diesem erst amendirt wurde, um schließlich auch in der von ihm selbst beliebten Fassung verworfen zu werden. Die Staatsregierung hat auf Grund der Herrenhausverhandlungen die Vorlage nochmals geprüft und schlägt in fünf Stücken eine Abänderung vor. Theils hat sie dabei eine Verbesserung des Gesetzes *im Allgemeinen* im Auge, theils soll durch eine veränderte Fassung die Möglichkeit gegeben werden, ganz besonders gearteten localen Verhältnissen *ausnahmsweise* mehr Rechnung zu tragen. Diese fünf Veränderungen beziehen sich auf die Befreiung von Kreisabgaben, auf die in Zahlen ausgedrückte Größe der Amtsbezirke, auf die Ernennung der Amtsvorsteher, auf die Gutheißung der amtsvorsteherlichen Polizeiverordnungen durch den Kreisausschuß, wenn der Amtsausschuß die Zustimmung versagt, endlich auf die Zusammensetzung des Kreistages. Rücksichtlich des letzteren Punctes werden insbesondere wegen der außerordentlichen Verhältnisse Neupommerns und einzelner Districte der Provinz Sachsen besondere Bestimmungen für nothwendig erachtet, welche die Gränzlinie zwischen großem und kleinem Grundbesitz betreffen. In allen wichtigen Grundsätzen ist aber, ohne auf den Widerstand des Herrenhauses Rücksicht zu nehmen, die demselben ursprünglich gemachte Vorlage aufrecht erhalten worden. Auch lassen die der gegenwärtigen Fassung der Vorlage vorausgegangenen Besprechungen des Ministers des Inneren mit verschiedenen hervorragenden Mitgliedern des Abgeordnetenhauses mit Gewißheit annehmen, daß die Zustimmung des Abgeordnetenhauses den in Frage stehenden Abänderungen im Voraus gewonnen worden ist.

Das Schicksal der neuen Vorlage wird nicht durch neue Berathungen des gegenwärtigen Herrenhauses über dieselbe und durch eine weitere Vereinbarung der Regierung und des Abgeordnetenhauses einerseits und des Herrenhauses andererseits bedingt sein. So viel steht fest. Der Schluß der Thronrede sagt, „die Regierung des Königs hofft auf's Zuversichtlichste eine allseitige Vereinigung über diesen Entwurf zu erreichen". Das bedeutet rücksichtlich des Abgeordnetenhauses die Erwartung, daß dasselbe den vorgeschlagenen Aenderungen zustimmen werde. Was es dem Herrenhause gegenüber bedeutet, sagen die unmittelbar folgenden Worte: „und die Regierung des Königs ist entschlossen, die Durchführung dieser bedeutsamen Aufgabe durch alle Mittel, welche die Verfassung der Monarchie an die Hand giebt, in's Werk zu setzen". Es werden also unter allen

Digitized by Google

Umſtänden ſo viel neue Herrenhausmitglieder durch den König ernannt werden, wie nöthig ſind, um die Zuſtimmung des Herrenhauſes zur gegenwärtigen, nicht weiter zu amendirenden Vorlage zu erhalten. Auch ein zweiter Punct kann vernünftiger Weiſe nicht in Zweifel gezogen werden. Die Regierung wird bei Feſtſtellung der Zahl der neuen Pairs und bei der Auswahl der Perſönlichkeiten nicht allein an die Kreisordnung, ſondern auch an die übrigen grundſätzlich wichtigen, politiſchen Geſetze denken, welche in der gegenwärtigen Landtagsſeſſion zum Abſchluſſe gebracht werden ſollen. Unter denſelben ſtehen obenan die in der Thronrede angekündigten „Vorlagen, welche beſtimmt ſind, die Beziehungen des Staates zu den Religionsgeſellſchaften nach verſchiedenen Richtungen klarzuſtellen“. Daß die Worte der Thronrede ernſt gemeint ſind, beweiſt, wenn es noch eines beſondern Beweiſes bedürfte, die Zur-Dispoſition-Stellung des Oberpräſidenten der Provinz Sachſen, von Witzleben, welcher in der Herrenhausverhandlung über die Kreisordnung nicht der königlichen Fahne, ſondern der Fahne Kleiſt-Rhetzow's folgte.

Weniger zweifellos ſind zwei andere Fragen. Wird das Herrenhaus das über ihm ſchwebende Schickſal abzuwenden ſuchen, indem es ſchnell, bevor noch der in der Vorbereitung begriffene Pairsſchub erfolgt iſt, ſeine Geneigtheit zu erkennen giebt, die Kreisordnung in ihrer gegenwärtigen Geſtalt anzunehmen, auch der Regierung rückſichtlich der weiteren wichtigen Vorlagen in dieſer Seſſion keine Schwierigkeiten zu machen? Und wird, wenn dieſer Fall eintritt, die Regierung ſich vorläufig dabei beruhigen? Die Majorität des Herrenhauſes ſchien bisher zu ſchwanken und ſchwankt vielleicht noch; es fehlte nicht an Zeichen, die man in dem einen, und an ſolchen, die man in dem anderen Sinne deuten konnte. Dies iſt die eine noch ungewiſſe Frage. Die andere auch noch nicht genügend aufgeklärte und noch wichtigere Frage betrifft das engere oder weitere Ziel, welches ſich die Regierung bei dem Pairsſchube ſtecken wird. Zunächſt ſoll der Grundſatz zu Ehren gebracht werden, daß eine tief greifende Reform, über deren Wichtigkeit und Dringlichkeit die Regierung des Königes und die gewählte Vertretung des Landes einverſtanden ſind, durch das Herrenhaus weder für immer vereitelt, noch in einer für das Landeswohl bedenklichen Weiſe auf unbeſtimmte Zeit verſchoben werden darf. Die weitere Frage iſt: will die Regierung, auch wenn ſie die dermalige Organiſation einer erſten Kammer für ſehr reformbedürftig anſieht, ſich gegen die Nachtheile der nicht mehr zeitgemäßen Inſtitution von Fall zu Fall durch das verfaſſungsmäßige Mittel des Pairsſchubes helfen, oder will ſie die gegenwärtigen Neuerungen benutzen, um auf dem Wege der Geſetzgebung weſentlich veränderte Grundlagen für eine erſte Kammer der Monarchie zu gewinnen, um namentlich die privilegirte Stellung des Kleinadels in der Landesgeſetzgebung zu beſeitigen. Zweierlei ſollte die Regierung bei Erwägung dieſer Frage nicht aus dem Auge laſſen. Paßt die Grundanlage des Herrenhauſes nicht mehr in unſere Zeit, iſt ſie wirklich weſentlich fehlerhaft, ſo wird ein ſtarker Pairsſchub ſich von Zeit zu Zeit wiederholen. Er wird bisweilen in der einen, bisweilen in der anderen Richtung erfolgen. Das Herrenhaus wird dann bald der Zahl nach verhältnißmäßig zu ſtark ſein. Zweitens, und dies iſt das Wichtigere, durch einen Pairsſchub beſeitigt man nur einen Nachtheil, man ſchafft noch kein an ſich geſundes Glied in dem ganzen Geſetzgebungsorganismus. Man ſoll entweder gar keine erſte Kammer haben, oder — und dies iſt für ein großes Reich das weit beſſere — eine ſolche, welche feſt auf eigenen Füßen ſteht, aber nach ihrer Grundanlage doch ſo geartet iſt, daß ſie aus ſich ſelbſt heraus ſich als nützlicher Regulator in der ſtetigen Entwickelung des öffentlichen Lebens bewährt. Eine erſte

Digitized by Google

Kammer, die zwischen den Polen krankhafter politischer Isolirung und einer bloßen Regierungsmaschinerie oscillirt, wirkt nicht regelnd, sondern corrumpirend auf den öffentlichen Geist.

Gleichzeitig, aber in ganz anderer Weise wie Preußen bei dem Wiederzusammentritt seines Landtags tritt **Frankreich** mit der Wiedereröffnung seiner Nationalversammlung (11. November) näher an einen ernsten Wendepunkt in seinem inneren Staatsleben heran. Dort ist das, was dem Staate in seinem tiefsten Grunde Halt und Bestand verleiht, was im Geiste, im Gefühle und in den Gewohnheiten des Volkes fest gewurzelt steht, außer Frage, es gilt nur, einen fehlerhaften Anbau in das richtige Verhältniß zum Ganzen zu bringen. Hier erhebt sich die Frage, ob nicht bald das Fundament und das Dach des ganzen Staatsgebäudes mit einem Male wieder erschüttert, vielleicht mehr befestigt, vielleicht auch umgestürzt werden wird.

Als die Nationalversammlung sich anfangs August bis zum 11. November vertagte, lag ein Wirken hinter ihr, welches vielfach sehr nützlich, doch weit mehr durch die zwingenden Verhältnisse des Augenblickes, als durch freie Wahl und innere Uebereinstimmung der verschiedenen unter Ruinen arbeitenden Baumeister des Staates bedingt worden war. Neben dem positiv Geschaffenen stand das Bewußtsein des schwankenden Grundes, auf dem man noch stand, die Erinnerung an gefährliche — nur mit Mühe überbrückte — Spaltungen zwischen der Volksvertretung und der durch ihren Auftrag gebildeten Regierungsgewalt, die Erinnerung an den mehrmals in Frage gekommenen Rücktritt derselben, und der Zweifel, ob die abgeleitete Gewalt sich nicht eines weit höheren Ansehens im Volke erfreue, als die ursprüngliche Gewalt. Bevor über den Martel'schen Ferienantrag Bericht erstattet wurde (D. Warte III, 4), hatte man sich vom Präsidenten der Republik einige conservativ klingende Erklärungen geben lassen. Sie sollten den Zweck erfüllen, daß „vor Einsetzung der Permanenz-Commission jedes Dunkel aus den Beziehungen zwischen dem Präsidenten der Republik und der Nationalversammlung schwinde". Sie wurden durch den Bericht aus der Stille des Berathungszimmers der Commission in die öffentliche Sitzung der Versammlung getragen und hinausgegeben in's Volk, auf daß Jedermann glauben könne, zwischen der Majorität des Hauses und Thiers stehe Alles vortrefflich, man sei eigentlich wieder ein Herz und eine Seele. Aber man fühlte wohl selbst, daß man mehr Schein als Wirklichkeit gab. So kam es, daß, während Frankreich aufathmete unter der allmählichen Beseitigung vieler Ruinen und Wirren, welche durch den äußeren und inneren Krieg über dasselbe gehäuft waren, unter der augenblicklich wieder gewonnenen Ordnung, unter dem Segen einer überaus glücklichen Ernte, dem Erfolge der großen Creditoperation, dem wiederauflebenden Handel und der wiederauflebenden Arbeit, doch über der Nationalversammlung im Ganzen bei ihrem Scheiden ein Etwas lag, welches vielleicht erlaubt ist, in trivialer Weise als katzenjämmerliche Stimmung zu bezeichnen. In der letzten Sitzung am 3. August waren die Bänke höchst spärlich besetzt. Die beschlußfähige Zahl konnte mit Mühe zusammengehalten werden. Eine größere Zahl untergeordneter Gesetze ward im Geschwindschritt erledigt. Plötzlich bemerkte der Präsident: „ich muß erklären, daß wir nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl sind und daher nicht weiter berathen können. Die Nationalversammlung vertagt sich auf den 11. November". Und die Nationalversammlung ging auseinander ohne jeden Ruf, sei es auf die Republik, sei es auf Frankreich.

Digitized by Google

In die Zeit zwischen die Vertagung und die Wiedereröffnung der Nationalversammlung fallen einige Ereignisse, welche kurz zu erwähnen sind.

Die Session der Generalräthe, welche am 20. August begann, verlief diesmal noch geräuschloser als im vorigen Jahre. Die, welche gehofft hatten, aus ihnen Werkzeuge für eine monarchische Restauration erwachsen zu sehen, sehen sich bis jetzt getäuscht. Nur vereinzelte Stimmen betonten entschieden ihre Vorliebe für die Monarchie und bekämpften Beschlüsse, welche als eine Zustimmung zu der bestehenden Republik und als Wunsch, sie definitiv errichtet zu sehen, gedeutet werden konnten. Als solche erschienen namentlich die zahlreich an den Präsidenten der Republik abgesendeten Dankes- und Zustimmungsadressen zu seiner Politik. Sie wurden, obgleich sie zum Theil nicht in den Generalrathssitzungen selbst beschlossen, sondern von den Mitgliedern als Einzelnen unterzeichnet worden waren, in der Permanenz-Commission durch Mitglieder der Rechten bemängelt und als Ueberschreitungen des Wirkungskreises der Generalräthe angegriffen. Sie allein aber beweisen schon, daß die Generalräthe im großen Ganzen dem von oben ausgehenden Einflusse zur Zeit folgen, insoweit sie sich nicht etwa schon durch eigenen vollkommen selbständigen Antrieb auf derselben Linie bewegen. Die klerikalen Einflüsse haben in den Generalräthen nicht überwogen. Viele haben die Einführung des obligatorischen und unentgeltlichen Volksunterrichtes beantragt, und im Generalrathe des Depatements der Seine entschieden sich 37 Stimmen gegen 30 für eine Petition um confessionslosen Unterricht.

Bezeichnend für die gegenwärtig im Lande selbst vorherrschende Strömung ist der Ausfall der im October erfolgten Ersatzwahlen zur Nationalversammlung. Nur in einem Wahlkreise in Morbihan drang ein Legitimist durch und zwar mit einer mäßigen Majorität. 39,700 Stimmen fielen auf den gewählten Legitimisten Martin und 30,000 auf seinen Gegner Beauvais. In einem Departement, in den Vosges, siegte ein Anhänger Gambetta's, der Radicale Mellinet, und zwar mit einer außerordentlichen Mehrheit, nämlich mit 30,600 Stimmen über den Gegencandidaten Mongnot, der nur 2400 Stimmen erhielt. Ueberall sonst (bei sieben Wahlen) siegten die gemäßigten Republicaner und brachten unzweideutige Anhänger der Politik Thiers durch. Doch brachten es in einzelnen Departements Candidaten, deren Namen mit dem gefallenen napoleonischen Regiment eng verwachsen sind, zu ansehnlichen Minoritäten, so Forcade in der Gironde, zu 28,700 Stimmen gegenüber 44,900 Stimmen, welche der Republicaner Cadue erhielt, so Schneider jun. in Indre-et-Loire zu 29,300 Stimmen gegen die 30,800 Stimmen des Republicaners Nioche. Noch größer waren die Minoritäten, welche in einzelnen Wahlkreisen auf radicale Republicaner fielen. So erhielt in Oise der Radicale Rousselle 34,500 Stimmen und der Tierist Gernod 38,506.

Noch deutlicher zeigt eine andere Thatsache, daß in breiten Volksschichten die Sympathien zwischen Thiers und Gambetta gar sehr getheilt sind. Dieser trotz aller Freiheitsphrasen vollständig zum Träger eines despotischen Willkührregimentes angelegte Volkstribun unternahm im September eine agitatorische Rundreise durch Savoyen und verschiedene südöstliche Departements, die von einem glänzenden Erfolge begleitet war und zu einem wahren Triumphzuge für ihn wurde. Er besitzt in seltenem Grade das Talent des Volksredners und weiß für seine ausschweifenden und verderblichen Zukunftsplane die Massen in einschmeichelnder Weise zu gewinnen. Die Bedeutung der Gambetta'schen Rundreise gipfelte in einer Rede, die er in Grenoble hielt. Der feurige einst von Thiers als fou

Digitized by Google

furieux bezeichnete Agitator hütet sich, nachdem er wieder in die Nationalversammlung eingetreten ist, daselbst mit jenem vollständig zu brechen. Er weiß, daß sein Tag noch nicht gekommen ist, daß wenn heute unter seiner Mitwirkung Thiers durch die Nationalversammlung gestürzt würde, die Erbschaft des todten Mannes nicht ihm, sondern Anderen zufallen würde. Aber außerhalb der Versammlung thut er sein Möglichstes, um einen Umschwung vorzubereiten, der zur rechten Stunde Thiers aus dem Sattel und ihn selbst in denselben heben soll. In diesem Sinne wirkte er auch auf seiner Rundreise. Seine Rede in Grenoble war im Grunde nur eine Kriegserklärung gegen die Politik Thiers'. Sein Wort ächtete für die bevorstehenden Wahlen Alle, die nicht auf den radicalen Republicanismus schwören, als Feinde der Freiheit und des Vaterlandes, als verkappte Monarchisten. Wie entschieden Thiers dieses Auftreten zurückwies, ging nicht nur aus der Sprache der demselben nahe stehenden Blätter und aus seinen Erklärungen in der Permanenz-Commission, sondern auch aus einer anderen Thatsache hervor. Fünf Officiere, welche sich an einer Demonstration zu Ehren Gambetta's in Grenoble betheiligt und dem Agitator ihre Glückwünsche dargebracht hatten, wurden von dem Kriegsminister Ciffey versetzt und mit Arrest bestraft. — Gleichwohl hat das Auftreten Gambetta's noch so eben ein Nachspiel in der Nationalversammlung gehabt. Der Rechten ist Alles daran gelegen, jenem Mittelzustand ein Ende zu machen, in welchem Thiers bald durch die Linke einen Schutz gegen die Zumuthungen der Rechten, bald in dieser einen Schutz gegen die Zumuthungen der Linken findet. Sie rechnet, daß wenn es zu einem starken Zerwürfnisse zwischen Thiers und der Linken (nicht blos der äußersten Linken) gekommen ist, der Präsident der Republik genöthigt sein wird, sich der Rechten in die Arme zu werfen. Dann würde Thiers in ihrem Schlepptau, nicht mehr sie in dem seinigen gehen. Daher die auf die Grenobler Rede bezügliche Interpellation Changarniers. Sie ist bekanntlich am 18. November durch folgenden von der Regierung befürworteten mit 267 gegen 117 Stimmen gefaßten Beschluß erledigt worden: „Die Nationalversammlung, auf die Energie der Regierung vertrauend und die Gambetta'schen Grenobler Grundsätze zurückweisend, geht zur Tagesordnung über." Dies war der Rechten noch nicht stark genug, sie enthielt sich der Abstimmung. Den Ausschlag gaben die Centren, das rechte und das linke.

Der offen betriebenen Agitation Gambetta's gegenüber erscheint es als eine wunderliche Thatsache, daß die Thiers'sche Republik, welche darnach trachtet, die Republik zu einer bleibenden Institution zu machen, es nicht gestattete, daß der 4. September, welcher doch im Grunde ihr eigener Geburtstag ist, durch Volksbanquette verherrlicht wurde. Es wurde dies eben so wenig am 4. September, dem Geburtsfeste der dritten Republik, geduldet wie am 22. September, an welchem Tage 1792 die erste Republik ausgerufen wurde. Der Grund war, weil diese gleichzeitigen Feste darauf berechnet waren, eine Massenbewegung hervorzurufen, in welcher die Nationalversammlung untergehen, ihre baldige Auflösung erfolgen sollte. Auf diesen tumultuarischen Weg wollte sich Thiers nicht drängen lassen. Hier stand Gambetta, der bald darauf seine Wahlagitationen begann, vor den Regierungsmaßregeln stille, um einen vorzeitigen Bruch zu vermeiden. Er entschuldigte sein Nichterscheinen an verschiedenen Orten, wo er erwartet wurde, unter dem einen oder anderen Vorwande. Man ist bei dieser Gelegenheit daran erinnert worden, daß die Hälfte Frankreichs noch heute unter dem Kriegsgesetze steht. Der Belagerungszustand nämlich, welcher während des Krieges und zwar noch vor dem 4. September durch ein Decret der Kaiserin-Regentin vom 9. August 1870 über 36 Departements und die fünf großen Kriegshäfen

Digitized by Google

Frankreichs verhängt wurde, ist nach einem Erkenntnisse des Cassationshofes durch den Sturz des Kaiserreiches nicht hinfällig geworden. Die Regierung argumentirt nun, daß sie den Belagerungszustand nicht verhängt, deshalb auch ihn nicht aufheben könne. Dies sei nur durch ein Gesetz möglich. Der Justizminister Dufaure aber gab in der Versammlung eines Generalrathes, dem er angehört, zu verstehen, daß wenn die Regierung bei der Nationalversammlung z. B. die Aufhebung des Belagerungszustandes für Rochefort — wo sie unbedenklich scheine — beantragen würde, sogleich die Frage aufgeworfen werden würde, ob er für Lyon oder Paris fortbestehen solle, wo die Rückkehr unter das gemeine Recht weniger unbedenklich sei.

Unter den Vorgängen, welche die Aufmerksamkeit auf frühere gefallene Regierungen Frankreichs lenken, stehen drei voran.

Die Orleans brachten sich in Erinnerung durch eine Rede, welche der Prinz Joinville am 15. October bei der Einweihung eines den Mobilgarden zu Langres errichteten Denkmales hielt. Sie ist ziemlich überschwänglich und strotzt von Schmeicheleien gegen das Heer überhaupt und gegen den gemeinen Soldaten insbesondere. Der Prinz wünscht auf der wiederaufzurichtenden Vendôme-Säule die Statue eines einfachen Soldaten zu sehen.

Wenige Tage zuvor hatte die Regierung dafür gesorgt, daß man sich auch wieder lebhafter mit der Familie beschäftigte, die Frankreich zweimal einen Kaiser gab. Der Prinz Napoleon (Jérôme) gehört noch jetzt als Mitglied dem corsischen Generalrath an. Die Regierung hat seiner Zeit dieser Wahl kein Hinderniß entgegengestellt. Sie hat den Prinzen früher durch Frankreich nach Corsica reisen lassen und ihn mit einem Passe versehen. Er ist französischer Bürger und von keinem Verbannungsgesetze betroffen. Anfangs October hielt er sich mit seiner Gemahlin Clotilde, Tochter Victor Emanuels, für einige Zeit bei einem Freunde M. Richard in Millemont auf. Man hat nichts davon gehört, daß er sich während dieses Aufenthaltes durch eine bonapartistische Agitation öffentlich besonders bemerklich gemacht habe. Gleichwohl ließ ihn die Regierung daselbst am 13. October zwangsweise aus Frankreich ausweisen und abführen. Seine Gemahlin folgte ihm. Die für eine gerichtliche Verhaftung oder Ausweisung nöthige Form ist nicht beobachtet worden und konnte auch nicht beobachtet werden, da die Voraussetzungen für die Erlangung derselben fehlten. Die Ausweisung war von einem schriftlichen Proteste des Prinzen begleitet. Es folgte, da derselbe unbeachtet geblieben war, ein an den Generalprocurator gerichtetes Schreiben des Prinzen von Prangins d. d. 14. October, worin er beantragte, daß Anklage erhoben werde gegen den Minister des Inneren, den Polizeipräfecten Patinot, den Cabinetschef desselben und den Polizeicommissär Clement auf Grund von Art. 114 des Strafgesetzbuches, widrigenfalls er als Civilpartei vor den zuständigen Gerichten auftreten werde. Auch ein geharnischtes Schreiben Richard's an Thiers vom 15. October ward der Oeffentlichkeit übergeben. Es folgte eine Antwort des Generalprocurators vom 25. October, welcher den Antrag ablehnt, da Alles auf einen obersten Regierungsact zurückzuführen sei, wegen dessen ein Minister nur durch die Nationalversammlung in Anklage versetzt werden könne. Prinz Napoleon hat diese Ausführung zu widerlegen gesucht, sich aber zuvor auch schon an die Nationalversammlung gewendet, wo dem Acte vom 12. October also noch ein Nachspiel folgen wird. Was am unangenehmsten auffällt, ist die Sophistik, mit welcher Thiers und seine Regierung durch die ihnen nahe stehenden Blätter der Ausweisung ein formell-legales Mäntelchen umzuhängen versuchten. Sie hätten besser

Digitized by Google

gethan, offen den Standpunkt zu bekennen, auf welchen schon Goethe im Drama einen Gerichtsrath treten läßt:

„In abgeschlossenen Kreisen lenken wir
Gesetzlich streng das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemess'nen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt
Belebt und tödtet ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach andrem Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft."

Denn das Kurze und Lange von der Geschichte ist doch nur, daß wieder einmal ein Act der hohen Politik über das Gesetz hinweggeschritten ist. Die Frage ist einfach, ob der Act unter diesem Gesichtspuncte der Staatsraison — den übrigens auch der ausgewiesene Prinz einmal im Senate, am 1. März 1861, gegen die Agitation von Legitimisten und Republicanern empfahl, und welchen bei Sprengung der Nationalversammlung Napoleon III. einst eben so handgreiflich an Herrn Thiers, wie dieser jetzt an seinem Vetter illustrirte — gerechtfertigt werden kann und soll.

Auch des legitimistischen Aufrufes sei noch gedacht, welchen Graf Chambord in die Oeffentlichkeit sendete in Form eines Briefes von Ebenzweier am 25. October an den legitimistischen Abgeordneten der Loire-Inferieure Herrn de La Rochette. Er ruft die Erfahrungen der Vergangenheit an gegen die „Illusion einer maßvollen und ehrlichen Republik" und betont fast mehr noch als das monarchische das gut katholische Frankreich, mit welchem er seine Sache verschmilzt.

Dies lenkt den Blick auf die kirchlichen Dinge, nicht sowohl auf die nur sehr vereinzelt vorkommenden weiteren altkatholischen Abbröckelungen (Schreiben des Pfarrers Paul Marre vom 25. October an den Bischof von Versailles und eben jetzt das Schreiben des seine Entlassung gebenden Caplanes der Kirche Ste. Geneviève), als auf die Haltung der im neukatholischen Geiste fest mit dem unfehlbaren Papste verbundenen Hierarchie, namentlich der Bischöfe. Wie ganz anders fühlen sie sich doch zu dem Grafen Chambord hingezogen als zu Thiers. Gewiß, dieser rechnet wohlwollend und rücksichtsvoll mit der Kirche. Aber er rechnet doch eben auch nur mit ihr, weil sie ihm viel gilt als ein Mittel in der inneren Politik und — mit Recht oder Unrecht — als ein Mittel des Einflusses nach außen. Im Grunde seines Herzens bleibt er aber doch ein Mann Voltaire's. Graf Chambord aber haßt Voltaire und seine Ideen, während er auf das System des Vaticanes wohl die Worte anwenden kann: „Es ist nicht blos das System meines Kopfes, sondern gewissermaßen die Religion meines Herzens." Aber andererseits ist Thiers und seine Macht dermalen eine Wirklichkeit, und das Zukunftskönigthum Heinrich's von Chambord erscheint vielleicht selbst im klerikalen Gedankenkreise als ein uneingelöster Wechsel.

Im Sommer und Herbste dieses Jahres waren Kirchenfeste, der Cultus wunderthätiger Orte, massenhafte Wallfahrten sehr Mode geworden. Notre Dame de la Délivrance, Unsre Liebe Frau von La Salette, le Puy Notre Dame, zuletzt Lourdes kamen zu hohen Ehren, und die Wirthe machten vortreffliche Geschäfte. Eines Tages (Anfang October) hatte ein großer von Lourdes zurückkehrender Pilgerzug in Nantes von einer nicht klerikalen Masse einen schlechten Empfang erhalten und allerlei Unbilden erdulden müssen. Dies brachte den Erzbischof von Orleans gewaltig gegen die Regierung auf. Er behauptete,

Digitized by Google

sie hätte die Ruhestörung zuerst verhindern und dann energischer dagegen einschreiten sollen.

Bisher hatte der Aerger einzelner Bischöfe besonders den Unterrichtsminister H. Simon, den einzigen aus der Zeit des 4. September noch übrigen Minister, zur Zielscheibe genommen. Am Universitätsfest in der Sorbonne am 12. August, wo derselbe für die Unabhängigkeit des Unterrichtes und der Wissenschaften von der Kirche entschieden eintrat, hatte der Erzbischof von Paris, dies voraussehend, verweigert den üblichen Sitz an seiner Seite einzunehmen. Er war weggeblieben, und an seiner Stelle saß Vautrain, der republicanische Präsident des Pariser Gemeinderathes. Die wichtige Verordnung des Ministers vom 27. September, den Unterricht in den Lyceen und Colléges betreffend, welche theilweise decentralisirt und wenn auch nicht überall von Grund aus hilft, aber doch vielfach bedeutungsvoll reformirt, war ferner gar nicht nach dem Geschmacke der meisten Bischöfe. Erzbischof Dupanloup von Orleans hatte ihm darauf hin den Fehdehandschuh hingeworfen. Dasselbe that er nach den Vorgängen in Nantes nun auch gegen Thiers selbst. „Sie haben — schrieb er ihm — den Ehrgeiz, Herr Präsident, die Republik in Frankreich zu gründen. Nun denn, ich appellire an Ihre Einsicht und an Ihre Kenntniß der geschichtlichen Gesetze: niemals wird eine Regierung, unter deren Schutze man täglich den Glauben und die Armen beschimpft, in diesem Lande Aussicht auf dauernden Bestand haben" u. s. w. Auch in die Permanenz-Commission ward die Anklage in Form einer Petition gebracht. Und wie daselbst Thiers (am 11. October) die gleichzeitig ihm vorgerückte Grenobler Rede Gambetta's entschieden tadelte, so konnte er natürlich auch die Ruhestörungen in Nantes selbst im Allgemeinen nur mißbilligen, verwies aber sowohl was die Veranlassung, als was den Thatbestand und etwa verübtes Unrecht betrifft, nur auf die eingeleitete Untersuchung. — Umgekehrt sind in neuester Zeit die Bischöfe von Lyon und Nimes persönlich und zwar mit großem Eifer für Thiers eingetreten.

Dies sind wohl — abgesehen von den Verhandlungen mit England wegen des Handelsvertrages — die wichtigsten Vorgänge, welche die innere Entwickelung Frankreichs auf ihrem Wege vom Tage der Vertagung der Nationalversammlung bis zur gegenwärtigen Einbringung der Präsidentenbotschaft kennzeichnen. Die begonnenen Verhandlungen der Versammlung bieten die Veranlassung, diese Botschaft selbst in der nächsten Umschau näher zu würdigen nach ihrer doppelten Seite hin, nach der Richtung auf die laufende Staatsverwaltung und nach der Richtung auf die definitive Constituirung Frankreichs als Republik. Nicht unmittelbar durch bestimmte positive Vorschläge, wie es eine Zeit lang seine Absicht zu sein schien, aber doch mittelbar hat Thiers die Initiative ergriffen. Damit hat er eine Bahn betreten, welche in ihrem weiteren Verlaufe darüber entscheiden wird, ob ihm im Pantheon der Geschichte ein Ehrenplatz unter den Wohlthätern der Nation beschieden sein wird, oder ob auch über ihn der unbeständige Sinn seines Volkes und das unbeständige Schicksal seines Landes hinwegschreiten und ihn zu den gefallenen Größen werfen wird, die, auf vergangene Herrlichkeiten zurückblickend, mit dem Dichter sagen können:

But all is over — I am one the more
To baffled millions which have gone before.

Digitized by Google

Bücherschau.

Deutschland in den Jahren 1517—1525. Ein Beitrag zur Charakteristik der deutschen Reformation im ersten Zeitraum ihrer Entwickelung. Von August Baur. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung. 1872.

Ranke's classische Schilderung der Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter hat besonders die politische Entwickelung und die Hauptzüge der Wandlung in den religiösen Ideen jener für die ganze Folgezeit bedeutsamen Periode unserer Geschichte klar dargelegt. Aber den trotz der kurzen, kaum ein Menschenalter währenden, Dauer dieser Periode gewaltigen Geistesinhalt kann man nicht bloß aus den Cabinetten der Großen und aus den Studirstuben der Gelehrten erschließen, sondern muß zum Volke hinabsteigen und seine Stimme, welche, wie die eines aus langer, Körper und Geist schwer bedrückender Haft befreiten Gefangenen, gerade in diesem Zeitabschnitte hell und jubelnd ertönt, belauschen.

Denn eben dadurch, daß sie in das ganze Volk eindrang, den Denkenden, welche bisher nur des äußeren Gewandes entbehrt hatten, Stoff und Ausdrucksfähigkeit verlieh und selbst die Schläfrigen, welche sich in der seit lange empfohlenen und gehegten geistigen Unthätigkeit wohl gefühlt hatten, aufrüttelte und zur Selbstständigkeit im Forschen und Handlen erweckte, hat die Reformation ihre allgewaltige Bedeutung erlangt.

Dieser Aufgabe, nämlich die Entwickelung des Volksgeistes an der Hand der Erzeugnisse des Volkes selbst, seiner Flugschriften und Volksbücher, für einen Theil der großen Reformationszeit darzulegen, hat der Verfasser der vorliegenden Schrift sich unterzogen. Freilich hat er sich den Kreis seiner Betrachtung selbst dadurch eingeengt, daß er nur die Zeit bis 1525 beschreiben wollte, daß er den Bauernkrieg nebst den zahlreichen, ihn verkündenden, begleitenden und besprechenden Schriften, sowie die ganze spätere Zeit außer Acht ließ, und daß er nur von anonymen und pseudonymen Schriften zu reden sich vornahm. Was das Letztere betrifft, so sind allerdings in jener Epoche, wie auch in vielen anderen religiös und politisch aufgeregten Zeiten, viele Schriften ohne Namen eines Verfassers oder mit einem erdichteten Namen erschienen, eine Maßregel, zu welcher die Verfasser nicht etwa Furcht vor Widerwärtigkeiten, sondern die richtige Erkenntniß veranlaßte, daß die Nennung eines bekannten oder unbekannten Namens die Wirkung nur abschwächen könnte; aber in jener Zeit sind hauptsächlich die Schriften namenlos, welche aus dem reformatorischen Lager hervorgehen. Schon aus dieser Bemerkung kann man schließen, daß vom Verfasser nur die lutherfreundlichen Schriften berücksichtigt werden, und darin liegt ein Fehler des Buches. Denn eine Zeit vermag man nicht vollständig und richtig zu erkennen, wenn nur die Schriften einer Partei ins Auge gefaßt werden; aus ihnen muß ein entweder verzerrtes oder unvollständiges Bild der anderen sich gestalten.

Abgesehen aber von diesem einen, freilich nicht unbedeutenden, Mangel ist der Schrift Baur's, namentlich in ihren ersten Abschnitten volles Lob zu spenden. Sie ist in vier Theile getheilt, von denen der erste „Deutschlands Noth und Hoffnung auf Erlösung; erste Spuren der Wirksamkeit Luther's" überschrieben ist. Die Schriften, welche in diesem Abschnitte besprochen werden, drücken in lebhafter Weise die allgemeine Unzufriedenheit aus mit den herrschenden kirchlichen Zuständen, mit der Gelderpressung, welche seit langer Zeit vom römischen Hofe geübt wurde, mit der unsittlichen Wirthschaft, welche, von diesem Hofe ausgehend, ihre schlimmen Wirkungen über ganz Deutschland verbreitete, und endlich mit den traurigen socialen Zuständen der unteren Classen, welche durch die Belastungen seitens der Geistlichkeit und durch die Bedrückungen des Adels hervorgerufen wurden. Luther's Name wird schon genannt; man freut sich seiner That und der Bewegung, welche von derselben ausgeht, aber die Begeisterung ist noch nicht zur Flamme geworden, denn er hat noch nichts erlitten: erst dem wegen seiner Ueber-

Digitized by Google

zeugung Angegriffenen und Verfolgten neigt sich das Volk in voller Theilnahme und aufopfernder Anhänglichkeit zu.

Bald, so lehrt uns der zweite Abschnitt, geschieht dieser Schritt. Luther wird gebannt, verbrennt aber mit kühnem Muthe die päpstliche Bulle. Durch diese That wird die Angelegenheit des einzelnen Mannes zur Sache des ganzen Volkes, und während sich eine kleine, aber erbitterte Schaar von Gegnern um Johann Eck und dessen Verbündete sammelt, strömt Luthern eine große Menge begeisterter Anhänger zu. Sie lassen es an freudigen Jubelrufen für ihren Herren und Meister, an schmähender Verspottung ihrer Gegner nicht fehlen. Sehr dankenswerth ist in diesem Abschnitte die ausführliche Besprechung des sehr bemerkenswerthen, oft genannten, aber wenig bekannten Gespräches „Karsthans", in welchem der Bauer, welcher zuerst mit Luther, dann mit Murner, endlich mit seinem Sohne sich unterredet, in seiner langsamen, aber dann um so entschiedeneren Beitrittserklärung zu der neuen Lehre den Typus des klaren, selbständig denkenden und handelnden und an der gewonnenen Ueberzeugung unerschütterlich festhaltenden deutschen Mannes darstellt.

Und immer weiter geht der ruhige Entwickelungsgang der Reformation. Der Reichstag von Worms tritt zusammen und die Augen des deutschen Volkes sind hierher gerichtet, denn Unzählige fühlen ihr Schicksal unlöslich mit dem des kühnen Mönches verknüpft, der unerschrocken Fürsten und Prälaten entgegen tritt. Was er hier gesprochen und gethan hat, wird bald in einfacher Erzählung, bald in biblischer Ausschmückung dem Volke mitgetheilt (Luthers Passion); seine Verurtheilung und seine vorgebliche Gefangennahme schrecken nicht, sondern stärken seinen Anhang und lassen seinen Ruf und seine Lehre in immer weitere Kreise glorreichen Einzug halten: Der Sieg Luthers innerhalb der Gemeinde ist entschieden. — Aber nun tritt zu dem religiösen ein politisches Moment. Da viele Fürsten nämlich Miene machen, auf die Seite des Kaisers zu treten und eine feindselige Stellung gegen die Reformation einzunehmen, so nähern sich, um dieser Gefahr zu begegnen, Ritter, Städte und Bauern, die früher eine feindselige Stellung gegen einander eingenommen hatten. Die schriftliche Einladung zu dieser Annäherung ist in dem Dialoge „Neukarsthans" enthalten, der, vielfach als ein Werk Huttens ausgegeben, jedenfalls dem Kreise freidenkender Männer angehört, der sich um Franz von Sickingen versammelte. Aber diese Einigung, die als Traum in dem Kopfe eines romantischen Ritters existiren mochte, die aber in Wirklichkeit weder bei den Städten noch bei den Bauern Anklang fand, kam nicht zu Stande; Sickingen, der Träger jenes Gedankens wurde, nachdem er einen echt mittelalterlichen Ritterzug unternommen hatte, auf seiner Burg belagert und getödtet.

Der Höhepunkt der reformatorischen Bewegung war erreicht in dem Augenblicke, in welchem man den Plan zu der Einigung aller Stände für das gemeinsame Werk zu verwirklichen suchte; mit dem Scheitern dieses Planes ging es mit der Bewegung abwärts. Länger als fünf Jahre hatte die Reformation Alles zu fesseln vermocht, jeden Unterschied der politischen und socialen Stellung und Ansicht verwischen können; länger konnte sie es nicht, und zwar deßhalb, weil sie selbst in sich nicht mehr einig war. Der innere Widerstreit der Reformatoren, Luther's einerseits, Karlstadt's und Zwingli's andrerseits, ließ die schöne Einheit unter den Feinden der katholischen Kirche nicht mehr zu. Da erinnerten sich die Fürsten, daß die Religion, welchen Namen sie auch habe, zu ihrem Werkzeuge gemacht werden könnte, da erinnerten sich die Bauern ihrer Ohnmacht, und der drückenden Lasten, unter denen sie schmachteten, und suchten die Freiheit des Evangeliums auf ihre Weise zu predigen und zu erlangen. Es ist ein Fehler des Verfassers, daß er, diese geschichtliche Thatsache nicht erkennend, in seinem vierten Abschnitte, der mit dem Falle Sickingen's anhebt, die „geordnete Einführung der Reformation bis zur Spaltung Deutschlands" zu schildern meint.

Denn die Jahre 1523—25 sind nur eine vorbereitende Epoche zum Bauernkrieg. In der That zeigt sich auch in den Dialogen, die mitgetheilt werden, Nichts von dieser vermeintlichen Ordnung, vielmehr überall eine ungesunde Hast, den reformatorischen Gedanken zu verkünden, eine verbissene Wuth, die, weit entfernt von der ursprünglichen frischen Begeisterung, mehr wie ein verhaltener Groll über den verzögerten, ja vereitelten allgemeinen Triumph erscheint: in dem

Digitized by Google

einen Gespräche, die Freude des Bauern über Sickingens Fall, mit dem ein Dränger begraben sei, in dem anderen das selbstbewußte Auftreten Karlstadt's, der offen verkündet, daß ihm der Sieg verbleiben müsse. Mit dem Jahre 1523, mit dem Tode Ulrichs von Hutten, des begeistertsten, edelsten und begabtesten Vorkämpfers der Reformation, ist die Spitze erreicht, von der nur ein Herabsteigen in die Tiefe möglich ist.

Trotz mancher Fehler in der allgemeinen Auffassung, welche ich an dem Baur'schen Buche zu rügen hatte, muß es doch als eine dankenswerthe Leistung bezeichnet werden. Es richtet sich, obwohl es auf eigenen Forschungen basirt, nicht speciell an Gelehrte, sondern ist für das große Publicum bestimmt und recht geeignet, eine gesunde lebendige Anschauung jener großen gedanken- und thatenreichen Zeit zu erwecken. Denn, und das schätzen wir an dem Buche am Meisten, das Ganze wird durchzogen von einer edlen, freien Anschauung der Reformation. Der Verfasser spricht von „den zu engen Vorstellungen vom Wesen des Protestantismus, welche, eine Erbschaft aus vergangenen Tagen, in weiten Kreisen noch mit fast unüberwindlicher Zähigkeit festgehalten werden". Und an einer andern Stelle sagt er: „Der Geist der Reformation war gewiß lebendiger und kräftiger, als seine Wogen noch das ganze Volksleben überflutheten und noch nicht in dem engen Bette fürstlicher Bevormundung zusammengezwängt wurden, als noch nicht sein scharfes Wehen, sein freies Leben unter der dogmatischen Formel erstorben war, sondern in voller ungebrochener Kraft durch alle Kreise des Volksthums hin sich fühlbar machte!" „So ist der symbolisch-fixirte und in Deutschland kirchenregimentlich-statuirte Protestantismus weder nach dem Umfang noch nach der Tiefe der reine und ursprüngliche Niederschlag des im Anfang der Reformation lebendig auftauchenden und kräftig waltenden Ideengehaltes, vielmehr eine Vermengung des Alten und Neuen oder noch genauer eine Absorption des Neuen in die Formen des Alten."

Der Historiker beklagt sich mit Recht darüber, daß in das Gebiet, welches er als das seiner Bearbeitung anvertraute sorgsam hütet, Eingriffe von Fremden gemacht werden, welche die Geschichte nur zur Stärkung ihrer Vorurtheile benutzen; mit der Bundesgenossenschaft solcher Theologen aber, wie des Verfassers der vorliegenden Schrift, wird er gern und freudig einverstanden sein. L. G.

Todtenschau.

Mantel, Dr. Nikolaus von, der als Reorganisator des bayerischen Forstwesens bekannte königliche Ministerialrath, † am 7. Juli 1872 zu München im Alter von 72 Jahren, nachdem er bis zum Mai in seinem Amte thätig gewesen.

Nikolaus Mantel war am 13. October 1800 in Langenprocelten, einem Städtchen im Spessart, geboren, woselbst sein Vater als Revierförster angestellt war, und erhielt bis zu seinem 16. Jahre Unterricht in einer Privat-Lateinschule, besuchte 1818 und 1819 das damalige Forstinstitut in Aschaffenburg, wurde im letzteren Jahre Praktikant beim Forstamte Rothen und am 9. Mai 1821 als Forstgehilfe angestellt. Das Jahr 1822 brachte ihm seine Beförderung zum Forstamts-Actuar, was er bis zum 1. Januar 1830 blieb. An diesem Tage ward er zum Revierförster, 1835 zum Forstcommissär, 1841 zum Forstmeister und im nächsten Jahre schon zum Forstrath bei der Unterfränkischen Regierung in Würzburg, 1851 zum Oberforstrath im königl. Staatsministerium der Finanzen und endlich am 1. Januar 1858 zum Ministerialrath daselbst befördert.

Frühzeitig zeichnete sich Mantel durch hervorragende Begabung, durch theoretische und praktische Bildung, durch eine stets rege, keine Opfer scheuende Thätigkeit, durch die edelsten in Wort und That sich aussprechenden Gesinnungen

Digitized by Google

und eine auf die Ehre und den Nutzen des Dienstes sehr vortheilhaft wirkende Persönlichkeit in hohem Grade aus.

Schon in seiner untergeordneten Stellung als Revierförster wurde Mantel deßhalb mit den wichtigsten Forstbetriebs- und Verwaltungsgeschäften, so u. a. mit der Forsteinrichtung in den Spessartwaldungen betraut. Als Forstcommissär bei der Regierung von Unterfranken vertrat er Jahrelang den ersten Forstbeamten dieses Kreises und leistete durch alle Momente der Verwaltung Vorzügliches, — er ward als die Seele derselben bezeichnet und die erfreulichsten Resultate wurden durch seine außerordentliche Geschäftsthätigkeit herbeigeführt.

Mit der Durchführung der Forstbetriebsregulirung in den herrlichen Waldungen Unterfrankens unter Mantel's Leitung wurde der nachhaltige Ertrag derselben um Hunderttausende von Gulden erhöht.

Der Vollzug dieses langwierigen und mühevollen Geschäftes wird mit Recht als ein bleibendes Verdienst Mantel's, nicht nur im Interesse des Staatsärars, sondern auch in Beziehung auf das Wohl der Wald besitzenden Gemeinden, Stiftungen und Privaten, auf welche sich jene erstreckten, anerkannt.

Neben seinen Kenntnissen und der vieljährigen ununterbrochenen Uebung und Erfahrung wußte Mantel auch vermöge seiner weiteren vorzüglichen persönlichen Eigenschaften sich das allgemeine Vertrauen und die Liebe des ihm untergebenen Personales zu erwerben.

Mantel hatte als Forstcommissär während der durch Krankheit veranlaßten fast gänzlichen Dienstesunfähigkeit des damaligen Kreisforstrathes von Unterfranken das wichtige und ausgedehnte Forstreferat dieses Regierungsbezirkes mit ausgezeichnetem Erfolge versehen und hierdurch den vollständigsten Beweis seiner eminenten Qualification zum Kreisforstrathe factisch bewährt.

Dieser in vollstem Maße entsprechend war auch sein Wirken, als er diese Stelle neun Jahre bekleidete.

Ein weites Feld der Thätigkeit war Mantel in seiner Stellung als Ministerialrath im königl. Staatsministerium der Finanzen eröffnet. Mit einem geübten, tiefen Blick in die Natur und einer seltenen Begabung in praktischer Beziehung wußte er hier der Bewirthschaftung der Forste mit Rücksicht auf Veredelung der Holzbestände und Erhaltung der Productionskraft des Bodens die dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechendste Richtung zu geben, dann mit bedeutender Erhöhung der Geldrente aus den Staatsforsten deren möglichst ökonomische Ausnutzung zu vermitteln und den dies bezweckenden Anordnungen durch rastlose Energie, hingebenden Pflichteifer und keinen Hindernissen weichende Thatkraft den entsprechenden Vollzug zu sichern.

Bayerns Forstverwaltung, an deren Spitze Ministerialrath Dr. v. Mantel 14 Jahre stand, ist als eine mustergiltige im In- und Auslande anerkannt. Fachmänner und wissenschaftliche Autoritäten rühmen sie als eine der vorzüglichsten, die Kammern des Landes haben die Forste immer als das werthvollste Juwel in dem reichen Vermögen Bayerns und ihre Verwaltung stets als des größten Lobes würdig gepriesen.

Das im Jahre 1861 erschienene Buch, „Die Forstverwaltung Bayerns" ist Dr. von Mantel's eigenstes Werk, und die darin gegebenen Schilderungen der geognostischen, klimatischen und forstlichen Verhältnisse der bayerischen Waldungen auf den nördlichen Alpen, dem fränkischen Jura, dem Fichtelgebirge, der Rhön, dem Hardtgebirge, im bayerischen Wald, im Spessart u. s. w. haben weithin das größte Interesse erregt und den unbedingtesten Beifall gefunden.

Namentlich durch dieses Buch und durch die Zeitschrift „Mittheilungen über das Forst- und Jagdwesen in Bayern" herausgegeben vom Ministerialforstbüreau, ist die Aufmerksamkeit auf die bayerische Forstverwaltung hingelenkt worden. Die öffentliche Darlegung der Grundsätze, welche sie bei ihrem großartigen Betriebe leiteten, war an sich schon ein dankenswerthes Vorgehen.

Unter Dr. von Mantel's Leitung ist das Forstwirthschaftspersonal auf eine höhere Stufe wissenschaftlicher und socialer Bildung geführt worden.

Indem nach Verbesserung der Lehranstalten einerseits erhöhte Anforderungen an die Candidaten gestellt, andererseits die materielle Lage der Beamten gehoben wurde, gewann der Dienst, das fiscalische Interesse und das Ansehen des Verwaltungszweiges zu gleichen Theilen.

Im Jahre 1852 wurde Mantel in Anerken-

Digitized by Google

nung seiner Verdienste um die Forstwissenschaft durch die Universität Würzburg zum Doctor der Cameralwissenschaften promovirt.

Zur Feier des 50jährigen Dienstjubiläums von Mantel's am 9. Mai v. J. hatte sich aus freiem Antriebe eine große Anzahl von Forstbeamten aus allen Regierungsbezirken bei ihm in München eingefunden, um dem Jubilare seine Verehrung und Theilnahme zu bezeugen und eine Adresse im Namen des Gesammtforstpersonales zu überreichen.

Aus diesem Anlasse waren auch briefliche Glückwünsche von Forstakademien und anderen Forstautoritäten Deutschlands bei von Mantel eingetroffen.

Die Verschlimmerung seiner Gesundheitsverhältnisse und die damit verbundene rasche Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kraft veranlaßte Mantel im Monat Mai heurigen Jahres um seine Quiescenz nachzusuchen.

Dieser Bitte wurde unter wohlverdienter Anerkennung seiner vieljährigen unermüdeten und ausgezeichneten Dienstleistung durch Verleihung des Comthurkreuzes des Verdienstordens der bayerischen Krone entsprochen.

Außerdem war Mantel mit dem Comthurkreuz des bayerischen Verdienstordens vom heil. Richard, des Sachsen-Cob.-Goth. Ernestinischen Hausordens, des Militär- und Civil-Verdienst-Ordens Adolphs von Nassau und des russischen St. Stanislausordens und mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens der bayerischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, decorirt.

Lever, Charles James, einer der fruchtbarsten und populärsten Romanschriftsteller Englands, † am 1. Juni an einem Herzleiden zu Triest, wo er seit 1867 als englischer Viceconsul fungirte.

Der Verstorbene, der Sohn eines Architekten, war 1806 in Dublin geboren, und während der 66 Jahre seines Lebens schrieb er eine außerordentliche Anzahl anziehender Romane mit den verschiedensten Sujets und in einem stets wechselnden, schillernden Stil. Er wurde nicht, wie dies überhaupt selten geschieht, zur Literatenlaufbahn erzogen. Er erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung am Trinity-College zu Dublin und wandte sich nach Vollendung seiner humanistischen Studien der Arzeneiwissenschaft zu. Von Dublin ging er nach Göttingen, promovirte dort zum Doctor und studirte dort ein gut Theil mehr, als man aus Büchern und in den Hörsälen erlernen kann. Und in der That ist es keinem englischen Schriftsteller bis jetzt gelungen, das kleinstädtische Leben und das Treiben sowie die Gesellschaft an den kleinen Höfen in Deutschland so getreu und mit so lebhaften Farben zu schildern, wie Charles Lever. Die Scenen in seinen Geschichten, die er bald in deutsche, bald in italiänische Städte verlegt, sind so durch und durch wahr und lebensgetreu, wie seine Portraits der irischen Squires, ihrer Gattinen und ihrer Umgebungen.

Nachdem der Dahingeschiedene seine Studien in Göttingen vollendet hatte, kehrte er nach Irland zurück und begann zu practiciren. Als die Cholera 1832 in seiner Heimat wüthete, wurde er von der Regierung in einen ausgedehnten District des Nordens gesandt, wo er sich einen bedeutenden Ruf als geschickter Arzt und als Menschenfreund erwarb. Später vertauschte er diese zeitweilige Anstellung gegen den Posten eines Gesandtschaftsarztes in Brüssel. Hier schrieb er für das 1833 gegründete „Dublin University Magazine", dem er von Anbeginn als Mitarbeiter angehörte, vom Februar 1837 ab „The Confessions of Harry Lorrequer", dessen wilde Abenteuer ihm mit einem Schlage große Popularität in England verschafften. Nicht sobald waren diese „Geständnisse Harry Lorrequer's" in dem Periodicum beendet, als sie auch schon gesammelt 1840 erschienen, und ihr Autor gehörte zu den britischen Novellisten von Ruf. Im März desselben Jahres erschien im „Dublin University Magazine" das erste Capitel seiner Novelle „Charles O'Malley", die nicht weniger Anklang fand als die erste und gesammelt in 2 Bänden 1841 herauskam.

Lever war nun eine Berühmtheit geworden. Er hatte einen kühnen Flug versucht, die Kraft seiner Schwingen erprobt und gefunden, daß sie ihn trugen, und so wandte er seinem bisherigen Berufe den Rücken und wurde Romandichter. Im Jahre 1842 nach Dublin zurückgekehrt, übernahm er die Leitung des „Magazine's", in dem er seine ersten Lorbeern geerntet hatte. Es waren dies die bril-

Digitized by Google

lautesten Tage des „Dublin University Magazine's“, denn Lever hatte Männer von Genie und Gelehrsamkeit, alles Landsleute von ihm, um sich versammelt. Drei Jahre lang war er der Herausgeber des „Magazine's“, dann aber ging er wieder nach dem Continente, wo er mit unermüdetem Fleiß und stets wachsendem Ruf fortfuhr, für verschiedene Zeitschriften zu arbeiten. Seinen beiden ersten Novellen folgten „Jack Hinton“, „Tom Burke“ und „The O'Donoghue“, sämmtlich witzige und anziehende Schilderungen des irischen Lebens in Thackeray'scher Manier.

Von nun an schrieb er politische und sociale Novellen, oder besser gesagt, er wandte sich ihnen ein für alle Mal zu, denn sein „The Knight of Gwynne“ hatte ganz entschieden diesen Charakter. Doch diese Dichtung war eine rein hibernische, während „The Dodd Family“, „The Daltons“, „Arthur O'Leary“ u. a. rein kosmopolitisch waren. Selbst in solchen Büchern wie „The Martins“ und „Davenport Dunn“ werden die Irländer der Erzählung auf Reisen geschickt und in die verschiedensten Gesellschaften und Lebenslagen eingeführt, wobei er dem Publicum dann noch eine endlose Portraitsgalerie fremder Prinzen, Gesandten, englischer Couriere und reisender John Bulls vorführte. Neben den genannten Novellen schrieb der Verstorbene auch noch rein politische Aufsätze, unter denen die „O'Dowd Papers“, die bis in die letzten Tage einen der charakteristischen Züge des „Blackwood Magazine“ bildeten, die bedeutendsten waren.

Im Jahre 1858 wurde Charles Lever von Lord Derby als Viceconsul nach Spezzia gesandt, eine Anstellung, die zweifelsohne mehr ein seiner Stellung als Schriftsteller gemachtes Compliment war als eine Belohnung für irgend welche den conservativen Sachen geleisteten Dienste. Wie schon im Eingange bemerkt, wurde er 1867 nach Triest als Consul versetzt, und hier blieb er, hauptsächlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis an sein Lebensende. Sein letztes Werk „Lord Kilgobbin“ kann als Typus seiner späteren socialistisch-politischen Novellen angesehen werden, in denen sich eine seltene Reife des Geistes, eine scharfe Beobachtungsgabe von Menschen und Dingen, kühn entworfene und epigrammatische Skizzen des heimatlichen wie fremden Lebens und meisterhafte Charakterzeichnungen aus allen gesellschaftlichen Graden offenbaren und vereint finden.

Das Athenäum sagt von dem Verstorbenen: „Charles Lever war ein Manierist — wie es Dickens, Thackeray und die meisten Novellisten unserer Tage sind. Wenige Männer sind, gleich Shakespeare, Goethe und Scott, katholisch genug in ihrem Intellect oder vielseitig in ihrem Genius, um sich „über die Manier“ zu erheben. In allem, was Lever geschrieben, findet sich derselbe Gedankengang und dieselbe Behandlungsweise wieder, und wir können über die Autorschaft einer der Novellen von Lever so leicht entscheiden, wie wir dies bei einem Gemälde von Gerard Douw oder Murillo vermögen. Doch trotzdem sind seine Compositionen voller Abwechslung, seine Erzählung ist leicht und voller Leben, sein Humor ist von der glücklichsten und sein Witz von der glänzendsten Art. Ein genialer Gesellschafter, ein treuer Freund, ein Mann mit zarten Sympathieen und Zuneigungen, hat er eine Lücke in dem Kreise gelassen, den er erheiterte und belebte, und als ein hochbegabter, vorzüglicher Autor hat er in der Literatur einen Platz verlassen, der nicht wieder so leicht auszufüllen sein wird.“

Digitized by Google

Ueber metrische Messung.

Von

Ludwig Mezger in Schönthal.

Nicht über die nunmehr auf den deutschen Nivellir-, Laden- und Nähtischen eingebürgerte „metrische Messung", nein über diejenige, welche in den Werkstätten der Poeten gehandhabt wird, den Reim mit eingeschlossen, soll hier geredet werden. Was also der Leser zu gewärtigen hat, ist ein Stück der ars poetica nach ihrer formellen Seite, ein paar feste Marksteine für das ästhetische Urtheil der Gegenwart über das, was an einem derzeitigen Dichter hinsichtlich einzelner Aeußerlichkeiten seiner Kunst zu loben oder zu tadeln, was von Rhythmus und Reim überhaupt zu halten sei. Die Adresse aber möchten wir mit unserem Schleiermacher richten „an die Gebildeten unter den Verächtern" der Poesie nach ihrer auswendigen Seite.

Zwar wäre es keineswegs außer der Zeit, auch über die wichtigere Frage, was denn durch seinen Inhalt sich als wirkliche und echte Poesie ausweise, ein Wort zu sagen. Ist es ja doch noch nicht lange her, daß ein feiner Kopf, der Verstand und Kenntnisse in gutem Maße besaß und vieler Herren Länder gesehen, sich dahin vernehmen ließ: „Aber, Herr Vetter, wie können denn die Leute so viel Wesens und Aufhebens von diesem Uhland machen? Ich habe schon mehrmal den Anlauf genommen, ihm Geschmack abzugewinnen, aber es ist mir noch nicht gelungen. Wie kann denn das Poesie heißen neben den Gesängen eines Schiller?" Weil der Fragende, wie gesagt, ein Mann von Einsicht und Wissen war, ließ sich ihm schon an den Wanderliedern des späteren Schwabendichters einigermaßen klar machen, daß hier, ob auch in anderem Gewande, gerade so wie bei Schiller, ein sonderlicher Dämon spucke, den man just eben Poesie nenne. Aber wie viele Hunderte von gebildeten Männern und Frauen giebt es Land auf und ab, denen ein helles Licht über das eigentliche Wesen echter Dichtung noch nicht aufgegangen ist, und die trotz Goethe, Heine, Uhland und Mörike, Reuter und Walter Scott lediglich nur, was im Prachtgewande Schillerscher Verse und mit etwelcher Rhetorik versetzt auftritt, als poetisches Erzeugniß anerkennen und noch gar ferne von der Einsicht sind, daß manchmal in einem einzigen Beiwort tiefe Poesie enthalten sein kann, und daß nach Umständen eine Erzählung in völlig ungebundener Form mehr poetischen Gehalt in sich trägt, als ein langes Gedicht, das in den wohlklingendsten Octaven einherschreitet. Doch solche Mängel des Verständnisses lassen sich nicht in wenigen Worten darlegen und beseitigen, noch auch die richtigen Aufklärungen mit etlichen Sätzen abmachen*).

*) Es sei dem Verfasser erlaubt, auf einige hierher gehörige Winke zu verweisen, welche theils der Aufsatz über Fritz Reuter (Deutsche Warte, Bd. II, Heft 8), theils eine andere in Nr. 34 der Zeitschrift „Im neuen Reich" erschienene Abhandlung über moderne deutsche Prosa zu bieten sucht.

Digitized by Google

Also einzig von der Form poetischer Kunst, und auch darüber nur nach einzelnen Seiten derselben, soll hier gehandelt werden.

Unter den mancherlei Originalen deutscher Nation, welche seiner Zeit im Frankfurter Parlament sich bemerklich gemacht haben, lebt gewiß auch noch im Andenken vieler unsrer Leser der durch Geist und vielseitige Bildung hervorragende Münchener Gelehrte, Ernst von Lassaulx. Nicht viel weniger vereinzelt, als mit dem und jenem barocken Einfall von dazumal, steht er mit einer Aeußerung da, welche in seiner „Philosophie der schönen Künste, München 1860" zu lesen ist: „Die Kunst der Prosa und insbesondere die der Geschichtsschreibung sei in ihren Wirkungen eine höhere, göttlichere Kunst, als die der Poesie; das Geschichtswerk des Thukydides ein mannhafteres, reiferes Kunstwerk, als eine Sophokleische Tragödie; Humboldts Kosmos und die letzten religionsphilosophischen Schriften Schellings seien ebenfalls in jeder Hinsicht gediegenere Kunstwerke, als irgend ein Goethe'scher Roman; ferner sei Raumers Geschichte der Hohenstaufen nicht minder künstlerisch vollendet, als das herrlichste der Schillerschen Dramen."

Daß diese Behauptungen vornweg ganz schief und übertrieben sind, springt in die Augen. Statt einfach zu sagen: Es giebt Meister in Darstellung der realen und Meister in Darstellung der idealen Wahrheit, beides in prosaischer und poetischer Form, und wir wollen froh und dankbar sein, daß dem so ist, und daß die Menschheit eine erkleckliche Zahl von Meistern beider Art besitzt; stellt man alsbald das leidige Vergleichen an und placirt den Einen neben und über den Anderen, ohne zu bedenken, daß, wenn je verglichen werden soll, in der Wagschale des Dichters der ideale Gehalt und noch mehr das Schöpferische seiner Arbeit eben doch nicht leicht wiegt. Hat ja doch auch Schiller, als er sich eines Tages von seinen philosophischen und historischen Studien wieder zu einem dramatischen Werke wandte, in einem Briefe an Goethe geäußert: das sei freilich ein anderes Arbeiten, die Musen zehren am Marke des Lebens. Doch nicht genug; das schiefe und unbillige Urtheil wird geradezu zu einem abgeschmackten und verkehrten, wenn v. Lassaulx mit völliger Verkennung der idealen Kunstform und der Untrennbarkeit von Form und Inhalt unverhohlen sagt: „Eine Horazische Ode läßt sich in rhythmische Prosa auflösen und bleibt ein Kunstwerk."

Ganz richtig bemerkt mit Beziehung auf diese sonderbare Kunstweisheit Dr. W. Buchholz in seiner Abhandlung in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1868 (abgedruckt im Deutschen Sprachwart von M. Moltke 1869 Nr. 1 und 2): „Als ob wir dem Kunstwerke, ohne es in der Wurzel zu zerstören, die mit ihm verwachsene Form willkürlich nehmen könnten! Die Rinde des Baumes ist scheinbar nur etwas Aeußerliches, in Wahrheit aber durch das innere Leben, wie es in seiner Krone, seinen Aesten, Zweigen und Blättern webt und waltet, nicht nur bedingt, sondern auch mächtig darauf einwirkend. Nicht minder unentbehrlich ist der geschlossene Rhythmus für die Höhe des dichterischen Kunstwerks."

Es ist ein glücklicher Gedanke, wenn dieselbe Abhandlung, um diese Sätze von der Bedeutung metrischer Form zu erhärten und einen schlagenden Beweis gegen obige Auslassungen von Lassaulx zu führen, den Eingangsmonolog der Iphigenie von Goethe und noch eine Reihe weiterer Stellen zuerst in der ältesten prosaischen Fassung und daneben dann im Metrum des umgearbeiteten Dramas vorführt. Schon der Anfang des mitgetheilten Selbstgespräches in Prosa zeigt unwidersprechlich, wie viel selbst ein tiefpoetischer Inhalt, auch wenn er fast in allen einzelnen Worten über die Prosa des Ausdruckes hinauf-

Digitized by Google

gehoben ist, dennoch vermissen läßt, so lange er noch nicht die ihm allein sympathische Form des Rhythmus gewonnen hat, und welch völlig neuen Farbenglanz dagegen derselbe auf einmal erhält, wenn er in voller Gebundenheit an das Metrum mit seinem schönen Ebenmaße und rhythmischen Wellenschlage vor das äußere und innere Ohr tritt.

Der bekannte Anfang des Monologes lautet in der prosaischen Fassung also: „Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im ersten fremd. Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen und immer möcht' ich, über's Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen." Dies giebt die jetzige metrische Form folgendermaßen wieder:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heilgen, dichtbelaubten Haines;
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd;
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Vergleichen wir diese zweifache Spracheinkleidung derselben Gedanken mit einander, so ist es ganz überraschend, wie ausnehmend viel Belehrendes der Unterschied der gebundenen Fassung von der prosaischen darbietet. Es ist schon ein Genuß, an der Hand dieser vierzehn Zeilen in die poetische Werkstätte des Altmeisters unserer modernen Dichtung hineinzublicken; der Genuß steigert sich aber zu einem merklichen Gewinn, wenn bei eingehendem Nachdenken sich herausstellt, daß eben damit die allgemeinen Gesetze des poetischen Schaffens und der specifisch dichterischen Gestaltung eines gegebenen Stoffes so recht leibhaftig vor die Augen treten. Diese Gesetze lassen sich kurz in drei Sätze zusammenfassen: 1) Der Dichter giebt der Idee eine vollere, anschaulichere, packende Individualität, Vers 2. 10—12; 2) bloße Gedanken werden zu persönlichen Gestalten, V. 7. 8; 3) die Empfindung kommt zum vollständigen Ausdruck ihres Werdens, V. 5. Hier hat der einfache, im Prosatext fehlende Zusatz „als wenn ich sie zum ersten Mal beträte" offenbar den Zweck, das jetzige Gefühl der Bangigkeit und des Schauders anzuknüpfen an den ersten unauslöschlichen Eindruck des Schreckens, welcher die Jungfrau erfaßte, als sie Tauris betrat und den furchtbaren Menschenmord mitanschaute. Das Gleiche gilt in noch höherem Grade von dem Heimathgefühl, V. 10—12.

Scheinbar betreffen diese drei Punkte lediglich den Inhalt, haben mit der metrischen Form Nichts zu schaffen und könnten also ebenso gut in jenem prosaischen Texte stehen. Dies ist aber nur scheinbar der Fall, sie sind vielmehr sämmtlich bedingt und hervorgerufen durch die Vorrechte und Forderungen der poetischen, rhythmischen Form. Buchholz sagt in dieser Hinsicht ganz richtig: „Kein Prosaiker dürfte es wagen, sich des hochpoetischen Ausdrucks (V. 10—12) zu bedienen; der Heiligenschein des Ideals würde bei

Digitized by Google

ihm sofort zu einem erkünstelten Nimbus. Die mehr verstandesmäßige Natur des Prosaisten fordert eben von Haus aus eine andere Gedankenfassung, nämlich eine mattere, kältere." Wir sehen jetzt auch, warum die sogenannte tollgewordene Prosa mit Recht als eine Unnatur in Mißcredit gekommen ist.

Hierzu kommt noch ein Weiteres, das noch deutlicher zeigt, wie unabweislich ein wirklich poetischer Inhalt eine gebundene Form, einen Rhythmus fordert, der in der Prosa vollends verwerflich wäre. Es ist der Wellenschlag des synthetischen und antithetischen Parallelismus der Gedanken, der bekanntlich in der hebräischen Poesie besonders scharf ausgeprägt ist, aber bis auf einen gewissen Grad bei allen Culturvölkern alter und neuer Zeit einen Hauptunterschied der poetischen Darstellung von der prosaischen bildet. Diesem unleugbaren Grundgesetze dichterischer Form verdanken wir in unserer Stelle einzig den bezeichnenden Zusatz, V. 5, und noch mehr V. 13 und 14, und es springt jetzt in die Augen, warum gerade diese Worte im prosaischen Texte fehlen.

Das Bisherige mag genügen, um dem Satze, den wir als erste Forderung, als Postulat der poetischen Form aufstellen, seine beweisende Unterlage zu geben. Es ist der Satz: eine metrische Messung, eine rhythmische Melodie oder wenigstens etwas daran Anklingendes ist jedenfalls für einen poetischen Inhalt, wie der vorhin besprochene, nach unseren jetzigen Begriffen unerläßlich, wenn anders ein Erzeugniß des menschlichen Geistes den Namen eines dichterischen Werkes verdienen soll.

Im Weiteren wird nun gezeigt werden, theils mit welchen Einschränkungen und unter welchen Zugeständnissen wir nach dem Stande unserer Zeitbildung und Fortschritte diesen Satz festzuhalten haben, theils was etwaigen weiteren Bedenken und Einreden gegenüber zu sagen sei.

Beginnen wir mit dem Letzteren, wozu der Anfang im Obigen bereits gemacht ist. Das eigentliche Extrem der philisterhaft-banausischen Ansicht von der Sache, der auf völliger Ueberschätzung der prosaischen Rede überhaupt beruhende Einwurf, den wir von v. Lassaulx vernommen haben, ist schon mit der Auseinandersetzung über den Eingang der Iphigenie gründlich zurückgewiesen. Allein zwischen entschiedener Verachtung der metrischen Kunstform und zwischen der eines gebildeten Volkes allein würdigen Schätzung derselben liegt eine Reihe von Mittelstufen. Es giebt unter uns Deutschen nicht wenige wohlgeschulte Leute, welche über viele Dinge unter und auf und über der Erde, über die Wissenschaft der Vergangenheit und Gegenwart, über geistliche und weltliche Dinge Rechenschaft zu geben wissen, mitunter vielleicht selbst Meister in prosaischer Darstellung sind, dennoch aber, wenn sie auch nicht so weit gehen, wie v. Lassaulx, der Poesie überhaupt, und insbesondere der Kunst dichterischer Rede die Stelle, welche ihr im Gebiet des geistigen Lebens gebührt, nicht zuerkennen. Lassen wir sie mit ihren Zweifeln und Einwendungen einmal im Einzelnen zum Worte kommen und ihr feierliches Klaglied auf der Gasse singen.

Der Leser erinnert sich der schönen Stelle im Vorspiele zum Faust, wo der Dichter dem Vollgefühl des Werthes der poetischen Sprachform einen begeisterten Ausdruck geliehen hat:

Wenn die Natur des Fadens ewge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonsche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;

Digitized by Google

Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?

Was sagen nun jene Nüchternen und Zweifler zu diesen Fragen? Sie antworten darauf mit kühlem Lächeln, daß ihnen eben das geistige Ohr für die Melodie der Rede fehle, gerade wie ja die Musik auch nicht Jedermanns Sache sei. So wenig sie zugeben können, daß ein Mensch, dem die musicalische Begabung und der Sinn für Melodie und Harmonie der Töne mangle, als minder gebildet zu achten sei, denn ein Anderer, dem dieses Reich der Klänge sich erschlossen habe und Genuß gewähre, ebenso wenig können sie jenen Abmangel an Gefühl und Werthschätzung für metrische Kunst als eine Lücke ihrer eigenen Bildung gelten lassen. Im Gegentheil, wie man, zumal in unseren Tagen, unbestreitbar zu viele Zeit und Kraft auf Kenntniß und Uebung der Musik verwende und diese Kunst auf Kosten anderweitiger Bildung, ja sogar anderer Künste, ganz ungebührlich überschätze, gleichermaßen verhalte es sich mit den dichterischen Kunstformen. Es gebe manche, vornehmlich überbildete Zeiten, in denen man auf poetische Gliederung und Klang der Rede viel zu viel Werth lege. Einer großen Zahl von Geisteserzeugnissen aller Zeiten würde es besser anstehen, wenn sie in schöner Prosa statt in gespreizter rhythmischer Gestalt aufgetreten, oder, falls sie dies nicht vertragen hätten, ganz ungeschrieben geblieben wären. Auch sei von alten und neuen Poeten ein und derselbe Stoff immer wieder und wieder in eintönige Formen eingezwängt, und so der Natur und Freiheit des Gedankens Fesseln angelegt worden. Von uns Deutschen insbesondere sei von lange her und fort und fort viel gesündigt worden theils in Nachbildungen und Uebersetzungen der poetischen Producte aller Zeiten und Zonen, theils in Originaldichtungen. Geradezu unzählbar seien bei Dichtern der alten und neuen Welt die Verstöße gegen Logik und Grammatik, gegen die Natürlichkeit und Gesundheit der Gedanken, selbst gegen sittliche Wahrhaftigkeit, welche sämmtlich der Zwang metrischer Formen verschuldet habe. Welche Abgeschmacktheiten und Tollheiten kommen lediglich auf Rechnung der Reimerei! Sogar der Inhalt der Poesie leide mehr, als man wisse, Schaden durch das Einschnüren in die Zwangsjacken gebundener Rede und jeweiliger Modepoesie. Mancher treffliche Gedanke werde unterdrückt oder abgeschwächt, weil er in seiner ganzen Tiefe und Schwere sich nicht in's Metrum bringen lasse; manche Plattheit, manches Flickwort müsse man dagegen in den Kauf nehmen, weil Reim oder Rhythmus es nothwendig gemacht. Je feiner und künstlicher die Formen, je strenger die Anforderungen an Correctheit in diesen Stücken, zumal in unseren Tagen, seien, desto größer werden die Unnatur, die Künsteleien, die Sünden gegen Sprache und Gedanken. Schon das Eine, daß man nicht nur gleiche Verse, sondern auch gleichförmige Strophen verlange, daß somit die verschiedensten Stimmungen, welche ein und dasselbe Lied durchziehen, in dasselbe Metrum, in Strophen accurat gleichen Umfanges sich müssen einzwängen lassen, führe zu widernatürlichem, ungesundem Gedankenausdrucke. Bald werde das Zarte in dieselbe Form gegossen, wie das Heftige und Starke, bald ein Gedankenblitz, der nothwendig in der knappsten Form auftreten sollte, ins Breite gezogen, und umgekehrt, was einer Entwicklung bedürfte, in dunkle Kürze gedrängt. Es finde hier eine ähnliche Verkehrtheit statt, wie sie uns oft beim Gesange, besonders dem Choralgesange, entgegentrete: Lieder des entgegengesetztesten Inhaltes werden da nach einer und derselben Melodie abgeleiert, ein Jubellied am Oster-

Digitized by Google

feste nach der Weise eines Sterbeliedes gesungen, oder ein Gedicht voll tiefster Reue und Zerknirschung in der Tonart eines Hymnus auf den Frühling oder auf Christi Himmelfahrt. Nur die Gedankenlosigkeit, die Angewöhnung an solche Unnatur von Kindheit auf und die Macht der Ueberlieferung habe Ohr und Geist gegen derlei Ungeschmack und Unwahrheit abgestumpft. Es wäre endlich einmal an der Zeit, vernünftiger Auffassung über diese Dinge Raum zu geben, der Ueberschätzung poetischer Redeform Einhalt zu thun, vor Allem das heranwachsende Geschlecht, statt immerfort durch weltliche und geistliche Poesie in seinen Gesangbüchern und Anthologien seinen Geschmack und Verstand zu verderben, zu sicherem sprachlichen und ästhetischen Gefühl und klarem Denken auch auf dem Gebiete poetischer Stoffe anzuhalten und heranzubilden. Das wäre auch eine der Aufgaben der Denkenden im neuen Reiche; eine vorurtheilsfreie Presse wie eine gesunde Pädagogik sollten alles Ernstes an die Lösung derselben gehen, hohe und niedere Schulen auch hier mit dem alten Schlendrian brechen. Möglicher Weise wird indeß — so sagt man uns zum Schluß mit ironischem Mitleid — diese Mühe nicht einmal nöthig sein, da ja die Dichtkunst überhaupt durch die reelleren Interessen, welche die Menschheit bewegen, in den Hintergrund gedrängt wird. So werden früher oder später solche Luxusblüthen des Geisteslebens von selbst abfallen.

Lassen wir auch diese letztberührte, wohl von Wenigen getheilte, prosaische Weltanschauung mit ihrer traurigen Perspective ganz auf sich beruhen, so enthalten auch die genannten Einreden gegen metrische Messung und Gleichklang sicherlich viel Uebertriebenes und Falsches, sie behaupten und beweisen zu viel, also im Grunde nichts. Denn folgerichtig sollte ein solcher Gegner des Rhythmus und Reimes, in voller Uebereinstimmung mit v. Lassaulx, jedwede poetische Kunstform verwerfen. Die Berechtigung dazu aber einem, der wirklich ein gebildeter Mann heißen will, im Allgemeinen darzuthun, wäre doch wohl ein Leichtes. Abgesehen von dem zu Anfang Gesagten, von dem Beweise aus der dramatischen Dichtung Goethe's, müßten ein Dutzend Lieder von diesem Meister süßer Melodie der Sprache, ja von hundert anderen Dichtern ersten und zweiten Ranges, falls sie nur gut vorgetragen werden, geradezu Jeden, der nur seinen gesunden äußeren und inneren Sinn besitzt, alsbald überzeugen, daß ein großes und reiches Gebiet echt geistiger Genüsse aus der Welt verschwunden wäre, wenn man aus ihr Metrum und Reim wegräumen wollte. Und gerade die außerordentliche Mannichfaltigkeit, der mit der ganzen Stufenleiter menschlicher Empfindungen und Stimmungen Hand in Hand gehende Wechsel von Rhythmen verleiht der Poesie, auch unserer deutschen Poesie den Hauptreiz. Neben dem auf eigenem Boden Gewachsenen aber haben zur Erhöhung dieses Reizes wesentlich die Formen dichterischer Rede beigetragen, die der Deutsche von allen Zeiten, Zonen und Zungen entlehnt hat. Sehr Vieles, was seit Klopstock und Voß ein Hölderlin, Rückert, v. Platen, Mörike, Geibel, auch der Kladderadatsch und Dutzende Anderer eben in solchen fremden Metren der antiken und orientalischen Welt bieten, ist von der Art, daß Jeder, der Ohren hat, zu hören, zugeben muß, dem poetischen Inhalte sei gerade in diesen Formen das völlig entsprechende Gewand gegeben, ein Gewand, das wir um keinen Preis entbehren möchten, das eine innere Nothwendigkeit, einen Reiz ganz besonderer Art in sich trägt. Was sagen wir aber vollends von all den herrlichen Liedern und erzählenden oder dramatischen Gedichten alter und neuer Zeit, welche in den mannichfachsten echtdeutschen Maßen die volle Kraft und Zartheit menschlicher Gefühle und Gedanken zum Ausdrucke gebracht haben?

Digitized by Google

Doch — die allgemeine Frage, ob überhaupt Rhythmus und Reim ein Recht haben, zu existiren, bedarf wohl für unsere Zeit kaum eines Wortes mehr. Vielmehr darf heutzutage keiner unter uns, mag er sonst noch so verständig und kenntnißreich sein, sich für allseitig gebildet halten, der der Kunst dichterischer Rede die ihr im Gebiete des Geisteslebens gebührende Stelle abstreiten wollte. Denn auch die Behauptung, daß es sich mit dem Sinne für rhythmischen Wohlklang ähnlich verhalte, wie mit der musicalischen Anlage, ist nur in sehr beschränktem Maße richtig. Es muß zugegeben werden, daß es allerdings Menschen von reicher Bildung geben könne, denen es an Beidem fehlt. Anderntheils ist aber zweierlei gewiß: daß, wenn zu der übrigen geistigen Ausstattung auch noch Verständniß und Genußfähigkeit für Rhythmus der Sprache und für Musik hinzukommt, die Bildung denn doch eine umfassendere und menschenwürdigere heißen wird, und sodann, daß, wenn das Eine von Beidem vermißt wird, der erste Mangel entschieden eine fühlbarere Lücke ist, als wenn es am Gehöre für das Reich der Töne oder sogar an aller Theilnahme dafür fehlt. Dies schon deßhalb, weil es nicht wenige Menschen giebt, die einen lebendigen und feinen Sinn für die Melodie dichterischer Lautgebilde besitzen, ohne doch empfänglich zu sein für die Melodie oder wenigstens für die Harmonie der Musik, während die musikbegabten Leute zu zählen sein werden, die nicht zugleich auch die Schönheit melodischer Verse zu würdigen wissen.

So bleibt es auch für die poetische Kunstform dabei: ars non habet osorem nisi ignorantem. Zu Deutsch:

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.

Das Ebengesagte gilt auch von einzelnen der obigen Einreden. Denn wenn gesagt wird, die Natürlichkeit und Freiheit der Gedanken werde durch metrische Fesseln eingeengt, es herrsche auf diesem Gebiet Eintönigkeit und stetes Wiederaufwärmen desselben Stoffes und derselben Formen, ideale Gedanken und Empfindungen würden in vielen Fällen in schlichter edler Prosa weit bessere Wirkung thun und bleibendere Früchte tragen und dergleichen, so mag dies in Bezug auf manche auch gerühmte Dichterwerke unserer Zunge, z. B. auf Klopstock's meiste Dichtungen bezogen, theilweise seine Richtigkeit haben, wer es aber auch von der Neuzeit und ihren wirklichen Dichtern behauptet, kennt einfach den dermaligen Stand der Dinge und den Umschwung nicht, den die deutsche Dichtung in unserem Jahrhundert in mehr als Einer Hinsicht erfahren hat.

Denn seitdem die Form des in Prosa geschriebenen Romanes in das Recht voller Ebenbürtigkeit mit metrischen Poesien eingesetzt ward, ist der dichterischen Gestaltungskraft ein viel weiterer Raum geschafft. Sie darf und soll jetzt, falls der Stoff es erlaubt und verlangt, völlig ungebunden durch rhythmische Schranken in voller Natürlichkeit und Freiheit schalten und walten und hat auch auf diesem Raum in Ernst und Scherz viel Herrliches und Köstliches ins Leben gerufen. Wie viel echtes poetisches Gold hat unsere Zeit in der ungebundesten Form seiner Romane und Novellen ausgemünzt von Goethe, Jean Paul und Tieck an bis auf Auerbach, Meyr, Freytag, Scheffel, Fritz Reuter und viele Andere! Wer mag da noch behaupten, unsere Dichter zwängen noch ohne Noth und wider die Natur poetischen Inhalt in rhythmische Formen?

Und auch für die gebundene Rede ist gerade in unserer Gegenwart eine Mannichfaltigkeit der Form und eine Freiheit der Bewegung geschaffen worden, von welcher man freilich in älterer Zeit kaum eine Ahnung hatte. Besonders in erzählenden Gedichten

Digitized by Google

läßt man neben den correcten Octaven und Terzinen oder anderen künstlichen alten und neuen Rhythmen Uhlands, Rückerts, Kinkels, Geibels, P. Heyse's u. A. ohne allen Anstand die reimlosen Trochäen und Jamben von Mörike und Scheffel sich ebenso gerne gefallen und nimmt sie mit gebührendem Danke hin. Nein, nachdem Lessing, Klopstock, Herder und Goethe freie Bahn gebrochen, weht auch hinsichtlich der Form ein frischer Wind im deutschen Dichterwald, und unsere Muse hat keinen Grund mehr, sich über unnatürliche Einzwängungen und Unterdrückung des freien Schaltens ihrer Eingebungen zu beklagen.

Und so hat denn Niemand mehr ein begründetes Recht zu abgünstiger Stimmung und Stellung zu Rhythmus und Reim der modernen deutschen Poesie. Die Bedenken dagegen haben sich in ihren wesentlichsten Stücken als unhaltbar, berechtigte Wünsche als bereits erfüllt erwiesen.

Dagegen haben wir nun aber noch einigen der vorgebrachten Einreden Rede zu stehen und bis auf einen gewissen Grad unbedenklich Recht zu geben. Es ist keine Frage, daß im Reiche der Musen jederzeit gegen Logik und Grammatik, Geschmack und Natürlichkeit viel und mannichfaltig ist gesündigt worden, und zwar zumeist in Folge der rhythmischen Nothwendigkeit oder der gewaltigen Herrschaft des Reimes. Man könnte ein stattliches Buch zusammenstellen von Verfehlungen gegen Sprache und Gedanken, von Flickwörtern, von unnatürlich herbeigezogenen Bildern oder auch Plattheiten und Sinnlosigkeiten, so wie auch von übellautenden, das Ohr beleidigenden falschen Betonungen und Reimen, welche lediglich auf Rechnung des poetischen Formzwanges kommen. Und dabei sind erst die vielen guten Gedanken nicht gerechnet, welche diesen gestrengen Satzungen zu Liebe unterdrückt oder verkümmert worden sind. Nirgends aber tritt dies auf den ersten Anblick stärker zu Tage, als in den geistlichen Liedern unserer Gesangbücher, nicht etwa nur bei geringeren Dichtern, sondern auch bei den ersten Meistern, einem Luther, Paul Gerhardt, Schmolke, Terstegen, Hiller u. A. Da fehlt es nicht an Latinismen, ungehörigen Wortbildungen, Verrenkungen des Gedankens wie des Satzbaues, verwerflichen Reimen, Härten und Ungenauigkeiten, Auslassungen und Pleonasmen aller Art. Man erinnert sich des oft wiederkehrenden „in Allen" statt „in Allem", der häufigen Reime — freuen, gedeihen; Freuden, Leiden; können, sinnen; Sohn, gethan; Kindern, finden; wohl, soll; Herren, Ehren; und unzulässiger Formen wie: gebogen statt gebeugt; giebe statt gieb, u. A.

Sollten wir ob dieser Sünden Menge dem Reim und Rhythmus überhaupt zürnen dürfen oder auch nur wünschen, unsere alten weltlichen und geistlichen Dichter hätten sollen schweigen, hätten besser daran gethan, ihre Gesänge in correcter Prosa zu bieten, oder werden wir gar mit vornehmem Schütteln über die unvollkommene Form einen köstlichen Inhalt uns und Anderen verderben? Mit Nichten.

Es versteht sich, daß die bloßen Reimschmiede alter und neuer Zeit, sogenannte Dichter, bei denen entweder kein poetischer Inhalt hinter einer, sei es glatten, sei es rauhen Form steckt, oder auch ein zum Theil guter Inhalt durch die Form ungenießbar, unverständlich oder verwässert wird, kurz, denen man die stümperhafte Knechtschaft unter dem Drucke der Aeußerlichkeiten überall anspürt, verwerflich sind und bleiben. Doch alle derlei Poeten haben ihren Lohn dahin, sie haben meist schon bei Lebzeiten ihre Strafe erhalten durch den saueren Schweiß, den ihnen mitunter ihre Reime gekostet haben, und für immer dadurch, daß von der zweiten Generation meist schon ihr Name vergessen war!

Digitized by Google

Ein Anderes ist es mit echten Erzeugnissen der Poesie, welche, ob auch ringend mit der Sprache, doch überwiegend gediegenem Inhalte das für ihre Zeit beste Gewand zu geben wußten. Manches der Art aus den älteren Blüthezeiten deutscher Literatur gilt jetzt, wie wir wissen, auch der Form nach als meisterhaft. Solches aber, das den Anfängen unseres neueren Schriftthums angehört und in Folge des Dranges, für vollwichtigen Gedankenschatz neue entsprechende Hüllen erst zu schaffen, je und je Härte und Dunkelheit im Ausdruck an sich trägt, — wir denken vorzugsweise an Klopstock und Herder — ist theilweise an sich selbst schon und nach absolutem Maßstabe gemessen über den Vorwurf erhaben, als sei der Inhalt wesentlich durch Formzwang beeinträchtigt; jedenfalls aber ist hierbei der historische Gesichtspunkt festzuhalten, und das Urtheil über etwaigen Schaden, den die poetische Kunstform dem Gedankengehalte gebracht haben soll, darf nicht auf Erzeugnisse einer Zeit sich gründen, in welcher die Blumen noch zum Theil in einer mehr oder minder unförmlichen Knospe verhüllt lagen.

Eben diese geschichtliche Betrachtungsweise nun ist vor Allem bei unseren geistlichen Liedern nicht außer Acht zu lassen. In religiösen und kirchlichen Dingen darf man dem Altehrwürdigen seine Bedeutung und sein Recht, auch in der unvollkommeneren, ursprünglichen Form erhalten und geschätzt zu werden, nicht verkümmern. Nur ist es allerdings für spätere Generationen Pflicht, sich dessen bewußt zu bleiben, daß Lieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts auch hinsichtlich ihrer Ausdrucksweise Kinder ihrer Zeit waren und nicht beanspruchen wollen noch dürfen, als Proben vollendeter Kunstform zu gelten. Indeß ist es andererseits denn doch sehr bemerkenswerth, wie hoch gerade in diesen Zeiten in formeller Hinsicht das geistliche Lied durchschnittlich über dem weltlichen stand. Wie rein, edel und fließend, klangvoll und wohllautend ist meistens die Sprache bei einem P. Gerhard, Angelus Silesius, Terstegen, Hiller u. A. im Vergleich mit fast allen gleichzeitigen weltlichen Dichtern! Hat ja doch der Letztgenannte, wie in der Gestalt seines Antlitzes so auch in einzelnen seiner Lieder eine Goethesche Anmuth und Frische.

Nun aber, wenn billiger Weise bei der Frage nach dem Werth oder Unwerth dichterischer Kunstform das Urtheil sich nach denjenigen Erzeugnissen richtet, welche auf der ganzen Höhe der Entwickelung stehen: so muß Angesichts der Leistungen unseres Jahrhunderts die Einrede verstummen, daß bei unseren berufenen und anerkannten Dichtern die rhythmische Nothwendigkeit oder die Herrschaft des Reimes der Klarheit und Würde der Gedanken oder den Gesetzen der Sprache wirklichen und wesentlichen Abbruch thue. Und zwar muß dies ebenso von geistlichen wie von weltlichen Gedichten gesagt werden, von den Liedern eines Novalis, Puchta, Knapp, Spitta, Sturm und Gerock ꝛc. so gut, wie von denen Goethe's, Schillers und hundert Anderer. Im Gegentheil muß der Gewinn, den die Sprache unserer dermaligen deutschen Prosa von ihren Dichtern, deren Frische, Kraft und Freiheit, gezogen hat, hoch angeschlagen werden.

Ja selbst angenommen, es dürfe auch bei einem Poeten ersten Ranges aus neuer oder neuester Zeit mitunter dem Gedanken Raum und Recht gegeben werden, demselben sei bei diesem oder jenem Wort etwas Menschliches begegnet, er habe da oder dort Reimworte gesetzt oder eine kecke Umstellung sich erlaubt, die er in ungebundener Rede nicht gewählt haben würde: so können wir das getrost in den Kauf nehmen; denn wir dürfen überzeugt sein, daß dem echten Dichter dagegen eben in Folge der metrischen Messung und des Gleichklanges eine Menge glücklicher Wörter, Bilder und Gedanken zuströmt, und daß so-

Digitized by Google

mit das etwa Erzwungene weitaus aufgewogen wird durch Schönheiten aller Art, die gerade dem Zwange der dichterischen Form ihr Dasein verdanken.

Wenn aber selbst bei unseren classischen Dichtern und gewiegten Künstlern poetischer Darstellung noch die Bedenken sich erheben, daß sie je und je zu Künsteleien sich verstiegen, einen Rückert zuweilen seine Kunst „rasend" gemacht, und daß dem Einen und Anderen unreine Reime entschlüpft sind, was sagen wir dazu? Nun daß entschiedene Künsteleien, denen Zwang und Unnatur auf die Stirne geschrieben ist, zu verwerfen sind, unterliegt natürlich keinem Zweifel, darf uns jedoch nicht im Geringsten irre machen in unserer Werthschätzung metrischer Kunstform. Das Beste kann sich ja zu keiner Zeit dem Schicksal entziehen, das ihm gesteckte Maß überschritten zu sehen.

Und wenn Goethe selbst in den wenigen Strophen seiner Zueignung und seines Vorspieles zum Faust angeblich störende Reime in ziemlicher Anzahl bringt: Sehnen, Tönen, Thränen; neu, sei; vieren, Thüren; zieht, blüht; Höhe, Nähe; gönnt, Element; glühn, hin; Blätter, Götter; Schnelle, Hölle; oder wenn Heine auf „bedeuten" mit „Zeiten" reimt: so legt uns dies gewiß nicht den Wunsch nahe, Goethe hätte diese Partien seiner Dichtung anders fassen sollen, oder Heine hätte besser gethan, die erste Strophe seiner Loreley umzugestalten. Auch werden wir nicht sagen, daran sehe man, wie viel Incorrectheit und Unsicherheit in dieser Angelegenheit noch herrsche; wenn solche Meister also fehlen, stehe man lieber ganz und gar von solchem Zwange ab und halte derlei Spiel und Klingklang von würdigem Gedankeninhalte ferne. Nein, der Schluß, den wir daraus ziehen, ist ein ganz anderer. Die Freiheit, welche in diesen Aeußerlichkeiten ein Goethe und Heine sich genommen, lehrt uns, in derlei Dingen pedantische Strenge zu meiden, den übertriebenen Forderungen einzelner modernen Verskünstler Schranken zu setzen und darauf zu halten, daß gediegenem Inhalt und der Wucht der Gedanken nicht dürfen durch ängstlichen Zwang und schulfüchsigen Purismus schwerere Fesseln angelegt werden, als solche, welche unsere besten Dichter der Neuzeit sich selbst auferlegt haben. Man lasse der individuellen Freiheit, welche oftmals durch provincielle Aussprache beeinflußt wird, einigen Spielraum, erlaube dem Niederdeutschen seine Reime von „Tage, Sache", und verarge den Oberdeutschen ihre in den Vocalen unreinen Reime nicht, wie sie oben aus Goethe angeführt wurden, wenn sie Beide nur gewisse Gränzen des Erlaubten einhalten und nicht „Wünschen, Menschen" oder „Sinnen und Können" uns zumuthen.

Ist so das Joch nicht zu hart, und die Last nicht zu schwer, so wird kein echter Dichter unserer Zeit, bei der Ausstattung mit den jetzigen Sprachschätzen und -Formen, unter dem Zwange von Rhythmus und Reim zu seufzen haben oder sich anfühlen lassen, daß er darunter leide. Auf der rechten Höhe heißt es, wie im sittlichen Leben, so auch im Gebiete der Dichtkunst: ihre Gebote sind nicht schwer.

Bei zwei weiteren Stücken des heimlichen Klageliedes können wir nun aber unbedingt zustimmen, wenn oben gelegentlich an unserer Zeit die Ueberschätzung der Kunst der Musik gerügt wurde, und sodann, wenn in Betreff der Verskunst gesagt war, daß die nahezu zum Gesetz erhobene Nöthigung, lauter gleichzeilige Strophen zu bilden, oft und viel zu unnatürlichem Zwange führe. Diese zwei Punkte erfordern noch eine kurze Erörterung.

Wenn freilich mit dem ersten Vorwurf angedeutet sein sollte, gerade so wie man dermalen einen übermäßigen Werth auf Ausbildung, Uebung, Erzeugnisse und Vorstellungen

Digitized by Google

der Tonkunst lege, verhalte es sich mit den poetischen Productionen: so wäre dies thatsächlich geradezu falsch. Die metrische Kunst wird im Gegentheil bei dem größten Theil auch der gebildeten Lesewelt eher zu wenig als zu hoch geschätzt. Man höre darüber die Verleger lyrischer oder dramatischer oder epischer Dichtungen der letzten Jahrzehnte, mit Ausnahme solcher, welche zu besitzen und in zierlichen Einbänden aufzustellen — nicht eben immer zu lesen — Sache des guten Tones und der Mode geworden ist. Wie die Musik über die anderen Künste, so hat der Roman in Prosa über die metrische Dichtung derzeit einen ungebührlichen Vorrang gewonnen. Um so gegründeter ist aber die andere Behauptung, die Musik nehme in unseren Tagen einen zu breiten Raum im Reiche der Künste ein. In erschreckendem Maße haben sich namentlich die Ansprüche gesteigert, welche dieselbe bei Heranbildung der nachwachsenden Geschlechter macht. Die Zeit und Kraft, welche unsere jüngere Generation, ob sie auch oftmals von Natur gar mäßig dazu begabt sein mag, der Musik zuzuwenden und zu opfern hat, steht insbesondere in gar keinem Verhältnisse zu dem Aufwand an Interesse und Eifer für die bildenden Künste. Auf zehn gute Musiklehrer kommt kaum Ein guter Zeichenlehrer, auf zwanzig clavierspielende Fräulein oder Männlein weniger als Eines, das eine schöne Landschaft zeichnet und malt oder gar eine menschliche Gestalt correct darzustellen vermag. Und doch sind die Erfolge mittelmäßiger Talente bei der Tonkunst entschieden geringer und jedenfalls weit störender für Zimmer- und Hausgenossen, weit lästiger für die Gesellschaft, als unter derselben Voraussetzung bei der Zeichen- und Malkunst. Wie stehen Prätensionen und Genuß in umgekehrtem Verhältnisse, wenn hier eine Tochter des Hauses die Gäste des Salons mit einer Wochen lang mühselig eingeübten und schülerhaft gespielten Sonate quält und dort ihre bescheidene Schwester einen in wenigen Stunden hübsch gemalten Blumenstrauß vorlegt! Es ist hier Etwas faul im Staate Dänemark. In den besten Zeiten der Kunst war es gewiß anders. — Doch dies nur im Vorübergehen.

Einigermaßen zusammenhängend mit der Ueberschätzung musicalischer Darstellung ist das, was sich in Kurzem als Strophenzwang bezeichnen läßt. Es versteht sich von selbst, daß das Lied, das einem socialen Zwecke dienen, in heiterer Tafelrunde oder in einer kirchlichen Versammlung gesungen sein will, darauf bedacht sein muß, gleich lange Strophen zu bilden und zu bieten. Hier hat der Dichter, schon aus Rücksicht auf die durchgängig gleiche Melodie aller Strophen, die Pflicht, dem Gesetze gleichmäßiger Absätze sich zu fügen. Er wird auch dieser Pflicht um so leichter nachkommen können, je besser sein Gedicht, d. h. je mehr das ganze Lied durchaus von einer und derselben Stimmung getragen und durchdrungen ist. Also bei Liedern für gesellige Kreise, bei Turn- und Marschliedern, auch beim sogenannten für Wechsel- und Chorgesang bestimmten Volksliede, vor Allem bei einem Gedichte zu gemeinsamer Erbauung in Haus oder Kirche und zum lyrischen Ausdruck einer einfachen gleichmäßigen Gemüthsstimmung sind Strophen mit gleichwiederkehrender Verszahl geboten.

Das für diese verschiedenen Bedürfnisse vollkommen berechtigte Gesetz wurde aber schon im klassischen Alterthum von der Kunstpoesie allzusehr verallgemeinert, wurde zum Zwangsgebot auch für solche Dichtungen gemacht, welche ebenso nothwendig freiere Bewegung fordern. Fehlt nicht bei Horaz mancher Ode die volle Natürlichkeit, die ihm gar wohl zu Gebote stand, einzig deßhalb, weil der Zwang des Strophenbaues bald zu große Breite, bald zu große Kürze, bald unmotivirte Wendungen, gesuchte Wörter und dergl. nach sich zog? Unter dieser Unfreiheit und Unnatur litten sodann die Dichtungen aller

Digitized by Google

Völker und Zeiten, welche zu ängstlich in den Fußtapfen der Alten einhergingen, obgleich diese in den Dramen mit ihren Chorgesängen auf das Richtige hätten führen können. Gerade wie das französische Drama lange unter dem Drucke der Aristotelischen Einheiten gelegen hat, erging es Jahrhunderte lang der Lyrik und dem Epos, so weit sie nicht nationale Bahnen einschlugen, sondern unter dem Einflusse griechischer und römischer Vorbilder standen.

Für die germanischen Völker hat vornehmlich der große britische Dichter und wer dessen Spuren folgte, den Zwang und Bann gebrochen. Wie frisch und frei schalteten unter uns im Vergleich mit ihren Vorgängern Herder, Goethe und Schiller in manchen ihrer lyrischen Gedichte mit Metrum und Reim! Es sei nur an die „Harzreise im Winter", „Mahomets Gesang", „Wanderers Sturmlied", den „westöstlichen Divan" von Goethe, und an Schillers „Schlacht", „Handschuh", das „Lied von der Glocke" erinnert. Und auch die neuere deutsche Lyrik und Epik, bei Heine, Mörike, Scheffel u. A. zeigt in vielen Erzeugnissen, daß die Herrschaft des Strophenbaues denn doch viel von ihrer Macht eingebüßt hat.

Allein ebenso gewiß ist, daß das, was in diesen vereinzelten Erscheinungen vorliegt, eben doch noch nicht allgemeine gesetzliche Bedeutung, Geltung und Anerkennung erlangt hat, der Grundsatz nämlich, daß für das nicht zu gemeinsamem Gesange bestimmte lyrische Gedicht der Strophenzwang dem poetischen Gehalt in keinerlei Weise Schaden thun dürfe, und daß vielmehr die Natur der Sache mit Nothwendigkeit gebiete, dem Liede, das wechselnde Empfindungen und Situationen auszudrücken hat, in dieser Hinsicht einen weit freieren Spielraum zu gestatten. Hiergegen ist in einer Unzahl von weltlichen und geistlichen Gedichten bis in die neueste Zeit viel gefehlt worden. Warum können so viele auch begabte Dichter nicht zu rechter Zeit aufhören, bringen überflüssige Zuthaten, Schnörkeleien, prosaische Mißtöne mitten unter kernige, tief gefühlte und gedachte Geistesblitze hinein? — Die Strophen müssen ihre volle Zahl Verse haben, und so muß sich's der feste, klare und in seiner Einfachheit schöne und schlagende Kerngedanke gefallen lassen, in langgesponnene Fäden auseinandergezerrt zu werden. Wie manches gesuchte und breitgetretene Bild, wie viel Gemachtes verdankt diesem Umstande seine Entstehung, mit wie viel unnöthigem Flitter werden die naturwüchsigen Kinder der Dichterkraft umhängt, um sie salonfähig zu machen! Wie oft finden wir Strophen um Strophen, mitunter von höchst künstlichem Rhythmus und mit schwierigem Reimzwang, in gleich breiter Ausführung von Anfang bis zu Ende, aneinandergereiht, während doch die unmittelbare Empfindung und der gesunde Gang ein Anderes, ein Entgegengesetztes fordert!

Was dieses Andere, dieses Entgegengesetzte sei, läßt sich an vier ganz einfachen Beispielen nachweisen.

1. Es kann eine Stimmung ganz passend in einer Zahl von gleich großen Strophen sich ergießen, aber doch ist dabei nicht bloß möglich, sondern geradezu nothwendig, daß der Wechsel der bald erregteren, bald ruhigeren Empfindung innerhalb der einzelnen Strophen durch eine unter sich wieder verschiedene Gliederung ausgedrückt werde. Hier sind also Strophen von gleich vielen Versen, dagegen Verse von ungleich vielen Füßen und mit wechselndem Maße gefordert.

Ungleich häufiger wird aber der andere Fall eintreten, daß gleich lange Strophen ganz und gar unpassend, vielmehr eine ungleiche Länge derselben das einzig Naturgemäße und Gesunde ist. Und zwar kann

Digitized by Google

2. entweder ein herabsteigender Strophenbau nothwendig werden. Dieser liegt z. B. nahe bei einem Trauerliede. Da wird man am natürlichsten das Schmerzgefühl zuerst stürmisch hervorbrechen lassen, so daß es kaum Worte genug findet, um sich in vollen Strömen zu entladen. Das Aussprechen der Empfindung mit ihren Gründen verlangt also zuerst eine lange Strophe. Dann faßt und sammelt sich der Schmerz, wird beim zweiten Ausbruche sanfter und kommt vielleicht in halb so vielen Worten zur Ruhe. Somit wird die zweite Strophe merklich knapper gehalten. Nochmals regt sich dasselbe Gefühl, besänftigt sich aber in der gewonnenen Fassung dermaßen, daß der erste Sturm in einem letzten ganz kurzen Wiederhalle verklingt. So wird für die dritte Strophe die Zahl von ganz wenigen Versen das einzig Richtige sein.

3. Umgekehrt ist bei einem Freuden- und Dankliede der aufsteigende Strophenbau naheliegend. Da ist es ganz natürlich, daß zuerst der ganze Inhalt des von Jubel erfüllten Herzens in wenigen Worten, in einer ganz kurzen, die volle Befriedigung athmenden Strophe, hervorbricht, dann aber stufenweise immer höher sich steigert, bis all der Stoff der Freude völlig sich erschöpft. In diesem Falle muß somit der ersten kurzen die zweite längere, und dieser eine dritte noch umfangreichere folgen.

4. Geradezu nothwendig kann aber ein nicht bloß einfach auf- oder absteigender, sondern ein noch mannichfaltigerer Strophenbau werden, wenn z. B. lyrische und epische Bestandtheile in einem Gedichte beisammen sind und, wie etwa bei einem Schlachtgesange, ruhige oder auch bewegtere Schilderung von Thatsachen mit dem Ergusse stürmischer oder sanfter Empfindungen wechselt. Wie unnatürlich ist für solchen Inhalt das Einschnüren in gleichzeilige Strophen, wie ist es vielmehr dem verschiedenartigen Stoffe einzig entsprechend, daß kürzere Verse mit längeren, noch mehr aber, daß knapp gehaltene Strophen in bunter Mannichfaltigkeit mit anderen abwechseln, die in breitem Ergusse den das Gemüth erfüllenden Kampfmuth, Zorn oder Siegesjubel ausströmen!

Mit dem Gesagten sind sicherlich keineswegs auffallende, sondern im Gegentheil ganz naturgemäße Forderungen ausgesprochen. Ebenso wenig werden dieselben unerfüllbare und völlig neue heißen können. Sie sind vielmehr bereits erfüllt in den vorhin aus unsern classischen Dichtern angeführten Beispielen. Noch mehr: statt neu zu sein, ist diese Art von Gliederung und Form der dichterischen Rede vielmehr schon in uralten Zeiten vorhanden gewesen und in ausgiebigstem Maße gehandhabt worden bei einem Volke, das zwar in anderen Dichtungsarten, wie auch in anderen Künsten, hinter vielen Nachgeborenen zurücksteht, in der Lyrik aber seinesgleichen sucht. Auch findet sich dessen so gestaltete Poesie niedergelegt in einem Buche, das in Jedermanns Händen ist, aber freilich trotz Herder, Ewald u. A. bis zur Stunde nach dieser Seite seiner Trefflichkeit noch nicht gehörig gewürdigt wird. Wir meinen das Volk Israel und die poetischen Bücher des alten Testamentes.

Daß es mit der alttestamentlichen Lyrik also sich verhalte, und daß dieselbe solche völlig naturgemäße Gliederung der Versglieder sowie der Strophen besessen habe, davon kann sich Jeder selbst überzeugen, der sich die Mühe nehmen mag, auch nur für die eben aufgeführten vier Fälle, die sich indeß bei dem großen Reichthum des z. B. in den Psalmen, in Hiob und den Propheten vorliegenden Stoffes leichtlich um das Doppelte und Dreifache vermehren ließen, die entsprechenden Beispiele in guter Uebersetzung nachzulesen. Sie sind

Digitized by Google

nach obiger Reihenfolge zu finden: Jonas 2, 3—10; 2. Samuel 1, 19—27; Psalm 30; Buch der Richter 5, 2—31.*)

Für den Kundigen bedarf es wohl kaum noch der Bemerkung, daß, wenn hier schließlich die hebräische Lyrik nach der Seite ihrer freien Strophenbildung als Muster aufgestellt worden ist, damit in keiner Weise geleugnet sein soll, daß dieselbe in den zwei anderen Bestandtheilen poetischer Kunstform, im Rhythmus und Reim, ganz und gar zurücksteht hinter dem, was hierin andere Völker und Zeiten hinzugethan haben. Zwar wissen wir, daß bis auf unsere Tage einzelne Gedichte, selbst lyrischen Inhaltes — wir erinnern an Goethe's „Prometheus" — auch auf diesen classischen und modernen Schmuck völlig verzichtet haben und ganz nach Art des hebräischen Liedes des Metrums und Reimklanges entbehren. Dessenungeachtet betrachten wir Derartiges doch nur als Ausnahme, glauben auch, daß solche völlige Freiheit von metrischer Messung und Reim nur für besondere Fälle und in der Hand gewaltiger Meister zulässig sei, und freuen uns des Gewinnes, den die classische und germanische Welt an diesen poetischen Kunstformen voraus hat. Ferne sei es auch, selbst die Strophenfreiheit zur Regel machen zu wollen. Mit um so größerem Rechte darf sich aber der Wunsch geltend machen, unsere Poeten möchten in dem Einen Stück, das sich als ein Mangel ihrer Vollkommenheit herausstellte, vornehmlich für lyrisch-epische oder hymnusartige Stoffe, bei der Lehre und dem Vorbild ihrer orientalischen Brüder, auf das sie hingewiesen wurden, sich Raths erholen und mit Umsicht und Bewußtsein aus der Quelle schöpfen, die uns reich und frisch in den Dichtern des Alten Bundes fließt.

Historische Aphorismen.

Von

Dr. A. W.

Das Forschen der Historiker wendet sich mit Vorliebe längst vergangenen Zeiten zu und vernachlässigt darüber oft die Ergründung, besonders der inneren Vorgänge, der Neuzeit. Wir meinen damit natürlich nicht die Wiedergabe der thatsächlichen Begebenheiten, sondern haben nur die authentische Aufklärung der Beziehungen derselben zu ihren Ur-

*) Es mag hier gestattet sein, auf vorliegende lehrreiche Beispiele aus unserer deutschen classischen Dichtung hinzuweisen. Wir haben uns bei der Auswahl derselben auf Goethe beschränkt und führen von ihm an: „An Lottchen" (sechs verschieden lange frei gebaute Strophen), „Auf dem See" (vierzeilige Strophe zwischen zwei achtzeiligen von verschiedenem Rhythmus), „Rastlose Liebe" (achtzeilige Strophe zwischen zwei sechszeiligen, von denen die erste ruhigen steigenden, die letzte leidenschaftlich bewegten fallenden Rhythmus hat), „Die Musageten" (reimlos, mit wachsenden Strophen), „Die Nektartropfen" (gleichfalls reimlos, mit kleiner werdenden Strophen), „Dilettant und Kritiker" (sechszeilige Strophe, vier ganz freie und unter einander verschiedene vierzeilige, eine zweizeilige zum Schluß), „Die Freude" (immer kürzere Strophen bei sich verlängernden Versen), „Bildung" (drei- und vierzeilige Strophe, durch Reimstellung verknüpft, und selbständige vierzeilige), „Diné zu Coblenz" (drei Strophen von fünfzehn, zwölf und vier Versen, mit epigrammatisch drastischem Abschlusse). Red.

Digitized by Google

heben, und dann die Schilderung dieser, nicht nur in ihrer geschichtlichen Bedeutung, sondern auch in ihrem rein menschlichen Sein, im Auge. Und doch ist solche Detail-Kenntniß für die richtige Auffassung der Ursachen und Wirkungen in der Geschichte von hoher Wichtigkeit, liegen ja eines ganzen Volkes Sterne oft genug in der Brust des Einzelnen, und so muß man die Einzelnen kennen lernen, will man das Gesammte recht verstehen. Ebenso aber ist es unleugbar, daß hier ein Mangel unserer Geschichtsliteratur der Neuzeit liegt, und so können wir S. Sugenheim nur dankbar sein, daß er es sich zur Aufgabe gemacht, einige derartige Lücken, wie sie besonders in der Darstellung der Geschichte von 1792—1815 zu finden sind, in einer Anzahl von „Aufsätzen und biographischen Skizzen zur französischen Geschichte" (Verlag von Robert Oppenheim, Berlin 1872), die gewissermaßen eine Fortsetzung seines Werkes „Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland" bilden, auszufüllen. Mit wahrheitsgetreuem Griffel, eingedenk der Ciceronischen Worte von der Pflicht der Geschichtsforscher, nichts Falsches zu sagen, nichts Wahres zu verschweigen, entwirft er eine Reihe geschichtlicher Bilder, die theils den französischen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands zum Hintergrunde haben, theils den Decennien Napoleons entnommen sind.

In dem ersten Aufsatze „Der Widerruf des Edictes von Nantes und seine Folgen für Frankreich und Deutschland" zeigt er das Bild Ludwigs des „Großen" im wahren Lichte; „à faire horreur au ciel et à la terre", so, sagt sein Zeitgenosse Boisguillebert, hat dieser „große" König regiert. Seine unheilvollste Schandthat aber, die zugleich wesentlich zu dem Zusammensturze seiner fast omnipotenten Stellung in Deutschland beitrug, war sein Verfahren gegen die Hugenotten. Am 1. Oct. 1685 erfolgte die förmliche Zurücknahme des Edictes von Nantes, und damit begannen die grausamsten Verfolgungen gegen die Calvinisten. Martern, wie sie die Geschichte der Inquisition nicht aufweist, wurden gegen sie angewandt, um sie ihrem Glauben abwendig zu machen — vergebens, die Verfolgten trugen denselben hinüber in das fremde Land, und daß man sie vertrieben, wurde für Frankreich zum schweren politischen Fehler. 3 bis 400,000 Hugenotten, die gewerbthätigsten und intelligentesten Bewohner Frankreichs, verließen den heimischen Boden, und während hier bisher bevölkerte Strecken öde wurden, lud der Kurfürst von Brandenburg durch den Erlaß von Potsdam (9. Nov. 1685) die Flüchtlinge in sein Land ein und belebte dadurch menschenleere Strecken der Mark. Manch fruchtbarer Keim zu industrieller und geistiger Frucht ist so nach Deutschland gekommen, z. B. gebührt eigentlich die Ehre der Erfindung der Dampfschiffe einem Hugenotten, denn schon damals versuchte Dionysius Papin aus Blois mit einem Boot ohne Ruder und Segel, getrieben durch Dampf, auf der Fulda eine Fahrt nach Bremen. Auch noch manche andere Anregung zum Fortschritte brachten die Flüchtlinge in die deutschen Gauen; ein folgender Aufsatz „Die Französinnen auf den Thronen und an den Höfen Europa's im Zeitalter Ludwig's XIV." aber berichtet uns, wie verderbenbringend auch oft der französische Einfluß auf die Geschichte der Nationen gewirkt hat.

Die Suprematie, die in England während der Regierung Karl's II. Frankreich, sehr zum Nachtheile Deutschlands, ausübte, hing wesentlich mit der Zärtlichkeit zusammen, die König Karl für Louise Renata von Penancoët-Keroualle, einstens Ehrenfräulein der Schwester Karl's, der Herzogin von Orleans, später selbst Herzogin von Portsmouth, fortdauernd empfand. Die verführerische Schönheit Louisens beherrschte den sehr liebe-

Digitized by Google

bedürftigen Karl II. bis zu dessen Tode, und Ludwig XIV. verstand es prächtig, der Freund der geldgierigen Herzogin zu bleiben — das erklärt die manchmal unglaubliche englische Politik der damaligen Zeit. Auch in Portugal versuchte Ludwig durch eine Französin, Maria Francisca Isabella von Nemours-Aumale, die seine Politik dem Könige Alphons VI. zur Gemahlin gegeben hatte, zu herrschen, doch hier hatte er weniger Erfolg. Höchst verderblich für Deutschland aber wäre dasselbe Manöver bald in Polen ausgefallen, hätte nicht eine verhängnißvolle Kurzsichtigkeit des Königs seine Pläne vereitelt und die Völkergeschicke zum Guten gelenkt.

Maria Casimira de la Grange, eine Französin, Tochter eines Marquis von Arquien, hatte sich im Jahre 1665 mit Johann Sobieski, dem damaligen sarmatischen Kronpannerträger, vermählt. Nach einem glänzenden Siege über die Türken (1673 bei Chocim), wurde Johann auf den Thron Polens erhoben, dessen eigentliche Herrscherin aber ward sein „schönstes und geliebtestes Mariechen", die Ludwig XIV. sich gar bald zur ergebenen Freundin zu machen verstand. Dadurch errang seine herrschsüchtige Politik zunächst den Erfolg, daß Sobieski sich ihm verpflichtete, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem gefährlichsten Gegner der französischen Pläne in Deutschland, den Krieg zu erklären. Besonders gewichtig fiel Polens Einfluß in dem großen Kampfe, der zwischen dem Islam und der Christenheit wüthete, in die Wagschaale, und der „allerchristlichste König" entblödete sich nicht, alles Mögliche zu thun, um die Osmanen über das Haus Habsburg triumphiren zu lassen, hätte er dann ja ganz freie Hand in Deutschland gehabt. Darum buhlte er mit allen Mitteln um die Genossenschaft Polens, und da Maria Casimira es wollte, unterstützten die Sarmaten auch wirklich die mit den Moslemin verbündeten aufständischen Ungarn auf nachdrücklichste Weise. Da geschah es, daß Maria Casimira die Erfüllung einiger persönlichen Wünsche bei Ludwig nicht durchsetzte, und das wurde die Rettung des hart bedrängten Wiens; denn nun dachte Maria nur daran, sich an Ludwig durch die Vereitelung seiner Absichten zu rächen. Ihrem gewaltigen Einflusse, sowohl auf Sobieski wie auf den polnischen Reichstag, gelang es bald, ein Schutzbündniß mit Kaiser Leopold I. zu Stande zu bringen, und damit war die Sache der Türken verloren und Ludwig's Pläne gegen Deutschland für dieses Mal gescheitert.

Auch in Deutschland selbst hatte sich dieser durch verschiedene Fürstinnen französischer Geburt Einfluß zu schaffen gewußt. Eine Enkeltochter Heinrich's IV., Henriette Adelheid von Savoyen, die, wenn auch der Heimat nach Italiänerin, doch fanatisch Ludwig ergeben war, bethätigte als Kurfürstin von Bayern häufig genug ihre Franzosenliebe, und am Unheilvollsten für Deutschland geschah dies vor dem schmählichen Nymweger Frieden. Nach ihr herrschte der französische Einfluß durch Mauritia Febronia de la Tour d'Auvergne, Gemahlin des bayerischen Regenten Philipp von Leuchtenberg, und ebenso war er durch Isabella Angelica von Montmorency-Bouteville in Mecklenburg-Schwerin vertreten, die ihren Gemahl sogar 1663 zu einem Vertrage mit Ludwig bewog.

Ist aber der französische Einfluß in diesen Decennien auch schon schlimm genug für Deutschland, so wird doch dieses Unheil riesengroß durch die französische Invasion übertroffen, von der uns die nächste Skizze „Die Franzosen am Mittel- und Niederrhein im letzten Decennium des XVIII. Jahrhunderts" berichtet. „Viel Glück zum Feldzuge!" — rief die vor den Stürmen der Revolution nach Mainz entflohene Herzogin von Grammont dem gegen die „Rebellen" marschirenden Marquis d'Autichamp zu. „Es ist nur ein Spaziergang nach Paris", antwortete dieser in echt

Digitized by Google

französischer Prahlmanier, aber dieser Spaziergang nahm das trübseligste Ende. Das österreichisch-preußische Elite-Heer mußte vor den „französischen Bauern" den Rückzug antreten, und schon am 30. September 1792 erschien der republicanische General Custine vor Speyer, das er mit leichter Mühe nahm; bald darauf rückte er in Mainz trotz dessen glänzenden Vertheidigungszustandes ein. Hier spielte sich nun die traurige Episode der Clubbistenwirthschaft ab, an deren Spitze leider auch Georg Forster, der berühmte Naturforscher und Weltumsegler, stand. Die Clubbisten wollten den Anschluß der Rheinlande an die Republik Frankreich bewirken, und diese revolutionäre Farce fand erst mit der Wiedereinnahme von Mainz ihr Ende, nachdem schon Forster, Adam Lux und der Kaufmann Potvki nach Paris gegangen waren, um dem National-Convent den Einverleibungswunsch des rheinisch-deutschen „freien" Volkes vorzutragen. Hier starb Forster am 10. Januar 1794, vielleicht sogar durch eigene Hand.

Namenlos räuberisch hatten die Heere der Pariser Machthaber während dessen am Mittelrheine gehaust. Ihre gleißenden Versprechungen hielten vor ihrer Raubsucht nicht lange Stand, und die bis auf das Blut gebrandschatzten deutschen Bürger mußten bald einsehen, daß die Soldaten der Republik gerade so furchtbar zu plündern verstanden, wie die verhaßten Krieger Ludwigs; später machten ihnen die Soldaten Napoleons den Rang streitig! Es wurde jetzt, wie früher, gesengt, geraubt, mißhandelt und die mit souveräner Vollmacht versehene „Commission, établie par les représentants du peuple pour l'évacuation du Palatinat" wüthete wie eine Heuschreckenplage in der Pfalz. Die „Brüder und Befreier der gedrückten Menschheit" hausten hier auf eine Weise, daß ihre Drohung: „Es soll Euch Nichts übrig bleiben als Eure Augen, damit Ihr Euer Elend beweinen könnt" — zur traurigen Wahrheit wurde. Zahllose Beweise für das Treiben der Franzosen zu damaliger Zeit liegen vor, erst der Frieden von Luneville (1801) setzte den furchtbaren Verheerungen ein Ziel; das völlig verarmte Landvolk aber rottete sich in seinem Elend zu Räuberbanden zusammen, die noch lange die Gegend am Niederrhein unsicher machten.

Doch wenden wir uns ab von diesen trüben unheilvollen Bildern, die uns die entfesselte Furie im Menschen zeigen, und mit Wohlgefallen bleibt unser Auge jetzt auf dem Bilde der nächsten Skizze „Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, Herzog von Leuchtenberg" haften.

Tritt auch immer an den Historiker die Forderung heran, in seinen Darstellungen keinerlei Voreingenommenheit walten zu lassen, so wird diese Verpflichtung doch noch ernster, wenn er einzelne Charaktere aus dem Rahmen ihrer Zeit heraushebt. Dann muß jeder einzelne Zug nur nach sorgfältigstem Prüfen und nach den zuverlässigsten Quellen, ganz sine ira et studio, gezeichnet werden, und es gehört eine gewisse Bildnergabe dazu, die Licht- und Schattenseiten so klar hervortreten zu lassen, daß die Figuren wie plastisch uns erscheinen. Gerade hierin aber besteht ein großer Vorzug der Sugenheim'schen Aufsätze. Mit großer Umsicht und hervorragender Quellenkunde hat sich der Verfasser die competentesten Berichte zu Nutze gemacht, mit kundiger Hand hat er dann das Material gesichtet und nach ernstem Studium lebensvolle Bilder daraus geschaffen, die wir als höchst schätzbare Beiträge für die Special-Geschichte bezeichnen können.

Den besten Beweis für das Gesagte finden wir in „Eugen Beauharnais". Das ist ein reiches und ein schönes Leben, das uns hier gezeigt wird; es währte nicht lange, und als es zu Ende gegangen, da war Vieles von dem, was es vollbracht, schon wieder

Digitized by Google

vernichtet; aber sicher wurde es meistentheils durch edle Regungen bewegt, und die Treue für den Wohlthäter, die Hingebung für das Vaterland, die Liebe zur Gattin haben es hauptsächlich erfüllt. — Eugen, der Sohn der schönen Generalin Josephine von Beauharnais, wurde am 3. September 1781 geboren. Nach der ungerechten Hinrichtung seines Vaters (1794) kam er zu einem Schreiner, seine Schwester Hortense zu einer Näherin in die Lehre, er wurde aber bald aus diesen Verhältnissen von General Hoche, einem Freunde seines todten Vaters, befreit, der ihn zu seinem Ordonnanz-Officier wählte, und in dieser Stellung machte Eugen die folgewichtige Bekanntschaft mit General Bonaparte, den er bald auch bei seiner Mutter einführte. Die Reize der schönen Wittwe nahmen Bonaparte rasch gefangen, und schon am 9. März 1796 wurde sie seine Gattin. Mit großer Sorgfalt widmete sich nun der Stiefvater der weiteren Ausbildung Eugens, auf all seinen Heerzügen war dieser in seiner Nähe, und immermehr trat die Tüchtigkeit des Jünglings zu Tage, sodaß Napoleon nach der Schlacht bei Marengo an Josephine schrieb: „Dein Sohn schreitet schnell zur Nachwelt, er hat sich in allen Kämpfen mit Ruhm bedeckt und wird einer der größten Feldherren Europas werden." — Nachdem der erste Consul die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, verlieh er am 1. Februar 1805 seinem Stiefsohne den Rang eines französischen Prinzen und ernannte ihn am 7. Juni zum Vicekönig von Italien. Sieben Monate später vermählte er ihn mit Auguste Amalie, der ältesten Tochter Maximilians I., des neuen Königes von Bayern, und obgleich die reizende Prinzessin ihm, dem ja nur im Rathschlusse der Politik ihr gewählten Bräutigam, nur sehr ungern ihre Hand reichte, fühlten sich doch Beide bald in der Ehe überaus beglückt.

Am 14. Januar 1806 hatte der Kaiser Eugen adoptirt und ihn zu seinem dereinstigen Nachfolger in Italien ernannt, und der Verwaltung dieses Königreiches widmete sich der junge Fürst mit großem Eifer und bewunderungswürdigem Geschick, so daß ihm Italien mannichfaltige Reformen verdankt. In seiner Residenz Mailand umgab er sich mit den ausgezeichnetsten Männern der Nation, die ihn deren Geist verstehen lehrten, und Eugen achtete und pflegte auf jede Weise das Nationalgefühl seiner Unterthanen. Seine Machtvollkommenheit war nur leider sehr beschränkt, unbedingt mußte er sich den Anordnungen Napoleons beugen und konnte nur versuchen, da zu mildern, wo sie ihm zu hart vorkamen, und sie so viel wie möglich zu beeinflussen, wenn es dem Wohle seines Reiches galt. Unter seiner Regierung hob sich Italien nach Innen und Außen, er cultivirte eifrig Industrie und Wissenschaft, und der „Code Napoléon" besserte die Rechtsverhältnisse des Landes, indem durch ihn wesentlich dem alten Banditen-Unwesen gesteuert wurde; außerdem förderte auch der Bau der Straßen über den Simplon und Cenis, diese zwei Riesenkinder des Titanengeistes Napoleons, auf das Mächtigste den italiänischen Handel. — Aber wo Licht ist, findet man eben auch den Schatten, und diesen warf des Kaisers Despotie in reichlichem Maße auf das emporblühende Land. Eugens Wille war nur zu oft ohnmächtig, Napoleon decretirte, ohne Widerrede zu erlauben, und häufig genug verfügte er das Falsche und das Verderbliche.

Das segensreiche Wirken Eugens wurde im Frühjahre 1809 unterbrochen, als ihn Napoleon zum Oberbefehlshaber der italiänischen Armee im Kriege gegen Oesterreich ernannte. Zu solch hervorragender Stellung war aber Eugens militärische Erfahrung noch nicht genügend, und so wurde er am 16. April 1809 bei Sacile von den Oesterreichern völlig geschlagen, doch wetzte er durch taktische und militärische Erfolge diese Scharte bald wieder aus. Bei Raab (14. Juni) errang er glänzende Siegeslorbeeren,

Digitized by Google

und an der Schlacht bei Wagram nahm er hervorragenden Antheil, war aber bescheiden genug, das Erscheinen einer lobpreisenden Schrift über seine Theilnahme an diesem Feldzuge durch Ankauf der ganzen Auflage zu verhindern. — Eugens Verhältniß zu Napoleon war durch dessen hartes, rücksichtsloses Benehmen gegen ihn, bei der Scheidung von Josephine, getrübt worden, und erst als der Kaiser sich zu dem verhängnißvollen Heerzuge nach Rußland rüstete, trat Eugen wieder rückhaltslos an seine Seite. Es wurde ihm der Oberbefehl über eines der Heere anvertraut, und Eugen zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch persönliche Tapferkeit und durch Genie so glänzend aus, daß Napoleon später bei Lützen seinen versammelten Marschällen erklärte: „Wir Alle haben während des russischen Feldzuges Fehler gemacht, nur Eugen nicht." — Nach dem grausenvollen Rückzuge widmete sich dieser mit großer Energie der Reorganisation seiner Armee. In diese Zeit aber fallen mancherlei Fehler der Kriegsführung Eugen's, die wohl durch den Kleinmuth, der die natürliche Folge des Unglückes in Rußland war, mit erzeugt wurden; doch an dem Siege bei Lützen hatte er wieder wesentlichen Antheil, und dann eilte er zurück nach Italien, um dort Oesterreich entgegenzutreten. Hier empfingen ihn die schwierigsten Verhältnisse, sein Land war durch die fortwährenden Kriegsleistungen fast erschöpft, und die jungen Truppen seiner Armee desertirten massenhaft, als sie hörten, daß sie gegen den „Kaiser Franz" kämpfen sollten. So war es natürlich, daß er jetzt gegen die Oesterreicher unglücklich focht und nach und nach bis hinter den Mincio zurückweichen mußte. Damals war das Geschick des großen Corsen in Deutschland längst entschieden; Maximilian von Bayern hatte sich zu den Feinden Napoleons gesellt, und dessen Stern war bei Leipzig erblichen. Der Schwiegervater Eugen's aber hatte sich in einem geheimen Artikel des mit Oesterreich abgeschlossenen Vertrages ausbedungen, daß dieser König eines Theiles der italiänischen Halbinsel würde, vorausgesetzt, daß er sich der Coalition gegen Napoleon anschlösse. Eugen aber beharrte fest darauf, um „keinen Preis der Welt" an seinem Wohlthäter zum Verräther werden zu wollen, und nach Napoleons Abdankung übergab er Italien an Oesterreich, legte schweren Herzens sein Scepter als Vicekönig nieder und zog sich mit seiner Familie nach Bayern zurück. Hier kaufte er die beiden Landgerichtsbezirke Eichstädt und Kipfenberg, die Maximilian zum Fürstenthum Eichstädt erhob, indem er Eugen gleichzeitig zum Herzoge von Leuchtenberg ernannte; und hier verlebte dieser seine letzten Lebensjahre im glücklichen Familienkreise, und „gleich einer Alles belebenden Sonne verbreitete seine Nähe nur Glück und Zufriedenheit". Am 21. Februar 1824 schloß er seine noch jugendlich frischen Augen für immer; die Nachricht von seinem Tode erregte in einem großen Theile der civilisirten Welt Trauer und Betrübniß; denn nur wenige seiner fürstlichen Zeitgenossen waren geliebt worden, wie Eugen Beauharnais.

Die nächste Skizze möchten wir als eine „Rettung" bezeichnen, denn in der That zeigt sie uns das Bild von „Hieronymus Bonaparte", dem Könige von Westphalen, in bisher fast noch ungekannten hellen Farben. Hieronymus war der jüngste Bruder Napoleons und erblickte am 14. November 1784 das Licht der Welt. Bis der älteste Sohn, Napoleon, für seine Mutter Lätitia sorgen konnte, hatte diese auf französischem Boden factisch mit Noth zu kämpfen, und inmitten der härtesten Entbehrungen erreichte Hieronymus das Jünglingsalter. Trotzdem war der junge Bonaparte ein überaus flotter Bursche, der eine fabelhafte Geschicklichkeit Schulden zu machen besaß. Darum zwang ihn auch Napoleon, sich dem Seedienste zu widmen, 1801 wurde er zum Aspiranten I. Classe und 1802 zum Schiffslieutenant befördert, gerieth bald darauf in

Digitized by Google

dringende Gefahr, von den Engländern gefangen zu werden, und rettete sich nur mit Mühe auf einem americanischen Handelsschiffe nach dem virginischen Hafen Norfolk. Nun hielt er sich, auf eine Gelegenheit zur Rückfahrt wartend, längere Zeit in Baltimore auf, verliebte sich hier in die schöne Elisabeth Paterson, die Tochter eines reichen Kaufmannes, und zeigte, nachdem er mit der Geliebten einig geworden, ohne Weiteres dem französischen Geschäftsträger an, daß er sich am 7. November mit Fräulein Elisabeth Paterson vermählen werde. Für diesen Termin vereitelte zwar der Generalconsul den Plan, indem er Elisabeth's Vater mittheilte, daß nach französischen Gesetzen die Einwilligung der Mutter Jérômes, die dieser niemals erhalten werde, zu einer legalen Ehe nothwendig sei. Aber aufgeschoben war auch hier nicht aufgehoben, und am 24. Dec. 1803 wurde Elisabeth Paterson Mad. Jérôme Bonaparte. Als Napoleon diesen Streich des Bruders erfuhr, erklärte er die Ehe für null und nichtig und gab diesem den strengsten Befehl, sofort nach Frankreich abzureisen. Als aber Jérôme, in Lissabon gelandet, für sich und seine Frau einen Paß nach Frankreich verlangte, wurde ihm bedeutet, daß ihm der Eintritt frei stünde, Demoiselle Paterson aber nicht das Recht habe, den französischen Boden zu betreten. So trennte sich Jérôme nach schwerem Kampfe von der Geliebten, um sie nie wieder zu sehen, wurde aber wegen seiner Unterwerfung unter des Kaisers Willen von diesem freundlich empfangen, zum Fregattencapitän befördert und mit einem Geschwader nach Algier geschickt. Auf verschiedenen Streifzügen operirte er mit Geschick und Glück gegen die Engländer, so daß, als er 1806 heimkehrte, er mit großer Auszeichnung empfangen und zum Contre-Admiral ernannt wurde. An dem bald nachher erklärten Kriege gegen Preußen nahm Jérôme, ohne etwas Bedeutendes zu leisten, Theil, trotzdem aber wurde er in dem zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander von Rußland zu Tilsit geschlossenen Frieden, dessen Preis das gänzlich zu Boden geworfene Preußen bezahlen mußte, als König für das neugebildete Reich „Westphalen" bestimmt. Nun wählte Napoleon auch in Friederike Katharina von Würtemberg eine Gemahlin für seinen Bruder, und sein allmächtiger Wille bestimmte gänzlich die Verfassung des jungen Königreiches, als dessen Minister er Johannes von Müller, den vielfach überschätzten Verfasser der Schweizer Geschichte, wählte.

Jérôme zog am 7. Dec. 1807 sehr freudig empfangen in Kassel ein, und sicher war es seine Absicht, hier das Gute zu stiften und die Liebe seiner Unterthanen zu verdienen; aber er war eigentlich nichts weiter als ein französischer Präfect in seinem Königreiche, der unwiderruflich thun mußte, was Napoleon's eiserner Wille befahl. Vor allen Dingen sollte er als guter Franzose handeln, so war das Gebot, d. h. er sollte alle Franzosen möglichst protegiren, und darum wurden die ersten und besten Staatsstellen mit Franzosen besetzt. Bei seinem Regierungsantritte fand Jérôme eine Staatsschuld von 112,500,000 Fr. vor, und immer größer wurden die Anforderungen, die Napoleon an das Land stellte, und auch der Hof Jérôme's bedurfte immer höherer Summen, so daß 1813 schon die Staatsschuld auf 200,000,000 Francs gestiegen und alle Staatsdomainen verkauft waren. Jetzt blieb nichts Anderes mehr übrig als der Staatsbankerott, d. h. die Herabsetzung sämmtlicher Schulden auf ein Drittel ihres eigentlichen Betrages, eine Maßnahme, die natürlich hunderte von Familien völlig ruinirte. — Man kann allerdings auch hier manche Lichtseite der neuen Herrschaft registriren, die besonders in den veränderten Rechtszuständen zu Tage traten, aber alle Vortheile wurden zum großen Theil durch die schimpflichste Polizeiwirthschaft, die Napoleon anordnete, wieder vernichtet. Jérôme konnte auch hier-

Digitized by Google

gegen, trotz seines besten Willens, nichts thun; Napoleon betrachtete ein- für allemal Westphalen nur als Satrapie des französischen Kaiserreiches, und alle Vorstellungen seines Bruders wegen Abstellung des Geheimpolizei- und Spionenunwesens blieben ohne Erfolg, ja, dieser mußte sich überzeugen, daß er selbst unter polizeilicher Aufsicht stand. Der Chef der Polizei, Legras de Bercagny, und seine beiden thätigsten Monchards, Schalch und Würtz (ein Deutscher), dann der Polizeigeneralsecretär Savagner und der Agent Kroschky hausten auf die schändlichste und schmutzigste Weise in Westphalen. Den ganzen Fluch dieser Herrschaft zu schildern, geht über unsere Absicht, es übersteigt jeden Begriff, wie tief die menschliche Natur sich verirren, wie teuflisch der Mensch den Menschen knechten kann. Aber es ist ein häufig begangener Fehler, daß man Jérôme für all diese Freveltaten verantwortlich macht, es geschah das Alles nur auf des Kaisers Befehl, und er im Gegentheil stand nicht über, sondern unter seiner Polizei und hatte auch seinen Theil von ihr zu leiden.

Auf diese Weise wurde die sittliche Kraft des Landes vergiftet, während seine Söhne zu Tausenden dem Moloch „Ehrgeiz" Napoleon's zum Opfer gebracht, und die Bürger durch die fortwährenden Einquartierungslasten fast erdrückt wurden. Von 1808—1813 haben 38,000 Westphalen, den Befehlen Napoleon's gehorchend, in fremder Erde ihr Grab gefunden. Tief seufzten die Bürger unter dem entsetzlichen Joche, aber sie hatten nach dem vereitelten Versuche Dörnberg's nicht mehr den Muth, daran zu rütteln. Wilhelm v. Dörnberg, Oberst der Jägercarabiniers, hatte in glühendem Patriotismus schon 1808 den Entschluß gefaßt, eine allgemeine Erhebung des hessischen Volkes anzubahnen, um die Fremden zu vertreiben und den König gefangen zu nehmen. Jérôme benahm sich, als er die Kunde von diesem Aufstande erhielt, der zwar ein klägliches Ende nahm, aber zunächst doch erschrecken konnte, als ganzer Mann, und so lassen sich noch viele Züge berichten, die der verbreiteten Annahme, er sei ein Feigling gewesen, stricte widersprechen, und ebenso ist es sicher unwahr, daß Jérôme nichts weiter als ein wüster, sittenloser Schlemmer gewesen sei, an dessen Seite seine vernachlässigte Gemahlin ein beklagenswerthes Loos gefunden habe. Katharina von Würtemberg fühlte sich im Gegentheil bald zu dem ihr nur durch Napoleon's Willen zugeführten Gatten hingezogen, und dieser hatte stets das liebevollste Entgegenkommen für sie. Es soll nicht geleugnet werden, daß ihm der betäubende Genuß unentbehrlich war, daß an seinem Hofe den sinnlichen Vergnügungen weit über das Maß des Erlaubten gehuldigt wurde, und da er selbst den Freuden der Liebe sehr ergeben war, sein Hofhalt ungeheure Summen verschlang, die besonders für seine „kleinen Cirkel", die er gewöhnlich mit dem berüchtigten Worte: „Gut Nackt, morgen wieder luschtik!" schloß, gebraucht wurden; aber so viel auch daran wahr ist, viel ist auch noch übertrieben worden, so z. B. die Erzählung von des Königs täglichen Bouillon- oder Rothweinbädern, die sicher ein Märchen ist.

Wenn nun bei den meisten dieser Feste Katharina nicht erschien, so war das kein Beweis von Vernachlässigung der Königin, sondern vielmehr von der Rücksicht, die Jérôme auf sie nahm. Die deutsche Prinzessin liebte die Stille und Zurückgezogenheit, war aber vernünftig genug, ihren heißblütigen Gemahl sich nach voller Lust vergnügen zu lassen, war sie ja doch sicher, daß dessen bestes Empfinden ihr allein gehörte. In diesem Sinne schrieb sie an ihren Vater: „Il est impossible d'être meilleur époux, plus tendre amant, plus aimable ami que ne l'est le Roi pour moi, et jamais femme ne fut plus heureuse comme épouse." Jérôme erwiederte sicherlich diese „herzliche Zuneigung", denn er verfügte nie

Digitized by Google

etwas Erhebliches, ohne mit „seiner Katharina" berathen zu haben, seine besten Entschlüsse waren auch gewiß von ihr beeinflußt, und während seines Zuges nach Rußland ernannte er sie zu Westphalens Regentin.

Jérôme hatte seinem Bruder, so viel er vermochte, von dem russischen Feldzuge abgerathen. Er fürchtete das Freiwerden des deutschen Geistes und ahnte, was dieser zu vollbringen im Stande sei, und so schrieb er warnend an Napoleon: „Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten!" — Aber der große Kaiser antwortete auf die Einwendungen des kleinen Bruders: „Vous me faites pitié, c'est comme si l'écolier d'Homère voulait lui apprendre à faire des vers" — und das verderbliche Unternehmen blieb beschlossen. Jérôme erhielt den Oberbefehl über den rechten Flügel der großen Armee, doch war er weder Feldherr noch Held genug, um solch hervorragenden Platz ausfüllen zu können, er ließ sich Fehler zu Schulden kommen, und nach einigen Mißerfolgen entzweite er sich mit dem Kaiser, verließ die Armee und war am 16. August 1812 schon wieder in Kassel zurück. Das Jahr darauf, als die Leipziger Völkerschlacht wider Napoleon entschieden hatte, war das Königreich Westphalen schon von Czernicheff und seinen Kosaken besetzt worden, und Jérôme hatte sich nach Paris geflüchtet. Nach dem Sturze des Kaiserreiches bat er seinen Schwiegervater, den König von Würtemberg, um ein Asyl in seinem Lande, aber „um sich nicht vor seinen Verbündeten zu compromittiren" schlug der edle König das Verlangen ab und bot nur seiner Tochter, falls sie darein willigte, sich von dem Gatten zu trennen, gastliche Aufnahme an. Katharina antwortete: „— il a fait mon bonheur pendant sept ans par des procédés aimables et doux, mais eût-il été pour moi le plus mauvais des maris, m'eût-il rendu malheureuse, je ne l'abondonnerais dans le malheur" — und folgte nun mit ihrem Gemahl einer Einladung des Kaisers von Rußland, der dem Exkönig auch ein Jahrgeld von 500,000 Francs von den Bourbons verschafft hatte. Während der 100 Tage war Jérôme mit vieler Mühe wieder zu seinem Bruder nach Paris geeilt und hatte bei Ligny und Waterloo an seiner Seite gefochten. Nachdem er dann längere Zeit fast als Gefangener in Würtemberg gelebt hatte, durfte er dieses ihm sehr unbehagliche Land endlich am 7. August 1816 als „Fürst v. Montfort" verlassen und hielt sich nun in verschiedenen Städten Italiens auf. Am 30. Novbr. 1835 starb die edle Katharina auf der Villa „Mon-Repos" bei Lausanne, ihre letzten Worte waren: „Was ich in der Welt am meisten geliebt habe, warst Du, Jérôme!" — Dieser endete seine Tage erst am 24. Juni 1860 im Schlosse Villegénis bei Paris, und sicher ist wahr, was einst Lätitia zu Johann v. Müller über ihn geäußert: „Von all meinen Kindern hat er das beste Herz." Er bestätigte das, trotz seiner vielen Schwächen, in seiner Familie, gegen seine Freunde und auch als König, wenigstens hat er seinen Unterthanen niemals das Böse frivol oder mit Absicht zugefügt, was von den angestammten Hessenfürsten nur allzu oft mit Herzenslust geschehen ist. —

Wir erwähnen nun noch die letzte Skizze, „Die Elsässer und Deutsch-Lothringer unter den Feldherren Napoleon's I.", die uns eine ganze Reihe den Glanz der kaiserlichen Armee repräsentirender Namen nennt, die aus unseren nun wiedergeholten deutschen Provinzen entstammten. Unwillkürlich kommt uns da eine Parallele zwischen jenen, die einst der französischen Nation so viel Gloire verschafft, und unseren heutigen deutschen Heerführern, die ein Kaiserreich zertrümmert haben, in den Sinn. Damals wie jetzt zeigte sich Genie und Tapferkeit in reichstem Maße, damals wie jetzt zogen die erprobten Generale von Sieg zu Sieg und hielten ihre starke Faust auf die

Digitized by Google

eroberten Lande. Während aber damals auch der friedfertige Bürger unter dieser Faust fast erdrückt wurde, während damals die Schrecken und die Gräuel, auch nachdem die Kanonen schon schwiegen, noch nicht zu Ende waren, und das „Vae victis!“ in furchtbaren Accorden fort und fort wiederhallte, haben sich unsere heutigen Helden mit keiner Schandthat befleckt, haben den kriegerischen Ruhm nicht, wie jene, durch schmutzigste Habsucht in den Schatten gestellt, und das entsetzliche Wehe, das in dem Begriffe „Krieg“ unvermeidlich liegt, ist durch ihr Verschulden nicht vergrößert worden. — Wir glauben aber keineswegs, daß man das Motiv zu diesen Unterschieden allein in der damaligen niederen Civilisation zu suchen hat; so bedeutend war dieselbe nicht zurück, um zu erklären, daß aus Helden Halsabschneider wurden. Nein, es war, daß jene Männer hinausgezogen sind in den blutigen Streit nur auf des Kaisers Befehl, ihr Muth im Kampfe wurde durch keine heilige Flamme genährt, sie waren nicht die Schutzgeister einer hohen Idee, sondern die Satelliten eines titanenhaften Gewaltmenschen, dem sie blindlings dienten. Darum aber meinten sie, jener würde immer größer, wenn seine Feinde immer kleiner würden, die Schlacht werde immer herrlicher, wenn sie blutiger, die Niederlage immer tiefer, wenn sie auch schmerzlicher würde. Und darum mordeten und raubten und sengten sie — Alles zur größeren Ehre des erhabenen Kaisers, darum verließen sie ihn aber auch fast Alle, als das hohe Götzenbild, von dem sie glaubten, daß es göttliche Allmacht habe, im Staube lag.

Dr. Ernst Werner Siemens

und seine Mitwirkung zur Ausbreitung und Ausbildung der elektrischen Telegraphen.

Von

Dr. Eduard Zetzsche.

II. (Schluß.)

IV. Es wären nun schließlich noch die vielfachen Verdienste zu schildern, welche sich Dr. Werner Siemens um die Verfeinerung und Vervollkommnung der eigentlichen Telegraphenapparate erworben hat.

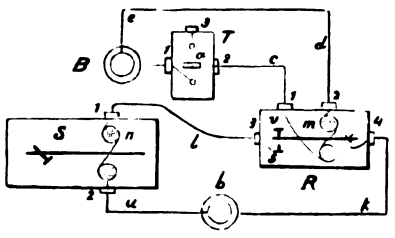
Wenn der auf der Empfangsstation ankommende elektrische Strom wegen der Länge der Leitung, oder wegen deren mangelhafter Isolirung, oder aus irgend einem anderen Grunde nicht so kräftig ist, daß er die von ihm daselbst hervorzubringenden Wirkungen regelmäßig und sicher hervorbringen kann, so wendet man auf der Empfangsstation einen Zwischenapparat, das Relais, an. Ohne gute Relais hätte sich die ältere bei uns übliche Form des Morse'schen Schreibapparates (der Stiftschreiber, S. 732) wohl kaum einer so umfassenden Ausbreitung und allgemeinen Einführung zu erfreuen gehabt. Der Haupttheil des Relais ist ein leichter metallener Hebel, welcher den Anker eines Elektromagneten trägt, der Anziehung des letzteren sehr willig folgt und dabei in der Empfangs-

Digitized by Google

station eine Local- oder Ortsbatterie schließt, deren Strom nun erst den eigentlichen Empfangsapparat, z. B. einen Morse'schen Schreibapparat, durchläuft.

Wird z. B. in Fig. 13 der um die Axe a drehbare Tasterhebel T auf den mit der Klemmschraube 1 verbundenen Ambos niedergedrückt, und dadurch die Linienbatterie B (der sprechenden Station) geschlossen, und läuft deren Strom von 1 über a und 2 in T, über c nach der Klemmschraube 1 des Relais R (der Empfangsstation), durch die Elektromagnetrollen m desselben und von der Klemme 2 über d und e zur Batterie B zurück, so zieht der Elektromagnet seinen Anker an und bewegt den Hebel, an dem derselbe sitzt, von der Stellschraube v an die Stellschraube s und schließt so den Kreis der Localbatterie b, deren Strom von u nach Klemme 2 und durch die Elektromagnetrollen n des Schreibapparates S, von Klemme 1 über l zur Klemme 3 und zur Stellschraube s im Relais R, durch dessen Ankerhebel zur Klemme 4 geht und über k nach b zurückkehrt.

Fig. 13.



Siemens und Halske bauten verschiedene Relais, von denen sich das in Fig. 14 im Grundriß abgebildete Dosenrelais durch große Empfindlichkeit und bequeme Regulirung auszeichnet. Zwischen den Polen m und m¹ seines Elektromagneten, dessen Umwickelungen in den Klemmen x und y enden, liegt der leichte eiserne Hebel d; derselbe dreht sich sehr leicht um seine in der Platine h befestigte Drehaxe und wird für gewöhnlich durch die Spiralfeder f, deren Spannung mittels der Stellschraube b regulirt werden kann, mit seinem zungenförmig verlängerten Ende gegen das isolirende Achathütchen c gelegt; die in Fig. 13 mit 3 und 4 bezeichneten Schrauben, zwischen denen die Localbatterie und der Schreibapparat S eingeschaltet werden, führen in Fig. 14 die Bezeichnung v und w, und es steht v mit der Stellschraube e, w dagegen mit der Feder f oder der Achse des Hebels d in leitender Verbindung; die Schraube e und das Achathütchen c liegen in einem gemeinschaftlichen, durch die Schraube a verstellbaren Schlitten. So lange nun d an c liegt, ist d gegen e isolirt, und die Localbatterie nicht geschlossen; sobald dagegen ein Strom die in x und y mit dem Relais verbundene Telegraphenleitung durchläuft und die Kerne des Relaiselektromagneten magnetisch macht, ziehen deren Pole m und m¹ zugleich den Hebel d, welcher ihnen als Anker dient, an sich heran, dieser legt sich mit der Zunge an die Schraube e und schließt dabei die Localbatterie, deren Strom nun das auf dem Relais erschienene Zeichen auch auf dem Schreibapparate erscheinen läßt.

Derartige Relais bedürfen bei der oft wechselnden Stärke des Linienstromes einer häufigen Regulirung, namentlich der Spann- und Abreißfeder f. Will man sich dessen entheben, so wendet man ein polarisirtes Relais an. Siemens-Halske gaben demselben äußerlich die nämliche Anordnung und Form wie ihren Dosenrelais, befestigten aber den eisernen Hebel cc¹ (welcher mit der Zunge c¹ zwischen e und c in Fig. 14 spielt) mittels der Achse B (Fig. 15) auf dem Südpol S eines gebogenen Stahlmagneten NS, auf dessen Nordpol N die in den Elektromagnetspulen m und m¹ steckenden Eisenkerne aufsitzen; in Folge dessen werden die auf diese Kerne aufgeschraubten eisernen Schuhe n und n¹ ebenfalls nordmagnetisch, die zwischen ihnen liegende Zunge dagegen südmagnetisch.

Ein solches Relais läßt sich zwar auch zum Telegraphiren mit gewöhnlichen Batterie-

Digitized by Google

strömen (von unveränderlicher Richtung), vortheilhafter jedoch für Wechselströme überhaupt und namentlich für Inductionsströme verwenden, und wird daher häufig noch Inductions-Relais genannt. Beim Telegraphiren mit Inductionsströmen wechseln, wie schon (S. 397 bis 400) besprochen wurde, die durch den Taster in die Leitung gesendeten positiven und negativen Ströme in regelmäßiger Folge mit einander ab; die Zunge cc^1 wird dabei anfänglich etwas näher an den auf der Seite des Achathütchens gelegenen Pol n^1 gestellt, damit es von diesem an dem Hütchen festgehalten wird und die Localbatterie offen bleibt; wird nun durch das Niederdrücken des Tasters der sprechenden Station ein Inductionsstrom durch die Leitung gesendet, und ist das Relais so eingeschaltet, daß dieser Strom in den Elektromagnetkernen bei n einen Nordpol, bei n^1 einen

Fig. 14.

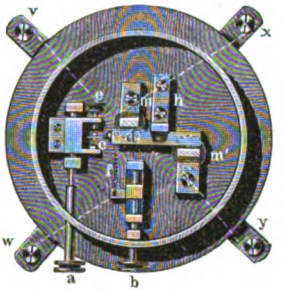
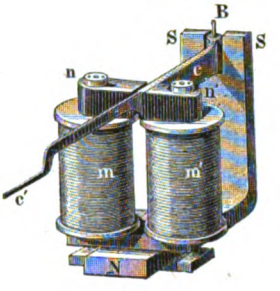


Fig. 15.



Südpol entwickelt (oder einen solchen, falls er schon vorhanden wäre, verstärkt), so wird n^1 den südpolaren Hebel cc^1 abstoßen, der Nordpol n aber gleichzeitig ihn anziehen, cc^1 dreht sich daher, legt sich an die Schraube e an und schließt die Localbatterie (eines gewöhnlichen Morse-Schreibapparates) so lange, bis beim Wiederaufheben des Tasterhebels der entgegengesetzt gerichtete Inductionsstrom die Leitung durchläuft, n zum Südpol, n^1 aber zum Nordpol macht und dadurch den Hebel cc^1 in seine Ruhelage am Achathütchen zurückführt. Je nachdem der Tasterhebel nur kurze oder längere Zeit niedergedrückt wird, hält der Relaishebel die Localbatterie eine kürzere oder längere Zeit hindurch geschlossen und läßt dabei den Schreibapparat einen Punkt oder Strich der Morseschrift schreiben. Die Verwendung gleichstarker Ströme von gleicher, aber sehr kurzer Dauer und wechselnder Richtung zum Telegraphiren hat die größte Bedeutung für den Betrieb der unterseeischen Linien, sowie für die automatische Telegraphie (vgl. S. 736) gewonnen. Diese Wechselströme führte Siemens in die Telegraphie ein; er benutzte dabei ein polarisirtes Magnetsystem (Relais, Farbschreiber oder Magnetzeiger). Auch auf Unterseekabeln arbeitete Siemens zuerst mit Wechselströmen und zwar 1858 auf der Linie Cagliari-Malta-Corfu, dann im Rothen Meere; auf der ersteren Linie wurde mit elektro-elektrischen Strömen (S. 398) telegraphirt und zuerst bei diesen die Translation eingeführt. Wie wichtig dabei die jedesmalige Entladung der Leitung sei, wurde auf S. 398 bereits erwähnt. Ebenso schaltete Siemens zuerst anstatt der Erde eine große Leydener Flasche am Kabelende ein und verdreifachte dadurch die Sprechgeschwindigkeit langer Kabel; er benutzte dazu in Aden (1859) ein isolirtes Stück des für die Fortsetzung der Linie nach Indien bestimmten Kabels. Thomson konnte trotzdem einige Jahre später

Digitized by Google

auf die Einschaltung eines solchen „Condensators“ ein Patent nehmen, weil Siemens dieses versäumt hatte.

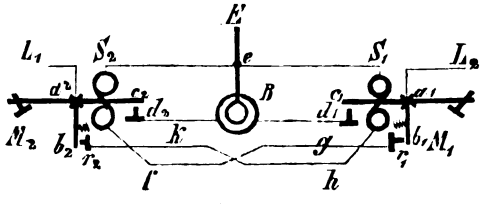
Das ankerlose Relais mit oscillirendem Eisenkerne von Siemens und Halske ähnelt dem später zu erwähnenden Stiftschreiber mit oscillirendem Magnete; bei ihm steht der Kern in der einen Elektromagnetspule fest, der in der anderen dreht sich leicht zwischen Schraubenspitzen, ist rückwärts über die Drehachse hinaus verlängert und spielt, unter der abwechselnden Wirkung der magnetischen Anziehung und einer Abreißfeder, mit dieser Verlängerung zwischen zwei Stellschrauben.

Dem Relais nahe verwandt sind die Translatoren (Uebertrager), welche jedoch nicht eine Localbatterie durch den Schreibapparat hindurch schließen, sondern jedes bei der Translationsstation auf der einen der zwei zur Translation verbundenen Leitungen einlaufende telegraphische Zeichen sofort in die andere dieser Leitungen weitergeben, und zwar selbstthätig, ohne Mithülfe eines Beamten. Der Translator vertritt somit gewissermaßen die Stelle eines Tasters und muß daher auch dem Taster ähnlich eingerichtet sein und eingeschaltet werden.

Die Erfindung der Translation wurde, wie es scheint, von Mehreren selbständig und nahezu gleichzeitig gemacht; Siemens und Halske lösten aber durch den 1847 ihrem selbstthätigen Zeigertelegraphen beigegebenen „Zwischenträger“ die Aufgabe zuerst vollständig und sicher; die (1849) von ihnen in Minden und Breslau eingerichtete Translation für Morseapparate erforderte nur ein einziges gewöhnliches Relais, es mußte aber in der Translations-Station stets erst eine Umschaltung (durch Umlegen einer Doppelkurbel) vorgenommen werden, wenn die bisher empfangende Station nach der bisher sprechenden antworten wollte.*) Deshalb wandte man später lieber zwei besonders eingerichtete Doppelcontact- oder Translations-Relais, und noch besser und zuverlässiger in der von Steinheil 1851 vorgeschlagenen Weise die Morse-Schreibapparate selbst an, deren kräftig bewegter Hebel die neue Linienbatterie sicherer schließt, als der leichte Relaishebel.

Die Verbindung zweier (Schreibapparat- oder Relais-) Translatoren beim Telegraphiren mit Arbeitsstrom skizzirt Fig. 16: dabei geht ein aus der Leitung L_1 in die

Fig. 16.



Translationsstation eintretender Strom zunächst zur Axe a_2 des Hebels $a_2b_2c_2$ des Apparates M_2, dann von der Stellschraube r_2 desselben über k und h durch die Elektromagnetspulen S_1 des Apparates M_1, und endlich über e zur Erde E und zur telegraphirenden Station zurück; der Ankerhebel $a_1b_1c_1$ in M_1 wird deshalb angezogen, legt sich auf die Stellschraube d_1 und schließt dadurch die Telegraphirbatterie B, deren Strom von der Stellschraube d_1 zur Axe a_1 des Ankerhebels und in die Leitung L_2 weitergeht, endlich aber

*) Mittels einer ähnlichen, aber selbstthätigen Umschaltung löste G. Jaite in Berlin zuerst die Aufgabe der Translation für den Typendrucktelegraphen von Hughes in genügender Weise.

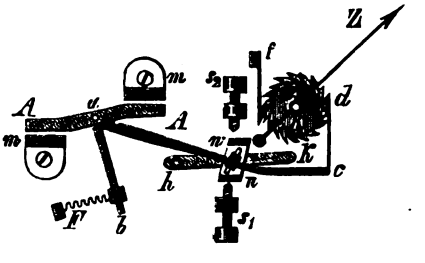
Digitized by Google

aus der Erde E zum anderen Pole der Batterie B zurückkehrt. In ähnlicher Weise wird jedes aus L_2 in der Translationsstation einlangende Zeichen in die Leitung L_1 weitergegeben.

Bei Anwendung der Translation wird gewöhnlich die Zeitdauer, während welcher die vom Translatorhebel geschlossene neue Linienbatterie wirklich geschlossen wird, um jene Zeit verkürzt, welche der Translatorhebel zu seiner eigenen Bewegung braucht. Um den daraus sich ergebenden Strom- und Zeit-Verlust zu beseitigen, versahen Siemens und Halske den Translatorhebel mit einem federnden Contact; da hierbei die Contactfeder den mit dem einen Batteriepole verbundenen Arbeitscontact um die halbe Hubzeit des Hebels früher erreicht und um eben so viel später wieder verläßt, als es der bloße Translatorhebel thun würde, so hat der vom Translator in die zweite Linie fortgegebene Strom vollständig die nämliche Dauer, wie der aus der ersten Linie in der Translationsstation einlangende Strom. Mit einer solchen Contactfeder ist unter anderem der in der später folgenden Fig. 19 auf S. 733 abgebildete Schreibapparat ausgerüstet.

Unter den Zeigertelegraphen, welche zuerst (seit 1836) von den Engländern Wheatstone und Cooke gebaut wurden, bezeichnete der von Siemens angegebene und 1847 auf seine Bestellung von Böttcher und Halske ausgeführte Zeigertelegraph mit Selbstunterbrechung insofern einen bemerkenswerthen Fortschritt, als in ihm der den Umlauf des Zeigers veranlassende Strom ohne Mithülfe des Telegraphisten und ohne Mitwirkung eines Uhrwerkes durch den Apparat selbst hergestellt und wieder unterbrochen wurde. Bei ihm steht der um die Axe a Fig. 17 drehbare Anker AA den Polen mm des Elektromagneten gegenüber und wird für gewöhnlich durch die auf den Arm ab wirkende Spannfeder F von den Polen abgezogen, so daß der andere an AA sitzende Arm ac gegen die Wand u eines kleinen metallenen Schlittens uw, welcher auf dem um die Axe h drehbaren Hebel hk angebracht ist, gedrückt wird und den Schlitten selbst an die Stellschraube s_1 anlegt. Sobald dagegen der Strom den Elektromagneten durchläuft, ziehen die Pole mm den Anker A an, der Arm ac dreht sich mit dem Anker A, und dabei greift die Hakenfeder cd über einen Zahn des Sperrrädchens R weiter und dreht beim späteren Rückgange des Ankers in die Ruhelage das Rädchen R sammt dem auf dessen Axe e sitzenden, über einem Zifferblatte oder einer Buchstabenscheibe laufenden Zeiger Z um einen Schritt weiter auf das nächste Feld. Nun wird aber der Telegraphirstrom zuerst zur Schraube s_1 geführt, um dann über den Schlitten uw und den Arm kh und von dessen Axe erst durch den Elektromagneten und endlich zur Erde zu gelangen; sobald daher der durch Elfenbeinstifte gegen den Schlitten uw isolirte Arm ac bei seiner Drehung an die Wand w des Schlittens antrifft und nun den Schlitten selbst mit gegen die Stellschraube s_2 hin bewegt, wird der Strom zwischen s_1 und u unterbrochen, der Elektromagnet verliert seinen Magnetismus, läßt den Anker A also frei; nun zieht die Feder F den Anker in die Ruhelage zurück, und der Schlitten kommt wieder an s_1 zu liegen, so daß der Strom wieder geschlossen ist, und das Spiel von neuem beginnt. Damit das aber nicht ohne Ende so fortgeht, befindet sich auf der Buchstabenscheibe neben jedem Buchstaben eine

Fig. 17.



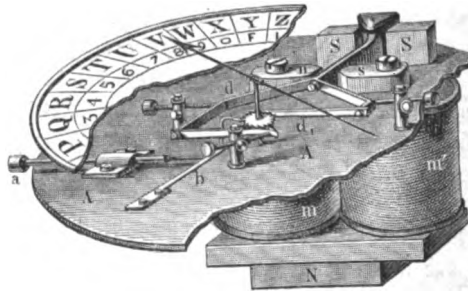
Digitized by Google

Taste, welche für gewöhnlich durch eine Feder emporgedrückt wird; der Telegraphist drückt nun die Taste des Buchstabens nieder, den er telegraphiren will, und dann stößt ein auf der Zeigerachse e befestigter Arm in dem Augenblicke, wo die Zeiger aller in die Linie eingeschalteten Apparate auf dem zu telegraphirenden Buchstaben stehen, gegen einen an der Unterseite der Taste vorstehenden Stift und hemmt so alle Zeiger in ihrem Umlaufe, bis jene Taste losgelassen wird. Eine (unbeabsichtigte oder beabsichtigte) Rückbewegung des Steigrades R wird durch die Sperrfeder f unmöglich gemacht, welche sich auf der anderen Seite in die Zähne von R einlegt.

Solche Zeigertelegraphen sind u. A. auf vielen Eisenbahnen in Gebrauch gewesen und stehen bei den Berliner Polizei- und Feuerwehrtelegraphen seit 1851 noch jetzt in Gebrauch. Siemens und Halske rüsteten diesen Zeigerapparat 1850 auch noch mit einer Vorrichtung zum Aufdrucken der Telegramme auf einen Papierstreifen aus und verwandelten ihn dadurch in einen Typendrucktelegraphen.

Noch größere Verbreitung, namentlich in Bayern, Schweden und Rußland, sowie bei den Feuerwehrtelegraphen in Königsberg, Danzig, Leipzig und Dresden, erlangte der magneto-elektrische Inductions-Zeigertelegraph (Magnetzeiger) von Siemens und Halske, welcher sich nicht blos durch Wegfall der Batterie vor den mit Batterieströmen betriebenen Telegraphen, sondern durch seine Einfachheit, seinen leichten und sicheren Gang auch vor den früher von Stöhrer gebauten Inductionszeigerapparaten auszeichnet. In sehr handlicher Form zeigt Fig. 18 den Magnetzeiger; hier ist der Hebel eines polarisirten Relais zu einer Gabel dd_1 verlängert, welche mit ihren Hakenfedern das Steigrad auf der

Fig. 18.



Zeigeraxe umdreht. Gewöhnlich liegt die Buchstabenscheibe der Magnetzeiger vertical, und der Kern des Elektromagneten ist an seinen beiden Enden zu Flügeln verlängert, welche unter der Wirkung des Stromes zwischen zwei Stahlmagneten schwingen und dabei mittels einer Gabel, in welche der eine Flügel rückwärts ausläuft, das Steigrad des Zeigers ähnlich wie in Fig. 18 umdrehen. Diese Magnetzeiger von Siemens und Halske unterscheiden sich von den älteren derartigen Apparaten von Wheatstone und von Stöhrer nicht blos dadurch wesentlich, daß die Wechselströme unmittelbar durch ein polarisirtes Magnetsystem das Steigrad in Umdrehung versetzen, sondern auch dadurch, daß ihre Inductorspiralen selber in die Telegraphenleitung eingeschaltet werden, was wegen des geringen Trägheitsmomentes des cylinderförmigen Inductors möglich ist.

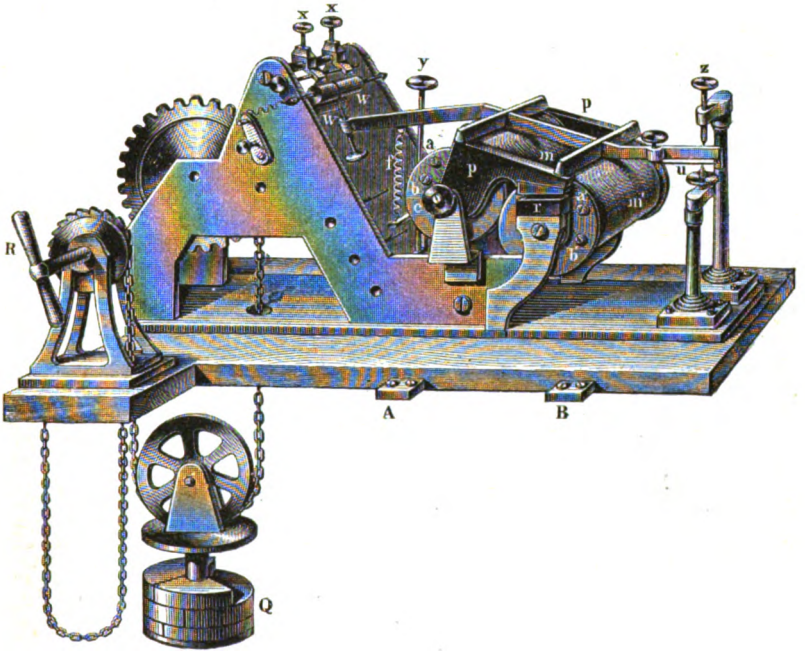
Die Stiftschreiber oder Reliefschreiber, die ältere bei uns übliche Form des Morse'schen Schreibapparates, gingen aus den Werkstätten von Siemens und Halske

Digitized by Google

in mehreren zweckmäßigen und eigenthümlichen Anordnungen hervor. Bei den Stiftschreibern werden die telegraphischen Zeichen als Punkte und Striche durch eine Stahlspitze in einen Papierstreifen eingedrückt, welcher durch ein Uhrwerk zwischen zwei dem Stahlstifte gegenüberliegenden Walzen hindurchgezogen wird; diejenige Walze, an welche der Stift den Streifen heran bewegt, ist mit einer ringsumlaufenden Rinne versehen. Werden die Walzen, wie gewöhnlich, mit beiden Enden in die beiden Wangen des Apparatgestelles eingelagert und der Stift ihrer Mitte gegenübergestellt, wie in Fig. 19, so ist das Einlegen des Streifens ziemlich unbequem. Siemens und Halske brachten daher später (nach Hipp's Vorgange) die Walzen an der Außenseite des Gestelles an, so daß der Streifen sehr bequem von der Seite her zwischen die Walzen gelegt werden konnte; natürlich kam dabei auch der den Schreibstift tragende Arm des Schreibhebels nicht in die Verlängerung des den Anker tragenden Armes, sondern auf die Außenseite des Gestelles zu liegen (vgl. Fig. 20 auf S. 735).

Eine sehr kräftige Ankeranziehung besitzt der auf russischen, dänischen und hannöverschen Linien vielfach benutzte, in Fig. 19 abgebildete Siemens'sche Stiftschreiber mit oscillirendem Magneten. Die horizontal liegenden Elektromagnetspulen m

Fig. 19.



und m^1 sind so gewickelt, daß der durchgehende Strom den beiden nach der nämlichen Seite hin gelegenen Kernenden entgegengesetzte Polarität ertheilt. An die beiden Enden des festliegenden Kernes in m^1 sind eiserne Schuhe r angesetzt; die beiden Enden des zwischen Schraubenspitzen c um seine Axe drehbaren Kernes in m sind zu zwei eigenthümlich geformten eisernen Ankern p verlängert, welche den Schuhen r nahe gegenüberstehen, durch

Digitized by Google

Querriegel verbunden sind und den Schreibhebel uw tragen. Bei dieser Anordnung kommen also alle vier Pole des Elektromagneten zugleich zur Wirkung, da die Schuber und die Anker p sich während der Dauer des Stromes paarweise anziehen; beim Aufhören des Stromes zieht die Spannfeder f den Anker wieder in die Ruhelage zurück. Da der Elektromagnet dieses Stiftschreibers und des schon auf S. 730 erwähnten ihm ähnlichen Relais weit schneller wirkt, als die gewöhnlichen Hufeisenmagnete, so vermochte Siemens mittels dieser beiden Apparate einen Schnellschreiber für die gewöhnliche (erhabene) Morseschrift herzustellen, während der gleich weiter zu besprechende Schnellschreiber von Bain die Morsezeichen auf chemischem Wege entstehen ließ.

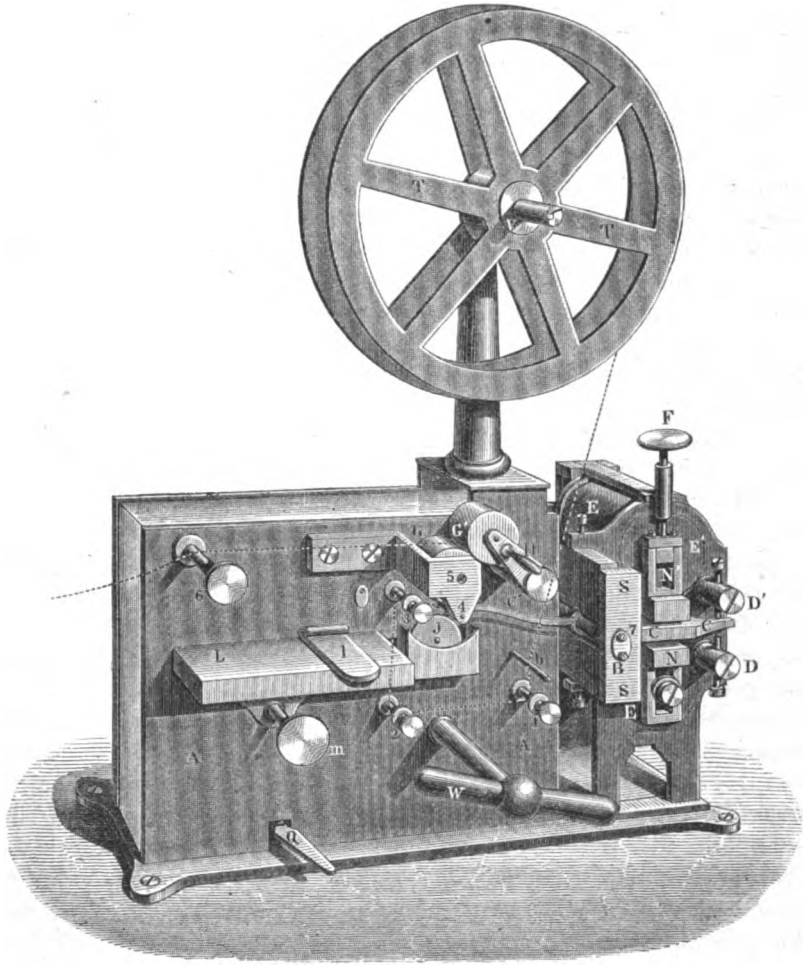
Das Eindrücken des Schreibstiftes in das Papier erfordert verhältnißmäßig viel Kraft, und deshalb arbeiten die Stiftschreiber nur ausnahmsweise ohne Relais. Man bemühte sich daher, farbige Zeichen auf dem Streifen zu erzeugen, um den Schreibhebel leichter und das Relais dann entbehrlich zu machen. Der Ingenieur Thomas John in Prag ließ zuerst 1854 die Zeichen durch ein Farbscheibchen auf den Streifen schreiben, welches durch eine mit Schwärze getränkte Filzrolle an seinem Rande beständig geschwärzt wurde; das Farbscheibchen war auf dem Schreibhebel befestigt und wurde durch einen Faden in Umdrehung versetzt, welcher um eine an dem Rädchen befestigte Rolle geschlungen war. Später legte der Franzose Digney das Farbscheibchen, dem er jedoch ebenfalls, und zwar durch Zahnräder, eine Drehbewegung um seine Axe ertheilte, am Apparatgestelle fest und versah dafür das Schreibhebelende mit einer Schneide, welche den Streifen an das Schwärzscheibchen andrückte. Siemens und Halske lieferten Farbschreiber (Schwarz- oder Blauschreiber) sowohl mit Schneide, als mit einem Farbscheibchen, brachten aber das mit seiner Unterseite in einen kleinen Farbentrog eintauchende Schreibrädchen am Ende einer etwas beweglichen und beständig langsam umlaufenden Axe an und ließen es vom Schreibhebelende gegen den Streifen heranbewegen; sie erlangten dadurch eine bessere Speisung des Scheibchens mit Farbe, ohne daß sie, wie John, eine schwere Filzrolle mitbewegen oder, wie Digney, ohne Noth Kraft auf Durchbiegung des Papierstreifens verwenden mußten.

Unter den von Siemens und Halske gebauten Farbschreibern ist besonders der zum Betriebe mit Inductions- oder galvanischen Wechselströmen bestimmte polarisirte Farbschreiber ungemein empfindlich und arbeitet deshalb sehr zuverlässig. Die neueste Form desselben ist in Fig. 20 abgebildet; SS ist der klauenförmig aufgebogene und geschlitzte Südpol eines Stahlmagneten, in dem bei B die Drehaxe des eisernen Schreibhebels CC^1 liegt; letzterer ragt mit seinem südmagnetischen Ende C zwischen die Pole NN^1 des Elektromagneten E hinein, während sein anderes Ende C^1 die Schwärzscheibe J gegen den von der Rolle T ablaufenden Papierstreifen (dessen Weg punktirt angedeutet ist) heranbewegt, sobald der Strom den Elektromagneten E in einer bestimmten Richtung durchläuft, und dieser daher den Schreibhebel CC^1 gegen die Stellschraube D anzieht und in dieser Lage erhält, bis der nächstfolgende entgegengesetzt gerichtete Strom die Pole des Elektromagneten E umkehrt und daher den Hebel in seine Ruhelage an die Stellschraube D^1 zurückführt. Aus dem mit einem Deckel l verschlossenen Farbekasten L tritt die Farbe in den Trog, in welchen J hineinragt. Bei dem für die Indo-Europäische Linie (vgl. S. 388) bestimmten polarisirten Farbschreiber besitzt der Elektromagnet eine einzige Spule; in dieser liegt ein cylindrischer Eisenkern, welcher mit seinen über die Spule herausragenden Enden in den beiden Gestellwänden drehbar eingelagert

Digitized by Google

ist und an diesen Enden zugleich horizontal liegende, eiserne Fortsätze trägt; ein hufeisenförmiger Stahlmagnet ist, mittels Stellschrauben regulirbar, von oben über den Schreiber gesteckt, so daß seine beiden Pole den beiden Fortsätzen gegenüberliegen und dieselben anziehen oder abstoßen, wenn ein Strom von der einen oder der anderen Richtung durch die Leitung und die Spule gesendet wird und deren Kern magnetisirt, während die Anziehung der Pole auf die Fortsätze, so lange diese unmagnetisch sind, durch eine Spiralfeder aus-

Fig. 20.



geglichen wird. Der an der Vorderseite des Apparates liegende Fortsatz ist einerseits durch den die Farbscheibe tragenden Hebel, andererseits zu einem zwischen zwei Stellschrauben spielenden Arme verlängert. Der an der Rückseite des Apparates liegende Kernfortsatz ist mit einem neusilbernen Arme ausgerüstet, um mittels desselben die selbstthätige Ausrückung des Laufwerkes zu bewirken.

Digitized by Google

Meistentheils läßt man nämlich den Streifen des Schreibapparates nur so lange laufen, wie ein Telegramm niedergeschrieben werden soll; für gewöhnlich ist dann das Triebwerk gebremst, und der Telegraphist lüftet die Bremse beim Beginne des Telegraphirens. Unter Umständen ist es aber vorzuziehen, in dieser Beziehung den Apparat selbstthätig zu machen, und auch hier rüsteten wieder Siemens und Halske den Schreibapparat, und zwar ihren polarisirten Farbschreiber, zuerst (nämlich auf den Unterseelinien Cagliari-Bona, 1857, Malta-Corfu, 1858, und Suez-Aden, 1859) mit einer zweckmäßigen und einfachen Selbstauslösung aus, welche zur rechten Zeit das Triebwerk auslöste und wieder arretirte.* Die Selbstauslösung hatte bei diesen submarinen Apparaten noch die wichtige Aufgabe der Entladung der Leitung und demnächst der Ausschaltung der Batterie und der Einschaltung des Relais.

Die Regelmäßigkeit und Richtigkeit der Morsezeichen und die Geschwindigkeit des Telegraphirens strebte man auf verschiedene Weise von der Persönlichkeit des Telegraphisten unabhängig zu machen, indem man automatische oder selbstthätige Zeichengeber herzustellen versuchte. Schon Morse hatte sich (1832?) bemüht, ein in ausgeschnittenen, kurze und lange Ströme erzeugenden Blechen (Typen) gesetztes Telegramm, mittels eines darüber hingeführten Contacthebels abzutelegraphiren, allein die Elektromagnete folgten nicht schnell und sicher genug und die Zusammenstellung des Telegramms aus den Typen kostete zu viel Zeit. Daher schnitt Bain bei seinem 1846 patentirten chemischen Telegraphen den Morse-Punkten und Strichen entsprechende Löcher durch eine zangenartige Vorrichtung in einen Papierstreifen ein, und beim Abtelegraphiren wurde dann der durchlochte Streifen mechanisch über eine mit dem Batteriepole verbundene Metallwalze geführt, auf dem Streifen aber ließ Bain eine mit der Leitung verbundene metallene Feder oder Rolle aufschleifen und den Strom so oft und so lange schließen, wie sie durch ein Loch im Streifen hindurch jene Metallwalze berührte; auf der Empfangsstation erzeugten dabei diese Ströme auf einem Papierstreifen Punkte und Striche, in Folge der durch sie bewirkten chemischen Zersetzung der Stoffe (z. B. Jodkalium und Cyankalium), mit denen der Streifen getränkt worden war. 1852 wurde eine Zeit lang zwischen Manchester und Liverpool nach dieser Methode Bain's telegraphirt. Mit besserem Erfolge nahmen Siemens und Halske 1853 die automatische Schnellschrift wieder auf (Patent vom 8. Novbr. 1854), unter Verwendung des auf S. 733 abgebildeten Stiftschreibers mit drehbarem Doppelmagneten. Zur schnelleren Lochung der Streifen construirten sie einen Stanzapparat (den Hand- und Schriftlocher) mit drei Tasten und zwei neben einander liegenden Stempeln; beim Niederdrücken der ersten Taste stieß der erste Stempel ein einzelnes rundes Loch, beim Niederdrücken der zweiten Taste stießen alle beiden Stempel ein Doppelloch in den Streifen, und in beiden Fällen wurde der Streifen nach dem Lochen um ein entsprechendes Stück unter den Stempeln fortgezogen; die dritte Taste wurde nach Beendigung jedes Buchstabens niedergedrückt, um den Streifen zur Erzeugung des frei zu lassenden Zwischenraumes fortzuschieben. Ueber den durchlochten Streifen wurde dann eine Contactfeder oder ein Drahtpinsel hingeführt der bei seinem Eintritte in ein einfaches Loch oder in ein Doppelloch einen Punkt oder Strich auf dem Streifen der Empfangsstation entstehen ließ. Mit solchen Apparaten wurden 1853 bis 1855 zuerst die Linie Warschau-Petersburg, darauf auch andere Linien des von Siemens und Halske erbauten russischen Netzes ausgerüstet. Da aber auf diesen Linien der telegraphische Verkehr nicht zu groß, und das Durchlochen der Streifen immer noch zu beschwerlich war, da

Digitized by Google

ferner außerdem der Schnellschreiber starke Batterien und gut isolirte Leitungen erforderte, und da es schwierig war, die Spannung der Abreißfeder den wechselnden Stromstärken entsprechend zu reguliren, so wurde der — übrigens gute — automatische Betrieb nach und nach wieder verlassen.

Die eben aufgeführten Uebelstände führten Siemens dazu, hier, wie bei den submarinen Linien, Wechselströme (vgl. S. 729) zu verwenden, welche allein den nachtheiligen Einfluß der Stromschwankungen beseitigen. Der 1862 patentirte, auch auf der Londoner Welt-Ausstellung ausgestellte, auf preußischen Linien längere Zeit verwendete Typenschnellschreiber arbeitet mit Wechselströmen, und zwar dient als Elektricitätsquelle der schon beim Inductionszeigerapparate erwähnte und auf S. 397 abgebildete Cylinder-Inductor. Ein polarisirter Schwarzschreiber schreibt dabei ohne Hülfe einer Localbatterie die Morsezeichen direct nieder, und zwar müssen zur Bildung eines Punktes oder Striches zwei Ströme die Leitung durchlaufen, da der erste Strom den Beginn, der zweite, entgegengesetzt gerichtete, das Ende des farbigen Zeichens bewirkt. Soll aber dabei ein Strich entstehen, so darf nicht der unmittelbar nach dem positiven Strome vom Inductor gelieferte negative Strom, sondern erst ein späterer in die Leitung gelangen. Dazu wird durch die Vorsprünge geeigneter Typen, aus denen das Telegramm zusammengesetzt wird, ein Winkelhebel gegen einen Contact gedrückt und so den Strömen zur rechten Zeit der Weg in die Leitung eröffnet. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Typen unter dem Winkelhebel hingeführt werden, muß demnach zu der Umdrehungsgeschwindigkeit des Inductors passen, und daher werden Typen und Inductor von der nämlichen Schwungradwelle aus bewegt. Die Schienen, in welche die Typen eingesetzt werden, haben nämlich an der Unterseite Zähne, in welche eine auf der Inductoraxe sitzende Schraube ohne Ende eingreift; die vordere Seitenfläche der Schienen aber ist mit Einschnitten versehen, welche mit den Zähnen genau correspondiren und dazu dienen, die Typen in eine bestimmte Lage zu den Zähnen, mithin auch zu der augenblicklichen Lage der Inductoraxe zu bringen. Der eine Arm des Winkelhebels wird durch eine Feder gegen die Typen angedrückt; so lange dieser Arm auf einer Erhöhung der Typen ruht, legt sich der andere, federnde Arm an eine mit der Leitung verbundene Contactschraube und läßt alle Inductionsströme in diese eintreten, und der Farbschreiber schreibt Punkte; fällt der erste Arm in die Vertiefung zwischen zwei Erhöhungen, so liegt der andere Arm jetzt an einer isolirten Stellschraube, es kann kein Strom in die Leitung eintreten, und der Farbschreiber schreibt einen Strich, bis der erste Arm wieder auf eine Erhöhung zu liegen kommt.

Bei diesem Typenschnellschreiber muß der Papierstreifen des Schreibapparates nicht nur mit gleichförmiger Geschwindigkeit ablaufen, sondern es muß die Ablaufsgeschwindigkeit auch in verhältnißmäßig weiten Gränzen leicht verändert werden können, wenn die Schrift unter allen Verhältnissen lesbar bleiben soll; deshalb versahen Siemens und Halske 1866 den Morse-Schreibapparat, unter Weglassung des sonst üblichen (blos als Moderator wirkenden) Windflügels, mit einem eigenthümlichen Regulator, welcher die Reibung zweier Federn gegen die Innenseite eines Hohlcylinders für den angegebenen Zweck ausnutzt.

Dieser Typenschnellschreiber vermag auf sehr bedeutende Fernen ohne Translation zu arbeiten. Die Berichtigung von Fehlern aber, welche sich etwa einschleichen, ist umständlich. Die Geschwindigkeit, mit welcher dieser Apparat arbeitet, beträgt 60 bis 80 Wörter in der Minute, also ungefähr die sechsfache Leistung der gewöhnlichen Morse-

Digitized by Google

Apparate. Ueberhaupt kann ein Apparat, welcher blos kurze Ströme sendet, schneller arbeiten, weil durch diese Ströme die Leitung weniger stark geladen und deshalb schneller wieder entladen und die Elektromagnetkerne schneller entmagnetisirt werden, als beim Telegraphiren mit langen Strömen.

Später betrieben Siemens und Halske den Schnellschreiber mit Batterie-Wechselströmen; solche Schnellschreiber waren seit 1862 in Berlin namentlich zum Abtelegraphiren der meteorologischen und Coursdepeschen in Gebrauch und arbeiten sehr zuverlässig. Doch verwarfen Siemens und Halske später jene Typen, welche einen ganzen Buchstaben gaben, und setzten das ganze Telegramm blos aus drei verschiedenen Typensorten: Punkten, Strichen und Zwischenräumen, zusammen. Zur Vereinfachung und Erleichterung des Setzens und Wiederablegens der Telegramme entwarfen sie eine verhältnißmäßig einfache Typensetzmaschine und eine Typenablegmaschine.

Aber alle diese Apparate fanden keine allgemeine Anwendung, weil die Vorbereitung der Telegramme noch zu mühevoll war. Mit besserem Erfolge gesellte Wheatstone bei seinem (1858 patentirten) automatischen Apparate zu dem von ihm in eine ganz hübsche Form gekleideten Siemens'schen Dreitastenlocher*), dem Bain'schen Papierstreifen und dem Siemens'schen polarisirten Empfänger einen sehr sinnreichen Depeschengeber, welcher die Anwendung von Wechselströmen gestattete. Auch Siemens und Halske griffen später auf den durchlochten Streifen zurück; dieses neueste und wesentlich verbesserte automatische System brachten sie auf der von ihnen errichteten Indo-Europäischen Linie mit Benutzung des schon S. 348 erwähnten Farb-Schnellschreibers zur Anwendung. Hierbei ward jeder Papierstreifen (wie bei Wheatstone) mit einer fortlaufenden Reihe von Führungslöchern versehen, damit die eine zweite Reihe bildenden strom-erzeugenden Löcher stets richtig unter den Contactmacher geführt werden. Während aber Wheatstone die Löcher beider Reihen zugleich und zwar mit dem Dreitastenlocher stanzt, erzeugt Siemens die Führungslöcher vorher auf einem besonderen kleinen Walzwerk. Eine noch wesentlichere Verbesserung aber liegt in dem von Siemens entworfenen Tasten-Schriftlocher, welcher die Streifen fast eben so schnell vorbereitet, wie der automatische Depeschengeber sie dann abzutelegraphiren vermag. Dieser Tasten-Schriftlocher enthält nämlich für jedes telegraphische Schriftzeichen eine Taste in einer Claviatur, so daß jeder Buchstabe, jede Ziffer u. s. w. nebst dem dahinter erforderlichen Zwischenraume durch das einmalige Niederdrücken einer einzigen Taste im Streifen hervorgebracht wird. Dieser interessante Apparat hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Jacquard's Maschine für die mechanische Damastweberei. Es können nämlich 20 kleine Stempel durch eine umlaufende excentrische Welle vorgeschoben werden; doch werden immer nur diejenigen ergriffen, welche durch den Tastendruck dazu bestimmt wurden; jede Taste hebt zu diesem Behufe ein zu ihr gehöriges dünnes Blech einige Millimeter hoch, diese Bleche aber, welche dicht neben einander und unter den 20 die Stempel vorschiebenden Stäben liegen, sind an ihrer oberen Kante so ausgefeilt, daß jedes Blech gerade nur die Stäbe lüftet, welche zur Erzeugung des der niedergedrückten Taste entsprechenden Buchstabens ꝛc. gelüftet werden müssen. Zugleich sorgt der letzte dabei zur Verwendung kommende Stempel durch einen einfachen Hülfsmechanismus für die nöthige Fortrückung des Streifens nach dem Durchlochen. Dieser neueste Siemens'sche Schnellschreiber ist seit einigen Jahren u. A. auf der Berliner Cen-

*) Auch Digney verwendet einen Dreitastenlocher.

Digitized by Google

tralstation, anstatt der früher verwendeten Typenschnellschreiber, namentlich zur Beförderung der Witterungs- und sonstigen Circular-Telegramme in ununterbrochener Anwendung. Die auch diesem automatischen Apparatsysteme noch anhaftende Unbequemlichkeit, daß der abzutelegraphirende Streifen überhaupt erst vorbereitet werden muß, erschwert die Einbürgerung derselben, obschon zweifellos die zukünftige Entwickelung der Telegraphie auf eine bessere Ausnutzung der vorhandenen Leitungen durch eine die Handarbeit des Telegraphisten an Schnelligkeit und Sicherheit übertreffende Beförderung der Telegramme hingewiesen ist, und obschon sich demnach die Einführung einer automatischen Beförderung immer mehr als Nothwendigkeit herausstellen wird.

Die Leistungsfähigkeit der Telegraphenleitungen hoffte und bemühte man sich eine Reihe von Jahren hindurch durch die Doppeltelegraphie wesentlich zu erhöhen, d. h. durch eine gleichzeitige Beförderung zweier Telegramme auf einem und demselben Leitungsdrahte. Werden die beiden Telegramme nach entgegengesetzten Richtungen hin befördert, so bezeichnet man die Doppeltelegraphie als Gegensprechen, beim Doppelsprechen dagegen laufen beide Telegramme in derselben Richtung. Wenn auch die Möglichkeit der Doppeltelegraphie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht geleugnet werden kann, so stellen sich ihrer praktischen Verwerthung doch so gewichtige, besonders in der Veränderlichkeit der Leitungswiderstände und in den erhöhten Ansprüchen an die Apparate und an die Telegraphisten liegende Schwierigkeiten entgegen, daß die Doppeltelegraphie nirgends auf die Dauer hat Anwendung finden können*).

Zum telegraphischen Gegensprechen, welches also die beiden auf demselben Drahte gleichzeitig beförderten Telegramme nach entgegengesetzten Richtungen hin sendet, machte den ersten Vorschlag der damalige k. k. österreichische Telegraphendirector Dr. W. Gintl im Juni 1853. Durch die im Juli dieses Jahres von Gintl auf der Telegraphenlinie Wien-Prag angestellten Versuche wurden der damalige Telegrapheninspector C. Frischen in Hannover und Siemens und Halske zur Aufsuchung eines Gegensprechers angeregt; ersterer löste die Aufgabe im März, letztere im Sommer 1854, beide Lösungen waren aber im Wesentlichen übereinstimmend, weshalb Frischen und Siemens-Halske bald ihre Interessen in dieser Angelegenheit verschmolzen. Siemens gab auch (in Poggendorff's Annalen Bd. 98, S. 115) eine vollständige Theorie der Benutzung eines Leiters zur gleichzeitigen Beförderung mehrerer Telegramme und wies die Unhaltbarkeit der Ansicht Gintl's von der gleichzeitigen Existenz zweier entgegengesetzten Ströme in demselben Leiter nach.

Ein Gegensprechen ist nicht ausführbar, wenn nicht auch der Empfangsapparat der telegraphirenden (sprechenden) Station beständig in die Leitung eingeschaltet bleibt; es kommt daher Alles darauf an, daß jeder Empfangsapparat gegen die ihn mit durchlaufenden Ströme unempfindlich gemacht wird, welche von dem zu ihm gehörigen, mit ihm in derselben Station befindlichen Taster in die Leitung gesandt werden. Während Gintl dies nur unvollständig dadurch erreichte, daß er mit diesen zu neutralisirenden Strömen zugleich den Strom einer Ausgleichungsbatterie (aber natürlich in entgegengesetzter Richtung) durch den Empfangsapparat sandte, ließen Siemens und Halske und Frischen mit

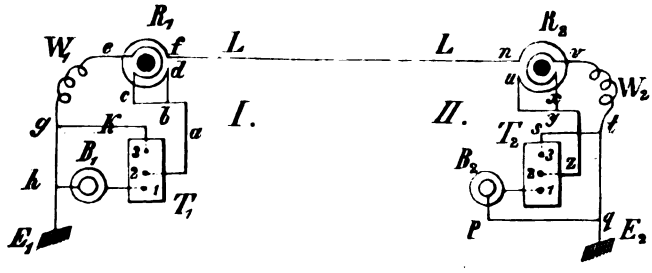
*) Die verschiedenen zum Theil äußerst scharfsinnigen Vorschläge zur Doppeltelegraphie habe ich zusammengestellt in dem Buche: „Die Copirtelegraphen, die Typendrucktelegraphen und die Doppeltelegraphie, Leipzig 1865."

Digitized by Google

besserem Erfolge den Telegraphirstrom selbst in zwei entgegengesetzt gerichteten Zweigen den Kern des Elektromagneten im Empfangsapparate umkreisen, damit diese sich so in ihrer Wirkung aufheben.

Die Einschaltung ändert sich etwas je nach dem verwendeten Empfangsapparate (Relais), ihr Wesen ist aber am leichtesten mittels Fig. 21 zu übersehen. Die durch die schwarzen Punkte angedeuteten Kerne der Elektromagnete in den Relais R_1 und R_2 der beiden Stationen I und II sind mit zwei getrennten Umwickelungen aus gleich starkem Draht und mit gleich vielen Windungen umgeben; die nach dem Taster T hin gelegenen Enden beider Umwickelungen sind (bei b und bei y) vereinigt und durch die Drähte a und z mit der Tasteraxe 2 verbunden; die anderen Enden f und n der äußeren Umwickelungen stehen durch den zwischen beiden Stationen I und II gespannten Leitungsdraht LL mit einander, die anderen Enden e und v der inneren Umwickelungen unter Einschaltung der passend gewählten Widerstände W_1 und W_2 mit den Erdplatten E_1 und E_2 in leitender Verbindung; die metallenen Hebel der Taster T_1 und T_2 liegen für gewöhnlich auf den Ruhecontacten 3 auf, welche durch die Drähte kgh und stq mit der Erde verbunden sind;

Fig. 21.



durch Niederdrücken eines Tasterhebels auf den Arbeitscontact 1 wird dagegen der eine Pol der zugehörigen Batterie B, deren anderer Pol zur Erde abgeleitet ist, mit der Tasteraxe 2 in Verbindung gesetzt. Arbeitet so T_1, während T_2 ruht, so geht der Strom von B_1 ungetheilt über 1, 2 und a nach b und theilt sich hier in zwei Zweige, von denen der eine in den äußeren Umwickelungen von d nach f, durch die Leitung L nach II gelangt, daselbst (fast) bloß die äußeren Windungen nu des Relais R_2 durchläuft, um über y, z, 2, 3, s, t, q, E_2, E_1 und h nach dem anderen Pole von B_1 zurückzukehren, während der andere Zweig durch die inneren Windungen ee und den Widerstand W_1 über g und h nach B_1 zurückkommt. Ist nun W_1 so gewählt, daß es dem Strome denselben Widerstand bietet wie die Leitung L und die Apparate in I, so werden beide Zweigströme gleich stark sein und sich wegen ihrer entgegengesetzten Richtung in ihrer Wirkung auf den Kern von R_1 aufheben, während der Kern in R_2 durch den diesen Kern umkreisenden Stromzweig magnetisirt wird und das telegraphische Zeichen in II entstehen läßt. Arbeiten beide Taster gleichzeitig, so sind die Vorgänge ähnlich: die Ströme von B_1 und B_2 theilen sich (bei b und y) in zwei gleich starke Zweige, es gelangt aber stets nur der eine Zweig nach der entfernten Station, um daselbst jetzt über 2 und 1 im Taster und durch die Batterie B hindurch zur Erde E zu gehen und dabei das Zeichen in R entstehen zu lassen, wogegen auf der eigenen Station beide Zweige wieder den Relaiskern in entgegengesetzter Richtung umkreisen und sich in ihrer Wirkung aufheben. — Eine kleine Abänderung in diesen Vor-

Digitized by Google

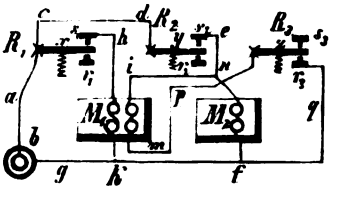
gängen tritt während der Zeit ein, wo der Tasterhebel schwebt (d. h. sich von dem einen Contacte zum anderen bewegt) ohne daß jedoch dadurch das Gegensprechen merklich gestört wird; denn der aus der Leitung L ankommende Zweigstrom muß dann zwar beide Windungen (in dem nämlichen Sinne) und auch den localen Widerstand mit durchlaufen und sinkt dadurch (bei vollkommen isolirter Leitung und Vernachlässigung des Batteriewiderstandes) auf die Hälfte seiner früheren Stärke herab, seine magnetisirende Wirkung aber ändert sich dabei nicht, weil jetzt die Anzahl der wirksamen magnetisirenden Windungen verdoppelt ist.

Auch für das telegraphische Doppelsprechen, bei welchem zwei (oder mehr) Telegramme auf demselben Drahte gleichzeitig in derselben Richtung befördert werden, gab Dr. Gintl zuerst eine Lösung (19. Juli 1855), die aber nicht veröffentlicht worden ist; noch in demselben Jahre beschrieben der Vorstand des Wiener Telegraphencentralamtes Dr. J. B. Stark und Dr. Werner Siemens ihre Doppelsprecher.

Beim Doppelsprechen von derselben Station aus müssen die beiden Taster dieser Station so verbunden werden, daß der von jedem derselben in die Leitung gesandte Strom durch die Bewegung des Hebels des anderen Tasters nicht gestört wird, und es müssen verschiedene Stromwirkungen hervortreten, je nachdem blos der erste, oder blos der zweite, oder beide Taster zugleich arbeiten; diese Aufgabe löste erst Dr. A. Kramer in Berlin (1856) zufriedenstellend. Uebrigens sind dazu Ströme zu gebrauchen, welche entweder blos in der Stärke oder in Stärke und Richtung zugleich sich von einander unterscheiden. Auf der Empfangsstation werden zwei Empfangsapparate M_1 und M_2 aufgestellt, von denen M_1 alle mit dem Taster T_1, und M_2 alle mit dem Taster T_2 gegebenen Zeichen erscheinen lassen soll. Dr. Stark benutzte dazu zwei oder drei Relais (mit oder ohne einen Ausgleichungsstrom), vermochte indessen ein das Verständniß störendes Zerreißen der Zeichen nicht gänzlich hintanzuhalten.

Unter den von Siemens-Halske angegebenen Doppelsprechern erscheint der in Fig. 22 skizzirte frei von diesem Uebelstande. Von seinen drei Relais spricht R_3 (in Folge passender Federspannung) nur auf einen Strom von der Stärke S_3 an, welcher die Leitung durchläuft, wenn T_1 und T_2 zugleich niedergedrückt werden; R_2 spricht außerdem auch auf die von T_2 allein herrührende Stromstärke S_2 an und läßt daher jedes mit T_2 gegebene Zeichen auf M_2 erscheinen, da die Localbatterie b dabei über a, c, d, den Relaishebel y, die Stellschraube s_2 und e, n, f und g geschlossen wird; R_1 endlich spricht zwar auch schon auf die von T_1 allein herrührende Stromstärke S_1 (welche noch kleiner ist als S_2) an, der mit einer doppelten Umwickelung *) versehene Empfangsapparat M_1 giebt aber nur die von T_1 gegebenen Zeichen wieder, weil, wenn auf S_2 die Relais R_1 und R_2 zugleich ansprechen, R_1 den Strom der Localbatterie b über a, den Relaishebel x, die Stellschraube s_1, h, k und g durch die eine, zugleich aber R_2 auch über a, c, d, y, S_2, e, n, r, i, m, p den Relaishebel z, die Stellschraube s_3, q, t und g durch die andere (entgegengesetzt gewickelte) Um-

Fig. 22.



*) In Fig. 22 sind diese beiden Umwickelungen der größeren Deutlichkeit wegen getrennt neben einander gezeichnet.

Digitized by Google

wickelung des Elektromagnetkernes in M_1, und zwar in entgegengesetztem Sinne sendet, und M_1 deshalb nicht anspricht, was aber geschehen würde, wenn der Hebel z in R durch s_3 von der Ruhecontactschraube s_3 entfernt wäre, weil dann die zweite Umwickelung in M_1 von keinem Strome durchlaufen werden könnte.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf gewisse Verwendungen der elektrischen Telegraphie für besondere Zwecke, so tritt uns immer wieder der Name Siemens entgegen. Daß Siemens elektrische Abstimmungs-Telegraphen und elektrische Distanzmesser angegeben hat, möge hier blos kurz erwähnt werden, obwohl der elektrische Distanzmesser bereits eine große praktische Bedeutung für die Küstenvertheidigung erlangt hat, da sich mit seiner Hülfe stets genau der Augenblick erkennen läßt, in welchem ein feindliches Schiff einen Torpedo passirt; welche Verdienste sich Siemens um die elektrischen Feuerwehrtelegraphen erworben hat, wird aus einem späteren Artikel deutlich werden, in dem diese Telegraphen ausführlicher besprochen werden sollen. Siemens hat auch einen Ozon-Apparat angegeben, mittels dessen man reinen und mit anderen Gasen gemischten Sauerstoff sehr kräftig ozonisiren kann.

Für Eisenbahnzwecke lieferten Siemens und Halske nicht blos den Stationswecker mit Relais und den Stationswecker mit Thürcontact, sondern auch sehr zweckmäßige, und deshalb ziemlich verbreitete Läutewerke, durch welche die Bahnwärter vom Abgange der Züge unterrichtet werden.

Der Stationswecker mit Relais ist ein nach dem Principe des schon besprochenen elektromagnetischen Zeigertelegraphen mit Selbstunterbrechung versehener Wecker, welcher so lange läutet und die Aufmerksamkeit des Stationsbeamten erregt, wie von einer anderen Station her ein elektrischer Strom durch das Relais gesendet wird, und in Folge dessen durch den vom Relaiselektromagneten angezogenen Relaishebel der den Wecker-Elektromagneten mit Selbstunterbrechung durchlaufende Strom der Localbatterie geschlossen ist.

Der Stationswecker mit Thürcontact ist ein beliebiger, aber mit einer entsprechend großen Glocke ausgerüsteter elektromagnetischer Wecker und gestattet dem Stationsbeamten das Stationszimmer zu verlassen, wenn er nur die Stationsthüre wirklich verschließt; beim Verschließen nämlich wird durch den Schloßriegel in dem Thürcontacte, welcher dem Schlosse gegenüber in der Thürbekleidung angebracht ist, eine metallene Kurbel von einer Feder abgehoben und so eine kurze Nebenleitung unterbrochen, welche vor und hinter dem Wecker-Elektromagneten angelegt ist und bewirkt, daß der zum Telegraphiren auf einem Zeigerapparate mit Selbstunterbrechung verwendete Strom den Wecker-Elektromagneten umgeht, während er nach Unterbrechung der kürzeren Nebenleitung beim Zuschließen diesen Elektromagneten mit durchlaufen muß und somit durch Ertönen der weithin hörbaren Weckerglocke den Beamten herbeiruft, sobald das Telegraphiren beginnen soll.

Bei den Eisenbahnläutewerken hat der elektrische Strom nur ein gewöhnliches Schlagwerk auszulösen, und letzteres läßt dann, gewöhnlich durch ein Gewicht getrieben, einen oder mehrere Schläge auf eine oder zwei große Glocken ertönen, welche oben auf den Glockenbuden neben den Wärterhäusern (oder auf diesen selber) hängen.

Das erste Eisenbahnläutewerk führte der Berliner Uhrmacher Leonhard aus; nach jedem auf demselben gegebenen Signale mußte aber der Bahnwärter das Läutewerk erst wieder einrücken, bevor ein neues Signal gegeben werden konnte; später fügte Leon-

Digitized by Google

hard noch ein zweites Uhrwerk hinzu, welches das Läutewerk nach jedem Signale wieder einrückte.

Das erste sich von selbst nach jedem Signale wieder einrückende Läutewerk stellte Kramer 1847 auf der Strecke Magdeburg-Buckau auf; die Ausrückung desselben erfolgte durch einen Fallhammer, welcher in dem Momente, wo der Elektromagnet seinen Anker anzog, von letzterem freigelassen wurde, auf den Auslöshebel des Schlagwerkes herabfiel und das Schlagwerk losließ; hatte letzteres einen Schlag auf die Glocke gethan, so wurde der Fallhammer durch das Triebwerk selbst wieder gehoben und vom Ankerhebel gefangen, der Auslöshebel nahm seine ursprüngliche Lage wieder ein und hemmte das Triebwerk.

Aehnlich ist es bei den noch vollkommeneren Läutewerken mit denen Siemens und Halske seit 1849 eine sehr große Anzahl inländischer und ausländischer Eisenbahnen versorgten, und welche sie später auf besondere eiserne Säulen (Läutesäulen) setzten. Sehr vorzüglich arbeitet der Läute-Inductor von Siemens und Halske, welcher mit kräftigen entweder von einem Cylinder-Inductor oder von einem dynamomagnetischen Inductor (vgl. S. 398) gelieferten Inductionsströmen betrieben wird, deshalb kräftigere Abreißfedern an den Elektromagneten haben kann und das Läutewerk weit zuverlässiger schlagen läßt. Von diesen Läutewerken, welche auch zum Geben von Hülfssignalen von der Strecke aus eingerichtet wurden, und von den anderen für das Eisenbahnwesen wichtigen Leistungen (z. B. dem elektrischen Blocksysteme dem Einradläutewerke, dem Budenschreiber) von Siemens und Halske *), soll bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher die Rede sein.

Eine Anwendung der Telegraphie auf die Zeitmessung bietet nicht nur das bereits im Jahre 1845 von Siemens erfundene elektrische Chronoskop zur Messung der Geschwindigkeit der Geschosse, sondern auch die einfachen elektrischen Uhren (Zeittelegraphen, deren erste Steinheil 1839 in München ausführte) von Siemens und Halske; diese Uhren sind in Berlin und anderwärts mehrfach in Betrieb gekommen und werden von einer Normaluhr aus in Gang gesetzt, indem ein in jeder Minute ein Mal umlaufendes Rad derselben mittels eines an demselben sitzenden auf eine Feder wirkenden Zapfens in jeder Minute ein Mal den Strom einer galvanischen Batterie schließt, welcher dann die Leitung LL (Fig. 23) und die Elektromagnete M aller in dieselbe eingeschalteten elektrischen Uhren durchläuft; daher zieht jeder Elektromagnet in jeder Minute ein Mal seinen um die Axe h drehbaren Anker aa an, schiebt dabei mit dem federnden Stößer c das 60-zähnige Steigrad R, auf dessen Axe der Minutenzeiger sitzt, um einen Zahn vorwärts, während die sich zwischen zwei Zähne einlegende Schneide b verhütet, daß c das Rad R um 2 Zähne auf einmal fortschiebt, der federnde Sperrhaken d aber dafür sorgt, daß das Rad R nicht rückwärts läuft, wenn der Anker aa beim Aufhören des Stromes von der Feder f in die Ruhelage zurückgeführt wird. Somit müssen die Zeiger der elektrischen Uhren mit dem der Normaluhr gleichen Schritt halten und gleiche Zeit weisen.

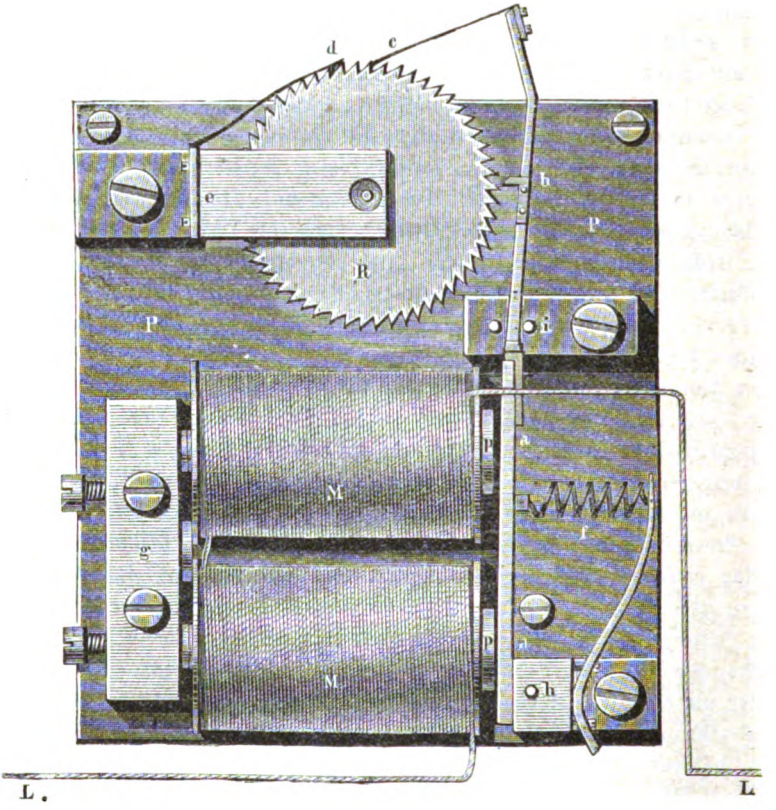
Der erste Plan zu einem elektromagnetischen Apparate zur Messung der Flugzeit der Geschosse ward 1838 von der Artillerie-Prüfungs-Commission in Berlin entworfen, und

*) Nach dieser Richtung hin wurden Siemens und Halske wesentlich durch den seit zwei Jahren in ihrem Geschäfte als Oberingenieur thätigen, früher hannöverischen Telegrapheninspector C. Frischen unterstützt, sowie durch einen im Geschäfte selbst ausgebildeten talentvollen Constructeur, von Hefner-Alteneck, und andere tüchtige Hilfsarbeiter.

Digitized by Google

die Ausführung desselben von dem Uhrmacher Leonhard im Februar 1839 begonnen. Bei diesem Apparate rückte die Kugel am Anfang und am Ende ihres Fluges durch die Wirkung eines Elektromagneten ein Zeigerwerk in ein beständig laufendes Uhrwerk ein und aus; dabei bleibt die Genauigkeit stets hinter der zurück, welche die Güte der Uhr gestattet. Daher ließ Siemens 1845 den Anfangs- und Endpunkt der Bewegungszeit durch überspringende elektrische Funken einer Leydener Flasche auf einem in schneller und gleichmäßiger Umdrehung erhaltenen polirten Stahlcylinder markiren.

Fig. 23.



Für die Haus- und Hôtel-Telegraphie lieferten Siemens und Halske ein sehr zweckmäßiges Relais mit Nummerscheibe, welches auch für Feuerwehrtelegraphen Verwendung gefunden hat und bei Besprechung derselben weitere Erwähnung finden soll.

Im Jahre 1866 entwarfen Siemens und Halske einen elektrischen Wasserstandszeiger, welcher den Wasserstand in einem Flusse in beliebiger Entfernung angeben soll. Wenn der dabei verwendete Schwimmer mit dem Wasserspiegel des Flusses sich um $^1/_5$ Fuß hebt oder senkt, dreht er mittels der um eine Welle geschlungenen und durch ein Gegengewicht gespannten Kette, an welcher der Schwimmer hängt, die Kettenwelle so weit hin oder her, daß ein auf ihr sitzendes Rad ein zweites kleineres eine volle Um-

Digitized by Google

drehung in dem einen oder dem anderen Sinne machen läßt, dabei eine Spiralfeder erst spannt und dann freiläßt, worauf die Feder einen Magnet-Inductor eine Umdrehung nach links oder rechts machen läßt, dessen beide Inductionsströme dann durch den einen oder den anderen von zwei Magnetzeigern hindurchgeführt werden; beide Magnetzeiger wirken aber auf Steigräder, welche jedes auf einer lose auf die Welle des den Wasserstand angebenden Zeigers aufgesteckte Hülse sitzen, beide drehen aber die Zeigerwelle in entgegengesetztem Sinne; zu diesem Behufe sitzt auf jeder Hülse ein Kronrad und beide Kronräder greifen in ein kleines zwischen ihnen liegendes Zahnrad ein, welches auf einem aus der Zeigeraxe vorstehenden Arme sitzt. Wird ein Kronrad, durch seinen Magnetzeiger in Umdrehung versetzt, so läuft auch das Zahnrad um seine Axe und wälzt sich dabei zugleich auf dem anderen Kronrade fort, nimmt deshalb den Arm, der das Zahnrad trägt, mit und dreht durch diesen die Zeigeraxe vor- oder rückwärts.

Noch ist eines kleinen Apparates zu gedenken, welchen Siemens und Halske zur Regulirung des Abstandes der Kohlenspitzen entwarfen, zwischen denen man bei Beleuchtung mittels des elektrischen Lichtes den elektrischen Lichtbogen entstehen läßt; bei diesem Kohlenlicht-Regulator liegen die Kohlenspitzen auf zwei kleinen metallenen Wagen, welche sich auf zwei geneigten Ebenen einander nähern, sobald bei Erzeugung des Lichtbogens durch die dabei stattfindende Fortführung glühender Kohlentheilchen die Spitzen so weit verkürzt sind und dadurch ihren Abstand so weit vergrößert haben, daß der elektrische Strom nicht mehr kräftig genug ist, um durch den Anker eines Elektromagneten einen Sperrhaken in ein von den Wagen bei ihrer Bewegung getriebenes Uhrwerk hemmend einzulegen. Uebrigens haben Siemens und Halske die auf S. 398 schon besprochene dynamoelektrische Maschine auch zur Erzeugung elektrischen Lichtes verwerthet. Die für diesen Zweck gebauten, mit einer Locomobile betriebenen Maschinen liefern ein Licht von 3000 Normalkerzen Lichtstärke, während das von 60 Bunsen'schen Elementen gelieferte Licht nur eine Lichtstärke von etwa 300 Normalkerzen hat.

Endlich wäre noch der Anlagen zur pneumatischen Depeschenbeförderung zu erwähnen, welche Siemens und Halske in Berlin erst (1863) zwischen den Annahmezimmern für Telegramme und den Apparatzimmern in der Centralstation, und dann 1865 zwischen der Centralstation und der Filialstation im Börsengebäude ausführten. Der erstere und der ebenfalls von Siemens und Halske 1865 in Leipzig angelegte Depeschenbläser befördern die in Hülsen gesteckten, mit den Telegrammen beschriebenen Papierblätter in einem Messingrohre auf geringe Entfernung mittels eines durch einen Blasbalg erzeugten, entsprechend kräftigen Luftstromes. Bei der zweiten größeren Anlage wurden zwischen den beiden Stationen zwei schmiedeeiserne Röhren von $2^1/_4$ Zoll lichter Weite 2 bis 3 Fuß tief unter den Erdboden gelegt, und an ihren Enden im Börsengebäude durch ein Querrohr zu einem Kreislauf vereinigt, während im Telegraphengebäude jede Röhre mit einem Luftbehälter verbunden wurde; durch eine Luftpumpe wurde die Luft in dem einen Behälter verdichtet und in dem anderen verdünnt, so daß ein beständiger Luftstrom erzeugt wurde und die mit den Telegrammen gefüllten, auf Rädern laufenden cylindrischen Büchsen von der einen Station zur anderen forttrieb, wo sie aufgefangen und aus der Röhre herausgenommen wurden. Ein ähnliches Kreislaufrohr führten Gebrüder Siemens 1870 in London aus.

Digitized by Google

Zum Schlusse möge die Bedeutsamkeit der Siemens und Halske'schen Werkstätten durch einige statistische Angaben klar gelegt werden, welche wir der Güte der Herren Gebrüder Siemens unmittelbar verdanken.*)

Die Berliner Hauptwerkstatt beschäftigte im Jahre 1857 durchschnittlich

*) Zugleich mögen einige Unrichtigkeiten im ersten Theile berichtigt werden, auf welche Herr Dr. Werner Siemens gütigst aufmerksam gemacht hat: 1) (zu S. 386.) Der Differential-Regulator ward von Werner Siemens erfunden. 2) (zu S. 387.) Die Benutzung der Guttapercha zur Isolation der Drähte machte Werner Siemens erst möglich durch Herstellung seiner den Bleiröhrenpressen ähnlichen Umpressungsmaschine (1847); dieselbe enthielt, wie alle später benutzten Maschinen, eine Schraubenpresse und lieferte eine Guttaperchahülle ohne Naht. Die anfänglich benutzte Methode der Umwalzung des Drahtes hatte sich nicht bewährt; ebenso setzte die Guttapercha der Anwendung hydraulischer Pressung wegen ihrer Elasticität großen Widerstand entgegen. 3) (zu S. 387.) Die 1848 durch den Rhein gelegte Leitung hatte eine eiserne Schutzhülle. 4) (zu S. 388.) Die Leitungen der Berliner Feuerwehr wurden ursprünglich mit in Guttapercha gehüllten, durch Blei- oder Eisenröhren geschützten Leitungen hergestellt, aber neuerdings größtentheils durch Kabel von Felten und Guilleaume ersetzt. 5) (zu S. 388.) Die Linien in Spanien errichtete das Londoner Zweiggeschäft. Den Bau der Indo-Europäischen Linie leitete die Berliner Firma. 6) S. 389 Z. 14 hätte anstatt Biserta-Bona die 1857 gelegte Linie von der Insel Sardinien nach Bona genannt werden sollen, als die erste gelungene Kabellegung durch tiefes Wasser; auch bei dieser, wie 1859 bei der Linie Suez-Indien, leitete Siemens persönlich den elektrischen Theil. 7) Das auf S. 389 zwei Mal erwähnte und in Fig. 1 auf S. 390 abgebildete kupfer-bedeckte Kabel ward nicht für Biserta-Bona, sondern für Cartagena-Oran verwendet und wesentlich versenkt. Bona-Biserta war das erste schwere Kabel mit Eisenhülle, dessen Legung im tiefen Wasser glückte. 8) Nicht Kramer (wie aus der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphen-Vereines Bd. I, S. 137 in die späteren Quellen übergegangen ist), sondern Siemens hat die von ihm zum Theil schon 1847 bei der Prüfung der für die unterirdische Leitung Berlin-Großbeeren bestimmten isolirten Drähte aus der Fabrik von Fonrobert und Pruckner in Berlin beobachteten, auf S. 391 besprochenen Erscheinungen zuerst als Ladungs-Erscheinungen gedeutet, während Kramer im Januar 1848 sehr entschieden der Ansicht Siemens', daß es sich um statische Elektricität handele, widersprach. In seiner (in Poggendorff's Annalen Bd. 79 und 102 veröffentlichten) umfassenden wissenschaftlichen Untersuchung der von ihm sogenannten „Flaschenwirkung" isolirter Leiter gab Siemens eine vollständige Herleitung der Gesetze dieser Wirkung und der aus ihr entspringenden Verzögerung (retardation) des Stromes. William Thomson, welcher sich gleichzeitig mit den Ladungserscheinungen beschäftigte, fand auf ganz verschiedenem Wege dieselben Formeln wie Siemens und publicirte die Formeln über Capacität und Retardation früher als Siemens, welcher während seiner Experimentaluntersuchungen über die Ladung durch seine geschäftliche Thätigkeit darin vielfach gestört wurde. 9) Das erste Kabel, bei welchem die Güte der Isolation nach der Siemens'schen Methode controlirt wurde, war das 1859 im Rothen Meere versenkte Kabel; bei demselben kamen auch die von Werner Siemens aufgestellten äußerst wichtigen Fehlerbestimmungsformeln zuerst zur Anwendung (vergl. S. 395). 10) S. 392 Z. 7 ist zu lesen: „Leitungsvermögen des Leitungsdrahtes und". Die S. 392 erwähnte Quecksilber-Widerstandseinheit hat Werner Siemens aufgestellt; ihr Hauptvorzug liegt darin, daß sie genau definirt ist und sich in größter Genauigkeit reproduciren läßt. — Die von Siemens und Halske abgeänderte Wheatstonische Brücke gestattet die Messung bis 10 000 000 Einheiten. — Wilhelms Widerstandsmesser ist Wheatstone's Brücke nicht ähnlich, er ist zur directen Ablesung von Widerständen für Pyrometer bestimmt. 11) (zu S. 390.) Werner Siemens legte auch das erste Tiefseekabel (Bona-Cagliari) mit Bremse und Kraftmesser, den er erst an Ort und Stelle provisorisch herstellte, und gab zuerst die Legungstheorie, daß das Kabel bei gleichmäßigem Fortgange des Schiffes beim Legen eine gerade Linie bildet und mit dem Gewichte eines senkrecht zum Boden hinabhängenden Kabelstückes durch Bremsenreibung äquilibrirt werden muß. Für Messungen auf schwankendem Schiffe construirten Siemens und Halske ein sehr empfindliches Schiffsgalvanometer, welches bei allen ihren Kabellegungen benutzt wurde. 12) Das S. 388 erwähnte North-China-Kabel maß 2296 Knoten.

Digitized by Google

100, im Jahre 1867 dagegen 200, im Jahre 1872 aber 550 Arbeiter. Die Anstalt lieferte Apparate für die Zwecke der Staatstelegraphie, wie der Eisenbahnbetriebstelegraphie für fast alle deutschen Länder, namentlich Preußen, Sachsen, Bayern und Würtemberg; ebenso eine große Anzahl von Apparaten für den ausländischen und überseeischen Bedarf. Es gingen bis zum 15. Juni 1872 aus dieser Werkstätte hervor 700 elektromagnetische und 1750 magnetoelektrische Zeigerapparate, ferner 12 060 Morse'sche Schreibapparate nebst Zubehör, 12 497 Eisenbahnläutewerke und 231 Hughes'sche Typendruckapparate. Eine besondere Werkstätte lieferte 8800 Stück des von Wilhelm Siemens entworfenen Patent-Wassermessers in einer von Siemens und Halske verbesserten Construction; davon erhielten die Berliner Wasserwerke 3300 Stück, die übrigen vertheilten sich auf die verschiedensten Wasserwerke Deutschlands. In England bauten Gueſt und Chrimes in Rotherham (an 30 000 Stück) solche Wassermesser älterer Construction.

Das Petersburger Geschäft erbaute und remontirte von 1855 ab sämmtliche russischen Staatstelegraphen-Linien und unterhielt bis zum Jahre 1867, bis zu welchem der Remontevertrag mit der russischen Regierung lief, ein bedeutendes technisches Personal in den russischen Staaten. Die Petersburger Werkstatt besteht erst seit neuerer Zeit in größerer Ausdehnung, da früher die sämmtlichen benöthigten Apparate ꝛc. in der Berliner Werkstatt angefertigt wurden. Das Geschäft betreibt außerdem auf dem ihm gehörigen Gute Chmelowa bei Groß-Nowgorod eine Porcellanfabrik, welche früher ausschließlich Isolatoren für Telegraphenlinien, neuerdings aber auch Geschirre ꝛc. erzeugt.

Die 1858 gegründete Telegraphenbau-Anstalt von Siemens Brothers in London beschäftigt in ihrer Fabrik in Woolwich durchschnittlich 100 Arbeiter mit Anfertigung von Telegraphenapparaten, namentlich aber auch von patentirten eisernen Pfosten (schon vor dem Bau der Indo-Europäischen Linie, für Indien, America, Aegypten, Australien) und von Isolatoren für oberirdische Leitungen, sowie von Kabeln für Land- und Unterseelinien.

Die Anstalt von Siemens und Halske in Wien wurde 1858 begründet; sie beschäftigte durchschnittlich 50 Arbeiter und hatte namentlich Telegraphenapparate und Läutewerke für die österreichischen Staatstelegraphen und für die österreichische Südbahn zu liefern; sie wurde 1864 vollständig wieder aufgelöst.

Das Geschäft der Gebrüder Siemens in Tiflis endlich stand bei seiner Begründung im Jahre 1863 unter der Leitung eines jüngeren Bruders, des preußischen Consuls Walther Siemens (geb. am 11. Januar 1832), dem nach seinem im Jahre 1868 erfolgten Tode der jüngste der Brüder Dr. Otto Siemens (geb. am 20. November 1836) folgte, welcher 1871 auch starb. Das Tisliser Geschäft betreibt namentlich bedeutende Kupferbergwerke und Petroleumquellen im kaukasischen Rußland. Das Kupferbergwerk in Kedabeg im kleinen Kaukasus fabricirt jährlich 12 000 bis 15 000 Ctr. hammergares Kupfer und beschäftigt etwa 800 Arbeiter, größtentheils Perser und Tartaren.

Die Berliner Firma schloß kürzlich mit der russischen Regierung einen Vertrag über Lieferung von Alkohol-Meßapparaten ab, welche bei der Spiritussteuer-Erhebung im ganzen russischen Reiche Verwendung finden sollen und baut zur Ausführung dieser Lieferung gegenwärtig eine neue Fabrik für 300 Arbeiter in Charlottenburg. Diese von Dr. Werner Siemens erfundenen, von Louis Simens vervollkommneten Apparate zeichnen sich vor ähnlichen dadurch aus, daß sie neben der Menge des durchfließenden Spiritus auch die des in demselben enthaltenen absoluten Alcohols unmittelbar angeben.

Digitized by Google

In Dresden endlich hatte, äußerlich unabhängig von Siemens und Halske, 1859 Hans Siemens (geb. am 8. December 1818) ein Bureau zum Bau von Regenerativ-Gasöfen errichtet und in demselben Jahre noch unter anderem die Stahlöfen der sächsischen Gußstahlfabrik in Döhlen bei Dresden eingerichtet. Im Jahre 1862 wurde dann von Hans Siemens in Gemeinschaft mit Werner Siemens, in Dresden noch ein Glasfabricationsgeschäft gegründet. Als Hans Siemens im Herbst 1867 starb, übernahm Friedrich Siemens (geb. am 8. December 1826) die Dresdener Glashütte und 1871 (mit Werner gemeinschaftlich) noch eine zweite in Döhlen. Friedrich Siemens war bis 1846 Seemann, dann einige Jahre in Berlin; später assistirte er seinem Bruder Wilhelm Siemens in England bei seinen Arbeiten, namentlich bei der Anwendung des ursprünglich von Stirling vorgeschlagenen, später (1833) auch von Ericsson bei dessen calorischer Maschine angewendeten Regenerativsystemes auf Dampf- und Luftmaschinen, Verdampfungsapparate, Condensatoren u. s. w. Friedrich schlug dabei zuerst vor, Regeneratoren (d. h. Vorrichtungen zur Wiedergewinnung der Wärme) bei pyrotechnischen Ofenanlagen anzuwenden, und nahm im Jahre 1856 ein erstes Patent darauf in England. Von da ab widmete er sich ausschließlich dieser Sache, theils in England in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm, welcher sein technisches Talent erfolgreich der Ausbildung dieses neuen wichtigen Industriezweiges zuwandte, theils in Deutschland mit seinen Brüdern Werner und Hans. Auch calorische Maschinen, mechanische Eismaschinen u. s. w. hat Friedrich Siemens construirt, jedoch mit geringerem praktischen Erfolge. Anfangs feuerten die Gebrüder Siemens ihre Regenerativöfen unmittelbar mit dem Brennmateriale; die aus dem Arbeitsraume des Ofens abziehende sehr heiße Feuerluft wird aber vor ihrem Eintritte in den Schornstein durch den Regenerator geführt, um die in diesem gitterartig aufgestellten feuerfesten Steine zu erhitzen, damit die Steine später, nachdem vorher ein Wechsel in der Richtung des Luftzugs herbeigeführt worden ist, die aufgenommene Wärme an diejenige Luft abgeben können, welche dem Brennmateriale zur Unterhaltung der Verbrennung desselben zugeführt wird. Später brachten sie, anstatt des directen Feuers, das aus dem soliden Brennmateriale in einem besonderen Generator erzeugte und in einem anderen Regenerator vorgewärmte Rohgas in ihren Oefen zur Verbrennung und erzielten mit den dazu erbauten, 1858 in Sachsen und Oesterreich für Siemens und Halske und 1861 in England für Friedrich und Wilhelm Siemens patentirten, allgemein anerkannten und angewendeten Regenerativ-Gasöfen bedeutende Erfolge. — Friedrich machte sich vorzüglich um die Glasindustrie verdient, namentlich durch seine continuirlich wirkenden, regenerativen Glasschmelzöfen; die Siemens'schen Hütten in Dresden und Döhlen sind jetzt wohl die größten und am besten eingerichteten in Deutschland und versenden ihr ausgezeichnetes Fabricat, namentlich Flaschen, auf weite Fernen. Wilhelm dagegen verdankt besonders die Eisen- und Stahl-Industrie eine wesentliche Verbesserung der Schweiß- und Gußstahlöfen, welche er auch auf seinen eigenen höchst ansehnlichen Stahlwerken in England verwerthete; derselbe legte nämlich nach einigen Vorversuchen 1867 ein eigenes Probestahlwerk in Birmingham und 1869 die Landore Siemens Steel Works an, in welchen der Gußstahl, jetzt wöchentlich nahezu 1000 Tonnen, theils nach dem Wilhelm Siemens'schen Verfahren unmittelbar aus den Erzen, theils nach dem Siemens-Martin'schen Verfahren aus Guß- und Schmiedeeisen erzeugt wird, während auch Schmiedeeisen unmittelbar aus den Erzen hergestellt wird.

Von hoher Bedeutung war der 13. October dieses Jahres für die Telegraphen-

Digitized by Google

bauanstalt von Siemens und Halske, welche sich nach dem Ausscheiden ihres Mitbegründers J. G. Halske in dem gemeinschaftlichen Besitze Werners und seiner beiden, beziehungsweise mit Begründung der Londoner und der Petersburger Filiale als Theilhaber in das Geschäft eingetretenen Brüder Wilhelm und Karl befindet. An dem genannten Tage feierten die Inhaber das 25jährige Bestehen ihres Geschäftes durch Aussetzung einer Summe von 50 000 Thlr. zu einem Pensionsfonds für die Arbeiter der Fabrik, welchem Hr. J. G. Halske weitere 10 000 Thlr. überwies. Außerdem steuern die Inhaber für jeden Arbeiter (deren Anzahl jetzt 700 übersteigt), welcher länger als 12 Monate in ihrer Fabrik beschäftigt ist, jährlich noch 5 Thlr. zur Pensionskasse. Der Jubeltag bescheerte jedem Arbeiter eine Gratification von 3 Thlr. und ward durch eine mit einer Theatervorstellung endende Festlichkeit abgeschlossen, zu welcher die Beamten und die gesammte Arbeiterschaft mit Familien geladen waren. Die Beamten der vereinigten Geschäfte der Gebrüder Siemens schenkten dem Jubilare Hrn. Dr. Werner Siemens, als dem Begründer und steten ersten Leiter derselben ein werthvolles, von Siemering modellirtes und in der Geschäftsgießerei gegossenes Kunstwerk, die durch Kabel und oberirdische Leitungen verbundenen Welttheile darstellend. Möge der Festesjubel lange, lange nachhallen, zu stiller Befriedigung nach innen, nach außen aber zu fortgesetzter rüstiger Förderung von Technik und Wissenschaft!

Umschau auf dem Gebiete der Kunst und Kunstwissenschaft.

Von

Bruno Meyer.

Wir haben seit beinahe einem Jahre in der Kunst der Zeit keine Umschau gehalten; inzwischen ist manches Wesentliche und Interessante vorgefallen, was in der Kürze zusammengefaßt werden muß.

Zunächst ist von den Anregungen für die nationale Kunst zu sprechen, welche namentlich in mehreren großen Concurrenzen zum Zwecke der Herstellung nationaler Monumente hervorgetreten ist.

Die bei Weitem hervorragendste war diejenige, welche die Pläne zu dem neuen Gebäude des deutschen Reichstages in Berlin liefern sollte. Es war eine der bedeutendsten Concurrenzen, die je stattgefunden. Nicht allein war die Aufgabe eine ganz unvergleichlich großartige; auch durch den Modus der Ausschreibung und durch den Wetteifer und die rege Theilnahme, welche dieselbe in Künstlerkreisen hervorgerufen, zeichnete sie sich vor den meisten anderen aus.

Im Programme war es namentlich vortheilhaft aufgefallen, daß von einer Beschränkung der Mittel für den Bau gar keine Rede war, sondern daß eine wirklich den Gesetzen der Schönheit und den künstlerischen Anforderungen entsprechende großartige monumentale Leistung gefordert wurde, ohne irgend welche kleinliche Beeinflussungen und Einschränkungen.

Freilich war andererseits auch diese Concurrenz-Ausschreibung von den mannichfachen

Digitized by Google

Mängeln nicht ganz frei, welche häufig genug die Concurrenzen mehr zu einer Plage, als zu einem Vortheile der Kunst und der Künstler machen; auch ist ein schwerer Mißgriff, der zwar von manchen Seiten hat abgeleugnet werden sollen, schwer hinweg zu disputiren: die Berufung auch der ausländischen Künstler zu einem so eminent nationalen Werke, wie dieses. Indessen hat der Erfolg gezeigt, daß diese unrichtige Berufung nur zur Ehre der deutschen Künstler ausgeschlagen ist, da kein einziger der concurrirenden ausländischen Meister in gleiche Reihe mit den besten deutschen Künstlern treten konnte, und diese Thatsache dadurch von besonderem Gewichte wurde, daß wenigstens die englischen Künstler in hellen Haufen ins Feld gerückt waren.

Der Concurrenz-Ausschreibung hatten über hundert Künstler entsprochen, deren Pläne zum Theil in zahlreichen, sorgfältig ausgearbeiteten Blättern vorlagen. Die Großartigkeit und Complicirtheit der Aufgabe, sowie die mannichfachen Stilrichtungen, welche unklar in unserer zeitgenössischen Kunst neben und durcheinander hergehen, brachten ein eigenthümliches Schwanken hervor, welches jedoch nicht hinderte, daß gewisse leitende Grundsätze sich mit Evidenz als die einzig möglichen für die Lösung ergaben. So stellte sich, was ein ebenso schlagendes wie erfreuliches Ergebniß der Concurrenz war, die Unmöglichkeit einer Lösung in gothischer Stil-Form vollkommen überzeugend heraus. Aber auch eine gewisse, von der Stil-Frage kaum berührte Art der Lösung, bei welcher, um eine große Dominante für den Gesammt-Effect zu gewinnen, irgend ein Raum des Gebäudes mit einer riesigen Kuppel überspannt und überhöht war, erwies sich bei näherer Prüfung überwiegend als ein hohles Prunken mit einer nicht organisch hervorgewachsenen, sondern nur äußerlich hinzugebrachten prätentiösen Bauformel, so daß von den sehr zahlreichen Kuppelbauten bei der engeren Wahl der vorzüglichsten Entwürfe fast vollständig abgesehen werden konnte und mußte.

Als die einzig mögliche Lösung erwies sich der Weg einer möglichst einfachen, die Uebereinanderordnung in mehreren Stockwerken thunlichst vermeidenden Gruppirung der Massen um den von selbst gegebenen und entsprechend hervorzuhebenden Hauptraum, den großen Sitzungssaal, und eine Durchbildung der Form im Geschmacke der Renaissance, sei es nun der früheren, der Hoch-Renaissance, oder der späteren, wo bei der letzteren aber der Schritt zu den entschieden barocken Formen des XVII. Jahrhunderts wegen seiner Unverträglichkeit mit dem allgemeinen Berliner Bautypus vermieden werden muß.

Unter denjenigen Plänen, welche sich durch Eigenthümlichkeit in irgend einer Beziehung vortheilhaft auszeichneten und die auf die Zuertheilung des Preises einigen Anspruch hätten erheben können, zeichneten sich vor allen drei aus, unter welchen sowohl die Stimmen der Fachleute, wie die des Publicums, je mehr und mehr einen bevorzugten, und wohl mit Recht. Es waren dies die drei Pläne von Gropius und Schmieden und von Kayser und von Großheim, beide in Berlin, und von Ludwig Bohnstedt in Gotha, von denen der letztere den ersten Preis in der Concurrenz davontrug; und selten wohl hat auch eine Concurrenz einen so genialen Entwurf entstehen lassen, wie diesen Bohnstedt'schen zum deutschen Reichstags-Gebäude. Er ist durch die Abbildungen in der „Gartenlaube", in der „Illustrirten Zeitung", in der „Zeitschrift für bildende Kunst" und in „Ueber Land und Meer" so allgemein bekannt geworden, daß man von einer Schilderung Umgang nehmen kann. Die sich mit einer großen Triumphpforte nach dem Königsplatze öffnende Façade gliederte sich beiderseits in offenen Säulen Stellungen, hinter welchen auf der einen Seite die Erfrischungsräume, auf der anderen die Festsäle sich ebenso natür-

Digitized by Google

lich wie angemessen gruppirten, während eine ganz untadelige Folge von bedeutsamen Räumlichkeiten in der Hauptaxe auf den großen Sitzungssaal des Reichstages hinleitete.

Bei der Zuertheilung der übrigen Preise waltete ein eigenthümlicher Unstern, welcher seinen Grund in der durchaus ungerechtfertigten Zusammensetzung der Jury hatte, als in welcher das Laien-Element bei Weitem überwog, so daß schon von dem dritten Preise an die Zuertheilungen fragwürdig und wunderlich ausfielen. Gropius und Schmieden, deren Entwurf durch die bewunderungswürdige Schlichtheit und Großartigkeit im einfachsten Genre imponirte, hatten es verabsäumt, Momente zu suchen, welche auch das Laienauge mit Gewalt fesselten, und da so die Schönheit ihres Entwurfes zu fein für die meisten Jurymitglieder war, so ließ sich die Jury durch einige andere Entwürfe und vielleicht durch Einflüsse, die sich der Nachweisung entziehen und in der Sache keine Berechtigung haben, bewegen, den Gropius'schen Plan gänzlich zu übergehen und die drei letzten Preise an Ende und Böckmann in Berlin, an Mylius und Bluntschli in Frankfurt a. M. und an die beiden Scott (Vater und Sohn) in London zu vertheilen.

Von der Auszeichnung des Ende'schen Planes kann man zwar noch recht wohl mit Zustimmung reden, denn wiewohl er den drei vorgenannten nicht ganz ebenbürtig an die Seite zu stellen war, empfahl er sich in hohem Maße durch die außerordentlich praktische und geschickte Gruppirung der verschiedenen Raum-Complexe, worin ihm wenige Pläne Anderer an die Seite zu setzen waren. Dagegen konnte man mit Recht an Einzelheiten der Durchbildung, an der geschweiften Façade und dergleichen Anstoß nehmen; jedenfalls trat der Plan dadurch hinter die erstgenannten zurück.

Schier unbegreiflich aber war die Auszeichnung der beiden folgenden Pläne, insofern als der Entwurf von Mylius nur als Versuch einer eigenthümlichen Lösung der Aufgabe ein gewisses Interesse erregte, aber durch das Gelingen durchaus keinen imposanten Eindruck hervorrief. Es war hier nämlich der Versuch gemacht worden, die verschiedenen Charaktere, welche die Raum-Complexe in diesem sehr complizirten Gebäude darstellen, sowohl räumlich wie der Gestaltung nach zu trennen und zu unterscheiden, und so den Sitzungssaal, die Räumlichkeiten für die Reichstagsmitglieder und die Wohnungs- und Geschäftsräume je in besonderen Baugruppen anzuordnen; die letztere Gruppe nahm dabei einen palastartigen Charakter an, der Sitzungssaal gestaltete sich theaterartig, und die Abgeordneten-Räume legten sich in auffallend trübseliger Corridor-Formation um den letzteren herum. So ansprechend in der Idee eine derartige Behandlung ist, so wenig befriedigend war im vorliegenden Falle doch die Durchführung, namentlich das grundverfehlte Halbrund des Saalbaues, so daß die Auszeichnung durch einen Preis jedenfalls weit über das Verdienst hinausging.

Noch viel schlimmer freilich stand es mit dem Scott'schen Entwurfe, der in naivster Nichtachtung aller praktischen Erfordernisse lediglich mit Rücksicht auf einen phantastischen Eindruck der äußerlichen Massen-Gruppirung sowie einiger imposanten und weit über das Bedürfniß hinaus entwickelten Innen-Räume, wie namentlich eines colossalen Vestibüles, auf einen trügerischen Effect hingearbeitet hatte, der nur bei einer solchen Jury blenden und zur Zuertheilung eines Preises, einer nicht wieder auszulöschenden Blamage, verleiten konnte.

Es würde zu weit führen, auf die zum Theil ganz unerhörten Ungeschicklichkeiten und Stillosigkeiten in der Durchbildung der gothischen Form einzugehen, in denen sich Scott bewegte. Der Umstand allein, daß er bis zu vier Stockwerken hinauf die allergang-

Digitized by Google

barsten Räume anordnen und in eben so viele Schichten — wie in einem Londoner Privathause — die Präsidentenwohnung vertheilen mußte, zeigt schon, wie verschwenderisch und unüberlegt er mit dem Raume umgegangen war, wo doch der Natur der Sache nach die bedeutendsten Innenräume in möglichst enger Concentration angelegt werden mußten.

Leider wurde nach der Zuertheilung der Preise die Sache nicht endgültig erledigt und nicht, wie man es wohl erwarten durfte, der geniale Entwurf Bohnstedt's, wenn auch nicht unverändert angenommen, so doch der Ausführung im Wesentlichen und unter leitender Betheiligung seines Erfinders, zu Grunde gelegt. Es ist das zum Mindesten eine Vergeudung der künstlerischen Kraft, die sich nur, wenn dergleichen Entscheidungen häufiger werden, durch eine Erlahmung der Productivität und eine Ertödtung aller Genialität im Schaffen bei den Künstlern rächen kann, — wenn die Künstler nicht der Calamität dadurch vorbeugen, daß sie die Concurrenzen in allgemeinen Mißcredit fallen lassen und den Mechanismus derselben durch ihre Nichtbetheiligung lahm legen.

Die Gründe, welche gegen die Ausführbarkeit des Bohnstedt'schen Projectes angeführt wurden, sind durchaus unstichhaltig; sie beziehen sich im Wesentlichen nur auf die mangelhafte Beleuchtung einiger Nebenräume, ein Uebelstand, der nur dadurch herbeigeführt ist, daß — wie auch aus den meisten anderen guten Plänen sich mit Evidenz ergab — für die geforderten Innen-Räume die Bodenflächen des Bebauungsplatzes nicht ausreichend waren und die Unterbringung nur durch reichliche Anwendung von Oberlicht in den größten Räumen ermöglicht wurde. Die gewaltigen Baukörper dann in dem Untergeschosse mit genügendem Licht durch Fenster zu durchdringen, war natürlich eine unlösbare Aufgabe.

Weitere Entscheidungen in der Sache sind noch nicht getroffen, doch ist anzunehmen, daß das böse Auskunftsmittel einer zweiten Concurrenz, entweder zwischen den Siegern in der ersten allein oder unter Hinzuziehung noch anderer beliebig ausgewählter hervorragenden Architekten, schließlich das erfreuliche Ergebniß der ersten Concurrenz wieder in Frage stellen und die Sache mehr oder weniger in die bureaukratische Bahn bringen wird.

Gleichzeitig mit dieser Concurrenz hatten sich die deutschen Bildhauer auf den Aufruf des Berliner Goethe-Denkmal-Comité's um die Ausführung eines Denkmales für Goethe am Rande des Berliner Thiergartens versammelt. Wie das bei dem allgemeinen Mißbrauche, der mit den Concurrenzen getrieben wird, allmählich immer mehr der Fall ist und sein muß, hatten sich die bedeutendsten Künstler nicht betheiligt, wogegen zahlreiche jüngere, zum großen Theil ganz unbekannte Kräfte auf dem Schauplatze erschienen waren und ein ganz trauriges Ensemble von versuchten und verunglückten Lösungen zusammenbrachten. Nur wenige ragten aus der Fluth als irgend bemerkenswerth hervor, und nur drei waren einer wirklichen Auszeichnung werth, Rudolph Siemering in Berlin, Fritz Schaper in Berlin und Vincenz Pilz in Wien. Statt des Letzteren aber, dessen Aufbau insbesondere von einer überraschenden Genialität und Originalität war, prämiirte die Jury den bekannten und verdienten Mitarbeiter Rietschel's am Lutherdenkmale, Adolph Dondorf in Dresden, wesentlich nicht seines Denkmal-Modelles wegen, sondern unter Berücksichtigung einer daneben ausgestellten Goethe-Statuette, die als solche ausgezeichnet, aber weder ein vollständiger Denkmals-Entwurf, noch auch zur Ausführung im Großen angelegt war.

Auch diese Jury ließ die Entscheidung wegen der Ausführung in der Schwebe und machte sie sofort abhängig von einer zweiten Concurrenz, zu der die Sieger der

Digitized by Google

ersten und außerdem wiederum nicht Pilz, sondern Alexander Calandrelli in Berlin aufgefordert wurde, dessen Concurrenz-Skizze wahrscheinlich nur einem zufälligen Effecte der Beleuchtung die Gunst der Preisrichter zu verdanken hatte.

Kurze Zeit darauf wurde in Berlin in einer engeren Concurrenz um die Ausführung eines Denkmales Friedrichs des Großen in Marienburg, zu welchem bei Gelegenheit der Säcularfeier der Grundstein gelegt worden ist, gestritten. Aufgefordert waren Rudolph Siemering, Louis Sußmann-Hellborn und Wilhelm Wolff; die beiden letzteren als Verfertiger bereits bekannter Statuen des großen Königes, Siemering in seiner Eigenschaft als einer unserer bedeutendsten jüngeren Bildhauer. Die Ausführung ist in Folge der Concurrenz — ohne Enthusiasmus — in Siemering's Hände gelegt.

Die Aufgabe litt an einer großen Schwierigkeit, der nämlich, die Gestalt des Königs auf einem Sockel darzustellen, um welchen die vier bedeutendsten Großmeister des Deutschherren-Ordens dargestellt waren, wobei über die Verschiedenheit der Costüme nur durch einen Gewaltact hinwegzukommen war, und ein solcher Gewaltact setzt eine ganz besondere künstlerische That voraus, wenn sie nicht das Ansehen der Gewaltthätigkeit behalten soll, was der künstlerischen Lösung geradezu entgegengesetzt ist. —

Ganz neuerdings ist ferner in Berlin eine Sammlung von Entwürfen zu einem Nationaldenkmale für die Errichtung des neuen deutschen Reiches ausgestellt, welches auf dem Niederwalde unterhalb des Binger Loches am Rhein, gegenüber der Einmündung der Nahe, seinen Platz erhalten soll. Architektur und Sculptur rangen dabei um die Palme, da der Grundgedanke der Denkmalsgestaltung den Künstlern vollständig freigestellt war.

Unter den plastischen Entwürfen war meines Erachtens nur ein einziger, welcher allenfalls die Möglichkeit der Ausführung dargeboten hätte: eine Riesengestalt der Wacht am Rhein, von Wilhelm Hornberger, jene Figur, die in der Illustrirten Zeitung Nr. 1504 vom 27. April d. J. bereits in Abbildung mitgetheilt wurde, und von der ein überlebensgroßes Modell von dem Künstler schon vor längerer Zeit (ehe an diese Concurrenz nur zu denken war) vollendet ist. Diese Gestalt, in großen Massen und Linien gehalten, aufgestellt auf einem Piedestal aus Felsenblöcken, würde in jeder Beziehung dem Gedanken, der dort seinen Ausdruck finden soll, würdig entsprechen und besser, als irgend einer der übrigen Concurrenzentwürfe es thut, auch der architektonischen, wiewohl man von vorn herein in der Umgebung dieser großartigen Felsnatur mehr Vertrauen zu der Wirkung eines architektonischen Werkes haben sollte, als zu der eines plastischen. Doch hat es sich bei der Concurrenz herausgestellt, daß jener großartige Sinn, welcher die Massen in wirkungsvoller und klarer Silhouette mächtig zu thürmen und in Uebereinstimmung mit der Umgebung zu bringen versteht, bis auf geringe Anklänge wenigstens unter den concurrirenden Künstlern erstorben ist. Selbst ganz abgesehen von einigen höchst naiven Versuchen zur Lösung und ein paar Anläufen, mit der allein seligmachenden gothischen Schablone auch bei dieser Gelegenheit sich durchzuschlagen, befremden die übrigen, obgleich einzelne Entwürfe, wie der mit dem sehr durchsichtigen Motto „Aquila" und das etwa gleichwerthige preisgekrönte Doppelproject von Eggert in Berlin, äußerlich einen recht imposanten Eindruck machen, durch den Mangel einer klaren, an dem Aufstellungsort unmittelbar verständlichen Gliederung. Sehr stark ausladende Unterbauten, welche die Entwickelung des thurmartigen Aufbaues nicht erkennen lassen, sodann klein-

Digitized by Google

liche Vorsprünge, Erkerbauten, Treppen und dergleichen mehr verwirren die Einfachheit des großen monumentalen Contours, auf welchen an der Stelle das Hauptgewicht hätte gelegt werden müssen. Der vorerwähnte Preis-Entwurf entwickelt sich als ein massiger Thurmbau, dessen oberstes Geschoß sich in Bogenstellungen öffnet, welche an die Gestaltung der deutschen Kaiserkrone anklingen. In dem Unterbau des Thurmes, den „Aquila" errichten will, sind zwei große Säle als Stätten monumentaler Kunstwerke übereinander gestellt, welche das alte deutsche Reich und das neue in monumentalen Kunstgebilden vergegenwärtigen sollen, — eine Idee, die an sich etwas Künstliches hat und außerdem in der Ausführung durch die jedenfalls höchst mangelhafte Beleuchtung der beiden Räume schwer beeinträchtigt werden würde.

Mir ist vollkommen deutlich bewußt, daß ich mich mit dem Vorstehenden mehrfach im Widerspruch mit der allgemeinen Stimme befinde. Es gilt überall als Dogma, daß die Architektur die berufenere Kunst für die Herstellung eines solchen Denkmales sei, und daß sie auch thatsächlich in dieser Concurrenz ihre größere Ueberlegenheit dargethan habe. Ich halte weder das Eine noch das Andere für zutreffend. Wenn die Architektur unter den hier gegebenen Bedingungen wirken will, so muß sie — das geht, wenn man es als aprioristische Behauptung nicht will gelten lassen, zum wenigsten doch mit Evidenz selbst aus diesen Concurrenzarbeiten hervor — in einem Grade auf feinere Details verzichten, daß sie absolut unfähig wird, auch nur noch an die Idee, deren Verkörperung sie schaffen will, andeutend anzuklingen. Es ist eine sehr große Verwirrung, wenn man erst in der Nähe erkennbare oder gar erst im Inneren anzutreffende Werke der anderen bildenden Künste als ausreichende Elemente der Charakteristik gelten zu lassen sich bequemt: das Gesammtwerk mag dem näher Tretenden zu bieten haben, was es wolle, die Bedeutung dieses Monumentes muß sich vollständig schon aus dem Eindrucke des Ganzen bei der Wahrnehmung aus der Ferne ergeben. Das ist bei einem plastischen Werke von entsprechend colossalen Dimensionen zu ermöglichen, und geschieht z. B. sehr gut bei der Hornbergerschen Statue, die — weil das Modell der großen Einfachheit der Gesammtconception halber (ein schwerwiegender Vorzug!) in sehr bescheidenen Dimensionen vorgeführt werden konnte — von den meisten Berichterstattern und so auch von der Jury gänzlich übersehen worden ist.

Der plastische Entwurf des sonst vortrefflichen Johannes Schilling in Dresden scheint den ihm zuerkannten Preis wohl nur einem Compromisse der dem ganzen Sachverhalte gegenüber rathlosen Jury zu verdanken, welche die doch einmal mit eingeladene Plastik (eben so wie durch Prämiirung von A. Pieper in Dresden die unberufene Gothik) nicht ganz leer wollte ausgehen lassen, und leider — eben so wie die bei der Goetheconcurrenz — etwas wahrhaft Bedeutendes und Hervorragendes in der Verlegenheit und Eile übersah. Schilling's Modell ist spielend kleinlich; seine Germania, die sich die Kaiserkrone aufsetzt, aber aussieht als ob sie ihre Kappe vor dem Winde fest hielte, würde einen erschütternd komischen Eindruck in den nothwendigen großen Dimensionen machen.

Bemerkenswerth ist es, daß in der „Kunstchronik" ein Entwurf mit dem Motto: „Dem deutschen Geist der Sieg" in höchst lebhafter Weise gerühmt wird, der sonst allgemein und wohlverdient die strengste Ablehnung erfahren hat. Es wurde in Berlin allgemein geglaubt (selbst der größte lebende Bildhauer Deutschlands, der in der Jury saß, war dieser Ansicht), daß Reinhold Begas in Berlin der Urheber dieses Dinges mit seinem toll barocken Unsinn in Erfindung und Formen und seiner imponirenden, geistreichen Mache sei. Mir war es gewisser entschieden makartischer Anklänge wegen,

Digitized by Google

für welche in dem derben Naturalismus eines Begas keine Stelle ist, gleich zweifelhaft, daß dem so sei, wiewohl ich in Verlegenheit war, den Meister zu finden. Später hat sich herausgestellt, daß derselbe in München zu suchen war: der Bildhauer Wagmüller.

Nachdem die Jury ihre drei Preise mehr oder minder glücklich an den Mann gebracht, sah man sich genöthigt zu erklären, daß aus verschiedenen inneren und äußeren Gründen der Concurrenz keine weitere Folge gegeben werden könne. Wer meine früher an dieser Stelle ausgesprochenen Grundsätze über Nationaldenkmäler im Allgemeinen billigt, wird darin nichts zu bedauern finden, es aber jedenfalls beklagen, daß mit solcher unreifen Projectirerei die deutsche Künstlerwelt in's Gelach hinein in Contribution gesetzt wird.

Das überaus mäßige Ergebniß all dieser mit großem Aufwande in Scene gesetzten Concurrenzen ist wohl überhaupt dazu angethan, einem an dem ganzen Concurrenzenwesen etwas den Geschmack zu verderben und es klar zu legen, daß dasselbe weit davon entfernt ist, die Kunst auf eine Höhe zu heben, die sie ohne dieses Hülfsmittel nicht erreichte, daß vielmehr durch dasselbe nur eine über das innere Bedürfniß der Producirenden hinausgetriebene Hervorbringung von künstlerischen Plänen befördert wird, durch welche sehr viel durch Sammlung vielleicht nutzbar zu machende geistige Kraft vorweg absorbirt, und der Kunst, den Künstlern und der Welt sehr wenig genützt wird. Wenn man sich die Summe unnütz aufgewendeter Schöpferkraft, welche so in den verschiedenen Concurrenzen rein nutzlos vergeudet wird, zusammenrechnet und vereinigt auf die wirkliche Lösung von wenigen, aber ernsten monumentalen Aufgaben verwendet vorstellt; wenn man sich also denkt, daß an Stelle der vielen Concurrenzprojecte für jede derartige Aufgabe nur die Kraft eines Einzigen in Anspruch genommen, mit Hülfe dieses Einzigen aber wirklich etwas fertig gebracht würde, so müßte nothwendiger Weise Besseres erzielt werden können, als durch diese fortwährende aufregende und anstrengende Zersplitterung der Kräfte bei dem chicanösen Concurrenzenwege.

Gerade die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß das Concurrenzenwesen durch bloße äußerliche Normirungen, wie etwa allgemein gültig angenommene Grundbestimmungen und dergleichen, nicht nutzbarer zu machen ist, als es sich bewährt hat, daß vielmehr die Concurrenz grundsätzlich nicht als das beste und zunächst zu ergreifende Mittel, um zu künstlerischen Plänen zu gelangen, angesehen werden kann, sondern daß diejenigen, welche mit künstlerischen Plänen und deren Verwirklichung zu thun haben, besser thun, den Muth zu haben, für ihre Ideen sich die geeigneten künstlerischen Kräfte auf das Risico des Verunglückens hin zu suchen, zu wählen und zu gewinnen, anstatt ein unschätzbares Capital geistiger Arbeitskraft lediglich zu dem Zwecke in Bewegung zu setzen und zu verpuffen, um, wie jetzt die Sachen stehen, fast stäts nur ein recht mäßiges und meist gar kein Resultat zu gewinnen.

Nächst den Concurrenzen von allgemeinerem Interesse ist von den Bestrebungen zur Reorganisirung des Kunstunterrichtes und der Kunstverwaltung zu sprechen. Einen sehr erfreulichen Schritt hat man in dieser Hinsicht sowohl in Oesterreich wie in Preußen gethan. In Oesterreich ist der in der Organisation bewährte Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie Eitelberger von Edelberg mit der Ausarbeitung eines Planes zu der Neuorganisation beauftragt, welche sehr tiefgreifend angelegt ist und bei dem bewährten Geschick des Genannten gewiß segensreich ausfallen wird. Er

Digitized by Google

hat sogleich eine gründliche Neugestaltung des dort wie allerwärts verrotteten Institutes der Akademie vorgenommen; er geht mit der Begründung von Zeichenlehrerseminarien in allen Landeshauptstädten um; er bereitet die Einrichtung zahlreicher kunstwissenschaftlicher Lehrkanzeln in Verbindung mit allen Hochschulen und Kunstlehrinstituten vor; er will die Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale zu einer solchen für alle Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates erweitern; u. s. f.

In seiner besonderen Eigenschaft als Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie hat er ferner die große Genugthuung gehabt, am 4. November 1871 das neue schöne und zweckmäßige Gebäude zur Aufnahme der Sammlungen und der Lehranstalt, welches seit drei Jahren in Bau war, unter der Mitwirkung des Kaisers einzuweihen und zu eröffnen. Das am Stubenringe liegende Gebäude ist auf einem vom Kaiser unentgeltlich überwiesenen Grundstücke auf einer Grundfläche von ca. 3350 Quadratmetern nach dem Plane von Heinrich Ritter von Ferstel errichtet worden. Die Formen sind im feinsten Renaissancestil — ohne jede Ueberladung und ohne allen Prunk lediglich durch Schönheit der Verhältnisse und Reinheit der Linien imponirend — gehalten. Sgraffito-Friese vom Professor Laufberger und bunte Majoliken schmücken die fast ganz in Backsteinrohbau ausgeführte Façade. Großartig und einfach reich entfaltet sich im Inneren namentlich das Stiegenhaus, welchem sich die übrigen Räume in zwei (und zum Theil drei) Stockwerken über einander in symmetrischer Gruppirung und klarer Disposition anschließen. Die Baukosten beliefen sich auf 650,000 Fl., die der inneren Ausstattung, an der sich die gewerblichen Künste in bescheidener aber gediegener Weise betheiligt haben, auf 120,000 Fl.

Diese rege und erfolgreiche Thätigkeit Eitelberger's in Wien ist der höchsten Anerkennung und Bewunderung würdig; doch läßt sich nicht verkennen, daß dort, wo seit Jahren und eigentlich von je her in geordneter und im Großen auch genügender Weise für die Kunst etwas gethan ist, eine solche Aufgabe leichter sich lösen läßt, als dies in Preußen der Fall ist, wo unter dem Mühler'schen Regiment und bei der langjährigen Vertretung der Kunstinteressen durch eine absolut unfähige Persönlichkeit eine Verwahrlosung des ganzen Verwaltungszweiges eingerissen ist, von der sich eine Vorstellung zu machen einigermaßen schwer ist, wenn man nicht in der Sache selber gestanden hat.

Hier Boden zu schaffen ist eine eminent schwierige Aufgabe, und die Energie, mit welcher der neue preußische Cultusminister Dr. Falk neben den vielen seiner harrenden Augiasstallreinigungen, in denen ihm schon überraschend Vieles und Wichtiges gelungen, auch diese Sache in Angriff genommen, ganz des äußersten Beifalles würdig, wie auch die ersten Schritte, welche er gethan hat, als unbedingt glückliche zu bezeichnen sind.

Er begann die Reorganisation mit der Wiederbesetzung der durch den rechtzeitigen Tod des Geheimen Rathes Pinder erledigten Stelle eines Referenten für die Kunstangelegenheiten im Ministerium und übertrug diese Stellung dem Professor der Kunstgeschichte an der Berliner Kunstakademie, Friedrich Eggers, welcher mit seiner idealen Auffassung von der Bedeutung und dem Wesen der Kunst, mit seiner gründlichen Kenntniß des ganzen Gebietes, namentlich auch der modernen Kunst, überall, so weit es die Idee betraf, der geeignete Mann war, um das Richtige zu finden, wiewohl allerdings seine zart besaitete Natur Bedenken hervorrief, wenn man sich die nothwendigen Kämpfe, welche mit dem ihm anvertrauten Werke für die Zukunft untrennbar verbunden waren, vergegenwärtigte.

Digitized by Google

Eine seiner ersten Maßnahmen war die Berufung zweier Leiter der Berliner Gemäldegalerie. Zum Director derselben wurde auf seinen Betrieb Dr. Julius Meyer in München, der Herausgeber des allgemeinen Künstlerlexikons, berufen, und zwar unter den von diesem selber gestellten Bedingungen, welche ihn der Schwierigkeiten überheben, an denen seiner Zeit Gustav Waagen's Thätigkeit scheiterte und er selber zu Grunde ging. Zum Directorial-Assistenten ferner wurde der als Bilderkenner wohl bekannte und geschätzte Dr. Wilhelm Bode aus Braunschweig gewonnen, welcher in diesem speciellen Zweige der Kunstwissenschaft als eine anerkannte Autorität gelten darf und somit in eine geeignete Stellung gekommen ist. Beide begaben sich unmittelbar, nachdem sie sich auf dem neuen Gebiete ihrer Thätigkeit orientirt hatten, zusammen nach Italien, um Ankäufe für die Galerie zu machen. Vorher aber inhibirte der neue Director den bereits in Angriff genommenen Umbau des Schinkel'schen Museums, mit dem — wie unseren Lesern aus der Umschau im 4. Hefte des ersten Bandes wohl noch in der Erinnerung ist — auch wir uns von Anbeginn principiell nicht haben einverstanden erklären können. —

Weitere Schritte, um die Kunstverwaltung und den Kunstunterricht in Preußen auf die Stufe zu erheben, welche ihnen gebührt, sind gleichzeitig beschlossen und zum Theil schon durchgeführt worden, u. a. ist bereits zu Anfang October einem lange gefühlten Bedürfnisse dadurch entsprochen worden, daß mit der an der Berliner Kunstakademie vor einigen Jahren errichteten und unter der Direction des Architekten Professor Martin Gropius stehenden Kunstschule ein Seminar für Zeichenlehrer verbunden ist, welches — freilich zunächst nur als „provisorisch" auf ein halbes Jahr eröffnet — durch den verhältnißmäßig lebhaften Zuspruch und die unbezweifelbare Nothwendigkeit eines solchen Institutes (in Oesterreich errichtet man gleich mehrere der Art!) die Gewähr des Fortbestehens in sich selbst trägt.

Daß Eggers zum tiefsten Bedauern seiner zahlreichen Freunde und Schüler und zum Schaden der Sache allzu früh aus seinem neuen Wirkungskreise durch den Tod hinweggerissen wurde, soll hier nur kurz erwähnt werden, da wir die Leser mit dem Leben und den Werken des seltenen Mannes näher bekannt zu machen gedenken. — Zu seinem Nachfolger im Ministerium ist nach langem und begreiflichem Schwanken versuchsweise auf ein Jahr der außerordentliche Professor der Archäologie an der Universität Halle, Dr. Richard Schöne berufen worden, dem das allgemeine Urtheil mit Vertrauen entgegenkommt. Er wirkt seit dem 15. November d. J.

Inzwischen hat in Berlin der erste Sonntag im September nicht, wie bisher in den Jahren mit gerader Jahreszahl, eine, sondern sogar zwei große Kunstausstellungen eröffnen sehen.

In der Waffenhalle des Berliner Zeughauses nämlich ist zum ersten Male in großem Maßstabe unter dem Protectorate des Kronprinzen und der Kronprinzessin eine Leihausstellung von kunstgewerblichen Gegenständen aus älterer Zeit veranstaltet worden, in welcher aus dem Besitze des Staates, der Behörden und einzelner Personen zunächst im Umkreise von Berlin und Potsdam alle hervorragenden Kunstindustrie-Erzeugnisse vereinigt und nach der historischen Entwickelung, nach dem Material und den anderen berechtigten wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet, vorgeführt sind. Um die Einrichtung dieser Ausstellung hat sich besonders Dr. Julius Lessing, seit Jahren Docent am deutschen Gewerbe-Museum und seit einiger Zeit auch — für die Geschichte der Kunstgewerbe — an der königl. Gewerbe-Akademie, ein unbestreitbar großes

Digitized by Google

Verdienst erworben, und er hat auch durch einen Führer durch die Ausstellung das Verständniß für die einzelnen Gegenstände dem Publicum nahe gelegt und die Orientirung erleichtert. Auf das Einzelne an dieser Stelle einzugehen ist unmöglich. Nur das muß constatirt werden, daß nach einstimmigem Urtheile Aller eine überraschende, nie geahnte Fülle der herrlichsten Arbeiten zu Tage gekommen ist, und der Anblick dieser Schätze in der lichtvollen und eleganten Aufstellung einen seltenen Genuß und reiche Belehrung gewährte.

Denselben Tag öffneten sich die Pforten der zweijährigen Berliner Kunstausstellung in der Akademie. Auch hier fühlte man schon im Eintreten das Walten eines neuen Geistes in den leitenden Kreisen. Es war ein neuer mit Oberlicht vortrefflich beleuchteter Saal eingerichtet, außerdem in sämmtlichen durch Seitenlicht erhellten Räumen das System der von Professor Eduard Magnus empfohlenen schief gegen das Fenster gestellten Wände durchgeführt; auch einige durch die Kritik lange vergeblich von der Akademie erbetene Bequemlichkeiten für das Publicum zeugten von dem jetzt an höchster leitender Stelle waltenden guten Willen, allen berechtigten Anforderungen Genüge zu thun.

Auf den Inhalt der berliner Ausstellung näher einzugehen müssen wir uns für diesmal versagen, indem wir hoffen, baldigst daran wiederum anknüpfen zu können. Wir benutzen den schmalen uns heute noch zugemessenen Raum, um noch einen Blick auf einige in den letzten Monaten enthüllte öffentliche Denkmäler zu werfen.

Reinhold Begas übergab am 10. November 1871 der Stadt Berlin sein lange erwartetes Schillerdenkmal, leider zu allgemeiner Enttäuschung der zu hoch gespannten Erwartungen. Es kann nicht geläugnet werden, daß ein großes Geschick für Massen-Gruppirung sich in diesem wie in den meisten Werken des Künstlers zeigt, aber sowohl die Durchführung der Sockelfiguren wie insbesondere die Charakteristik der Porträt-Statue lassen vom Standpunkte der geistigen Bedeutsamkeit wie der Formen-Reinheit, gelinde gesagt, viel zu wünschen übrig. Das Denkmal ist durchweg in Marmor ausgeführt und zeigt am Sockel die vier weiblichen Gestalten der Lyrik, der Tragödie, der Geschichte und der Philosophie.

Von Erdmann Encke modellirt wurde am 10. August in der Hasenheide bei Berlin auf dem Turnplatze das Denkmal Ludwig Jahn's enthüllt, die Frucht einer vor mehreren Jahren statt gehabten Concurrenz und ein Werk, welches voll wahrer Kraft, doch mit einem Uebermaß von Theatralischem und Gewaltsamem in der Haltung des Dargestellten, ein Weniges an dem Charakter und seinem traditionellen Typus vorbeigeht. Es ist bekannt, daß bei der Sockel-Anordnung dieses Denkmales eine ganz außergewöhnliche Schwierigkeit eigentlich ganz unkünstlerischer Natur zu besiegen war, nämlich die Verwendung von Votivsteinen, welche sämmtliche deutschen Turnvereine zu dem Denkmale geliefert hatten. Das sehr ungleichartige und schwer zu bewältigende Material ist von dem Künstler mit leidlichem Geschick zu dem Postamente der Statue und zu einigen umgebenden Steinhaufen verwendet.

Johannes Pfuhl enthüllte am 9. Juli vor der Burg Stein in Nassau das unter einem gothischen Baldachin aufgestellte Marmordenkmal des Freiherrn vom und zum Stein, eine würdige, wenn auch in keiner Weise außergewöhnliche Figur von solider Arbeit.

Digitized by Google

Am 26. August, dem Jahrestage der Schlacht von St. Jacob, wurde das wegen Mangel an Mitteln bisher nicht fertig gewordene Denkmal auf dem Schlachtfelde von St. Jacob eingeweiht, eine schlichte und etwas conventionelle Composition.

Historisch-politische Umschau.

Von

v. Wydenbrugk.

[5. December 1872.] Was vorausgesehen wurde, ist eingetreten: das **preußische Abgeordnetenhaus** hat die ihm neuerdings vorgelegte Kreisordnung unter Ablehnung aller Abänderungsvorschläge mit großer Mehrheit angenommen. Nicht bloß von den Gegnern des ganzen Gesetzes und von denen, welche es nur conservativer gestaltet wissen wollten, ist eine Reihe von Amendements eingebracht worden, auch von Seite der Fortschrittspartei geschah dasselbe. Aber es geschah in wesentlich verschiedener Absicht. Jene hätten gerne um jeden Preis ihre Abänderungsvorschläge durchgesetzt, unbekümmert, ob daran das Gesetz scheiterte oder nicht. Sie wollten theils die ganze Reform überhaupt nicht oder wollten sie doch nur unter der Voraussetzung einer wesentlichen Umgestaltung in ihrem Sinne. Sie stimmten deshalb auch nach Ablehnung ihrer Vorschläge am Schlusse der Berathungen gegen das Gesetz überhaupt. Ganz anders diejenigen Glieder der Fortschrittspartei, welche von ihrem Standpunkte aus eine Amendirung des Gesetzes beantragten. Sie wollten damit nur theoretisch ihren Standpunkt wahren, und sich nach außen hin den Rücken decken. Praktisch war es ihnen mit ihren Vorschlägen gar nicht Ernst. Sie wußten, daß ihre Annahme die ganze Reform auf unbestimmte Zeit gefährdet hätte: sie wußten aber auch im Voraus auf Grund der gepflogenen Parteibesprechungen, daß ihre Ablehnung gewiß war. Hätten sie auf Annahme derselben rechnen können, so würden sie, mit wenigen Ausnahmen, ihre Einbringung ganz unterlassen haben. Denn sie begrüßten die Reform immerhin als einen bedeutungsvollen Fortschritt, und wollten lieber das Gesetz in der vorgelegten Fassung als gar keines. Sie stimmten deshalb auch nach Ablehnung ihrer Amendements schließlich für die Vorlage.

Man beachte das Stimmenverhältniß bei der Schlußabstimmung. Die Kreisordnung wurde am 26. November mit 288 gegen 91 Stimmen angenommen. Die Minderheit setzt sich zusammen aus fast 50 Mitgliedern der conservativen Fraction, aus 13 Polen und dem größeren Theile des Centrums. Der kleinere Theil des Centrums und der Conservativen stimmte mit der Mehrheit, welche durch die geschlossenen Reihen der Nationalliberalen, der Fortschrittspartei und der Freiconservativen gebildet wurde. Einige Wenige enthielten sich der Abstimmung.

Das Abgeordnetenhaus hat neben der Annahme der Kreisordnung bis jetzt noch zwei politisch wichtige Beschlüsse gefaßt. Bei beiden stoßen wir auf ähnliche Minoritäten, nur daß die Fraction des Centrums geschlossen blieb, und der kleinere Theil der Conservativen mit ihr stimmte, außerdem die Polen. Dies war der Fall, als am

Digitized by Google

27. November über einen Antrag von Reichensperger und Genoſſen verhandelt wurde, der hauptſächlich darauf gerichtet war, eine Regierungsverfügung zu veranlaſſen, daß der römiſch-katholiſche Religionsunterricht am Gymnaſium zu Braunsberg nicht durch einen excommunicirten Religionslehrer (Dr. Wollmann) ertheilt werden könne. Es war ferner der Fall, als am folgenden Tage über den Mallinckrodt'ſchen Antrag verhandelt wurde, welcher die vom Miniſterium verfügte Ausſchließung der Mitglieder geiſtlicher Orden und Congregationen von der Lehrthätigkeit an öffentlichen Schulen angriff. Beide Anträge wurden durch Annahme einer motivirten Tagesordnung verworfen, der erſtere mit 264 gegen 83, der letztere mit 212 gegen 83 Stimmen. Beide Beſchlüſſe waren vorauszuſehen, die Verhandlungen aber ſind namentlich wegen des Auftretens des Cultusminiſters bemerkenswerth. Er bewegte ſich nicht in vagen Allgemeinheiten, ſondern bekannte Farbe.

An dieſe Abſtimmungen, namentlich an die über die Kreisordnung, knüpft ſich ein Vorgang, welcher Zeugniß giebt von der weiter fortſchreitenden inneren Zerſetzung jener conſervativen Partei Preußens, deren geiſtiger Nährvater Stahl bei ſeinen Lebzeiten war und auch noch lange nach ſeinem Tode geblieben iſt. Unmittelbar nach der Beſchlußfaſſung über die Kreisordnung conſtituirte ſich die altconſervative Fraction des Abgeordnetenhauſes neu und wählte in den Vorſtand nur ſolche Mitglieder, welche ſich bei jener Abſtimmung als ächt conſervativ in der Wolle gefärbt bewährt hatten. Dies gab hinwiederum die Veranlaſſung, daß ein namhafter Theil der Partei — man ſpricht von 40 bis 50 Mitgliedern, darunter der bisherige Vicepräſident von Köller — ausſchied und ſich am 28. November als eigene Fraction conſtituirte. Es heißt, daß ſie ſich den Namen „National-Conſervative" beilegen werden.

Vielleicht bildet dieſe fortſchreitende innere Zerſetzung der altconſervativen Partei eine Rechtfertigung für den rückſichtlich des **Herrenhauſes** nunmehr von der Krone gefaßten Entſchluß, der auf den erſten Blick allerdings befremden muß. In dem Maße, wie die Stunde näher rückte, in welcher von dem Könige das entſcheidende Wort über den Pairsſchub zu ſprechen war, drängten ſich natürlich noch einmal, und reger als zuvor, alle dieſer Maßregel feindlichen Einflüſſe an den greiſen Monarchen heran. Die Herrenhausmajorität, welche die Kreisordnung zuerſt im altconſervativen Sinne amendirt und dann dennoch im Ganzen verworfen hatte, ließ wiſſen, daß ſie diesmal gefügiger ſein wolle. Das Geſetz ſollte in keinem Falle unbedingt abgelehnt, auch ſollte ein Theil der früher beſchloſſenen Amendements preisgegeben werden. Um dies in einer möglichſt wenig auffallenden Weiſe zu erreichen, wollte ſich ein Theil der bisherigen Oppoſition bei den betreffenden Abſtimmungen fern halten. Weiter iſt man aber nicht gegangen. Man hat nichts von der Bereitwilligkeit vernommen, die Vorlage in ihrer jetzigen Faſſung unverändert anzunehmen. Die in der Conflictsperiode der Krone geleiſteten Dienſte wurden wiederholt in Erinnerung gebracht. In dem Miniſterium ſelbſt traten eine Zeit lang getheilte Anſichten hervor. Der Kriegsminiſter namentlich wollte nicht ſo weit gehen wie der Miniſter des Inneren. Die Kategorien, aus welchen die neuen Ernennungen zu erfolgen hätten, kamen in Frage, und vor Allem ihre Zahl. Statt 40 Ernennungen, an die zuerſt gedacht war, kam man auf 25, ſelbſt das Herabgehen auf 10 Ernennungen ward befürwortet. Fürſt Bismarck hatte immer noch ſeine angegriffene Geſundheit in Varzin zu pflegen: jeden Falles hielt er ſich fern, und man ſtand einmal nahe vor einem theilweiſen Miniſterwechſel.

Digitized by Google

Am 30. November Abends erfolgte nach einem Ministerrathe endlich die Entscheidung. Fünfundzwanzig Ernennungen fanden statt. Am 2. December wurden bereits die Namen der Ernannten bekannt. Die große Industrie und der Großhandel findet sich gar nicht und der große Grundbesitz fast nicht berücksichtigt. Die Wahl ist vorzugsweise auf höhere zum Theil nicht mehr im Dienste stehende Beamte und Militärs gefallen, daneben, wie es scheint, aber auch auf parlamentarische Befähigung Rücksicht genommen worden.

Vergegenwärtigt man sich die wichtigsten Abstimmungen des Herrenhauses bei der jüngsten Berathung der Kreisordnung, knüpft man seine Berechnungen nur an das dabei hervorgetretene Stimmenverhältniß, so erscheint der jetzt beschlossene Pairsschub offenbar als eine ungenügende halbe Maßregel, als ein Zuviel oder Zuwenig. Man würde damit weder eine Majorität zur Durchbringung der Kreisordnung erlangen, noch könnte man über das Schicksal einiger anderen wichtigen Vorlagen unbedingt beruhigt sein. Die Reform des Herrenhauses namentlich — wenn man daran anders denkt — könnte mit Aussicht auf Erfolg nicht in die Hand genommen werden.

Sinn hat die ganze Maßregel nur, wenn man annehmen darf, daß auch im Herrenhause die Abbröckelung von der altconservativen Partei, welche seit Jahren selbst in dieser Hochburg der Partei langsam aber stetig vorschreitet, seit dem Schlusse der letzten Session einen namhaften Fortschritt gemacht hat. Vielleicht hat das Ministerium dafür bestimmte Anhaltepunkte. Wenigstens ist es schwer zu denken, daß es in einer so hochwichtigen Frage der inneren Politik vollständig planlos und auf den bloßen Zufall hin gehandelt oder zugestimmt haben sollte. — —

Die durch die Sturmfluthen der Ostsee verursachten ganz außerordentlichen Verheerungen in unseren Küstenländern lenken dort und auch weiterhin den Sinn der Menschen und ihre Theilnahme im Augenblicke vielfach auf ein anderes Gebiet als das der politischen Parteikämpfe. Aber auch in weite Ferne zieht es die Erinnerung. Die Ankunft eines Negers, des General Brice aus Hayti in Berlin, steht in Beziehung zu dem Auftreten unserer jungen Reichsmarine an jenem Eilande, welches früher auch in dieser Umschau kurz beleuchtet wurde. Die Sache selbst ist und bleibt eine vollendete Thatsache. Leicht möglich indessen, daß sie zu einer regelrechten völkerrechtlichen Verbindung mit der Negerrepublik den Anstoß giebt, und daß der erste zuvorkommende Schritt von ihrem schwarzen Abgesandten ausgeht.

Nur im Vorbeigehen sei von heimatlichem Stoffe der für das Allgemeine weniger bedeutsamen Verhandlungen des sächsischen und des würtembergischen Landtages gedacht, des fast komischen Zankes, in welchem der Bischof von Passau mit den clericalen, patriotischen Bauernvereinen und einzelnen übereifrigen Eiferern in seiner Nähe lebt, endlich des in München zum Aufbruch gekommenen großartigen volkswirthschaftlichen Geschwüres der sogenannten Dachauer Banken. Wie sehr auch die volkswirthschaftliche Atmosphäre in welcher wir leben, mit Schwindelstoff — der Kehrseite des glücklich angeregten Unternehmungsgeistes — geschwängert sein mag: es ist doch unglaublich, daß der Spitzeder'sche Schwindel so plump hätte auftreten, sich so weit verbreiten, so lange sich halten und so colossale Summen hätte verschlingen können, wenn das nichtsnutzige Weib nicht ihrem ganzen Treiben zugleich einen frommen clericalen Anstrich gegeben hätte. Man kann an der ganzen Geschichte studiren, was in manchen Gegenden noch möglich ist, wenn man die Genuß- und mühelose Erwerbssucht mit einem ungesunden religiösen Wahne verkuppelt

Digitized by Google

und das Product dieser edelen Vermischung mit gierigem Sinne auf unaufgeklärte Massen losläßt, auf Arbeiter, Dienstboten, die ihre Sparpfennige, auf Bauern, die ihren Ueberfluß oder den Kaufpreis für ihre Güter darbieten, und auf noch andere Kategorien, die um so tiefer stehen, je höher gestellt sie sich meinen. —

Außerhalb unserer Gränzen bereitet sich manches Wichtige vor. Jenseits der Pyrenäen wird es nicht lichter sondern düsterer. In Rom tritt das wieder zusammengetretene Parlament bald vor einige das Papstthum von Neuem auf's äußerste erregende Gesetze. Ein Ministerwechsel bewegt Ungarn, und in Westösterreich rückt das Problem directer Reichsrathswahlen dem Ausführungsversuche näher. Aber ich beschränke mich heute darauf, im Anschluß an die letzte Umschau nur noch ein kurzes Wort über **Frankreich** und zwar über die Botschaft seines Präsidenten und deren unmittelbare Folgen zu sagen.

Die im glänzendsten Stile geschriebene Botschaft Thiers', welche er in der Sitzung der Nationalversammlung vom 13. November vorlas, zerfällt, obwohl in einem Flusse von Anfang bis zu Ende fortschreitend, doch innerlich in zwei Theile. Der Rückblick auf Vergangenes, der Blick auf die gegenwärtige Lage des Landes ist das Eine. Es schließt mit dem Gefühle hoher Befriedigung. „Diese Resultate, die wir Ihnen gar nicht zu unterbreiten wagten, wenn sie nicht der schlagende Beweis der Lebenskraft des Landes wären — wem danken wir sie? Wir danken sie einem einzigen Grunde, der energischen Aufrechterhaltung der Ordnung." Allgemeine geschichtliche Betrachtungen über die Wechselwirkung zwischen einer „ruhelosen Republik" und der Umkehr zu „einer Regierung, die man für stark hält weil sie keiner Controle unterliegt," bilden den Hintergrund für eine gewiß vergebliche Mahnung an die Radicalen, daß *sie vor Allem* für die Ordnung und für eine conservative Republik eintreten müßten, weil jede andere Republik von vorne herein zum Tode verurtheilt sei. Diese Mahnung sagt im Grunde nicht anderes als: die Radicalen nach Art Gambetta's möchten doch die Gefälligkeit haben, conservativ zu sein. Diese allgemeinen geschichtlichen Excurse bilden aber auch die Brücke von dem einen Theile der Botschaft zu dem anderen, von der Staatsverwaltung zu den Verfassungsfragen, von der Gegenwart zu den Zukunftsplänen. Zwei Stellen der Botschaft sind vor Allem bezeichnend. „Die Republik besteht; sie ist die gesetzliche Regierung des Landes; etwas Anderes anstreben bedeutet eine neue Revolution und die furchtbarste von allen. Verlieren wir nicht unsere Zeit damit, sie zu proclamiren; wenden wir diese Zeit lieber dazu an, ihr das wünschenswerthe und nothwendige Gepräge aufzudrücken! Eine von Ihnen vor einigen Monaten ernannte Commission gab ihr den Titel conservative Republik. Bemächtigen wir uns dieses Titels und trachten wir namentlich, daß er ein wohlverdienter werde!" Und am Schlusse: „Wir nähern uns einem entscheidenden Augenblicke. Diese republicanische Form war uns nur gelegentlich durch die Ereignisse aufgedrängt worden. . . . Jetzt blicken alle Parteien auf Sie und alle fragen sich: welche Form Sie wählen werden, um der Republik jene conservative Kraft zu geben, deren sie nicht entrathen kann. . . . . Gott verhüte, daß wir uns an Ihre Stelle setzen wollten! Aber wenn Sie in dem von Ihnen bestimmten Moment einige aus Ihrer Mitte erkoren haben werden, um diese capitale Aufgabe in Angriff zu nehmen, und wenn Sie dann unsere Ansicht zu wissen wünschen, so werden wir Ihnen dieselbe ehrlich und entschlossen mittheilen".

Wohin diese „Ansicht" des Präsidenten geht, konnte schon zur Zeit der Verlesung der Botschaft als ein öffentliches Geheimniß betrachtet werden. Die allmähliche Umbil-

Digitized by Google

dung der Nationalversammlung durch regelmäßiges Ausscheiden eines Theiles ihrer Mitglieder zu bestimmten wiederkehrenden Zeiten und theilweise Neuwahlen, Bildung einer zweiten Kammer, Feststellung der Amtsdauer des Präsidenten der Republik, Einräumung eines suspensiven Veto, die Bestimmung eines Vicepräsidenten für den Fall seines Abgehens sind in seinen Augen die wünschenswerthen Organisationen, um seiner Regierung und dem ganzen gegenwärtigen Zustande die Gewähr größerer Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu geben. Sie würden auch von selbst den weiteren Zweck erfüllen: die thatsächlich bestehende Republik in eine definitiv organisirte umzuwandeln. Längere Zeit stand ernstlich in Frage, ob Thiers nicht mit solchen positiven Vorschlägen vor die Nationalversammlung treten solle. So weit nun ist er nicht gegangen. Aber er suchte die Versammlung mittelbar zur Ausübung einer constituirenden Gewalt im republicanischen Sinne zu drängen.

War das weise, war es namentlich zeitgemäß? Gewiß, der gegebene staatsrechtliche Zustand in Frankreich ist höchst embryonisch. Der in der Eile hergerichtete Nothbau bedarf gar sehr des Ausbaues oder ist durch ein anderes Gebäude zu ersetzen. Aber das moderne Frankreich hat mit seinen planmäßigen Verfassungsgesetzen traurige Erfahrungen erlebt. Ihre Zahl ist Legion, und alle sind sie in die Todtenkammer geworfen. Dies tönt aus der Vergangenheit wie eine Warnung und wie eine Einladung, es lieber ein Mal mit der altenglischen Weise zu versuchen, ohne eigentliche Verfassung zu leben, den Beziehungen zwischen Parlament und Regierungsgewalt durch die Praxis Gestalt, Leben und Kraft zu verleihen, und durch die positive Gesetzgebung nur im Einzelnen, wie Zeit und Gelegenheit es fügt, nachzuhelfen. Aber freilich die Unterschiede zwischen hier und dort, zwischen sonst und jetzt sind ungeheuer. — Doch über Eines konnte für Thiers kein Zweifel bestehen, daß es nämlich in der Nationalversammlung vollständig an einer Majorität fehlt, welcher es Ernst wäre mit dem Ausbau einer solchen Republik, wie er sie denkt. Das Häuflein, welchem es damit Ernst ist, sitzt vornehmlich im linken Centrum. Linke und äußerste Linke wollen anders. Sie treten in kritischen Momenten nur für Thiers ein, weil sie denken, er arbeitet ihnen vor, und um jetzt die Gewalt nicht an die Monarchisten übergehen zu lassen. Das systematische Schweigen Gambetta's während der Verhandlungen über die Interpellation Changarniers und über die Botschaft ist recht bezeichnend. Die Monarchisten aber — und sie bilden immer noch die Mehrheit — wissen wohl, daß sie jetzt keinen Monarchen einsetzen können; sie lassen sich die Republik als Thatsache gefallen, aber sie wollen sich die Aussicht in die Zukunft nicht verbauen. Ohne dringende Noth wollen sie daher auf der jetzigen Grundlage nicht organisiren, um nicht die Rückkehr zur Monarchie, wenn ihre Möglichkeit am politischen Horizont erscheinen sollte, zu erschweren.

Bei dieser Sachlage erhebt sich die Frage: wenn unter dem bisherigen Zusammenwirken des Präsidenten der Republik und der Nationalversammlung trotz des formell mangelhaften staatsrechtlichen Zustandes die Dinge in Frankreich wirklich so über alle Erwartung gut gegangen sind, wie die Botschaft es in hellen Farben ausmalt, warum dann die in den thatsächlichen Verhältnissen liegende Kraft nicht noch ruhig eine Zeit lang fortwirken lassen, warum schon jetzt auf den constituirenden Weg drängen? Erschien nicht als der naturgemäße Zeitpunkt dafür *der* Tag, an dem die letzte Million der Kriegsschuld abgezahlt sein und das deutsche Heer den Boden Frankreichs verlassen wird? Damit wird die jetzige Nationalversammlung auch vor das Ende ihrer Tage gestellt. Wenn sie auch

Digitized by Google

dann noch nicht die Möglichkeit vor sich sieht, die Monarchie einzuführen — und dies wird schwerlich der Fall sein — so müßte sie, wenn man gewartet hätte, gern oder ungern, die Hand geboten haben, das Nöthigste zum Ausbau und zur Befestigung des gegebenen Zustandes vorzukehren, damit es nicht durch eine neue Versammlung in weniger conservativem Sinne geschehe.

Thiers hat nicht warten wollen, und die üblen Folgen davon treten deutlich hervor. Kerdrel hatte die Niedersetzung einer Commission beantragt, um zu prüfen, ob auf die Botschaft mit einer Adresse zu antworten sei, oder ob die souveräne Versammlung damit von ihrer Höhe herabsteigen würde. Die vorwiegend aus Monarchisten gebildete Commission gab, statt nur die Vorfrage zu prüfen, gleich eine Antwort auf die Botschaft selbst. Batbie beantragte als Berichterstatter Namens der Majorität: daß eine Commission von 15 Mitgliedern ernannt werde, um in kurzer Frist einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, welcher die Ministerverantwortlichkeit durchführt. Thiers war wiederholt in der Commission erschienen. Trotz seines formellen Entgegenkommens hatte man sich nicht verständigt. Vielmehr war der eigentliche Gegensatz, um den es sich handelt, erst recht scharf hervorgetreten. Die Majorität will sich nicht wie bisher durch das mächtig wirkende Wort des Präsidenten und die von ihm in jedem kritischen Augenblicke gestellte Regierungsfrage moralisch genöthigt sehen, der Freiheit ihrer Entschließungen Gewalt anzuthun. Im Verkehr mit ihr soll Thiers persönlich in den Hintergrund, ein verantwortliches Ministerium in den Vordergrund treten. Das Stellen der Regierungsfrage soll verschwinden und der durch freie Entschlüsse der Parlamentsmajorität bedingten Cabinetsfrage Platz machen. Thiers hingegen will sich und die Regierungsgewalt überhaupt fester und unabhängiger gestellt wissen. Der Antrag, welchen er durch den Justizminister Dufaure dem Commissionsantrage in der Versammlung entgegensetzen ließ lautete: „eine Commission von 30 Mitgliedern soll in den Bureaux ernannt werden, um die Beziehungen der Gewalten und die Bedingungen der Ministerverantwortlichkeit zu regeln". Er ward nach heftigem Kampfe am 29. November mit 372 gegen 335 Stimmen angenommen. Zum zweiten Male seit den wenigen Wochen der Wiedervereinigung der Nationalversammlung hatte sich Thiers veranlaßt gesehen, die Vertrauens- und die Regierungsfrage zu stellen (das erste Mal in Folge der Interpellation Changarniers). Zum zweiten Male hatte er die angestrebte Rolle eines Staatsoberhauptes mit der eines parlamentarischen Debaters auf der Tribüne zu vertauschen. Die Sorge, was aus Frankreich werden würde, wenn Thiers jetzt zurücktritt, hatte wieder eine Zahl von Mitgliedern des rechten Centrums und der Rechten veranlaßt, im Gegensatze zu dem, was sie wirklich wollen, so zu stimmen, daß sein Rücktritt nicht sofort unvermeidlich wurde. Und dennoch nur eine fictive Mehrheit von 37 Stimmen! Und welch verschiedenartige Elemente bildeten die 372 Stimmen. Das Journal des Debats, das ganz auf Seite des Präsidenten steht, sagte selbst: „Eine Mehrheit von dreißig und einigen Stimmen in einem Votum, welches deren mehr als 700 vereinigt, ist genug, um nicht zu sterben; wir zweifeln daran, daß sie hinreicht, um zu leben".

Man braucht nicht Pessimist zu sein, um die Ansicht zu gewinnen, daß so die Dinge nicht lange fortgehen können. Es ist ein laut redendes Zeichen der Zeit, daß die am 29. November in der Minorität gebliebenen Monarchisten schon am folgenden Tage Vergeltung übten und durch ein mit 305 gegen 298 Stimmen gefaßtes Mißtrauensvotum den Minister des Inneren nöthigten, um seine Entlassung zu bitten, welche ihm Thiers

Digitized by Google

auch bewilligte. Die Krisis hatte einen Adressensturm für die Thiers'sche Politik hervorgerufen, besonders von Gemeinderäthen. Sie hatten fast sämmtlich, um dem Verbote des Gesetzes auszuweichen, nicht amtlich als Gemeinderäthe und kraft eines Gemeinderathsbeschlusses, sondern als Individuen collectiv unterzeichnet. Aber die Majorität war dennoch der Ansicht, daß der Minister gegen die Urheber dieser an Thiers gerichteten Zustimmungsadressen, „gegen diese sträflichen Kundgebungen" hätte einschreiten müssen, und rief ihn „zur Beobachtung des Gesetzes zurück".

Dies Alles zusammengenommen sieht höchst zerfahren aus, wie ein Stück graues Elend auf politischen Boden verpflanzt.

Kleine Umschau.

Zu dem Aufsatze „über die Akustik großer Räume" (S. 117—119 dieses Bandes der „D. W.") ist uns von einem alten und eifrigen Leser unserer Zeitschrift freundlicher Weise ein bemerkenswerther weiterer Beitrag zur Aufhellung des interessanten Gegenstandes zugegangen, von dem wir in Kürze Kunde geben wollen. Es handelt sich nämlich um eine praktische Bewährung eines auf theoretischem Wege gefundenen Schemas für ein Musikgebäude mit vortrefflicher Akustik. In den „Jahrbüchern der Altonaer Singakademie" (erstes Heft, 1860, S. 57 fg.) wird berichtet, daß die Concerte aus der „Tonhalle" daselbst in den großen neuen Concertsaal des „Bürgervereines" übergesiedelt seien, dabei aber in akustischer Beziehung sich verschlechtert haben.

Der große Concertsaal des Bürgervereines ist 80 Fuß lang, 50 Fuß breit und 30 Fuß hoch, ein Oblongum mit platter, an den Seitenwänden etwas abgerundeter Decke, außer den Mitwirkenden 600 bis 650 Zuhörer fassend. In akustischer Beziehung ist der Bau im Ganzen als gelungen zu bezeichnen, wenngleich derselbe auf eine Auszeichnung vor anderen ähnlichen Sälen nicht Anspruch machen kann, und nicht von Fehlern frei ist. Während die Schallwirkung im leeren Saale eine überaus starke ist, verliert sie bei der Anfüllung desselben mit Zuhörern zu viel von der forttragenden Kraft des Tones, und volle Orchestermusik namentlich findet, wie es scheint, nicht den ausreichenden Raum, um sich gehörig abzurunden.

Es werden dann die verschiedenen Versuche und Ansichten, welche von Seiten der Wissenschaft über die Frage hervorgetreten sind, erörtert, auch Beispiele von guter und von schlechter akustischer Beschaffenheit, die zum Theil für und zum Theil gegen die verschiedenen Theorien sprechen, angeführt; woraus sich dann ergiebt, daß es damals der Wissenschaft noch an ausreichenden Regeln fehlte, und daß jedenfalls noch manche andere, noch nicht gehörig erklärte Umstände mitwirken welche Veränderungen in den Berechnungen hervorzubringen im Stande sind.

Der gewöhnlichen Verurtheilung der Tonnengewölbe gegenüber wird namentlich ein thatsächlicher Fall entgegengesetzt, wie derselbe nicht eclatanter gegeben werden kann. Die altonaer Tonhalle ist nämlich ein solches Tonnengewölbe, die vorzügliche Klangwirkung in derselben aber ist anerkannt, und dazu kommt, daß sie ihre Gestalt nicht etwa einem Zufalle, sondern den Vorkehrungen eines Mannes verdankt, dessen wissenschaftliche Studien sich auch besonders auf die Gesetze der Akustik erstreckten. Mutzenbecher spricht an einer Stelle seiner jährlichen Berichte sein Befremden darüber aus, daß man über eine zweckmäßige Form der Musikhallen speculire, während man die schönsten Hallen, die Denkmäler einer sinnvollen Vorzeit, reichlich genug in den Kirchen großer älterer Städte vor Augen hat. Diese enthalten meistens drei verhältnißmäßig sehr lange Säulenhallen, unter denen die mittlere sich zu einer außerordentlichen Höhe erhebt, und als Muster einer solchen Halle wird besonders die Marienkirche in Lübeck genannt. Indem Mutzenbecher sich solche Bauten zum Vorbilde nimmt, und seine Ansichten weiter entwickelt, kommt er zu dem

Digitized by Google

Resultate, daß eine „ununterbrochene Einhelligkeit der Reflexe", wie er eine vielfache und möglichst regelmäßige Durchkreuzung der ursprünglichen und der zurückgeworfenen Schallwellen bezeichnet, am besten in einem reinen Halbkreis- oder Tonnengewölbe zu erreichen ist, nämlich in einem solchen mit möglichst glatten Seitenwänden darunter, die bis auf eine gewisse Tiefe herab (z. B. bis zur Länge des Radius) durch keine Chöre (Emporkirchen) für den Hörer zugänglich zu machen sind. Die Dimensionen eines mit einem solchen Gewölbe versehenen, zur Aufführung größerer Tonstücke bestimmten Saales müssen seinen Angaben zufolge, um die schöne akustische Wirkung vollständig zu machen, die folgenden sein: der Saal muß $2^1/_2$ bis 4mal so lang sein, wie er breit ist, (und kann selbst noch länger sein) und die Höhe an senkrechter Wand eine Breite, mit dem Gewölbe $1^1/_2$ Breiten betragen, oder auch die Hälfte der Länge einnehmen.

Nach diesem Systeme baute Mutzenbecher seine Tonhalle, welche 4 bis 500 Personen fassend 75 Fuß lang, 30 Fuß breit und gegen 36 Fuß hoch ist, und der Erfolg war in akustischer Beziehung ein überaus günstiger. Der Klang jeglicher Musik in der Tonhalle, die Wölbung und Schwellung des Schalles ist eine so vorzüglich schöne, wie man sie selten hört, und die Tonbildung eine so gleichmäßige, daß man an jeder Stelle des Saales auch das leiseste Piano mit derselben Zuverlässigkeit und Klarheit hört, und nirgends eine Störung, eine Vervielfältigung oder Verdünnung des Tones vernimmt. Der Saal des Bürgervereines steht hinter diesem Erfolge sehr zurück, und seine akustischen Fehler würden nach der obigen Theorie die sein, daß er zu breit gegen seine Länge, oder gegen die Breite nicht lang und hoch genug ist, so wie gewiß auch die an der einen Seite ziemlich dicht unter der Decke befindlichen Seitenlogen (welche Räume jetzt bei Saalbauten überhaupt leider unvermeidlich scheinen) die gute Wirkung schwächen.

Der geehrte Herr Einsender hat jedenfalls Recht, wenn er den Passus über akustische Bauart in den von ihm verfaßten „Jahrbüchern" so schließt: „Wir glauben nichts Ueberflüssiges gethan zu haben, indem wir die obige Besprechung unseren Berichten hinzufügten. Die akustischen Vorzüge der Tonhalle verdienen jedenfalls, und namentlich den getheilten Ansichten über eine zweckmäßige Bauart gegenüber, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, um unter den Beispielen, welche als praktische Belege vortheilhaft akustischer Bauten aufgeführt werden, nicht übersehen zu werden."

Wir wollen gern dazu beigetragen haben, auf dieses Beispiel und die Erörterungen, denen es seine Entstehung verdankt, in weiteren Kreisen aufmerksam gemacht zu haben. B. M.

Todtenschau.

Bulwer, Sir Henry, Lord Dalling and Bulwer, älterer Bruder des berühmten englischen Romandichters, † am 27. Mai. Der Dahingeschiedene, der 1804 zu Heydon Hall in der Grafschaft Norfolk geboren wurde, war der Sohn William Bulwer's, eines der vier Generale, die von der Regierung mit der Vertheidigung Englands, als dieses von Napoleon I. mit einer Invasion bedroht war, beauftragt wurden. Obgleich ein zweiter Sohn, erbte er von seiner Großmutter ein bedeutendes Vermögen. Zu Harrow und Cambridge erzogen, verließ er die Universität ohne die Erlangung irgend eines Grades, um als Fähndrich in die königl. Leibgarden zu treten. Doch da er auch nicht die geringste Anlage zum Soldaten hatte, noch dem militärischen Leben irgend welchen Geschmack abgewinnen konnte, so verkaufte er sein Fähndrichspatent und wurde Diplomat. Im Jahre 1827 zuerst der Gesandtschaft in Berlin als Attaché beigegeben, gewann er, als er sich über Paris auf seinen neuen Posten begab, etwa 7000 Pfd. St. im Spiel: Diesen unverhofften Gewinn benutzte der aufgeweckte und lebenslustige junge Mann zum Ausgangspunkte und zum Fundamente seines Glückes als Diplomat. Zu der damaligen Zeit spielte man in Berlin in hohen Kreisen stark Whist, namentlich kamen beim Prinzen von Wittgenstein Partien zusammen, denen die leitenden Persönlichkeiten des Hofes angehörten. Die hohen Einsätze (nicht selten 500 Louisd'or der Rubber) hielten die Mitglieder der englischen Gesandtschaft entfernt mit Ausnahme Bulwer's, der

Digitized by Google

furchtlos sein soeben in Paris gewonnenes Capital riskirte. Obgleich keineswegs ein tüchtiger Whistspieler, gewann er doch sehr häufig und aus den zufälligen Gesprächen der fürstlichen Personen und der Gesandten an den Spieltischen erfuhr er ein gutes Theil über wichtige Dinge, von denen seine Vorgesetzten ausgeschlossen waren. Von Berlin ging Bulwer nach Wien und von da nach dem Haag, von wo aus er 1830, als die belgische Revolution ausbrach, nach Brüssel gesandt wurde, um die Fortschritte derselben zu überwachen und über die Möglichkeit ihres Erfolges Bericht zu erstatten. In Ausführung seines Auftrages wohnte er einer öffentlichen Versammlung bei, in der ein englischer Radicaler den Belgiern vorredete, daß sie, möge kommen, was wolle, auf die Unterstützung seiner Landsleute rechnen dürften. Bulwer seinerseits stand sofort auf und sagte: „Daß er selbst, das Mitglied einer Gesandtschaft, sehr wenig sei, daß sein Freund aber gar nichts und Niemand sei, und daß die Patrioten, zu denen zu sprechen er die Ehre habe, besser thäten, sich auf ihre eigenen patriotischen Anstrengungen zu verlassen, als auf die Versprechungen englischer Unterstützung, die ohne die geringste Autorität gemacht seien." Die Berichte des jungen Diplomaten waren so zufriedenstellender Art, daß er, als Belgien ein Königreich wurde, zum Legationssecretär in Brüssel aufstieg und später daselbst auch als Geschäftsträger fungirte. Im Jahre 1831 erwählte ihn der Flecken Conventry in das Unterhaus, wo er, später für das londoner Kirchspiel Marylebone, bis 1837 saß und zwei bis drei Reden, besonders über spanische Angelegenheiten im Jahre 1836 hielt, wodurch er dem üblen Rufe entging, ein stummer und gemeinplätziger Abgeordneter gewesen zu sein. Anfangs 1838 wurde Bulwer von Palmerston, der ihn ungeachtet seiner radicalen Ansichten, die er im Unterhause zur Schau getragen, wegen seiner Fähigkeiten und seines weltmännischen Tactes hochschätzte, als erster Gesandtschaftssecretär nach Constantinopel gesandt, wo er in Abwesenheit des Gesandten, Lord Ponsonby's, mit der Pforte ganz im Geheimen einen England höchst günstigen Handelsvertrag abschloß, nach dem auch Frankreich vergebens gestrebt hatte. Im Mai 1839 wurde er nach Paris in gleicher Eigenschaft versetzt und verblieb auf diesem Posten, während eines Theiles der endlosen Negotiationen über die Beziehungen des Vicekönigs von Aegypten zum Sultan. Bulwer verstand mit außerordentlicher Genauigkeit und Treue die bedeutsame und offene Sprache wieder zu geben, in der Lord Palmerston damals dem französischen Cabinette klar machte, wie sehr er seine Aufrichtigkeit bezweifle, und wie fest er entschlossen sei, sich weder in seinen Plänen hindern noch betrügen zu lassen. Bulwer wußte seinem Minister so gut zu dienen, daß der Sieg dem englischen Cabinette blieb und Thiers (1840) eine ernste Niederlage erlitt. Einige Jahre zuvor hatte der Verstorbene bereits sein Werk über Frankreich: „France: Social, Literary, Political" (2 Bde., London; Deutsch 2 Thle.: 1835 – 1836) veröffentlicht, dem 1836 seine „Monarchy of the Middle Classes" (2 Bde., London 1836; Deutsch 3 Thle.: Aachen 1836 – 1843) folgte, Bücher, die, voller genauer Beobachtungen und feiner Kritik, niemals ihren geschichtlichen Werth über die damaligen französischen Zustände verlieren werden. Um diese Zeit hatte er noch ein anderes Jahr in Frankreich zugebracht und seine Kenntnisse über dasselbe vollendet: wenige Engländer unserer Tage kannten Land und Leute jenseits des Canales besser als er, denn er hatte seinen Verkehr nicht einzig und allein auf die höheren Schichten der Gesellschaft beschränkt. Er kannte die „große Welt" und die „Halbwelt", er stand mit allen Autoren und Journalisten von Bedeutung in den intimsten Beziehungen. Lord Aberdeen, der Lord Palmerston im September 1841 als Minister des Aeußeren ersetzte, war mit den Berichten Bulwer's über Frankreich so zufrieden, daß er um deren Fortsetzung bat und ihm im November 1843 einen deutlichen Beweis seiner hohen Zufriedenheit dadurch gab, daß er ihn zum bevollmächtigten Minister in Madrid ernannte. Während seiner Mission in Spanien drang Bulwer mit außerordentlicher Leichtigkeit in die persönlichen und politischen Combinationen der dortigen Factionen. Hofintriguen und die Lenkung eifersüchtiger Stellenjäger waren seinem kosmopolitischen Geschmacke wahrscheinlich nicht zuwider, und es kann nicht bezweifelt werden, daß er seinen gesellschaftlichen Einfluß und seine Verbindung mit den Parteihäuptern zur Förderung der Absichten seiner eigenen Regierung zu benutzen suchte. Un-

Digitized by Google

glücklicherweise aber involvirt die Anknüpfung solcher Freundschaften zu gleicher Zeit bittere Feindschaften, und Narvaez, dem der englische Gesandte zuwider war, rächte sich auf die Gefahr hin, das englische Volk zu beleidigen, indem er Bulwer über die Gränze bringen ließ. Diese nationale Beleidigung wurde später vergessen und beigelegt, und der Verstorbene durch eine Mission nach America getröstet. In Washington reussirte er besser als zu Madrid; während der Dauer seiner Vertretung brachte er mit Clayton, damals Staatssecretär der Vereinigten Staaten, den Vertrag zu Stande, der heute den Namen der beiden Diplomaten trägt. Bulwer's letzte Stellung war die eines Gesandten zu Constantinopel, als Nachfolger des berühmten Lords Stratford de Redcliffe, wo er bis zu seiner Resignation im Jahre 1866 als eine der festesten Stützen der Palmerston'schen Politik im Orient galt. Als er nun nach langer Abwesenheit nach England zurückkehrte und seinen Sitz wieder im Unterhause einnahm, fand er sehr bald heraus, daß er für eine active Rolle in den politischen Kämpfen einer späteren Generation nicht mehr tauglich sei. Nur bei zwei oder drei Gelegenheiten zog er die Aufmerksamkeit des Hauses durch Reden über diplomatische Fragen auf sich und votirte beständig mit der Regierung, die ihn im März 1871 in Anerkennung seiner Verdienste im diplomatischen Fache in den Peerstand erhob. Obgleich Bulwer in früheren Jahren ein häufiger und ehrgeiziger Redner gewesen war, so entfaltete er doch niemals die Rednergabe, durch die sich sein Bruder, der Romandichter, hervorthat.

Was nun die Autorlaufbahn des Verstorbenen anbetrifft, so ließ er fast dreißig Jahre verstreichen, ehe er wieder ein Werk veröffentlichte und diese seine zweite Phase als Schriftsteller war, wenn auch kürzer, so doch bedeutender. Im Jahre 1867 gab er seine „Historical Characters" heraus, welche die aller ungleichsten Männer, wie William Cobbett, George Canning, James Mackintosh und Talleyrand umfaßten. Das Werk hatte bedeutenden Erfolg und erlebte in ganz kurzer Zeit vier Auflagen und Uebersetzungen in verschiedene europäische Sprachen.*)

Hierauf veröffentlichte er 1870 den ersten Band seines „Life of Lord Palmerston", in dessen Vollendung ihn der Tod unterbrach. Jedoch ist das Werk bis zur Epoche von 1848 bereits unter der Presse, und die Theile, die sich auf die Begebenheiten von 1851 und 1852 beziehen, sind vollständig im Manuscript. Ferner hat der Verstorbene die größere Hälfte eines Essais über Robert Peel vollendet, der mit einer Skizze der Laufbahn Lord Brougham's einen Theil eines 2. Bds. der „Historical Characters" bilden sollte.

Der Verewigte, der seit dem 9. December 1848 mit Charlotte Mary Wellesley, jüngster Tochter des ersten Grafen Cowley und Nichte des verstorbenen Herzoges von Wellington, verheiratet war, hinterläßt keine Erben, weshalb seine Titel und seine Peerswürde erlöschen.

Bulwer, der als Schriftsteller nicht unbedeutenden Ruhm erwarb, gehörte zu der Klasse von Diplomaten, die in ganz besonderer Weise den Zorn gewisser modernen Volkswirthe auf sich laden. Von ihm, als Mann von Welt, ohne Vorurtheil, verschmitzt und aalglatt, konnte man kaum annehmen, daß er mit starrer Aufmerksamkeit und vollem Ernste zu irgend welcher politischen Sache stand. Seine frühe Erfahrung im Hause der Gemeinen befähigte ihn wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade, die Gefühle seiner Landsleute zu verstehen, und mag gleichfalls dazu beigetragen haben, seine Beziehungen zu americanischen Politikern zu erleichtern, doch war er hauptsächlich und vor allen Dingen Diplomat, daran gewöhnt, nach Instructionen zu handeln und Gesellschaft als eine professionelle Pflicht zu cultiviren. Kein anderer Beruf würde es ihm möglich gemacht haben, einen so vortheilhaften Gebrauch von gesellschaftlichem Tacte und feinen Manieren zu machen. Es ist wohl möglich, daß, hätte er in seiner Heimat eine politische Laufbahn eingeschlagen, er sich eine achtenswerthe Stellung im Parlamente und im Amte erworben haben würde; doch um die Rolle eines Parteiführers zu spielen, dazu hatte er kaum Kraft und Ausdauer genug. Von Bulwer darf man ohne Nachtheil sagen, daß er so viel wie möglich aus sich machte, und daß er wahrscheinlich bis an sein Ende ein höchst angenehmes Leben führte.

*) Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, daß die „Geschichtlichen Charaktere" in autorisirter Uebersetzung von Dr. Karl Lanz neuerdings (1871) bei der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung (Leipzig und Heidelberg) in zwei Bänden erschienen sind.

Digitized by Google

Digitized by Google

89097349930

B89097349930A

Digitized by Google

Digitized by Google

89097349930

b89097349930a